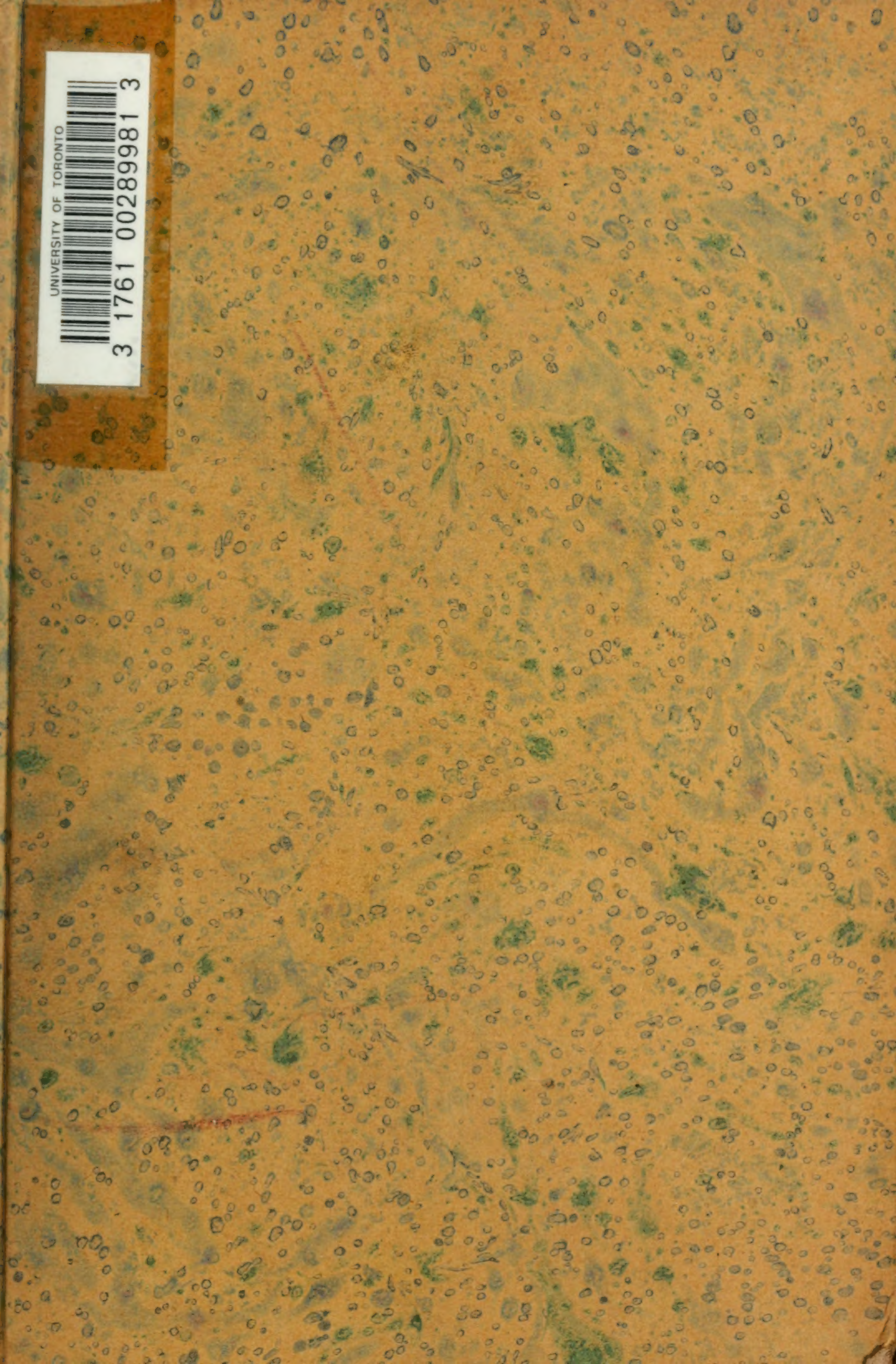
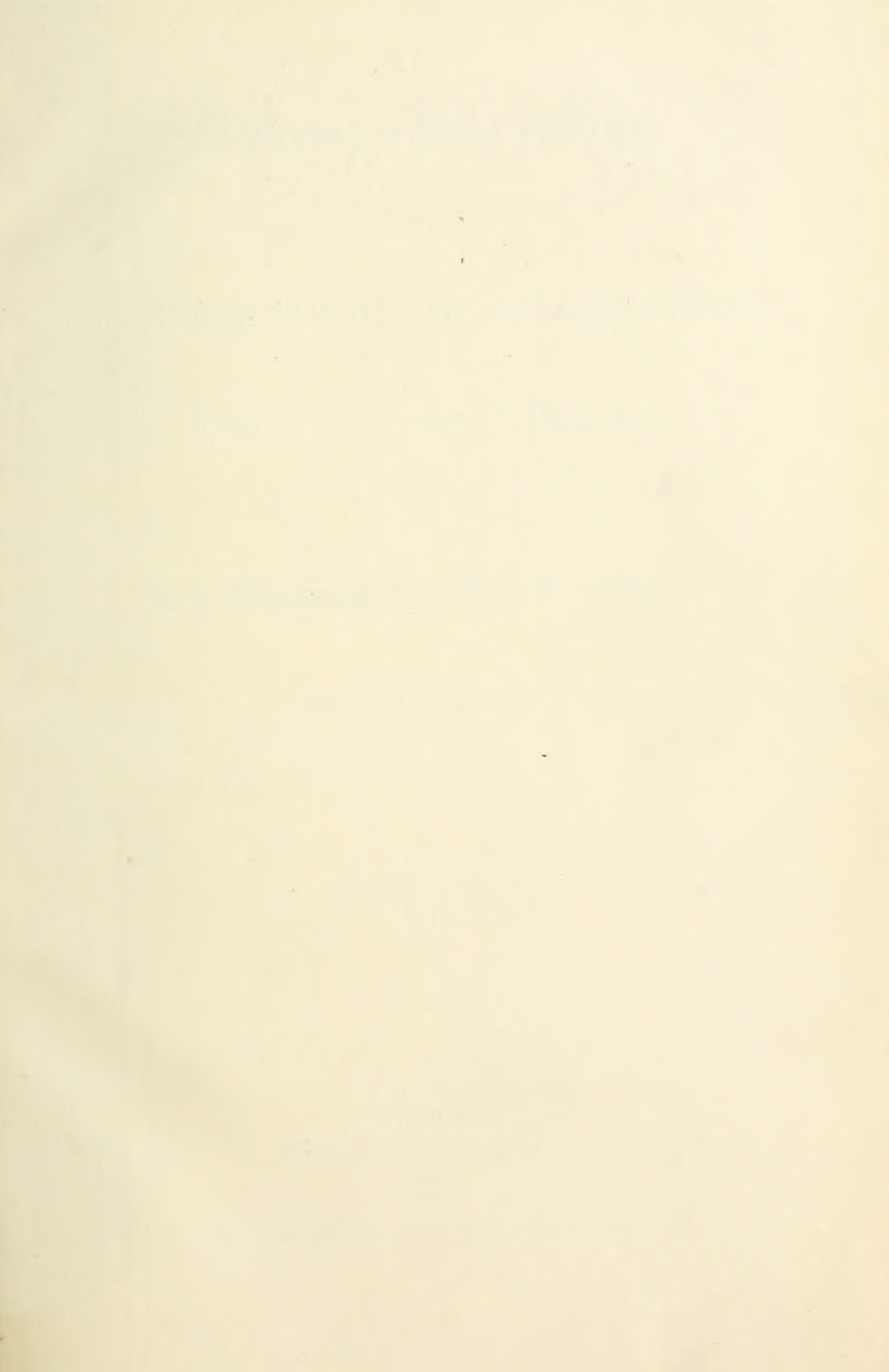

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00289981 3


OTTO HARRASSOWITZ





Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1899.

München
Verlag der k. Akademie
1899.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).



Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1899.

Erster Band.

München
Verlag der k. Akademie
1899.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Inhalts-Uebersicht.



Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 7. Januar 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Freiherr von Hertling hält einen Vortrag:

Descartes' Beziehungen zur Scholastik II.

erscheint in den Sitzungsberichten.

Historische Classe.

Herr Baumann hält einen Vortrag:

Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg seit dem März 1525

erscheint in den Sitzungsberichten.



Descartes' Beziehungen zur Scholastik.

Von **Georg Frhr. v. Hertling.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 7. Januar 1899.)[1]

II.

Dass der skeptische Prolog und die versuchte neue Grundlegung der Philosophie Descartes nicht verhindert haben, zahlreiche Bestandtheile der überkommenen Denkweise aufzunehmen und weiterzuführen, ist im Allgemeinen bekannt und schon längst hervorgehoben worden. Freudenthal in dem erwähnten Aufsatze findet seine Psychologie, seine Erkenntnisslehre, Ethik und Methaphysik erfüllt von scholastischen Anschauungen. „In der Lehre vom Raum, den Elementen und Qualitäten der Naturdinge, von Gott und seinen Attributen, den Beweisen für seine Existenz, der Schöpfung und Erhaltung der Welt, den Substanzen und ihrem Verhältnisse zu den Accidenzien, den einzelnen Ideen und der Vernunfterkenntniss, den thätigen und leidenden Zuständen der Seele, den Lebensgeistern, den Beziehungen des Willens zum Intellekt, endlich in seinen Ansichten über Religion und ihr Verhältniss zur Philosophie" soll, dem genannten Gelehrten zufolge Descartes' Abhängigkeit von der Scholastik sichtbar sein.

Die genauere Feststellung erfordert indessen eine Unterscheidung des mehrfachen Sinnes, in dem von einer solchen gesprochen werden kann.

Dass Descartes sich in weitem Umfange der scholastischen

[1]) Siehe Stzb. 1897 Bd. II S. 339—381.

Terminologie bedient hat, kann nicht überraschen: es war in den gegebenen Verhältnissen begründet. Zwar hat gerade der Umstand, dass er in seinen Schriften von der schulmässigen Form Umgang nahm, seine ersten epochemachenden Abhandlungen sogar französisch schrieb und auch in den lateinisch abgefassten sich einer klaren und durchsichtigen Sprache befleissigte, ganz erheblich dazu beigetragen, seine Lehre zu verbreiten und ihr Anhänger zu verschaffen. Es genügt, in dieser Beziehung auf das Zeugniss Locke's zu verweisen.[1] Andrerseits aber ist einleuchtend, dass es immer wieder Fälle geben musste, wo er sich auf den Gebrauch der herkömmlichen Formeln und Bezeichnungen hingewiesen fand. Bald war es das Bedürfniss, sich verständlich zu machen, welches ihn zwang, auch neue Gedanken in eine Sprache zu übersetzen, welche den Lesern geläufig war, bald liefen ihm ganz von selbst die eigenen Gedanken in den Bahnen fort, welche die seit Jahrhunderten ausgeprägte und entwickelte Terminologie vorzeichnete. Wenn er selbst gelegentlich ungenügende Bekanntschaft mit dem philosophischen Sprachgebrauch vorschützt,[2] so ist darauf nicht viel Gewicht zu legen.

Mit den Scholastikern unterscheidet er zwischen obiectum materiale und obiectum formale und versteht unter ersterem das Gebiet, auf welches sich die Untersuchung erstreckt, unter letzterem das, was nach der besonderen Absicht der jeweiligen Untersuchung innerhalb dieses Gebietes ausdrücklich in's Auge gefasst wird.[3] Er spricht von distinctio realis, modalis und distinctio rationis, identificirt die von ihm bevorzugte distinctio modalis mit der distinctio formalis des Skotus und unterscheidet sie von der distinctio rationis rationatae, die einen geringeren, wenn auch immerhin sachlich begründeten Unterschied ausdrückt, während er die jedes fundamentum in re entbehrende distinctio rationis ratiocinantis gänzlich verwirft, da wir, was

---

[1] Vgl. Hertling, J. Locke und die Schule von Cambridge S. 307.

[2] Responsiones quartae, p. 129 der Amsterdamer Ausgabe von 1654.

[3] Brief an Plemp aus 1637, II, 9 Clerselier; VI p. 362 Cousin.

keinerlei Grund in der Sache hätte, auch nicht denken können.[1]) Die Ausdrücke habitus[2]) und privatio[3]) sind ihm geläufig, mit der Schule unterscheidet er zwischen causae universales und particulares[4]) causae secundum esse und secundum fieri,[5]) zwischen amor concupiscentiae et benevolentiae,[6]) zwischen essentia und existentia,[7]) substantia completa und incompleta.[8]) Er weiss, dass Kenntniss der Principien von den Dialektikern nach dem Vorgange des Aristoteles nicht Wissenschaft genannt wird,[9]) er spricht von univoker und analoger Prädikation und erläutert die letztere durch das von Aristoteles im vierten Buche der Metaphysik gebrauchte Beispiel;[10]) die Berührbarkeit und Undurchdringlichkeit der Körper ist ihm ein proprium quarto modo iuxta vulgares logicae leges und zum Vergleiche bezieht er sich, wie herkömmlich, auf die risibilitas, die den Menschen auszeichnende, aber darum doch nicht sein Wesen constituirende Fähigkeit, zu lachen.[11]) Er liebt es, gelegentlich scholastische Lehrsätze zu citiren, so in dem Briefwechsel mit der Pfalzgräfin das „bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu“,[12]) oder in der Unterweisung für Regius „nullam substantiam creatam esse immediatum suae operationis principium“.[13])

---

[1]) Brief an P. Vatier S. J. vom Nov. 1642, I, 116 Clerselier; IX, p. 62 Cousin. Principia I, § 60; vgl. Resp. ad primas objectiones p. 62.

[2]) Brief an Regius vom Februar 1642, I, 89 Clerselier; VIII, p. 579 Cousin.

[3]) Meditatio quarta, p. 26; vgl. den Brief an die Pfalzgräfin Elisabeth vom Februar 1646, I, 9 Clerselier; IX, 366 Cousin.

[4]) Brief an die Pfalzgräfin, I, 9 Clerselier; IX, 366 Cousin.

[5]) Responsiones Quintae, appendix, p. 67.

[6]) Brief an Chanut vom 1. Februar 1647, I, 35 Clerselier; X, p. 3 Cousin.

[7]) Meditatio quinta, p. 32; Resp. ad prim. obiect., p. 60.

[8]) Respons. quartae, p. 122.

[9]) Resp. ad secundas obiect., p. 74.

[10]) Brief an H. More vom 5. Februar 1649, I, 67 Clerselier; X, p. 193 Cousin.

[11]) Ebenda.

[12]) I, 10 Clerselier; IX, 371 Cousin.

[13]) Vom 11. Mai 1641, I, 84 Clerselier; VIII, 511 Cousin.

Auffälliger ist, wenn im Eingange des Discours de la méthode die Ansicht, dass die Vernunft allen Menschen in gleicher Weise zukomme, durch die communis sententia der Philosophen gestützt wird, wonach sich Gradunterschiede nur innerhalb der Accidenzien, nicht aber zwischen den substanziellen Formen von Individuen einer Art finden.

Wie an dieser Stelle, so wird man auch anderwärts nicht fehlgehen, wenn man in der Anlehnung an den alten Sprachgebrauch gelegentlich eine gewisse Absichtlichkeit erkennt. Dass der zuvor genannte eifrige Vertreter der neuen Philosophie an der Universität Utrecht in einer seiner Thesen den aus den beiden Substanzen, Leib und Seele, zusammengesetzten Menschen ein ens per accidens genannt hatte, ist Descartes höchst ärgerlich. Der Ausdruck sei in diesem Sinne in den Schulen nicht gebräuchlich. Regius möge offen bekennen, dass er ihn missverstanden habe, und bei jeder Gelegenheit nachdrücklich erklären, er sehe in dem Menschen ein wirkliches ens per se, Geist und Körper seien realiter und substantialiter mit einander verbunden, so, wie die herkömmliche Ansicht dies besage, wenn auch niemand einen rechten Begriff davon habe.[1]) Nicht minder macht er es ihm zum Vorwurf, dass er, statt dem von Descartes in den Meteoren gegebenen Beispiele zu folgen, die substanziellen Formen und realen Qualitäten ausdrücklich verworfen habe.[2]) Er selbst ist vorsichtiger. Wenn er in den Regulae ad directionem ingenii sagt, er würde gerne auseinandersetzen quid sit mens hominis, quid corpus, quo modo hoc ab illa informetur,[3]) so könnte man vermuthen, dass er zur Zeit der Abfassung noch nicht mit der traditionellen Lehre gebrochen habe, welche in der Seele das mit dem Leibe zur Einheit verbundene, den ganzen Menschen innerlich ausgestaltende Princip erblickt. Aber noch in seinem systematischen Hauptwerk, den Principien, verdeckt er gelegentlich den von

[1]) I, 89 Clerselier; VIII, 579 Cousin.

[2]) Ebenda.

[3]) Regula XII zu Anfang.

ihm proklamirten schroffen Dualismus durch den Satz, dass die Seele den ganzen Körper informire.[1]) Verwandt damit, aber sachlich weniger zu beanstanden ist die Geflissentlichkeit, mit der er in seinen Erwiederungen auf die Einwürfe Arnauld's seine Uebereinstimmung mit Aristoteles in der Gleichsetzung der integra rei essentia mit der causa formalis hervorhebt.[2]) Dem vertrauten Freunde Mersenne gegenüber hält er mit seiner wirklichen Meinung nicht zurück, sondern bezeichnet die substanziellen Formen und realen Qualitäten als Hirngespinste.[3]) Auch der Satz, den Descartes in den Principien anführt,[4]) der Name Substanz komme Gott und den creatürlichen Dingen nicht in eindeutiger Weise, univoce, zu, gehört hierher. Schon H. Ritter hat bemerkt,[5]) dass derselbe bei Descartes nicht den gleichen Sinn habe, wie bei den Scholastikern, da nach der bekannten von dem ersteren aufgestellten Definition der Substanz der Name derselben in eigentlichem Sinne nur Gott beigelegt und von den Geschöpfen nur in uneigentlichem Sinne ausgesagt werden könne. Bei den Scholastikern dagegen wird durch jenen Satz nur der unüberbrückbare Abstand der Geschöpfe vom Schöpfer angedeutet, ohne zu behaupten, dass nicht auch die Geschöpfe im eigentlichen Sinne Substanzen seien.[6]) Ich habe früher gezeigt,[7]) dass und warum es Descartes bei der Abfassung der Principien ganz besonders am Herzen lag, den Unterschied seiner Lehre von der herkömmlichen Schulphilosophie möglichst zurücktreten zu lassen. Versichert er doch sogar in einem der letzten Paragraphen, er habe sich keines Princips bedient, welches nicht bei Aristoteles und allen anderen Philosophen anerkannt wäre, und seine Philosophie sei

---

[1]) Principia IV, § 189.

[2]) Resp. quartae, p. 129, p. 132.

[3]) Vom 28. Oktober 1640, II, 44 Clerselier; VIII, 377 Cousin.

[4]) I, § 51.

[5]) Geschichte der Philosophie, Bd. 10, S. 56.

[6]) Vgl. E. Ludwig, der Substanzbegriff des Cartesius, Philosoph. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft V, 167 ff.

[7]) Stzb. 1897. II. S. 376.

somit keine neue, sondern im Gegentheile von allen die älteste und am meisten geläufige.

Wichtiger als die von selbst sich ergebende oder auch absichtlich gesuchte Anlehnung an den scholastischen Sprachgebrauch ist der innere Zusammenhang der Denkweise und Lehre. Auch hier aber ist zur richtigen Würdigung sofort ein Punkt herauszuheben. Die Herrschaft der Scholastik war nicht auf die Schule beschränkt, sondern reichte beträchtlich darüber hinaus. Mochte man auch die weit ausgesponnenen logischen Regeln und die in der Naturphilosophie hergebrachten gelehrten Ausdeutungen den Lehrern und Schülern überlassen, die scholastische Theologie war längst durch das Medium der religiösen Unterweisung, durch Predigt und Erbauungslitteratur, in das allgemeine Bewusstsein übergegangen. Descartes hätte völlig aus dem christlichen Ideenkreise heraustreten, er hätte der gesammten durch und durch mit theologischen Elementen versetzten Denkweise seiner Zeit in bewusster Feindseligkeit den Rücken kehren müssen, um jeden Zusammenhang mit der Scholastik abzubrechen. Daran dachte er nicht. An der Religion, in der er erzogen war, festzuhalten, fordert die erste Regel seiner provisorischen Moral, die er im Discours de la méthode mittheilt. Ich habe nicht zu untersuchen, welchen Werth er innerlich den christlichen Heilswahrheiten beilegte, oder welche Macht auf das Leben sie für ihn besassen.[1]) Thatsächlich bewegt er sich ganz und gar in dem herkömmlichen Vorstellungskreise. Die religiösen Wahrheiten sind ihm ein Gegebenes; auch da wo er sie nach den Kategorien seiner neuen Philosophie zurecht zu legen sucht, nimmt er sie, wie er sie vorfindet, also in der ausgebildeten Gestalt, die sie durch die Arbeit der Jahrhunderte, von der Zeit der Kirchenväter an, erhalten hatten. Endlich aber wirkte hier Descartes bekannte Aengstlichkeit ein, die ihn gerade auf theologischem Gebiete alles vermeiden liess, was irgend hätte Anstoss erregen können.[2])

[1]) Vgl. Maurice Blondel, le Christianisme de Descartes, Revue de Metaphysique et de Morale, 4e année, Nr. 4, Paris 1896.

[2]) Vgl. die Aeusserung in den Responsiones quartae, p. 131: Haec

Sucht man nach Belegen für diese Stellungnahme, so mag sogleich an den Nachdruck erinnert werden, mit welchem er die Glaubenswahrheiten von dem methodischen Zweifel ausgenommen wissen will.[1] Ein andermal macht er geltend, dass die Annahme dunkler Glaubenslehren dem aufgestellten Princip, nur das klar und deutlich Erkannte für wahr zu halten, nicht widerspreche. Denn man müsse unterscheiden zwischen dem Inhalte und dem Grunde des Glaubens. Nur für den letzteren, der den Willen bewegt zuzustimmen, ist Klarheit erforderlich, aber auch, selbst wo es sich um undurchdringliche Glaubensgeheimnisse handelt, in der That gegeben, ja sogar mehr als bei irgend einer anderen, dem natürlichen Lichte der Vernunft zugänglichen Erkenntniss. Der Grund des Glaubens ist die Autorität der göttlichen Offenbarung.[2] Auch gibt es keine zweifache Wahrheit, und die Befürchtung wäre frevelhaft, dass etwas in der Philosophie als wahr Befundenes der Theologie widerstreiten könne.[3] Da er nun auf der einen Seite fest an die Unfehlbarkeit der Kirche glaubt, auf der anderen an der Stringenz seiner eigenen Beweise nicht zweifelt, so fürchtet er auch nicht, dass ein wirklicher Widerspruch bestehe zwischen seiner Philosophie und der kirchlichen Theologie.[4] Ausdrück-

vero prolixius hic persequutus sum quam res forte postulabat, ut ostendam summae mihi curae esse cavere ne vel minimum quid in meis scriptis reperiatur quod merito Theologi reprehendant. Sodann namentlich die beiden Briefe an Mersenne vom 22. Juli 1633 und 10. Januar 1634, Clerselier II, 75 und 76; VI, p. 236, p. 242 Cousin.

[1]) Resp. quartae, p. 135: . . . quodque ea quae ad fidem pertinent . . . . . semper exceperim, cum asserui, nulli nos rei assentiri debere, nisi quam clare cognoscamus, totius scripti mei contextus ostendit.

[2]) Responsio ad secundas obiectiones, p. 78. Principia I, § 31: Praeter caetera autem, memoriae nostrae pro summa regula est infingendum, ea quae nobis a Deo revelata sunt, ut omnium certissima esse credenda; et quamvis forte lumen rationis, quam maxime clare et evidens, aliud quid nobis suggerere videretur, soli tamen authoritati divinae potius, quam proprio nostro iudicio, fidem esse adhibendam.

[3]) Brief an P. Dinet, Appendix p. 152 f.

[4]) Brief an Mersenne vom Dezember 1640, II, 49 Clerselier; VIII, 407 Cousin.

lich bekennt er sich zu der von der letzteren angenommenen Scheidung verschiedener Gruppen von Wahrheiten und Problemen. Die Mysterien der Trinität und Inkarnation fallen ausschliesslich in das Bereich des Glaubens, das Dasein Gottes und die Geistigkeit der Menschenseele gehören zwar ebenfalls dem Glauben an, sind aber zugleich der Erforschung des menschlichen Verstandes zugänglich. Wie es dagegen mit der Quadratur des Cirkels stehe, ob sich mit Hülfe der Chemie Gold machen lasse und ähnliches, hängt mit dem Glauben in keiner Weise zusammen und unterliegt ausschliesslich dem Urtheile der menschlichen Vernunft. Es wäre ebenso falsch, Fragen der letzteren Art aus den Aussprüchen der h. Schriften beantworten, wie die eigentlichen Geheimnisse aus philosophischen Beweisgründen herleiten zu wollen. Nur das behaupten alle Theologen, es müsse gezeigt werden, dass auch die übernatürlichen Wahrheiten dem natürlichen Lichte der Vernunft nicht wiederstreiten. Was aber die andern, gleichsam in der Mitte liegenden Wahrheiten betrifft, so fordern sie die Philosophen ausdrücklich auf, sie nach Kräften durch Vernunftgründe zu erweisen.[1])

Mit der Versicherung, dass seine Philosophie nicht gegen die Religion und die kirchliche Theologie streite, verbindet Descartes nicht selten die andere, dass er sich um specifisch theologische Fragen nicht kümmere.[2]) Herbert von Cherbury's Buch De veritate ist ihm unsympathisch, weil darin Religion und Philosophie vermengt seien,[3]) und er beruft sich darauf,

[1]) Notae in Programma quoddam etc., p. 182 Ausgabe von 1654; I, 99 Clerselier; X, 70 Cousin. Vgl. den Brief an Mersenne vom 8. Januar 1641, II, 51 Clerselier; VIII, 434 Cousin, und die Aeusserung am Schlusse des Briefs an Zuytlichem vom 8. Oktober 1642, III, 120 Clerselier; VIII, 632 Cousin.

[2]) Je m'abstiens le plus qu'il m'est possible des questions de theologie. IX, p. 172 Cousin; I, 115 Clerselier. Ebenso in einem Briefe an Mersenne vom 30. August 1640 (III, 7 Clerselier, VIII, 322 Cousin): J'ai très expressement excepte en mon discours tout ce qui touche la religion.

[3]) Brief an Mersenne vom 27. August 1639, II, 30 Clerselier, VIII, 138 Cousin.

in seinen eigenen Schriften alles weggelassen zu haben, was die eigentliche Theologie angeht.[1]) In einem Briefe an Chanut erwähnt er die Lehre „einiger Philosophen", dass nur die christliche Religion durch die Lehre von der Menschwerdung uns zur wahren Gottesliebe befähige. Descartes ist anderer Ansicht, will aber die weitere Frage, ob eine solche Liebe ohne hinzutretende Gnade verdienstlich sei, den Theologen überlassen.[2]) Ebenso die andere, weit tiefer greifende, ob es der Güte Gottes entspreche, Menschen auf ewig zu verdammen. Denn wenn er auch den Argumenten der Freigeister keinerlei Kraft zuerkennt, ja sie für nichtig und lächerlich hält, so scheint es ihm andrerseits, dass man den Glaubenswahrheiten, welche die menschliche Vernunft übersteigen, Unrecht thut, wenn man sie durch menschliche im besten Falle doch nur Wahrscheinlichkeitsgründe liefernde Argumente zu stützen unternimmt.[3]) Steigert er hier seine Zurückhaltung noch über die angeführte grundsätzliche Unterscheidung hinaus, so hat er dieselbe bekanntlich anderwärts nicht festgehalten. Von der Behauptung, dass seine Philosophie nichts der katholischen Religion Widerstreitendes einschliesse, geht er gelegentlich über zu der andern, dass keine Philosophie besser als die seine geeignet sei, dieselbe durch vernunftgemässe Argumente zu stützen, und ganz besonders ist es das Geheimniss der Eucharistie, das sich, wie er meint, mit Hülfe seiner Principien am leichtesten erklären lasse.[4]) Ich gehe auf das Einzelne nicht ein. Die

[1]) Responsiones sextae, p. 159: Nunquam me theologicis studiis immiscui, nisi in quantum ad privatam meam institutionem conferebant, nec tantum in me divinae gratiae experior, ut ad illa sacra me vocatum putem. Itaque profiteor me nihil in posterum de talibus responsurum. Brief an P. Dinet, p. 161: Jam saepe testatus sum, nolle me unquam ullis Theologiae controversiis immiscere.

[2]) Brief an Chanut vom 1. Februar 1647, I, 35 Clerselier, X, 3 Cousin.

[3]) Brief an einen Unbekannten vom April 1637, I, 110 Clerselier, VI, 305 Cousin.

[4]) Brief an einen Jesuiten von La Flèche vom 24. Januar 1638, I, 114 Clerselier; VII, 376 Cousin; vgl. I, 115 Clerselier; IX, 162 Cousin. Brief an Mersenne vom 28. Februar 1641, II, 53 Clerselier; VIII, 491 Cousin.

Frage hat in der frühen Geschichte der Cartesianischen Philosophie eine Rolle gespielt, doch ist es den Anhängern der letzteren nicht gelungen, den von Descartes aufgestellten Erklärungsversuch zur Aufnahme in dem theologischen Lehrsysteme zu bringen.

Welch wichtige Stelle im Aufbau der Cartesianischen Philosophie die Lehre vom Dasein und den Eigenschaften Gottes einnimmt, ist bekannt. Dass er sich dabei nach Freudenthal's Ausdruck von der Scholastik abhängig erweist, ist nach dem zuvor Bemerkten und in dem angegebenen Sinne nicht anders zu erwarten. Er bedurfte dazu keines erneuten Studiums oder des bewussten Anschlusses an einen bestimmten Scholastiker. In seiner Beantwortung der Einwürfe von Caterus, welche unter den den Meditationen angehängten an der ersten Stelle stehen, sucht Descartes überdies, wenn auch nicht mit durchschlagendem Erfolge, die volle Uebereinstimmung seiner Auffassung mit der des Aquinaten darzuthun.[1]) Ganz deutlich aber klingt der Beweis für Gottes Güte und Vollkommenheit in der Form, wie Descartes ihn in seiner Beantwortung der Responsiones secundae gibt, an Thomas an.[2]) Gegen Gassendi beruft er sich zur Bekräftigung des einen seiner Gottesbeweise auf einen Satz, der bei allen Metaphysikern als zweifellos gelte, dass nämlich die Fortdauer unserer Existenz von dem fortdauernden Einflusse der göttlichen Causalität abhänge,[3]) oder — wie er es in einem ohne Zweifel an den nämlichen gerichteten Briefe ausdrückt — ohne den concursus Dei alles in's Nichts versinken würde.[4]) Es hat keinen Werth, die Reminiscenzen dieser Art vollständig zu sammeln.

Auch aus den Briefen gewinnt man hie und da den Eindruck, dass Descartes, so abschätzig er gelegentlich von den Scholastikern und ihrem werthlosen Hausgeräth redet,[5]) Ge-

[1]) Responsio ad primas objectiones, p. 59 f.

[2]) Vgl. Summa Theol. I, quaestio 4, art. 2.

[3]) Responsiones quintae p. 67.

[4]) Brief vom 25. Juli 1641, II, 16 Clerselier, VIII, 266 Cousin.

[5]) Notae in programma quoddam, p. 189; X, p. 106 Cousin.

wicht darauf legt, seine Vertrautheit mit der überlieferten Theologie hervortreten zu lassen.

Zu den durch das Medium der allgemeinen Bildung übernommenen Bestandtheilen lässt sich weiterhin auch dasjenige rechnen, was Freudenthal vermuthlich unter den Beziehungen des Willens zum Intellekt versteht. Es ist vollkommen aristotelisch, wenn Descartes lehrt, dass unser Wille nur das und nur insoweit erstrebt und flieht, was und inwieweit es ihm der Intellekt als gut oder böse hinstellt, und somit die Liebe, auch die ungeordnete, jedesmal das Gute zum Gegenstand habe.[1])

Interessanter aber, als diese Uebereinstimmung mit der von der Scholastik entwickelten und getragenen communis opinio, ist es, dass Descartes an einem Punkte der Gotteslehre mit Bewusstsein von der Auffassung abweicht, zu welcher die weit überwiegende Zahl der Theologen sich bekannte. Es ist das seine Lehre von der göttlichen Indifferenz.

Zwischen den verschiedenen Motiven, welche auf die Ausgestaltung des Gottesbegriffs einwirken, scheint eine gewisse Gegensätzlichkeit zu bestehen. In der einen Richtung gilt es, die transscendente schöpferische Ursache nach der Seite der Macht und Freiheit über alle Schranken und Grenzen hinauszuheben. Gott ist allmächtig, d. h. er kann alles, was er will. Aber muss er nicht auch alles wollen können? Heisst es nicht seine unendliche Machtfülle beschränken, wenn seinem Willen irgendwo eine Grenze gesteckt wird? Nichts also ist seiner Herrschaft entzogen. Wie das Sein der realen, so ist auch das Gelten der idealen Welt durch seinen Willen bedingt. Auch die der letzteren entstammenden, für unser menschliches Denken als nothwendig sich darstellenden Wahrheiten gelten nur, weil und solange Gott es will.

Andrerseits aber: die vernünftige Ordnung der Welt fordert ein vernünftiges Princip als ihre Ursache. Wir müssen Gott

---

[1]) Dissertatio de Methodo, p. 24 der Ausgabe von 1651; Brief an Chanut, I. 35 Clerselier, X, 3 Cousin, ebend. p. 18: L'amour, quelque déréglée qu'elle soit, a toujours le bien pour objet.

denken als höchste Vernunft, ein vernünftiges Wesen aber begreifen wir nur nach Analogie des eigenen Geistes. In der realen Welt geht die vernünftige Ordnung zurück auf einen ursprünglichen Plan. Die Gesetze, die in ihr herrschen, sind dazu da, den Plan durchzuführen und die einmal bestimmte Ordnung aufrecht zu erhalten. Ohne eigene innere Nothwendigkeit sind sie durch den Zweck des Ganzen bedingt. Die Wahrheiten der idealen Welt dagegen wollen nothwendig gelten. Es ist unmöglich, das Gegentheil zu denken, unsre Vernunft würde sich gegen sich selbst wenden, wenn sie den Satz des Widerspruchs aufheben oder die obersten Axiome der Mathematik leugnen wollte. Also tritt uns in diesen Wahrheiten das Reich der Vernunft selbst entgegen. Es sind ewige Wahrheiten, die darum auch für Gott Geltung besitzen, die seiner Willkür entzogen sind, die sich somit als Schranken seiner Freiheit darstellen. Gott kann nicht alles wollen, sondern nur das Gute und Vernünftige, aber es erhebt sich zugleich die Frage, ob er nicht das Gute und Vernünftige wollen muss und somit das, was er wirklich will, eine Forderung der Vernunft ist, der auch er sich nicht entziehen kann?

Die kirchliche Theologie löst den Gegensatz, indem sie dem göttlichen Willen das göttliche Wesen gegenüberstellt. Auf den ersteren führt sie die frei geschaffene reale Welt zurück, in diesem erblickt sie den unveränderlichen Urgrund der idealen Welt. Daher ist alles gut und vernünftig, was Gott will, ja er kann nur Gutes und Vernünftiges wollen, aber nicht so, dass damit seiner Macht und Freiheit ein ihr Fremdes entgegenträte, dem sie sich unterwerfen müsste, sondern so, dass in dem unendlich vollkommenen Wesen Gottes der letzte Grund alles Vernünftigen und Guten ist, weil alles idealen Seins mit dem ganzen Umfange der Beziehungen, die es einschliesst, also auch alle metaphysischen und moralischen Gesetze.

Unter den Scholastikern hatte Abälard die eine dieser Gedankenreihen bis zum letzten Ende durchgeführt und als der erste den sogenannten Optimismus aufgestellt. Gott musste schaffen, weil es besser war, als nicht zu schaffen; er musste

diese wirklich vorhandene Welt schaffen, weil es besser war, diese, als eine andere mögliche zu schaffen. Die wirklich vorhandene Welt ist sonach die beste unter allen möglichen.

Das andere Extrem war bisher überwiegend, wenn nicht ausschliesslich, in der Form des sogenannten Moralpositivismus aufgetreten. Suarez[1]) nennt Occam, Gerson, Peter von Ailly und Andreas von Newcastle als Vertreter der Ansicht, wonach das Sittengesetz ganz und gar vom Willen Gottes abhänge, sozwar, dass eine Handlung nur böse sei, weil und insoweit sie von Gott verboten ist, und die nämliche Handlung eine gute würde, wenn Gott sie beföhle, es somit ein an sich Gutes und Böses nicht gebe. Dieser Denkweise huldigt nun auch Descartes, und zwar so, dass er vor den schroffsten Consequenzen nicht zurückschreckt.

Die Veranlassung, sich dazu vor der Oeffentlichkeit zu bekennen, ist eigenartig. Aus dem, was in der vierten Meditation über Willensfreiheit ausgeführt ist, hatte einer der Theologen, deren Meinung Mersenne im Auftrage des Verfassers eingeholt hatte, das Bedenken geschöpft, derselbe bewege sich in den Bahnen Abälards. Denn sei die Freiheit im Sinne einer völligen Indifferenz, wie dort zu lesen, eine Unvollkommenheit, welche in dem Masse aufgehoben werde, als unser Verstand klar und deutlich erkennt, was man glauben, was thun und was meiden soll, so hebe eine absolut klare und deutliche Erkenntniss die Freiheit ganz auf. Gott also, dem diese vollkommene Erkenntniss zugeschrieben werden müsse, könne sich nicht von Ewigkeit her indifferent gegen Schaffen und Nicht-Schaffen, Schaffen dieser oder unzähliger anderer Welten verhalten haben, was doch Glaubenslehre sei.[2]) Möglich, dass Descartes Redaktion den Einwand schärfer zugespitzt hat, als er es in der Fassung eines kundigen Theologen ursprünglich gewesen sein mochte, jedenfalls zeigt er sich in seiner

[1]) De legibus, lib. 2, cap. 6, nr. 4. — Ueber die Bedeutung der Frage für die englische Philosophie des 17. Jahrhunderts vgl. J. Locke und die Schule von Cambridge, S. 126 ff.

[2]) Objectiones sextae, p. 151.

Antwort[1]) bemüht, gerade umgekehrt, den soweit als möglich überspannten Begriff der göttlichen Freiheit als ein Bestandstück seiner Denkweise hervortreten zu lassen. Die Natur der Freiheit, führt er aus, ist anders in Gott, anders in uns. Es wäre ein Widerspruch, anzunehmen, dass der Wille Gottes sich nicht von Ewigkeit her indifferent verhalten habe gegen alles, was geworden ist oder jemals werden wird. Und warum? Weil nichts Wahres oder Gutes, nichts, was zu glauben, zu thun oder zu meiden wäre, ersonnen werden kann, dessen Idee früher im göttlichen Verstande gewesen wäre, als sich der göttliche Wille dazu bestimmt hätte, zu bewirken, dass es ein sobeschaffenes sei. Und zwar ist hier nicht von zeitlicher, sondern von innerer und sachlicher Priorität die Rede. Was abgelehnt werden soll, ist der Gedanke, dass die Idee eines Guten oder Besseren den göttlichen Willen angetrieben habe, das eine statt des anderen zu wählen. „So wollte Gott beispielsweise nicht darum die Welt in der Zeit schaffen, weil dies besser war, als sie von Ewigkeit zu schaffen, und er wollte nicht, dass die drei Winkel eines Dreiecks gleich seien zweien Rechten, weil er erkannte, dass das Gegentheil nicht möglich sei, sondern umgekehrt: weil er die Welt in der Zeit schaffen wollte, darum ist es so besser, als wenn er sie von Ewigkeit her geschaffen hätte, und weil er wollte, dass die drei Winkel eines Dreiecks mit Nothwendigkeit zweien Rechten gleich seien, darum ist dies wahr und ein anderes Verhalten nicht möglich, und so im übrigen."

In der Diskussion mit Gassendi war der Punkt ebenfalls zur Sprache gekommen und Descartes hatte erklärt, dass auch die Wesenheiten der Dinge und die mathematischen Wahrheiten keineswegs von Gott unabhängig seien, sondern weil Gott es so gewollt und so angeordnet habe, darum seien sie unabänderlich und ewig.[2]) Aber in welchem Sinne ist diese Abhängigkeit zu verstehen? So war von jener theologischen

[1]) Responsiones sextae, p. 160

[2]) Responsiones quintae, Appendix, p. 72.

Seite gefragt worden. In welchem Causalitätsverhältnisse steht Gott zu den ewigen und unveränderlichen Wahrheiten? Konnte er bewirken, dass die Natur des Dreiecks eine andere wäre, als sie ist? dass die Winkelsumme nicht gleich wäre zweien Rechten? dass der Satz: zweimal vier ist acht, falsch wäre?[1]) Descartes erwidert: Die Unermesslichkeit Gottes schliesst die Möglichkeit aus, dass irgend etwas nicht von ihm abhängig wäre, da vielmehr alles von ihm abhängig ist, die ideale so gut, wie die reale Welt. Die metaphysischen so gut wie die moralischen Wahrheiten hängen von Gott ab, wie das Gesetz von dem Gesetzgeber. Freilich können wir nicht begreifen, wie zweimal vier nicht acht sein sollte, aber daraus folgt nicht, dass Gott es nicht so hätte einrichten können.[2])

In den Briefen kommt Descartes ebenfalls wiederholt auf die Frage zurück und fügt hinzu, die Schwierigkeit, die es macht, jene einfachsten Wahrheiten als nicht geltend oder durch ihr Gegentheil ersetzt zu denken, verschwände bei der Betrachtung von Gottes schrankenloser Vollkommenheit auf der einen und der Beschränktheit unseres Geistes auf der anderen Seite. Und darum will er nicht einmal behaupten, Gott hätte nicht machen können, dass ein Berg ohne Thal, oder dass die Summe von eins und zwei nicht drei wäre.[3])

Es ist hier nicht die Aufgabe, das Problem selbst einer eindringenden Erörterung zu unterziehen. Aber die Frage drängt sich auf, ob Descartes in seiner Auffassung vielleicht

---

[1]) Obiectiones sextae, p. 152.

[2]) Responsiones sextae, p. 162.

[3]) Brief vom 20. Mai 1630, I, 112 Clerselier; VI, 130 Cousin, von 1637 (?), I, 110 Clerselier; VI, 305 Cousin; vom 15. Mai 1644, I, 115 Clerselier; IX, 162 Cousin; vom 29. Juli 1648, II, 6 Clerselier; X, 156 Cousin. Ebend. p. 163: Pour moi, il me semble qu'on ne doit jamais dire d'aucune chose qu'elle est impossible à Dieu; car tout ce qui est vrai et bon étant dépendant de sa toute-puissance, je n'ose pas même dire que Dieu ne peut faire une montagne sans vallée, ou qu'un et deux ne fassent pas trois; mais je dis seulement qu'il m'a donné un esprit de telle nature, que je ne saurais concevoir une montagne sans vallée, ou que l'agrégé d'un et de deux ne fasse pas trois.

unter dem Einflusse einer bestimmten Richtung oder Schule innerhalb der scholastischen Philosophie stand? Die Frage geht in ihrer Tragweite über das einzelne Problem hinaus. Freudenthal lässt Descartes auch in der Lehre von dem Verhältnisse der Accidenzien zu den Substanzen von der Scholastik abhängig sein. Aber dies trifft im besten Falle zu, wenn man dabei an die Schule der Nominalisten denkt. Denn Descartes verwahrt sich ausdrücklich dagegen, dass die von den Dingen unterschiedenen Eigenschaften der Dinge ihrerseits als Realitäten zu gelten hätten, und macht sie zu blossen Modi.[1] Damit nimmt er in bestimmter Weise Stellung zu einem Problem, welches die Scholastiker in verschiedene Lager spaltete. Bei den Nominalisten hatte nun auch der Moralpositivismus seine Vertreter, wie die zuvor angeführten, sämmtlich dieser Schule angehörigen Namen beweisen. — Sollte in La Flèche vielleicht eine nominalistische Richtung den philosophischen Unterricht beherrscht haben, die ihren Einfluss auf Descartes geltend machte, als er schon längst der Scholastik im Ganzen den Rücken gekehrt und neue Bahnen eingeschlagen hatte? Dass bei der englischen Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts von einer solchen Nachwirkung der in Oxfort herrschenden Richtung gesprochen werden kann, hat insbesondere Remusat hervorgehoben.

Zu Ostern 1604 wurde Descartes, damals neun Jahre alt, in das Jesuitencolleg zu La Flèche gebracht. Nach Baillet, welcher sich auf den herkömmlichen Unterrichtsplan bezieht, begann er das Studium der Philosophie im Herbst 1609 mit der Logik, woran sich in den folgenden Jahren zuerst die Moral anreihte, dann Physik und Metaphysik. Wer damals in La Flèche Philosophie docirte, wusste man bis vor kurzem nicht. Descartes selbst erwähnt, auch da wo er von dem ihm ertheilten philosophischen Unterrichte spricht, niemals den Namen eines Lehrers. Baillet, aus dem die Späteren fast aus-

[1] Responsiones sextae, p. 162. Völlig nominalistisch sind auch die Aufstellungen Principia I. § 56 u. ff.

nahmslos ihre biographischen Nachrichten geschöpft haben, kennt ihn nicht. Auch die bekannte Litteratur über die Gelehrten und Schriftsteller des Jesuitenordens lässt hier völlig im Stiche. Erst die Einsichtnahme der im Archiv des Gesu in Rom noch vorhandenen Listen des Collegs durch den Verfasser eines im Jahre 1889 erschienenen Werks über La Flèche hat ergeben, dass bei Beginn des Schuljahrs 1609 der P. Franz Varon Logik vortrug, im folgenden Jahre Physik und 1611 Metaphysik. Man kann hiernach mit Bestimmtheit annehmen, dass dieser der Lehrer Descartes' war.[1])

Einige kleine Schwierigkeiten bleiben allerdings zurück. Der Moral scheinen die erwähnten Listen keine Erwähnung zu thun. Physik und Metaphysik, welche Baillet zusammen nennt und in das letzte Schuljahr verlegt, vertheilen jene auf zwei Jahre. Auch könnte eine Aeusserung im Discours de la méthode dahin gedeutet werden, dass der philosophische Unterricht in La Flèche in der Hand von mehreren lag.

Das eigentliche Fach des P. Varon war die Philosophie dem Anscheine nach nicht. Seine Stärke war die Controverstheologie.[2]) Vielleicht erklärt sich daraus, dass die Persönlichkeit keinerlei Spuren in dem Gedächtnisse seines berühmten Schülers zurückliess. Ob er an der Abneigung schuld war, mit der dieser bei seinem Austritte aus der Schule der Philosophie den Rücken kehrte, mag dahin gestellt bleiben. Der Gedanke aber, einen Zusammenhang herzustellen zwischen einer besonderen in La Flèche vertretenen Schuldoktrin und Descartes' späteren Ansichten, muss aufgegeben werden. P. Varon hat nichts Philosophisches veröffentlicht. Dass er die Lehre von der absoluten Indifferenz Gottes vorgetragen habe, ist bei der ganzen theologischen Haltung des Ordens, dem er angehörte, nicht anzunehmen. Ob er in anderen Beziehungen nominali-

[1]) Un Collège des Jésuites au XVII et XVIII siècle, le Collège Henri IV de la Flèche par le P. Camille de Rochemonteix. Le Mans 1889. Die auf Descartes bezüglichen Nachrichten t. IV, p. 50 ff.

[2]) Ebenda p. 52.

stischen Tendenzen huldigte und die eine oder andere Autorität dieser Schule hochhielt, lässt sich nicht ausmachen.

Wo also Descartes in seinen Aufstellungen mit Lehrmeinungen zusammentrifft, welche nicht Gemeingut der Scholastik waren, sondern speciellen Richtungen innerhalb derselben angehörten, muss es offen gelassen werden, ob das Zusammentreffen ein zufälliges ist, ob eine Erinnerung an früher Gehörtes mitspielt, oder ob sich für Gedanken, die sich ihm als Consequenzen eines einmal eingenommenen Standpunktes herausgestellt hatten, nachträglich die Anlehnung an eine Fassung ergab, welche die gleichen oder nahe verwandte Gedanken bei einem früheren Philosophen gefunden hatten. Um ein Beispiel anzuführen, so hat Descartes bekanntlich die Ursache des Irrthums mit besonderem Nachdruck in den Willen verlegt. Der Wille als Ursache des Irrthums findet sich nun auch bei Suarez, und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft einer Stelle, auf welche Descartes in den Responsiones Quartae verweist, um derselben einen Beleg für die von ihm gebrauchte Ausdrucksweise zu entnehmen.[1])

Die Aeusserungen über die göttliche Indifferenz führen übrigens noch auf eine ganz andere Fährte. In einem Briefe an einen Ungenannten schreibt Descartes, er freue sich, von diesem gehört zu haben, dass die von ihm selbst vertretene Auffassung der göttlichen Freiheit völlig mit derjenigen übereinstimme, welche der P. Gibieuf in seinem Buche de libertate Dei et creaturae entwickelt habe. Er kenne das Buch nicht, werde es sich aber zu verschaffen suchen.[2]) In einem Briefe an Mersenne bestätigt er die Uebereinstimmung und gründet darauf die Hoffnung, dass der gelehrte Oratorianer auf seine

[1]) Responsiones quartae, p. 129 verweist Descartes auf Suarez, Metaphys. disp. 9, sect. 2, num. 4. Ebendort heisst es unter num. 5: Quoad exercitium vero propria causa est voluntas ipsius hominis iudicantis, quod universale est in omni iudicio falso.

[2]) I, 110 Clerselier; VI, 305 Cousin. Das genannte Werk erschien Paris 1630.

Seite treten werde.[1] Von demselben ist früher in anderem Zusammenhange die Rede gewesen.[2] Er gehörte dem Kreise des Cardinals Berulle an, in welchen auch Descartes vorübergehend eingetreten war und Eindrücke empfangen haben könnte. Vielleicht, dass ein weiteres Verfolgen dieser Spur zu bestimmten Ergebnissen führen würde.

Verwerthung der schulmässigen Terminologie, Uebernahme von Bestandtheilen der scholastischen Philosophie, welche in das Bewusstsein der gebildeten Welt übergegangen waren, und gelegentliches Zusammentreffen mit Lehrmeinungen einzelner Scholastiker, ohne dass darum schon gleich eine direkte Beeinflussung angenommen werden müsste, das sind die drei Gesichtspunkte, unter denen von einem Zusammenhang Descartes' mit der alten Schule gesprochen werden kann, und unter denen die von Freudenthal ohne nähere Unterscheidung aufgezählten Belege zu prüfen sind. Von dem grösseren Theile ist dies in dem Vorangehenden geschehen, anderes würde sich ohne Mühe einordnen lassen; nur ein Punkt bedarf noch einer besonderen Betrachtung. Zu den Lehrmeinungen Descartes', welche seine Abhängigkeit von der Scholastik bekunden, soll auch die von den angeborenen Ideen gehören. Kenner der Scholastik werden geneigt sein, diese Behauptung völlig abzulehnen und zu betonen, dass die genannte Lehre derselben in allen ihren Gruppen und Verzweigungen fremd geblieben sei, und hierin gerade einer der markantesten Unterschiede liege, welche die neue Philosophie von der älteren trennen. Indessen wäre die Sache damit keineswegs abgemacht, vielmehr lässt sich hier an einem interessanten Beispiele zeigen, wie gewisse Vorstellungsweisen durch die Geschichte der Philosophie hindurchwirken, zeitweilig gleichsam latent werden, dann aber plötzlich mit besonderem Nachdrucke hervortreten.

Selbstverständlich kann hier keine vollständige Geschichte der angeborenen, oder, wie man nach Euken's richtiger Be-

[1] Vom 22. April 1641, II, 54 Clerselier; VIII, 504 Cousin.
[2] II, 1897, S. 352.

merkung allein sagen sollte, der eingeborenen Ideen gegeben werden. Nur um die Umrisse zu einer solchen kann es sich handeln. Dabei muss als Kern- und Grundgedanke der Lehre die Annahme gelten, dass nicht, was dem gewöhnlichen Bewusstsein immer am nächsten liegen wird, unser gesammtes Wissen und Verstehen allmälig von aussen erworben wird, sondern ein näher zu bestimmender Bestandtheil desselben irgendwie und in irgend einer Form ursprünglich gegeben ist. Bei Plato, dem zuerst die Nothwendigkeit einer derartigen Annahme aufleuchtete, ist Begriffliches und Bildliches noch ungeschieden, aber die Lehre von der Wiedererinnerung spricht doch deutlich die Vorstellung von einem ursprünglichen Besitzstande fertiger Erkenntnisse aus. „Da die Seele unsterblich ist," heisst es im Meno (81 C), „und oftmals geboren, und, was hier ist und in der Unterwelt, alles erblickt hat; so ist auch nichts, was sie nicht hätte in Erfahrung gebracht. So dass nicht zu verwundern ist, wenn sie auch von der Tugend und allem andern vermag sich dessen zu erinnern was sie früher gewusst hat. Denn da die ganze Natur unter sich verwandt ist, und die Seele alles inne gehabt hat: so hindert nichts, dass wer nur an ein einziges erinnert wird — was bei den Menschen lernen heisst — alles übrige selbst auffinde, wenn er nur tapfer ist und nicht ermüdet im Suchen." Und im Phädrus (249 B) wird dieser ursprüngliche Besitzstand ausdrücklich als das specifische Merkmal der Menschenseele bezeichnet: „Denn eine Seele, die niemals die Wahrheit erblickt hat, kann auch niemals die Gestalt des Menschen annehmen, denn der Mensch muss das auf die Gattungen sich beziehende begreifen, welches als Eines hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefassten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von jenem, was einst unsere Seele gesehen."

Eben hiergegen wendet sich Aristoteles. Fertige Erkenntnisse, um die wir doch nicht wissen sollen, scheinen ihm ein Ungedanke zu sein. Als ursprünglich gegeben gilt ihm lediglich das Vermögen, die Anlage, Kenntnisse zu erwerben. Aber genügt eine solche blosse Anlage? Müssen wir nicht,

um das Vorhandensein gewisser, bei allen Menschen gleichmässig wiederkehrender und somit von den Zufälligkeiten individueller Erfahrung unabhängiger Erkenntnisse zu begreifen, eine ganz bestimmt gerichtete Disposition der menschlichen Vernunft annehmen, sodass, wie mannigfach auch die empirischen Ausgangspunkte sein mögen, stets und in allen Menschen die Bethätigung der Vernunft zu diesen Erkenntnissen hinn führt? Das war der Gedanke, der die Stoiker leitete, wenn sie von einer „naturgemässen" Begriffsbildung sprechen, von den *κοιναὶ ἔννοιαι*, die vermöge der Natur unseres Denkens von allen Menschen gleichmässig aus der Erfahrung abgeleitet werden. Die römische Philosophie hat dafür den Ausdruck, dass die Natur uns die Samenkörner des Wahren und Guteeingepflanzt habe, die wir zur Entfaltung bringen müssen.[1]) Von der Natur erhielten wir als ursprüngliche Mitgift die Grundbegriffe des Sittlichen, unsre Aufgabe ist, die Principien in ihre Consequenzen zu entwickeln.[2]) Der Natur verdanken wir insbesondere die Erkenntniss der Gottheit.[3])

Die völlig veränderte Gedankenrichtung, welche das letzte Stadium der griechischen Philosophie charakterisirt, brachte auch eine neue Auffassung von dem Ursprunge des wahren Wissens. Unsere Seele gewinnt dasselbe, indem sie irgendwie mit dem die intelligibele Welt umfassenden *νοῦς* in Verbindung tritt, von seinem Glanze durchleuchtet seine Spuren in sich wahrnimmt, aus ihm die Principien der Erkenntniss empfängt.[4])

[1]) Die bekannte Stelle bei Cicero, Tusc. III, 1, 2: Sunt enim ingeniis nostris semina innata virtutum; quae si adolescere liceret, ipsa nos ad beatam vitam natura perduceret. Seneca, Ep. 120: Quomodo ad nos prima boni honestique notitia pervenit. Hoc nos docere natura non potuit: semina nobis scientiae dedit, scientiam non dedit.

[2]) Cicero, De finibus V, 21, 59: Etsi dedit (natura) talem mentem, quae omnem virtutem accipere posset, ingenuitque sine doctrina notitias parvas rerum maximarum, et quasi instituit docere, et induxit in ea, quae inerant, tamquam elementa virtutis; sed virtutem ipsam inchoavit: nihil amplius. Itaque nostrum est (quod nostrum dico, artis est) ad ea principia, quae accepimus, consequentia exquirere.

[3]) Tusc. I, 16, 36.

[4]) Zeller, Philosophie der Griechen III, 2 (3), S. 609.

Von Plotinos übernimmt Augustinus diese Auffassung, aber so, dass er an die Stelle des von dem obersten Urwesen ausgegangenen *νοῦς* den persönlichen Gott des Christenthums setzt. Gott ist der Menschenseele im tiefsten Innern gegenwärtig; auf sich selbst zurückgezogen, vernimmt sie in sich das Wort des obersten Lehrmeisters; vom Lichte der höchsten Wahrheit durchstrahlt, erkennt sie in diesem die einzelnen Wahrheiten, jene höchsten Begriffe und Sätze, von denen für uns alle Wissenschaft abhängt.[1])

Augustin's Aussprüche haben noch bis in die neueste Zeit Anlass zur Controverse gegeben. In der That sind sie weit mehr begeisterte Kundgebungen seines alles Irdische überfliegenden Spiritualismus und seiner glühenden Sehnsucht nach dem Göttlichen, als Bestandstücke einer systematisch entwickelten Erkenntnisstheorie. In einigen seiner frühen Schriften hatte er unter der Nachwirkung platonischer Denkweise von dem Lernen als von einer Wiedererinnerung gesprochen. Später nahm er diese Aeusserungen zurück und bekämpfte die ihnen zu Grunde liegende Annahme von der Präexistenz der Seele, als unvereinbar mit dem christlichen Dogma.[2]) Beides, diese Polemik und jene zuvor erwähnte Auffassung, wonach der einzelnen Seele das eigentliche Wissen aus einer höheren Quelle zufliesst, mussten bei der Herrschaft, welche Augustin auf die beginnende Scholastik ausübt, sowohl den Gedanken an einen allen Menschen zukommenden ursprünglichen Besitzstand, als

[1]) Liber de diversis quaestionibus 83. Q. 46, 2: Anima rationalis inter eas res, quae sunt a Deo conditae, omnia superat; et Deo proxima est, quando pura est; eique in quantum caritate cohaeserit, in tantum ab eo lumine illo intelligibili perfusa quodam modo et illustrata cernit, non per corporeos oculos sed per ipsius sui principale, quo excellit, id est per intelligentiam suam, istas rationes, quarum visione fit beatissima. De civitate Dei, l. XI, c. 10: ... ut non inconvenienter dicatur, sic illuminari animam incorpoream luce incorporea simplicis sapientiae Dei, sicut illuminatur aeris corpus luce corporea; et sicut aer tenebrescit ista luce desertus ... ita tenebrescere animam sapientiae luce privatam. Vgl. De magistro, c. 11, n. 38.

[2]) Retract. l. I, c. 4, n. 4. De trinitate, lib. XII, c. 15, n. 24.

den andern einer selbstthätigen Entfaltung des in der Natur ursprünglich Angelegten zurücktreten lassen. Zwar hatte Boethius, nächst Augustin die grösste Auktorität für die Frühscholastik, derselben beide Gedanken, und noch dazu in seltsamer Verquickung mit einander übermittelt,[1]) aber es scheint nicht, dass sie irgendwo Aufnahme und Fortbildung gefunden hätten. Anselmus wandelt, sofern er überhaupt die Frage berührt, ganz in den Spuren Augustin's,[2]) und Wilhelm von Auvergne, der an der Schwelle einer neuen Periode stehend, die Metaphysik und Psychologie des Aristoteles in den Gedankenkreis des christlichen Abendlandes hineinzuarbeiten beginnt, hat für die Augustin'sche Auffassung die präcise Formel, Gott präge unsern Seelen die obersten Begriffe ein, welche den Axiomen zur Voraussetzung dienen.[3]) Getreu der der Scholastik von Anfang an innewohnenden harmonisirenden Tendenz will er freilich auch auf den Ausdruck des Eingeborenseins, den er irgendwo für die höhere Erkenntniss vorfindet, nicht verzichten, aber die Deutung, die er ihm unter Berufung auf Augustinus gibt, liegt nicht in der Richtung des Nativismus.[4]) Eine sehr nachdrückliche Verstärkung erhielt sodann die diesem letzteren entgegengesetzte Denkweise durch die Philosophie der Araber. Ihr zufolge werden die intelligibelen Formen der Menschenseele

[1]) Consol. III, metr. 11:

Non omne namque mente depulit lumen
Obliviosam corpus invehens molem.
Haeret profecto semen introrsum veri
Quod excitatur ventilante doctrina.
Nam cur rogati sponte recta censetis,
Ni mersus alto viveret fomes corde?
Quod si Platonis musa personat verum,
Quod quisque discit immemor recordatur.

Dazu die Eingangsworte von Pros. XII.

[2]) Vgl. A. van Weddingen, Essai critique sur la philosophie de S. Anselme de Cantorbéry. Bruxelles 1875. p. 56 ff.

[3]) M. Baumgartner, Die Erkenntnisslehre des Wilhelm v. Auvergne. Münster 1893. S. 95.

[4]) Ebend. S. 96, Anm. 1.

durch den von ihr unterschiedenen intellectus agens mitgetheilt oder irgendwie in ihr hervorgebracht; sie ist dabei das Empfangende, Passive, und ihre Thätigkeit kann allein darin bestehen, sich zur Aufnahme jener Formen zu bereiten.

Thomas von Aquin steht völlig auf dem Boden des Aristotelischen Empirismus. Ausdrücklich setzt er sich mit der Meinung auseinander, wonach unser Wissen seinen Ursprung aus gewissen, uns von Natur eingepflanzten intelligibelen Formen oder Ideen herleite, und der entscheidende Grund, den er dagegen anführt, ist, dass dadurch der thatsächlich bestehende Zusammenhang zwischen dem begrifflichen Denken des Verstandes und der auf der Sinneswahrnehmung beruhenden Erfahrung aufgehoben würde. Mit Aristoteles schärft er ein, dass der Verstand einer unbeschriebenen Tafel gleiche, dass er sich in Möglichkeit zu allen intelligebilen Formen befinde und darum nicht von einer bestimmten einzelnen determinirt sein könne.[1]) Nach dem Vorgange Alberts des Grossen ist er bemüht, die knappen Aussprüche im dritten Buche de anima über das Zustandekommen des begrifflichen Wissens so zu deuten, dass sowohl die specifische Verschiedenheit des letzteren von der Sinneswahrnehmung als der genetische Zusammenhang mit derselben gewahrt bleibt. In den Phantasmen, den von aussen aufgenommenen Sinnenbildern, erfasst der abstrahirende Verstand das Wesen der Dinge. Dies ist die Auffassung, welche von nun an in der Scholastik die herrschende bleibt. Ueber die Ausgestaltung im Einzelnen wird gestritten, der Grundgedanke ist den streitenden Schulen gemeinsam.

Aber ein letzter Rest von Nativismus hat sich dennoch erhalten. Wie in einen verborgenen Schlupfwinkel hat er sich in die Lehre vom habitus principiorum zurückgezogen.

Bei Aristoteles bezeichnet der Name *νοῦς* nicht nur das Denkvermögen und die Denkkraft des Menschen überhaupt, sondern der Name kommt noch in einer engeren Bedeutung vor. Alles demonstrative Wissen setzt Principien voraus, aus

[1]) Summa Theol. I. q. 84, art. 3. Vgl. De veritate, qu. 10, art. 6.

denen es abgeleitet ist. Diese können ihrerseits mit Hülfe eines früheren Beweisverfahrens abgeleitet sein, aber es ist einleuchtend, dass es letzte, nicht wieder abgeleitete, also unmittelbar erkannte Principien geben muss. Der *ἐπιστήμη* als der Fertigkeit — *ἕξις* — des abgeleiteten Wissens setzt daher Aristoteles den *νοῦς* als die Fertigkeit der unmittelbaren Erkenntniss, nach mittelalterlicher Ausdrucksweise: als habitus principiorum, gegenüber und zählt ihn im sechsten Buche der Nikomachischen Ethik mit *ἐπιστήμη, τέχνη* und *φρόνησις* unter den dianoetischen Tugenden auf.[1] Aber Aristoteles gibt, wie bekannt, keine entwickelte Theorie über den Ursprung und das Zustandekommen von Erkenntniss und Wissen. Von Alters her waren seine Erklärer darauf angewiesen, eine solche nach eigenem Ermessen aus den zerstreuten, kurzen und dunkelen Aussprüchen herauszuziehen.

Ist der habitus principiorum etwas von der allgemeinen Denkanlage Verschiedenes und zu ihr Hinzukommendes, oder ist er nur eine besondere Seite derselben? Ist er also erworben, oder ist er angeboren? Und worin besteht des Näheren seine Funktion? Das sind die Fragen, mit denen sich die mittelalterlichen Aristoteliker beschäftigen, und deren Beantwortung nicht nur von den verschiedenen Schulen, sondern auch innerhalb derselben in verschiedener Weise gefunden wird.

Thomas von Aquin ist der Meinung, dass in der That jene höchsten Obersätze, auf welche zuletzt alles demonstrative Wissen zurückweist, die Annahme einer besonderen, zur allgemeinen Denkfähigkeit noch hinzukommenden Fertigkeit nöthig machen. Denn in der Erfassung derselben irrt unser Geist nicht.

---

[1]) Anal. post. II, 19, 100b 5: *ἐπεὶ δὲ τῶν περὶ τὴν διάνοιαν ἕξεων, αἷς ἀληθεύομεν, αἱ μὲν ἀεὶ ἀληθεῖς εἰσίν, αἱ δὲ ἐπιδέχονται τὸ ψεῦδος, οἷον δόξα καὶ λογισμός, ἀληθῆ δ' ἀεὶ ἐπιστήμη καὶ νοῦς, καὶ οὐδὲν ἐπιστήμης ἀκριβέστερον ἄλλο γένος ἢ νοῦς, αἱ δ' ἀρχαὶ τῶν ἀποδείξεων γνωριμώτεραι, ἐπιστήμη δ' ἅπασα μετὰ λόγου ἐστί, τῶν ἀρχῶν ἐπιστήμη μὲν οὐκ ἂν εἴη, ἐπεὶ δ' οὐδὲν ἀληθέστερον ἐνδέχεται εἶναι ἐπιστήμης ἢ νοῦν, νοῦς ἂν εἴη τῶν ἀρχῶν . . . . εἰ οὖν μηδὲν ἄλλο παρ' ἐπιστήμην γένος ἔχομεν ἀληθές, νοῦς ἂν εἴη ἐπιστήμης ἀρχή.* Eth. Nik. VI, 3. Vgl. Zeller II, 2 (3), S. 190 f.

Er ergreift sie stets mit der gleichen, jeden Zweifel ausschliessenden Sicherheit und erkennt sie sofort ohne Mühe und Unterweisung in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit. Sobald ihm die Begriffe zum Bewusstsein kommen, aus denen jene Sätze bestehen, erkennt er die zwischen den Begriffen bestehenden Beziehungen, welche sie aussprechen. Wer die Begriffe des Ganzen und des Theiles denkt, erkennt sofort, dass das Ganze grösser ist als der Theil. Eine solche bleibende Determination aber zum eindeutig bestimmten Handeln, zum Gut- und Richtig-Handeln, zum sofortigen und mühelosen Handeln, muss auf eine besondere Kraft, einen habitus, zurückgeführt werden. Folgendermassen bestimmt er dabei den Mechanismus des Hergangs: der intellectus agens, selbst eine Kraft der vernünftigen Seele, erzeugt in ihr mittels der Sinnenbilder die Begriffe, indem er aber die Begriffe erzeugt, löst er zugleich die Erkenntniss der in und mit diesen gegebenen Beziehungen aus,[1] welche den unmittelbar einleuchtenden Inhalt der höchsten Obersätze ausmachen. Die hierin sich bekundende Fertigkeit ist der habitus principiorum, und weil in der Natur und der Einrichtung unsres Erkenntnissvermögens begründet, wird er selbst als ein natürlicher, und von Natur eingepflanzter bezeichnet, und ebenso wird gelehrt, dass alle erworbene Wissenschaft eine erste, n a t ü r l i c h e Erkenntniss voraussetze, dass die obersten Principien auf dem theoretischen sowohl wie auf dem praktischen Gebiete uns v o n N a t u r bekannt seien.[2] Und in

[1] Summa theol. 1, II, q. 50, art. 4 ad 1. q. 51, art. 1 corp. q. 57, art. 2 corp. q. 62, art. 3 ad 1. q. 63, art. 1 corp. q. 71, art. 1 ad 1. q. 94, art. 1 corp. et ad 2. Contra gent. II, 78. II Dist. 24, q. 2, art. 3 corp. III, q. 23, art. 2 ad 1. De veritate q. 1, art. 12 corp. q. 15, art. 1 corp. q. 16, art. 1 corp. Eth. VI, c. 6.

[2] Summa theol. I, q. 79, art. 12 corp.: Prima autem principia nobis naturaliter indita non pertinent ad aliquam specialem potentiam, sed ad quendam specialem habitum, qui dicitur intellectus principiorum. 1, II, q. 91, art. 2 corp. art. 3 corp.: Sicut in ratione speculativa ex principiis indemonstrabilibus n a t u r a l i t e r c o g n i t i s producuntur conclusiones diversarum scientiarum etc. 2, II, q. 47, art. 6 corp.: Sicut in ratione speculativa sunt quaedam ut n a t u r a l i t e r n o t a, quorum est intellectus etc. q. 49, art. 2 ad 1. Opuscul. 70, q. 6, art. 4 corp.

diesem Zusammenhange erscheinen dann plötzlich wieder zwei Reminiscenzen aus der antiken Philosophie, welche in ihren Ursprung verfolgt von der thomistischen Grundauffassung weit abführen müssten: das aus Cicero entlehnte Bild von den uns eingepflanzten Samenkörnern, die wir zu entwickeln haben, und der durch Boethius übermittelte stoische Terminus von den *κοιναὶ ἔννοιαι.*[1])

Selbstverständlich ist Thomas weit davon entfernt, die Wahrheit in der Erkenntniss der obersten Principien auf ein blosses Denken-Müssen in Folge der Einrichtung unseres Erkenntnissvermögens zu reduciren. Die ganze, durchaus objektiv gerichtete Haltung der mittelalterlichen Philosophie lässt einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Zum Ueberfluss bestätigt auch der gelegentliche Ausdruck, das natürliche Licht des intellectus agens mache uns jene obersten Wahrheiten deutlich,[2]) dass es sich um die denkende Aneignung eines unabhängig von dem einzelnen Subjekte Geltenden handelt. Aber auch so war Anlass genug vorhanden zu Bedenken und Schwierigkeiten.

Die Thatsache freilich, dass die ganze Problemstellung ihren Ausgang lediglich in der Terminologie des Aristoteles hatte, wird nicht weiter beachtet, aber man fragt doch, ob es denn wirklich einen von dem Intellekt als Vermögen unterschiedenen Habitus zur Erkenntniss jener Principien geben müsse.

---

[1]) q. 94. art. 4 corp. In speculativis est eadem veritas apud omnes tam in principiis quam in conclusionibus, licet veritas non apud omnes cognoscatur in conclusionibus, sed solum in principiis quae dicuntur communes conceptiones. III Dist. 33. q. 1 corp.: . . . forma existit in potentia materiae et scientia conclusionum in principiis universalibus . . . . et virtutes praeexistunt in naturali ordinatione ad bonum virtutis . . . et ideo a Tullio dicitur, quod seminaria virtutum sive initia sunt naturalia. Summa theol. 1. II. q. 63, art. 1 corp.: In ratione hominis insunt naturaliter quaedam principia naturaliter cognita tam scibilia quam agendorum, quae sunt quaedam seminaria intellectualium virtutum et moralium.

[2]) Opuscul. 70 a. a. O.: Huius modi autem naturaliter cognita homini manifestantur ex lumine intellectus agentis, quod est homini naturale, quo quidem lumine nihil manifestatur nobis, nisi inquantum per ipsum phantasmata fiunt intelligibilia in actu.

und nicht nur der auch sonst zur Kritik neigende Durandus, sondern auch andere, wie Dominikus Soto und Cajetanus sind der Meinung, dass dasselbe Vermögen, welches die Begriffe erkennt, auch zur Erkenntniss der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen ausreiche. Auch der Jesuit Rubius, dessen Logica Mexicana in Descartes Jugendzeit erschien, neigt offenbar zu dieser Meinung,[1]) nur hält er dafür, dass man sich nicht ohne genügenden Grund von einer Ansicht entfernen soll, für welche seit Jahrhunderten die Mehrheit der Schule eingetreten ist und die Auktorität eines Thomas in die Wagschale fällt.[2]) Soll dann aber der habitus principiorum als etwas von der blossen Potenz Unterschiedenes gelten, so wird man geneigt sein, die Bedeutung desselben zu steigern, und es wird die Vorstellung aufkommen, als ob der Intellekt ohne denselben die Principien gar nicht oder nicht so sicher oder nicht so leicht erfassen würde, wie mit seiner Hülfe. Das kann dann weiterhin und entsprechend den Thatsachen und Vorgängen, welche in anderen Gebieten auf einen Habitus im aristotelisch-scholastischen Sinne zurückgeführt oder darunter subsumirt zu werden pflegen, die Annahme aufkommen lassen, der Intellekt erwerbe diese besondere Fertigkeit durch Uebung. Sie wird innerhalb der Spätscholastik, abgesehen von dem genannten Rubius, namentlich auch von den Philosophen von Coimbra vertreten.[3])

Hiergegen war nun aber doch schon immer eingewendet worden, dass es sich ja gerade darum handle, den ersten Ursprung des Erkennens und Wissens aufzuzeigen, dieser also unmöglich in einem Habitus gefunden werden könne, welcher seinerseits schon einzelne Akte des Erkennens und Wissens zur Voraussetzung hätte und aus ihnen entstanden wäre. So lehren

[1]) Logica Mexicana sive commentarii in universam Aristotelis Logicam autore Antonio Rubio. Coloniae Agripp. 1605. Tom. II, appendix, p. 3, p. 27.

[2]) Ebenda, p. 3.

[3]) Rubius a. a. O. p. 37 ff. Collegii Conimbricensis in universam Dialecticam Aristotelis commentarii. In primum librum posteriorum, q. 1, art. 4.

denn nun Bartholemaeus de Medina im 16. und Sanchiez de Sedegno im 17. Jahrhundert, dem Menschengeiste sei von Natur eine besondere Fertigkeit zur Erkenntniss der obersten Wahrheiten eingepflanzt; ohne ein solches ursprüngliches Angelegtsein auf eine bestimmte Gattung von Erkenntnissen würde er aus eigener Kraft nicht dazu gelangen; Gott, der alle Geschöpfe in entsprechender Weise zu ihren Leistungen ausgerüstet hat, konnte den Intellekt nicht völlig nackt und leer schaffen, sondern verlieh ihm in jenem habitus principiorum die Samenkörner aller Wissenschaften.[1]) Auch diese Männer hielten freilich an dem künstlichen Mechanismus vom intellectus agens und possibilis, Erleuchtung der Phantasmen und Einprägung der species intelligibiles fest und wahrten dadurch den Zusammenhang mit der Erfahrung. Gab man aber diesen Mechanismus preis, so konnte unzweifelhaft die alte Lehre vom habitus principiorum zu einer aprioristischen oder nativistischen Denkweise hinführen, sodass nun der letzte Ursprung unserer Erkenntniss ganz und gar aus dem tiefsten Grunde unsrer Seele hergeleitet wurde. Oder auch, es konnte, wer anderswoher zu einer solchen Denkweise gekommen war, nachträglich sich auf jene Lehre besinnen und sich darauf stützen.

Für Descartes ergab sich von zwei Seiten her die Nothwendigkeit, eingeborene Ideen anzunehmen. Es war dies einmal die Consequenz der intellektualistischen Auffassung, zu der er sich bereits in den Regulae ad directionem ingenii bekennt. Ausdrücklich ist hier von einfachen Grundbegriffen die Rede, die wir dem Intellekt allein ohne Mitwirkung von Sinn und

[1]) Bartholomaeus de Medina, Comm. in 1, II, q. 51, art. 1. J. Sanchiez Sedegno, Quaestiones ad Aristol. Logicam. q. 99. Lumen nostrum intellectuale est ita diminutum, ut egeat habitibus determinantibus illum ad certa cognitionis genera, ut facile, prompte et delectabiliter cognoscere illa possit. . . . . Iste habitus principiorum est nobis naturaliter congenitus, itaque datur cum ipsa natura et non acquiritur postea nostris actibus. . . . . Respondetur, nostris actibus nullatenus produci huius modi habitum principiorum: nam cum sint s c i e n t i a r u m e t v i r t u t u m s e m i n a, a n a t u r a n o b i s d e b u e r u n t provenire.

Einbildungskraft verdanken. Wir erfassen sie, wie es dort heisst, per quoddam lumen ingenitum.[1]) Auf die einfachen Grundbegriffe geht alle weitere Erkenntniss zurück, und die Wissenschaft besteht eben darin, deutlichen Einblick in die mannigfache Verknüpfung derselben zu gewinnen, oder auch, eine solche in geordneter Weise vorzunehmen.[2]) In einem Briefe an Mersenne aus dem Jahre 1630 ist von den metaphysischen Wahrheiten als von Gesetzen die Rede, die Gott in die Natur gelegt hat. Wir vermögen sie zu erkennen, denn sie sind sämmtlich mentibus nostris ingenitae.[3]) Den gleichen Gedanken, nur weiter entwickelt, spricht er im Discours de la methode aus. Nachdem er hier an einer bereits früher erwähnten Stelle mit polemischer Wendung gegen die herkömmliche Lehre der Schule das Vorhandensein rein intellektueller Erkenntnisse behauptet hat, heisst es weiter: alles, was in der Welt ist oder geschieht, ist bestimmten von Gott gegebenen Gesetzen unterworfen, Gesetzen, die übrigens für jede mögliche Welt gelten würden. Wir erkennen sie, indem wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten, denn Gott hat ihre Begriffe — notiones — unserm Geiste eingeprägt. Sie sind mit einander verknüpft, wie die Glieder einer Kette; verfolgt man dieselben, so entdeckt man Wahrheiten von ungeahnter Wichtigkeit.[4]) Dementsprechend war es, wie wir aus einem Briefe an Mersenne vom März 1636 erfahren, ursprünglich seine Absicht, dem

[1]) Regula XII (p. 32 der Amsterdamer Ausgabe von 1704): Dicimus secundo, res illas quae respectu nostri intellectus simplices dicuntur, esse vel pure intellectuales, vel pure materiales, vel communes. Pure intellectuales illae sunt, quae per lumen quoddam ingenitum et absque ullius imaginis corporeae adjumento ab intellectu cognoscuntur: tales enim nonnullas esse certum est, nec ulla fingi potest idea corporea, quae nobis repraesentet, quid sit cognitio, quid dubium, quid ignorantia, item quid sit voluntatis actio, quam volitionem liceat appellare et similia, quae tamen omnia revera cognoscimus, atque tam facile, ut ad hoc sufficiat, nos rationis esse participes.

[2]) Ebenda p. 36.

[3]) II, 101 Clerselier; VI, 99 Cousin; ib. p. 109.

[4]) Disc. de Methode, p. 36.

Discours de la méthode den Titel zu geben: Le projet d'une science universelle qui puisse élever notre nature à son plus haut degré de perfection.[1] Folgendermassen bestimmt Descartes sodann im Discours selbst den Gang seiner Untersuchung: „Zuerst habe ich versucht, allgemein die Principien oder die ersten Ursachen von allem, was in der Welt ist oder sein kann, aufzusuchen, indem ich dabei auf Gott allein achtete, der die Welt geschaffen hat, und jene Principien nicht anderswoher ableitete, als aus g e w i s s e n u n s e r m G e i s t e v o n N a t u r e i n g e p f l a n z t e n S a m e n k ö r n e r n d e r W a h r h e i t."[2] In unserm Geiste ist also ursprünglich alle Erkenntniss angelegt, in uns finden wir die höchsten Principien, durch deren systematische Entfaltung und Anordnung wir zu einer umfassenden Weltansicht gelangen.

Der präcise Ausdruck idea innata begegnet zum erstenmale in den Meditationen. Eingeborene Ideen im Gegensatze zu denen, die uns durch Vermittelung der Sinne zukommen, sind solche, die wir in uns selbst vorfinden oder irgendwie aus unserer eigenen Natur schöpfen, so die Ideen von Sache, von Wahrheit, von Denken, so insbesondere die Idee Gottes.[3] Dass diese letztere eingeboren, ja die erste und wichtigste unter allen eingeborenen ist, wird aus ihrer Unveränderlichkeit abgeleitet.[4] Damit tritt das zweite der oben unterschiedenen Motive deutlich hervor. Eingeborene Ideen, schreibt Descartes im Juni 1641 an Mersenne, sind allgemein gesprochen alle die, welche wahre, unveränderliche und ewige Wahrheiten darstellen. Wer aus einer selbstgemachten Idee ein Prädikat ableitet, begeht eine offenbare petitio principii; anders ist es dagegen, wo es sich um eingeborene handelt. Aus der Idee des Dreiecks kann ich mit vollkommener Stringenz ableiten, dass die Winkelsumme gleich zwei Rechten ist, ja hier habe ich sogar nach Aristoteles

[1]) II, 111 Clerselier; VI, 275 Cousin.

[2]) A. a. O. p. 54.

[3]) Meditatio tertia, p. 17.

[4]) A. a. O. p. 24. Vgl. Responsio ad primas obiectiones, p. 61. Principia I, § 15.

einen Beweis der vollkommensten Art, nämlich einen solchen, bei dem die Wesensdefinition den Mittelbegriff abgibt.[1])

Man versteht hiernach, welch besondere Bedeutung das Eingeborensein für die Gottesidee besitzt. Haben wir sie selbst mit Bewusstsein gebildet und aus ihren Merkmalen zusammengesetzt, so ist sie im besten Falle das Ergebniss, sie kann unmöglich der Ausgangspunkt eines Beweises für das Dasein Gottes sein. Tritt dagegen die Gottesidee mit der ganzen Fülle und Geschlossenheit ihres Inhalts als ein fertiges Gebilde vor unsere Seele, sodass wir „nichts hinzufügen und nichts abziehen können", so haben wir ein der Willkür unsres Denkens Entrücktes, an das wir eben darum als ein Festes und Sicheres anknüpfen und aus dem wir Folgerungen ableiten können.

Dadurch eröffnet sich zugleich der Weg von den eingeborenen Ideen zu den ewigen Wahrheiten, den Axiomen oder notiones communes. Auch sie müssen im gleichen Sinne als eingeborene gelten, wie die Idee Gottes. Sie können uns nicht durch die Sinne zukommen, wir finden sie in uns vor und müssen ihnen, sobald wir sie nur überhaupt denken, unsere Zustimmung ertheilen.[2])

Bekanntlich hat nun aber Descartes schon gegenüber einem von Hobbes ausgehenden Einwande den Begriff des Eingeborenseins dahin erläutert, derselbe bedeute nicht, dass eine Idee unserm Bewusstsein immer gegenwärtig sei, sondern nur, dass unser Geist die Fähigkeit habe, diese Idee hervorzurufen.[3]) Die Idee Gottes, erläutern die von Leibniz aufbewahrten Anmerkungen zu den Principia Philosophiae, ist auf keine andere Weise in uns als die Idee aller durch sich selbst bekannten Wahrheiten, nicht actu, sondern potentia, nicht so, wie viele Verse im Virgil, sondern so, wie viele Figuren im Wachse sind.[4]) Daher es auch möglich ist, dass eine als eingeboren bezeichnete

[1]) II, 54 Clerselier; VIII, 504, resp. 510 Cousin.

[2]) Principia I, § 48, § 49; § 39. Vgl. Responsio ad secundas obiect. p. 71, p. 77.

[3]) Responsiones et obiectiones tertiae, p. 102.

[4]) Foucher de Careil, Oeuvres inedites de Descartes I, p. 62.

Idee dennoch von einzelnen Menschen niemals deutlich vorgestellt wird.[1]) Und in der Antwort auf die Einwürfe des sich Hyperaspides nennenden Unbekannten führt Descartes aus, das neugeborene Kind habe die Idee Gottes und der durch sich selbst bekannten Wahrheiten geradeso, wie die Erwachsenen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit nicht darauf wenden. Weit entfernt, dieselben erst mit zunehmendem Alter zu erwerben, würde es vielmehr sie auch dann in sich vorfinden, wenn es aus den Banden des Körpers gelöst würde.[2])

Die Meinung ist sonach, dass unsere Seele die Fähigkeit besitze, ohne Zuthun der Sinne Erkenntnisse von zweifelloser Gewissheit und einem der Willkür entrückten gleichbleibenden Inhalte zu haben. Es ist dies also nicht das Vermögen, überhaupt zu denken und zu erkennen, Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten, sondern ein bestimmt gerichtetes Vermögen, eine anerschaffene Disposition zu gewissen Erkenntnissen, die sich eben darum auch bei allen Menschen in der gleichen Weise finden. Ein solches bestimmt gerichtetes Vermögen nannte die alte Schule im Anschlusse an Aristoteles einen Habitus und sie bediente sich zur Erläuterung gerne der Beispiele von günstigen oder ungünstigen körperlichen oder geistigen Anlagen, die der Einzelne von Natur mit sich bringt.[3]) Und was sagt Descartes an der bekannten Stelle, wo er seine Lehre gegen die Missdeutungen des früheren Freundes und Schülers vertheidigt? „Da ich in mir gewisse Gedanken bemerkte, die nicht von äusseren Objekten und nicht von der Bestimmung meines Willens abhängen, sondern lediglich von der mir innewohnenden Denkfähigkeit, so nannte ich diese Ideen

[1]) Brief an Clerselier vom 17. Februar 1645, I, 117 Clerselier; IX, 195 Cousin.

[2]) Von 1647, II, 16 Clerselier; VIII, 266 Cousin.

[3]) Thomas Aquin. Summa theol. 1, II, q. 51, art. 1 corp. . . . . Ex parte corporis secundum naturam individui sunt aliqui habitus appetitivi secundum inchoationes naturales; sunt enim quidam dispositi ex propria corporis complexione ad castitatem vel mansuetudinem vel aliquid huiusmodi.

oder Begriffe, um sie von andern, von aussen gekommenen oder selbstgebildeten zu unterscheiden, angeboren, in dem Sinne, in dem wir sagen, der Edelsinn sei gewissen Familien angeboren, andern aber gewisse Krankheiten, wie Gicht oder Steinleiden, nicht darum, weil die Kinder aus solchen Familien schon im Mutterleibe an diesen Krankheiten litten, sondern weil sie mit einer gewissen Disposition oder Anlage, sich dieselben zuzuziehen, geboren werden."[1]) — Uebereinstimmend damit spricht er in einem vermuthlich an den P. Vatier gerichteten Briefe von Ideen, die in die Seele kommen auf Grund von schon zuvor in derselben vorhandenen Dispositionen.[2])

Hiernach wird man nicht sagen dürfen, dass Descartes die Lehre von den eingeborenen Ideen der Scholastik entlehnt habe. Sie hatte weder das Wort noch die Lehre in dem von ihm vertretenen Sinne. Wohl aber wird man sagen können, dass die Schulmeinung von dem eingeborenem habitus principiorum, welche der aus scholastischer Bildung hervorgewachsene Philosoph unzweifelhaft kannte,[3]) in ihm bei der Ausgestaltung seiner Lehre nachwirkte und ihm die Annahme von grundlegenden Erkenntnissen, welche unsre Seele aus eigener Kraft gewinnt oder auf Grund ursprünglicher Disposition irgendwie in sich vorfindet, nahelegen mochte.

[1]) Notae in programma quoddam, p. 184.

[2]) I, 115 Clerselier; IX, 162 Cousin; ib. p. 166.

[3]) Oben S. 5 mit Anm. 9.

Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg seit dem März 1525.

Von **F. L. Baumann.**

(Vorgetragen in der histor. Classe am 7. Januar 1899.)

Am 1. Februar 1896 habe ich die Ehre gehabt, über das Verhältniss der Eidgenossen zu den aufgestandenen deutschen Bauern im Jahre 1524 und zu Anfang des folgenden an dieser Stelle zu berichten.[1]) Es sei mir gestattet, heute diesen Bericht fortzusetzen und über die Beziehungen der Schweizer zu dem deutschen Bauernaufstande vom März 1525 an bis zum Ende der Empörung vorzutragen.

I.

Die Eidgenossenschaft als solche war, wie ich am 1. Februar 1896 gezeigt habe, 1524 und ebenso bis in den März 1525 hinein entschlossen gewesen, sich der aufständischen Bauern im Grenzlande zwischen dem Bodensee und dem Schwarzwalde in keiner Weise anzunehmen, also namentlich ihre Obrigkeiten an ihrer Unterwerfung und Bestrafung nicht zu hindern. Diesen Entschluss hat sie auch mehr denn einmal den vorderösterreichischen Regierungen und dem Schwäbischen Bunde in unzweideutiger Weise mitgetheilt. Dass Zürich, Schaffhausen und Basel 1524 einen friedlichen Ausgleich zwischen den rebellischen Bauern im Hegau, im Kletgau und im Stühlinger Lande

---

[1]) Gedruckt ist mein Vortrag in den Sitzungsberichten der philos.-philol. u. der hist. Classe unserer Akademie 1896. S. 113—141.

und ihren Herrschaften herbeizuführen bestrebt waren, geschah ohne Genehmigung der Eidgenossenschaft; diese Städte handelten da ganz und gar aus eigenem Antriebe. Dieselben an dieser Friedensarbeit zu hindern, lag für die Eidgenossenschaft kein Grund vor; die in Frage kommenden schwäbischen Obrigkeiten konnten ja die dadurch eingeleiteten Verhandlungen mit ihren widerspenstigen Unterthanen jederzeit wieder abbrechen und unbeirrt von der Schweiz dieselben mit Waffengewalt zur Ruhe zwingen, sowie sie dazu die nöthigen Kräfte gesammelt hatten.

Die vermittelnde Thätigkeit der eben genannten drei Städte hatte, wie wir wissen, keinen nachhaltigen Erfolg. Sie hörte vorübergehend sogar ganz auf, als seit Ende März 1525 der Aufstand blitzartig über ganz Südwestdeutschland sich ausbreitete und als gleichzeitig auch die schweizerischen Unterthanen längs der Nordgrenze der Eidgenossenschaft vom St. Galler Rheinthal an bis gen Basel in bedrohlicher Weise schwierig wurden. Jetzt wurde es nächste Aufgabe der Eidgenossenschaft, eine etwa geplante Verbrüderung ihres Landvolkes mit den Bauern in Schwaben und im Elsass zu verhindern und einen Einfall dieser Bauern in ihr Gebiet rechtzeitig zu hintertreiben.

Die Annahme, dass die aufgestandenen Bauern an einen Einfall in die Schweiz dachten, fand zu Anfang April 1525 sogar bei den eidgenössischen Boten auf dem Tage zu Baden Glauben. Dieselben beschlossen deshalb, dass man allenthalben die Rheinpässe sperren solle und dass die 13 Orte zu Hause für den nächsten eidgenössischen Tag über die Massregeln zu berathen haben, welche zur Abwehr eines solchen Einfalles zu ergreifen seien. Die Boten selbst hielten ein Aufgebot von 30000 Mann für nöthig, um auf alles gerüstet zu sein.[1] Dieser Beschluss war in der Aufregung über die scheinbar alles niederwerfende Ausbreitung des Bauernaufstandes längs der eidgenös-

[1] Eidgenössische Abschiede IV. 1, S. 615. Weiterhin citiere ich dieses Werk kurz mit „E. A."

sischen Nordgrenze gefasst. Wir können ihn begreifen, wenn wir hören, dass die Bauern im Hegau den Gesandten von Zürich und Schaffhausen auf ihr Gesuch, die Unterthanen dieser Städte in Ruhe zu lassen, im April 1525,[1]) wo der Sieg ihrer Fahnen nur eine Frage der Zeit zu sein schien, erklärten, sie zögen herum, wie die Krähen in der Luft, und wo sie das Wort Gottes, der Geist und ihr Bedürfniss hinweise, da zögen sie hin, auch könnten sie als einzelner Haufe ohne Vorwissen ihrer Verwandten und Mitbrüder keine Zusagen geben.[2]) Diese Auskunft, welche an sich auf eine planmässige, beabsichtigte Ausdehnung des Bauernaufstandes zu schliessen erlaubte, hat in der That die Stadt Schaffhausen bei ihrer ausgesetzten Lage so sehr beunruhigt, dass sie am 25. April in Folge dieses seltsamen Bescheides die Eidgenossen bat, ein getreues Aufsehen auf sie zu haben, wenn ihr etwas Widerwärtiges begegnen sollte.[2]) Selbst das starke Zürich liess sich durch diesen Bescheid der Hegauer einigermassen beunruhigen, denn es entsandte am 23. April zwei Rathsmitglieder wegen desselben nach Stein a/Rhein, um die Bauernbewegung im Hegau von dort aus zu beobachten.[3]) Die übrige Eidgenossenschaft aber war damals über einen Angriff der deutschen Bauern wieder völlig beruhigt. Ihre Boten dachten zu Baden Ende April nicht mehr an ein Aufgebot von 30000 Mann, sie begnügten sich im Bewusstsein, dass die Mehrheit der 13 Orte gerüstet sei, mit der Forderung, dass jeder Ort sich bereit halten solle.[4]) Sie waren sich eben klar geworden, dass die Hegauer und ihre christlichen Mitbrüder an der schweizerischen Grenze gar nicht im Stande waren, jenen stolzen Worten eine entsprechende That folgen zu lassen.

Gerade während des eidgenössischen Tages in Baden zu Ende April nämlich zog das Heer des Schwäbischen Bundes

---

[1]) Ueber das Datum vgl. Strickler Aktensammlung zur schweiz. Reformationsgeschichte Nr. 1060.

[2]) E. A. 626.

[3]) Strickler a. a. O. 1059.

[4]) E. A. 626.

gegen die Hegauer und Schwarzwälder Bauern mit der Absicht, sie friedlich oder mit Gewalt zur Ruhe zu bringen, und machte es damit denselben unmöglich, in irgend einer Weise gegen die Eidgenossen oder ihre Unterthanen etwas zu unternehmen, denn sie mussten jetzt alle ihre Kräfte gegen dieses Heer wenden.

Ausserdem waren die eidgenössischen Orte zu Ende April über die Bewegung unter ihren eigenen Bauern bereits beruhigt: es war nicht mehr zu zweifeln, dass dieselbe zu keinem blutigen Kampfe führen werde, sondern einem friedlichen Ausgleiche entgegengehe. An eine Verbrüderung derselben mit den Aufrührern rechts des Rheins war damals vollends nicht mehr zu denken.

Es ist zwar richtig, dass die Hegauer Mitte April die Zürcher Bauern in und um Stammheim zum Zuzuge aufgefordert hatten,[1]) aber dieselben bezweckten damit nicht eine bleibende Verbrüderung, sondern eine einmalige Hilfe gegen den damals drohenden Anmarsch des Schwäbischen Bundesheeres; sie wollten lediglich durch den Zuzug von Schweizern ihre Streitmacht thunlichst verstärken, um diesem Heere gewachsen zu sein. Auf Seiten der schweizerischen Unterthanen aber war keine Lust vorhanden, mit den Bauern rechts des Rheines in einen festen Bund zu treten. Das beweist der Verlauf der Bewegung unter diesen Unterthanen selbst am besten. Auch sie fühlten sich als Eidgenossen über die deutschen Bauern erhaben. Drastisch sprach dies schon zu Anfang des Jahres 1525 ein Bauer aus dem Zürcher Dorfe Richterswil aus, als er sagte, sie brauchten den Bundschuh der Schwaben und der Fremden nicht, wenn sie einen haben müssten, so wollten sie einen eigenen, sie hätten schon Leute dazu, die einen machen könnten.[2]) Hans Müller, der Hauptmann des Hegau-Schwarzwäldischen Haufens, befand sich im Irrthum, als er behauptete,

[1]) Strickler 1054.

[2]) Nabholz, Die Bauernbewegung in der Ostschweiz (eine treffliche Arbeit) 46. — Nur zwischen den Schaffhauser Bauern und den angrenzenden deutschen Empörern bestand eine etwas engere Verbindung, was durch den geographischen Zusammenhang ihrer Gebiete bewirkt wurde.

dass die Schweizer und die deutschen Bauern zusammengekommen wären, wenn die Sache im Hegau misslungen wäre.[1])

Es kam im April 1525, wie auch noch späterhin nur zum Anschlusse vereinzelter eidgenössischen Unterthanen an die deutschen Bauernhaufen. Diese verhältnissmässig wenigen Leute, die das strenge Verbot ihrer Obrigkeiten[2]) missachteten, trieb zum Theile die Gier nach Sold und Beute, zum Theile das Mitgefühl mit den verfolgten Glaubensbrüdern, die sie in den deutschen Empörern zu finden glaubten, die ja das göttliche Wort und Recht in all ihren Reden und Schriften als ihre alleinige Richtschnur nicht genug zu verherrlichen wussten. Von diesem edlen Beweggrund waren namentlich jene Schweizer geleitet, die trotz des Verbotes ihrer Obrigkeiten bis ans Ende bei den Kletgauern ausgeharrt haben. Die grosse Menge der eidgenössischen Bauern aber liess der deutsche Bauernkrieg kalt: sie gehorchten dem Gebote ihrer Obrigkeit, den Empörern jenseits des Rheins nicht zuzuziehen, und blieben auch 1525 zu Hause, mit der Besserung ihrer eigenen Lage beschäftigt.

Unter solchen Umständen konnte die Eidgenossenschaft als solche auch nach dem März 1525 gegenüber den aufgestandenen deutschen Bauern die Politik festhalten, welche sie schon das Jahr vorher so folgerichtig durchgeführt hatte. Sie bewahrte auch 1525 ihre Neutralität und liess sich auch jetzt nicht einmal zur Vermittlung zwischen den deutschen Bauern und ihren Herrschaften herbei. Deshalb hat die Mehrheit der 13 Orte am 29. Mai bestimmt abgelehnt, sich in die Suntgauer Wirren einzumischen, wenn anders es sich nicht um einen Angriff auf einen ihrer Bundesgenossen handle.[3])

In dieser Politik ist 1525 die Eidgenossenschaft nur einmal gestrauchelt. Am 28. Juni nämlich entsandte die Tagsatzung zu Baden, auf der alle 13 Orte mit Ausnahme von Basel vertreten waren, ihren Badener Landvogt Ulrich Türler mit dem

---

[1]) E. A. 763.

[2]) E. A. 798, 800.

[3]) E. A. 673.

Zürcher Jörg Göldli in den Kletgau, um einen Waffenstillstand zwischen den dortigen Bauern und dem Vogte ihres Herrn zu Stande zu bringen.[1]) An sich war dieser Beschluss, der nur die Herstellung des Friedens bezweckte, keine Verletzung der eidgenössischen Neutralität, aber er widersprach doch dem bisherigen Verhalten der Eidgenossenschaft, welche die aufständigen Bauern als Rebellen betrachtete und sie der Bestrafung durch ihre Obrigkeiten nicht zu entziehen suchte. Derselbe blieb übrigens nur kurze Zeit in Kraft.

Zürich, das sich damit als Urheber dieses auffallenden Beschlusses der Badener Tagsatzung zu erkennen gibt, verlangte nämlich von dem Landvogte Türler die Forsetzung seiner vermittelnden Thätigkeit; derselbe erklärte aber, er könne dem Adel nicht überallhin nachreiten, sondern er habe den Befehl, im Falle eines Ueberzugs des Kletgaues nach Vermögen zu handeln, er habe nur den Zürchern zu Ehren in dieser Sache gehandelt und könne es vor den andern eidgenössischen Orten nicht verantworten, wenn er sich zu tief in den Handel einlasse, die fünf Orte hätten ab dem letzten Tag zu Baden weder Schreiben noch Boten schicken wollen.[2]) Die Eidgenossenschaft als solche kehrte somit, geleitet von den Urkantonen, alsbald auf den alten Standpunkt zurück, dass eine Unterstützung der deutschen Bauern von Seiten eines ihrer Orte oder auch nur von Seiten ihrer Unterthanen sie in einen „tödtlichen" Krieg verwickeln würde, und zwar weil die Erbeinung mit dem Hause Oesterreich ihr die Nichteinmischung in die Dinge rechts des Rheins zur Pflicht machte. Gerade dieselbe Tagsatzung zu Baden, die dem Landvogte Türler jenen von der eidgenössischen Politik abfallenden Auftrag ertheilt hatte, hat nur wenig später,

[1]) Anfangs April 1525 hatte die Tagsatzung zu Baden Zürich und Schaffhausen, Schwyz und Zug beauftragt, zwischen dem Bischof von Constanz und seinen Unterthanen zu vermitteln; unter diesen Unterthanen sind aber, wie der Zusammenhang des entsprechenden Berichts (E. A. 613) zeigt, die bischöflichen Unterthanen im Thurgau, nicht die in Schwaben gemeint. In diesem Falle hat die Eidgenossenschaft also nicht über die Grenzen ihrer Landeshoheit hinausgegriffen.

[2]) Strickler I, 397.

am 1. Juli der Stadt Zürich diesen Standpunkt in entschiedener, fast drohender Weise eingeschärft.[1])

Wir sehen daraus, dass in der That die Eidgenossenschaft den Bestrebungen der deutschen Bauern 1525 ebenso abhold, wie im Jahre zuvor gewesen ist. Dies blieb denn auch manchem Mitgliede des Schwäbischen Bundes nicht verborgen; der Ueberlinger Gesandte Reichlin schrieb z. B. am 1. Juli aus dem Lager dieses Bundes nach Hause, er könne nicht verstehen, dass die Eidgenossen am Handel der Bauern Gefallen haben.[2]) Aber die entgegengesetzte Ansicht, der Argwohn, dass die Eidgenossenschaft doch den Bauernkrieg zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten möchte, blieb im Schwäbischen Bunde und in Vorderösterreich auch 1525 bestehen. Am 3. Mai z. B. nannte die vorderösterreichische Stadt Säckingen die Schweizer geradezu „den Erbfeind.“[3]) Auch Erzherzog Ferdinand traute denselben trotz ihrer wiederholten Erklärungen noch immer nicht; dies zeigt die Thatsache, dass er es für angezeigt erachtete, denselben im April 1525 eröffnen zu lassen, der damals beginnende Zug des Truchsessen Georg von Waldburg gegen die Hegauer und Schwarzwälder Bauern sei mit nichten gegen sie gerichtet, sondern bezwecke lediglich die Bestrafung der Empörer. Noch Ende Mai fand sein Gesandter Dr. Sturzl für nöthig, die Eidgenossen auf ihrem Tage zu Frauenfeld an die Beachtung der Erbeinung zu mahnen, und gleiches thaten am 9. Juni nochmals seine Commissarien in Radolfzell, ja diese ersuchten sie geradezu, sich der Bauern zu entschlagen, den Erzherzog und den Schwäbischen Bund an deren Bestrafung nicht zu irren, sondern gemäss der Erbeinung auf das Haus Oesterreich ein getreues Aufsehen zu haben.[4])

Sogar noch nach der Unterwerfung der Hegauer, Barer und Stühlinger Bauern zögerte der Erzherzog sein Heer gegen Waldshut und den Kletgau zu senden, damit ja kein Schweizer

[1]) E. A. 693—94.

[2]) Forschungen zur deutschen Geschichte XXII, 96.

[3]) Schreiber, Der deutsche Bauernkrieg Nr. 202.

[4]) E. A. 625. 670. 687.

Krieg daraus entstehe! Hier konnte er sich allerdings auf einen Schein von Grund berufen. Zürich erklärte nämlich wiederholt, einen Angriff durch österreichische Truppen oder durch den Schwäbischen Bund auf den ihm mit Burgrecht verwandten und ihm mit Früchten dienstbaren Kletgau nicht zu dulden.[1] Bei dem staatsrechtlichen Verhältnisse Zürichs zu dieser Landschaft hätte die Eidgenossenschaft ihren oben erwähnten Grundsatz vom 29. Mai 1525, dass sie sich nur in die Bauernangelegenheit einmische, wenn es sich um einen Angriff auf einen Bundesgenossen handle, auf den Kletgau, der in Zürich verburgrechtet war, mit Grund ausdehnen können. Sie hat dies aber nicht gethan und die Unterwerfung der Kletgauer durch ihren Grafen geduldet. Sie hat also auch hier ihre Neutralität strikte bewahrt, sie hat auch hier gezeigt, dass das Misstrauen des Schwäbischen Bundes und der vorderösterreichischen Regierungen gegen sie nichts, denn ein zählebiges Vorurtheil war.

Auch 1525 waren es nur einzelne eidgenössische Orte, insbesondere, gerade wie schon im Jahre vorher, Zürich, Schaffhausen und Basel, die auf eigene Faust, ohne Auftrag von Seiten der Eidgenossenschaft, zwischen den ihnen benachbarten deutschen Bauern und ihren Obrigkeiten den Frieden zu vermitteln bestrebt waren. Die Eidgenossenschaft als solche konnte dies nicht hindern, sie versäumte aber, wie wir eben gehört, nicht, den vermittelnden Orten entschieden nahezulegen, sie selbst durch ihre Thätigkeit nicht in einen tödtlichen Krieg zu verwickeln. Dies war übrigens auch nie von diesen Orten beabsichtigt; auch sie waren jederzeit 1525 entschlossen, die Erbeinung mit Oesterreich zu halten. Das kündigten sie am 21. Juni den Hegauern, die von ihnen um den Preis der Unterwerfung unter ihre Landeshoheit thätliche Hilfe verlangten, offen an; sie eröffneten damals denselben, sie könnten sich dermassen niemands annehmen, daran hindere sie ihr Bund mit den andern Eidgenossen und die Erbeinung mit dem

[1] Strickler 1121. 1175.

Hause Oesterreich.[1]) Ebenso wiesen sie noch im August 1525 die Zumuthung der Suntgauer, sie mit Gewalt zu retten, wofür auch diese Bauern schweizerische Unterthanen werden wollten, in „gutem Deutsch“ ab.[2])

Die vermittelnden Orte versäumten über ihre Bemühungen zu Gunsten des Friedens nicht, die Pässe sorgfältig zu sperren, um ihren eigenen Unterthanen den Zuzug zu den rechtsrheinischen Bauern unmöglich zu machen, indem sie ihre Unterthanen bei strenger Strafe vor solchem Zuzuge warnten und die deutschen Bauern wiederholt drohend aufforderten, die ihrigen nicht aufzuwiegeln und die eidgenössischen Knechte, die ihnen bereits zugezogen seien, alsbald zu entlassen.[3]) Noch im August und September 1525 erklärten die vermittelnden Eidgenossen den Kletgauern und Suntgauern, sich ihrer nicht mehr anzunehmen, wenn sie solches nicht unterliessen; wohin dann das führe, könnten sie selbst ermessen.[4])

Die Aufgabe, zwischen den Bauern und ihren Herrschaften einen friedlichen Ausgleich zu schaffen, war übrigens 1525 ebenso, wie das Jahr zuvor, ungemein schwer, um nicht zu sagen aussichtslos, denn den Bauern war es nicht ernstlich um einen Ausgleich zu thun. Nur dann willigten sie in eine Vermittlung, ja riefen eine solche an, wenn die Noth gross wurde und die Gefahr des Unterganges in drohender Nähe stand; fühlten sie sich aber wieder sicher, so fielen sie von ihren Zusagen sofort ab. Gleiches gilt aber auch von den meisten Herrschaften; auch ihnen war es nicht ernstlich um eine friedliche Beilegung des Zwistes zu thun. Wohl nahmen sie die Vermittlung der eidgenössischen Orte an, aber sie wollten damit im Grunde doch nur Zeit gewinnen, denn sie gaben die Hoffnung nie auf, zuletzt doch noch mit Waffengewalt ihre Unter-

[1]) E. A. 648.

[2]) E. A. 759.

[3]) Nabholz 91. Egli Aktensammlung z. G. d. Zürcher Reformation 372, E. A. 700. 763.

[4]) E. A. 758, 768.

thanen zu unterwerfen und die Zustände vor dem Aufstande wiederherzustellen.

Dass trotzdem einzelne eidgenössische Orte vermittelten, geschah auch 1525 aus mehreren Gründen. Einmal mochte sie Mitgefühl mit den unläugbar schwer belasteten Bauern dazu antreiben. Es ist des weitern gewiss nicht Zufall, dass diese vermittelnden Orte 1525 bereits für die Glaubensneuerung gewonnen waren oder ihr doch gar sehr zuneigten: sie mussten sich deshalb zu den Bauern, welche das göttliche Wort auf den Schild gehoben hatten, hingezogen fühlen. Dies gilt namentlich bei den Kletgauern, welche Zürich auch 1525 geradezu zum Ausharren bei dem Worte Gottes aufforderte und denen diese Stadt am 5. August 1525 sogar vorhielt, ihre jetzige Bedrängniss sei dadurch verursacht, dass sie gegen ihr Versprechen nicht beim Worte Gottes geblieben seien.[1])

Der Hauptgrund der Vermittlung aber war für Zürich, Schaffhausen und Basel auch 1525 recht weltlicher Natur. Es war die Besorgniss, dass bei der Fortdauer des Aufstandes ihre deutschen Nachbarlande verheert würden. Dies wollten sie verhindern, weil es in ihrem eigenen Interesse lag. Einmal hatten ihre Bürger und Stiftungen Güter und Zinse in diesen Nachbarlanden,[2]) und zweitens musste durch eine Verwüstung derselben auch in der Eidgenossenschaft Mangel an Lebensmitteln und Theuerung eintreten. Namentlich aus diesen Landen deckten die Eidgenossen ihren Abgang an eigenem Brodkorne und Wein; sie nannten dieselben deshalb geradezu „ihren trefflichen Brodkasten,“ „ihrer aller Brodkasten und Weinkeller.“[3])

Das Gebiet, in dem eidgenössische Orte im Jahre 1525 den Frieden herzustellen versucht haben, erstreckte sich über den Hegau, die Bar, den Kletgau, den südlichen Schwarzwald, die Ortenau, den Breisgau und den Suntgau. Auch jetzt dachten sie so wenig, wie 1524 an eine allgemeine Vermittlung

[1]) E. A. 757.

[2]) Die Basler allein hatten mehr als 10000 fl. Gilten aus den angrenzenden deutschen Landschaften jährlich zu beziehen, s. E. A. 768—69.

[3]) E. A. 698. 758. Schreiber 255.

zwischen den deutschen Bauern und ihren Obrigkeiten überhaupt. Nur soweit, als ihr eigenes Interesse ins Spiel kam, vermittelten diese eidgenössischen Orte; deshalb haben sie im Allgäu, in Oberschwaben und im Württemberger Lande nie einen Versuch der Vermittlung gemacht. Um den Aufstand am Mittelrheine und am Maine vollends haben sie sich bei dem gänzlichen Mangel an Beziehungen zwischen ihnen und diesen fernen Landschaften niemals bekümmert.

II.

Ich habe nun noch den Gang ihrer vermittelnden Thätigkeit seit März 1525 im einzelnen, wenn auch nur in grossen Zügen darzustellen. Ich beginne mit der im Gebiete der eng verbrüderten Bauern des Hegaus, der Bar und des südöstlichen Schwarzwaldes, die bekanntlich unter ihrem Hauptmanne Hans Müller von Bulgenbach einen gemeinsamen grossen Haufen gebildet haben.

1) Hier schien die Bauernsache im April 1525 gesiegt zu haben. Nur wenige Städte und Burgen, wie Villingen, Radolfzell, Stockach, Blumberg, Mühlheim a/Donau fielen da nicht in die Gewalt der Aufständigen. In diesen wenigen Orten suchten und fanden auch der einheimische Adel und die österreichischen Commissarien, welche Erzherzog Ferdinand wegen des Bauernaufstandes 1524 in den Hegau abgeordnet hatte, Zuflucht. Diese Städte und Burgen aber traten den Bauern bis Ende April nicht entgegen, sie schienen wie gelähmt von der Uebermacht der Bauern und dem Ausbleiben der Hilfe von Seiten des Erzherzogs Ferdinand und des Schwäbischen Bundes.

An einen friedlichen Vergleich war damals in diesen Landschaften nicht zu denken; ihre so billig erworbenen Lorbern hatten die Hegauer und Schwarzwälder einem solchen unzugänglich gemacht. Erst als die Sachlage seit dem Anzuge des Schwäbischen Bundesheeres zu Ende April im Hegau sich änderte und als jetzt der blutige Ernst den dortigen Bauern in unmittelbare Nähe rückte, schwand ihr Uebermuth. Jetzt nahmen die Unterthanen der Commende Mainau auf dem Ryck,

d. i. der Landzunge zwischen dem Ueberlinger und dem Untersee, den Weingartner Vertrag der Allgäuer und Seebauern an. Jetzt verhandelten andere Hegauer am 28. April mit dem Truchsessen Georg von Waldburg zu Pfullendorf und verstanden sich da, allerdings nur auf Hintersichbringen, zu einem Vertrage, den ihnen der Truchsess diktierte. Jetzt verloren auch die andern Hegauer Angesichts des vor ihnen stehenden Feindes ihr übermüthiges Selbstvertrauen.

Sie gaben die von ihnen seit Mitte April durchgeführte Umzingelung von Radolfzell auf und baten die Stadt Schaffhausen als Handhaberin des Gotteswortes in ihrer Noth um Hilfe und Rath.[1]) Damit gaben sie dieser Stadt die willkommene Gelegenheit, gemeinsam mit Zürich zu vermitteln. Sofort entsandten diese beiden eidgenössischen Orte eine Botschaft an den Truchsessen, die ihn aber nicht mehr im Hegau antraf.

Gegen alle Erwartung musste nämlich der Truchsess auf Befehl des Schwäbischen Bundes sein Heer, ohne die Hegauer besiegt oder beruhigt zu haben, in Eilmärschen nach Württemberg führen; er konnte deshalb in diesem Gaue für die treu gebliebenen Orte nichts thun, als wenigstens Stockach und Radolfzell mit Lebensmitteln zu versorgen und in letztere Stadt 500 Mann zu werfen.[2]) Damit war mit einem Schlage die hoffnungslose Lage der Hegauer Bauern wieder gebessert, damit aber war auch ihre Neigung zu einem friedlichen Ausgleiche wieder entschwunden. Dennoch gaben die Boten von Schaffhausen und Zürich die eben begonnene Vermittlung nicht auf, sondern suchten vom Truchsessen für die Hegauer Frieden zu

[1]) Auch Herzog Ulrich von Württemberg wandte sich am 29. April für die Hegauer und Schwarzwälder an Schaffhausen (Schreiber 200, E. A. 669). Dieser Fürst stand bis zum Ende des Bauernkriegs mit den Empörern in engen, fast abenteuerlicher Verbindung; er hoffte, durch ihre Hilfe sein Land wieder erobern zu können. Wir können jedoch an dieser Stelle von einer Darstellung dieser Beziehungen absehen, denn dieselben haben auf die eidgenössische Politik gegenüber den deutschen Bauern niemals irgend einen Einfluss gewonnen.

[2]) Albert, Geschichte von Radolfzell 305.

erlangen, bekamen aber von demselben abschlägige Antwort, zu der er sich noch dazu Zeit genug liess. Er erklärte ihnen nämlich am 16. Mai, dass ein Friede für die Bauern nur zu erlangen sei, wenn sie den jüngst mit ihnen geschlossenen und von ihnen beschworenen, aber nicht gehaltenen Verträgen nachkommen, die Boten sollten bei denselben in diesem Sinne wirken, denn wenn die Bauern auf ihrem frevelhaften Unternehmen beharren sollten, müsse man sie mit der That zur Ruhe bringen.[1])

Damals waren diese Boten in Rotweil, das schon am 1. Mai von Schaffhausen Weisung erbeten hatte, wie es sich gegen die zwei Haufen, welche in seiner Gegend sich gebildet hatten und am 4. Mai 6000 Mann stark in Altstadt lagerten, zu verhalten habe.[2]) Die Boten suchten in der That auch diese Bauern zu beruhigen, hatten aber dabei keinen Erfolg,[3]) so dass Rotweil selbst sich an ihren Bemühungen nicht weiter betheiligte.

Nicht besser ergieng es ihnen im Hegau, wo seit Anfang Mai die Edelleute und die Besatzungen von Stockach und Radolfzell die Bauern bekämpften. Dieselben führten, um die Bauern zum Frieden zu zwingen, den Krieg nach alter Weise und verbrannten die Dörfer Nenzingen, Wahlwies und Stahringen, verübten Unfug an Frauen und warfen sogar ein Kind ins Feuer. Dieses Mittel führte jedoch nicht zum Ziele, denn diese Edelleute und Besatzungen waren den Bauern nicht gewachsen. Die letztern wehrten sich vielmehr und begannen Radolfzell zu Wasser und zu Land zu belagern. Dazu zwangen sie die Mainauer zur Aufgabe des Weingartner Vertrags und zum Wiedereintritte in ihre Reihen und plünderten das seinem Herrn treu bleibende Dorf Bodman. Umsonst baten die damals noch treuen Hegauer zu Ueberlingen die Gesandten der Stockacher Besatzung und der Linzgauer Städte und Herr-

1) E. A. 647.

2) Schreiber 202. Hugs Chronik von Villingen (Bibliothek des Lit. Vereines in Stuttgart 164) S. 111.

3) Schreiber 269.

schaften, die dort über die gemeinsame Bekämpfung der Hegauer Empörer beriethen, um Abstellung des Brandes im Hegau. Die Linzgauer Städte und Herrschaften zwar waren dazu sofort erbötig, nicht aber die Gesandten der Stockacher Besatzung; in deren Namen erklärte Ritter Hans Walther von Laubenberg, sie wüssten aus besonderen Ursachen den Brand nicht abzustellen.[1])

Mit dieser Erklärung erzielte der Ritter eine von ihm gewiss nicht gewollte Wirkung, er gab nämlich damit der Stadt Ueberlingen den Anlass, vom weitern Kriege gegen die Hegauer Bauern sich mit ihren Bundesgenossen im Linzgau zurückzuziehen. Diese Stadt hatte bis dahin rückhaltlos die Ansicht vertreten, dass ein Friede mit den Bauern, die doch nie Wort hielten, unmöglich sei, dass man sie mit dem Schwerte bezähmen müsse. Es musste deshalb allgemeine Verwunderung hervorrufen, dass sie trotzdem unter Berufung auf die Erklärung des Laubenbergers hin am 26. Mai die Linzgauer Städte und Herrschaften zu einem förmlichen Waffenstillstande mit den Hegauer Bauern bewog. Dieser Stillstand aber, das ist das sonderbarste an diesem Vorgange, sollte nicht für alle Gegner dieser Bauern, sondern nur für die beiden den Vertrag abschliessenden Parteien und den Schwäbischen Bund, nicht aber auch für Stockach und Radolfzell und überhaupt die österreichische Landgrafschaft Nellenburg gelten.[2])

Ein solcher Waffenstillstand verstiess unleugbar gegen alles Recht, denn die Linzgauer Städte und Herrschaften gehörten 1525 mit Ausnahme des Grafen Felix von Werdenberg-Heiligenberg zum Schwäbischen Bunde, konnten also ohne Gutheissen dieses Bundes keinen Sonderfrieden eingehen und noch weniger den Bund selbst zu einem solchen verpflichten. Noch unverantwortlicher aber erscheint die Ausschliessung von Stockach und Radolfzell von dem Stillstande, denn dies hiess den Hegauer

[1]) Schriften des Bodenseevereins XVII, 74—75, Schreiber 247, Chronik von Villingen 121.

[2]) Zeitschrift f. G. des hist. Vereines für Schwaben und Neuburg 9, 35. Forschungen zur deutschen Geschichte XXI, 108.

Bauern die Möglichkeit schaffen, ihre ganze Macht frei gegen diese Städte zu wenden. Damit aber gaben die Linzgauer Städte und Herrschaften dieselben treubrüchig dem Feinde preis, denn Stockach und Radolfzell waren als Theile der vorderösterreichischen Lande Angehörige des Schwäbischen Bundes und deshalb berechtigt, von ihren linzgauischen Bundesgenossen thätliche Hilfe zu fordern.

Was die Linzgauer Städte und Herrschaften zu diesem pflichtwidrigen Schritte geführt hat, sagen sie nicht. Als Grund nennen sie zwar die hitzige Erklärung des Ritters Hans Walther von Laubenberg; dass diese allein aber sie zu solcher That geführt hat, ist kaum glaublich. Vielleicht hat die Kunde, dass zu gleicher Zeit österreichische und bayerische Commissäre zu Füssen einen Vertrag mit den Allgäuern verabredet haben, auf dieselben ermunternd eingewirkt; vielleicht kannten sie schon vor dem Abschlusse des Stillstandes mit den Hegauern die rebellische Gesinnung ihrer eigenen Unterthanen, die unmittelbar nach dem 26. Mai sich Luft machte und die um so gefährlicher aussehen mochte, als auch ein Theil des Seehaufens um Lindau trotz des Weingartner Vertrags im Mai wieder unruhig geworden war.[1])

Dem sei nun, wie ihm wolle; die Folge des Sernatinger Waffenstillstands war, dass Stockach und Radolfzell die nächsten Wochen auf ihre eigene Kraft gegenüber den Bauern angewiesen waren. Umsonst hofften sie auf Hilfe von Seiten des Schwäbischen Bundes oder ihres Landesherrn, des Erzherzogs Ferdinand. Des Bundes Heer zog damals nach Franken und der Erzherzog war damals machtlos in den Händen der ebenfalls aufgestandenen Tiroler in Innsbruck. Die Hegauer und Schwarzwälder konnten somit alle ihre Kräfte gegen Radolfzell, das sie hart belagerten und in dem in Folge dessen die Lebensmittel knapp wurden, sorglos wenden.

In dieser grossen Noth nahmen sich der verlassenen Stadt Zürich und Schaffhausen an, indem sie einen Anstand zwischen

---

[1]) Schriften des Bodenseevereins 18, 76; 21, 37.

derselben und ihren Belagerern herbeizuführen versuchten. Ihr guter Wille erzielte freilich zunächst keinen Erfolg. Die Bauern liessen ihre Boten nicht einmal in die belagerte Stadt, ein Schicksal, das sie übrigens auch den Gesandten der Reichsstädte Constanz und Lindau, welche gleichzeitig ebenfalls eine Vermittlung zu Gunsten Radolfzells versuchten, bereitet haben. Die Bauern vor Zell giengen aber noch weiter, denn sie eröffneten der Stadt Schaffhausen am 3. Juni, sie könnten auf eigene Faust in keine Verhandlungen sich einlassen, dies dürften sie nur mit Wissen und Willen ihrer gesammten Brüderschaft, mit Namen Schwarzwald, Suntgau, Breisgau, Elsass, Waldshut und anderer Bundesgenossen thun. Nur insoferne kamen sie den Städten Zürich und Schaffhausen entgegen, dass sie dieselben nicht an diese gesammte Brüderschaft verwiesen, sondern selbst deren Anerbieten derselben zur Entscheidung vorzulegen versprachen.[1] Noch am 9. und 10. Juni standen sie auf diesem Standpunkte, dass kein einzelner Ort ohne die ganze Brüderschaft einen Vertrag annehmen dürfe. Dies erklärten sie wiederum der Stadt Schaffhausen, der sie damals noch weiter eröffneten, dass ihr Vornehmen, das hl. Evangelium durch die Gnade Gottes zu erhöhen, es pur und klar ohne menschlichen Zusatz und Sinn zu predigen, damit das göttliche Recht mit Hilfe des Neuen und Alten Testaments erleuchtet und erhöht werde, durch Verhandlungen keine Störung erleiden dürfe. Damit betonten sie, dass sie nur das göttliche Recht wollten, damit aber war eine Vermittlung von vorne herein aussichtslos erklärt, denn die Gegner dieser Hegau-Schwarzwälder Bauern wollten von diesem göttlichen Rechte nichts wissen, sondern anerkannten nur das geschichtlich gewordene. Zu allem Ueberflusse fügten die Bauern noch bei, dass gerade Radolfzell von dem durch Zürich und Schaffhausen geplanten Austrage ausgeschlossen bleiben müsse.[2] Es war klar, dass sie damit in Wahrheit den Vermittlungsversuch der beiden eidgenössischen

[1] Schreiber 301.

[2] Schreiber 315, 316.

Städte zurückgewiesen haben. So fasste auch Schaffhausen die Sachlage schon am 11. Juni auf, es schrieb damals an Zürich, es wisse dermalen nichts weiter zu thun und befehle die Sache Gott.[1])

Trotzdem änderte Schaffhausen schon nach einigen Tagen wieder seinen Sinn und entschloss sich, gemeinsam mit Zürich mit den Hegau-Schwarzwälder Bauern aufs neue zu verhandeln. Jetzt giengen die beiden Städte sogar noch weiter, denn jetzt zogen sie auch Basel bei und setzten den Bauern einen Tag von ihren und den Basler Gesandten gen Schaffhausen auf den 20. Juni an. Die Lage hatte sich eben inzwischen wieder verändert und die Bauern einer Vermittlung zugänglich gemacht.

Ein kleines Heer des Erzherzogs Ferdinand rückte endlich zum Entsatze von Radolfzell an und erhielt auf wiederholtes Andrängen des Schwäbischen Bundes von Ueberlingen und den andern Herrschaften, die den Sernatinger Anstand vom 26. Mai angenommen hatten, Verstärkung. Dazu liessen sich diese Herrschaften nunmehr um so leichter bestimmen, als die Bauern in ihrem Uebermuthe auch diesen Anstand verletzten, indem etliche Orte, die nach demselben neutral bleiben sollten, von ihnen vertragswidrig bedrängt worden waren.[2])

Die Kunde von diesen Vorgängen erschütterte das Selbstvertrauen der Hegau-Schwarzwälder vor Radolfzell. Um dem drohenden Kampfe gewachsen zu sein, suchten sie ihre Kräfte zu stärken. Sie wandten sich deshalb sogar aufs neue an eidgenössische Unterthanen: wenigstens wissen wir dies von Weinfelden.[3]) Hilfe bekamen sie aber nur aus ihren eigenen Haufen, die ihnen dessen oberster Hauptmann Hans Müller selbst am 20. Juni zuführte. Trotzdem kündigten sie an demselben Tage noch der Stadt Freiburg, welche sie zur Aufhebung der Belagerung von Radolfzell ermahnt hatte, stolz an, vor dieser

---

[1]) E. A. 685.

[2]) Schriften des Bodenseevereines 18, 78—79.

[3]) Strickler 1154.

Stadt bleiben und den anrückenden österreichischen Truppen Widerstand leisten zu wollen.[1])

Diese Sprache entsprach jedoch ihrer wirklichen Seelenstimmung nicht. Wie verzagt sie jetzt geworden waren, zeigt die Thatsache, dass sie auch Rotweil, Lindau und Constanz um Vermittlung angiengen,[2]) zeigt insbesondere der Antrag, den ihre Boten am 21. Juni schriftlich und mündlich den Gesandten von Zürich, Schaffhausen und Basel gemacht haben. Vom Uebermuthe gründlich geheilt, stellten sie nämlich jetzt in flehender Sprache den Gesandten dieser drei Orte, die bisher von männiglich als Liebhaber des göttlichen Worts und Handhaber der Gerechtigkeit gerühmt worden seien, ihre Anhänglichkeit an dieses Wort, ihre Friedensliebe und ihr Misstrauen gegen ihre Herrschaften vor. Sie erklärten, eher zu Grunde gehen zu wollen, als sich diesen wieder zu unterwerfen, sie seien aber erbötig, zu den drei Orten Leib, Ehre und Gut bei Tag und Nacht zu setzen und alles zu thun, was sie ihnen zu Unterhaltung gemeinen Nutzens und Landfriedens befehlen würden, damit sie bei Gott und seinem hl. Worte ihr Leben beschliessen können.[3]) Das war ein weitgehendes Anerbieten, denn es wollte besagen, dass diese Bauern bereit seien, Unterthanen der drei Orte zu werden, wenn dieselben sie vor dem anziehenden Feinde und vor der Rückkehr ihrer bisherigen Obrigkeit erretteten. Dieses Anerbieten war in der That verlockend, denn es hätte die Grenzen der Schweiz nordwärts weit nach Schwaben vorgeschoben und den zugewandten Ort Rotweil in unmittelbare geographische Verbindung mit jener gebracht. Trotzdem dachten die drei Orte nicht daran, auf dasselbe einzugehen, sie gaben den Bauerngesandten, wie schon gesagt, die correkte Antwort, sie könnten auf solches wegen ihrer Verpflichtung zu den andern Eidgenossen und wegen der Erbeinung mit Oesterreich nicht eingehen, sie erboten sich aber

[1]) Schreiber 345.

[2]) Strickler 1159, 1161.

[3]) E. A. 685—86.

nochmals zur Vermittlung, und zwar nicht nur bei der Besatzung von Radolfzell, sondern auch in der Bar. Dies nahmen die Bauern in ihrer Noth an und gestatteten nunmehr den Gesandten der drei Städte den so lange verwehrten Zugang nach Radolfzell.

In dieser Stadt aber erkannten diese Gesandten alsbald, dass ihrer Vermittlung kaum zu hebende Schwierigkeiten im Wege stünden; sie erhielten nämlich von den österreichischen Commissarien und den dorthin geflüchteten Hegauer Edelleuten am 22. Juni schlimme Antwort. Dieselben wussten bereits von dem Anzuge der Entsatztruppen und erklärten, ungebeugt durch die harte Belagerung, sie liessen sich mit den Bauern, die alle mit ihnen abgeschlossenen Verträge ohne Rücksicht auf ihren Eid wieder gebrochen hätten, in keine Verhandlungen mehr ein, dies könnten sie auch ohne Erlaubniss des Erzherzogs und des Schwäbischen Bundes nicht thun. Sie giengen aber noch weiter, anstatt den Gesandten der drei Städte eine Vermittlung zu gestatten, ermahnten sie dieselben vielmehr, gemäss der Erbeinung sich der Bauern nicht anzunehmen, sondern deren Bestrafung nicht zu hindern.[1])

Gleiches Missgeschick hatten Zürich, Schaffhausen und Basel in der Bar. Dort suchte die energische Stadt Villingen, welche schon 1524 das einzige Mittel gegen den Bauernaufstand in der Anwendung der Waffen erkannt hatte, die rebellischen Bauern ringsherum mit Raub und Brand seit Ende Mai heim.[2]) Die Bauern der Bar, die in diesem Kleinkriege den Villingern nicht gewachsen waren, nahmen deshalb den Vorschlag der drei Orte, bis auf weiteren Bescheid Waffenruhe zu halten am 22. Juni unter der Bedingung, dass sie ihren Haufen bei einander halten dürften, gerne an. Dagegen wiesen die Villinger so entschieden wie immer möglich diesen Vorschlag am gleichen Tage ab. Als „fromme alte Oesterreicher,“ so schrieben sie gen Schaffhausen, bekriegten sie ihrer Pflicht

---

[1]) Schreiber 349, 350.

[2]) Chronik von Villingen 125, Schreiber 348.

nach, und zwar gerne, die Bauern, welche ihre Herrschaft Oesterreich geschädigt und ihnen selbst alle Gemeinschaft, als ob sie Ketzer oder Heiden wären, aufgekündigt hätten, und könnten ohne Genehmigung ihres Herrn damit nicht aufhören.[1])

Bei dieser ablehnenden Haltung der Gegner der Bauern im Hegau und in der Bar entschlossen sich die drei Städte noch am 22. Juni ihren Vermittlungsversuch, weil aussichtslos, abermals einzustellen.[2])

Die Sache der Hegau-Schwarzwälder gieng mit Eilschritten der Katastrophe entgegen. Am 25. Juni waren die Radolfzeller Entsatztruppen in Stockach, und sofort zeigte es sich auch hier, dass die viel stärkeren Bauernschaaren disciplinierten Truppen nicht gewachsen waren. Schon am 27. Juni zog der Feldhauptmann der Oesterreicher Marx Sittich von Ems in das befreite Radolfzell ein.[3])

In ihrer Todesnoth griffen die Hegau-Schwarzwälder nach Strohhalmen; sie nahmen am 25. Juni den Offenburger Vertrag vom 15. d. M. an,[4]) aber dies half ihnen nichts, denn dieser Vertrag wurde vom Erzherzoge Ferdinand nicht anerkannt. Schliesslich wandten sie sich am 28. und 29. Juni sogar an die zu Baden tagenden Eidgenossen selbst,[5]) natürlich ohne Erfolg. Dagegen machten Zürich und Schaffhausen, nicht mehr aber Basel, an das die Hegau-Schwarzwälder sich ebenfalls gewandt hatten,[6]) trotz aller abmahnenden Erfahrungen einen allerletzten Versuch, für die Bauern noch in jüngster Stunde einen friedlichen Vertrag zu erreichen. Sie scheiterten jedoch abermals an dem Widerstande der österreichischen Commissarien und Hauptleute, mit denen sie vergeblich am 30. Juni und 1. Juli zu Stockach durch ihre Boten verhandeln liessen. Dieselben waren entschlossen, blutigen Ernst zu machen und erklärten

[1]) E. A. 678.
[2]) E. A. 686.
[3]) Zeitschrift des histor. Vereins von Schwaben und Neuburg X, 34.
[4]) Schreiber 357.
[5]) E. A. 692. 695.
[6]) E. A. 698.

nur, auf dem Zuge gegen die Bauern die Hofgüter, welche im Hegau Schweizern gehörten, zu schonen, wenn ihnen ein Verzeichniss derselben zugestellt werde, denn sie hätten keinen Befehl, die Eidgenössischen zu beschädigen, wollten im Gegentheile die Erbeinung halten, und mit der Schweiz gute Nachbarschaft pflegen, sie müssten aber auch Einhaltung der Erbeinung von den Eidgenossen verlangen, die den Bauern demgemäss keinen Proviant und keine Hilfe von Seiten ihrer Unterthanen zugehen lassen sollten.[1]

Am 1. und 2. Juli erfolgte der Angriff Marx Sittichs von Ems auf die Hegauer und deren gänzliche Niederlage; nicht weniger denn 24 Orte wurden damals im Hegau von den Siegern eingeäschert.[2]

Ohne Schwertstreich ergaben sich wenige Tage später die Bauern der Bar und der Landgrafschaft Stühlingen dem Schwäbischen Bunde auf Gnade und Ungnade. Auch für dieselben hatten sich nochmals am 6. Juli die Boten von Zürich und Schaffhausen und mit denselben, offenbar von ihnen gewonnen, nicht nur die von Basel, sondern sogar auch die von Bern, Glarus und Solothurn auf dem eidgenössischen Tage zu Baden aus Furcht vor der Zerstörung „ihres trostlichen Brodkastens" bei den österreichischen Commissarien verwendet, aber ohne Erfolg, obwohl die Grafen von Fürstenberg eingewilligt hatten, sich mit ihren Unterthanen auf Grund des Offenburger Vertrags auszugleichen.[3] Dies duldete der Schwäbische Bund nicht; die Bauern der Bar mussten sich wie ihre Bundesgenossen im Hegau und im Stühlinger Lande den harten Strafartikeln dieses Bunds bedingungslos unterwerfen.

Also erfolglos endeten die immer wieder trotz aller bittern

[1] Schreiber 364.

[2] Chronik von Villingen 132.

[3] E. A. 694, 696—97. Es ist bezeichnend, dass das Schreiben dieser 6 Orte nicht vom Badener Landvogte, sondern vom Zürcher Rathsherrn Konrad Escher gesiegelt und damit als Privatsache dieser Orte, mit der die Eidgenossenschaft nichts zu thun habe, gekennzeichnet ist.

Erfahrungen aufgenommenen Versuche von Zürich und Schaffhausen, zwischen den Hegau-Schwarzwälder Bauern und ihren Obrigkeiten im Sommer 1525 den Frieden gütlich herzustellen.

2) Keinen bessern Erfolg erzielten die beiden Städte mit ihren Verhandlungen zu Gunsten der Kletgauer.

Die geographische Lage des Kletgaues bürgt dafür, dass in ihm bis gegen Ende Juni 1525 Ruhe geherrscht hat, denn von aussen hatte der Kletgau, solange der Hegau und Schwarzwald nicht vom Feinde niedergeworfen waren, nichts zu befürchten, und in seinem Innern besass damals sein Herr, Graf Rudolf von Sulz, nur noch die Bergfeste Küssenberg, die zwar an sich sehr stark, aber 1525 so schwach besetzt war, dass von ihr die Kletgauer nicht im geringsten Furcht zu haben brauchten. Sie haben denn auch ohne Rücksicht auf Küssenberg nach ihrem eigenem Geständnisse den andern aufgestandenen Bauern aus ihrer Mitte Hilfstruppen, vermuthlich zur Belagerung von Radolfzell, gesandt.

Küssenberg liessen sie, soviel wir wissen, im ersten Halbjahre 1525 unbehelligt; erst gegen Ende Juni, als die österreichischen Truppen im Hegau vorrückten, kam ihnen der Gedanke, dass sie zu ihrer grössern Sicherheit diese Burg in Besitz nehmen müssten. Darüber kam es, da Jakob von Heidegg, der Vogt des Grafen von Sulz, die ihm anvertraute Feste trotz der schwachen Besatzung aufzugeben sich standhaft weigerte, auch im Kletgau zum Kampfe zwischen der Küssenberger Besatzung und den Bauern, welche hiebei auch von Seiten einzelner Schaffhauser und Zürcher Unterthanen, die ihnen zuliefen, willkommene Verstärkung erhielten. Diesen Zuzug ihrer Unterthanen aber wollten die Städte Schaffhausen und Zürich sich nicht gefallen lassen. Auf Mahnung der erstern sandte Zürich mit Bezug auf das Burgrecht, mit dem ihm der Kletgau verwandt sei, seinen Bürger Jörg Göldli zu den Bauern vor Küssenberg, um sie von solcher Aufwiegelung eidgenössischer Unterthanen abzubringen, und sperrte ausserdem abermals den Rheinübergang zu Eglisau.

Der Krieg nahm im Kletgau ein Ende, als am 28. Juni,

wie wir bereits gehört haben, Jörg Göldli und der Landvogt Türler von Baden nicht etwa im Namen des Ortes Zürich, sondern in dem der gesammten Eidgenossenschaft einen Waffenstillstand zwischen dem Küssenberger Vogte und den Kletgauer Bauern bis 1. September zu Stande brachten.[1]) Damals mussten die Bauern zwar auf die Erwerbung der Feste Küssenberg verzichten, der Vogt jedoch musste zur Beruhigung der Kletgauer seine fremde Mannschaft entlassen und einen Zusatz von vier Zürchern in diese Feste aufnehmen.

Diese Massregel machte Küssenberg für die Bauern ungefährlich; trotzdem blieb die Ruhe im Kletgau nicht ganz ungestört. Am 13. Juli schon klagte der Vogt, dass die Bauern ihm gegen den Vertrag vom 28. Juni den Zehnten vorenthielten, bei der Stadt Zürich; die Kletgauer aber suchten am 19. Juli gegen diese Stadt sich dadurch zu rechtfertigen, dass sie ihr Verhalten als Nothwehr, veranlasst durch Drohungen von der andern Seite, hinstellten.[2])

Zürich erscheint somit im Juni und Juli als die von beiden Theilen anerkannte und angerufene Schutzmacht des Kletgaus. Die Rücksicht auf die mächtige Stadt hat ohne Zweifel auch bewirkt, dass selbst Graf Rudolf von Sulz den Waffenstillstand vom 28. Juni, obwohl er nur von seinem Vogte auf eigene Gefahr, nicht zufolge seines Auftrages abgeschlossen war, stillschweigend anerkannte und dass in Folge dessen bis 1. September die Kletgauer weder von ihrem Grafen, noch dem Schwäbischen Bunde, noch dem Erzherzoge Ferdinand angegriffen wurden. Diese Feinde der Kletgauer wussten ja, dass Zürich verkündet hatte, den Kletgau durch sie nicht vergewaltigen zu lassen, und glaubten in der That, dass dies nicht leere Drohung bleiben werde. Es entgieng ihnen, dass gerade in diesem Falle Wollen und Thun nicht dasselbe war. Die allgemeine Lage innerhalb der Eidgenossenschaft und ihr entschlossener Vorsatz, aus der deutschen Bauernempörung in

[1]) E. A. 697—98, 700; Schreiber 355—56.

[2]) Strickler I, 395—396.

keinen Landkrieg sich verwickeln zu lassen, würden Zürich, wenn es ernstlich für die Kletgauer hätte seine Streitmacht einsetzen wollen, daran alsbald verhindert haben. Es konnte in Wirklichkeit nichts thun, als im Bunde mit Schaffhausen die Frist des Waffenstillstandes vom 28. Juni zu Gunsten der Kletgauer auszunützen und für dieselben möglichst milde Bedingungen zu erwirken, denn dass die Kletgauer nach der bedingungslosen Unterwerfung der Hegauer und des Schwarzwälder Haufens sich mit ihrer Herrschaft auszusöhnen hatten, lag auf der Hand. Um ihr Ziel zu erreichen, hatten Zürich und Schaffhausen auf beide Theile versöhnend zu wirken. Sie mussten einerseits die österreichischen Commissarien in Radolfzell gewinnen, den Kletgauern die Unterwerfung nicht allzu schwer zu machen, und anderseits die letztern veranlassen, sich von ihrem Herrn strafen zu lassen, indem sie ihnen jede Aussicht auf ein Eingreifen mit den Waffen von eidgenössischer Seite zu ihren Gunsten benahmen.

So handelten ihre Boten in der That, hatten aber dabei wenig Erfolg. Wohl vermochten sie die österreichischen Commissarien am 25. Juli zu Radolfzell, den Kletgauern einen besonderen Unterwerfungsvertrag zu bewilligen, aber derselbe war in Wirklichkeit nicht mehr als eine sachlich von dem Vorbilde so gut wie nicht abweichende Umschreibung der gemeinen Strafartikel des Schwäbischen Bundes für die Bauern, die er zur Huldigung zwang. Namentlich bestimmte der Vertrag vom 28. Juli ebenfalls, dass die Kletgauer sich in des Erzherzogs Ferdinand Strafe, Gnade und Ungnade begeben und zur alten Kirchenordnung zurückkehren müssten.[1]) Nur in einem Ehrenpunkte stellte er dieselben wirklich besser, als dies die Strafartikel des Schwäbischen Bundes wollten; während diese nämlich den unterworfenen Bauern alle Wehren entrissen, gestand der Vertrag vom 25. Juli den Kletgauern wenigstens die Beibehaltung der Degen zu.

Um einen solchen Vertrag anzunehmen, waren die Klet-

---

[1]) E. A. 744—746.

gauer noch nicht genug eingeschüchtert. Schon am 28. Juli verlautete es, dass sie ihn verwerfen und sich abermals an Zürich und Schaffhausen um weitere Milderung seiner Artikel wenden wollten.[1] Dem war auch so, und in der That fanden sie bei beiden Städten abermals geneigtes Gehör. Alsbald giengen Boten von Zürich und Schaffhausen wiederum gen Radolfzell, erwirkten da jedoch für die Kletgauer am 31. Juli bei den österreichischen Commissären nicht mehr denn eine viertägige Frist, innerhalb welcher dieselben über Annahme oder Verwerfung des Vertrages vom 28. Juli abstimmen sollten.[2]

Diese Abstimmung hat wirklich stattgefunden: sie zeigte, dass die Kletgauer inzwischen begonnen hatten, den Ernst der Lage schärfer denn bisher zu erfassen, dass es ihnen klar geworden war, sie müssten, um zum Frieden zu gelangen, weit entgegenkommen. Dementsprechend beschlossen sie einstimmig, alle Artikel des Vertrags vom 28. Juni anzunehmen, sich somit namentlich auch der Strafe des Erzherzogs zu unterwerfen, wenn man ihnen nur die Annahme des dritten Artikels, der ihnen die Rückkehr zur alten christlichen Ordnung auferlegte, erlasse, denn vom Gottesworte zu weichen sei ihnen unerträglich.[3] Damit war es ihnen Ernst, denn ein Theil von ihnen plante bereits ihre Habe über den Rhein in die Grafschaft Baden zu flüchten.[4] Dieses Ergebniss ihrer Abstimmung eröffneten sie am 4. August der Stadt Zürich und baten sie zugleich um getreues Aufsehen. Sie erwarteten also von dieser Stadt, die ihnen seit 1524 das Bekenntniss des neuen Glaubens und das Festhalten an Gotteswort immer wieder empfohlen hatte, die Beseitigung des dritten Artikels. Damit brachten sie jedoch Zürich in eine unangenehme Lage. Wohl ermahnte die Stadt die Kletgauer am 5. August, am Gottesworte festzuhalten, aber sie weigerte sich, daraus die nöthige Folgerung zu ziehen,

[1] E. A. 746.

[2] Schreiber 400; E. A. 757.

[3] E. A. 757.

[4] E. A. 751.

denn sie schlug ihnen jegliche thätliche Hilfe ab und verwies sie für den Ernstfall auf ihre eigene Kraft. Diesen Bescheid begründeten sie mit dem Vorwurfe, die Kletgauer seien an fremde Orte gezogen und hätten dadurch das Wort Gottes verlassen, dies sei die Ursache, weshalb sie jetzt in so schweren Nöthen steckten.[1])

Diese von ihnen gewiss nicht erwartete Antwort des Zürcher Rathes missfiel den Kletgauern, sie suchten deshalb abermals Beistand bei den benachbarten Unterthanen dieser Stadt, z. B. in Rafz, ja selbst im Thurgau. Sie missachteten in ihrer Noth also die Befehle ihrer Schirmstadt und der ganzen Eidgenossenschaft. Dies liess sich Zürich freilich jetzt so wenig, wie bisher bieten; es traf sofort die nöthigen Massregeln an den Rheinübergängen und forderte auch die eidgenössischen Landvogte im Thurgau und zu Baden auf, dienliches gegen solchen Zuzug zu den Kletgauern anzuordnen, verbot seinen eigenen Unterthanen, allerdings nicht überall mit Erfolg, diesen Zuzug und untersagte am 9. August den Kletgauern eine solche Aufwiegelung der Eidgenössischen mit der Drohung, sie andernfalls ihrem Geschicke zu überlassen.[2])

Zürich liess sich aber auch durch diese Herausforderung von Seiten der Kletgauer noch immer nicht von dem Versuche abwendig machen, denselben möglichst günstige Bedingungen bei ihrer unvermeidlichen Unterwerfung auszuwirken. Es begnügte sich jetzt sogar nicht damit, gemeinsam mit dem allezeit getreuen Schaffhausen die Unterhandlungen mit den österreichischen Commissarien wiederaufzunehmen, sondern lud, offensichtlich um auf diese damit stärker einzuwirken und sie leichtern Bedingungen für die Kletgauer geneigter zu machen, zu diesen Unterhandlungen nunmehr, offenbar im Vertrauen auf ihre Mitwirkung am 6. Juli zu Gunsten der Bauern in der fürstenbergischen Bar, auch die Orte Bern, Glarus, Basel, Solo-

[1]) E. A. 757.

[2]) E. A. 758; Egli, Aktensammlung z. G. d. Zürcher Reformation 769. 793.

thurn und Appenzell und ausserdem sogar die zugewandte Stadt St. Gallen auf den 12. August gen Schaffhausen ein.[1])

Dieser Einladung leistete Bern keine Folge mehr; es erklärte bereits am 8. August, sich in keine fremde Händel einmischen zu wollen.[2]) Seinem Vorgange folgten alsbald auch Solothurn, Glarus und Appenzell. Dagegen entsandten die Städte Basel und St. Gallen Boten, die mit den Bevollmächtigten von Zürich und Schaffhausen am 12. August in letzterer Stadt zusammentrafen.

Ihre Verhandlungen mit den österreichischen Commissarien begannen zu Radolfzell drei Tage später, aber unter wenig günstigen Aussichten. Die Commissarien erklärten ihnen noch vor Beginn der Verhandlungen, es wäre nicht gut, wenn die Kletgauer, welchen sie mildere Bedingungen, denn andern Unterthanen gestellt und welche sich dennoch nicht an dieselben gekehrt hätten, andern zu Exempel ungestraft blieben, denn das würde allen Obrigkeiten, auch den Eidgenossen mit der Zeit zum Nachtheil gereichen.[3])

Dieser Erklärung entsprechend bewilligten die Commissarien während der Verhandlungen mit den Vertretern von Zürich, Schaffhausen, Basel und St. Gallen zwar eine Reihe formeller Aenderungen des Vertrages vom 28. Juli,[4]) aber in der Hauptsache hielten sie seine Bestimmungen aufrecht, insbesondere das Gebot der Herstellung der alten Kirchenordnung im Kletgau, an dessen Abschaffung die Zürcher Boten noch am 16. August bei der bekannten Haltung des Grafen von Sulz und seines Schirmherrn Erzherzog Ferdinand unbegreiflicher Weise gedacht hatten.[5])

Der also umgestaltete Vertrag wurde den Kletgauern sofort zur Annahme oder Verwerfung zugeschickt. Ihren Entschluss sollten sie der Stadt Schaffhausen bis 22. August eröffnen. Sie

[1]) E. A. 757.

[2]) E. A. 758.

[3]) E. A. 758.

[4]) Sie sind verzeichnet Abschied 744—46.

[5]) E. A. 756—59.

thaten dies aber nicht, sondern erklärten erst am 25. August der Stadt Zürich, sie könnten den Vertrag nicht annehmen, vorab weil ihnen dann das Gotteswort aus der Hand gerissen würde, sie hofften, dass Zürich, mit dem sie schon Leib und Gut getheilt, auch ferner auf sie getreues Aufsehen haben werde; wohl hätten sie bisher nicht immer nach Gotteswort gehandelt, aber künftig wollten sie ihr Leben nach ihm einrichten.[1])

Ihre Thaten entsprachen freilich ihren Worten nicht, denn Ende August verübten sie zu Erzingen und Lauchringen Unfug an Elsässer Weinfuhren.[2]) Es ist deshalb begreiflich, dass Zürich gerade an dem Tage, an dem der Kletgauer Waffenstillstand vom 28. Juni endete, am 1. September seinen Zusatz aus Küssenberg abrief und damit thatsächlich im Gegensatz zu seinen früheren Erklärungen ankündigte, sich der Kletgauer bei einem Angriffe von Seiten ihres Grafen oder des Erzherzogs nicht mehr annehmen zu wollen. Einen solchen Angriff hatten denn auch die österreichischen Commissarien schon am 24. August angesagt. Trotzdem erfolgte derselbe nach dem Ablaufe des Waffenstillstands noch nicht, sondern die Kletgauer blieben den ganzen September und Oktober 1525 noch unbehelligt. Wie das gekommen, sagt uns keine Quelle, wir dürfen aber den Grund für diese Verzögerung des Angriffs auf die Kletgauer, den auch Zürich nicht mehr gehindert hätte, wohl darauf zurückführen, dass es dem Grafen von Sulz und dem Erzherzoge an Mannschaft und an Geld damals gemangelt hat.

Erst im Oktober sammelte der Graf von Sulz ein kleines Heer aus dem schwäbischen Adel und den vorderösterreichischen Städten, zum Angriffe der Kletgauer, den Erzherzog Ferdinand am 18. d. M. der Stadt Zürich angekündigt hat,[3]) gelangte der Graf jedoch erst zu Anfang November. Jetzt kamen schwere Tage über die Kletgauer, die in der drohenden Noth

---

[1]) E. A. 759.

[2]) Strickler 402. 407.

[3]) Strickler 1288[1].

nochmals unter Berufung auf ihre Treue gegen Gotteswort Zürich und Schaffhausen flehend um Rettung baten. In der That suchten die beiden Städte jetzt noch einmal zu vermitteln,[1]) aber es war zu spät.

Am 4. und 5. November unterlagen die Kletgauer ihrem Grafen bei und in Griessen; sie mussten sich ihm ergeben, wurden jedoch auffallend genug von demselben trotz ihrer völligen Niederlage nicht so schlimm behandelt, als man wohl allgemein erwartet hatte. Der Graf von Sulz stellte sich ihnen gegenüber auf den Boden des verbesserten Vertragsentwurfs vom 25. Juli und liess ihnen deshalb sogar die Degen; ja er gieng noch über diesen Entwurf hinaus, denn er auferlegte zwar in den Artikeln, die sie zu Griessen annehmen mussten,[2]) den Rädelsführern für ihr Vergehen entsprechende Strafe, jedoch nur an Leib und Gut, und sicherte ihnen allen das Leben. Das war keinen andern Bauern am Oberrheine, die sich in die Strafe des Erzherzogs Ferdinand seit Juli 1525 ergeben mussten, zugestanden worden. Die Annahme liegt nahe, dass diese Milde von der Rücksicht, die der Graf von Sulz auf Zürich zu nehmen hatte, diktiert worden sei; man würde aber mit ihr irregehen, denn der Graf von Sulz hat nach dem Berichte des Landvogts Türler von Baden[3]) hiebei aus eigenem Antriebe gehandelt; er wollte seine Unterthanen zwar unterwerfen, sonst aber thunlichst schonen.

Nach unserer Auffassung strafte er allerdings die Führer der Kletgauer durchaus nicht milde, denn er liess ihnen drei Finger abhauen und dem Pfarrer von Griessen sogar die Augen ausgraben, aber das 16. Jahrhundert beurtheilte blutige Leibesstrafen keineswegs so strenge, wie wir.

Auch die Schweizer, welche in Griessen gegen das Verbot ihrer Obrigkeiten mit den Bauern gegen den Grafen von Sulz gekämpft hatten und sich ihm am 5. November ergeben mussten,

[1]) Strickler 420, 421, Schreiber 470.

[2]) Gedruckt bei Schreiber Nr. 472.

[3]) E. A. 801.

kamen verhältnissmässig glimpflich weg. Sie wurden von ihm nur entwaffnet und bis auf das Hemd ausgezogen, mit weissen Stäblein in der Hand über den Rhein geschickt, wo ihrer die Strafe für ihren Ungehorsam von Seiten ihrer Herrschaften harrte.[1])

Der Fall der Kletgauer zog alsbald auch den der Frickthaler und Hauensteiner Bauern nach sich. Diese vorderösterreichischen Bauern, die allein vom grossen Haufen Hans Müllers von Bulgenbach bis dahin unter den Waffen geblieben waren, unterwarfen sich am 13. November ihrem Landesfürsten.

Am längsten hielt sich Waldshut; erst am 5. Dezember öffnete diese Stadt den österreichischen Truppen die Thore. Weder für die Hauensteiner, noch für Waldshut haben in ihrer letzten Noth eidgenössische Orte sich verwendet. Das wiedertäuferische Waldshut insbesondere war auch den zwinglischen Orten missliebig.[2])

4) Dagegen verwendeten sich eidgenössische Stände mit grösstem Eifer und Monate hindurch (vom Mai bis in den September hinein) 1525 zu Gunsten der aufgestandenen Bauern im Suntgau, im Breisgau und in der Ortenau.

Ueber diese Vermittlung hat Hartfelder schon 1884 in seinem Werke: „Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland," in sehr eingehender Weise und besonders übersichtlich Paul Burckhardt 1896 in seiner tüchtigen Dissertation: „Die Politik der Stadt Basel im Bauernkrieg des Jahres 1525" gehandelt. Angesichts dieser Leistungen ist es überflüssig, an dieser Stelle nochmals die Friedensthätigkeit schweizerischer Orte in der oberrheinischen Ebene eingehend darzustellen. Ich glaube mich hier deshalb auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken zu sollen und verweise den, der darüber genauer sich belehren will, auf Hartfelder und Burckhardt.

Im Hegau und Kletgau haben wir als Leiterin der Vermittlung zwischen den Bauern und Herrn die Stadt Zürich kennen gelernt, in der oberrheinischen Ebene aber giengen die

---

1) E. A. [illegible] 801; Strickler 421–22.

2) S. die Darstellung Loserths im Archiv für öst. Geschichte 81–82.

Bemühungen 1525, Frieden zu stiften, von Basel aus. Diese Stadt war, um dieses Ziel zu erreichen, unermüdlich thätig. Während Zürich nur einmal den Versuch gemacht hat, die gesammte Eidgenossenschaft zu den Verhandlungen zwischen Bauern und Herrn heranzuziehen, hat Basel die Absicht, dies zu erwirken, den ganzen Sommer 1525 hindurch nicht aufgegeben; sogar noch Ende August hat es alle 13 Orte zur Theilnahme an solchen Verhandlungen eingeladen, obwohl damals auch ihm nicht unbekannt sein konnte, dass die altgläubigen Urkantone an derartigen Bestrebungen sich nicht betheiligen würden.

So musste Basel sich gerade wie Zürich begnügen, möglichst viele eidgenössische Orte zur Vermittlung beizuziehen; hier hatte es aber mehr Erfolg als Zürich, denn dieser Ort hat nur einmal zu Gunsten der Bauern in der Bar sich der Mitwirkung von 5 eidgenössischen Ständen zu erfreuen gehabt, Basel aber widerfuhr dies längere Zeit hindurch. Noch am 1. September 1525 nahmen am Tage zu Basel die Orte Zürich, Bern, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell Antheil. Dieser Erfolg Basels hielt jedoch schliesslich auch nicht an, allmählig zerbröckelte die Schaar der mit Basel in dieser Angelegenheit gehenden Eidgenossen. Auch hier zog sich, wie seinerzeit im Hegau, Bern zuerst zurück; es wurde dieser „ausländischen Sachen", bei denen kein Gewinn für seine Macht herauskam, allmählig müde. Seinem Beispiele folgten die andern Orte, und schliesslich stand Basel allein; selbst Zürich und Schaffhausen liessen es im Stiche.

Auch in der Art der Vermittlung zeigte sich Basel energischer als Zürich. Dieses hatte Verhandlungen nur mit den österreichischen Commissarien und mit Villingen gepflogen, Basel aber verhandelte nicht nur mit der österreichischen Regierung in Ensesheim und den oberrheinischen Dynasten, sondern es entsandte auch Botschaften an den Herzog von Lothringen, der in das Elsass eingefallen war und unter den Bauern bei Zabern und Scherweiler so blutig aufgeräumt hatte, sowie an den Erzherzog Ferdinand. Den Lothringer suchte Basel

vom weitern Vordringen im Elsass abzubringen, hatte aber hiebei insoferne keinen Erfolg, als derselbe überhaupt nicht an ein weiteres Vorrücken im Elsass dachte, sondern aus eigenem Antriebe nach Hause zurückkehrte. Den Erzherzog Ferdinand sodann suchten Basel und Schaffhausen gemeinsam zu bewegen, die Entscheidung zwischen ihm und seinen Bauern im Breisgau und Suntgau den vermittelnden Eidgenossen anheimzugeben, fanden aber bei ihm nur eine nichtssagende Antwort, denn der Erzherzog war, wie seine Regierung in Ensisheim entschlossen, jene Bauern für ihren Aufstand schwer zu strafen, und that dies auch, sobald ihm dazu die Macht zu Gebote stand.

Doch blieb die vermittelnde Thätigkeit Basels nicht ganz ohne Erfolg, wie die von Zürich. Seine entschlossenere Haltung fand ihren Lohn, denn es erreichte, dass Markgraf Karl von Baden vom Angriffe auf seine Bauern im Breisgau abstand, und bewirkte schliesslich, allerdings nur im Bunde mit deutschen Ständen, dass dieser Fürst mit seinen Unterthanen sich leidlich abfand. Auch Markgraf Philipp von Baden und Graf Wilhelm von Fürstenberg als Herr des Kinzigthales und Pfandherr von Ortenau haben sich nicht ohne Mitwirkung von Basel mit ihren Unterthanen gütlich vertragen.

In der oberrheinischen Ebene blieben nämlich die vermittelnden Eidgenossen nicht allein, wie im Gebiete der Schwarzwälder und Hegauer Haufen. Hier lastete auf denselben die Vermittlung so gut wie allein, denn die hier versuchte Mitwirkung von Constanz und Lindau wurde in Wahrheit niemals lebendig. Ganz anders verhielt es sich in jener Ebene, hier vermittelten neben und gemeinsam mit Basel und seinen befreundeten eidgenössischen Orten eine Reihe von Städten und Herrn, insbesondere der eben genannte Markgraf Philipp von Baden und die Stadt Strassburg, denen ohne Frage der Löwenantheil bei der Beruhigung der Ortenau zugesprochen werden muss. Die Erfolge, welche die vermittelnden Eidgenossen in der oberrheinischen Ebene erreicht haben, gehören ihnen somit nicht allein, sondern sie haben sie mit den Reichsständen, die da mit ihnen zusammenwirkten, zu theilen.

III.

Nach dem Ende des Bauernkriegs fanden die Eidgenossen nicht sofort Ruhe, jetzt trat im Gegentheil eine neue, schwere Aufgabe an sie heran. Jetzt flüchteten nämlich die Rädelsführer und sonstige schwer belastete Theilnehmer an der Bauernempörung schaarenweise aus Schwaben und dem Elsass in die Schweiz, wo sie insbesondere längs der Grenze gegen das Reich Aufenthalt nahmen. Als Aufenthaltsorte dieser Flüchtlinge, oder, um sie mit dem Namen ihrer Zeit zu nennen, dieser „Banditen" werden Basel, Kaiserstuhl, Schaffhausen, Stein a/Rh., Diessenhofen, Steckborn, Arbon, St. Gallen, Trogen, Rorschach, Rheinegg und die zugewandte Stadt Mühlhausen i/Elsass ausdrücklich namhaft gemacht.[1] Unter den Banditen waren selbst einige der bedeutendsten Bauernhäuptlinge, die rechtzeitig vor dem Strafgerichte des Schwäbischen Bundes und des Erzherzogs Ferdinand sich geflüchtet hatten, z. B. Matern Feuerbacher, der Feldhauptmann der Württemberger, Gregor Müller, der der Breisgauer, Paulin Propst, der der Allgäuer, Ulrich Schmid, der Redner, und Sebastian Lotzer, der Feldschreiber der Baltringer, der Verfasser der 12 Artikel.

Wäre dem gleichzeitigen St. Galler Chronisten Kessler Gehör zu geben, so hätten die Banditen unser Mitleid reichlich verdient, denn er nennt sie „arme, betrübte, trostlose Leute, die mit grossem Nachtheil ihrer Güter und in kummerhaftem Abwesen von Weib und Kind herumgehen."[2] In Wahrheit hat Kessler, als er den Banditen solches Zeugniss ausstellte, vermuthlich vom Beispiele der ehrenwerthen Flüchtlinge Ulrich Schmid und Sebastian Lotzer, die er in St. Gallen kennen lernte, ausgehend, viel zu optimistisch geurtheilt, denn gar manche unter den Banditen haben das Asyl in der Schweiz missbraucht und wiederholt versucht, von dort aus in ihrer Heimat neue

[1] E. A. 740; Strickler 397, 398.

[2] Kesslers Sabbatha (Mittheilungen des St. Galler historischen Vereins) I, 348.

Unruhen anzuzetteln:[1]) ja ein Theil von ihnen unternahm sogar förmliche Beutezüge in den Hegau.[2]) Die Stadt Augsburg befürchtete von den Banditen noch schlimmeres; sie besorgte, dass dieselben nicht davor zurückscheuen möchten, die Angehörigen des Schwäbischen Bundes selbst im eidgenössischen Gebiete anzugreifen.[3]) Diese Besorgniss war freilich ebenso gegenstandslos, wie die der Schweizer Kaufleute, welche den Schwäbischen Bund im Verdachte hatten, er möchte zur Vergeltung der Aufnahme der Banditen in der Eidgenossenschaft ihre Leinwand in seinem Gebiete in Beschlag nehmen.[4])

Dagegen war nicht zu leugnen, dass die Banditen, insbesondere die neugläubigen Prediger unter ihnen, sogar die schweizerischen Bauern aufzuwiegeln angestrebt haben. Wir hören, dass solche geflüchtete Prädikanten verkündeten, die Schweizerbauern sollen sich nicht daran kehren, dass man sie aus dem Reiche vertrieben habe, das sei Gottes Wille und werde nicht immer so bleiben: wir hören, dass sie sich sogar erfrechten, die eidgenössischen Obern in ihrem eigenen Lande öffentlich Verräther und Bösewichter zu schelten.[5])

Dass solche Gäste nicht nach dem Sinne der Eidgenossen waren, ist leicht zu begreifen. Sie entsprachen deshalb gerne der wiederholten Aufforderung des Erzherzogs Ferdinand, des Bischofs von Constanz und des Schwäbischen Bundes,[6]) die Banditen aus der Schweiz auszuweisen. Schon am 13. August 1525 gaben sie dem Thurgauer Landvogt den Auftrag, die meineidigen Flüchtlinge und unter ihnen namentlich die ketzerischen Pfaffen aus seiner Landgrafschaft auszuschaffen. Auf ihren Tagsatzungen erklärten sie immer wieder, dass die Ausweisung der Banditen ihr entschiedener Wille sei.[7]) Diesen

1) Jorg, Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—26, S. 641.

2) E. A. 740.

3) Strickler 409.

4) Kessler Sabbatha I, 347.

5) E. A. 739, 755, 791.

6) E. A. 739, Schwaben-Neuburg X, 85.

7) Schwaben-Neuburg X, 122.

Willen aber in die That umzusetzen, war schwer, denn nicht nur unmittelbare Orte, wie Zürich, Appenzell, Basel leisteten den Befehlen der Tagsatzungen nach dieser Seite hin, zumal in der ersten Zeit, nicht Folge, sondern auch die Zugewandten und sogar die Unterthanen der Eidgenossenschaft versagten da den Gehorsam. Der Thurgauer Landvogt z. B. konnte im August 1525 den Auftrag der neun Orte, einen geflüchteten Prädikanten, „den sie da gar nicht mehr wissen wollten," aus Frauenfeld zu entfernen, nicht durchführen, weil derselbe bei dem gemeinen Manne im ganzen Kirchspiel zu starken Anhang habe.[1]) Selbst wenn man dem Befehle der Tagsatzungen nicht zu widersprechen wagte, umgieng man denselben: man schaffte die Banditen zwar aus den Ortschaften aus, legte ihnen aber nahe, sich in den Wäldern zu verbergen, und brachte ihnen dorthin Lebensmittel.[2]) Sogar die zugewandte Stadt St. Gallen handelte also, sie veranlasste die Banditen, die in ihr Zuflucht gefunden hatten, einige Tage fortzugehen, dann könnten sie ruhig wieder zurückkommen.[3])

Gegen diesen Widerstand der Zugewandten und Unterthanen vermochte die Eidgenossenschaft nicht anzukämpfen, wenn gleich ihr diese Thatsache schweren Aerger bereitete. Im Unmuthe darüber erklärten die neun Orte, sie wollten doch sehen, ob sie Herren im Thurgau oder ob die Thurgauer ihre Herren seien.[4]) Diese Haltung der Unterthanen war offenbar von dem Benehmen der eidgenössischen Orte, welche den Banditen trotz aller Beschlüsse der Tagsatzungen den Aufenthalt gestatteten, bedingt und getragen. Gegen diese Orte aber wagten die Tagsatzungen noch weniger vorzugehen; sie erklärten sich geradezu dem Erzherzoge Ferdinand gegenüber dazu ausser Stande zu sein. Zu Lucern hatten nämlich die Boten dieses Fürsten am 13. November 1525 verlangt, dass die Eidgenossen Zürich veranlassen sollten, die Banditen aus Stein

[1]) E. A. 753, 755.

[2]) E. A. 767.

[3]) E. A. 830, Sabbatha I, 348.

[4]) E. A. 752.

a/Rhein auszuweisen: dieselben erklärten aber, sie seien dazu nicht berechtigt, der Erzherzog solle sich selbst deshalb an Zürich, dem Stein allein zugehöre, wenden.[1])

Die Eidgenossenschaft war nicht nur bereit, soweit möglich die Banditen aus ihrem Lande auszuweisen, sie erbot sich auch, diejenigen, welche Verbrechen während des Aufstandes begangen hätten, vor ihre Gerichte zu stellen, sowie ihre Herren gegen dieselben das Recht anriefen.[2]) Bei allem Entgegenkommen gegen den Erzherzog Ferdinand und den Schwäbischen Bund wahrte sie somit ihre Landeshoheit. Deshalb schlug sie auch das Ansinnen des Bischofs von Constanz und des Erzherzogs Ferdinand, ihnen Banditen auszuliefern, ab. Nur einmal gab sie da nach: sie lieferte dem Erzherzoge vier Banditen, welche der Thurgauer Landvogt gefangen genommen hatte, aus, legte aber bei der Auslieferung derselben ihr Fürwort für dieselben ein.[3])

Von den eidgenössischen Orten, welche den Banditen den Aufenthalt gestatteten, blieb sich Zürich consequent. In dieser Stadt und ihrem Gebiete fanden dieselben trotz der Versuche des Erzherzogs Ferdinand dies zu ändern[4]) sichere Zuflucht. Zürich nahm sogar soviele derselben in sein Burgrecht auf, dass der Preis desselben in Folge dessen eine Steigerung erfuhr.[5]) Dass bei solcher Gesinnung diese Stadt das Verlangen des Erzherzogs Ferdinand, ihm den Prädikanten Hubmair, den sie gefangen gelegt hatte, als Urheber des Aufstandes zu Waldshut auszuliefern, entschieden als ungebräuchlich und unerhört abschlägig beschieden hat, verstand sich von selbst.[6])

Schwankend verhielt sich Basel. Anfangs gewährte diese Stadt den Banditen ungestörten Aufenthalt, das Bürgerrecht aber verlieh sie nur einem einzigen derselben. Schon im Februar

[1]) Strickler 1316; E. A. 796.

[2]) E. A. 752.

[3]) E. A. 810.

[4]) Strickler 1316.

[5]) Bullinger, Reformationsgeschichte I, 252

[6]) Archiv f. öst. Geschichte 77, 131—32.

1526 sodann trat in Basel ein Umschwung zu Ungunsten der Banditen ein: jetzt wurden sie ausgewiesen. Bald darnach aber wandte sich die Stadt an den Markgrafen Philipp von Baden, um diesen Fürsten zur Fürbitte für dieselben bei ihrem Herrn zu bewegen. Das hinderte sie freilich nicht, im Februar 1527 aufs neue über die Banditen die Ausweisung zu verhängen.[1])

Auch Appenzell, das denselben den Zutritt bereitwillig gestattet hatte, änderte sein Verhalten gegen sie im April 1526. Damals war der Tiroler Rädelsführer Geissmayr mit den Banditen in der Schweiz in Verbindung getreten, um sie zum Zuzug nach Salzburg, wo die Bauern 1526 aufs neue sich erhoben, zu bewegen. Insbesondere hatte er es auf die Banditen im Appenzeller Lande abgesehen: er verhandelte mit ihnen im Klösterle in Bludenz und kam schliesslich persönlich zu ihnen nach Trogen. Das aber erregte bei den Appenzellern, welche gesonnen waren, die österreichische Erbeinung zu halten und mit dem Schwäbischen Bunde in Frieden zu leben, tiefes Missfallen. Mit Mühe entrann Geissmayr ihrem Aufgebote, das ihn zu Trogen verhaften wollte. Jetzt war es aber mit dem Aufenthalte der Banditen in Appenzell vorüber: jetzt ergieng hier an die Wirte ein strenges Verbot, ihnen weiterhin Herberge, Essen und Trinken zu geben.[2])

Seitdem schmolz die Zahl der Banditen in der Schweiz zusammen. Es ist wahrscheinlich, dass ein beträchtlicher Theil derselben in ihrer Noth dem Lockrufe Geissmayrs gefolgt[3]) und mit ihm schliesslich in den Kriegsdienst der Republik Venedig eingetreten ist.

Immerhin waren noch 1528 einige Banditen in der Schweiz, aber auch diese hatten in der Eidgenossenschaft ihres Bleibens nicht: dieselbe verhiess nämlich auf dem Tage zu Lucern am 24. März 1528 dem Könige Ferdinand, diese Banditen nirgends

---

[1]) Näheres s. bei Burckhardt 129 ff.

[2]) Zimmermann, Gesch. d. Bauernkriegs 2. Aufl. II, 570—71; Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode 728.

[3]) Jörg a. a. O. 1522—26, S. 640 ff.

in ihrem Lande weiter zu dulden.[1]) Was aus ihrer Mehrheit geworden ist, wird uns nicht bekannt gegeben; wir kennen nur von ganz einigen Flüchtlingen, die sich in die Schweiz gerettet hatten, ihr endliches Schicksal.

Für den Allgäuer Feldhauptmann Paulin Propst verwandte sich die Stadt Zürich im August 1527 bei seinem Landesherrn, dem Bischofe von Augsburg; sie bat, ihm wegen seines Wohlverhaltens in der Schweiz die Heimkehr zu gestatten.[2]) Diese Bitte hatte in der That Erfolg, denn 1549 war Paulin Propst in Schwendi bei Leuterschach (bayr. B.-A. Oberdorf) als Bauer wohnhaft; am 19. März 1551 war er bereits gestorben, denn an diesem Tage wird seine Ehefrau Margaretha Stainerin Wittwe genannt.[3])

Auch der Allgäuer Rädelsführer Zacharias Michelbeck ab dem Aschen bei Kempten durfte heimkehren und kam sogar wieder in den Besitz seines Gutes; 1551 haben dasselbe nach seinem Tode seine Söhne getheilt.[4]) Seine Begnadigung ist besonders auffallend, weil er aus der Schweiz wiederholt über den Bodensee zum Zwecke der Volksaufwiegelung zurückgekehrt war und mit Geissmayr enge Beziehungen angeknüpft hatte.[5])

Matern Feuerbacher endlich, der Feldhauptmann der Württemberger, verhielt sich in der Schweiz so musterhaft, dass nicht nur Zürich, sondern sogar die Urkantone 1528 und 1532 mit Erfolg für seine Begnadigung bei der Regierung zu Stuttgart gewirkt haben. Feuerbacher zog es aber vor, nicht mehr heimzukehren, sondern in der Schweiz zu bleiben.[6])

1) E. A. 1293.
2) E. II, 555.
3) Nach Urkunden des k. bayer. Allg. Reichsarchivs zu München.
4) Urkunde des Reichsarchivs München.
5) Zimmermann II, 570—71.
6) Heyd, Herzog Ulrich von Wirtemberg II, 257; Jörg a. a. O. 210.

Sitzung vom 4. Februar 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Die Herren CHRIST und KRUMBACHER legen von Herrn FR. BOLL in München vor:

Beiträge zur Ueberlieferungsgeschichte der griechischen Astronomie und Astrologie

dieselben werden in den Sitzungsberichten erscheinen.

Herr W. CHRIST hält einen Vortrag:

Philologische Studien zu Clemens Alexandrinus. I. Dichtercitate bei Clemens Alexandrinus

erscheint in den Abhandlungen.

Historische Classe.

Herr TRAUBE trägt vor über:

Paläographische Forschungen, Teil II

erscheint in den Abhandlungen.



Beiträge zur Ueberlieferungsgeschichte der griechischen Astrologie und Astronomie.

Von Dr. Franz Boll.

(Vorgelegt in der philos.-philol. Classe am 4. Februar 1899.)

(Mit einer Tafel.)

Als Fontenelle im Jahre 1708 der Pariser Akademie einen kurzen Bericht über das einige Jahre vorher auf dem Aventin gefundene Planisphaerium des Bianchini vorlegte, hielt er es für angezeigt, eine Entschuldigung beizufügen, dass er die Akademie mit derartigen Denkmälern der abstrusen Weisheit der Astrologen belästige; und er versprach und ermahnte, nicht weiter sich mit dergleichen Dingen abzugeben. Ce n'est pas que l'histoire des folies des Hommes ne soit une grande partie du savoir et que malheureusement plusieurs de nos connoissances ne se réduisent-là; mais l'Académie a quelque chose de mieux à faire. Diese Wendung hat dem eloquenten Geschichtschreiber der Akademie hundert Jahre später den Spott Alexander von Humboldts zugezogen, und Lepsius hat sich in seiner fundamentalen Einleitung zur Chronologie der Aegypter sehr ernsthaft die Deutung des von Fontenelle so gering geschätzten Monumentes angelegen sein lassen. Und doch ist es vielleicht auch heute noch nicht ganz überflüssig, die Beschäftigung mit der Geschichte eines seltsamen Irrthums zu rechtfertigen: eines Irrthums freilich, der die ächte Wissenschaft von den Sternen nicht nur aus sich geboren, sondern durch lange Jahrhunderte allein zu retten vermocht hat; eines Irrthums, für dessen

Dienst nach den Worten eines modernen Philosophen vielleicht mehr Arbeit, Geld, Scharfsinn, Geduld aufgewendet worden ist als bisher für irgend eine wirkliche Wissenschaft; eines Irrthums endlich, der in seinem geschichtlichen Verlauf unlösbar verschlungen ist mit den tiefsten Fragen, die das menschliche Denken bewegen, vor allem mit dem Problem von Freiheit und Nothwendigkeit.

Indess, wenn irgendwo, so glaube ich einer Entschuldigung für die Mittheilung einiger Ergebnisse meiner Studien nicht zu bedürfen bei der gelehrten Körperschaft, der ich die folgenden Blätter zu überreichen die hohe Ehre habe. Denn ihrer Gunst danke ich es, dass ich auf einer zweimaligen Reise die astrologischen und astronomischen Handschriften der Bibliotheken von Florenz, Venedig, Mailand und Rom durchforschen konnte. Der erste und nächste Zweck meiner Arbeit war allerdings, die Ueberlieferung einiger Schriften des Klaudios Ptolemaios und seiner antiken Commentatoren für eine kritische Gesammtausgabe zu verwerthen. Aber die isolierte Betrachtung eines einzelnen Denkmals kann nur wenig fruchten, und bei der Geschichte der Astronomie und Astrologie des Alterthums ist es am allerwenigsten möglich, sich mit dem lückenhaften Material, das im Druck vorliegt, zu begnügen. So ergab sich mir von selbst die Verpflichtung, die unerforschten Kapitelmassen der astrologischen Handschriften, mochten sie auch mit Ptolemaios zunächst keine Berührung aufweisen, zu durchstreifen. Es war nicht so ganz ein Weg durch die Wüste, wie es vielleicht dem Unkundigen erscheinen wird: das öde Einerlei der genethlialogischen Einzelvorschriften unterbrachen nicht selten überraschende Funde zur griechischen Astronomie, zur antiken Litteraturgeschichte, und namentlich zur Astrognosie der Griechen und Aegypter, die ich den Fachgenossen bald hoffe vorlegen zu können.

Der folgende Bericht will zunächst in aller Kürze Rechenschaft ablegen über die Ergebnisse meiner beiden Reisen für die Herstellung des Ptolemäischen Textes. Aus dem anderweitigen Gewinn meiner Nachforschungen möchte ich zwei

Studien bescheidenen Umfangs daran fügen. Die eine davon beschäftigt sich mit Zusammensetzung und Entstehungsgeschichte einer der wichtigsten unter den grossen astrologischen Sammlungen. Die andere, in der ich von einer bisher unbenützten sehr alten Prachthandschrift der Ptolemäischen astronomischen Handtafeln im Vatikan eine erste Mittheilung mache, soll zur Geschichte der Darstellung des Sternhimmels und der Monate im Alterthum und zugleich zur Geschichte der antiken Buchillustration neue Bausteine liefern.

I. Zur Ueberlieferungsgeschichte einiger Schriften des Klaudios Ptolemaios.

A. *Περὶ κριτηρίου καὶ ἡγεμονικοῦ.* Das kleine Werkchen, die einzige unter den Schriften des Ptolemaios, die sich ausschliesslich mit philosophischen Gegenständen (Erkenntnisstheorie und Psychologie) beschäftigt, hat ein günstigeres Schicksal erfahren, als viele seiner umfangreicheren Bücher. 1870 gab Friedr. Hanow, gefördert von Hermann Usener, in einem Küstriner Programm die kleine Schrift neu heraus, nachdem sie 1663 Ismael Boulliau, einer der Gegner des Descartes, zuerst veröffentlicht und sorgfältig erläutert, auch im Kampf gegen das 'Cogito, ergo sum' als brauchbare Waffe verwandt hatte. Hanow stützte sich auf zwei Handschriften: Laur. XXVIII, 1 saec. XIII (L) und Vatic. 1038 (V), welch letzteren man gewiss nicht dem XI. oder XII. Jahrhundert, sondern nach Heibergs richtigerer Bestimmung[1]) wohl erst dem XIII. zuweisen darf. Hanow urtheilt über V und L folgendermassen: priorem locum teneri contendo ab L codice pleniora non raro praebente et ad sententiam aptiora. Diese Grundlage von Hanows Ausgabe ist falsch. Heibergs Güte verdanke ich den ersten Hinweis auf eine der ältesten Ptolemaioshandschriften, in der sich auch die Schrift *περὶ κριτηρίου* findet: Vaticanus gr. 1594 saec. IX, quo nullum pulchriorem elegantioremque

[1]) Vgl. Eucl. opera, vol. V, p. VI.

unquam vidi, um Heibergs Worte[1]) zu wiederholen. Mit dieser vortrefflichen Hs, die ich mit A bezeichne, ist nun die Vorlage von V, wie mich eine nicht wohl entbehrliche Neukollation dieser Hs. lehrte, fast durchaus bis ins Kleinste in Uebereinstimmung gewesen. Doch lässt sich wiederum wahrscheinlich machen, dass A selbst diese Vorlage nicht gewesen sein kann: V wird somit der Vertreter einer A gleichwerthigen, mit ihm übrigens im besten Einklang befindlichen Ueberlieferung. L dagegen lässt sich mit aller Sicherheit als interpoliert erweisen. Darüber darf man sich nicht wundern, da Spuren sorgfältiger philologischer Beschäftigung mit diesem Werk des Ptolemaios auch sonst erhalten sind: *σολοικοφανὲς τὸ σχῆμα*, heisst es beispielsweise einmal, von erster Hand geschrieben, am Rande von A: *πλὴν εὕρηται καὶ ἑτέροις ἀρχαίοις*. Was ich über andere Hss dieses Traktates notiert habe, darf hier übergangen werden. Meine Ausgabe wird ausschliesslich auf AV basieren, während die von Hanow bevorzugte Hs L ausscheidet.

B. Die Tetrabiblos. Keines von den grösseren Werken des Ptolemaios ist bis auf den heutigen Tag so vollständig von jeder kritischen Arbeit unberührt geblieben als die Tetrabiblos, das Grundbuch der ganzen späteren griechischen Astrologie, das freilich seinerseits schon auf einer Jahrhunderte alten Tradition ruht und nicht zum wenigsten aus dem Grund für uns hohe Bedeutung besitzt, weil es uns die philosophische Diskussion von Werth oder Unwerth der Astrologie und die kühne und geistreiche Spekulation des Poseidonios über den Einfluss der geographischen Breite und Länge auf die geistige und körperliche Entwicklung der Völker überliefert. Das wichtige und, wenn wir uns nur entschliessen wollen, die Dinge geschichtlich zu betrachten, des Ptolemaios nicht unwürdige Buch, dessen Echtheit von den Forschern auf diesen Gebieten meines Wissens nur einer noch bestreitet,[2]) während Tannery,

[1]) Ptolemaei Syntaxis ed. Heiberg I, p. IV.

[2]) Friedr. Hultsch (in seiner Besprechung meiner Studien über Cl. Ptolemaeus, Berl. Philol. Wochenschr. 1895, Sp. 1092). Ich gestehe,

Bouché-Leclercq, Berger, Kroll, Riess, Cumont, Maass, Olivieri sie nicht mehr zu bezweifeln scheinen, ist seit nahezu 350 Jahren nicht mehr gedruckt worden. Wir haben nur zwei Ausgaben, die eine in 4° von Joach. Camerarius, Nürnberg 1535, die zweite und bis heute letzte in 8° von Philipp Melanchthon, Basel 1553. Camerarius hat nach der Gewohnheit der Zeit den nächsten ihm erreichbaren Codex in die Druckerei geschickt; und seitdem hat sich niemand mehr mit den Hss dieses Buches beschäftigt. Es ist also klar, dass hier eine kritische Ausgabe vom Fundament aus aufgebaut werden muss.

Aus den Katalogen der europäischen Bibliotheken kenne ich bis jetzt 30—40 Hss der Tetrabiblos. Weitaus die grösste Zahl derselben stammt aus dem XIV. und XV. Jahrhundert; einige sind noch jünger. Schon die grosse Masse astrologischer Hss, die wir aus der 2. Hälfte des XIV. Jahrhs. besitzen, lehrt uns, wie lebendig das Interesse an der Pseudowissenschaft damals wieder die Geister ergriffen hatte; aber gerade dieses starke persönliche Interesse der zum Theil ohne Zweifel sehr sachverständigen Schreiber gibt das Gegentheil einer Gewähr für treue Wiedergabe bis ins Einzelne. Unter diesen Umständen gewinnt die einzige vollständige Hs der Tetrabiblos, die älter als 1300 ist, doppelte Bedeutung. Es ist das der schon oben genannte Vatic. 1038 (V), in dem auch *Περὶ κριτηρίου* steht, nach Heiberg[1]) die elegante Arbeit eines Kalligraphen des XIII. Jahrhs. Er enthält in seinem ersten Theil eine Anzahl Schriften des Eukleides, Hypsikles und Heron; von fol. 137 aber bis zum Schluss, fol. 384, eine fast vollständige Sammlung

dass keines von den Argumenten dieses ausgezeichneten Gelehrten meine Meinung zu erschüttern vermocht hat. Die Grundlage seiner Polemik ist eine von W. v. Christ in der 2. Aufl. seiner griech. Litteraturgeschichte ausgesprochene Vermuthung; zu meiner besonderen Freude hat aber dieser mein verehrter Lehrer jene Hypothese nun selbst zurückgezogen (3. Aufl. der Gr. Litt.-Gesch. S. 688). Neues Material, das ich inzwischen für die Echtheit der Tetrabiblos gesammelt habe, werde ich gelegentlich veröffentlichen.

[1]) Euclidis opera, vol. V, p. VI.

der griechisch erhaltenen Schriften des Ptolemaios zur Astronomie, Astrologie und Philosophie: Almagest, Einleitung zu den Handtafeln, Phaseis, *Περὶ κριτηρίου*, Hypotheseis, Tetrabiblos.

Wie ich glaube, lässt sich wahrscheinlich machen, dass diese Hs die getreue Kopie einer älteren ist, die den Text des Ptolemaios in verhältnissmässig sehr reiner Gestalt enthielt. Schon dass die Elemente des Eukleides in ihr in trefflicher Ueberlieferung stehen,[1]) erweckt Vertrauen zu der Vorlage des Schreibers. Aber auch im Almagest gehört sie, wie ich einer freundlichen Mittheilung Heibergs entnehme, in die nämliche Klasse mit dem unschätzbaren Vatic. gr. 1594 saec. IX. Es liegt also von vorneherein nahe, anzunehmen, dass sie auch für die übrigen Werke des Ptolemaios einer Hs ähnlicher Art wie Vaticanus 1594 gefolgt sein wird, der ja gleichfalls nicht nur den Almagest, sondern auch Phaseis, *Περὶ κριτηρίου*, Hypotheseis noch jetzt enthält und früher vielleicht auf den jetzt fehlenden Blättern 285—315 die Tetrabiblos enthalten haben wird.

Dass die enge Zusammengehörigkeit von Vatic. 1594 (A) und V auch für die Schrift *Περὶ κριτηρίου* unzweifelhaft ist, habe ich oben dargelegt. Nun zeigt es sich aber weiter, dass charakteristische Eigenthümlichkeiten der guten Ueberlieferung von *Περὶ κριτηρίου* in AV auch in dem Texte der Tetrabiblos, wie ihn V bietet, sich erhalten haben. Ich gebe ein besonders bemerkenswerthes Beispiel. In *Περὶ κριτηρίου* lesen AV pag. XIIII, 18 ff in dem Satz *οὐδεὶς ἂν ἀπορήσειεν* das stärker betonte *οὐδὲ εἷς*. Die Ueberlieferung in L und die von Boulliau benützten Parisini haben das verwischt, und die beiden Herausgeber *οὐδεὶς* geschrieben: sehr mit Unrecht, da hier offenbar eine sehr interessante Beeinflussung des Ptolemäischen Sprachgebrauchs durch den Atticismus[2]) vorliegt, die zu weiteren Untersuchungen in dieser Richtung auffordern muss. Nun

[1]) Heiberg l. c.: Inter ceteros codd. praeter Monac. primus locus debetur codici V qui saepe solus cum M consentit.

[2]) Ueber *οὐδὲ εἷς* vgl. W. Schmid, Der Atticismus I 130 und besonders II 137.

finden wir, dass V an einer Anzahl von Stellen diese Eigenthümlichkeit auch bewahrt hat in der Ueberlieferung der Tetrabiblos:[1]) p. 14, 19 *καὶ οὐδὲ εἷς οὐδαμῇ τῶν τοιούτων κατέχουσιν;* p. 43, 25 *οὐδὲ μίαν ἀκολουθίαν ἔχουσα φαίνεται;* p. 124, 2 *μῆδε* (sic) *εἷς τῶν ἀγαθοποιῶν.* Diese kleine aber bezeichnende Uebereinstimmung der Ueberlieferung von *Περὶ κριτηρίου* und Tetrabiblos in V (die nebenbei auch die sprachlichen Gründe für die Echtheit dieser letzteren wieder um einen verstärkt) ist zwar kein Beweis, wohl aber ein Anzeichen dafür, dass V die nämliche vortreffliche Vorlage für beide Schriften benutzt hat.

Die Treue, die wir hier an dem Schreiber von V beobachten, ist sein eigentliches Kennzeichen: sie geht manchmal bis zur Gedankenlosigkeit. Wo er ein Wort oder ein Zeichen seiner Vorlage nicht verstand oder nicht mehr lesen konnte, liess er sorgfältig eine Lücke stehen, wohl um sie später nach erhaltener Belehrung auszufüllen. Das geht soweit, dass er z. B. an einer Stelle, wo das letzte der ihm nicht mehr lesbar erscheinenden Worte *κατὰ* lautete, eine entsprechende Lücke bis zur ersten Hälfte dieses Wortes anbringt, dagegen die zwei letzten Buchstaben von *κατὰ*, die er also wieder lesen konnte, mit abschreibt. Noch mehr spricht für seine ängstliche Genauigkeit, dass er in den Fällen, wo der Archetypus die üblichen Zeichen für die Planeten Merkur und Venus (☿ und ♀) verwechselt hatte, er selbst aber nach seiner Gewohnheit die Planetennamen ausschreibt, niemals den nun falsch erscheinenden Artikel abändert; er schreibt also für *τοῦ* ♀ seiner Vorlage nicht verbessernd entweder *τοῦ Ἑρμοῦ* oder *τῆς Ἀφροδίτης*, sondern kopiert ruhig *τοῦ Ἀφροδίτης*. Flüchtigkeiten sind unter solchen Umständen immer noch nicht ausgeschlossen; aber absichtliche Aenderungen seiner Vorlage darf man einem Schreiber, der so am Buchstaben haftet, nicht zutrauen.

Der innere Wert des in V stehenden Tetrabiblostextes bestätigt die Annahme, dass wir es hier mit der getreuen Kopie

---

[1]) Ich citiere nach der Oktav-Ausgabe von 1553.

einer sehr guten Vorlage zu thun haben. Der gedruckte Text wird durch V an vielen Hunderten von Stellen verbessert, Lücken ausgefüllt und vor allem der Nachweis erbracht, dass der Druck neben zahllosen Versehen auch willkürliche Aenderungen mittheilt. Einzelne von diesen Aenderungen fand ich auch in zwei römischen Hss des XV. Jahrhs.: sie sind also nicht erst der Thätigkeit des Herausgebers zur Last zu legen. In der Hauptsache mit V stimmt dagegen eine schöne venezianische Pergamenths überein: Marcianus 314, die leider insofern für mich eine Enttäuschung war, als sie nicht wie Morelli behauptet, dem XII., sondern wohl erst dem XIV. Jahrh. angehört. Das 1. Buch der Tetrabiblos habe ich in ihr vollständig verglichen: sie zeigt erst einzelne Ansätze zu der in unsern Drucken vorliegenden Textverschlechterung. Falls sich unter den übrigen Hss nicht noch eine geeignetere findet, so gedenke ich, vor allem mit Rücksicht auf die Lücken in V, den Marcianus zur Konstituierung des Textes heranzuziehen.

Als ein weiterer Probierstein der Zuverlässigkeit der Ueberlieferung in V kommt hinzu eine Wiener Hs: Vindob. philos. gr. 115 saec. XIII (W), die ich in München benützen konnte. Sie enthält auf fol. 7—16v nur ein ebenso abrupt beginnendes wie endendes Bruchstück des 2. Buches und ist nicht besonders sorgfältig geschrieben, namentlich gegen den Schluss hin; aber sie bestätigt gleichwohl im Wesentlichen durchaus die Ueberlieferung in V.

VMW stellen somit den Zustand des Textes im XIII. Jahrh. dar; V aber weist, wie oben gezeigt, sehr deutlich auf eine Quelle hin, die an Güte nicht hinter A zurückgestanden haben mag. Noch ist in V eine Spur zu finden wie die Hs aussah, die wohl nicht von V selbst, aber vielleicht von seiner direkten Vorlage kopiert wurde. In V steht nämlich auffallend häufig γα statt πα, während M sei es durch bessere Ueberlieferung oder aber durch Correctur stets das Richtige zu bieten scheint. Diese Verlesung ist aus der Minuskel nicht zu erklären, aber wohl verständlich bei einer Vorlage in Uncialen.

2. Der schöne Vaticanus 1591 (A) stammt aus dem IX. Jahrhundert, das wie durch ein Neuerwachen der geistigen Arbeit überhaupt, so auch durch ein starkes Interesse an den mathematischen Wissenschaften bezeichnet ist.[1] Es liegt nahe, etwa in die gleiche Zeit auch den Archetypus von V zu versetzen, d. h. anzunehmen, dass wir in V die Tetrabiblos ungefähr so haben, wie sie im IX. Jahrh. vorlag. Dieser Vermuthung fehlt es nicht an einem einigermassen sicheren Beweis. In dem werthvollen alten L a u r e n t i a n u s XXVIII, 34 (saec. XI) findet sich als Bestandtheil einer grösseren astrologischen Sammlung auch eine Anzahl von Kapiteln aus der Tetrabiblos. Wie ich unten nachzuweisen hoffe, haben wir in L(aur. XXVIII, 34) die ziemlich trümmerhafte Ueberlieferung einer grossen astrologischen Anthologie vor uns, die im IX. Jahrh. hergestellt worden ist und uns in vollständigerer Gestalt in anderen Hss vorliegt. Die Tetrabibloskapitel in L sind dem Zweck der Anthologie insoweit angepasst, als Wendungen und Verweise, die nur in der v o l l s t ä n d i g e n Tetrabiblos am Platze sind, in L weggelassen werden.[2] Im übrigen aber zeigt L eine so vollkommene Uebereinstimmung mit V, dass jeder Zweifel beseitigt wird, dass wir in dieser letzteren Hs die Tetrabiblos in allem Wesentlichen so besitzen, wie sie auch jenem Excerptor des IX. Jahrhs. vorlag.

3. Können wir die Ueberlieferung noch weiter hinauf verfolgen? Die Hss der Tetrabiblos selbst versagen hier; aber wir haben eine andere Hülfe. Die massenhaften oft sehr wörtlichen Citate bei früheren Astrologen, namentlich bei Hephaistion und Lydos, müssen herangezogen werden, soweit sie uns in zuverlässiger Recension zugänglich sind. Viel bedeutsamer als all das scheint ein Zeugniss, das ich dem von mir aus Laur. XXVIII, 34 abgeschriebenen und mit Verwerthung anderer Hss

---

1) Mehr darüber unten in dem Abschnitt „Syntagma Laurentianum".

2) Die Tetrabibloskapitel stehen grösstentheils nur in L, nicht in den späteren Handschriften jener alten astrologischen Anthologie. Dass sie gleichwohl von vornherein einen Bestandtheil von ihr gebildet haben, dafür sprechen die oben bezeichneten Spuren absichtlicher Veränderung.

herausgegebenen[1]) Astrologen Rhetorios entnehme. Dieser Excerptor, nach einem ungedruckten Vers des Johannes Kamateros ein Aegypter, jedenfalls am Ausgang des Alterthums, hat vor allem den älteren Astrologen Antiochos seinem Werk zu Grunde gelegt; aber er hat auch Teukros, Dorotheos, Paulos und Ptolemaios gelegentlich verwerthet. Nun citiert er in seinem 18. Kapitel zur Frage der Dodekatemorien das 26. Kapitel des 1. Buchs der Tetrabiblos. Dieses Kapitel ist nun aber in dem Index capitum und Text von VM nicht das 26., sondern das 22. Der Schluss ist unabweisbar, dass Rhetorios die Tetrabiblos zum mindesten in einer andern Kapiteleintheilung gelesen hat.

4. Diese Wahrnehmung droht unser Vertrauen in den Text des IX. Jahrhunderts stark zu erschüttern. Allein wir sind zum Glück in der Lage, von anderer Seite her den Bestand der Tetrabiblos gegen das Ende des Alterthums zu kontrolieren. Wir besitzen eine mehrfach edierte vollständige Paraphrase der Tetrabiblos, die in unsern Hss dem Neuplatoniker Proklos zugeschrieben wird; es besteht nicht der mindeste Grund an seiner Urheberschaft zu zweifeln. Das Kapitel, das in VM das 22., bei Rhetorios aber das 26. heisst, erscheint bei Proklos — und zwar nicht durch reicheren Inhalt des 1. Buches, sondern lediglich in Folge der Theilung zweier grosser Abschnitte in kleinere Kapitel — als das 25. Das kommt der Zählung des Rhetorios sehr nahe, und sie wird nur mehr der weiteren Erklärung bedürfen, dass Rhetorios' Exemplar das Kapitel von den *ὅρια* in drei Abschnitte (*κατ᾽ Αἰγυπτίους, κατὰ Χαλδαίους, κατὰ Πτολεμαῖον*) zerlegt hatte, während es in VM als ein Ganzes erscheint und bei Proklos in zwei Kapitel (*ὅρια κατ᾽ Αἰγυπτίους* und *ὅρια κατὰ Πτολεμαῖον*) getheilt ist.

Die Wichtigkeit der Paraphrase des Proklos für die Herstellung des Ptolemäischen Textes leuchtet ein. Doppelt er-

[1]) Catalogus codicum astrologorum graecorum. I. Codices Florentini (Bruxelles 1898) S. 140–164.

wünscht war es mir daher, als ich im Vatikan eine sehr alte vollständige Pergamenths dieser Paraphrase „ex libris Cardinalis Sirleti“ fand, die spätestens dem X., vielleicht schon dem IX. Jahrhundert angehört. Diese Hs ist Vatic. gr. 1453 (C). Ihre Vergleichung ist eine der noch auszuführenden unumgänglichen Vorarbeiten für meine Ausgabe der Tetrabiblos, der ich die Paraphrase nach C beizufügen gedenke.

Die zweite[1]) erhaltene Erläuterungsschrift zur Tetrabiblos, ein nicht werthloser, aber unsäglich breiter anonymer Kommentar, gehört jedenfalls auch dem ausgehenden Alterthum an. Eine vollständige ältere Hs von ihm kenne ich bis jetzt noch nicht, während Papierhandschriften in grosser Zahl vorhanden sind. Das in L(aur. XXVIII, 34) enthaltene grosse Bruchstück (der ganze Kommentar zum 1. und ein Theil desselben zum 2. Buch) wurde von mir während meines Aufenthaltes in Florenz 1896 vollständig verglichen.

Mit der Kollation von C und M und der bereits begonnenen Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der übrigen Tetrabibloshss hoffe ich die Vorarbeiten für die Ausgabe der Tetrabiblos zum Abschluss zu bringen und den Text auf einer nach jeder Richtung verlässigen Grundlage herstellen zu können.

C. Die Optik des Ptolemaios, nach Alexander von Humboldt das einzige Werk, das uns einen antiken Naturforscher in der Thätigkeit des experimentierenden Physikers vorführt, ist uns, leider nicht mehr im vollen Umfang, nur in einer durch den sicilischen Admiral Eugenius um 1150 veranstalteten lateinischen Uebersetzung aus dem Arabischen erhalten. Die Worte des Ptolemaios sind also hier aus dritter Hand zu uns gekommen. Die kritische Aufgabe scheint mir darauf hinauszulaufen, den Text der lateinischen Uebersetzung getreu aus

---

1) Die „Isagoge“ des Porphyrios zur Tetrabiblos steht in einem ziemlich losen Verhältniss zu ihr; sie ist eigentlich ein selbständiges kleines Handbuch der astrologischen Grundbegriffe, aber anscheinend nicht mehr vollständig erhalten. Die Autorschaft des Porphyrios, an der ich früher gezweifelt habe, scheinen die astrologischen Sammelhandschriften durchaus zu bestätigen.

den besten Hss mitzutheilen; was nach unserer Vermuthung Ptolemaios selbst gesagt haben mag, darf nicht dem Text des späten Uebersetzers aufgenöthigt werden und wird daher am besten in einer beizugebenden deutschen Uebersetzung zum Ausdruck kommen. Von Eugenius lateinischer Uebertragung kannten wir bisher 14 Hss, zu denen ich jetzt nach Professor Maxim. Curtze's freundlicher Mittheilung noch eine 15., Codex 569 der Krakauer Universitäts-Bibliothek, hinzufügen kann. Die letztere und der Ambrosianus T 100 sup. (beide saec. XIV) sind die ältesten; am nächsten kommen ihnen zeitlich zwei Hss in Berlin und Basel. Aus dem Ambrosianus — und zwar mit ausschliesslicher Benützung dieser einen Hs — hat Gilb. Govi 1885 das Werk zum erstenmal veröffentlicht. Leider erfüllt diese Ausgabe in philologischer Beziehung auch nicht die bescheidensten Anforderungen. Eine von mir 1896 in Mailand durchgeführte Nachkollation des Ambrosianus war dementsprechend sehr ergiebig.

II. Syntagma Laurentianum.

Neben einer Anzahl von grösseren Traktaten, vor allem den Werken des Ptolemaios und seiner Kommentatoren, dann des Valens, Hephaistion, Paulos, Joannes Lydos, Palchos, den Gedichten des Maximus und Manetho, endlich dem Dialog Hermippos besteht die Hinterlassenschaft der griechischen Astrologie hauptsächlich in einer Reihe von Sammelhandschriften. Oft bis zu Hunderten sind in diesen die Kapitel aneinander gereiht; während die meisten ohne Verfassernamen erscheinen, taucht da und dort ein Name oder Buchtitel auf, der dann vielleicht nur ein paar Seiten, vielleicht aber eine ganze Strecke weit auch für das folgende zutrifft. Will man versuchen, über die verwirrende Fülle dieser einzelnen Abschnitte Herr zu werden, so ist der nächste Weg der, dass man ihren Inhalt Kapitel für Kapitel nach Ueberschrift, Anfangs- und Endworten genau registriert. Dieser Plan liegt dem von Franz Cumont mit Kroll, Olivieri und dem Verfasser unter-

nommenen Catalogus codicum astrologorum graecorum zu Grunde. Werden in etwa einem Lustrum, wie zu hoffen steht, die astrologischen Handschriften aller grossen europäischen Sammlungen in ähnlicher Weise, wie jetzt die Florentiner durch Olivieri, beschrieben sein, so ist damit eine Arbeit geleistet, die über einen recht beträchtlichen Theil unserer griechischen Handschriftenbestände zum erstenmal Klarheit verbreitet.

Die Geschichte der Astrologie erhält in unserm Katalog das unentbehrliche Rohmaterial. Aber sie kann dabei nicht stehen bleiben. Wir müssen den Versuch wagen bis zur Entstehung der Sammlungen vorzudringen, die in unsern astrologischen Hss vorliegen: wir müssen ähnlich, wie man es jetzt bei den Katenen der christlichen Kirchenschriftsteller unternimmt, *Inhalt, Anordnung, Entstehungszeit der astrologischen Sammlungen* zu ermitteln suchen. Vielleicht dürfte das Ergebniss etwas über die Unübersehbarkeit dieser Kapitelmassen beruhigen und das witzige Wort Lichtenbergs in Erinnerung bringen, dass der Tausendfuss seinen Namen aus keinem andern Grunde trägt, als weil der Eine nicht zählen kann und der Andere nicht zählen mag. Gewiss aber ist, dass wir nur auf dem Wege einer derartigen Untersuchung der Gestalt unserer astrologischen Florilegien dazu kommen können, uns der Ueberlieferung der alten Astrologie und damit dieser selbst geschichtlich zu bemächtigen.

Für das Beispiel einer solchen Untersuchung, das im folgenden gegeben ist, lagen die Bedingungen besonders günstig. Denn das hier behandelte Syntagma ist in einer und derselben Bibliothek, der Laurentiana, in nicht weniger als vier Hss erhalten, und schon Bandini konnte ihre nahe Verwandtschaft nicht entgehen. Meine Anwesenheit in Florenz 1896 habe ich zum guten Theil dazu benutzt, über das Verhältniss dieser Hss und ihren Inhalt mir ein klares Bild zu verschaffen. Inzwischen ist Olivieris Katalog erschienen: trotz zahlreicher Hinweise auf die Identität einzelner Kapitel und Kapitelreihen hat er meine Nachforschungen doch nicht überflüssig gemacht, da ein genaueres Eingehen auf die Gestalt einzelner Abschnitte in einen

blossen Katalog nicht am Platze gewesen wäre und das hier gestellte Problem, die Entstehung des Syntagmas selbst, von Olivieri nicht berührt worden ist. Die folgenden Auseinandersetzungen basieren deshalb fast ausschliesslich auf meinen eigenen Notizen, deren beständige Kontrole mir jetzt durch Olivieris Arbeit ermöglicht ist.

1. Die älteste unter den drei Florentiner Hss, die mir den Stoff und Anlass der vorliegenden Untersuchung geboten haben[1], ist Laur. XXVIII 34, der 172 Blätter in kleinem Folio umfasst (L). Er gehört spätestens dem XI., vielleicht sogar, wie W. Kroll vermuthet hat[2], schon dem X. Jahrhundert an. Beträchtlich jünger (aus dem XIV. Jahrh.) und weit umfangreicher sind die beiden andern Hss: Laur. XXVIII 13 (247 Bl. in 4°) — M, einst einem Piero Medici gehörig, wohl dem II. (1471—1503), und der viel schönere Laur. XXVIII 14 (321 Bl. in 4°) — N, aus dem Besitz des Angelo Poliziano; beide waren früher zusammen in den Händen des Johannes Picus von Mirandola, des glänzendsten Bekämpfers der Astrologie in der neueren Zeit. Jede von den drei Hss enthält neben den Theilen, die im Wesentlichen gemeinsam sind, eine Anzahl von besonderen Abschnitten; diese letzteren unterscheiden sich dadurch schon äusserlich von dem übrigen Inhalt der Hs, dass sie überwiegend nicht sachlich zusammengeordnete Kapitel verschiedener alter Autoren, sondern zusammenhängende grössere Traktate bringen, meist von späten Byzantinern. Damit scheiden aus unserer Betrachtung zunächst aus die folgenden Theile dieser Hss:

in L fol. 28—58, enthaltend etwa ein Drittel des anonymen Kommentars zur Tetrabiblos,

in M fol. 1—98, zwei Werke des Isaak Argyros,

in N fol. 1—32 und die ganze zweite Hälfte der Hs, fol. 178—321. Fol. 1—17 enthält das bekannte Gedicht des

[1] Ueber den 4. Laurentianus, der das Syntagma enthält, wird weiter unten das Nöthige gesagt werden.

[2] In seinem Verzeichnis der mit Autornamen bezeichneten oder zu identificierenden Stücke in L, Philologus LVII (1897) S. 123 ff.

Johannes Kamateros in Trimetern, das am Schluss der Hs fol. 315—321 fortgesetzt ist; fol. 18—33 eine astronomische Schrift in 25 Kapiteln, über Berechnung des Mondlaufs. Im letzten Kapitel steht ein von Olivieri notiertes Datum (1376 n. Chr.), das die Abfassungszeit der Schrift erkennen lässt. Sie dürfte wohl eine vielleicht vom Autor selbst vorgenommene Neubearbeitung des 1368 verfassten Traktates des Isaak Argyros sein, der im Monac. gr. 100 fol. 267 steht. — Fol. 178—321 ist ein buntes Gemisch von alten und neueren Kapiteln: von Autorennamen kommen vor Pythagoras, Kritodemos, Autolykos, Dorotheos, Maximos, Hermes Trismegistos, Syros, Heliodoros' Kommentar zu Paulos; aber daneben finden sich Stücke aus Apomasar und aus persischer Astrologie und Astronomie, auch eine Tabelle der Fixsternlängen für das Jahr 1346. Ueber diesen Abschnitt wird am Schluss dieser Abhandlung Einiges zu sagen sein.

2. Zunächst beschäftigt sich unsere Untersuchung, nach Ausscheidung der eben genannten Partien, mit folgenden Abschnitten der drei Hss:

L fol. 1—27; 59—170;

M fol. 99—247;

N fol. 33—178.

Diese Theile der drei Hss enthalten in grösserer oder geringerer Vollständigkeit dieselbe astrologische Sammlung. L, die älteste der drei Hss, ist am wenigsten geeignet die Zusammensetzung des Ganzen zu veranschaulichen; viel besser passt dazu M. In diesem sondern sich mit grosser Klarheit vier Gruppen.

1) M fol. 99—139 v[1]): *Ἐκ τῶν Ἡφαιστίωνος τοῦ Θηβαίου ἀποτελεσματικῶν καὶ ἑτέρων παλαιῶν.* Den Anfang davon hat schon Camerarius in seinen 'Astrologica' (Norimb. 1532) aus einem von Regiomontanus eigenhändig geschriebenen Codex unter dem gleichen Titel abdrucken

[1]) fol. 108 ist verbunden; es folgen sich richtig nicht Blatt 107 u. 108, sondern Blatt 107 u. 109.

lassen (p. 1—20). — Eine Lücke von fast einer Seite in M deutet den Schluss dieses Abschnittes an. Es folgt:

2) fol. 140—222 eine grössere Excerptmasse, die ungefähr an ihrer Spitze — nach einem Kapitel beginnend *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι κτλ.* — die Ueberschrift *Θεοφίλου περὶ καταρχῶν* trägt. Ich nenne diesen Abschnitt vorläufig die Theophilosexcerpte.

3) Fol. 221—239 steht eine Sammlung medicinisch-astrologischen, oder um den alten Terminus zu gebrauchen, iatromathematischen Inhalts. Sie setzt sich zusammen aus den *Ἰατρομαθηματικά* des Hermes Trismegistos, einer Schrift unter Galens Namen, einem Traktat des Panchario, den wir sonst als Kommentator der Tetrabiblos kennen[1]), endlich aus drei Kapiteln, deren erstes dem Hephaistion beigelegt ist.

4) Fol. 240—247 folgt zum Schluss die von Usener 1880 herausgegebene dem Stephanos von Alexandreia untergeschobene Prophezeiung *πρὸς Τιμόθεον* über Ausbreitung und Niedergang des Islam und über die Reihe der Chalifen; sie ist, wie Usener nachwies, 775 n. Chr. entstanden.

3. Die Einheitlichkeit des 1., 3. und 4. Abschnittes ist offenkundig; nicht so sehr die des zweiten und umfangreichsten, der Theophilospartie. Sie bedarf also noch weiterer Untersuchung. Die Hephaistionexcerpte enden, wie schon bemerkt, offenbar auf fol. 139 v; nach der leeren Seite folgt aber zunächst ein Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι τὰς μεταφορὰς τῶν χρόνων καὶ τὰ συμβαίνοντα ἐν αὐτῷ* (l. *αὐτοῖς*?) *κατὰ τὰς δ′ τροπὰς τοῦ ἐνιαυτοῦ*; erst dann schliesst sich unmittelbar die Ueberschrift *Θεοφίλου περὶ καταρχῶν* an. Ist also jenes Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* lediglich durch Zufall hieher gerathen oder gehört es schon zu Theophilos oder noch zu Hephaistion? Auf diese Frage habe ich Antwort gefunden im Vatic. gr. 318

1) Vgl. Kroll a. a. O. S. 125.

(saec. XV). In dieser Hs findet sich fol. 100v—112v ein Traktat *Θεοφίλου συλλογὴ περὶ κοσμικῶν καταρχῶν*; ein Kapitel daraus fol. 104—111 beginnt *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι κτλ.*; der ganze Abschnitt ist gleich dem fraglichen Kapitel von M. Wir verstehen nun, weshalb dieses in M gerade an jener Stelle erscheint: es gehört mit zu des Theophilos *συλλογὴ περὶ καταρχῶν* und bildete mit andern Kapiteln über den Jahresanfang bei den Aegyptern, über den Jahrgebieter, über Monatsanfänge und ähnlichem, was in M wie in Vatic. 318 unter Theophilos Namen steht, ein Buch aus jener *συλλογὴ* unter dem Sondertitel *περὶ κοσμικῶν καταρχῶν*.

Die Auszüge aus Theophilos beginnen also in M nicht erst fol. 144, sondern schon fol. 140, unmittelbar nach denen aus Hephaistion. Mit der gleichen Sicherheit lässt sich der Nachweis führen, dass auch die Abschnitte vor der iatromathematischen Gruppe, also am Schluss der zweiten Hauptpartie, Auszüge aus Theophilos sind. Olivieris Katalog verzeichnet fol. 215 f. eine Anzahl anonymer Kapitel:

M fol. 215v *περὶ ἐρωτήσεως κινήσεως στρατοπέδου*
περὶ πολιορκουμένου πόλεως
216 *ἄλλο εἰς τὸ αὐτὸ*
πρὸς τὸ πολιορκῆσαι πόλιν
216v *ἄλλο*
περὶ ἐπιστρατείας
περὶ λόχου καὶ δούλου (*δόλου* verb. Olivieri)
καὶ ἐνέδρας
ἄλλο
εἰς τὸ πῆξαι κορτίναν.

Nun hat Engelbrecht in seiner Hephaistion-Ausgabe (pag. 6) mitgetheilt, dass in Paris. gr. 2417 das unedierte Werk eines Theophilos *Περὶ καταρχῶν πολεμικῶν* steht. Es ist eine merkwürdige und der zu erwartenden Herausgabe durch Cumont jedenfalls nicht unwerthe Feldherrn- und Kriegsastrologie, unvollständig, wie es scheint, auch im Parisinus, aber ohne Zweifel identisch mit der in M excerpierten Schrift. Das geht aus

der einfachen Angabe der aufeinanderfolgenden Kapitel im Parisinus 2417 ohne weiteres hervor:

fol. 20 *περὶ δόλου καὶ ἐνέδρας*
περὶ πολέμου
περὶ τῶν πολιορκουμένων πόλεων
21 *πρὸς τὸ πολιορκεῖσθαι πόλιν*
περὶ πολιορκουμένων πόλεων
περὶ λόγχου (l. *λόχου*) *καὶ δόλου καὶ ἐνέδρας*
22 *περὶ στρατείας.*

4. Somit ist Anfang und Ende des grossen zweiten Hauptabschnittes in M[1]) ohne Zweifel zwei verschiedenen Büchern des grossen Werkes eines Theophilos[2]), der *συλλογὴ περὶ καταρχῶν* entnommen. Man wird darnach zu der Meinung geneigt sein, dass auch die mittlere Partie dieses Abschnittes durch denselben Theophilos gesammelt ist. Die Autoren, die darin citiert werden, sind folgende: Nechepso, Julianos von Laodikeia, Syros, Hephaistion, Dorotheos; ausserdem sind als Urheber von einzelnen Theilen nachzuweisen Valens und Antiochos, jener nur für ein Kapitel, dieser für eine ganze aufeinanderfolgende Reihe. Abgesehen von Syros und Julianos, deren Zeit noch zweifelhaft ist[3]), ist die Epoche der genannten Astrologen be-

[1]) Es folgen auf die Kriegsastrologie in M bis zum Beginn der medicinischen Sammlung allerdings noch ein paar Kapitel. Aber sie handeln gleichfalls *περὶ καταρχῶν* (hier von ganz speciellen Fällen. Ergründung der Verlässigkeit eines Briefes und seiner Herkunft u. ähnl.), und es ist sicherlich anzunehmen, dass auch diese paar kleinen Kapitel aus dem Werk des Theophilos stammen.

[2]) Vgl. über Theophilos Kroll a. a. O. p. 124; Cumont im Catalog der Florentiner astrol. Handschr. p. 129, Anm. 1.

[3]) Syros könnte der Freund des Ptolemaios sein, dem u. a. Syntaxis und Tetrabiblos gewidmet sind. Aber diese Vermuthung, die auch Cumont (im Catalogus cod. astrol. Florent. p. 132, Anm.) geäussert hat, ist doch zweifelhaft; denn wenn jener Freund des Ptolemaios als Schriftsteller hervorgetreten wäre, so würde wohl schwerlich der anonyme Kommentator der Tetrabiblos sich schon im Unklaren über seine Person befunden haben (vgl. meine Studien über Cl. Ptolemaeus S. 67, Anm. 2). — Die Zeit des Julianos von Laodikeia lag bisher ganz im Dunklen (vgl.

kannt: sie können alle von Theophilos — wie Kroll gezeigt hat, ist Theophilos von Edessa, ein berühmter Schriftsteller des VIII. Jahrhunderts gemeint — benützt worden sein. Gleichwohl ist es nicht möglich, dass der ganze Inhalt des Abschnittes in der uns vorliegenden Gestalt dem Theophilos angehört. Denn die Auszüge aus Antiochos, die nichts anderes sind als eine Sammlung von Definitionen der astrologischen Grundbegriffe, hatten in einem Werk *περὶ καταρχῶν* keine Stelle. Zu demselben Ergebniss führt eine andere Erwägung. Theophilos müsste, wenn der 2. Hauptabschnitt in M ganz auf ihn zurückzuführen wäre, auch den ersten, die Excerpte „aus Hephaistion und anderen Alten", gerade so in sein Werk aufgenommen haben. Denn Zufall kann es nicht sein, das jene Auszüge aus „Hephaistion und Andern" nur dessen erstes und zweites Buch berücksichtigen und dass andererseits die Hephaistionauszüge, die im 2. Hauptabschnitt von M folgen, ausschliesslich dem 3. Buch entnommen sind: es ist klar, dass hier fortgesetzt wird, was im 1. Hauptabschnitt begonnen worden war. Und somit sind die beiden Hauptabschnitte des Syntagmas, die Hephaistion-Excerpte und die mit Theophilos beginnende und schliessende Partie von vorneherein ungefähr in der uns vorliegenden Gestalt mit einander verbunden gewesen; und die Excerpierung und Zusammenstellung dieser Texte, die im Hephaistion häufig von dem sonst überlieferten Wortlaut abweichen, auch lange nicht alle Kapitel seines ziemlich umfangreichen Werkes berühren, kann frühestens am Anfang des IX. Jahrhunderts geschehen sein, da Theophilos von Edessa erst am Ende des VIII. Jahrhunderts (785 n. Chr.) gestorben ist.

---

zuletzt Kroll, Bresl. Philol. Abh. VII, 1, 71 f.). Nun stehen aber im Vindobon. philos. 179 fol. 79—91 unter dem Titel: *Ἰουλιανοῦ Λαοδικέως ἐπίσκεψις ἀστρονομική* achtzehn numerierte Kapitel, deren drittes (fol. 83) identisch ist mit dem des Hephaistion *περὶ τῆς τῶν μετεώρων σημειώσεως* (I 25), das seinerseits wieder mit kleinen Aenderungen abgeschrieben ist aus dem auch von Lydos (de ostentis 9b ed. Wachsm.[2] p. 21 sq.) excerpierten letzten Kapitel des II. Buches der Tetrabiblos. Demnach scheint Julianos von Laodikeia nach Hephaistion von Theben, also frühestens im V. Jahrhundert n. Chr. geschrieben zu haben.

5. Ueber die grosse Hauptmasse der astrologischen Sammlung in M sind wir hiermit im Klaren. Fraglich ist nur, ob von vorneherein auch Antiochos in ihr stand und ob die Verbindung mit der iatromathematischen Sammlung und dem Pseudo-Stephanos nicht erst später hinzugetreten ist. Die iatromathematischen Kapitel allerdings scheinen gleichfalls Theophilos als Hauptquelle benützt zu haben.[1] Aber eine bestimmtere Antwort auf unsere Frage geben die zwei andern Hss L und N. Die letztere enthält fol. 33—177 mit geringfügigen Abweichungen genau dasselbe, was in M fol. 99—220 steht. Das Verhältniss ist folgendes:

M fol. 99 —112 = N fol. 33 — 46v
M fol. 113v—138v = N fol. 46v—76 (gegen Ende)
M fol. 140 —148v = N fol. 170—177v
M fol. 149 —220 = N fol. 76 (geg. Ende) bis 151v.

Mit andern Worten: den Bogenlagen 13—28 in M entsprechen Bogen 5—19 nebst 23 in N. Quaternio 23 dieser Hs enthält das oben besprochene Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* nebst dem Anfang der unter Theophilos Namen auch dort gehenden Kapitel. Nicht also ausgelassen, wie Olivieri sich ausdrückt, sondern nur an falscher Stelle in N eingeheftet ist das, was in M die Blätter 140—148 enthalten.

Da in M die Quaternionen 13—28 die Auszüge aus Hephaistion und Theophilos enthalten, so ist ersichtlich, dass diese zwei Haupttheile des Syntagmas auch in N stehen. Aber auch den Pseudo-Stephanos finden wir in ihr (fol. 169). Die iatromathematische Gruppe fehlt zwar jetzt in N, da zwei Quaternionen ausgefallen sind, war aber einst umfassender als in M;

[1] In dem oben genannten Paris. 2417 erscheinen unmittelbar vor und sogar mitten unter den Kapiteln der Kriegsastrologie des Theophilos Abschnitte iatromathematischen Inhalts; und mindestens vier von diesen stehen auch mit wenig veränderten Titeln in M. Es ist darnach nicht unwahrscheinlich, dass das Werk des Theophilos auch eine Abtheilung *περὶ καταρχῶν ἰατρικῶν* enthalten hat, aus der jene Auszüge in M und dem Parisinus stammen.

es kamen nach dem alten Index in N drei Kapitel aus Petosiris und Zenarios hinzu. Das beweist (neben andern Gründen, die mit mehr Ausführlichkeit dargelegt werden müssten und daher übergangen werden), dass die Vorlage von N nicht M gewesen sein kann. Das Umgekehrte ist ebensowenig denkbar, wie schon aus den von Olivieri (p. 24 oben) notierten Abweichungen hervorgeht.

6. Soviel scheint nach Allem sicher, dass M und N in den von uns betrachteten Theilen die gegenseitig unabhängige Ueberlieferung eines grossen astrologischen Syntagmas darstellen. Beide Hss stammen aus dem XIV. Jahrhundert. Dass jenes Syntagma aber in der gleichen Gestalt mindestens 300 Jahre älter war, beweist nun die dritte Hs. L, die wie schon bemerkt spätestens im XI. Jahrhundert geschrieben ist. Auch ihren Hauptinhalt bilden die vier Gruppen des von uns ermittelten astrologischen Syntagmas und zwar in folgender Ordnung:

a) Auf den ersten 24 Blättern steht die iatromathematische Sammlung und zwar noch etwas reichhaltiger als sie in N gestanden hat: vermehrt um Kapitel eines sonst unbekannten Hyphilas, die sachlich durchaus hiehergehören.

b) Fol. 25 erscheint das Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι τὰς μεταφορὰς τῶν χρόνων κτλ.*, das wir oben aus einer römischen Hs dem Theophilos zugewiesen haben. Eine weitere Bestätigung für dessen Autorschaft liefert nun auch L. Denn in diesem folgt auf den Abschnitt *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* und seine auch im Vatic. 318 abgetrennte Unterabtheilung *Περὶ τῶν τεταρτημορίων τοῦ ἐνιαυτοῦ* zunächst von fol. 28—58 der unvollständig abgeschriebene oder vielleicht hier nur theilweise erhaltene anonyme Kommentar zur Tetrabiblos; dann kommt als Ueberschrift eines Kapitels:

Τοῦ αὐτοῦ Θεοφίλου ἐπισυναγωγὴ περὶ κοσμικῶν καταρχῶν.

Das *αὐτοῦ* ist expungiert, nach meiner Notiz vom Schreiber selbst, nach Olivieris allerdings zweifelnd ausgesprochener Meinung von einer andern Hand. Wie dem auch sei, so ist gewiss, dass dieses nachträglich getilgte *τοῦ αὐτοῦ Θεοφίλου* keinesfalls

dem Theophilos den Tetrabibloskommentar zuschreiben will, der sonst ohne Ausnahme anonym überliefert ist; vielmehr geht dieses *τοῦ αὐτοῦ* auf das fol. 25 ff. abgeschriebene Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* zurück, das wirklich dem Theophilos gehört. Wir sehen, dass der anonyme Kommentar zur Tetrabiblos hier erst später eingeschoben wurde; daher passte dann das *τοῦ αὐτοῦ* nicht mehr und wurde vom Schreiber oder einem etwa gleichzeitigen Leser gestrichen. Damit ist der Beweis geliefert, dass in der That ein Syntagma der gleichen Zusammensetzung, wie das in M und N, selbst mit der nämlichen wohl nur durch einen Zufall verschuldeten Auslassung des Namens Theophilos vor dem *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι*, auch schon dem Schreiber von L vorgelegen haben muss. Denn weitaus der grösste Theil dessen, was in L fol. 58—169 steht, ist in dem Theophilostheil von M und N enthalten;[1]) was L an einzelnen Abschnitten mehr bietet, wird wohl eher einer ursprünglichen grösseren Reichhaltigkeit des Syntagmas, als späteren Einschüben in L zuzuschreiben sein.[2]) An vielen Stellen enthalten wiederum die jüngeren Hss mehr; so ist z. B. das Kapitel *Περὶ ἀγορασίας* in L fol. 77 v nur ein Auszug aus dem gleichnamigen Text, der in M fol. 169 v steht.

c) Dass auch die Excerpte „Aus Hephaistion und andern Alten" der ursprünglichen Sammlung angehört haben, ergibt sich gleichfalls aus L. Jedoch hat dessen Schreiber aus diesem Abschnitt verhältnissmässig wenig aufgenommen (fol. 78—80; 106; 114—122).

d) Auch der letzte Bestandtheil des Syntagmas, die Schrift des Pseudo-Stephanos hat in L einst gestanden. In dem von

1) Wie Olivieris vergleichende Notizen bequem übersehen lassen.

2) Das Kalendarium des Clodius aus dem Lydos steht nur in L; aber Lydos war von dem Excerptor oder seiner Vorlage auch sonst benutzt, wie das in L und M (fol. 212) stehende Keraunologion des Labeo (aus Lydos) beweist. — Für die Tetrabibloskapitel, die in M und N zum grösseren Theil fehlen, habe ich schon oben S. 85 Anm. 2 die Zugehörigkeit zum ursprünglichen Syntagma wahrscheinlich zu machen gesucht.

einer Hand des XVI. Jahrhunderts zu L geschriebenen Index ist zuletzt verzeichnet:

> Prophetia de fine machumetorum secte quo anno erunt quinque planete in leonis signo quae est ad chartas huius libri 171 idest *ροα*.

Damit ist, wie Usener, De Stephano Alexandrino p. 11 n. 13, nach V. Rose bemerkt,[1] die Schrift des Pseudo-Stephanos gemeint; sie stand also in der Zeit, wo die Hs noch mehr als 170 Blätter enthielt, an deren Schluss.

7. Dass die Ueberlieferung astrologischer Texte in LMN durch eine Bearbeitung gegangen ist, sei hier an ein paar charakteristischen Beispielen dargelegt. In L (fol. 151), M (fol. 211) und N (fol. 142) steht in ganz gleicher Umgebung ein Hephaistion-Kapitel (I, 25), das von diesem Kompilator des IV. Jahrhs. wie vieles andere fast ganz aus der Tetrabiblos des Ptolemaios abgeschrieben worden ist. Der Text des Kapitels in LMN stimmt in der Hauptsache durchaus mit der sonstigen Hephaistion-Ueberlieferung zusammen; aber am Schluss ist in den drei Hss eine bemerkenswerthe kleine Aenderung zu finden. In der vollständigen Hephaistion-Ueberlieferung heisst es nämlich hier (p. 101, 30 Engelbr.):

> *Καὶ ἄλλα δὲ πλεῖστα παρετηρήθη εἰς πρόγνωσιν παρὰ τῶν ἀρχαίων· ἀρκεῖ δὲ οἶμαι καὶ ταῦτα πρὸς τὴν*[2]*) τῶν λοιπῶν πρόγνωσιν. ἡ μὲν δὴ τῶν καθολικῶν ἐπισκέψεων θεωρία κατὰ τὸ κεφαλαιῶδες ἐπὶ τοσοῦτον ἡμῖν ἐκ τῶν παρὰ τοῖς παλαιοῖς ἀποτετυπώσθω. ἀρξόμεθα δὲ τῆς κατὰ τὸ γενεθλιακὸν εἶδος ἐν τοῖς ἑξῆς κατὰ τὴν προσήκουσαν ἀκολουθίαν μετὰ συντομίας ὁμοίως τοῖς ἔμπροσθεν.*

So schliesst Hephaistion das letzte Kapitel seines I. Buches. Diesen Schluss, der nur in dem zusammenhängenden Werk am

[1] Nur hat V. Rose irrig von dem 171. Kapitel der Hs, statt von dem 171. Blatt gesprochen.

[2] Unverständlicher Weise scheint der Herausgeber des Hephaistion hier mit einigen seiner Hss *τὴν* für entbehrlich zu halten.

Platz war, konnte der Bearbeiter des Syntagmas nicht brauchen; er schliesst daher kurz:

> *Καὶ ἄλλα δὲ πλεῖστα παρετηρήθη εἰς πρόγνωσιν παρὰ τῶν ἀρχαίων ἅπερ κατὰ λεπτόν τις ἐρευνῶν οὐκ ἀποτυχήσει τοῦ σκοποῦ.*

Der Hersteller des Syntagmas ist also etwas mehr als ein blosser Kopist, er hat die Absicht, den Stoff zu einer neuen Kompilation zu gestalten.[1])

Aehnlich ist sein Verfahren auch bei einem Kapitel der Tetrabiblos, das unter variierenden Titeln in LMN steht: Tetrab. II, 11 *περὶ τῶν ἐπὶ μέρους τῶν καταστημάτων ἐπισημασιῶν.* Hier fehlen sowohl in L wie in M und N die Worte *κατὰ τὸν ὑποδεδειγμένον ἡμῖν τρόπον ἐν τοῖς ἔμπροσθεν περὶ τῶν ἐκλείψεων*, natürlich aus dem Grunde, weil der Bearbeiter des Syntagmas das Kapitel (II, 8), auf das hier hingewiesen wird, nicht aufgenommen hatte.[2]) Besonders merkwürdig ist nun, dass in M und N die Auslassung der paar Worte durch ein kleines Spatium innerhalb der Zeile angedeutet ist, in L dagegen nicht. Es ist denkbar, dass L hier eine Eigenthümlichkeit des Originals verwischt hat, während die zwei weit jüngeren Hss sie festgehalten haben. Vielleicht wollte der Kompilator in die freigelassene Lücke etwas anderes einsetzen statt der Worte des ihm vorliegenden Textes, die er nicht gebrauchen konnte.

Unter diesen Umständen wird es wohl am einfachsten sein, auch die Herstellung der bloss referierenden Excerpte aus Hephaistions II. Buch (beispielshalber beginnend: *ἐν τῷ περὶ φίλων καὶ ἐχθρῶν προστίθησιν ὁ Ἡφαιστίων* oder *Μετὰ τὸ περὶ τέκνων τὴν τοῦ Πτολεμαίου λέξιν ἐκθεῖναι* oder *Ἐκτίθησι μὲν*

[1]) In der Verwerthung der Hephaistionexcerpte in L und den sonstigen Laurentiani ist also Vorsicht geboten, so wichtig sie auch für die Herstellung des Textes sind.

[2]) Denn fol. 122 steht in L die allerdings fast wortgetreue Kopie des Hephaistion nach Tetrab. II, 8, aber nicht das Originalkapitel des Ptolemaios selbst.

τὴν τοῦ Πτολεμαίου λέξιν παραφράζοντι dem Kompilator, der das ganze Syntagma zusammengebracht hat, zuzuschreiben. Endgiltig lässt sich darüber jedoch erst entscheiden, wenn auch das II. Buch des Hephaistion im Druck vorliegt.

8. Das Gesagte wird genügen, um den Beweis zu liefern, dass uns in LMN die dreifache gegenseitig unabhängige[1]) Ueberlieferung derselben Anthologie vorliegt. Welche Autoren hat nun der Kompilator verwerthet? Es scheinen die folgenden sieben von ihm direkt benützt worden zu sein: Hephaistion und Theophilos, dann Ptolemaios, Rhetorios (der Excerptor des Antiochos), Hermes Trismegistos, Galenos, Pseudo-Stephanos.[2]) Dieses Ergebniss ist insofern nicht ohne Belang, als es uns zeigt, was von älteren Astrologen sich zur Zeit der Abfassung jenes Syntagmas vorwiegend im Gebrauch erhalten hatte. Dass gerade der falsche Stephanos darunter ist, darf uns nicht wundern. Er konnte nicht zu den Hülfsmitteln des praktischen Astrologen gehören; aber welches Aufsehen jenes vaticinium ex eventu über den gefürchtetsten Feind, den Islam, bei den Byzantinern gemacht hatte, ist klar zu erkennen aus dem von Usener beigebrachten Zeugnisse des Kedrenos und aus der zeitgemässen Verbesserung, die die letzten Theile dieser astrologischen Weissagung bald nach 861 erfuhren.[3])

Noch mag ein Blick geworfen werden auf die Art, wie der Kompilator die verschiedenen Quellen in seiner Anthologie zu verarbeiten suchte. Er hatte die Absicht, das sachlich Zusammengehörige nebeneinanderzustellen, soweit das nicht schon

---

[1]) Dass ein Zurückgehen von M oder N auf L vollständig ausgeschlossen ist, bedarf wohl nach allem Gesagten keiner besonderen Bemerkung mehr. Es sei hier nur noch darauf hingewiesen, dass der Theophilostext in MN zum Theil besser scheint als in der so viel älteren Hs L.

[2]) Ob für die auf Antiochos folgenden Excerpte (M fol. 198—215) eine weitere besondere Quelle anzunehmen ist oder ob sie nicht vielmehr gleichfalls auf Antiochos zurückgehen, vermag ich noch nicht mit Sicherheit zu sagen.

[3]) Vgl. Usener, De Stephano Alexandr. (Ind. lect. Bonn. 1879) p. 10; 15 sqq.

in seinen Quellen geschehen war, hat diese Absicht aber — vorausgesetzt, dass die Rhetoriospartie jetzt nicht erst durch nachträgliche Verschiebung an die falsche Stelle gerathen ist — nur zum Theil durchzuführen gewusst. Wenn wir der Anordnung in M folgen, so erscheint an der Spitze des Ganzen eine Art ausführlicher Einleitung in die Elemente der Astrologie (die Auszüge aus Hephaist. I und II); dann folgt ein Kompendium der *καταρχαί* aus Theophilos und Hephaistion III zusammengestellt; aber es ist unterbrochen von einer nochmaligen Erörterung der astrologischen Grundbegriffe, der Rhetoriospartie. Zum Schluss kommt der iatromathematische Abschnitt (darin auch noch ein Hephaistion- und vielleicht mehrere Theophilos-Kapitel, zum deutlichen Zeichen, dass der Redaktor bestrebt war sachlich zu gruppieren), endlich der Pseudo-Stephanos. Ob diese Anordnung die ursprüngliche war, lässt sich nicht mehr sagen; aber es ist wohl möglich, und in diesem Fall wird die Ueberschrift

Ἐκ τῶν Ἡφαιστίωνος τοῦ Θηβαίου ἀποτελεσματικῶν καὶ ἑτέρων παλαιῶν

als Titel nicht bloss zum ersten Abschnitt, sondern zur ganzen Anthologie gedacht gewesen sein.

9. Zu welcher Zeit ist nun diese astrologische Sammlung entstanden? Die Grenzen sind von vornherein leidlich eng umschrieben durch die Epoche der Hs L (XI. Jahrh.) und andererseits dadurch, dass die Schrift des falschen Stephanos und Auszüge aus Theophilos zu den Bestandtheilen der Sammlung gehören. Da die Prophezeiung über die Sekte Mohammeds 775 n. Chr. geschrieben und Theophilos von Edessa, der Freund des Chalifen Almahdi,[1] 785 gestorben ist, so bleibt für die

[1] Dieser Astrolog stand auf der Höhe der geistigen Kultur seines Jahrhunderts; er unternahm es den Homer ins Syrische zu übertragen (vgl. darüber neuestens H. Derenbourg in den Mélanges Henri Weil p. 118, 1). Eine Randbemerkung liegt mir bei dieser Gelegenheit nahe. Wir urtheilen durchaus ungeschichtlich, wenn wir die Mitarbeit an der Astrologie dem Einzelnen als einen Makel anrechnen. Das gemein-

Entstehungszeit jener Anthologie nur das IX. und X. Jahrhundert. Indess lässt sich vielleicht noch Genaueres sagen. In L fol. 53v stehen nacheinander *σχόλια Λέοντος τοῦ φιλοσόφου* und ein Scholion, das sich auf die Stellung des Mondes zur Zeit der Verbannung des Patriarchen Photios bezieht.[1]) Diese beiden Zusätze fehlen nun sowohl in M als in N.[2]) Mit einiger Bestimmtheit darf man daraus schliessen, dass sie dem Archetypus unserer Hss., der grossen astrologischen Sammlung, fremd gewesen sind. Nun wird aber die Notiz über Photios wohl nicht allzulange nach jenem Ereigniss nieder-

same Denken der Zeit wirkt gerade darin mit der stärksten Tyrannei auf den Einzelnen, dass es ihm gewisse falsche Voraussetzungen mit den Grundlagen alles Wissens überliefert; und während die Konsequenzen aus dem Gegebenen die Forschung in Athem halten, kommen die Voraussetzungen als ein dunkler Untergrund der dialektischen Arbeit selten zum Bewusstsein. An der Astrologie aber reizt gerade die Wissenden und Gelehrten ihr streng wissenschaftlich erscheinender Apparat. Es wäre ganz verkehrt zu glauben, Cicero und Favorinus hätten sich durch ihre Bestreitung der Astrologie dem Poseidonios und Ptolemaios gegenüber als die stärkeren Geister erwiesen. Sie haben ihre uns jetzt so einleuchtende Beweisführung nicht deshalb vorgebracht, weil sie die Wissenschaft vor dem Eindringen orientalischen Wahnes zu behüten strebten, sondern einfach, weil sie Schüler der neuen Akademie des Karneades und Kleitomachos waren. Denn von dieser allein gehen die wissenschaftlichen Bestreitungen der Astrologie im Alterthum samt und sonders aus. Aber der neuen Akademie kam es darauf an, die Möglichkeit der Beweisführung in aller Wissenschaft zu vernichten; die Bekämpfung der Astrologie ist also für sie, wie man aus dem Sextus zur Genüge erkennen kann, nur ein Einzelfall ihrer allgemeinen Tendenz. Dass die Polemik hier höhnischer und erbitterter ausfiel, liegt nicht an der theoretischen Begründung der Astrologie, sondern wesentlich an der praktischen Seite der Sache, an dem Auftreten zahlloser und gefährlicher chaldäischer Betrüger. Anders als diese haben Ptolemaios und die spätere Schule von Alexandria die Theorie der Astrologie mit dem nüchternen Ernst, der einer Wissenschaft ziemt, gepflegt, frei von der auri sacra fames der praktischen Astrologen, wie von jeder Beigabe von Mysticismus.

1) Vgl. meine Notiz in der Byzantin. Zeitschrift 8 (1899) 185.

2) E. Rostagno hatte die Güte, mir dies auf meine Anfrage noch einmal zu bestätigen.

geschrieben sein. Auch eine Berechnung mit dem Astrolab, die ins Jahr 907 fällt,[1]) scheint nur in L vorzukommen. Es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn gerade diese drei neueren Bestandtheile, obwohl sie im Archetypus gestanden hätten, in M und N fehlen würden. Man wird sich vielmehr denken müssen, dass das Syntagma schon vervielfältigt war, ehe jene Scholien beigeschrieben wurden; und damit kommen wir für die Entstehung des Syntagmas auf das IX. Jahrhundert und zwar mit mehr Wahrscheinlichkeit auf seine erste Hälfte. Dazu reimt es sich sehr gut, dass der Pseudo-Stephanos in MN (in L fehlt er jetzt) nicht in der Fortführung vom Jahre 861, die durch den grellen Kontrast des vom Autor für die Zeit nach 775 Prophezeiten mit der Wirklichkeit veranlasst wurde, sondern in seiner originalen Gestalt aufgenommen worden ist.

Das Syntagma Laurentianum wird damit zu einem Denkmal des Wiedererwachens der Studien in Byzanz im Anfang des IX. Jahrhunderts. Mit Leon dem Philosophen, dem der Kaiser Theophilos, allerdings erst durch das Interesse des Chalifen Al-Mamûn auf den seltenen Mann aufmerksam gemacht, eine Professur in Konstantinopel errichtet, beginnt eine bis ins XI. Jahrh. dauernde Blüthezeit der wissenschaftlichen Arbeit im byzantinischen Reiche, die auch auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie, wie Heiberg in seinem lehrreichen Vortrag auf der Kölner Philologen-Versammlung gezeigt hat,[2]) sich in einer Reihe der schönsten und vorzüglichsten Hss bethätigt hat. Den von Heiberg genannten Hss wären noch hinzuzufügen die gleichfalls im IX. Jahrh. entstandenen codices der *πρόχειροι κανόνες* in Florenz und Leyden, und besonders der prachtvoll illustrierte Vaticanus 1291, über den unten nähere Mittheilungen folgen werden. Doch wird man die Wiederaufnahme von Astronomie und Astrologie, die auch damals unzertrennlich waren, etwas früher datieren müssen. Ab-

[1]) Vgl. darüber Kroll a. a. O. S. 128.

[2]) Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Philologen S. 29.

gesehen von dem am Kalifenhofe arbeitenden Griechen Theophilos dient zum Zeugniss dafür vor allem die Prophezeiung des Pseudo-Stephanos, die einen gar nicht geringen Grad von Routine im Gebrauch der astrologischen Hilfsmittel aufweist: weiter auch die von Usener[1]) angeführte Thatsache, dass im Leidensis der Ptolemäisch-Theonischen Handtafeln sich chronologische Randnoten aus den Jahren 775/6, 780, 784, 788, 797/8, 812 finden. Dass gerade auf die *πρόχειροι κανόνες* in dieser Zeit soviel Arbeit verwendet worden ist, erklärt sich nebenbei vor allem aus der Pflege der Astrologie: denn diese Tafeln waren von jeher, wie schon Delambre[2]) gesehen hat und wie uns die erhaltenen Bruchstücke griechischer Astrologie an zahlreichen Stellen lehren, das eigentliche Handwerkszeug der Astrologen, und vielleicht sind sie auch diesem Zweck schon von ihren Urhebern, wohl nicht erst von Ptolemaios, sondern vielleicht schon von Serapion,[3]) dem Schüler des Hipparch, bestimmt worden. Auch Leon der Philosoph, um dies hier anzureihen, war Astrolog, und hat sich gerade durch einen aus astrologischer Weisheit geschöpften Rath zur rechten Zeit seinen Metropolitanen in Salonichi vor allem empfohlen.[4])

---

[1]) Fasti Theonis in den Mon. Germ. Hist., Auct. Antiqu., Chronica minora III 364.

[2]) Biogr. Univ. XXXIV 492.

[3]) Vgl. über dessen Verhältniss zur Astrologie meine Ausführungen in der Besprechung des Catalogus cod. astrol. Florent., Byzantin. Zeitschrift 1899.

[4]) Zu jener Zeit waren Misswachs und Seuchen über die Provinz gekommen. Wie Leon helfend eingetreten ist, das wird im Theophanes continuatus p. 191. 11 in folgender Weise erzählt: *περί τινα γοῦν καιρόν, ὃν ἐκ τῆς ἀστρολογικῆς ἐδιδάσκετο ἀστέρων τινῶν ἐπιτολαῖς τε καὶ φάσεσιν (!) ἀπόρροιάν τινα καὶ συμπάθειαν ταῖς γεωργίαις προσγίνεσθαι, τὰ σπέρματα τῇ γῇ κατεβάλλετο καὶ ὑπὸ κόλπους ταύτης ἐδίδου, ὧν τοσαύτην γενέσθαι συνέβη εὐφορίαν τε καὶ εὐκαρπίαν, ἐπεὶ τὸ ἔαρ ἀνέτελλεν καὶ ὁ τοῦ θέρους ἐφεστήκει καιρός, ὡς πολλοῖς ἐπαρκέσαι χρόνοις αὐτοῖς καὶ εἰς τὸ ἑξῆς, πάντως οὕτω τοῦ θεοῦ τὸν ἄμητον πολύχουν ἐγχεαμένου ταῖς τῶν ἀναγκαζομένων λιτανείαις ἐπιδόντος καὶ ἱκετείαις, ἀλλ' οὐ τῇ ἐκείνου περὶ τὰ τοιαῦτα ματαιοπονίᾳ. τοῦτο γοῦν τὴν ἐπὶ πλέον τῶν Θεσσαλονικέων φήμην*

10. L ist wohl die einzige erhaltene Hs des Syntagma Laurentianum aus älterer Zeit. Desto zahlreicher sind Hss aus dem XIV. und XV. Jahrhundert. Zunächst ist der vierte Laurentianus, XXVIII 16, hier zu nennen, 1382 von einem gewissen Johannes Abramios geschrieben. Ich habe ihn in die vorliegende Untersuchung nicht hereingezogen, da ich mich seinerzeit mit einigen wenigen Notizen begnügen musste; Olivieri hat ihn gleichfalls nicht Kapitel für Kapitel beschrieben, sondern sich für fol. 27—265 auf die Angabe beschränkt, dass diese inhaltlich genau den Blättern 29—247 der Handschrift M entsprechen. Da in M fol. 29—89 die astronomischen Tafeln des Isaak Argyros stehen, so geht die Uebereinstimmung zwischen M und XXVIII 16, wie man sieht, noch über das Syntagma hinaus; die beiden Hss stehen also in nächster Beziehung und werden wohl auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen. Jedenfalls ist XXVIII 16 nicht aus M abgeschrieben; denn er enthält in der iatromathematischen Gruppe zwei Kapitel, das zweite unter Zenarios' Namen, die beide in M im Gegensatz zu L und N fehlen. Ob das umgekehrte Verhältniss, Abhängigkeit des M von XXVIII 16, möglich ist, kann ich nicht entscheiden; jedenfalls scheint der übrige Inhalt der beiden Hss, abgesehen von Syntagma und Isaak Argyros, nicht dafür zu sprechen. — Paris. 1991 saec. XV ist nach Wachsmuth¹) aus L abgeschrieben. Auch hier kann nicht der ganze Inhalt gemeint sein (denn Paulos steht in L gar nicht oder vielmehr nur in ein paar kleinen Auszügen); für die dem Syntagma angehörigen Theile ist mir Wachsmuths Angabe von Franz Cumont bestätigt worden. — Paris. 2501 enthält unmittelbar nach einander die zwei Hauptbestandtheile des Syntagma Laurentianum: fol. 106 ff. die Excerpte *Ἐκ τῶν Ἡφαι-*

[illegible] Der fromme Chronist versteht nicht eben viel von Astronomie, wie sich an den [illegible] zeigt, da doch [illegible] und *δύσις* zusammen eben die *φάσεις* ausmachen; aber der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung thut das keinen Eintrag.

¹) Ecloge de astr.² p. 11.

στίωνος ἀποτελεσματικῶν καὶ ἑτέρων παλαιῶν; fol. 143v ist leer; dann folgt fol. 144 das Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι*, fol. 149 ff. die Theophilos-Excerpte. Aus der leeren Seite vor dem *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* darf man wohl auf Abhängigkeit von M oder jedenfalls nahe Verwandtschaft mit diesem schliessen. — Der umfassendste von allen Parisini, Paris. 2419.[1]) enthält auf 160 von seinen 342 Blättern eine grosse astrologische Anthologie in 4 Büchern und ungefähr 250 Kapiteln, in die auch zahlreiche Bestandtheile unseres Syntagmas Aufnahme gefunden haben. Theophilos *Περὶ καταρχῶν*, dem wieder das Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* vorangeht, steht fol. 83; Pseudo-Stephanos fol. 72. Die Eintheilung des von allen Seiten zusammengetragenen Stoffes in vier Bücher ist sicher das Werk des sachkundigen Kopisten, eines Georgios Meidiates. — Von den Marciani scheinen 334 und 335, die ich rasch durchgesehen habe, nur einzelne Theile unseres Syntagmas zu enthalten. In Marc. 324 steht der Abschnitt *Ἐκ τῶν Ἡφαιστίωνος κτλ.*, dann die Theophilospartie; der alte Index lehrt, dass einst auch Iatromathematik und Pseudo-Stephanos nicht fehlten. Eine vollständige Hs unseres Syntagmas stellt weiter Marc. 336 dar. Die Theophilos- und Hephaistion-Gruppe nebst dem Antiochos, ferner die Iatromathematik und Pseudo-Stephanos sind hier unmittelbar beisammen. Da auf Pancharios hier genau wie in N noch einiges aus Astrampsychos folgt, worauf sich jedesmal das Kapitel *Πῶς δεῖ σκέπτεσθαι* und die Excerpte aus Theophilos unmittelbar anreihen, so darf man zwischen diesen beiden Hss eine engere Beziehung annehmen. — Erlangensis 89, eine Sammelhandschrift, die nach Aristoteles Physik (nebst dem Anfang von Simplikios' Kommentar) und Einigem aus den Parva naturalia eine Anzahl astrologischer Schriften enthält, hat auch ein paar Stücke unseres Syntagmas aufgenommen fol. 149—158: *Ἐκ τῶν Ἡφαιστίωνος τοῦ Θηβαίου ἀποτελεσματικῶν καὶ ἑτέρων παλαιῶν περὶ τῆς τῶν ιβ' μορίων ὀνομασίας καὶ δυνάμεως;*

[1]) Ausführliche Inhaltsangabe bei Engelbrecht, Hephaestio p. 15 ff.

fol. 177—182 die Iatromathematika des Hermes.[1]) — Etwas mehr vom Syntagma hat Monac. gr. 105, eine umfangreiche Miscellanhandschrift des XV. Jahrhunderts, bewahrt: die Rhetoriosexcerpte, Galen *περὶ κατακλίσεως*, die Iatromathematika des Hermes, endlich des Pseudo-Stephanos Prophezeiung. Es bestätigt sich also, dass dieses Machwerk auch in diese Hs, in der es scheinbar vereinzelt dasteht, nur durch Vermittlung des Syntagmas gekommen ist.

Die Erklärung für die Thatsache, dass wir eine verhältnissmässig sehr grosse Zahl von jüngeren Exemplaren des Syntagmas aus dem XIV. und XV. Jahrhundert besitzen, liegt sehr nahe. Betrachten wir den sonstigen Inhalt jener Handschriften ausser dem Syntagma, so zeigt sich eine auffallende Uebereinstimmung:

Laur. XXVIII 13	enthält mehrere Schriften des Isaak Argyros;
„ XXVIII 14	fol. 18 die Bearbeitung einer Schrift des Isaak, fol. 299 und 303 Excerpte aus persischer Astronomie;
„ XXVIII 16	wiederum eine Reihe von Schriften des Isaak;
Paris. 2419	viele Kapitel aus persischer Astronomie;
„ 2501	Schriften von Isaak, und von Georgios Chrysokokkes;
Marc. 324	Isaaks Schrift über das Astrolab;
„ 336	drei Schriften des Isaak;
Monac. 105	zwei Schriften des Isaak.

[1]) Titel und Umfang dieser Excerpte stimmen genau überein mit des Joach. Camerarius Astrologica (Nürnberg 1532) p. 4—20; und auch sonst ist alles, was Camerarius in jenem kleinen Buch abgedruckt hat, im Erlangensis 89 zu finden. Man würde also glauben, dass die Hs des Regiomontanus, die Joach. Camerarius nach seinem eigenen Zeugniss (p. 1 der lateinischen Uebersetzung) benützt hat, identisch mit Erlang. 89 oder jedenfalls direkte Abschrift daraus gewesen sei. Aber Erlang. 89 ist erst an Ludw. Camerarius (1573—1651) durch den Patriarchen Kyrillos Lukaris von Konstantinopel geschenkt worden. Dass umgekehrt die Hs aus unserem Druck abgeschrieben sei, ist ebenfalls ausgeschlossen; sie scheint mir sicher ins XV., nicht erst ins XVI. Jahrhundert zu gehören.

Man darf wohl unbedenklich aus dieser Ueberlieferung des Syntagmas zusammen mit Schriften byzantinischer Astronomen des XIV. Jahrhs. schliessen, dass diese die alte in der Zwischenzeit vielleicht wenig beachtete Sammlung wieder aufgenommen haben. Nach langem und vollständigem Darniederliegen der Astronomie in Byzanz, etwa vom XI. bis Ende des XIII. Jahrhs., war eine neue aber kurze Blütezeit der astronomischen Studien eingetreten: jedoch seltsamer Weise, wie Usener gezeigt hat,[1] zunächst nicht durch die Beschäftigung mit den altgriechischen Urkunden der Wissenschaft, sondern durch die neue Bekanntschaft mit der Astronomie der Perser. Chioniades, Georgios Chysokokkes, Isaak Argyros, Theodoros Meliteniotes sind die Namen, an die sich der neue Aufschwung der Astronomie knüpft. Wenn nun in unsern Hss eine grosse astrologische Anthologie fortwährend mit Auszügen aus persischen Schriften und namentlich mit den Werken des Isaak Argyros erscheint, so wird das kein Zufall sein: wir werden daraus schliessen dürfen, dass zugleich mit der Astronomie auch die Astrologie wieder in Aufnahme kam und dass namentlich Isaak Argyros ihr gehuldigt hat. Von hier fällt ein helles Licht auf das Prooemion, mit dem der grösste byzantinische Astronom, Theodoros Meliteniotes, der Zeitgenosse des Isaak Argyros, seine *Ἀστρονομικὴ τρίβιβλος* eröffnet. Ihm ist die Tetrabiblos des Ptolemaios wohl bekannt:[2] aber trotzdem erklärt er die Astrologie für vielgeschäftige prahlerische Thorheit, gegen die er sich in den schärfsten Ausdrücken wendet. Die Astrologen sind ihm *θεομαχοῦντες ἄντικρυς*; die Sterndeuterei ist von den besten Kaisern — nicht von allen, wie Theodoros sehr gut weiss — von ihrem Hof verbannt worden: sie führt ihre Diener zum Abgrund des Verderbens, und ihre Verehrer brandmarkt der hohe Geistliche als *βαίνοντας ὄντως ὑπὲρ τοῦ ἐσκαμμένου, ἐπὶ κακῷ δήπου τῆς σφῶν αὐτῶν κεφαλῆς, ἐν ἴσῳ δ' εἰπεῖν καὶ ψυχῆς.* Diese heftige Scheltrede wird erst verständlich, wenn

[1]) Ad historiam astronomiae symbola, Bonn 1876.

[2]) Vgl. meine Studien über Cl. Ptolemaeus, S. 51, Anm. 3.

wir annehmen, dass sie sich nicht gegen die blosse Möglichkeit eines Rückfalls in die Astrologie, sondern gegen einen wirklichen Betrieb derselben zur Zeit des Theodoros richtet. Und nun werden wir auch verstehen, wer die heftigen Gegner des Theodoros gewesen sind, von denen Chortasmenos, der Schreiber des Vatic. 1059, spricht:[1] *Ὁ ἀνὴρ οὗτος (Θεόδωρος) ὁ τὴν παροῦσαν βίβλον συγγεγραφὼς δοκεῖ δὴ κἀμοὶ μηδενὸς ἀποδεῖν τῶν ἐπὶ σοφίᾳ περιβοήτων· κατά γε τὸ μαθηματικὸν εἶδος τῆς φιλοσοφίας ἔτι κἀγὼ δοκῶ δύνασθαι κρίνειν περὶ τὰ τοιαῦτα· ἐπιμεμαρτυρημένος οὖν δεῖ χρῆσθαι τοῖς ἐπ' αὐτοῦ λεγομένοις, μηδένα λόγον ποιουμένους τῶν ἐπιχειρούντων αὐτὸν διασύρειν· εἰσὶ γάρ τινες ὀλίγοι κομιδῇ τῶν ἐπ' ἐκείνου γενομένων οἳ διὰ φαυλότητα γνώμης ἀπηρυθριασμένως καὶ τοῦτο ποιεῖν ἐτόλμησαν.* Die Werke des Theodoros sind auffallend selten gelesen und abgeschrieben worden: Usener hat den Grund mit Recht in der Thätigkeit seiner Gegner gesehen, und vielleicht werden wir jetzt behaupten dürfen, dass diese Gegner nichts anderes gewesen sind als Astrologen aus dem Kreise des Isaak Argyros.[2])

III. Eine illustrierte Prachthandschrift der astronomischen Tafeln des Ptolemaios.

Bei einer raschen Durchmusterung der griechischen Hss astronomischen oder astrologischen Inhalts in der Vatikanischen Bibliothek, deren Benützung jetzt durch den vortrefflichen Prefetto P. Ehrle in so dankenswerther Weise erleichtert wird, stiess ich auf eine Hs, die im Katalog mit folgenden Worten beschrieben war: „Ptolemaei Tabulae astronomicae. Codex antiquus et optimae notae.“ Dieser Zusatz zur Inhaltsangabe erwies sich zu meiner Freude als ausserordentlich gerechtfertigt. Aber

[1]) Usener a. a. O. p. 9.

[2]) Von der verleumderischen Zunge gehässiger Feinde spricht auch dieser am Schluss seiner im Uranologium des Petavius S. 359–382 abgedruckten Schrift über Sonnen- und Mondcyklen (z. B. *μηδὲ συκοφάντην* [illegible]).

noch eine weitere Ueberraschung bot sich mir. Die Hs — Cod. Vaticanus gr. 1291 — ist mit zahlreichen Miniaturen geschmückt und sie zeigen sogleich dem ersten Blick ein durchaus antikes Gepräge.

Als Quelle für den Text des *πρόχειροι κανόνες* ist der Vatic. 1291 vollständig unbekannt und unverwerthet. Ungenützt ist er auch für die antike Darstellung von Fixsternhimmel und Thierkreis und für die Geschichte der antiken Buchillustration. Keines seiner Bilder ist meines Wissens bisher veröffentlicht worden. Was man bisher von ihm wusste, ging ausschliesslich auf eine ziemlich kurze Notiz zurück, die P. de Nolhac in seinem werthvollen Buch über die Bibliothek des Fulvio Orsini gab.[1]) In demselben Jahr hat Nolhac noch ein zweites Mal von derselben Hs gesprochen in der Gazette archéologique XII (1887) 233, in abgekürzter Wiederholung des von ihm in jenem Buch mitgetheilten. Auf Nolhacs Bericht fussen die wenigen Zeilen bei A. Riegl, Die mittelalterliche Kalenderillustration, in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung X (1889) 70 und Strzygowski's etwas ausführlichere Bemerkungen über die Darstellung der 12 Monate in unserer Hs am Schluss seines Aufsatzes: Eine trapezuntische Bilderhandschrift vom Jahr 1346, Repertorium f. Kunstwissenschaft XIII (1890) 262.

Nolhacs treffliche Notiz hat zwar den hohen textlichen Werth der Hs völlig unerörtert gelassen, dagegen Alter und Herkunft korrekt angegeben und auch den Charakter der Miniaturen in aller Kürze bereits richtig beurtheilt. Nolhac hat gleichzeitig mitgetheilt, dass sein Freund Desrousseaux den Vatic. 1291 in den Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'Ecole de Rome eine besondere Abhandlung widmen wolle. Diese Ankündigung ist vor zwölf Jahren gemacht worden; aber es scheint, dass Desrousseaux nicht dazu gekommen ist, seine Absicht zu verwirklichen, da weder in den Mélanges,

[1]) Bibliothèque de l'école des hautes études, 74. fasc.: La Bibliothèque de Fulvio Orsini par P. de Nolhac, Paris 1887, p. 168—169.

noch, soweit irgend meine Nachforschungen reichen, sonst irgendwo eine Arbeit von ihm über diesen Gegenstand erschienen ist. Unter diesen Umständen glaube ich keines Vorgängers Rechte zu verletzen, wenn ich meinerseits über den von mir in völliger Unabhängigkeit von Nolhac und Desrousseaux gemachten Fund einige vorläufige Mittheilungen nicht länger zurückhalte; zumal in einem Augenblick, wo die Wissenschaft in mehr als einer Richtung Problemen näher tritt, zu deren Lösung die kostbare Hs wichtige Beiträge liefern kann.

1. Der Vaticanus gr. 1291 ist eine Pergamenths in schlankem Kleinfolioformat (28 × 20 cm), in einem modernen Einband. Ueber die früheren Besitzer geben zwei Einträge in der Hs Kunde. Auf dem papiernen Vorsatzblatt steht: „Ex libris Fulvii Ursini“ [1512–1600]. Vorher war die Hs im Besitze zweier Bischöfe von Brescia, deren jüngerer sich auf fol. 4 v eingetragen hat:

Hic liber est mei dominici de dominicis
ueneti episcopi brixiensis et fuit ex libris
bonae memoriae domini bartolomej episcopi
predecessoris mei et allatus est mihi ex brixia Romam
1465 de mense septembris

14 $\frac{d}{d}$ 65

Das Wappen mit Bischofsmütze darüber, das sich fol. 5 r unten findet, wird wohl ohne Zweifel das des Domenico Domenicis sein, da rechts und links davon ein d steht.

In prachtvoller Unciale enthält die Hs auf 95 Blättern die *Πρόχειροι κανόνες* des Ptolemaios. Der Inhalt der einzelnen Blätter ist folgender:[1])

Fol. 1: Kurzer Astrologischer Text in Minuskel etwa des X. Jahrhs.

1 v: *σημεῖα τῶν ζῳδίων.* — Einiges über die *ζῶναι.*

[1]) H. Graeven hatte die Freundlichkeit, meine in nothwendiger Eile hergestellte Beschreibung am Original nachzuprüfen und in einigen Punkten zu ergänzen.

Fol. 2 r: *Πῶς δεῖ εὑρεῖν τὴν ἐποχὴν τοῦ ἡλίου.*
2 v: Bild des nördlichen Sternhimmels.
3 r: *Ὁριζόντων καταγραφὴ τοῦ διὰ Βυζαντίου.*
3 v: *Ὅρια κατὰ Πτολεμαῖον* (aus Tetrab. I 21). Etwas spätere Unciale.
4 r: Leer; oben zwei Zeilen astrolog. Notizen aus späterer Zeit.
4 v: Bild des südlichen Sternhimmels.
5—6: *Κλῆμα* (!) *τοῦ διὰ Βυζαντίου παραλλήλου.*
7: *Παραλλάξεις τοῦ διὰ Βυζαντίου παραλλήλου.*
8 r: *Φάσεις τοῦ διὰ Βυζαντίου παραλλήλου.*
8 v: leer.
9 r: Bild mit Helios in der Mitte. Stunden, Monate, Thierkreiszeichen ringsum.
9 v: Tabellen zur Vergleichung von Monatstagen und Sonnenstand.
10—15: Tabellen zur Vergleichung der Monate von 16 antiken Völkern.
16 r: leer.
16 v—17 r: *Ἔτη βασιλέων τῶν μετ' Ἀλέξανδρον τὸν κτίστην.*
17 v—21: *Πόλεις ἐπίσημοι*, ihre Länge und Breite.
22—23: *Ὀρθῆς σφαίρας συμμεσουρανήματα πανταχοῦ.*
24—37: *Κλῖμα α̅. Ἀναφοραὶ τοῦ διὰ Μερόης*; es folgen die übrigen 6 Klimata (Syene, *Κάτω χώρα*, Rhodos, Hellespont, Mesos Pontos, Borysthenes).
38: *Εἰκοσιπενταετηρὶς ἡλίου καὶ σελήνης.*
39 r: *Ἔτη ἁπλᾶ ἡλίου καὶ σελήνης.*
39 v: *Μῆνες ἡλίου καὶ σελήνης.*
40 r: *Ἡμέραι ἡλίου καὶ σελήνης.*
40 v: *Ὧραι ἀπὸ μεσημβρίας ἡλίου καὶ σελήνης.*
41—43: *Κανὼν ἀνωμαλίας ἡλίου καὶ σελήνης.*
44 r: *Λόξωσις ἡλίου. Σελήνης πλάτος.*
44 v: *Κανὼν ἐξάρματος πόλου ἑκάστου τόπου.*
45 r: *Προσνεύσεων ὁριζόντων καταγραφή.*
45 v—46 r: *Κανόνιον σελήνης πλάτους· μοῖραι διαστάσεως. — Κανόνιον σελήνης ὡριαίων δρόμων βάθους.*

Fol. 46 v: Zeichnung: in der Mitte Kreis, Windgötter in den Zwickeln; oberhalb des Kreises: *ἰσημερία ἐστὶ ὁ ὅρος.*

47 r: *Κανόνιον ἐπακτῶν.*

47 v: *Ἑρμοῦ πλάτους πίναξ.*

Darüber steht das Epigramm:

Οὐρανίων ἄστρων πορίην καὶ κοῖλα σελήνης
ἐξεθέμην σελίδεσσι πολύφρονα δάκτυλα κάμπτων.[1])

48 r: *Ἀπὸ ἰσημερίας ἡλίου μοῖραι.*

48 v—49 r: *Κανόνιον προσνεύσεων.*

49 v: *Κανὼν σεληνιακὸς μεγίστου ἀποστήματος.*

50—56: *Παράλλαξις τοῦ διὰ Μερόης (καὶ τῶν λοιπῶν κλιμάτων).*

57—58: *Εἰκοσιπενταετηρὶς χρόνου (καὶ τῶν ἄλλων πλανήτων).*

59: *Ἔτη ἁπλᾶ* *(τῶν ε̄ πλανωμένων)*

60: *Μῆνες αἰγύπτιοι* „ „ „

61: *Ἡμέραι* „ „ „ „

62: *Ὧραι ἀπὸ μεσημβρίας* „ „ „

63—77: *Κανὼν ἀνωμαλίας* „ „ „

78—82: *(Τῶν ε̄ πλανωμένων) κανὼν πλάτους.*

83—85 r: „ „ „ „ *στηριγμῶν.*

85 v—88: „ „ „ *φάσ⟨ε⟩ις.*

89—90 r: „ „ „ *φάσεων ἀπόστασις πρὸς τὸν ἀκριβῆ ἥλιον.*

90 v—94: Fixsternverzeichniss.

---

[1]) Dieses Gedicht steht auch in einem Laurent. saec. XV (LIX 17 fol. 130), in einer Epigrammensammlung als *Ἐπίγραμμα ὃ εἶπε Πτολεμαῖος τοῦ ἑαυτοῦ.* Unmittelbar darnach folgt das schöne Epigramm des Ptolemaios aus der Anthologie (IX 577): *Οἶδ' ὅτι θνητὸς ἔφυν κτλ.* Was das hier angeführte anlangt, so hält es Buttmann (Museum d. Alterth. Wiss. II 469) jedenfalls mit Recht für ein späteres auf unsern Ptolemaios, nicht von ihm verfasstes Epigramm, das ganz den Charakter einer Inschrift für ein Monument habe.

Fol. 95 r: Notizen etwa des XIV. Jahrhs.

95 v: Schrift etwa des X. oder XI. Jahrhs. mit Notizen über das Astrolab, einem Epigramm etc.

2. Der besondere Werth der Hs kann erst klar werden, wenn ihr Alter und ihre Stellung in der Ueberlieferung der *Πρόχειροι κανόνες* bestimmt ist. Ueber die Entstehungszeit der Hs können wir mit voller Sicherheit sprechen; sie ist aus dem Canon regum in untrüglicher Weise zu entnehmen. Dieses Regentenverzeichniss reicht hier in der ersten Hand von Philippos Arrhidaios bis Michael I Rhangabes (811—813 n. Chr.). Eine zweite Hand hat auf Rasur die Namen *Λέων καὶ Κωνσταντῖνος* folgen lassen, während wieder andere Schreiber, mehrfach wechselnd, die Liste noch bis auf Leon VI und Alexandros, also bis 911/12 fortgeführt haben. Die Rasur, auf der jetzt *Λέων καὶ Κωνσταντῖνος*[1]) steht, trug nach Nolhacs Beobachtung früher den Namen *Λέων* allein von erster Hand, nebst einem Epitheton, das den Leon als den regierenden Herrn bezeichnete. Seine Regierungsjahre sind aber bereits von zweiter Hand nachgetragen. Die Hs ist also zweifellos in den Jahren 813—820 geschrieben.

Die Geschichte der astronomischen Handtafeln, für die wir hiemit eine neue Textquelle von hohem Alter gewinnen, ist kürzlich von Hermann Usener in den Monumenta Germaniae Historica[2]) dargestellt worden. Es lässt sich nachweisen, dass schon in der Schule des Hipparchos[3]) solche Tafeln vorhanden

---

1) Da von einem Mitregenten Leons des Armeniers nichts berichtet wird (vgl. Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser S. 393 ff.; Gelzer in Krumbachers Geschichte d. byz. Litteratur² S. 966 f.), so liegt hier wohl nur eine allerdings recht auffällige Wiederholung der einige Zeilen vorher gegebenen Zusammenstellung von Leon IV und Konstantinos VI (*Λέοντος καὶ Κωνσταντίνου*) vor. Ich füge hinzu, dass nach Nolhacs Mittheilung Desrousseaux die Hs genau ins Jahr 814 versetzen zu können glaubte; die Gründe sind mir nicht bekannt.

2) a. a. O. p. 359 ff.

3) Vgl. über Serapion, der auch solche Handtafeln verfasst hat, vielleicht einen Hipparchschüler, oben S. 105.

waren; ebenso gewiss aber ist, dass sie in der Form, in der sie uns vorliegen, von Ptolemaios geschaffen sind. Pappos und Theon haben sie ergänzt und kommentiert; noch Stephanos von Alexandreia hat sie im Jahre 615 durchgearbeitet und einige Jahre später erläutert. Der Werth dieser Tafeln geht weit über die Geschichte der Astronomie und Geographie hinaus. Denn das Bedürfniss, astronomische Beobachtungen aus früherer Zeit zuverlässig zu verwerthen, hat die Bearbeiter zur Beigabe chronologischer Tafeln genöthigt, die ohne Zweifel zu unsern wichtigsten Hilfsmitteln für die antike Chronologie zählen. Diese Theile der *Πρόχειροι κανόνες* sind erstens die Regententafel seit Nabonassar (*κανὼν βασιλειῶν*); zweitens das sogenannte Hemerologium Florentinum mit Vergleichung der Monatstage von 17 Völkern; endlich die Konsularfasten des Theon. Für die Bedeutung dieser Listen darf ich mich begnügen auf Ideler,[1]) Usener[2]) und Wachsmuth[3]) zu verweisen.

Die Ueberlieferung der ptolemaeischen Handtafeln ruhte nach Useners Auseinandersetzungen[4]) bisher vollständig auf zwei sehr alten Hss, dem Lugdunensis gr. LXXXVIII, dessen ausführliches Inhaltsverzeichniss schon Van der Hagen in seinen anonym erschienenen Observationes in Theonis fastos graecos, Amstelod. 1735 p. 305—331 mittheilte, und dem Laurentianus XXVIII 26, beschrieben von Bandini (Catal. codd. Bibl. Laur. II 46 ff.). Der Leidensis ist genau gleichaltrig mit unserer Hs, da er ebenfalls unter Leon V geschrieben ist; eine Kopie dieser Hs aus dem XIV. Jahrh., Laurent. XXVIII 12, ist für uns von Werth, da ihr der Leidensis noch etwas vollständiger vorlag, während ihn heute zahlreiche Lücken entstellen, ausgefüllt von einer gelehrten Hand des XIV. Jahrhs.

---

1) Histor. Untersuchungen über die astronom. Beobachtungen der Alten; S. 37 ff. über den Canon regum; S. 297 ff. über die *Πρόχειροι κανόνες* im Allgemeinen. Derselbe im Handbuch der Chronologie I 110 ff. über den Canon regum; über das Hemerologium Florentinum I 409 ff.

2) a. a. O. p. 366 ff. und 438 ff.

3) Einleitung in das Studium der alten Geschichte S. 301 ff.

4) a. a. O. p. 363 ff.

Die andere alte Hs, Laurent. XXVIII 26, ist geschrieben unter Leon VI dem Weisen (886—912); sie ist viel vollständiger, aber gleichfalls nicht ganz erhalten, wie sich aus der Uebersicht der Quaternionen bei Usener ersehen lässt. Beide Hss gehen in letzter Linie auf das gleiche Exemplar zurück. Zu diesen zwei alten Hss tritt nun gleichalt hinzu der Vaticanus 1291. Auch er ist nicht vollständig — unter anderm fehlen die Konsularfasten, und der Canon regum beginnt erst mit Philippos Arrhidaios —, aber er ist von den beiden andern Hss vollkommen unabhängig. Das ist leicht zu beweisen an der Monatsliste des Hemerologiums. Neben Useners Verzeichniss der Monatslisten im Leidensis und im Laurentianus stelle ich die Reihe der Monate im Vaticanus (die vorgesetzten römischen Ziffern veranschaulichen nach Useners Vorgang das Verhältniss von Laurentianus und Vaticanus zum Leidensis):

Leidensis	Laurentianus	Vaticanus
I Römer	I Römer	I Römer
II Hellenen (d. h. Antiochener)	III Alexandriner	II Hellenen
III Alexandriner	II Hellenen	III Alexandriner
IV Tyrier	IV Tyrier	IV Tyrier
V Araber	V Araber	V Araber
VI Sidonier	VI Sidonier	VI Sidonier
VII Gazaeer	IX Heliopoliten	VII Gazaeer
VIII Askaloniten	X Lykier	VIII Askaloniten
IX Heliopoliten	XIV Asianer	IX Heliopoliten
X Lykier	Kreter	X Lykier
XI Kappadoker	Kyprier	XI Kappadoker
XII Bithyner	Epheser	XII Bithyner
XIII Seleukioten	XII Bithyner	XIII Seleukioten
XIV Asianer	XI Kappadoker	XIV Asianer (Pamphylier)
		XV Kyprier
		XVI Kreter

Die Monatsliste im Vaticanus enthält also sowohl die im Leidensis allein stehenden (Gazaeer, Askaloniten, Seleukioten), wie zwei von den drei nur im Laurentianus überlieferten (Kyprier, Kreter). Erwägt man nun, dass im Leidensis durch Ausfall eines Blattes die Monate Juni und Juli verloren gegangen sind, so wird sich der hohe Werth der neuen Hss ermessen lassen. Indess darf ich mich umso eher mit diesen wenigen Andeutungen begnügen, als wir von dem Meister auch auf diesem Gebiete der Forschung, von Hermann Usener, die erste kritische Ausgabe dieses wichtigen Denkmals der alten Chronologie erwarten dürfen.

3. Im Glanz der Ausstattung behauptet der Vaticanus den Vorrang nicht nur vor dem Leidensis, sondern selbst vor dem Laurentianus. Darf schon der letztere eine Prachthandschrift heissen — „in membrana subtili et alba litteris maiusculis non dico nitide sed perfecta antiquarii arte splendide scriptus, minio auroque distinctus, iussu ac sumptibus aut ipsius imperatoris aut viri alicuius tunc primatis", wie Usener sagt[1]) — so gilt dies in erhöhtem Masse von dem Vaticanus. Die Tabellen, in gleichmässig schöner Unciale auf zumeist dünnem weissem Pergament geschrieben, sind von doppelten rothen Linien eingerahmt; die Miniaturen sind durchweg mit grosser Sorgfalt ausgeführt. Sie beginnen auf fol. 2v und 4v mit Darstellungen beider Hemisphären[2]) auf dunkelblauem Grund; Kolure und Parallelkreise sind in Gold angegeben, die Sternbilder selbst in etwas dunkleren Umrissen mit aufgesetzten weissen Lichtern eingezeichnet — eine Art der Darstellung, die auffällig genau der von Ptolemaios in der Syntaxis gegebenen Anweisung folgt.[3])

1) Vgl. das Facsimile nach Laur. XXVIII 26 in Vitelli-Paolis' Collezione Fiorentina di facsimili paleografici fasc. II, tav. XIII.

2) Nolhac hat diese Darstellungen nicht erwähnt.

3) Synt. VIII, 3 ed. Halma II 92: *Τὸ μὲν τῆς ὑποκειμένης σφαίρας χρῶμα βαθύτερόν πως ποιήσομεν, ὥστε μὴ τῷ τῆς ἡμέρας, ἀλλὰ τῷ τῆς νυκτὸς ἀέρι μᾶλλον, ἐν ᾧ καὶ τὰ ἄστρα φαίνεται, προσεοικέναι*, und ebendort II 94: *Τοὺς μέντοι τῶν μορφώσεων ἑνὸς ἑκάστου τῶν ζῳδίων σχηματισμοὺς ὡς ἔνι μάλιστα ἁπλουστάτους ποιήσομεν, γραμμαῖς μόναις τοῖς ἀπὸ*

Die Darstellung der die nördlichen Thierkreisbilder enthaltenden Hemisphäre ist im Wesentlichen gut erhalten, viel stärker zer-



Vatic. gr. 1291 fol. 2v:
Hemisphäre des nördlichen Zodiacus.

stört das andere Blatt, das namentlich in der Photographie die Sternbilder zum grossen Theil nur bei längerer Betrachtung hervortreten lässt. Beide Blätter sind von Holzwürmern an-

---

τὴν αὐτὴν διατέλωσιν ἀστέρας ἐμπεριλαμβάνοντες, καὶ ταύταις οἱ πολλῷ τοῦ καθ᾽ ὅλην τὴν σφαῖραν χρώματος διαφερούσαις.

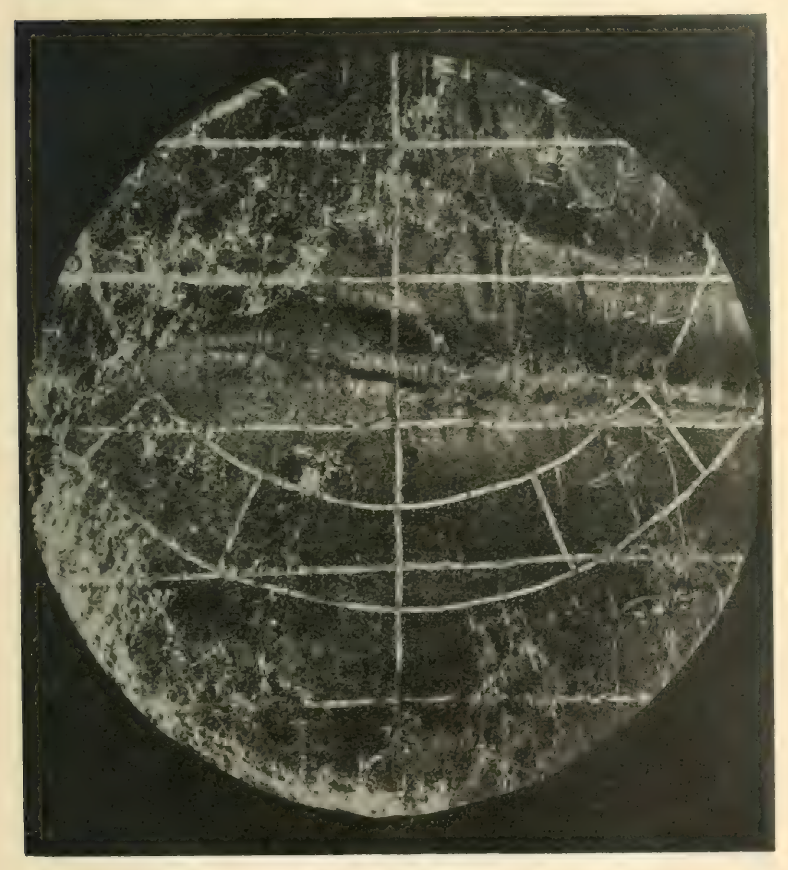
gefressen und zeigen häufig kleine Löcher. Die Sterne selbst scheinen wenigstens theilweise (so z. B. im Krebs und unverkennbar der grosse Stern im Maul des Hundes) durch helle Punkte angedeutet zu sein, die jetzt allerdings grossentheils verschwunden sind. Die Darstellungen der Sternbilder sind in mehrfacher Richtung sehr bemerkenswerth. Vor allem scheinen unsere zwei Miniaturen die einzigen bisher bekannten Himmelsdarstellungen aus dem Alterthum zu sein, welche ähnlich wie unsere Karten die Sphäre in zwei Hälften (allerdings durch Colure statt durch den Aequator) zerlegen, während sonst versucht wurde, ein Bild des gesammten Himmels in einer einzigen grossen Kreisfläche zu geben.[1]) Doppelt werthvoll aber werden die Darstellungen des Vatic. 1291, weil sie nicht gleich den von Thiele beschriebenen Miniaturen des bekannten Codex Vossianus 79 (Aratea des Germanicus) und ähnlichen zur Illustration eines populären Sternbuchs oder Gedichtes dienen, sondern vielmehr ein streng astronomisches Werk begleiten. Im Einzelnen hebe ich hier kurz hervor die Darstellung des Sternbildes der Wage. Wie die Hs mit aller Deutlichkeit erkennen lässt, reicht das Sternbild des Skorpions durch zwei Zeichen des Thierkreises: der Kopf des Skorpions und die Scheeren stehen in dem erst **nach** Hipparch Wage genannten Zeichen, aber auch die letztere ist vorhanden: sie ist auf die Scheeren des Skorpions gelegt, statt wie sonst von einer menschlichen Gestalt getragen zu werden oder für sich allein das ganze Zeichen auszufüllen (die eine Schale der Wage ist auf der Photographie noch ganz deutlich erkennbar). Diese Eigenthümlichkeit scheint ausser auf dem vorliegenden Bild nur auf dem Farnesischen Globus vorzukommen.[2]) Die Annahme, dass der Globus auf das Himmelsbild eines nach-hipparchischen, also wohl alexandrinischen Astronomen zurückgeht, erhält damit eine wesentliche Stütze.[3]) — Eine zweite Berührung unserer

[1]) Vgl. Thiele, Antike Himmelsbilder (Göttingen 1898) Kapitel E: Gesammtbilder der Arateischen Sphäre (S. 163 ff.).

[2]) Vgl. Thiele a. a. O. S. 29.

[3]) Dass der Farnesische Globus nicht von Aratos abhängig ist, viel-

Hs mit dem Farnesischen Globus zeigen die auf der Argo zum Schmuck angebrachten Schilde (hier zwei, auf dem Globus



Vatic. gr. 1291 fol. 4 v:
Hemisphäre des südlichen Zodiacus.

richtiger drei): sie sind auch bei Ptolemaios mit ihren Sternen aufgeführt. — Im übrigen ist unter den Sternbildern unserer

mehr im allgemeinen wissenschaftliche Zuverlässigkeit bewährt, hat Thiele dargelegt. Er hätte nur nicht versuchen sollen, auch das völlig Unbeweisbare zu beweisen, dass das Vorbild dieses Globus gerade der

beiden Miniaturen besonders merkwürdig das Blatt mit gebogenem Stengel, das nördlich vom Krebs und Löwen den arktischen Kreis berührt. Nach der Lage kann damit nichts

Globus des Hipparch gewesen sein müsse. Gewiss bewegte sich die ganze Zusammenfassung des Sternhimmels zu bestimmten Gestalten seit Hipparchos vollständig in den von ihm gewiesenen Bahnen, soweit es sich um die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Dingen handelt, und insofern wird eben jeder nach 100 v. Chr. gearbeitete exakte Globus im Wesentlichen seiner Fixierung der Sternbilder gefolgt sein; aber wenn auf dem Globus das Zeichen der Wage, in welchem Hipparch noch die Scheren des Skorpions sieht, auftritt und er auch sonst auffällige Abweichungen von Hipparch zeigt, so lässt sich (trotz dem leidlich genauen Festhalten an der Hipparchischen Fixierung der Sternbilder zu den Coluren, dessen Nachweis das wesentliche Verdienst Thieles ist) doch nur sehr cum grano salis davon reden, dass wir zur Annahme einer direkten Bearbeitung eines Hipparchischen Globus gezwungen sind (Thiele a. a. O. S. 34). Für die ganze Schilderung (S. 40) der drei Zwischenstadien von dem Entwurf des angeblichen alten, von einem „vermuthlich noch zu Lebzeiten Hipparchs in Rhodos thätigen Künstler" gearbeiteten Prachtglobus bis zu der uns vorliegenden römischen Kopie, eben dem Globus Farnese, sucht man vergeblich nach den Beweisen. — Vielleicht erlaubt, um das hier anzufügen, ein Sternbild des Farnesischen Globus eine ziemlich genaue Fixierung seiner Entstehungszeit. Ueber dem Krebs ist auf ihm eine Darstellung zu erkennen, die Thiele (S. 41) gewiss mit Recht für einen Thron hält. Er weist selbstverständlich auch Passeris unmögliche Deutung auf den Thron der Kassiopeia, die der Globus am rechten Platz ganz nach der gewöhnlichen Art als Sitzende zeigt, zurück. Thiele meint weiter, hier sei an ein Sternbild nicht zu denken, „da zu keiner Zeit in diese Gegend des Himmels Sternbilder verlegt sind": in dem Thron aber erkennt er entweder den Thron eines Gottes oder noch lieber den des regierenden Kaisers. Mit dieser letzteren Behauptung hat er vielleicht Recht, schwerlich aber mit der ersteren. Wie unwahrscheinlich es ist, dass man mitten unter die Sternbilder den Thron des Kaisers, aber doch wieder nicht als Sternbild versetzt habe, wird sich wohl Thiele selbst nicht verschwiegen haben. Man hat hier, wo die Neueren die Sternbilder des Luchses und des kleinen Löwen zusammengestellt haben, doch wohl schon im Alterthum Raum gefunden für ein Bild des Thrones, und für welches, das sagt uns Plinius (II 71): Septentriones non cernit Troglodytice et confinis Aegyptus, nec canopum Italia et quem vocant Berenices crinem, item quem sub divo Augusto cognominavere Caesaris

anderes gemeint sein als das Haar der Berenike. Ptolemaios (Syntax. VII ed. Halma II 56) erwähnt dieses Bild unter den *ἀμόρφωτοι* in der Nähe des Löwen (*ἡ μεταξὺ τῶν ἄκρων τοῦ*

thronum, insignes ibi stellas. Die thörichten Schnitzer, die hier Plinius in ein paar Worten aneinandereiht — das Haar der Berenike soll in Italien, der grosse Bär in Oberägypten nicht sichtbar sein! — überheben uns des Bedenkens, dass nach seinen Worten gerade wie beim Haar der Berenike, so auch beim Thronus Caesaris nur an ein sehr südliches, nicht an ein nördliches Sternbild gedacht werden dürfte, und zwar an helle Sterne, während die grosse Stelle am Himmel, die der Luchs zwischen dem Fuhrmann und dem Grossen Bären einnimmt, in Wahrheit äusserst lichtschwach ist. Wenn man nun auf dem Farnesischen Globus einen Thron sieht an einer Stelle, wo thatsächlich Raum für ein neues Sternbild war, so wird man in ihm das 'Caesaris thronus' genannte Sternbild sehen dürfen. Wir werden also nicht nöthig haben, mit Ideler (Sternnamen S. 296) ohne jeden Grund beim „Thron des Caesar" an das südliche Kreuz zu denken, dessen glänzende Sterne im Alterthum dem Kentauren angehörten. Die Augusteischen Dichter nennen den Thron des Caesar nicht, wie Ideler hervorhebt: er ist also gewiss nie sehr allgemein bekannt gewesen. Auf alle Fälle gewinnen wir einen ziemlich sicheren terminus post quem für den Globus Farnese; und da Ptolemaios zwar das gleichfalls neue Bild des Antinoos nennt, aber nicht den Kaiserthron, diese Konstellation also im 2. Jahrhundert, vermuthlich eben wegen ihres geringen Glanzes, schon wieder verschollen war, so bliebe als Entstehungszeit für den Globus Farnese das 1. Jahrhundert n. Chr., und zwar eher dessen 1. Hälfte. — Was mag übrigens den Anlass geboten haben, dass sich irgend ein loyaler Astronom den Namen 'thronus Caesaris' für ein Sternbild ausgedacht hat? Nichts scheint natürlicher als die Annahme, man habe den 'Thron des Caesar' einen Platz am Sternhimmel genannt, wo irgend wann einmal Caesar selbst erschienen sein sollte. Nun erinnere man sich eines Satzes, den Plinius, wo er von den Kometen spricht (II 94), aus den Denkwürdigkeiten des Augustus anführt: Iis ipsis ludorum meorum diebus sidus crinitum per septem dies in regione caeli, quae sub septentrionibus est, conspectum. id oriebatur circa undecimam horam diei clarumque et omnibus e terris conspicuum fuit. eo sidere significari volgus credidit Caesaris animam inter deorum immortalium numina receptam, quo nomine id insigne simulacro capitis eius, quod mox in foro consecravimus, adiectum est. Noch deutlicher spricht sich Baebius Macer bei Servius (ad Verg. ecl. 9, 47) aus: ipse (Augustus) animam patris sui esse voluit; und genau übereinstimmend Sueton, Caes. 88 (vgl. Peter, HRF 253 sq.). Ist vielleicht die vorher

λέοντος καὶ τῆς ἄρκτου νεφελοειδὴς συστροφὴ ἡ καλουμένη πλόκαμος); dagegen fehlt das spät erdachte Sternbild wie im Aratos, so auch in den Aratübersetzungen und populären Sternbüchern nebst ihren Illustrationen. Auffällig ist zunächst die Erscheinung in länglicher Blattform mit einem Stengel, der ganz ähnlich einer Locke sich ringelt. Aber die Blattgestalt eines Theiles dieses Sternbildes ist auch bei Ptolemaios erwähnt; er nennt den 3. Stern des Haars *ἡ ἑπομένη αὐτῶν ἐν σχήματι φύλλου κισσίνου*.

Die Sternbilder des Thierkreises sind in unserer Hs weiter verwendet zur Ausschmückung der Blätter 22—37; auf den ersten zwei Blättern stehen sie auf blauem Grund, während sie weiterhin lediglich in einer lünettenartigen Umrahmung auf dem Pergament selber erscheinen. In derselben Weise sind als Kopfstücke der Tabellen fol. 45 v und 46 r Bilder der Selene und der Windgötter angebracht, auf goldenem Grund, die Windgötter mit Beischriften. Wichtiger als diese Bilder, die allerdings die prächtige Erscheinung der Hs wesentlich heben, sind die zwei noch zu schildernden Miniaturen, die jedesmal zum Schmuck einer besondern Seite dienen: fol. 9 r und 47 r. Die erstere wird im nächsten Abschnitt näher besprochen werden. Das Bild auf fol. 47 r zeigt in viereckiger Umrahmung eine runde Scheibe mit einer Epaktentafel, die von hohem Interesse scheint: in der Mitte ist Selene abgebildet auf einem mit zwei Rindern bespannten Wagen, von dem Schleier umwallt, in jeder Hand eine Fackel, auf dem Haupt die Mondsichel; viel kleiner,

namenlose Stelle am Himmel, an der Caesars Seele sich gezeigt haben sollte, Thron des Caesar genannt worden? Jedenfalls muss es ein merkwürdiges Zusammentreffen heissen, wenn der Thron auf dem farnesischen Globus, den wir als Caesaris thronus gedeutet haben, genau an demselben Platze erscheint, wo jener Komet nach dem Zeugniss des Augustus gestanden hat: in regione caeli quae sub septentrionibus est, nämlich zwischen dem grossen Bären und dem Krebs. Die 'insignes stellae', die Plinius dem Sternbild selbst zuschreibt, dürften nun leicht als ein Missverständniss der Thatsache zu erklären sein, dass einmal in diesem ein besonders glänzender Komet erschienen war, der die Benennung des an sich unbedeutenden Bildes erst hervorgerufen hatte.

aber in der Ausführung unvergleichlich besser als z. B. in der Germanicushandschrift von Boulogne-sur-mer.[1]) In den vier Ecken aber sind Medaillons angebracht mit je zwei weiblichen Gestalten, die Schwestern gleich, wie im Gespräche, in anmuthiger Vertraulichkeit einherschreiten. Es sind ohne Zweifel *Ἡμέρα* und *Νύξ*, da jedesmal die eine von beiden in hellem, die andere in dunklem Gewand erscheint.

4. Der kurze Ueberblick über die bildlichen Darstellungen des Vaticanus 1291 hat bereits erkennen lassen, dass wir für sie ebensogut antiken Ursprung behaupten, wie für die übrige Gestalt der Tabellen. Dass nämlich die äussere Anordnung und Eintheilung dieser letzteren spätestens von Theon, wahrscheinlich aber schon von Ptolemaios selbst in einer unsern alten Hss vollständig entsprechenden Art eingehalten war, hat Usener aus dem Kommentar des Theon und der Einleitung des Ptolemaios zu den *Πρόχειροι κανόνες* bewiesen.[2]) In diesem Punkte scheinen denn auch, soweit ich das bis jetzt zu übersehen vermag, die drei alten Hss zusammenzustimmen[3]); aber in der Illustration steht der Vaticanus allein. Der antike Charakter der von uns beschriebenen Miniaturen, d. h. ihre Abhängigkeit von antiken Vorbildern dürfte schon aus dem Wenigen, was ich vorhin hervorgehoben habe, sich mit ziemlicher Sicherheit entnehmen lassen; und die Illustrationen sind gut genug ausgeführt, um den Charakter der Vorlage in der Hauptsache nicht zu verwischen. „On sent, dans les représentations mythologiques, urtheilt Nolhac, l'influence très directe des oeuvres classiques, et on y constate clairement que cette influence s'est prolongée en Orient plus longtemps qu'en Occident.“ Antike Vorlagen sind hier zweifellos kopiert; hat sie der Künstler unserer Hs sich erst selbst von verschiedenen Seiten

[1]) Vgl. die Abbildung bei Thiele S. 137.

[2]) a. a. O. S. 365, 3.

[3]) Eine ausführliche Behandlung dieser Dinge ist hier nicht meine Absicht. Erneutes gründliches Studium der Hs und Vergleichung mit der Florentiner und Leidener sind zur völligen Erledigung vieler hier auftretender Probleme unerlässlich.

zusammengesucht oder hat er sie lediglich aus einer noch dem Alterthum entstammenden Prachthandschrift der Tafeln selbst übernommen? An einen Einfluss der Aratillustration auf die Miniaturen des Vaticanus ist jedenfalls nicht zu denken; für mehr als die Hälfte der Bilder des Vaticanus würden dort keine Vorlagen zu finden gewesen sein (so für die Windgötter, das Schwesternpaar von Tag und Nacht, die Selene auf fol. 46 r); und selbst die zusammenfassende Darstellung des Fixsternhimmels hier und dort zeigt, wie wir oben gesehen haben, sehr wesentliche Differenzen.

Wird man sich schon nach dieser Wahrnehmung der Annahme zuneigen, dass uns im Vatic. 1291 die im Ganzen getreue Kopie einer antiken Prachthandschrift der Ptolemäischen Tafeln vorliegt, so trägt die bisher noch nicht beschriebene Miniatur auf fol. 9 r das klare, durch Rechnung nachzuprüfende Zeugniss antiker Herkunft in sich. Diesem Nachweis, der sich als das erste wesentliche Ergebniss der von mir begonnenen Untersuchung herausgestellt hat, sei eine kurze Beschreibung des Bildes vorausgeschickt.

In der Mitte einer runden Scheibe mit Goldgrund, die durch konzentrische Kreise und Radien in verschiedene Abtheilungen zerlegt ist, erscheint auf einem mit vier weissen Rossen bespannten Wagen Helios, in weitem Mantel, die Krone auf dem Haupte, die Rechte wie grüssend ausgestreckt, in der Linken Peitsche und Weltkugel. Die Pferde sind prächtig gezäumt, der Wagen hat eine helle Brüstung und einen dunklen kreuzförmigen Beschlag. Das Bild zeigt den Helios als Weltherrscher, den Sol Invictus in der Pose eines römischen Triumphators.[1]) Zwischen zwei weiteren Kreisen sind zwölf nackte

[1]) Vgl. Thiele's Zusammenstellung a. a. O. S. 135 f. zu dem ähnlichen Heliosbild im Bononiensis des Germanicus. Thiele ist zu dem Schluss gekommen, „dass der Bilderkreis, zu dem dieses Sonnenbild gehörte, nicht lange vor dem Ende des III. Jahrhs. zusammengestellt wurde.“ Das passt gut zu dem Ergebniss unserer Untersuchung über die Entstehungszeit der Vorlage unserer Hs. — Dem Helios unserer Hs besonders ähnlich in Geberde und Attributen ist der Sol im Dresdensis 183 (Abbildung bei Thiele S. 162).

weibliche Figuren etwa bis zur Mitte des Leibes zu sehen. Es folgt ein gleichfalls zwölffach getheiltes schmaleres Band mit Inschriften; dann wieder ein breiterer Streifen mit Darstellungen von zwölf männlichen Gestalten, die wir aus dem Vergleich mit byzantinischen Denkmälern sogleich als die zwölf Monate wieder erkennen werden; noch einmal ein Inschriftstreifen, und im äussersten Kreis die Darstellung der zwölf Thierkreiszeichen.

Nolhac beschreibt dieses Bild so:[1] „La plus belle et la plus étendue des miniatures est aû feuillet 9; elle réprésente Hélios et son quadrige, entourés des douze heures, des douze mois et des douze signes du zodiaque.“ Eine Beschreibung der Elemente des Bildes, aber natürlich keine Deutung. Nolhac hat die zwei Inschriften nicht beachtet, die zwischen den Thierkreiszeichen und Monaten, und zwischen den Monaten und Stunden laufen. Auf dem einen dieser Ringe ist Monat und Tag verzeichnet, an welchem die Sonne in jedes der 12 Zeichen tritt; auf dem andern aber sind auch noch Stunden und Stundentheile des Tages und der Nacht angegeben, die den Termin noch genauer fixieren. Darnach ist das ganze Bild aufgebaut: es ist eine geistreich erdachte Darstellung des Jahreslaufes der Sonne in seinen zwölf Abtheilungen und nach ihrem Eintritt in die 12 Zeichen. So steht denn, um ein Beispiel zu geben, im äussersten Ring der Widder; darunter zeigt das *Μαρτίῳ* κ̄ an, dass die Sonne in dieses Zeichen am 20. März tritt. Darunter ist der März abgebildet, als Krieger. Es folgt im zweiten Inschriftsstreifen

$$\overset{\mathrm{P}}{\omega}\ \ \overset{\mathrm{Y}}{\mathrm{N}}\ \ \epsilon\ \ \Gamma'$$

d. h. der Eintritt erfolgt am 20. März 20 Minuten nach Schluss der 5. nächtlichen Stunde. Eine dunkle weibliche Gestalt erscheint darunter, die Göttin der 5. (oder der 6.) Nachtstunde. Endlich in der Mitte des ganzen Bildes folgt er selbst, der durch die 12 Zeichen seinen jährlichen Lauf macht:

[1] Gazette archéol. XII 234.

Ἐν τοῖς ἠέλιος φέρεται δυοκαίδεκα πᾶσι
πάντ' ἐνιαυτὸν ἄγων, καί οἱ περὶ τοῦτον ἰόντι
κύκλον ἀέξονται πᾶσαι ἐπικάρπιοι ὧραι.[1])

So verhält es sich auch bei den andern Zeichen; nur dass regelmässig die Stunden des Tages hell, die Stunden der Nacht dunkel gemalt sind. In der griechischen Kunst scheinen entsprechende Darstellungen zu fehlen;[2]) aber die Aegypter haben, wie bekannt, die zwölf Stunden des Tages und der Nacht auf zahlreichen Denkmälern als nach einander schreitende weibliche Gestalten gebildet.[3])

Soviel also steht fest: das ganze Bild ist entstanden als Illustration und Versinnlichung des Textes, der in ihm steht; alle seine einzelnen Bestandtheile beziehen sich ausschliesslich auf diesen, und die verschiedene Farbe der Stundengöttinnen ist nur aus ihm zu erklären. Würde uns also der Text, der in das Bild eingeschrieben ist, etwas über seine Entstehungszeit lehren, so müssten wir zum mindesten einen terminus post quem auch für das Bild, vielleicht aber unmittelbar dessen Entstehungszeit erhalten.

5. Dieser kurze Text besitzt nun in der That die besondere Eigenschaft, dass er sich selbst datiert. Die Zeit des Eintrittes der Sonne in die einzelnen Zeichen verschiebt sich im julianischen Kalender um etwa 6 Stunden von Jahr zu Jahr; das wird einigermassen durch das Schaltjahr ausgeglichen, aber der Fehler in der Berechnung des tropischen Jahrs, der

[1]) Arat. v. 550 sq. — Ich brauche wohl kaum eigens zu sagen, dass ich die *ὧραι* bei Aratos nicht mit den hier dargestellten Stundengöttinnen identificieren, also natürlich auch unser Bild nicht etwa als Aratillustration aufgefasst haben will. Vgl. das Scholion zu Arat. v. 551: es sind Jahreszeiten, nicht Stunden, was Arat *ὧραι* nennt.

[2]) Vgl. den Artikel Horen bei Roscher, Lexikon der griech. Mythologie I, 2737.

[3]) z. B. auf dem länglichen 'Thierkreis' in Denderah und öfter. — Das Mittel der Charakterisierung von Tag und Nacht durch helle und dunkle Farbe hat der Künstler des Vaticanus auch auf der Epaktentafel 47r angewendt für *Νύξ* und *Ἡμέρα*.

Caesar gefolgt ist, bewirkt, dass nach 128 Jahren die Zeitrechnung vom Himmel um einen Tag abweicht. Infolge dieses Fehlers, den bekanntlich erst die gregorianische Reform aufgehoben hat, fällt auch der Eintritt der Sonne in jedes der Zeichen nach 128 Jahren jedesmal um einen Tag früher. Hätte sich also z. B. Ptolemaios der römischen Zeitrechnung bedient, so hätte er einen späteren Tag für den Eintritt der Sonne in den Widder angeben müssen als z. B. ein Epigone aus dem 5. oder gar erst aus dem 9. Jahrhundert. Nun müssen aber die auf unserem Bilde gegebenen Daten, die bis auf zehn Minuten, ja in einem allerdings wohl eher durch Verschreibung entstandenen Fall (beim Krebs) sogar bis auf die Minute genau sind, unzweifelhaft auf sorgfältiger Berechnung beruhen. Durch ein umgekehrtes Verfahren muss es also gelingen, aus diesen für eine bestimmte Zeit berechneten Terminen das Datum zurückzurechnen, auf das sie gegründet sind.

Die Miniatur des Vaticanus gibt folgende Daten für den Eintritt der Sonne in die zwölf Zeichen:

Widder	20. März	N(achtstunde)[1]) 5^h 20^m
Stier	20. April	N. 11^h
Zwillinge	22. Mai	N. 1^h 40^m
Krebs	23. Juni	M. (= Stunde nach Mittag) 6^h 31^m
Löwe	24. Juli	N. 3^h
Jungfrau	24. August	N. 3^h
Wage	23. September	M. 12^h
Skorpion	23. Oktober	M. 3^h 30^m
Schütze	21. November	M. 10^h 30^m
Steinbock	20. December	N. 3^h 20^m
Wassermann	19. Januar	M. 2^h 20^m
Fische	18. Februar	M. 2^h 20^m

[1]) Die Abkürzung $\overset{\text{Y}}{\text{N}}$ ist klar (*νυκτός* oder *νυκτερινῇ ὥρᾳ*); zweideutig dagegen die andere $\acute{\text{H}}$. Am nächsten liegt natürlich die Vermuthung *ἡμέρας*: aber die Abkürzung wäre ziemlich auffällig. Ich halte daher eine andere Deutung für die wahrscheinlichere: *μεσημβρινῇ ὥρᾳ*,

Vergleichen wir nun mit einem der Eintritte, etwa dem in den Widder, den wahren Eintritt der Sonne in den verschiedenen Jahrhunderten von 100—814 n. Chr., also bis auf die Zeit, in der unsere Hs geschrieben ist. Eine nach Schrams Zodiakaltafel mit Hülfe von Wislicenus dankenswerther „Astronomischer Chronologie“ von mir angestellte Berechnung ergibt für die Länge von Alexandria folgende Eintrittszeiten der Sonne in den Widder:[1])

Jahr 100:	21. März	$14^h\ 12^m$	(nach astronom. Zählweise)
„ 250:	20. „	$21^h\ 31^m$	
„ 260:	20. „	$7^h\ 41^m$	

---

also Stunden nach der Mittagszeit, *ὧραι ἀπὸ μεσημβρίας* wie z. B. fol. 40v unserer Hs steht. (In den üblichen palaeographischen Hilfsmitteln fehlt die Abkürzung.) — Wäre die Abkürzung gleichwohl, was wenigstens nicht unmöglich ist, als *ἡμερινῇ* aufzulösen, so träte uns die Schwierigkeit entgegen, was hier unter 'Stunde des Tages' und 'Stunde der Nacht' zu verstehen ist. Schon Ptolemaios pflegt gleich unsern heutigen Astronomen den Tag mit Mittag zu beginnen und von da ab die Stunden bis 24 zu zählen. Aber da in unserer Tabelle Stunden des Tages und der Nacht unterschieden würden, so fragte es sich, wann hier die Stunden des Tages und wann die der Nacht beginnen sollten. Es gibt vier Möglichkeiten: Beginn der Tagstunden mit Mittag, der Nachtstunden mit Mitternacht ähnlich dem eben angedeuteten astronomischen Brauch; oder Beginn des Volltages mit Sonnenuntergang, also die 12 Nachtstunden den 12 Tagstunden vorausgehend, nach griechischer Art; oder Beginn des Volltages mit Mitternacht nach ägyptischem Brauch, also von Mitternacht bis Mittag Nachtstunden, von da wieder zur Mitternacht Tagstunden; oder endlich, was uns am nächstliegenden vorkommt, Beginn des Tages mit dem Morgen, also die Tagstunden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die Nachtstunden von da bis wieder Sonnenaufgang gerechnet, wie dies auch Ptolemaios nach Idelers Beobachtung (Handbuch der Chronol. I 100) an einzelnen Stellen thut. Indessen würden die Berechnungen für alle Ansätze, ausser dem Beginn des Tages mit Mittag und der Nacht mit Mitternacht, unerklärliche Differenzen ergeben. Es wird also auch auf diesem Wege die Deutung der Abkürzung ⊏ auf *μεσημβρινῇ* bestätigt.

[1]) Da es auf absolute Genauigkeit hier, wie sich zeigen wird, nicht ankommt, so habe ich mich mit dem abgekürzten Verfahren begnügt, bei dem ein Fehler von höchstens 2½ Stunden entstehen kann.

Jahr 284:	20. März	$3^h\ 30^m$
„ 372:	19. „	$11^h\ 6^m$
„ 500:	18. „	$10^h\ 43^m$
„ 600:	17. „	$15^h\ 56^m$
„ 700:	16. „	$21^h\ 11^m$
„ 814:	15. „	$11^h\ 55^m$

Wenn wir nun zu dem Bild im Vaticanus zurückkehren, so nennt dieses als Datum des Eintrittes der Sonne in den Widder den 20. März, 5. Nachtstunde 20^m, d. h. astronomisch gesprochen den 20. März $17^h\ 20^m$. Vergleichen wir das mit unserer Tabelle, so zeigt sich sogleich die vollkommene Unmöglichkeit, dass dieses Datum im Jahre 814 ausgerechnet sein sollte; die Abweichung des angegebenen Datums von der Wirklichkeit würde nicht weniger als fünf Tage betragen. Dagegen fällt die in der Hs angegebene Zeit zwischen die von uns berechnete Angabe für die Jahre 250 und 260 n. Chr. Wir dürfen allerdings nicht vergessen, dass ein einzelnes Jahr oder selbst Jahrzehnt anzusetzen von vorneherein eine Verkehrtheit wäre; der Eintritt in den Widder stellt sich für fünf aufeinanderfolgende Jahre aus den oben angegebenen Gründen mit folgenden starken Schwankungen dar:

Jahr 245:	20. März	$16^h\ 48^m$
„ 246:	20. „	$22^h\ 30^m$
„ 247:	21. „	$4^h\ 32^m$
„ 248 (Schaltjahr):	20. „	$10^h\ 13^m$
„ 249:	20. „	$16^h\ 9^m$

Wir dürften demnach nur grössere Zeiträume vergleichen, wenn wir zu einem zulässigen Resultat kommen wollen. Nehmen wir also zum Vergleich die Jahre 100, 250 und 372, so zeigt sich sogleich, dass der Ansatz unserer Tabelle, 20. März 17^h 20^m, von den berechneten Daten für das Jahr 100 und das Jahr 372 um etwas mehr als einen Tag differiert. Etwa in der Mitte zwischen beiden Daten muss also die Entstehungszeit unserer Tabelle und unseres Bildes fixiert werden können. Und so habe ich als eines der mittleren Jahre das Jahr 250 n. Chr.

herausgegriffen und stelle nun den für dasselbe von mir berechneten Eintrittszeiten für alle 12 Zeichen die Angaben unseres Bildes gegenüber:

	Meine Rechnung für 250 n. Chr.		Vatic. 1291.		Differenz
Widder . .	20. März	$21^h\ 31^m$	20. März	$17^h\ 20^m$	— 4 Stunden
Stier . . .	20. April	$21^h\ 16^m$	20. April	23^h	+ 2½ „
Zwillinge .	22. Mai	$6^h\ 12^m$	22. Mai	$13^h\ 40^m$	+ 7½ „
Krebs . . .	22. Juni	$18^h\ 9^m$	23. Juni	$6^h\ 31^m$	+ 12 „
Löwe . . .	24. Juli	$2^h\ 3^m$	24. Juli	15^h	+ 13 „
Jungfrau .	24. August	$0^h\ 5^m$	24. August	$12^h\ 30^m$	+ 12½ „
Wage . . .	23. Sept.	$9^h\ 32^m$	23. Sept.	12^h	+ 3 „
Skorpion .	23. Oktober	$6^h\ 14^m$	23. Oktober	$3^h\ 30^m$	— 3 „
Schütze . .	21. Nov.	$18^h\ 38^m$	21. Nov.	$10^h\ 30^m$	— 8 „
Steinbock .	21. Dec.	$4^h\ 16^m$	20. Dec.	$15^h\ 20^m$	— 13 „
Wassermann	19. Januar	$11^h\ 47^m$	19. Januar	$2^h\ 20^m$	— 9½ „
Fische . .	18. Februar	$10^h\ 22^m$	18. Februar	$2^h\ 20^m$	— 8 „

Das im Ganzen sehr günstige Ergebniss dieser Vergleichung ist, dass die Daten unserer Hs in einzelnen Fällen sehr genau zutreffen (denn 3 Stunden Differenz bedeuten hier schon wegen unseres abgekürzten Rechnungsverfahrens so gut wie nichts); dass sie im äussersten Falle bis zu 13 Stunden gehen, und dass eine auffallende Kurve in den Abweichungen stattfindet, indem vom Skorpion bis zum Widder ein allmählig ansteigendes und sich wieder senkendes Minus von 3—13—4 Stunden, vom Stier bis zur Wage ein gleichfalls allmählig ansteigendes und abfallendes Plus von $2^1/_2$—13—3 Stunden in der Hs gegenüber unserer Berechnung zu beobachten ist. Die Aufklärung dieser Thatsache wird vielleicht meinem Freunde cand. math. Friedrich Thiersch, der die Liebenswürdigkeit hatte, meine Rechnungen durchzusehen, zu gelegener Zeit möglich sein.

6. Das Ergebniss unserer Berechnung lässt sich dahin zusammenfassen, dass die im Vaticanus überlieferte Tabelle und mit ihr auch das aus ihr und für sie erdachte Bild in der 2. Hälfte des III. Jahrhs. n. Chr. entstanden sein muss.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, dass wir bei dieser Berechnung mit zwei stillschweigenden Voraussetzungen ge-

arbeitet haben. Die eine davon ist die Annahme, dass man in Byzanz im IX. Jahrh., wenn man erst damals ein so durchaus astronomisch inspirirtes Bild aus alten und neuen Bestandtheilen zusammengesetzt hätte, nothwendig die Zeiten des Eintritts der Sonne einigermassen richtig, d. h. für den Zeitpunkt des Entwurfs passend gewählt hätte. Es lässt sich allerdings dagegen sagen, dass der Maler eine derartige Angabe auch wohl bloss aus irgend einer antiken Notiz, die ihm vorlag, entnehmen konnte. Dagegen spricht aber der Charakter der ganzen Hs und vor allem des in ihr enthaltenen Textes. In prachtvoller Ausstattung hat man hier das wichtigste Hilfsmittel der Astronomen und Astrologen abgeschrieben; da ist es äusserst unwahrscheinlich, dass man es dem Maler überlassen hätte, astronomische Angaben einzumengen, die einerseits nicht in der Vorlage standen, andererseits gleichwohl für das laufende Jahrhundert nicht im mindesten gepasst hätten. Es ist wohl das einzig Wahrscheinliche, dass der Künstler des Jahres 814 einfach nachbildete, was in seiner Vorlage stand. Wie weit wir dem IX. Jahrh. die Fähigkeit zutrauen dürfen, die Eintritte der Sonne in die Zeichen oder wenigstens die Jahrpunkte mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, wüsste ich nicht zu sagen; aber eine Differenz von 5 Tagen hätte man bemerken müssen, schon bei der rohesten Beobachtung der Aequinoktien.[1]) Hätte man also, gegen alle Wahrscheinlichkeit, im IX. Jahrhundert das Bild im Vaticanus erst zusammengestellt, so konnten die jetzt in ihm stehenden Daten, da ihr Widerspruch mit der Wirklichkeit bemerkt werden musste, nicht in das Bild aufgenommen werden. Alles ist dagegen klar, wenn man einfache Kopie einer alten Vorlage annimmt.

---

[1]) Für eine viel spätere Zeit liegt der Beweis vor Augen, dass die Byzantiner den Eintritt der Sonne in die Zeichen selbständig zu berechnen verstanden. Camerarius hat auf den ersten Seiten seiner schon einmal citierten Astrologica eine *Διάγνωσις τῆς ἡλιακῆς σφαίρας κτλ.* herausgegeben, in der der Widder von der Sonne am 12. März erreicht wird. Das trifft auf das XIII. Jahrh.; jener Traktat ist also wenigstens nicht älter.

Die andere Voraussetzung aber, mit der wir gerechnet haben, ist die, dass die Alten — und zwar die Koryphäen ihrer Wissenschaft, die Schule von Alexandria — die Berechnung des Eintrittes der Sonne in die Zeichen mit annähernder Genauigkeit zu geben vermocht haben. Eine auf unsern Fall unmittelbar anwendbare Beantwortung dieser Frage habe ich in der wissenschaftlichen Litteratur bis jetzt nicht finden können; ein Astronom würde allerdings wohl in der Lage sein, auf Grund des von Ideler in seinen 'Historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten' (S. 299 f.) gegebenen Materials über den Fehler in der Ptolemaeischen Berechnung der mittleren Bewegung der Sonne einerseits und auf Grund der Mittelpunktgleichungstabelle im Almagest III 7 andererseits zu genauen Resultaten zu kommen. Da dieser Weg aber für mich nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten gangbar ist, so habe ich einen kürzeren gewählt, der dem Problem gleichfalls zu genügen scheint. Ptolemaios gibt in seinen *Φάσεις ἀπλανῶν ἀστέρων* für die Jahrpunkte, also die Eintritte der Sonne in Widder, Krebs, Wage und Steinbock die Daten: 22. März, 25. Juni, 25. September, 22. December.[1] Für Alexandria habe ich folgende Zeiten des wahren Eintritts der Sonne in die Thierkreiszeichen im Jahre 138 n. Chr., in welchem die Phaseis verfasst sind,[2] ermittelt: 21. März $18^h\ 35^m$, bürgerlich also am Morgen des 22. März; 23. Juni $16^h\ 28^m$, bürgerlich am Morgen des 24. Juni; 24. September $5^h\ 33^m$, bürgerlich am Nachmittag des 24. September; endlich 21. December $23^h\ 22^m$, bürgerlich 22. December gegen Mittag. Es ergiebt sich daraus, dass die Angaben des Ptolemaios in den Phaseis beim Widder und Steinbock genau zutreffen, beim Krebs und der Wage um einen Tag abweichen (es können auch nur $19^1/_2$ und bei der Wage nur $6^1/_2$ Stunden Differenz vorliegen). Uebertragen wir dieses Ergebniss auf unsere Hs, so brauchen

[1] 26. Phamenoth; 1. Epiphi; 28. Thoth; 26. Choiak nach dem von Ptolemaios gebrauchten ägyptischen Kalender.

[2] Vgl. Wachsmuth, Lydus de ostentis ^{2} p. LVI sq.

wir zwar nicht zu befürchten, dass die von uns angenommene Datierung der Vorlage ins III. Jahrhundert wesentlich falsch ist, müssen aber, bis weitere Berechnung vielleicht Genaueres lehrt, zugeben, dass der Spielraum noch etwas vergrössert werden muss nach vor- und rückwärts. Dass nun die Tabelle des Vaticanus von Ptolemaios selbst in dieser Form hergestellt worden wäre, ist nicht denkbar, da dieser sich nie der römischen Monate, sondern der ägyptischen bedient hat, wir ihn überdies mit seinen eigenen Angaben in den Phaseis in Widerspruch brächten. Das II. Jahrhundert ist durch diese Erwägung so ziemlich ausgeschlossen, und wir kommen für die Entstehung der Prachtausgabe der Ptolemäischen Handtafeln, von der uns der Vaticanus 1291 ein Abbild gibt, auf das III. oder vielleicht auf das IV. Jahrhundert.

7. Unsere Hs reiht sich damit den ältesten Zeugen an, die wir über die Darstellung von Thierkreis und Fixsternhimmel in unsern Bibliotheken besitzen. Thiele hat ausschliesslich mit lateinischen Hss gearbeitet: hier tritt eine griechische hinzu, die an sich schon als eine streng astronomische Hs des IX. Jahrhs. besondere Beachtung verdient und deren Bedeutung durch unsere Datierung ihrer Vorlage noch weiter erhöht wird. Es ist gewiss eines der interessantesten Beispiele antiker Buchausstattung, das uns der Vaticanus 1291 vergegenwärtigt: er tritt in dieser Hinsicht neben den von Strzygowski herausgegebenen Philocalus-Kalender aus dem Jahre 354: viel weniger reich an Miniaturen, aber dem Original zeitlich weit näher stehend und dessen Stil viel treuer bewahrend. Dass eine so glänzende Ausschmückung gerade auf diese für uns so wenig anziehenden Tabellen verwendet worden ist, wird wohl nicht bloss der theoretischen Hochschätzung der Astronomie, sondern vor allem ihrer praktischen Verwerthung in der Kaiserzeit zuzuschreiben sein. So möchte denn die Annahme sehr nahe liegen, dass irgend einer der zahlreichen Kaiser oder der zahllosen Grossen des römischen Reiches, die der Astrologie ergeben waren, für die prächtige Ausschmückung der astronomischen Handtafeln Sorge trug. Und so wird es sich auch er-

klären, dass in dem Bilde des Eintritts der Sonne in die Zeichen nicht die ägyptischen Monate, nach denen die alexandrinischen Astronomen rechneten, sondern die römischen angegeben sind.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Nachweis des antiken Charakters unserer Hs für die Geschichte der Monatszyklen in der bildenden Kunst. Ist unsere Annahme richtig, dass der Künstler des Vatic. 1291 einer älteren Vorlage getreu gefolgt ist — und wo wir nachprüfen können, müssen wir das unbedingt bejahen — so tritt die Frage der Entstehung der sogenannten byzantinischen Monatszyklen in ein neues Stadium. Denn Niemand wird glauben können, dass der Maler zwar alle andern Elemente des Bildes auf fol. 9, Thierkreiszeichen, Horen, Helios, die Inschriftstreifen aus seiner alten Vorlage getreulich kopiert, aber an Stelle irgend eines antiken Monatszyklus seinen byzantinischen eingeschoben hätte. Der auf unserem Bild dargestellte Kreis der Monate ist also sicherlich antik, nicht byzantinisch. Bei näherem Eingehen auf die einzelnen Darstellungen zeigt es sich nun, dass er etwa bei der Hälfte der Monate mit den Monatszyklen der byzantinischen Kunst, wie sie von Riegl[1]) und besonders von Strzygowski[2]) beschrieben worden sind, übereinstimmt; bei der andern Hälfte aber in auffallend genauer Berührung steht mit einem Mosaik aus Carthago, das 1889 gefunden und im 57. Band der Mémoires de la Société Nationale des Antiquaires de France[3]) (erschienen 1898) von René Cagnat publiciert und erläutert worden ist. So erscheint im Vaticanus der Februar als eine frierende in eine Kapuze eingehüllte Frau, wie auf dem Mosaik Cagnats; der August, als ein halbbekleideter Jüngling dargestellt, scheint in der

[1]) a. a. O. S. 69 ff.

[2]) Die Monatszyklen der byzantinischen Kunst, Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, S. 23—46; Eine trapezuntische Bilderhandschrift vom Jahre 1346, ebendort XIII, S. 241—263; Die Kalenderbilder des Chronographen vom Jahre 354, Ergänzungsheft I zum Jahrbuch des Kaiserl. Deutsch. Archäol. Instituts (1888).

[3]) S. 251—270.

Linken grosse Früchte zu halten, also vielleicht Melonen, die derselbe bei Cagnat auf einer Schüssel zu tragen scheint. Der November hat auf der Rechten einen Vogel sitzen, vermuthlich einen Falken für die Jagd, während er auf der Linken offenbar eine Schale trägt, auf der ein dunkler Gegenstand liegt. Ein Blick in die Kalenderbilder des Chronographen von 354 lehrt, dass hier das Isisopfer dargestellt ist. Während in diesem Punkte das Carthagische Mosaik und der Vaticanus auseinandergehen, treffen sie dafür wieder in der Darstellung von December und Januar zusammen: nur dass die Charakteristik dieser zwei Monate gegenseitig vertauscht scheint, wie das auch sonst in allen Cyklen öfter zu beobachten ist. Der December ist im Vaticanus dargestellt als bärtiger, älterer, finsterblickender Mann mit einem zweizinkig endenden Stecken, wie der Januar im Mosaik; Cagnat deutet das Attribut ohne Zweifel richtig als dürren Ast, der sonst als Kennzeichen des Winters selbst erscheint. Der Januar des Vaticanus ist ein Vogelfänger, in der Linken trägt er eine mit Vogelleim bestrichene Gerte, in der Rechten hält er vermuthlich eine Beute, alles genau wie der December in Cagnats Mosaik. Minder bedeutend, weil in den verschiedenen Cyklen wenig abweichend, sind der Mai mit einem Blumenkorb und blühendem Zweig in der Rechten; der Juli als junger Mann, die rechte Seite, wie beim August, entblösst, Blumenschmuck am Hut, in den Händen wohl eine Sense und eine Garbe (es kann auch ein Korb sein); weiter der September als Monat der Weinernte, hier in selbständiger Auffassung den Doppeleimer am Riemen mit beiden Schultern tragend und unter der Last gebückt gehend. Der April ist hübsch, aber ziemlich im Einklang mit sonstigen Darstellungen als bärtiger Hirte dargestellt, in der Rechten den Kranz, in der Linken den blumengeschmückten Stab. Der Juni trägt ein Kopftuch, ganz wie im Roman des Eustathios; was er in den Händen hält, wird doch wohl ein Korb mit Früchten oder Beeren sein. Der Oktober ist ganz singulär: ein Hirte, der mit dem Horn die Herde ruft. Er scheint seine Analogie lediglich in der Darstellung des Monats

März in der italienischen Kunst des Mittelalters zu finden (vgl. die Darstellung am Portal von S. Marco, Strzygowski Repertorium XI, 45). Endlich der März ist im Vaticanus ganz in der bei den Byzantinern üblichen und bisher nur bei ihnen bekannten Art als Krieger oder Mars charakterisiert, hier in der Linken Schild und Speer, die Rechte wie zum Kampfe aufrufend. Alle diese Darstellungen werden durch unsere Hs schon dem späten Alterthum, etwa dem III. oder IV. Jahrhundert, zugewiesen; es scheint also, dass die Monatsdarstellungen der byzantinischen (und der italienischen) Kunst in beträchtlich weiterem Umfang, als das bisher geschah,[1]) auf antike Vorbilder zurückzuführen sind.

[1]) Siehe z. B. Riegl a. a. O. S. 70; Strzygowski im Ergänzungsheft I zum Jahrbuch d. Archäol. Instituts S. 87 („Die byzantinische Kunst geht ganz ihre eigenen Wege, indem sie ein Nominalbild, den März als Krieger, schafft").

Verzeichniss der besprochenen Handschriften.

(Die Schlusszahl gibt die Seite an.)

Sachregister.

Inhaltsübersicht.

Sitzung vom 4. März 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr Lipps hält einen Vortrag:

Die Quantität in psychischen Gesamtvorgängen

erscheint in den Sitzungsberichten.

Historische Classe.

Herr Berth. Riehl hält einen Vortrag:

Zur Geschichte der frühmittelalterlichen Basilika in Deutschland

erscheint in den Sitzungsberichten.

Oeffentliche Sitzung

zur Feier des 140. Stiftungstages

am 11. März 1899.

Die Sitzung eröffnet der Herr Präsident der Akademie Dr. von Pettenkofer Exc. mit folgender Ansprache:

Der heutige Tag, der 11. März 1899, ist ein Festtag für das Königreich Bayern. Es sind eben 100 Jahre verflossen, seit die bayerischen Lande wieder unter dem dermalen regierenden Zweige des Hauses Wittelsbach vereinigt worden sind. In allen öffentlichen Unterrichtsanstalten wird dieser Tag feierlich begangen und schliesst sich den zahlreichen Huldigungen im ganzen Königreich Bayern auch die Akademie der Wissenschaften geziemend an.

Die bayerische Akademie der Wissenschaften feiert heute auch ihren 140. Stiftungstag. Die Gründung derselben durch den Kurfürsten Maximilian Josef III. ist eine hervorragende Thatsache in der Geschichte Bayerns, auf welche schon eines der historischen Wandgemälde in den Arkaden des Hofgartens dahier Einheimische und Fremde hinweist. In dem neuen Nationalmuseum in der Prinzregenten-Strasse, welches nach den grossen und zweckmässigen Plänen von Gabriel Seidl gebaut und wahrscheinlich noch in diesem Jahre eröffnet wird, wird noch mehr daran erinnert werden: da werden einzelne Säle eingerichtet, in welchen Gegenstände gesammelt stehen, welche sich auf die Geschichte einzelner bayerischer Herrscher beziehen. In dem Saale Max Josef III. wird manches zu sehen sein, was sich auf die Gründung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bezieht.

Wir blicken auf unseren Stifter und seine Nachfolger aus dem Hause Wittelsbach dankbar zurück: sie alle wollten unsere Protektoren nicht nur geheissen werden, sondern sind es auch wirklich gewesen. Unser derzeitiger Protektor Seine Königliche Hoheit Prinz-Regent Luitpold, dessen Geburtstag morgen gefeiert wird, hat auch im abgelaufenen Jahre uns wieder Beweise seiner Huld und Gnade gegeben.

Die durch Herrn Kommerzienrath Theodor Stützel dem paläontologischen Museum geschenkten Ausgrabungen aus Samos sind nun soweit präparirt, dass ein Urtheil über deren Werth und Bedeutung gewonnen werden konnte. Die Präparation des mit grosser Umsicht gesammelten Rohmaterials hat ein sehr günstiges Resultat ergeben, so dass nach Vollendung der Präparation und nach wissenschaftlicher Sichtung der gesammelten Ausbeute unser Museum wohl die beste, überhaupt existirende Sammlung von fossilen samiotischen Säugethieren besitzen wird. Herr Dr. Forsyth Major, welcher durch eine Bemerkung bei Plutarch angeregt im Jahre 1887 die Fundstellen auf Samos entdeckt und daselbst die ersten Ausgrabungen ausgeführt hat, besichtigte im Laufe des vorigen Sommers einen Theil der Stützel'schen Ausbeute und äusserte sich sehr günstig über deren Werth. Was Geheimrath von Zittel, Konservator der paläontologischen Sammlung, im Brittischen Museum in London und in der Stuttgarter Sammlung von Fossilien aus Samos gesehen hat, kann sich nach seinem Urtheil mit unserer Sammlung nicht messen.

Seine Königliche Hoheit Prinz-Regent Luitpold hatte die Gnade, am 12. Dezember vorigen Jahres diese Sammlung eingehend zu besichtigen und bei dieser Gelegenheit Herrn Theodor Stützel den Verdienstorden vom heiligen Michael IV. Klasse allergnädigst persönlich zu verleihen.

Bei diesen Ausgrabungen wurde Herr Kommerzienrath Stützel von den Herren Senator Dr. Fletoridis, Staatskanzler Dr. Stomatiades und Kaufmann Ruek auf Samos unterstützt. Den drei genannten Herren wurde von der Vorstandschaft der Akademie und des Generalkonservatoriums der wissenschaft-

lichen Sammlungen des Staates für ihre uneigennützigen und eifrigen Bemühungen die silberne Medaille Bene merenti verliehen.

Welch grosser Theilnahme unsere paläontologische Staatssammlung unter Herrn von Zittels Leitung auch in Münchener Bürgerkreisen sich erfreut, davon ist folgende Thatsache ein glänzender Beweis. Angeregt durch Herrn Kommerzienrath Stützel hat sich Herr Anton Sedlmayr, Grossbrauereibesitzer, bemüht, zur Ergänzung der paläontologischen Staatssammlung einen Fond zu stiften, welcher die Möglichkeit gewährt, gewisse von Herrn von Zittel schon seit längerer Zeit ins Auge gefasste Erwerbungen durchzuführen. Es ist Herrn Anton Sedlmayr gelungen, in kurzer Zeit die Summe von 30000 Mark zusammenzubringen und haben sich folgende Herren und Firmen an dem Fond mit verschiedenen Beiträgen betheiligt:

Bullinger Max, Kommerzienrath und Handelsrichter,
Fink Wilhelm, „ „ Bankier,
Kathreiners Malzkaffee-Fabriken,
Kustermanns Eisen- und Kohlenhandlung,
Oberhummer Hugo, Kommerzienrath und Handelsrichter,
Pschorr August, „ Georg, „ Josef, } Brauereibesitzer,
Pschorr Mathias, Rentner,
Rathgeber Josef, Kommerzienrath und Fabrikbesitzer,
Röckl Heinrich, Fabrikbesitzer,
Sedlmayr Johann, Kommerzienrath, „ Karl, „ „ Anton, } Besitzer der Spatenbrauerei,
Sedlmayr Gabriel, Kommerzienrath und Besitzer der Brauerei zum Franziskanerkeller,
Weinmann Louis, Kommerzienrath und Handelsrichter.

Es wurde beantragt, diese hochherzige Schenkung als donatio sub modo annehmen, von dem Kassier der Akademie und des Generalkonservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des

Staates separat verwalten lassen und über Verwendung der Mittel den Konservator der paläontologischen Staatssammlung unter Zustimmung des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften verfügen lassen zu dürfen. Vom kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten wurden diese Anträge gnädigst genehmiget und der Auftrag ertheilt, Herrn Anton Sedlmayr und den übrigen Donatoren sowohl von dem Präsidium der Akademie der Wissenschaften als auch vom kgl. Staatsministerium den Dank abzustatten.

Die Namen der Genannten werden auf der Marmortafel der Münchener Bürgerstiftung eingegraben werden.

Aus den Renten der Münchener Bürgerstiftung und der freiherrlichen Cramer-Klett-Stiftung wurden folgende Summen genehmiget: 1) 800 Mark auf Antrag des Herrn Konservators Groth dem Privatdozenten Dr. Ernst Weinschenk, um eine Forschungsreise in die französischen und piemontesischen Alpen zu machen, 2) 2000 Mark auf Antrag des Herrn Konservators Hertwig für den Privatdozenten der Zoologie Herrn Dr. Otto Maas, um in Cypern eine Untersuchung über die Entwicklungsgeschichte und die Organisation der Spongien zu unternehmen, 3) 500 Mark auf Antrag des Herrn Konservators von Baeyer für den Privatdozenten der Chemie Herrn Dr. Wilhelm Willstätter zur Förderung seiner Untersuchung über die wichtigen Arzneimittel Atropin und Cocain, und schliesslich 300 Mark an Herrn Kollegen Lindemann zur Fortführung seiner interessanten Erhebungen über die geographische Verbreitung altägyptischer Steingewichte.

Aus den Renten des Thereianos-Fonds konnten Preise vertheilt und wissenschaftliche Unternehmungen gefördert werden. Einen Doppelpreis von 1600 Mark erhielt Herr Dr. Papadopulos Kerameus, Privatdozent der mittel- und neugriechischen Philologie an der Universität in St. Petersburg, für die zwei zusammenhängenden Werke: Katalog der Bibliothek des Patriarchats in Jerusalem, 3 Bände (Petersburg 1891—97) und Analekta aus jener Bibliothek, 5 Bände (Petersburg 1891—1898).

Zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen wurden genehmiget: 1500 Mark zur Herausgabe von Krumbachers byzantinischer Zeitschrift, 2900 Mark an Herrn Professor Furtwängler für ein von ihm und Herrn Reallehrer Reichhold herauszugebendes Werk über bemalte griechische Vasen, 1200 Mark an Herrn Gymnasialprofessor Dr. Helmreich in Augsburg für eine mit kritischem Apparat zu versehende Ausgabe von Galens Büchern über den Gebrauch der Körpertheile, 400 Mark an Herrn Gymnasiallehrer Dr. Fritz in Ansbach für Vergleichung von Handschriften behufs kritischer Ausgabe der Briefe des Synesios, 200 Mark an Herrn Lehramtskandidaten Bitterauf in München für Vergleichung des Codex Vaticanus 253 (L) und Ergänzung des kritischen Apparates der Parva Naturalia des Aristoteles, 700 Mark an Herrn Gymnasiallehrer Dr. Bürchner in München für topographische und historisch-sprachliche Untersuchung der Ortsnamen von Samos und der umliegenden Inseln. Nach § 10 der Statuten des Thereianos-Fonds haben diejenigen, welche Unterstützungen für wissenschaftliche Untersuchungen aus demselben erhalten haben, an die kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften über die Ausführung des Unternehmens Bericht zu erstatten.

Man ersieht, welch reiche Früchte das hochherzige Geschenk des edlen Thereianos zu bringen geeignet ist.

Ueber Mittel aus der Savigny-Stiftung verfügen statutengemäss jährlich abwechselnd die Akademien in Berlin, Wien und München. Im verflossenen Jahre war München an der Reihe. Die von der Akademie eingesetzte Kommission hat über die eingelaufenen Arbeiten folgendes Urtheil gefällt:

„Die von der k. Akademie am 28. März 1895 wiederholt gestellte Preisaufgabe der Savigny-Stiftung

„Revision der gemeinrechtlichen Lehre vom Gewohnheitsrechte“

hat vier Bearbeitungen gefunden.

Diejenige mit dem Motto:

„Von Ehe und Gewohnheit kommen alle Rechte“
(Deutsches Rechtssprüchwort),

ist, wie der Verfasser selbst anerkennt, eine rechts- und dogmengeschichtliche Vorarbeit und geht nicht über die Periode der deutschen Rechtsbücher hinaus. Dieselbe erfüllt daher die formellen Voraussetzungen einer Concurrenz-Arbeit nicht. Die k. Akademie will aber nicht unterlassen, dem vorliegenden Bruchstücke als einer durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Umsicht ausgezeichneten Leistung ihre volle Anerkennung auszusprechen.

Die drei anderen Arbeiten sind versehen mit den Mottos:

„Alles schon da gewesen,“

ferner

„Dies Recht hab ich nicht erdacht
Es habens von Alters auf uns gebracht
Unsere guten Vorfahren,“

endlich

„Durch die historische Schule hindurch,
Ueber die historische Schule hinaus.“

Keine dieser Arbeiten kann als eine gelungene und förderliche Untersuchung betrachtet werden. Sie leiden gemeinsam an dem Mangel einer genügenden geschichtlichen und psychologischen Grundlage; in der Hauptsache stellen sie sich dar als Deductionen aus unzureichenden und anfechtbaren Ausgangspunkten und sind nicht frei von manchen zum Theil auffallenden Widersprüchen. Die an letzter Stelle genannte Arbeit insbesondere ist bereits unter dem nämlichen Motto aus Veranlassung des erstmaligen Preisausschreibens von 1891 vorgelegt worden; aber auch in ihrer gegenwärtigen theilweise erweiterten und soviel sich noch ermitteln lässt, auch verbesserten Gestalt kann über sie in der Hauptsache kein günstigeres Urtheil ausgesprochen werden als früher.“

In der letzten Festsitzung im November des abgelaufenen Jahres erwähnte ich, dass unser Mitglied Herr Göbel, Kon-

servator des pflanzenphysiologischen Instituts, den kühnen Entschluss gefasst habe, auf eigene Kosten für wissenschaftliche Zwecke nach Australien und Ceylon zu reisen und dass er die Reise im August 1898 angetreten habe. Heute bin ich in der glücklichen Lage zu verkünden, dass Göbel vor wenigen Tagen wieder glücklich hier angekommen ist und reiche botanische Schätze mitgebracht hat, zu deren Erwerb das General-Konservatorium Mittel gewährt. Wir alle begrüssen herzlich seine Heimkehr.

Die Festsitzung zum Stiftungstage der Akademie dient jährlich auch dazu, verstorbener Mitglieder zu gedenken, was die Herren Klassensekretäre auch heute thun werden. Ich möchte nur ganz kurz meines Vorgängers im Präsidium, Ignaz von Döllinger, gedenken, dessen hundertsten Geburtstag man am jüngsten 28. Februar in allen gebildeten Kreisen des In- und Auslandes gefeiert hat. Der Magistrat der Stadt München hat das Grab Döllingers schmücken lassen und beschlossen, eine Strasse Münchens mit Döllingers Namen zu bezeichnen. Die vielen Huldigungen, welche dem Dahingeschiedenen dargebracht wurden, gereichen auch unserer Akademie zur Ehre, die seinen Werth schon viel früher erkannt hat. Döllinger war seit 1835 Mitglied, lange Zeit Sekretär der historischen Klasse und von 1873 bis 1890 Präsident der Akademie und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates. Seine grosse Bedeutung wurde bereits nach seinem Tode von Herrn von Cornelius in einer Gedächtnissrede hervorgehoben und der derzeitige Sekretär der historischen Klasse Herr Professor Friedrich veröffentlicht eben eine grosse Biographie Döllingers auf quellenreicher Unterlage. Es wäre überflüssig, hier weiter einzugehen, ich möchte in der heutigen Sitzung nur den 100. Geburtstag des Gefeierten nicht unerwähnt lassen und das Original eines alten Studienzeugnisses von Döllinger mittheilen, welches schenkungsweise durch Herrn Albert Nussbaum, Candidatus juris dahier, in meine Hände gelangt ist.

Es ist ein Akademisches Zeugniss der Universität Würzburg für den Kandidaten der Theologie Ignaz Döllinger aus Bamberg, von Professor Dr. Blümm, z. Z. Dekan der philosophischen Fakultät, am 7. April 1818 ausgestellt. Das Zeugniss führt 9 Fächer an, aus welchen Döllinger damals geprüft wurde, und die Befähigungsnoten, deren es damals 6 gab (Ausgezeichnet, Vorzüglich, Sehr gut, Gut, Hinlänglich, Gering). In der theoretischen Philosophie erhielt der junge Döllinger die Note Vorzüglich, in der praktischen Philosophie wurde er zweimal examinirt und erhielt beidemal Vorzüglich. In der Elementarmathematik bestand er auch zwei Examina und erhielt einmal Vorzüglich und das anderemal Ausgezeichnet, Philologie Ausgezeichnet und Vorzüglich, allgemeine Weltgeschichte Ausgezeichnet, Physik Ausgezeichnet, Mineralogie Ausgezeichnet, Botanik Ausgezeichnet, Zoologie Ausgezeichnet, mithin 4 mal Vorzüglich und 6 mal Ausgezeichnet, nicht ein einzigmal Hinlänglich oder gar Gering. Zum Zeichen, dass wir den Hundertjährigen auch nur mit Vorzüglich und Ausgezeichnet qualifiziren können, bitte ich sämmtliche Herren Kollegen sich von den Sitzen zu erheben.

Ich ersuche nun die Herren Klassensekretäre, die Nekrologe vorzutragen.

Darauf gedachte der Sekretär der philosophisch-philologischen Classe W. v. Christ der im abgelaufenen Jahr verstorbenen Mitglieder, der auswärtigen Mitglieder Friedr. Müller, gestorben in Wien den 25. März 1898 und Otto Ribbeck, gestorben in Leipzig den 18. Juli 1898, und des hiesigen Mitgliedes Georg Ebers, gestorben in Tutzing den 7. August 1898.

Friedr. Müller, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität Wien, gehörte unserer Akademie seit 1877 an. Ein Mann von seltenem linguistischen Talent, der fast alle Sprachen des Erdkreises kannte, machte er sich zuerst in weiten Kreisen durch die gelehrte

Bearbeitung des sprachwissenschaftlichen Forschungsmaterials der Novara-Expedition bekannt (1867); noch grösseres Ansehen erlangte er durch seinen dreibändigen Grundriss der Sprachwissenschaft (1876—88), in welchem Werk er eine seltene Universalität sprachlichen Wissens mit gediegener Gründlichkeit im Einzelnen verband. Seine speciellen Studien wandte er dem Zend und Armenischen zu, wodurch er insbesondere die Aufmerksamkeit unseres ehemaligen Mitgliedes Trumpp auf sich zog.

Otto Ribbeck, zuletzt Professor der classischen Philologie in Leipzig, stand zu uns in näherer Beziehung als auswärtiges Mitglied unserer Akademie (seit 1887) und als Ritter des k. b. Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. Seine hervorragende Bedeutung war darin begründet, dass er mit dem Scharfsinn des Kritikers und der Gediegenheit des Gelehrten eine seltene Kunst geistreicher Auffassung und fesselnder Darstellung verband. Ein Schüler Ritschl's hat er später diesem seinem Lehrer und Meister ein herrliches Denkmal in der Biographie Ritschl's errichtet. Von den scenischen Dichtern der Römer sammelte er nicht bloss die Fragmente, sondern suchte auch den Aufbau ihrer Tragödien zu rekonstruieren. Die Kritik Vergils hat er in seiner kritischen Ausgabe auf den richtigen Boden ältester Ueberlieferung gestellt. Auch da, wo er wie in den Schriften über Juvenal und die Briefe des Horaz mit seinen kritischen Divinationen über die Stränge schlug und begründeten Widerspruch fand, hat er den Anstoss zur richtigeren Auffassung der betreffenden Dichtungen gegeben. Als Litterarhistoriker steht er, was treffende Charakteristik und dichterische Auffassung anbelangt, geradezu einzig da; insbesondere ist es ihm durch die Geschichte der römischen Dichtung meisterhaft gelungen, die Liebe zu den Werken des Altertums in den weiten Kreisen der Gebildeten von neuem zu beleben.

Georg Ebers gehörte unserer Akademie als ordentliches Mitglied seit 1895 an; seine Wiege stand aber weder in unserer Stadt noch an den reizenden Ufern des Starnberger Sees, wo er in den letzten Lebensjahren die Sommermonate zuzubringen

pflegte, sondern in dem Westende Berlins. Dort wurde er im März des Jahres 1837 als Sohn eines wohlhabenden Banquiers und Fabrikbesitzers geboren. Er war ein postumus, sein Vater war einen Monat vor seiner Geburt gestorben; so fiel denn die ganze Aufgabe der Erziehung seiner Mutter zu, einer nicht bloss durch anmutsvolle Schönheit, sondern mehr noch durch ungewöhnliche Gaben des Herzens und Geistes ausgezeichneten Frau, der unser Georg Ebers zeitlebens eine geradezu schwärmerische Liebe und Verehrung entgegentrug. Von seinen Kinderjahren und seiner Lernzeit hat er uns selbst ein anschauliches Bild entworfen in der Selbstbiographie, Die Geschichte meines Lebens vom Kinde bis zum Manne. Danach erhielt er den höheren Unterricht, da die Mutter die Kinder der politischen Unruhe der Berliner Märztage des Jahres 1848 zu entziehen suchte, in dem nach Fröbel'schen Grundsätzen eingerichteten Institut von Keilhaus und in den Gymnasien von Kottbus und Quedlinburg. Schon hier entwickelte sich seine poetische Ader, so dass er in dem Schlussaktus die Auszeichnung erhielt, seine eigene Dichtung 'Atys und Adrast' vortragen zu dürfen. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, bezog er 1856 die berühmte Georgia-Augusta in Göttingen, um während des kurzen Aufenthaltes von nur 1 Semester den Rechtswissenschaften obzuliegen, mehr eigentlich um als Mitglied des Corps Saxonia das flotte Studentenleben einer kleineren Universitätsstadt mitzumachen und durch die philosophischen Vorlesungen Lotze's sich anregen zu lassen. Denn das trockene Rechtsstudium zog den phantasievollen Jüngling nicht an; dazu nötigte ihn eine schwere Krankheit dem aufregenden Studentenleben zu entsagen und im Haus der Mutter Pflege und Heilung zu suchen. Noch auf dem Krankenlager reifte sein Entschluss die juristische Laufbahn aufzugeben und der ägyptischen Altertumskunde seine Studien zuzuwenden. Champollion, der grosse Begründer der Aegyptologie, hatte einst diese neue Wissenschaft 'ein schönes Mädchen ohne Mitgift' genannt; Ebers empfand es dankbar gegen das Geschick, dass er bei der Wahl des Berufes seiner Neigung ohne Rücksicht auf äussere Vorteile

folgen durfte. Die Mutter gab ihre Zustimmung zur Wahl, und Jak. Grimm, der alte Freund des Hauses, vermittelte den gelehrten Beistand des berühmten Vertreters der Aegyptologie an der Berliner Universität, Richard Lepsius, der die ausnehmende Freundlichkeit hatte, dem jungen Aegyptologen zur Zeit als er noch Zimmer und Bett hüten musste, wöchentlich einmal ein Privatissimum zu geben. Mit Eifer gab sich jetzt Ebers den Studien der Aegyptologie und Archäologie hin, hörte ausser bei Lepsius auch noch bei Brugsch, Böckh, Gerhard u. a. Aber der eigentliche Steuermann seines Lebensschiffes blieb Lepsius, mit dem er auch nach seiner Universitätszeit die engsten Verbindungen unterhielt, so dass Lepsius die Schüler Ebers, wenn sie später von Leipzig nach Berlin kamen, als seine geistigen Enkel anzusehen liebte. Ihm hat er auch nach dessen Tod ein herrliches Denkmal gesetzt in dem anziehenden Buche Richard Lepsius, ein Lebensbild (1885), das nicht bloss die gelehrten Arbeiten des bahnbrechenden Forschers sorgfältig behandelt, sondern auch in die internen Seiten seines Familienlebens einen lichtumflossenen Einblick gestattet.

Die Lehrjahre unseres Ebers, die sich in Folge mancher Unterbrechungen durch Badekuren und Reisen etwas länger ausgedehnt hatten, gingen zu Ende, und wiewohl ihn schon damals die Sirene poetischen Schaffens auf die blumigen Auen freien Schriftstellertums zu locken suchte, blieb er doch seinem alten Vorsatz, die ernstere akademische Laufbahn einzuschlagen, getreu und habilitierte sich 1865 mit der chronologischen Schrift 'Disquisitiones de dynastia vicesima sexta regum Aegyptiorum' als Privatdocent der Aegyptologie in Jena. Er hatte glücklichen Erfolg mit seinem Docententum trotz der Ungunst seines Faches. Sprachforscher und Orientalisten, die eben zu keinem praktischen Lebensberuf vorbereiten, müssen bei aller Tüchtigkeit auf schwachbesetzte Hörsäle gefasst sein; aber Ebers wusste nicht bloss die kleine Elitenschaar von Freunden des reinen Wissens an sich zu fesseln, er verstand es auch eine grosse Zahl von Angehörigen einer Fachfakultät, der theologischen, an sich zu ziehen. Es sind ja die Theologen — das

muss man zu ihrer Ehre sagen — da wo ihnen nicht durch eine engherzige Studienordnung und durch Häufung von Zwangsvorlesungen die freie Bewegung unterbunden wird, mehr als andere Studenten zu idealen Zielen und breiteren Studienrichtungen zu gewinnen; an sie wandte sich Ebers, nicht indem er auf ihre dogmatischen Spinngewebe einging, sondern indem er sie mit der Leuchte seiner ägyptischen Specialwissenschaft die ältere Geschichte Israels und die biblischen Urkunden des alten Testamentes richtiger zu verstehen lehrte. So glückte es ihm schon in Jena als Privatdocent zu einzelnen Vorlesungen mehr als hundert Zuhörer um seinen Katheder zu versammeln und durch das ausgezeichnete Buch, Aegypten und die Bücher Mose's, einem sachlichen Commentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis und Exodus (1868), auch weitere Leserkreise für die Aegyptologie als Hilfsmittel der Theologie zu gewinnen. Zum Rufe eines anziehenden Docenten kam der Ruhm des lichtvollen Schriftstellers und des gelehrten Forschers, so dass er schon 1868 in Jena zum ausserordentlichen Professor vorrückte, und bald danach, nachdem er noch 1869/70 die erste grosse Reise nach dem Nilthale ausgeführt hatte, einen ehrenvollen Ruf als Professor der ägyptischen Altertumskunde nach Leipzig erhielt. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1889, wo ihn den sonst so kräftigen und schöngewachsenen Mann ein hartnäckiges Rückenmarkleiden zwang, dem Lehrstuhl zu entsagen und sich in die Musse des Privatlebens zurückzuziehen. In die Leipziger Zeit fallen seine grossen wissenschaftlichen Werke, aber die hinderten ihn nicht der Heranbildung und Förderung junger Aegyptologen zu leben, und auch noch in seiner Ruhezeit war es ihm eine wahre Herzensfreude, wissenschaftliche Bestrebungen von Freunden und Freundinnen der Aegyptologie mit seinem Rat unterstützen zu können. Ein ehrendes Zeugniss dieses seines Lehrerfolges bieten die Aegyptiaca, die ihm an seinem 60. Geburtstag (1. März 1897) von seinen Schülern dargebracht wurden; dieselben zeugen zugleich von der Vielseitigkeit der Anregungen, die von ihm ausgegangen waren. Da finden sich Beiträge von deutschen Aegyptologen

neben solchen aus Italien und Amerika, und da wetteifern neben speciellen Aegyptologen auch Historiker und Orientalisten, wie Ed. Meyer, Ulr. Wilcken, Fr. Hommel, dem liebenswürdigen Altmeister den Tribut des Dankes und der Verehrung darzubringen.

Die wissenschaftlichen Schriften Ebers hatten einen Zug ins Grosse. Zwar wusste auch er die mühevolle Detailarbeit zu schätzen, und noch mehr haben die Fachgenossen auf seine kleineren Abhandlungen Wert gelegt, wie auf die gelehrte Beschreibung des Holzsarges des Hat-Bastru in der Leipziger Universitätssammlung, die archäologischen Schriften 'Sinnbildliches', worin er das Symbol der koptischen und altchristlichen Kunst aus den ägyptischen Hieroglyphen erläuterte, 'Antike Porträte', worin er die Kunst- und Altertumsfreunde mit den interessanten Funden seines ehemaligen Schulkameraden Graf bekannt machte, und die zahlreichen Aufsätze und Recensionen, die er in den Fachzeitschriften veröffentlichte. Aber in weiteren Kreisen ist doch Ebers mehr durch seine drei monumentale Werke bekannt geworden. Das erste Prachtwerk trägt den Titel 'Aegypten in Bild und Wort, dargestellt von unseren ersten Künstlern und beschrieben von G. Ebers'. Es erhält seine Ergänzung in dem auch Leuten von bescheideneren Mitteln zugänglichen zweibändigen Buche 'Cicerone durch das alte und neue Aegypten'. Das zweite Prachtwerk rührt nur zum kleineren Teil von Ebers her, wie schon die Aufschrift zeigt 'Palästina in Bild und Wort, nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen, nach dem Englischen herausgegeben von Ebers und Guthe'. Unserem Ebers war hier besonders die Beschreibung der Halbinsel Sinai und des Landes Gosen zugefallen. Dorthin hatte er nämlich schon früher, um den Exodus der Juden besser verstehen zu lernen, eine Pilgerfahrt unternommen und darüber eine überaus anziehende Schilderung in dem Buche, durch Gosen zum Sinai (1872), gegeben. In den zwei genannten Prachtwerken treten die Hauptvorzüge des Ebers'schen Schrifttums hervor, anschauliche Schilderung, lebensvolle Darstellung, Durchwebung thatsächlicher Zustände mit seelischen

Empfindungen, aber sie tragen doch mehr einen populären Charakter. Dagegen steht ganz auf dem Boden strenger Wissenschaftlichkeit sein drittes monumentales Werk, Papyrus Ebers, das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Aegypter, in hieratischer Schrift, herausgegeben mit Inhaltsangabe und Einleitung, in 2 Folianten, Leipzig 1875. Dieser Papyrus, der von seinem Finder den Namen trägt und jetzt einen der kostbarsten Schätze der Leipziger Universitätsbibliothek bildet, wurde von Ebers 1873 von einem Aegypter nahe bei Luqsor, dem alten Theben, erworben. Er ist einer der grössten und besterhaltenen Papyri von nicht weniger als 110 Columnen, in schönster hieratischer Schrift; er stammt, wie Ebers aus dem auf der Kehrseite stehenden Kalender herausgerechnet hat, aus den Jahren 1553—1550 v. Chr. Für die Geschichte der Medicin und die Stellung der ägyptischen Weisheit in der Mitte des 2. Jahrtausend v. Chr. ist dasselbe geradezu von unermesslichem Wert. Ebers hat sich durch die sorgfältige Herausgabe des Papyrus, die Entzifferung seines Inhaltes im allgemeinen, und die gelehrte Bearbeitung einzelner Teile, wie über die Masse und Augenkrankheiten (Abhandl. der phil.-hist. Cl. d. sächs. Ges. d. W. XI a. 1889), über die Körperteile (Abh. d. bayer. Ak. d. W. hist.-phil. Abt. 1898) unsterbliche Verdienste um die Aegyptologie und die Geschichte der Medicin erworben.

Unsere Akademie ist durch ihren hohen Stifter, ebenso wie alle Akademien Deutschlands, nur für die Förderung der Wissenschaften bestimmt; sie soll nicht wie die französische Akademie auch einen Sammelpunkt der Litteratur und schönen Künste bilden. Aber wenn die wissenschaftliche Forschung und die poetische Gestaltungsgabe so in einer Person sich vereint finden wie in unserem Ebers, dann lässt sich bei dem Nachruf, den die Akademie pietätvoll ihren Mitgliedern weiht, die poetische Seite trotz allen Satzungen von der wissenschaftlichen nicht trennen. In Ebers lebten eben zwei Naturen, und der Reiz poetischer Schöpfung hat öfters in seinem Leben das Uebergewicht über die Nüchternheit gelehrter Forschung davon-

getragen. Noch ehe er mit seiner Habilitationsschrift hervortrat, hatte er in Stunden stiller Musse den Roman, Eine ägyptische Königstochter, geschrieben und mit demselben selbst bei dem gestrengen Lepsius, der anfangs von diesem *ἀλλότριον* nichts wissen wollte, Gnade gefunden. Während der ganzen Lehrzeit in Jena und Leipzig gingen sodann den wissenschaftlichen Werken anmutsvolle Schöpfungen der poetischen Phantasie, wie Uarda, Homo sum, Die Schwestern, Der Kaiser, Die Nilbraut nebenher. Und als er seinem Lehrberuf hatte entsagen müssen und bei uns in München und Tutzing ganz der Musse leben konnte, da schweifte, je fester seinen Körper der Dämon der Krankheit an den Lehnstuhl fesselte, desto freier sein Geist in die vergangenen Jahrhunderte und das weite Reich der Phantasie. In seiner Königstochter hatte er sich, indem er Burckhardt's Konstantin d. Gr. sich zum Vorbild nahm, noch wesentlich an den Gegenstand, der ihn damals wissenschaftlich beschäftigte, gehalten; auch später noch pflegte er für jeden seiner Romane ausgedehnte Studien und Sammlungen zu machen; aber die Kühnheit seiner Phantasie überflog bald die engen Schranken; auch in Nürnberg, Holland und Berlin liess er seine Romane spielen, und der freigestaltende Dichter überwog immer mehr den in bestimmte Grenzen gebannten Sprachforscher und Historiker; er wollte nicht mehr bloss aus dem Trümmerfeld beschriebener Steine und Papyrusfetzen die Herrlichkeit des Lebens vergangener Zeiten wiedererstehen lassen, er suchte auch aus der Tiefe eigener Empfindung und mit dem Fluge freier Phantasie neue Gestalten und Bilder zu schaffen. Er war eben kein trockener Gelehrter und kein kühler Verstandesmensch; er hatte ein warmfühlendes Herz, hatte sich in die verschiedensten Lebenskreise, vornehme wie niedrige, einen tiefen Einblick verschafft; er liess sich nicht an die Scholle binden, sondern schaute sich überall in den Landen Europas und Afrikas um; er führte kein einsames Junggesellenleben, sondern teilte mit der ganzen Innigkeit eines liebendbesorgten Gatten, Vaters, Grossvaters die mannigfachen Geschicke eines weiten Familienkreises. Das alles befruchtete seinen Geist und

gab seiner Phantasie eine nie versiegende Gestaltungskraft. Seine Romane verloren damit an historischer Treue, so dass sie mehr nur an fremden Orten und in vergangenen Zeiten zu spielen als aus ihnen erwachsen zu sein schienen, aber das that der Beliebtheit seiner Musse wenig Eintrag. Ebers errang mit seinen poetischen Schöpfungen einen Erfolg wie nicht leicht ein zweiter Schriftsteller: manche seiner Romane erlebten 15 und mehr Auflagen, fast alle wurden in fremde Sprachen, einige sogar ins Arabische und Türkische übersetzt; Künstler ersten Ranges führten in der Ebers-Gallerie die beliebtesten Gestalten seiner Romane dem Auge der Verehrer und Verehrerinnen vor.

Aber die Erfolge seiner Romane minderten nicht seine Liebe für die Wissenschaft der Aegyptologie; er erblickte vielmehr einen Haupterfolg seiner Erzählungen aus dem Pyramidenland in dem erhöhten Interesse, das sich allerwärts für die Entwicklung des Nilreiches und für die Hebung der in seinem Boden verborgenen Schätze kundgab. An den Arbeiten unserer Akademie nahm er stets lebhaften Anteil, erfreute uns öfter mit Vorträgen und Mitteilungen aus seinem Arbeitsgebiete, und widmete sich namentlich in letzter Zeit erfolgreich der Förderung des grossen Unternehmens deutscher Aegyptologen, der Ausarbeitung eines ägyptischen Wörterbuches. Leider sollte seine Beteiligung an den Arbeiten unserer Akademie nur von kurzer Dauer sein. Schon im Anfang konnte er nur auf dem Rollstuhl zur Sitzung gebracht werden; dann durchkreuzten immer häufiger Herzbeklemmungen seinen Vorsatz zur Sitzung zu kommen; im Sommer vorigen Jahres traten die Herzkrämpfe heftiger und andauernder auf, und am 7. August ward er durch den Todesengel von seinen Leiden erlöst. So hat allzufrüh die Akademie ihren einzigen Vertreter der Aegyptologie verloren, aber fortleben wird unter uns die dankbare Erinnerung nicht bloss an den grossen Gelehrten und Schriftsteller, sondern zugleich an den edlen Menschenfreund und liebenswürdigen Kollegen.

Der Klassensekretär der historischen Klasse, Herr J. Friedrich:

Die historische Klasse beklagt den schmerzlichen Verlust **Felix Stieve's**, ihres, den physischen Jahren nach jüngsten ordentlichen Mitgliedes (gestorben am 10. Juni 1898).

Stieve, ein Sohn der rothen Erde, wurde am 9. März 1845 zu Münster geboren, wo sein Vater, ein gewiegter und einsichtiger Schulmann, Direktor des Gymnasiums war, von wo er aber schon wenige Jahre später als Schulrath an die Regierung in Breslau berufen wurde. Doch ward durch diesen Wechsel des Wohnsitzes der Sohn der westfälischen Stammesart mit ihrer Festigkeit des Willens und Unerschrockenheit des Gemüthes um so weniger entfremdet, als sie auch in der Ferne im elterlichen Hause gepflegt wurde, und der Vater der ausgeprägte Typus des münsterländischen Westfalen war. Sein Einfluss auf den Sohn ist überhaupt unverkennbar. Der innere Gegensatz zwischen den streng katholischen Münsterländern und den „Preussen“ war noch nicht ausgeglichen, und wenn sie sich auch nach dem missglückten Versuche des Frankfurter Parlaments nach einer Einigung Deutschlands sehnten, so wollten sie dieselbe doch nur im grossdeutschen Sinne vollzogen wissen. Die Freundschaft und der Verkehr des Vaters mit geistig hochstehenden Professoren der Breslauer Universität, wie mit den Theologen Movers, Baltzer, Reinkens, dem Philosophen Elvenich, den Historikern Cornelius und Junkmann, flössten Stieve frühzeitig Achtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern ein. Besonders hoch möchte ich aber das leuchtende Beispiel strengster Pflichttreue und den Grundsatz des Vaters anschlagen, dass „Jedem, welcher in einem Gewerbe, „in der Kunst oder Wissenschaft etwas Tüchtiges leisten will, „nicht eindringlich genug empfohlen werden kann: Zu sammeln „still und unerschlafft, Im kleinsten Punkt die grösste Kraft.“ Dieses vom Vater in einem Programme empfohlene Prinzip der Concentrirung wurde auch Stieve's Richtschnur für seine wissenschaftliche Thätigkeit.

Von Breslau, wo Junkmann und Röppell seine Lehrer waren, zog Stieve zu seinem Landsmann Julius Ficker, der in Innsbruck eine für das Aufblühen geschichtlicher Forschung in Oesterreich so bedeutsam gewordene Schule eröffnet hatte, blieb aber, da seine Neigung ihn mehr zur neueren Geschichte hinzog, nur ein Semester dort, um dann in Berlin Ranke und Droysen zu hören. Erst als er 1865 nach München kam und sich Cornelius enger anschloss, erhielt er die seiner Neigung entsprechende Richtung. Er kehrte daher, nachdem er in Breslau auf Grund einer Abhandlung „Ueber Franz Lambert von Avignon", den ersten Organisator der protestantischen Kirche in Hessen, promovirt hatte, 1867 nach München zurück, um hier seine geschichtlichen Arbeiten fortzusetzen.

Die Absicht, eine Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes des Jahres 1626 zu schreiben, führte ihn nach Oberösterreich, um acht Wochen lang in allen Städten, Märkten, Klöstern, Schlössern und Pfarrdörfern nach Akten und Chroniken, Taufbüchern und Sterberegistern zu fragen. „Es war eine nicht gerade erquickliche Wanderung", denn „alle Strassen wimmelten infolge des Krieges, der im Jahr vorher geführt worden, von Landstreichern und Bettlern", und Stieve selbst betrachtete es als ein besonderes Glück, dass er ungefährdet, auch auf einsamen Nebenwegen, an den mindestens paarweise ziehenden Strolchen vorüberkam. Das Haupthinderniss für seine Forschung bildete aber die, nach dem für Oesterreich unglücklichen Kriege leicht zu begreifende Abneigung gegen jeden „Preussen", welche nur dadurch bisweilen gemildert wurde, dass Stieve aus Westfalen stammte, Katholik war, in München seine Studien trieb und noch grossdeutscher Gesinnung huldigte. Doch machten davon eine rühmliche Ausnahme die Prälaten der oberösterreichischen Stifter, welche ihm bereitwillig entgegenkamen und seine Forschungen in jeder Weise förderten.

Die Ausbeute entsprach der Mühe nicht. Er legte daher den Plan beiseite, trat als Hilfsarbeiter in die Historische Kommission ein und widmete sich, zunächst unter der Leitung

seines Lehrers Cornelius, der Bearbeitung der „Briefe und Akten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ von 1591—1609. Damit war ihm ein Arbeitsfeld angewiesen, dem er bis an sein Ende treu blieb. Denn alle seine Schriften sind auf ihm erwachsen, stehen in näherem oder entfernterem Zusammenhange mit seinem Hauptthema und beleuchten es in der einen oder anderen Richtung ausführlicher, als es in seinem grossen zusammenfassenden Werke geschehen konnte.

Natürlich lag das Material dafür nicht schon bereit, sondern musste in Archiven und Bibliotheken erst aufgesucht und gesammelt werden — eine mühselige Arbeit, welche aber dadurch wieder reichlich gelohnt wurde, dass der junge Historiker ganz Deutschland, Oesterreich, Belgien und Frankreich sehen, Land und Leute kennen lernen konnte. Und wenn es dabei nicht an Verdriesslichkeiten und noch schlimmeren Zwischenfällen fehlte, so wurden auch sie werthvolle Erlebnisse und Erinnerungen, wie sein unverschuldeter zweitägiger Polizeiarrest in Paris und auf Fort Bicêtre im Juni 1869, in dessen Schilderung in der Allgemeinen Zeitung er sogar einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik des bereits niedergehenden Napoleonischen Regiments, aber auch den Beweis lieferte, wie wenig Achtung Deutschland vor dem Jahre 1870 im Auslande genoss.

Die erste Frucht seiner Forschungen war die Schrift: „Die Reichsstadt Kaufbeuren und die bayerische Restaurationspolitik“ (1870), welche bereits grosse Erwartungen erregte. Und dass sie berechtigt waren, bewies schon sein zweites, 1875 erschienenes Buch: „Der Ursprung des dreissigjährigen Krieges 1607—1619“, in welchem „Der Kampf um Donauwörth im Zusammenhange der Reichsgeschichte“ dargestellt wird. Dieses Ereigniss, welches den dreissigjährigen Krieg herbeigeführt hat, war oft behandelt; aber erst das Quellenmaterial, über welches Stieve verfügte, vermittelte eine eingehende und hinreichend vollständige Kunde von den Verhandlungen, welche die zahlreichen politischen Faktoren jener Tage über die streitigen

oder gemeinsamen Anliegen und Fragen geführt haben. Auch traten Personen und Dinge, welche früher im Dunkel oder in mangelhafter und einseitiger Beleuchtung standen, in ein Licht, welches der historischen Betrachtung Klarheit und Sicherheit verbürgte.

Nach der kleinen, aber in hohem Grade interessanten und inhaltreichen Schrift: „Das kirchliche Polizeiregiment unter Maximilian I. 1595—1651“ (1876) begann endlich Stieve's Hauptwerk an den Tag zu treten: „Briefe und Akten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ — keine blosse Quellensammlung, wie der Haupttitel vermuthen lassen könnte, sondern eine eingehende, auf Quellen beruhende Darstellung der „Politik Bayerns 1591—1607“, wovon 1878 die erste, 1883 die zweite Hälfte erschien. Erst der nächste, 1895 veröffentlichte Band bringt gemäss einem Beschlusse der Historischen Kommission nur Quellen: die weiteren Bände harren nunmehr der Veröffentlichung durch seine Mitarbeiter.

Giesebrecht hat einst „Die Politik Bayerns“ ein für diese Periode der bayerischen Geschichte epochemachendes Werk genannt, und man muss gestehen: Das tiefe Dunkel, welches über jenem Abschnitt der bayerischen und man darf sagen, deutschen Geschichte lag, ist hier aufgehellt, die gesammte bayerische Politik in den ersten Jahren Maximilians I. und in den letzten Jahren Wilhelms V. klargelegt, so dass spätere Forschungen kaum viel an der Stieve'schen Darstellung ändern werden.

Daneben hat Stieve eine Reihe grössere und kleinere Abhandlungen, namentlich für unsere akademischen Schriften, geschrieben, welche insgesammt zur Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniss jener Zeit beigetragen haben. Ich nenne nur: „Zur Geschichte der Herzogin Jakobe von Jülich“ (1877), der unglücklichen, am Hofe des Herzogs Albrecht V. von Bayern erzogenen Tochter des Markgrafen Philibert von Baden. — „Der Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland“ (1880), „Zur Geschichte des Finanzwesens und der Staatswirthschaft unter den Herzogen Wilhelm V. und Maximilian I.“

(1881). „Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Frhr. Michael von Aitzing" (1881). Nachdrücklich möchte ich aber aus ihnen noch hervorheben die in 7 Abtheilungen in den Abhandlungen unserer Klasse erschienenen „Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590—1610" — eine umfangreiche Sammlung eigenhändiger Briefe von Mitgliedern und Verwandten des Hauses Wittelsbach, welche für die Geschichte einen hohen Werth beanspruchen. Denn während die dürftigen geschichtlichen Darstellungen und diplomatischen Berichte jener Tage nur selten einzelne Züge, nie eine erschöpfende Charakteristik der Persönlichkeiten mittheilen, treten uns aus diesen Briefen die Bilder der korrespondirenden fürstlichen Personen lebenswahr entgegen, erhalten wir durch sie Einblick in ihr Familienleben und ihren vertraulichen Verkehr mit einander, und wird dadurch sowie durch hier und da einfliessende Mittheilungen unsere Kenntniss des Kulturlebens ihrer Zeit gefördert.

Diese intime Bekanntschaft mit den handelnden Personen jener Zeit befähigte denn auch Stieve, zu der von der Historischen Kommission herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Biographie" zahlreiche Artikel, wie Kaiser Rudolf II., Ferdinand II. und III., Kurfürst Maximilian I. von Bayern, beizutragen, welche wegen ihrer Gründlichkeit und grossen Kunst in der Charakterisirung der Persönlichkeiten allgemein anerkannt sind.

Mitten in diesen Arbeiten hatte Stieve aber nie seinen früheren Plan, eine Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes im Jahre 1626 zu schreiben, aus den Augen verloren. Da seine eigenen Forschungen ihm neues Material zugeführt hatten, auch manche Quellen, welche 1867 noch da und dort verborgen lagen, inzwischen aufgefunden worden waren, so gelang es ihm nach nochmaliger Besichtigung der Schlachtfelder, zum ersten Male eine zuverlässige, für jetzt erschöpfende Geschichte dieser Ereignisse zu schreiben (1891), in welcher er vielleicht nur darin zu weit ging, dass er „einzig und allein die Gegenreformation" den Aufstand verursachen lässt.

Es wird von den Schriften Stieve's mit Recht gerühmt, dass sie sich durch umfassende Gelehrsamkeit und ungewöhnlichen Fleiss, scharfe Auffassung und präcise Darstellung auszeichnen. Und wenn andere noch seine Objektivität betonen, so muss auch sie ihm zugestanden werden, — soweit als Stieve selbst sie als möglich zugab. Denn „die Geschichte", sagte er kurz vor seinem Tode, „ist ein eigenthümliches Wesen, unter- „wärts Wissenschaft, oberhalb Kunst. Wir können eine streng „wissenschaftliche Grundlage für die Geschichte gewinnen, aber „wenn wir über die Feststellung der Thatsachen hinausgehen, „dann werden wir immer das Gebiet der Kunst oder der Sub- „jektivität betreten müssen. In jedem Jahrhundert werden die „Thatsachen eine andere Auffassung erhalten und jeder Ge- „schichtsforscher wird auch beim strengsten Streben nach „Wahrheit der Gefahr unterworfen sein, dass er seine persön- „liche Anschauung, seine persönlichen Empfindungen bei der „Verkettung und Beurtheilung der Thatsachen zur Geltung „bringt. Eine wirklich ganz objektive, eine im strengsten „Sinne wissenschaftliche Geschichtschreibung wird, glaube ich, „niemals möglich sein" (Bericht über die V. Versammlung deutscher Historiker 1898, S. 7).

Es ist nicht meine Aufgabe, hier auch von Stieve als Lehrer zu sprechen, doch die Bemerkung ist mir vielleicht gestattet, dass er als solcher ausgezeichnet war. Sein grosses Lehrtalent, seine ungewöhnliche rednerische Begabung, sein Witz und Humor liessen ihn schon als Privatdozenten an unserer Universität (seit 1875), noch mehr an der Technischen Hochschule, der er seit 1885 als Professor angehörte, die grössten Erfolge erzielen.

Seit einigen Jahren fing Stieve zu kränkeln an, ohne dass Jemand an eine ernstere Gefahr für sein Leben glaubte. Noch auf dem Historikertage zu Nürnberg in der Osterwoche 1898, den er als Vorsitzender scheinbar mit der alten Frische leitete, traten alle Gaben seines Geistes in reichster Fülle hervor; aber schon von da kehrte er krank zurück, und nur wenige Wochen später raffte ihn eine neu hinzutretende tückische Krankheit

unerwartet rasch hinweg — allzu früh für die Wissenschaft, die er zunächst durch eine Biographie Wallensteins und eine Allgemeine Kulturgeschichte zu bereichern gedachte, und für die Lehranstalt, an der er so glänzend gewirkt hat.

Die historische Klasse verlor ferner im letzten Jahre drei korrespondirende Mitglieder.

Am 9. Juni 1898 starb **Pierre Vaucher,** Professor der Geschichte an der Universität Genf, seit 1896 korrespondirendes Mitglied unserer Akademie. In Berlin unter Ranke und Vatke als Historiker gebildet, übertrug er die dort sich angeeignete streng wissenschaftliche Methode in sein Vaterland und auf die von ihm gegründete historische Schule. Das Ergebniss seiner, hauptsächlich dem Ursprung der Eidgenossenschaft zugewandten Forschung legte er in seinen Hauptwerken nieder: „Esquisses d'histoire suisse" (1882), „Les traditions nationales de la Suisse" (1884) und „Mélanges d'histoire nationale" (1888). Die Sagen der poetischen Ueberlieferung von der Begründung der Eidgenossenschaft konnten vor seiner Kritik nicht bestehen. Nicht der Schwur auf dem Rütli begründete nach ihm die Eidgenossenschaft, sondern das „ewige Bündniss", welches Uri, Schwyz und Nidwalden am 1. August 1291 schlossen, und in welchem sie sich schwuren, „im Fall der Noth einander mit Rath und That zu helfen und keinen fremden Richter anzunehmen".

Am 23. November 1898 folgte ihm der Generalsekretär der kaiserlichen Akademie in Wien **Alfons Huber,** seit 1863 an der Universität Innsbruck und seit 1887 an der zu Wien Professor der Geschichte. Ein Schüler Julius Fickers in Innsbruck, wandte der scharfsinnige Forscher die von seinem Lehrer erlernte exakte Methode der Forschung bereits auf seine Erstlingsarbeiten: „Ueber die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe" (1860) und: „Die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft, mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell" (1861), mit grossem Erfolge an. Bei Gelegenheit des Festes der 500jährigen Vereinigung Tyrols mit

Oesterreich schrieb er: „Geschichte der Vereinigung Tyrols mit Oesterreich“ (1864), und im Zusammenhange damit: „Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich“ (1865). Dann übernahm er nach Böhmers Tode die Herausgabe der „Fontes rerum Germanicarum aus Böhmers Nachlass“ (1868) und die Bearbeitung der „Regesten des Kaiserreiches unter K. Karl IV. 1346—1378“ (1877). Das Hauptwerk des unermüdlichen Forschers ist aber seine „Oesterreichische Geschichte“, zu deren Abfassung er noch in späten Jahren die magyarische Sprache erlernte. Die davon erschienenen fünf Bände (1885—1896) reichen allerdings nur bis 1648, aber sie wird ein äusserst verdienstvolles Werk bleiben, das so bald nicht überholt werden wird. Huber und Arneth, dessen Tod wir im vorigen Jahre zu beklagen hatten, galten als die hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. In unsere Akademie trat Huber 1878 ein, und seit 1896 gehörte er auch der Historischen Kommission bei derselben als Mitglied an.

Endlich am 29. Januar 1899 verschied **Robert Fruin,** Professor der Geschichte an der Universität Leyden und seit 1868 Mitglied unserer Akademie. Er hat sich namentlich durch sein Werk „Tien jaren uit den tachtigjärigen oorlog“ den ersten Platz unter den jetztlebenden holländischen Geschichtschreibern erworben. Es behandelt die Jahre 1588—1598, also die Zeit der Consolidation der niederländischen Republik und steht durch umsichtige Benützung der alten und neuen Quellen und durch vielseitige Forschung mit der modernen deutschen Historik auf gleicher Linie, während es in der Anschauung des Ereignisses über den gewohnten Standpunkt heimischer Parteibefangenheit sich erhebt und in lichtvoller Anordnung, Prägnanz der Darstellung und politischem Verständniss sich den glänzenden Vorbildern der westlichen Nationen würdig anreiht. Man kann den Verfasser als den holländischen Mignet (Döllinger, Akad. Vorträge II, 310—324) bezeichnen.

Berichtigung.

S. 41 Z. 2 schreibe „nicht misslungen“ statt „misslungen“.



Darstellung des Eintrittes der Sonne in die Thierkreiszeichen.
Aus Vatic. gr. 1291, fol.



Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit.

Von **H. Paul.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 3. Dezember 1898.)

In meiner Doktordissertation, die unter dem gleichen Titel wie die hier vorgelegte Arbeit Leipzig 1870 erschienen ist, habe ich die zuerst von Zarncke ausgesprochene Ansicht zu begründen versucht, dass die von W. Grimm seiner Ausgabe zu Grunde gelegte Ordnung nicht die ursprüngliche oder die der ursprünglichen am nächsten kommende sein könne, dass dieser Vorzug vielmehr der von Grimm als die vierte bezeichneten Ordnung zukomme, von der eine Hs. (N) in der Müllerschen Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrh. abgedruckt ist. Mir stand damals nur das gedruckte Material zur Verfügung. Bald darauf fasste ich den Plan zu einer neuen Ausgabe. Ich verschaffte mir Abschriften oder Vergleichungen von den meisten Hss. und legte Tabellen über das Verhältnis der Anordnung in denselben an. Dadurch gelangte ich zu dem Ergebnis, dass die Müllersche Ordnung allerdings der ursprünglichen erheblich näher steht, als die Grimmsche, dass aber auch in ihr schon erhebliche Umstellungen vorgenommen sind, wodurch wenigstens teilweise eine Gruppierung nach dem Inhalte hergestellt ist, und dass die

ursprüngliche ganz prinziplose Anordnung am besten in der Berliner Papierhs. a bewahrt ist. Dies Ergebnis habe ich kurz schon im Jahre 1872 in einer Anzeige von Bezzenbergers Ausgabe (Zschr. f. d. Philol. IV, 479) ausgesprochen.

Da die Hs. a leider ungefähr in der Mitte abbricht, und der ihr am nächsten stehende lateinisch-deutsche Freidank noch früher, so ist es unmöglich, die ursprüngliche Ordnung vollständig herzustellen. So befand ich mich denn in Verlegenheit, wie ich in Bezug auf den zweiten Teil des Werkes verfahren sollte. Ich konnte um so weniger einen bestimmten Entschluss fassen, weil mir noch mehrere Hss., von denen ich Kunde hatte, unzugänglich waren, die doch möglicherweise noch irgend welche Aufklärung geben konnten. So kam es zunächst, dass meine Arbeit an der Ausgabe abgebrochen wurde, und bald wurde ich von ganz anderen Beschäftigungen in Anspruch genommen.

Seitdem sind zwei neue Versuche zur Behandlung der Frage gemacht, die von meiner Mitteilung in der Zeitschr. f. d. Philol. keine Notiz nehmen. Wilmanns will in der Zschr. f. d. Altert. 28, S. 73—110 an einigen Beispielen zeigen, dass die ursprüngliche planmässige Ordnung in keiner von den überlieferten Ordnungen vollständig bewahrt sei, und dass der von Grimm als die zweite bezeichneten Ordnung CDEF ein besonderer Wert für die Herstellung des ursprünglichen Textes zukomme. P. Schlesinger tritt in der Beilage zu dem Jahresbericht über das Joachimthalsche Gymnasium für das Schuljahr 1893/4 für die Anschauung W. Grimms ein, dass die Bescheidenheit ein planmässig angelegtes Werk sei, und auch dafür, dass die Grimmsche Ordnung der ursprünglichen Anlage am nächsten komme, wenn dieselbe auch schon stark gestört sei.[1]) Um derartigen Versuchen ein für allemal zu begegnen

[1]) Richtig ist von den Ansichten des Verfassers nur die, dass die Müllersche Ordnung aus der in der Hs. a vorliegenden Ordnung entstanden sei, was ja nur ein Teil der von mir früher ausgesprochenen Auffassung ist. Wundern muss man sich dann freilich über die Art, wie er diese Ansicht in einem Anhange zu begründen versucht. Denn man

und Klarheit in der Frage zu schaffen, habe ich mich entschlossen, da ich zu einer kritischen Ausgabe voraussichtlich doch nicht mehr gelangen werde, wenigstens eine ausführliche Begründung meiner jetzigen Ansicht zu geben.

Ich lege zunächst einen Versuch zur Herstellung des ursprünglichen Textes vor, soweit eine solche möglich ist, d. h. bis etwas über die Mitte des Ganzen hinaus. Dies war notwendig, um eine lebendige Vorstellung davon zu geben, wie sich das Original ausgenommen hat, und um als Grundlage für die nachfolgende Vergleichung zu dienen. Es war mir dabei zugleich Gelegenheit geboten, den Text so zu gestalten, wie es mir auf Grund des Handschriftenverhältnisses und sonstiger Erwägungen am angemessensten schien. Selbstverständlich steht mein Text der ersten Auflage Grimms viel näher als der zweiten, weicht aber auch von jener nicht selten ab. Um eine Vergleichung mit dem Texte und den Varianten der Grimmschen Ausgabe möglichst zu erleichtern, sind die Verszahlen derselben am Rande beigefügt. Dabei sind diejenigen Sprüche, die nicht in AB enthalten, sondern von Grimm aus andern Hss. eingeschoben sind, durch Kursivdruck gekennzeichnet. Ich habe den Anfang eines jeden selbständigen Stückes durch Majuskel bezeichnet. In manchen Fällen kann man freilich in Zweifel sein, ob Reimpaare als wirklich zusammengehörig oder nur als inhaltlich verwandt zu betrachten sind. Die Unsicherheiten, die in Bezug auf richtige Einordnung übrig bleiben, werden in der nachfolgenden Untersuchung berührt werden. Die Grundlage bildet der Bestand der Hs. a, ergänzt aus dem lateinisch-deutschen Freidank. Die in diesen beiden oder in einer von ihnen enthaltenen Zeilen sind durchgezählt. Die Ergänzungen aus anderen Quellen dagegen sind nicht mitgezählt, sondern durch lateinische Buchstaben bezeichnet. Es empfahl sich dies Verfahren mit Rücksicht auf die im Folgenden zu liefernden

---

sieht daraus, dass er dasjenige nicht gesehen hat, was eigentlich für die Richtigkeit dieser Ansicht entscheidend ist.

vergleichenden Tabellen. Leider mussten noch einige Sprüche eingefügt werden, als die Zählung sich nicht mehr gut ändern liess. Diese sind durch griechische Buchstaben bezeichnet. Anderseits hätte 127—8 eigentlich als 126[ab] bezeichnet werden müssen.

1, 1 Ich bin genant Bescheidenheit,
diu aller tugende krône treit.
mich hât berihtet Frîdanc
ein teil von sinnen die sint kranc.
1, 5 Gote dienen âne wanc 5
daz ist aller wîsheit anevanc.
1, 7 Swer umbe dise kurze zît
die êwigen fröude gît,
der hât sich selbe gar betrogen
und zimbert ûf den regenbogen. 10
1, 13 Swer die sêle wil bewarn,
der muoz sich selben lâzen varn.
79, 9 Swâ witze ist âne sælekeit,
dâ ist niht wan herzeleit.
106, 20 Swer sîne rehte unrehte tuot, 15
dâ wirt daz ende selten guot.
34, 1 Swer merket sîne missetât,
die mîne er ungemeldet lât.
50, 6 Swer zwein herren dienen sol,
der bedarf gelückes wol. 20
53, 15 Vorhte machet lewen zam,
êren besme daz ist scham.
63, 22 Nu wizzet daz gesellen drî
vor hazze niemer werdent frî.
53, 9 Swâ von ein man sîn êre hât, 25
schamt er sich des, deist missetât.
115, 20 Ezn wart nie keiser alsô rîch,
mit gedanken ensî ich im gelîch.
73, 10 Swer mit gemache gerne sî,

	der wone den fürsten selten bi.	30
80, 16	Ich næme eins wisen mannes muot	
	für zweier richer tôren guot.	
84, 1	Ein tôre wolte niht sin leben	
	vil lihte umb eines küneges geben.	
84, 6	Wir gevallen alle uns selben wol,	35
	des ist diu werlt der tôren vol.	
96, 17	Swer friundes valsch mit valsche seit,	
	daz wirt im darnâch lihte leit.	
84, 8	Swer wænet daz er wîse sî,	
	dem wont ein gouch vil nâhe bi.	40
137, 11	Swâ der wolf ze hirte wirt,	
	dâ mite sint diu schâf verirt.	
106, 12	Maneger wænt erkennen mich,	
	der nie selbe erkande sich.	
106, 14	Erkande sich ein ieglich man,	45
	er lüge ein andern selten an.	
31, 16	Hiute liep, morne leit,	
	daz ist der werlde unstætekeit.	
101, 12	Swer ie liebez wip gewan,	
	der wænt der besten eine hân.	50
99, 27	Ein man sol sîn getriuwez wîp	
	minnen für sîn selbes lîp.	
48, 9	Irriu wîp, zern unde spil	
	diu machent tumber liute vil.	
48, 13	Von spile hebet sich manege zît	55
	fluoch zorn schelten swern steln strît.	
	in spriche niht daz ez ieman tuo.	
	dâ hœret manec untriuwe zuo.	
106, 22	Mich müet, swie wol iemen tuot,	
	ezn hât der fünfte niht für guot.	60
60, 23	Merket, swer sich selbe lobet	
	âne volge, daz der tobet.	
	mîn eines loben deist ein wiht,	
	volgens ander liute niht.	
93, 24	Niemen so vil êren hât,	65

ine wizze wol, wann er si lât.
90, 25 Wer mac die besten ûz gelesen,
swenne nieman wil der bœse wesen?
61, 9 Man lobt nâch tôde manegen man,
der lop zer werlde nie gewan. 70
80, 10 Swer niht wol gereden kan,
der swîge und sî ein wîser man.
mit witzen sprechen daz ist sin:
daz wort enkumt niht wider in.
wol im wart, der vil gereit, 75
und weiz er rehte waz er seit.
32, 1 Dirre tumben werlde sin
ist der sêle ungewin.
53, 17 Ez schadet vorhtelôsiu jugent:
sô ist nieman edel âne tugent. 80
64, 12 Süeziu rede senftet zorn.
swer rehte tuot, derst wol geborn.
61, 11 Maneger lobt ein fremde swert:
het erz dâ heime, ez wære unwert.
60, 3 Nît tuot nieman herzeleit 85
wan im selben der in treit.
60, 5 Gel, grüene, weitîn
daz sol diu nîtvarwe sîn.
110, 1 Swer liep wil sîn da er unmær ist,
diu liebe wert deheine frist. 90
112, 11 Swer unrehter dinge gert,
den sol man lâzen ungewert.
11, 24 Vil ofte daz mer nâch wazzer gât
zem brunnen, der sîn lützel hât:
ez bitet dicke ein rîcher man a
den armen des er nie gewan. b
110, 19 Ichn weiz von nieman alsô vil 95
sô von mir selben, doch ichz hil.
135, 18 Swer mir leidet guoten sin,
derst lützel wîser denne ich bin.
64, 6 Ezn hât dekein geselleschaft

	mit ungelichem muote kraft.	100
104, 18	Der wehsel nieman missezimt,	
	swer güete für die schœne nimt.	
62, 2	Mînes vîendes munt	
	lobet mich ze keiner stunt:	
	und ist daz er mir guotes giht,	105
	daz ist doch in sînem herzen niht.	
87, 2	Der arge dem schatze dienen muoz:	
	dem enwirt ouch niemer sorgen buoz.	
	so ist der milte wol gemuot:	
	dem dienet schaz und ander guot.	110
110, 23	Ein man sol guot und arc verstân,	
	daz beste tuon, daz bœste lân.	
107, 8	swer merket übel unde guot,	
	der weiz wol wanne er missetuot.	
110, 25	Ein man sol guoten willen hân,	115
	mac er der werke niht begân.	
	ein iegelîcher lôn enpfât	a
	vil dicke als im sîn herze stât.	b
101, 23	Swem vil der werlde des besten giht,	
	den hât sîn tumbez wîp für niht.	
147, 5	Minne, schaz, grôz gewin	
	verkêrent guotes mannes sin.	120
111, 6	Krût steine unde wort	
	diu hânt an kreften grôzen hort.	
30, 23	Waz tuot diu werlt gemeine gar?	
	si altet, bôset; nemet es war.	
126, 19	Ez dunket mich ein tumber sin,	125
	swer wænt den oven übergin.	
126, 21	Vil lîhte er schaden schouwet,	
	der über sîn houbet houwet.	
40, 9	Ich sihe, daz mir sanfte tuot,	
	vil rîchen tump und armen fruot.	130
93, 20	Êre nieman geenden kan:	
	doch gert ir wîp unde man.	
137, 9	Dem wolve zimt niht schâfes wât,	

	wan er niht kiusches herzen hât.	
64, 22	Er ist tump, swer richet sînen zorn,	135
	dâ von er selbe wirt verlorn.	
112, 9	Ein gîtic herze nieman mac	
	erfüllen; deist ein übel sac.	
47, 26	Ein karger diep mit sorgen hilt	
	swaz er ûf sîn leben stilt.	140
57, 16	Swer guot mit nôt gewunnen hât,	
	deist wunder, ob erz sanfte lât.	
56, 21	Sanfte gewunnen guot	
	machet überigen muot.	
34, 3	Swer næme sîner sünden war,	145
	der verswige die fremeden gar.	
40, 11	Ez ist nieman rîche ân argen list	
	wan der gerne arm ist.	
62, 10	Vil lîhte sprichet der munt	
	daz dem herzen ist unkunt.	150
72, 23	Der herren lêre ist leider krump,	
	dâ von ist witze worden tump.	
33, 24	Nieman ist unreine	
	wan von sünden eine.	
58, 10[a]	Gedenken hœren unde sehen	155
	diu wellent nieman stæte jehen.	
58, 11	In einem muote nieman mac	
	geleben einen halben tac.[1])	
95, 14	Ein friunt ist nützer nâhe bî	
	danne hin dan verre drî.	160
97, 26	Der friunde schiere sich erwiget	
	swelch man niugerne pfliget.	
105, 7	Swer herzeleit muoz eine tragen,	
	der mac wol von nœten sagen.	
63, 21	Friunt ich gerne haben wil	165
	und doch gesellen niht ze vil.	
110, 5	Swer liep dem andern leidet,	

[1]) Vgl. 1897[ab].

	von fröuden er in scheidet.	
92, 27	Swer êren sich bewegen hât,	
	des lobes tuon ich lihten rât.	170
43, 12	Den armen ist niht mê gegeben	
	wan guot gedinge und übel leben.	
112, 17	Dem enschadet keiner slahte kleit	
	der ein reinez herze treit.	
	dem frumet keiner slahte wât	a
	der ein valschez herze hât.	b
39, 22	An mir wahset al daz jâr	175
	sünde nagel und daz hâr.	
108, 19	Einen iegelîchen dunket guot	
	swaz er aller gernest tuot.	
86, 10	Ich weiz wol daz ein milter man	
	genuoc ze gebenne nie gewan.	180
113, 6	Swer ûf den lîp gevangen lît,	
	den dunket lanc ein kurziu zît.	
74, 27	Seit ich halbez daz ich weiz,	
	sô müeste ich bûwen fremeden kreiz.	
112, 27	Fremede schadet unde frumt,	185
	den bœsen sî ze staten kumt.	
170, 6	Ez lachet dicke unschuldic man,	
	swenne man in liuget an.	
85, 13	Mit tumben tump, mit wîsen wîs,	
	daz was ie der werlde prîs.	190
112, 7	Ein man die wîle er mêre gert,	a
	son wirt er niemer wol gewert.	b
101, 7	Dehein huote ist sô guot	
	sô die ein wîp ir selber tuot.	
82, 14	Entlêhente sinne und tôren rât	
	vil selten lant betwungen hât.	
119, 6	Man siht vil selten wîssagen	195
	in sîme lande krône tragen.	
139, 11	Hât ein ohse rindes site,	
	da enist niht grôzes wunders mite.	
139, 13	Kumt ein ohse in fremediu lant,	

	er wirt doch für ein rint erkant.	200
96, 19	Ein heimelîcher vient tuot	a
	dicke schaden und selten guot.	b
106, 16	Swer sich selbe erkennen kan	c
	ze rehte, derst ein wîser man.	d
138, 7	Man sol strîchen vârenden hunt,	
	daz er iht grîne zaller stunt.	
113, 10	Die mit in selben zaller zît	
	vehtent, deist ein herter strît.	
135, 2	Gedinge fröwet manegen man	205
	der doch nie herzeliep gewan.	
108, 23	Swer sich flîzet guoter site,	
	dem volget dicke sælde mite.	
85, 17	Rehtiu witze ist sælekeit,	
	liep wirt selten âne leit.	210
93, 16	Swer êre niht übersehen wil,	
	der hât iemer sorgen vil.	
114, 1	Lât iu dise zît gevallen wol,	
	sît noch ein bœser komen sol.	
44, 27	Ez machet dicke valscher gruoz	215
	daz man mit valsche antwürten muoz.	
44, 23	Swâ valsch untriuwen widergât,	
	da enruoch ich wederz bezzer hât.	
44, 1	Untriuwe schiltet manic man	
	der si selbe niht vermîden kan.	220
73, 20	Möhte ich wol mînen willen hân,	
	ich wolde dem keiser daz rîche lân.	
81, 11	Die wîsen möhten niht genesen,	
	soltens âne tôren wesen.	
140, 9	Esels stimme und gouches sanc	225
	erkenne ich âne ir beider danc.	
91, 12	Gerne wære mennegelîch	
	in sînem lebene êren rîch.	
56, 27	Man êret nû leider rîchen kneht	
	für armen herren âne reht.	230
89, 8	Der bœse daz bœste merken sol.	

sô tuot dem frumen daz beste wol.
51, 13 Wir wünschen alters alle tage:
so ez danne kumt, so istz niuwan klage.
100, 22 Verzihen hœret ie gein der bete — 235
dâ mans unredelîche tete.
99, 21 Ich sihe nâch fremder minne varn
den der sin wip niht kan bewarn.
45, 24 Wurde Jûdas zwir getouft,
dannoch hæte er got verkouft. — 240
51, 12 Sô ganze tugende nieman hât,
ern müeze erkennen missetât.
101, 5 Swie sêre ein wip behüetet sî,
dannoch sint ir gedanke frî.
79, 3 Swie vil der wise witze git, — 245
er ist doch rîche zaller zît
44, 3 Für untriuwe ist niht sô guot,
sô der getriuwelîche tuot.
91, 18 Swer liute und êre welle hân,
der sol sin guot niht lân zergân. — 250
114, 7 Swer kan behalten unde geben
ze rehte, der solte iemer leben.
114, 9 Swer schône in sîner mâze kan
geleben, der ist ein sælic man.
dâ bî mit spotte maneger lebt — 255
der ûz der mâze hôhe strebt.
93, 12 Mit unstaten êre
müet die wîsen sêre.
85, 15 Erst wise der verliesen klaget
und gewinnes stille daget. — 260
62, 12 Ez vindet an im ein ieglîch man
ze scheltenne genuoc, derz merken kan.
79, 11 Die wîsen kunnen manegen list
der fremede tumben liuten ist.
74, 17 Von dem ich daz beste hœre sagen, — 265
des wâfen woltich gerne tragen.
55, 1 Dem blinden ist mit troumen wol,

	wachende ist er leides vol.	b
55, 13	Des honeges süeze verdriuzet,	
	sô mans ze vil geniuzet.	
169, 6	Man muoz umb êre liegen	
	und sol doch niht friunt betriegen.	270
92, 3	Der werlde ist niht mêre	
	wan strît umbe êre.	
110, 3	Maneger ist unmære	
	da er gerne liep wære.	
101, 13	Betwungeniu liebe	275
	wirt dicke ze diebe.	
56, 3	Sô der man ie mê gewinnet,	
	so erz guot ie sêrer minnet.	
63, 2	Swer schiltet wider schelten,	
	der wil mit schanden gelten.	280
86, 22	Er enwart nie rehte milte	
	den milte bevilte.	
116, 25	Swem gâch ist zallen zîten,	
	der sol den esel rîten.	
64, 4	Swer den man erkennen welle,	285
	der werde sîn geselle.	
60, 1	Die nîdigen herzen	
	gewinnent manegen smerzen.	
87, 26	Ein arger man niht enwolde	
	vinden guot, daz erz geben solde.	290
100, 10	Vil lihte er schaden gewinnet	
	der hazzet daz in minnet.	
31, 26	Diu tumbe werlt triutet	
	swaz man ir verbiutet.	
135, 26	Ez machent leidiu mære	295
	vil dicke herzeswære.	
13, 24	Untriuwe in dem schînet	
	der lachende grînet.	
82, 26	Der tôre sêre minnet	
	swaz er mit nôt gewinnet,	300
	und swaz er sanfte möhte hân.	

daz lât er lihte hine gân.
31, 22 Dehein leben ist sô guot
sô dâ man inne rehte tuot.
63, 20 Ichn schilte niht swaz iemen tuot, 305
machet er daz ende guot.
140, 15 Der esel kleine vorhte hât
ze des lewen kreize, swâ der gât:
dazn tuot er niht durch kargen list,
wan daz er alsô narreht ist. 310
140, 11 Der esel sleht unde viht,
sô er den wolf von verre siht:
ez ist wunder daz er stille stât,
sô ez im an daz leben gât.
140, 19 Swâ ein esel den andern siht 315
vallen, dar enkumt er niht:
nu seht, daz ist ein tumbez tier
und ist doch wiser danne wir.
111, 16 Geheize mac ein ieglich man
wol rîche sîn, der liegen kan. 320
46, 23 Swâ ein diep den andern hilt,
da enweiz ich weder mê stilt.
115, 4 Der wân ist genuogen liuten bi
daz ir leben daz beste si.
147, 3 Swer mit schatze umbe gât, 325
der tuot der armen guoten rât.
120, 19 Âne wandel nieman mac gesin,
daz ist an al der werlde schin.
97, 4 Swâ guot ein friunt dem andern gît,
dâ hebet sich friuntschaft wider strît. 330
110, 21 Swer in sîn selbes herze siht,
der sprichet nieman arges niht.
23, 13 Menneschlichiu brœdekeit
daz ist der sêle herzeleit.
63, 10 Nieman der beschelten kan, 335
der êre selbe nie gewan.
86, 12 Geben tuot dem milten baz

danne verzîhen, wizzet daz.
56, 23 Daz guot sich niht verhelen kan:
ez sprichet dicke ûz dem man. 340
86, 16 Diu milte niht von herzen gât,
swer nâch gâbe riuwe hât.
56, 9 Nieman wolte sînen muot
gerne wehseln umbe guot.
34, 13 Swie der man sich mac bewarn 345
vor sünden, der hât wol gevarn.
34, 15 Swie tougen ieman missetuo,
er sol doch vorhte hân dar zuo.
106, 24 Swer nâch mînem willen tuot,
dem trage ich iemer holden muot. 350
114, 5 Ez enwirdet niemer guot
swaz man âne mâze tuot.
53, 3 Swer sich lügen niht enschamt,
der hât ein ungetriuwez amt.
82, 12 Der tôre verhilt deheine frist 355
swaz in sînem herzen ist.
43, 20 Frôlichiu armuot
ist grôz rîcheit âne guot.
108, 21 Üppigiu kœse
machent site bœse. 360
107, 10 Man wirt bî guoten liuten guot,
bî übeln übel, dâ man übel tuot.
45, 6 Den grœsten valsch den ieman hât, *α*
den decket ein vil lîhtiu wât. *β*
32, 15 Daz herze weinet manege stunt,
sô doch lachen muoz der munt.
170, 8 Seit mir ein lügenære vil, 365
des geloube ich swaz ich wil.
101, 3 Durch nôt muoz kiusche sîn ein wîp
der nieman sprichet an den lîp.
86, 18 Diu milte niht ze lobe stât, *α*
swer gît des er selbe niht enhât. *β*
43, 18 Manec armer herre tugende hât,

	so er riche wirt, die er danne lât.	370
91, 20	Swer âne riuwe welle leben,	
	der sol sîn êre niemen geben.	
123, 24	Nu merket, swer ze vil gedrôt,	
	den fürhtet nieman umbe ein brôt.	
82, 24	Sô tœrscher kumt mir nieman zuo,	375
	ern wæne daz erz beste tuo.	
105, 1	Er enhât sîn ê niht wol bewart,	
	der sîn wîp mit einer andern spart.	
1, 17	Swer âne got sich wil begân,	
	der enmac niht stæter êren hân.	380
33, 18	Swer sünden wil swie vil er mac,	
	deist lîbes und der sêle ein slac.	
61, 2	Zwêne möhten gerner dagen	
	danne mit einander mære sagen.	
80, 20	Ein wîser man der hât für guot,	385
	stråf ich in, sô er missetuot.	
	und tæte ich eime tôren daz,	
	er wære mir iemer mê gehaz.	
	daz ist aller tôren herzeleit,	
	swer in guot und êre seit.	390
81, 15	Wîsheit dicke aleine stât,	
	sô tôrheit grôze volge hât.	
	doch muoz der tôre suochen rât	
	zem wîsen swenne im missegât.	
178, 6	Vor allen nœten ist ein nôt:	395
	swaz lebendic ist, daz fürhtet den tôt.	
109, 22	Fiur wazzer luft und erde	
	diu giltet nieman nâch ir werde.	
115, 12	Ez sint gedanke und ougen	
	des herzen jeger tougen.	400
51, 25	Diu jugent ie nâch fröuden strebet,	
	mit sorgen witze und alter lebet.	
109, 2	Die site nieman kunnen mac,	
	der man nu pfliget unde ê pflac.	
116, 9	Mich dunket, swâ ich eine bin,	405

ich habe tûsent manne sin;
und kum ich dâ die liute sint,
sô bin ich tumber danne ein kint.

116, 13 Diu erde tûsent slahte birt,
der keinez gelîch dem andern wirt. 410

49, 9 Müezekeit, wât, vergebeniu spîse
die machent manegen man unwîse.

170, 4 Swie unschuldic ist ein man,
man mac in dannoch liegen an.

111, 20 Tæten mir geheize wol, 415
der erwurbe ich einen stadel vol.

42, 15 Die armen dunkent sinne blôz,
dâ bî der rîchen witze grôz.

47, 13 Schulte ein diep den andern diep,
daz wære ir nâchgebûren liep. 420

2, 22 Diu aller kleinste gotes geschaft
vertriffet aller werlde kraft.
got geschuof nie halm sô swachen
den ieman müge gemachen.
der engel tiuvel noch der man, a
ir keinez ein flôch gemachen kan. b

21, 23 Swer durch sich selben sæhe, c
den diuhte der lîp vil smæhe. d
swie schœne der mensche ûzen ist, 425
er ist doch innen ein bœser mist.

135, 25[a] Niugerne grôzen schaden tuot:
si velschet manegen stæten muot.

119, 4 Man fröut sich maneger niuwe,
diu schiere zergât mit riuwe. 430

42, 17 Die rîchen alle wîse sint,
der armen sinne die sint blint.

131, 13 Funde ich âne wer ein lant,
daz twunge ich wol mit einer hant.

111, 18 Swer vil geheizet âne geben, 435
der wil âne nôt mit schanden leben.

75, 22 Ich sihe aller slahte leben

wider sînen orden streben.
80, 18 Manec tôre sprichet wîsiu wort:
künd er si bescheiden an ein ort! 440
80. 6 ich sihe manegen wîsen man
der niht wîser rede kan.
81, 9 Swie grôzen schaz der tôre vant,
der was des wîsen sâ zehant.
80, 8 Hât wîsiu wort ein wîser man, 445
ein tôre im niht gestriten kan.
118, 3 Sîn selbes schande er mêret,
der sîn geslehte unêret.
82, 16 Wan daz ez nieman reden sol,
ein tôre vindet den andern wol. 450
171, 19 Swer koufen und verkoufen wil,
der gewunne gerne an beiden vil.
64, 16 Des mannes witze ein ende hât,
swenne in ein grôzer zorn bestât.
65, 2 In zorne sprichet lîhte ein man 455
daz bæste daz er danne kan.
111, 2 Ùz iegelîchem vazze gât
als ez innerthalben hât.
64, 20 Der tumbe in zorne richet,
der wîse sich besprichet. 460
64, 18 Swer in zorne ist wol gezogen,
dâ hât tugent untugent betrogen.
92, 17 Swer sîn laster decken kan
und zorn, der ist ein wîser man.
65, 4 Gelust nît hôchvart unde zorn 465
die sint uns leider angeborn.
124, 21 Siechtuom armuot spîse kranc
diu machent kurze wîle lanc.
112, 1 Diu gâbe ist zweier gâben wert,
der schiere gît des man an in gert. 470
122, 1 Swer vorschet nâch dem schaden mîn,
ich frâge ouch lîhte nâch dem sîn.
92, 19 Swem ich sîn laster hilfe tragen,

	der sol mîn laster niemen sagen.	
57, 18	Ze guote maneger witze hât,	475
	der sich ze êren niht verstât.	
49, 23	Die lôsære sint den herren liep.	
	doch stelnt si in ir êre alsam ein diep.	
49, 25	Der lôsære schadet manegem man,	
	dem er niht wol gefrumen kan.	480
113, 12	Möht ich mîn selbes meister sîn,	
	sô hete ich gar den willen mîn.	
147, 17	Pfenninesalbe wunder tuot:	
	si weichet manegen herten muot.	
85, 11	Manec man hât wîsen muot,	485
	der doch vil tumplichen tuot.	
47, 8	Swaz mit zwelven wirt verstoln,	
	daz ist unsanfte ein jâr verholn.	
83, 3	Swer dem tôren flêhen muoz,	
	dem wirt selten sorgen buoz.	490
113, 18	Ich tuon mir selbe leides mê	
	dann al diu werlt: daz tuot mir wê.	
113, 22	Des mannes unbescheidenheit	
	tuot im selben dicke leit.	
100, 8	Swer minne fliuhet, den fliuhet si,	495
	und swer si jaget, dem ist si bî.	
93, 2	Swen man nu fürhtet, der ist wert;	
	der êren nieman guoter gert.	
42, 19	Armuot mac niht tugende hân,	
	wan si mac êren niht begân.	500
5, 13	Vische vogele würme und tier	
	habent ir reht baz danne wir.	
95, 22	Friunde hân ich iemer vil,	
	unz ich ir niht bedurfen wil.	
72, 17	Man merket bî dem râte wol,	505
	wie man den herren loben sol.	
97, 8	Man mac mit lîhten sinnen	
	manegen friunt gewinnen.	
	ouch muoz er sîn ein wîser man,	

	der guote friunt behalten kan.	510
83, 5	Swer al die liute affen wil,	
	der wirt vil lihte der affen spil.	
53, 13	Ez ist lützel namen âne schame	
	wan herren unde frouwen name.	
113, 24	Wem sol der wesen guot,	515
	Der an im selbe missetuot.	
83, 6	Swie verre ich reit oder gie,	
	einem tôren kund ich entrinnen nie.	
55, 15	Nu seht daz honec, swie süeze ez sî,	
	dâ ist doch lihte ein angel bî.	520
	des honeges süeze wære guot,	
	wan daz vil wê der angel tuot.	
72, 7	In küneges râte nieman zimt,	
	der guot fürs rîches êre nimt.	
80, 2	Gewalt den witzen angesiget	525
	dâ man rehtes niht enpfliget.	
80, 4	Ist nieman witzic âne guot,	
	so enist der armen keiner fruot.	
83, 11	Ich kan wol gouches tôre sîn,	
	unz ez gât an den schaden mîn.	530
40, 17	Swer rîche ist, ob erz teilen wil,	
	der hât iemer friunde vil.	
29, 6	Armiu hôchvart ist ein spot,	
	rîche diemuot minnet got.	
78, 7	Got hât den wîsen sorge geben,	535
	dâ bî den tôren senfte leben.	
134, 24	Gedinge ist aller werlte trôst,	
	daz si von sorgen werde erlôst.	
99, 15	Minne unde gîtekeit	
	die sint zenpfâhenne bereit.	540
72, 19	Ein fürste der mac wol genesen,	
	wil er ze rehte meister wesen.	
138, 23	Swer dem fuhse mûsen wert,	
	der hât in spîse gar behert.	
42, 21	Armiu schame daz ist ein nôt	545

	diu dicke machet ougen rôt.	
121, 20	Ez seit vil dicke ein gebûr	
	vom andern, ist sîn trinken sûr.	
121, 22	Ich muoz hœren unde sehen	
	und wil doch niemens schaden spehen.	550
37, 2	Mîn selbes sünden ist sô vil	
	daz ich der fremeden niht enwil.	
121, 24	Maneger rüeget selbe sich	
	unde zihet es danne mich.	
121, 26	Ez sprechent genuoge ir selbes schaden:	555
	die füeren ouch daz si hânt geladen.	
44, 5	Ez wænt ein ungetriuwer man,	
	ich künne untriuwe als er si kan.	
85, 9	Ê ich ein tôre wolte sîn,	
	ich lieze ê Rôme, und wære si mîn.	560
89, 22	Swer der frumen hulde hât,	
	der tuot der bœsen lihte rât.	
152, 2	Swenne alle krümbe werdent sleht,	
	sô vindet man ze Rôme reht.	
102, 2	Swie heimlîch man den wîben sî,	565
	dâ ist doch grôziu fremede bî.	
47, 10	Der diep ist bœse nâchgebûr,	
	verzihen ist der loter schûr.	
90, 3	Die bœsen nieman niden sol,	
	den frumen gan ich nides wol.	570
116, 19	Mir ist ze manegen dingen gâch,	
	daz mich geriuwet darnâch.	
83, 9	Swer mit der werlde wil genesen,	
	der muoz eine wîle ein tôre wesen.	
74, 23	Seit ich die wârheit alle zît,	575
	sô funde ich manegen widerstrît.	
	darumbe muoz ich dicke dagen.	
	man mac ze vil des wâren sagen.	
171, 25	Swenne ich gerne liegen wil,	
	sô mache ich süezer rede vil.	580
65, 12	Swer mir ze leide schendet sich,	

daz geriuwet in ê danne mich.
116, 27 Swaz seltsæne ist, daz dunket guot.
und manz den liuten tiure tuot.
123, 2 Swie dicke ein tôre in den spiegel siht, 585
er kennet doch sîn selbes niht.
72, 25 Die fürsten hânt der esel art:
sî tuont durch niemen âne gart.
31, 2 Diu werlt stritet sêre
nâch guote witze und êre. 590
ich weiz wol daz nie werltman
der drîer dinge genuoc gewan.
63, 4 Ez enist niht dinges alsô guot,
man scheltez wol, derz gerne tuot.
82, 8 Wîsiu wort und tumbiu werc 595
diu habent die von Gouchesberc.
92, 9 Die fullenden (?) gernt niht mêre
wan senfte leben ân êre.
83, 27 Swenne ein tôre brîen hât,
so enruochet er wie daz rîche stât. 600
117, 8 Die âne sunnen müezen sîn,
den wære endanke des mânen schîn.
97, 12 Der man ist under friunden gast,
dem heime leides nie gebrast.
dem sælde und êre ist beschert. 605
der ist dâ heime swâ er vert.
55, 19 Ûf minne und ûf gewinne
stânt al der werlde sinne.
noch süezer sint gewinne
danne keiner slahte minne. 610
vil liep sint wîp unde kint, a
gewinne michels lieber sint. b
2, 12 Al diu werlt lôn enphât
von gote als sî gedienet hât.
97, 16 Ich wil mir selben holder sîn
danne mînen besten friunden drîn.
44, 7 Nieman sich versüenen kan 615

mit einem ungetriuwen man.
57, 6 Nieman ritter wesen mac
drîzec jâr und einen tac,
im gebreste ê guotes
lîbes oder muotes. 620
98, 17 Swes muot ûf veile minne stât,
der koufet lîhte missetât.
34, 17 Sünde ich selten koufen wil:
der mac ich hân vergebene vil.
34, 19 Treit ieman süntlichen haz, 625
der vert doch selten deste baz.
51, 15 Alter bringet arbeit,
minne senede herzeleit.
108, 7 Gewoneheit diu ist rîch,
tumben liuten schedelîch. 630
63, 6 Sîn lant nieman schelten sol
noch sînen herren; daz stât wol.
65, 26 Fröude unde herzeleit
nieman mit einander treit.
116, 21 Unrehtiu gæhe schaden tuot, 635
reht gebite diu ist guot.
2, 14 Vil selten iemen missegât,
swer sîniu dinc an got lât.
34, 9 Wir möhten sünden vil versteln,
wolt uns der tiuvel helfen heln. 640
67, 19 Des tiuvels triuwe gât noch für:
ê ieman dienest hin zim verlür,
stüendez über tûsent jâr,
er vergæzes niemer umbe ein hâr.
45, 2 Ein valscher man muoz iemer hân 645
ze frumen liuten bœsen wân.
58, 5 Rost izzet stahel und îsen:
alsô tuot sorge den wîsen.
123, 12 Swer wol redet und übele tuot,
daz ist niht gar getriuwer muot. 650
117, 26 Swâ ein künne stîget,

	daz ander nider siget.	
118, 1	Ez dienet nu mâc mâge	
	ûf gelichen gelt der wâge.	
95, 16	Gemachet friunt ze nôt bestât,	655
	dâ lihte ein mâc den andern lât.	
97, 6	Swâ ein friunt den andern ladet,	
	kumt er dar ze ofte, ich wæne ez schadet.	
105, 5	Herzeliep hât manec man,	
	der doch verniugernet dran.	660
113, 26	Swer sîn selbes vîent ist,	
	derst mîn friunt ze keiner frist.	
58, 7	Sorge machet grâwez hâr:	
	sus altet jugent âne jâr.	
109, 4	Mich dûhte vert vil manegez guot,	665
	daz hiure beswæret mînen muot.	
31, 10	Dirre werlde süeze ist gar	
	der sêle vergift, des nemet war.	
3, 13	Der wille ie vor den werken gât	
	ze guote und ouch ze missetât.	670
136, 3	So daz mære ie verrer fliuget,	
	sô mans ie mê geliuget.	
96, 13	Swie fremede ein friunt dem andern sî,	
	dâ sol doch triuwe wesen bî.	
96, 23	Swer an friunden missetuot	675
	ze langer frist, daz ist niht guot.	
33, 4	Uns ist leider allen nôt	
	nâch sünden die uns got verbôt.	
85, 23	Ezn ist deheiner selbe mê	
	dan einer des ich mich verste.	680
85, 25	Ich weiz wol daz ein ieglich man	
	wol im selben guotes gan.	
104, 11	Sô stæte friundinne niemen hât,	
	er enfürhte doch ir missetât.	
101, 25	Swer liep hât, der wirt selten frî	685
	vor sorgen daz ez unstæte sî.	
118, 5	Swer heizez bech rüeret,	

	meil er dannen füeret.	
78, 9	Ez hât nieman wîsen muot	
	wan der gotes willen tuot.	690
117, 14	Nâch trûren dunket fröude guot,	
	nâch fröuden wê daz trûren tuot.	
117, 10	Swem dicke leit geschiht,	
	dem enwirret trûren nîht.	
117, 12	swem nie herzeleit geschach,	695
	dem ist trûren ungemach.	
56, 5	Des mannes sin	
	ist sîn gewin.	
3, 9	Got rihtet nâch dem muote	
	ze übele und ze guote.	700
47, 20	Der diep ist âne angest niht	
	swâ er vil gerûnen siht.	
61, 5	Swer sich lobet aleine,	
	des êre ist leider kleine.	
61, 3	sich selben nieman loben sol:	705
	swer frum ist, den gelobet man wol.	
53, 21	Nieman sol sine liute lân	
	âne vorhte, wil er êre hân.	
108, 27	Er ist wise, swer den man	
	nâch sinem site halten kan.	710
117, 22	Frô mit ungeræte,	
	diu fröude ist selten stæte.	
108, 9	Bœse gewoneheit	
	machet schaden unde leit.	
33, 10	Swer nach sünden riuwe hât,	715
	des sêle mac wol werden rât.	
78, 5	Sô rîcher künec nie krône getruoc,	
	er enhete doch armer mâge genuoc.	
95, 18	Gewisse friunt, versuochtiu swert	
	die sint ze nœten goldes wert.	720
33, 16	Wie der die sêle tœtet	
	der sich ze sünden nœtet!	
118, 15	Diu geiz kratzet manege zit	

	von weiche unz daz si harte lît:	
	er sol niht sîn ein tumber man,	725
	der senfte leben vertragen kan.	
118, 19	Swer niht sanfte kan geleben,	
	dem mac got wol unsenfte geben.	
106, 18	Nieman alsô rehte tuot	
	daz ez alle liute dunke guot.	730
86, 24	Swer rehte milte wil begân,	
	der muoz gebresten durch milte hân.	
34, 11	Wir solten uns der sünden schamen:	
	nu ist ez gar der werlde gamen.	
114, 17	Daz mer ist tief unde naz,	735
	doch büezet durst ein brunne baz.	
96, 15	Swer mir ze triuwen wirt erkant,	
	den minne ich über daz vierde lant.	
115, 8	Betrogen ist ir aller muot,	
	die sich selben dunkent guot.	740
84, 10	Der tôre sünde niht verbirt	
	unz er im selben unmære wirt.	
58, *13*	Swer alliu dinc besorgen wil,	
	daz ist alles leides zil.	
107, 12	Sô sêre nieman missetuot,	745
	er enwolte doch gerne wesen guot.	
105, 3	Fremede scheidet herzeliep,	
	state machet manegen diep.	
118, 25	Es hœrt ein lôsenære	
	vil lihte leidiu mære.	750
102, 16	Ein man vil maneges êre hât,	
	daz guoten wîben missestât.	
100, 20	Diu wîp man iemer biten sol:	
	ouch stât in rehte verzîhen wol.	
176, 8	Swaz ich her gelebet hân,	755
	daz dunket mich gar missetân.	
	ein lützel mir gevallet wol	
	daz ich noch geleben sol.	
44, 11	Man siht nu leider selten	

	mit triuwen triuwe gelten.	760
97, 20	Der friunt wirdet niemer guot	
	der lobet swaz sîn friunt getuot.	
43, 6	Swer redet nâch des mannes site,	
	der behaltet in dâ mite.	
147, 9	Begraben schatz, verborgen sin	765
	daz ist verlust âne gewin.	
87, 20	Ich sach ie, swaz der arge spart,	
	daz ez darnâch dem milten wart.	
43, 10	Swen genüeget des er hât,	
	der ist rîche, swiez ergât.	770
43, 8	Swen genüeget des in genüegen sol,	
	dem ist mit sîner habe wol.	
90, 17	Ze friunde ich baz behalten kan	
	zwelf frume dann einen bœsen man.	
90, 19	Noch bezzer ist der bœsen haz	775
	danne ir friuntschaft: wizzet daz.	
	swann ich der bœsen hulde hân,	
	sô hân ich etewaz missetân.	
90, 23	Man sol hân mit den besten pflicht,	
	die bœsen hœren und volgen niht.	780
40, 21	Swer sich ze einem rîchen man	
	gesellet, der verliuset dran.	
90, 15	Der bœse niemer sol verstân	
	wie sich der frume muoz begân.	
40, 23	Arme unde rîche	785
	suochent ir gelîche.	
103, 25	Swer wîben sprichet valschiu wort,	
	der hât fröuden niht bekort.	
61, 15	Ein ieglich man wol lop vertreit,	
	schelten ist in allen leit.	790
94, 1	Trunkenheit ist selten guot:	
	si tobet und velschet wîsen muot.	
	si ist ein roup der tugende gar,	
	si ist tôdes bilde, nemet es war.	
47, 22	Swer eine kleine diube tuot,	795

	der stæle ouch lihte ein grœzer guot.	
99, 11	Minne blendet wisen man	
	der sich vor ir niht hüeten kan.	
99, 9	Minne lêret manegen man	
	sô lange unz er ir niht enkan.	800
84, 14	Den tôren dunket selten guot	
	swaz ein wîse man getuot.	
84, 16	Swer sîne tumpheit überstrebet,	
	der hât guoten tac gelebet.	
31, 6	Zer werlde mac niht süezers sîn	805
	danne ein wort, daz heizet mîn.	
54, 6	Swer tugende hât, derst wol geborn;	
	âne tugent ist edele gar verlorn.	
110, 9	Vil dicke mir dâ liep geschach	
	dâ ich mich liebes nie versach.	810
	manegem ouch dâ leit geschiht	
	dâ er sich leides niht versiht.	
52, 14	Sô junc ist nieman noch sô alt,	
	der sîn selbes habe gewalt.	
113, 14	Möht ich mir selben widersagen,	815
	sô müeste ich mînen vîent tragen.	
113, 16	Möht ich mir selben angesigen,	
	sô hete ich mîn nôt gar überstigen.	
63, 8	Nieman mac sich lügen erwern	
	noch vor schelten wol ernern.	820
57, 4	Maneger rechent des andern guot,	
	der selten wol mit sînem tuot.	
33, 2	zer werlde niht geschaffen ist	
	daz stæte sî ze langer vrist.	
176, 14	Ein valscher trôst hât uns vergeben:	825
	wir wænen alle lange leben.	
44, 15	Swâ man eine untriuwe begât,	
	dâ ist ouch ander missetât.	
38, 11	Swâ sünde ist âne riuwe,	
	diu ist alle zît vor got niuwe.	830
90, 1	Swer den biderben und den bœsen hât	

	geliche, daz ist missetât.	
119, 2	Niuwer dinge fröuwet sich	
	ein ieglich man, sô tuon ich mich.	
147, 7	Swâ schaz wider schatze broget,	835
	die machent lîhte rîchen voget.	
178, 12	Der tôt ist ein hôchgezît	
	die uns diu werlt ze jungest gît.	
84, 12	Swer dem tôren sünde wert,	
	der hât im die sêle ernert.	840
169, 18	Swie dicke gote wirt gelogen,	
	er ist doch iemer unbetrogen.	
169, 16	den niemen kan betriegen,	
	dem sol ouch nieman liegen.	
34, 5	Der rüeget des andern missetât	845
	der selbe hundert grôzer hât.	
115, 6	Ez dunket manegen tumben man	
	diu kunst diu beste die er kan.	
104, 16	Wîbes schœne manegen hât	
	verleit ûf grôze missetât.	850
45, 10	Nieman eine wunden mac	
	verheilen, dâ enschîne der slac.	
61, 13	Swer lop in sînem lande treit,	
	daz ist diu grœste werdekeit.	
42, 25	Hânt arme liute bœse site,	855
	si verderbent sich dâ mite.	
45, 8	Valschiu friuntschaft	
	diu enhât niht triuwen kraft.	
113, 2	Mit fremede niemen wirt erkant	
	weder liute noch daz lant.	860
138, 1	Swie man vert den hunden mite,	
	si hânt doch iemer hundes site.	
170, 14	Funde ich veile einen îsenhuot	
	der für lügene wære guot,	
	und einen schilt für schelten,	865
	den wolte ich tiure gelten,	
170, 20	und einen turn für trûren.	

den wolte ich hôhe mûren.
145, 21 Ez ist den vogelen ein grôz gebrest,
alliu jâr ein niuwe nest. 870
45, 4 Ez fliuzet manegen liuten vals
âne kupfer durch den hals.
11, 13 Man siht ûzen manegen glanz
der innen valsch ist und niht ganz.
138, 15 Bi hunden und bi katzen 875
was ie bîzen und kratzen.
47, 2 Ein ieglich diep weiz vil wol
wie er der diube louken sol.
104, 20 Man siht manege schœne,
die doch ist vil hœne. 880
144, 9 der gouch der ist ein schœne vogel
und ist doch bœse und dar zuo gogel.
79, 15 Wîsheit überwindet übel:
alsô twinget vaz der tübel
daz es niht rinnet zaller zît; a
witze scheidet manegen strît. b
138, 21 Als sich der fuhs mûsens schamt, 885
sô hæter gerne ein hœher amt.
119, 8 Ich gesach nie guoten bolz
âne vedern und âne holz.
171, 3 Ein ieglich man ze schirme hât
lügene für sîne missetât. 890
52, 4 Hânt alte liute jungen muot,
die jungen alten, deist niht guot.
171, 5 Swer setzet ungewissiu phant,
der muoz liegen sâ zehant.
171, 7 Der schilt wert deheine frist 895
der für lügene gemachet ist.
100, 4 Ist ein schœne wîp getriuwe
der lop sol wesen niuwe.
56, 17 Swelch man ist des guotes kneht,
der hât iemer schalkes reht. 900
56, 15 nieman der ze herren zimt

der sîn guot ze herren nimt.
73, 24 Maneger lebet mit êren
dem ich daz hœre verkêren:
nieman doch gevelschen mac 905
gotes wort und liehten tac.
55, 3 Ein blinde gæbe sîn grîfen niht
umbe daz sîn beste friunt gesiht.
119, 10 Nieman ist sô wol geschehen
ern süle doch zer erden sehen. 910
39, 20 Swer valsche bîhte tuot,
dem wirt der ablâz selten guot.
2, 6 Gote ist niht verborgen vor:
er siht durch aller herzen tor.
119, 14 Ein ieglîch man vermiden muoz 915
den distel, gât er barfuoz.
60, 13 Nieman mac ze langer zît
grôz êre haben âne nît.
119, 16 Wer ist nâhe oder verre
dem niht arges werre? 920
148, 2 Er enist niht vollen karc,
swer nimt den pfenninc für die marc.
120, 7 Unkrût wahset âne sât,
sô schœnem korne missegât.
108, 11 Ein ieglîch kint sich dâ nâch sent. 925
als ez diu muoter hât gewent.
120, 9 Swer niht baz gevaren mac,
der vert die naht und lât den tac.
72, 15 Ein wîser herre gerne hât
wîte friunt und engen rât. 930
56, 11 Swer rîchet an dem guote,
der armet an dem muote.
92, 11 Wie sol des lasters werden rât
der sîn êre ze laster hat.
112, 5 Dem ist wê der maneges gert 935
und in der nieman eines gewert.
73, 2 Manger durch sîne missetât

sînes knehtes kneht ze herren hât.
89, 6 Man merket nu daz bœste gar
und nimt des besten lützel war. 940
61, 25 Swaz man lobet an dem man,
dâ kêrt er sînen vlîz an.
115, 2 Ein man den nüschel kêre
als in daz weter lêre.
89, 24 Den frumen man iemer loben sol: 945
sô tuot er deste gerner wol.
den bœsen nieman sol vertragen,
man sol in doch ir laster sagen.
120, 17 Nieman ist sô vollekomen
daz er dem wandel si benomen. 950
100, 12 Swâ wîp durch minne missetete,
daz kam von der manne bete.
ein man ouch missetæte,
der in sô tiure bæte.
120, 21 Ich wæne daz iht bettes sî, 955
da ensî ein bœsiu veder bî.
120, 27 Swelch wise ist gemeine,
der gras ist gerne kleine.
118, 23 Swer fliegen müge, der fliege alsô:
weder ze nider noch ze hô. 960
136, 9 Verstolniu wazzer süezer sint
danne offen wîn, des jehent diu kint.
96, 25 Erst tump, swer triuwe suochet
dâ man ir niht enruochet.
52, 8 Swâ man lobet die alten site, 965
dâ schiltet man die niuwen mite.
40, 19 Der richtuom ist von sælden niht
dâ von nieman guot geschiht.
121, 2 Swâ daz fiur ist bi dem strô,
daz brinnet lihte, kumt ez sô. 970
106, 10 swâ wip und man sament sint, a
sie machent lihte daz dritte, ein kint. b
47, 4 Unsanfte kan ein diep verheln

	vor dem andern der ouch kan steln.	
92, 13	Von rehte des mannes êre stât	
	dar nâch als er sich selbe hât.	
90, 5	Swer den frumen übele hât,	975
	den bœsen wol, deist missetât.	
90, 27	Ein bœser man ungerne siht	
	swâ dem frumen guot geschiht.	
56, 13	Daz guot mac wol heizen guot	
	dâ man mite rehte tuot.	980
109, 24	Erde und wazzer nider swebet,	
	Fiur und luft ze berge strebet.	
121, 4	Schade schimpf ist dicke leit	
	und lasterlichiu wârheit.	
86, 14	Dem milten tuot verzîhen wê,	985
	doch schamet sich der bitende ê.	
88, 25	Swâ der bœse wirt erkant,	
	dâ schiuhet man in sâ zehant.	
88, 27	Ein bœse man unsanfte treit	
	êre und grôze rîcheit.	990
171, 11	Swer sich koufes wil begân,	
	der muoz sîn wârsagen lân.	
60, 7	Swâ ein dorf ist âne nît,	
	ich weiz wol daz ez œde lît.	
96, 27	Swer sich habet an den dorn	995
	so er vellet, der hât zwir verlorn:	
	swer ungetriuwen friunden klaget	
	sîn leit, daz wære baz verdaget.	
135, 14	Diu nezzel schiere wirt erkant,	
	der si nimt in blôze hant.	1000
120, 25	Vil manic schœne bluome stât,	
	diu doch vil bitter wurzel hât.	
61, 17	Swer die werlt mit êren hât,	
	deist ze lobenne, ob er si lât.	
42, 23	Armuot mit werdekeit	1005
	Daz ist verborgen herzeleit.	
62, 22	Man sol vergebene gâbe niht	

	schelten, des doch vil geschiht.	
88, 1	Swie argen muot der arge truoc,	
	er dûhte sich doch milte genuoc.	1010
65, 6	Herzelieber friunde zorn	
	der wirt schiere verkorn.	
44, 21	Ich hœre genuoge liute klagen	
	der triuwen münze sî verslagen.	
178, 2	Manic man erstirbet	1015
	dar nâch als er wirbet.	
	der niemer übele ersturbe,	a
	ob er rehte wurbe.	b
116, 3	Die liute kan ich ûzen spehen.	
	ich enmac niht in ir herze sehen.	
67, 25	Den sâmen kan der tiuvel geben:	
	man velschet alliu rehtiu leben.	1020
64, 24	Swer in zorne frâget wer er sî,	
	dâ sint niht guoter witze bî.	
23, 11	Swie wê dem menschen geschiht	
	er geloubet doch dem andern niht.	
5, 5	Swer niht rehte mac geleben,	1025
	der sol doch nâch rehte streben.	
78, 23	Frâge und wîsiu lêre	
	die füegent michel êre.	
142, 13	Der pfâwe diebes sliche hât,	
	tiuvels stimme und engels wât.	1030
129, 25	Ein ieglîch dinc von banden strebt	
	daz gevangenlîche lebt.	
100, 26	Ein sinnec wîp mit reinen siten	
	die endarf nieman lasters biten.	
61, 19	Swes ist ze lützel oder ze vil,	1035
	newederz ich dâ loben wil.	
33, 20	Swer ze sünden sælde treit,	
	deist diu grœste unsælekeit.	
121, 12	Dar umbe hât man bürge	
	daz man die armen würge.	1040
78, 11	Die wîsen werdent gotes kint,	

die andern alle tôren sint.
121, 14 Swelch hûs mê wirte hât
dan einen, daz hûs zergât.
93, 14 Unrehtiu heimelîche 1045
tuot nieman êren rîche.
117, 20 Man sol bî fröuden wesen frô,
bî trûren trûrec, kumt ez sô.
109, 14 Ez sint vier gotes geschaft,
der leben diu sint wunderhaft: 1050
salamandra spîset sich
mit fiure, daz ist wunderlich;
gamâliôn des luftes lebet,
der herinc wazzers swâ er swebet;
der scher sich niuwan der erden nert: 1055
sus ist den vieren ir nar beschert.
121, 16 Vil manic laster in vergât
der sîne nâchgebûren willic hât.
169, 24 Man vert mit lügene durch daz lant,
her wider niht, wirt er bekant. 1060
117, 18 Ein ieglîch zît hât sîne zît:
leit nach fröuden trûren gît.
79, 7 Daz nieman wîsheit erben mac
noch kunst, daz ist ein grôzer slac.
112, 21 Reinez herze und reiner muot 1065
diu sint in allen warten guot.
61, 23 Man hœret nu vil manegez loben
daz man ê hete für ein toben.
122, 17 Dar umbe sint gedanke frî
daz diu werlt unmüezic sî. 1070
101, 1 Ez minnent genuoge unminne:
der sin ist von unsinne.
32, 23 Swie grôz der werlde fröude sî,
dâ ist doch tôdes vorhte bî.
92, 21 Den strît sol ich gerne lân 1075
des ich schaden und laster hân.
91, 4 Dem argen herzeleit geschiht,

so er geben muoz oder geben siht.
sô ist des milten herzeleit,
swenner ieman iht verseit. 1080

44, 9 Sich süenent valsche liute
ûzerhalp der hiute.

3, 11 Swaz der mensche begât,
got rihtet als daz herze stât.

75, 6 Vil selten âne riuwe ergât 1085
unerkantiu hîrât.

87, 12 Diu milte ist von tugende niht
diu durch fremeden rât geschiht.

92, 7 Nieman hât ân arbeit
wîstuom êre grôz rîcheit. 1090

31, 12 Der werlde ist niht mêre
wan liute guot und êre.

139, 7 Swer sich kratzet mit dem bern,
dem muoz sîn hant vil dicke swern.

142, 7 Der esel und diu nahtegal 1095
singent ungelichen schal.

84, 2 Ein tôre næme des gouches sanc
für der süezen harpfen klanc.

50, 12 Der niuwe beseme kêret wol
ê daz er stoubes werde vol. 1100

108, 15 Den bœsen vazzen niemen mac
benemen wol ir êrsten smac:
die site ein man unsanfte lât
der er von jugent gewonet hât.

53, 7 Maneger hât der êren amt, 1105
der sich doch der êren schamt.

145, 19 Mich dunket, er sî iulenslaht
swer für den tac nimt die naht.

82, 18 Vindet ein tôre niuwe site,
dem volgent alle tôren mite. 1110

82, 20 Der tumbe hât gesellen vil
die wîle er tôre wesen wil:
swenne er mêret witze kraft,

	sô minret sîn gesellesehaft.	
116, 15	Der bluomen næme niemen war,	1115
	wærens alle gelîche gevar.	
118, 11	Swer linden belzet ûf den dorn,	
	der hât ir beider reht verlorn.	
100, 16	Ein wîp wirt in ir herzen wert,	
	swenne ir der besten einer gert.	1120
	ein man wirt tiurer danne er sî,	
	gelît er hôher minne bî.	
98, 13	Rehtiu minne fröude hât,	
	sô veiliu minne trûric stât.	
100, 24	Verzîhen ist der frouwen site:	1125
	in ist doch liep daz man sî bite.	
99, 3	Minne und tanz hânt den ruom:	
	ieglîcher wænt daz beste tuon.	
108, 25	Swer wol gebadet und wol gebet,	
	daz gerou in selten, swer daz tet.	1130
82, 10	Bî rede erkenne ich den tôren,	
	den esel bî den ôren.	
89, 4	Swie bœslich ieman hât getân,	
	er wil doch sînen bœsern hân.	
122, 19	Swer sich mit eiden fristet,	1135
	der hât mich überlistet.	
81, 3	Salomôn witze lêrte,	
	Marolt daz verkêrte:	
	den site hânt noch hiute	
	leider genuoge liute.	1140
122, 9	Ein gebûr genuoc êren hât	
	der vor in sînem dorfe gât.	
107, 2	Swer übel wider übel tuot,	
	daz ist menneschlicher muot.	
	swer guot wider übel tuot,	1145
	daz ist götelicher muot.	
	swer übel wider guot tuot,	
	daz ist tiuvelicher muot.	
143, 7	Karadrius ein vogel ist,	

	des sinne gânt für mannes list:	1150
	swelhen siechen er gesiht,	
	dem enwirret schiere niht;	
	swelch sieche niht genesen kan,	
	den gesiht er niemer an.	
6, 17	War umbe ein mensche sî verlorn,	a
	daz ander sî ze genâden erkorn,	b
	swer des frâget, deist ze vil.	c
	got mac und sol tuon swaz er wil.	d
	swaz got mit sîner geschephede tuot,	e
	daz sol uns allez dunken guot.	f
	waz mac der haven gesprechen,	1155
	wil in sîn meister brechen?	
	noch minre muge wir wider got	
	sprechen, kumt uns sîn gebot.	
78, 15	Sîn selbes sin er mêret	
	der wîsheit gerne lêret.	1160
2, 7	Ez sî übel oder guot,	
	swaz ieman in der vinster tuot	
	oder in dem herzen wirt erdâht,	
	daz wirt doch gar ze liehte brâht.	
34, 21	Sünde ist süeziu arbeit:	1165
	si gît doch nâch liebe leit.	
122, 23	Sô grôziu witze ist niemen bî	
	daz er wizze wie er geschaffen sî.	
	nu sehet in spiegel tûsent stunt:	
	ir werdet iu selben niemer kunt.	1170
119, 22	Dehein leben ist sô frî	
	daz gar âne urliuge sî.	
113, 20	Mich lieze wol diu werlt genesen,	
	wolt ich mir selbe genædec wesen.	
2, 18	Der werlde drouwe unde ir zorn	1175
	ist hin ze gote gar verlorn.	
	man muoz im flêhen unde biten;	
	er enfürhtet niemens unsiten.	
123, 6	Swer berlîn schüttet für diu swin,	a

diu mugen niht lange reine sîn. b
108, 1 Dehein boge sô guot ist,
man müge in spannen unz er brist. 1180
123, 8 Vil lîhte zerret sich der sac,
sô dar în niht mêre enmac.
115, 22 Swaz mîn ouge rehte ersiht,
daz weiz ich unde wæne es niht.
ich wæne maneges daz man seit, 1185
unz ich ervar die wârheit.
116, 1 Wænich unde entrûwes niht,
die habent mit den tôren pfliht.
141, 11 Ez hât selten wîsiu mûs
den fuhs gebeten hin ze hûs. 1190
141, 19 Die frosche tuont in selben schaden,
welnt si den storc ze hûse laden.
141, 21 Die wîsen kunnen wol verstân
waz ich tôre gesprochen hân.
124, 3 Swie man ze walde rüefet, 1195
daz selbe her wider güefet.
4, 26 Wir geheizen alle gote mê
dann iemer mit den werken ergê.
30, 21 Im selben nieman angesiget
wan der der werlde sich bewiget. 1200
49, 21 Der schale mit valle niget
swanne er ze hôhe stîget.
137, 19 Swie dicke ein wolf gemünchet wirt,
diu schâf er drumbe niht verbirt.
41, 8 Sô swache liute werdent rîch, 1205
so ist niht sô unvertregelich.
52, 2 Die alten senent sich nâch der jugent,
die jungen wünschent alter tugent.
106, 2 Mit pfaffen und mit wîben
sol nieman schelten trîben. 1210
35, 4 Swer mit sünden sî geladen,
der sol in herzeriuwen baden.
40, 15 Man sol sich gerne erbarmen

	über die edeln armen.	
98, 11	Swâ man minne veile treit,	1215
	dâ koufent gouche unsælekeit.	
22, 2	Swie liep der mensche lebendic sî,	
	er ist doch nâch tôde unmære bî.	
50, 8	Swâ man dienest für dienest hât,	
	dâ sol man dienen; deist mîn rât.	1220
	swâ sô dienest wirt verlorn,	
	dâ wære dienest baz verborn.	
142, 19	Die gîre fliegent gerne dar	
	dâ si des âses werdent gewar.	
123, 16	Schœniu wort enhelfent niht	1225
	swâ der werke niht geschiht.	
176, 24	Sô der man niht mê geleben mac,	
	sô gæberz rîche umb einen tac.	
101, 19	Noch senfter wære ein igels hût	
	an dem bette danne ein leidiu brût.	1230
101, 21	Ein leider man ist swærer bî	
	guoten wîben danne ein blî.	
123, 20	Sich hebet manic grôzer wint	
	des regene doch vil kleine sint:	
	man hebet manege sache hô	1235
	diu doch gelît mit kleiner drô.	
123, 18	Des mannes werc erzeigent wol	
	wes man im getrûwen sol.	
124, 1	Ich wil armen wârsagen	
	selten mînen kumber klagen.	1240
47, 14	ich wil ouch mînes schatzes niht	
	verbergen daz ez der diep siht.	
5, 7	Got niht unvergolten lât	
	swaz ieman guotes begât.	
	dekeiner slahte missetât	1245
	ungerochen ouch bestât.	
117, 2	Sô guotes ich niht erkenne,	
	mich verdrieze es etewenne.	
118, 21	Wol im der dâ bûwet wol,	a

	dâ er doch iemer wesen sol.	b
176, 26	Hete ich hie swaz ich wolte hân,	
	daz müeste ich doch ze jungest lân.	1250
112, 13	Swer welle daz ich in gewer,	
	der sol ouch tuon des ich ger.	
86, 20	Milte machet werdiu lant,	
	von obeze wirt der boum erkant.	
62, 24	Swes leben ich schilte, der schilt daz mîn,	1255
	unz daz wir beide schuldic sîn.	
18, 4	Von winden wunders vil geschiht,	
	die nieman grîfet noch ensiht.	
33, 8	Swer sündet âne vorhte,	
	daz ist der verworhte.	1260
40, 13	Swâ rîcher man gewaltic sî,	
	dâ sol genâde wesen bî.	
34, 23	Dem sünde wirt ze buoze geben,	
	der möhte iemer gerne leben.	
124, 7	Ich missevalle manegem man	1265
	der mir ouch niht gevallen kan.	
5, 11	Gotes gebot niht übergât	
	wan der mensche den er geschaffen hât.	
129, 23	Swer zwêne wege welle gân,	
	der muoz lange schenkel hân.	1270
124, 13	Ich enkan mit allen sinnen	
	mir selben nicht entrinnen.	
	ich entrunne gerne, wiste ich war:	
	nu bin ich mensche swar ich var.	
85, 27	Manec tôre sêre gâhet	1275
	dâ im sîn schade nâhet.	
135, 12	Ein man muoz mit den liuten wesen:	
	mit wolven nieman mac genesen.	
31, 24	Swer hie ûf erden rehte tuot,	
	daz dunket ouch dâ ze himele guot.	1280
113, 9	Swer merket waz er hât getân,	
	der lât mich sîne hulde hân.[1])	

[1]) 1281—2 gehören wahrscheinlich zwischen 144 und 147, vgl. unten.

72, 1	Lant und liute geirret sint	
	swâ der künec ist ein kint	
	und sich die fürsten flîzent	a
	daz si fruo enbîzent.	b
	dâ wirt selten wol geriht;	c
	Salomôn des selben giht.	d
31, 20	Got nieman des engelten lât,	1285
	ob er der werlde hulde hât.	
59, 4	Swer sant und ouch der sternen schîn	
	wil zeln, der muoz unmüezic sîn.	
81, 23	Der wîsen und der tumben strît	
	hât gewert nu manege zît.	1290
	er muoz ouch noch vil lange wern:	
	man mac ihr beider niht enbern.	
138, 13	Daz zwêne hunde ein bein nagen	
	âne grînen, daz hœre ich selten sagen.	
120, 23	Manec dorn schœne bluomen birt.	1295
	des stechen doch vil sêre swirt.	
81, 27	Swer verdient der tôren haz,	
	den hânt die wîsen deste baz.	
68, 2	Der mich und al die werlt geschuof,	
	der hœrt gedenke sam den ruof.	1300
	der tiuvel weiz gedenke niht	
	wan als er an den werken siht.	
141, 15	Man siht selten rîchez hûs	
	âne diep und âne mûs.	
124, 9	Swer übel von dem andern reit,	1305
	des wirt im zwir mê geseit.	
	ob sîn ze guote wirt gedâht,	
	daz wirt niht halbez ze ôren brâht.	
53, 19	Swer âne vorhte wirt erzogen,	a
	an dem ist alliu tugent betrogen.	b
48, 5	Swâ die rihtære habent phliht	c
	mit dieben, des doch vil geschiht,	d
	des mac der diep geniezen wol,	e
	sô man in verteilen sol.	f

21, 17	Dehein boum bœser obez treit	
	danne diu bœse menscheit.	1310
115, 18	Sô dicker mûren sint niergen dri,	
	in gedenke wol durch sî.	
111, 8	Al diu werlt niht geahten mac	
	des obezes und des krûtes smac.	
119, 18	Swaz ûf erden frumes ist,	1315
	daz muoz fürhten mannes list.	
	sô tuot dem manne herzeleit	
	daz bœste daz diu erde treit.	
146, 3	dem lewen wolte ich fride geben,	a
	liezen mich die flœhe leben.	b
146, 15	Swer slangen hecken lêret,	
	von rehte er in sêret:	1320
	von rehte ez ûf in selben gât,	
	der dem andern râtet valschen rât.	
171, 21	Ezn wart nie man sô wol gezogen,	
	im enwære leit, wurd er betrogen.	
59, 22	Dem lîbe hilfe ich allen tac,	1325
	dem nieman doch gehelfen mac:	
	die sêle lâze ich under wegen;	
	daz hulfe, woltir ieman pflegen.	
143, 17	Swaz man den gouch gelêret,	
	sînen sanc er niht verkêret.	1330
124, 19	Swen hungert, ist er wæte blôz,	
	so enwart nie siechtuom alsô grôz.	
128, 10	Swaz wir noch fröuden hân gesehen,	
	daz ist uns als ein troum geschehen.	
69, 21	Die uns guot bilde solten geben,	1335
	der velschent genuoge ir selber leben.	
123, 4	Erst tump, swer lieben sâmen	
	sæt in starke brâmen.	
125, 15	Swaz mit varwe ist überzogen,	
	dâ wirt ein kint lîhte an betrogen.	1340
125, 19	Ich hân vil manegen man erkant	
	der golt suochte und kupfer vant.	

125, 13 Erst tump, swer sîner kinde brôt
den fremden gît in hungers nôt.
118, 13 Die kletten und der hagendorn 1345
die tuont gæhen liuten zorn.
29, 8 Hôchvart verderbet alle tugent,
sô zieret zuht die edeln jugent.
82, 2 Swer lebet nâch der wîsen site,
der verliuset die tôren mite. 1350
111, 14 Ich wæne ieman sô rîche lebe,
ern geheize mê danne er gebe.
169, 22 Ein man wol al die werlt betrüge,
wolde man gelouben sîner lüge.
21, 27 Swie wir den lîp hie triuten, 1355
er muoz doch von den liuten.
51, 23 Swer dem alter und der jugent
ir reht behaltet, deist ein tugent.
44, 25 Swer stæte an unstæte ist,
dâ ist ouch ander valscher list. 1360
101, 27 Sîn herze dicke trûric stât,
der ungetriuwez liep hât.
123, 26 Swer fürhtet donres blicke,
der muoz erschrecken dicke.
137, 15 Swâ der wolf gerihtes pflege, 1365
dâ gên diu lember von dem wege.
143, 13 Des valken dinc niht rehte stât,
swann er ze fuoze nâch spîse gât.
139, 17 Swâ der ohse die krône treit,
dâ hânt diu kelber werdekeit. 1370
72, 11 Der fürsten herze unde ir leben
erkenne ich bî den râtgeben:
der wîse suochet wîsen rât,
der tôre sich nâch tôren hât.
126, 7 Wart ie edel kint gelîch 1375
dem stiefvater, daz ist wunderlîch.
47, 6 Da enhilfet niht der friunde heln
dâ mich die vînde sehent steln.

110, 3	Swâ man den esel krœnet,	
	dâ ist daz lant gehœnet.	1380
49, 15	der ougenschale endienet niht	
	niuwan dâ ez der herre siht.	
125, 11	Vil dicke frô houbet stât	
	an satem bûche, swer den hât.	
177, 25	Maneger îlet hin ze grabe	1385
	rehte als er sich versûmet habe.	
	daz gâhen daz ist âne nôt:	
	er læge wol müezeclîche tôt.	
84, 18	Dem tôren nieman slege wert	
	wan der in ouch hin wider bert.	1390
41, 18	Die gîtegen und die rîchen	
	sol man zem mer gelîchen:	
	swie vil zem mer wazzers gê,	
	ez hete doch gerne wazzers mê.	
41, 22	Diu wazzersuht und daz mer	1395
	hânt für durst keine wer.	
35, 10	Swie grôz sî iemens missetât,	
	got dannoch mêre genâden hât.	
35, 8	Swâ got die wâren riuwe siht,	
	dâ wirt alliu sünde ein niht.	1400
74, 21	Lîp sêle êre unde guot	
	deist allez lêhen swie man tuot.	
74, 19	ezn hât nieman eigenschaft	
	niuwan got mit sîner kraft.	
108, 3	Swem die sternen werdent gram,	1405
	dem wirt der mâne lîhte alsam.	
108, 5	Ich enfürhte niht des mânen schîn,	
	wil mir diu sunne genædic sîn.	
146, 19	Swem gæhes boten nôt geschiht,	
	der bedarf des snecken niht.	1410
146, 21	Der snecke und der regenwurm	
	die hânt vil selten grôzen sturm.	
137, 21	Swâ der boc den wolf bestât,	
	dâ weiz ich wol werz bezzer hât.	

82, 6	Swaz an den tôren wandels si,	1415
	dâ bezzern sich die wisen bi.	
63, 18	Wir schelten alle ein ander leben,	
	unz daz wir in den hœnden sweben.	
177, 3	Zer werlde ich blôz komen bin,	
	si enlât ouch mich niht füeren hin.	1420
177, 1	Zer werlde komen wir âne wât,	
	in swacher wæte ouch sî uns lât.	
55, 5	Vil maneger hât der ougen niht,	
	des herze doch vil wol gesiht.	
120, 13	Ich weiz wol waz dem geschiht	1425
	der daz bœste merket, daz beste niht.	
120, 15	Ich wæne kein unmâze sî,	
	da ensî ein ander unmâze bî.	
126, 1	Der koufman dran verliuset	
	der glas für rubîn kiuset.	1430
126, 3	Swer eine hundes hût ersiht	
	für zobels balc, des ist doch niht.	
21, 7	Mir ist von manegem manne geseit,	
	er pflege grôzer heilekeit:	
	als ich in sach, sô dûhte mich,	1435
	er wære ein mensche alsam ich.	
118, 7	Swer sich ze kletten mischet,	
	unsanfte ers abe wischet:	
	nieman frumer mische sich	
	ze bœsen liuten, daz râte ich.	1440
126, 9	Swâ kunst ist âne bescheidenheit,	
	daz ist verlorn arbeit.	
143, 15	Des gouches sanc ist niender wert	
	wan dâ man bezzers niht engert.	
108, 13	Swer sin kint niht ziehen kan,	1445
	daz ziuht vil lîhte ein lantman.	
3, 1	Got hât allen dingen geben	
	die mâze wie sî solten leben.	
117, 6	Der sumer wurde unmære,	
	ob er zallen zîten wære.	1450

135, 4	Gedinge grœzer fröude gît	
	danne uns gebe diu sumerzît.	
117, 4	Man mac aller hande spil	
	trîben unz sîn wirt ze vil.	
31, 8	Zer werlde niht sô süezes ist,	1455
	sin beträge ze langer frist.	
126, 15	Diu glocke muoz den klüpfel hân,	
	sol sî grôzen dôn begân.	
93, 6	Ros schilt sper hûbe unde swert	
	diu machent guoten ritter wert.	1460
93, 4	Êre und alliu werdekeit	
	sint âne volleist hin geleit.	
90, 9	Als ein frum man missetrit,	
	so erschreckent im alliu sîniu lit.	
52, 24	Schame deist ein grôziu tugent:	1465
	sî bezzert alter unde jugent.	
71, 13	Waz frumt daz ouge einem man	
	dâ mite er niht gesehen kan.	
126, 11	êre âne nuz ist dem gelîch;	
	sô sint âne êre genuoge rich.	1470
49, 19	Slüffe ein schalc in zobels balc,	
	wær er iemer drinne, erst doch ein schalc.	
54, 22	Swer blinden winket, deist ein gouch,	
	mit stummen rûnet, derst ez ouch.	
22, 4	Sô schœne ist nieman noch sô wert,	1475
	er enwerde daz sîn nieman gert.	
126, 5	Niemen kan gemachen	
	von baste scharlachen.	
104, 26	Swie dicke diu wip underligent,	
	den mannen si doch angesigent.	1480
126, 23	Sô übele nieman ist getân,	
	ern habe doch zer schœne wân.	
111, 12	Swaz ieman wunders hât vernomen,	
	des wolter gerne zende komen.	
121, 18	Swer mit êren wil genesen,	1485
	der muoz nâch sînen gebûren wesen.	

59, 6	Zen siechen hœrt der arzât,	
	die gesunden hânt sîn guoten rât.	
59, 10	Ein siecher arzât nerte sich	
	michels gerner danne mich.	1490
59, 8	Arzâte gelîche hellent,	
	sô glocken gelîche schellent.	
70, 18	Wie mac mir der gelouben iht	
	der im selben geloubet niht.	
147, 15	Dem hürtære wirt des hordes niht	1495
	wan ob er in weiz unde siht.	
69, 5	Driu dinc niht gesaten kan,	
	die helle, fiur, den gîtegen man;	
	daz vierde gesprach noch nie „genuoc“,	
	swie vil man im zuo getruoc.	1500
71, 11	Wê dem ougen daz gesiht	
	eime andern und im selben niht.	
71, 17	Swer daz fiur erkenne,	
	der hüete dazz in niht brenne.	
146, 13	Ein pfrille ist bezzer ûf den tisch	1505
	dann in dem wâge ein grôzer visch.	
145, 22[a]	Man siht bî dem neste wol	
	wie man den vogel loben sol.	
147, 19	Hete der wolf pfenninge,	
	er funde guot gedinge.	1510
147, 21	Man lieze wolve und diebe leben,	
	möhten si guot mit vollen geben.	
114, 15	Diu güsse machent grôzen duz	
	und hânt darnâch kleinen fluz:	
114, 13	maneger schallet zeiner frist,	1515
	daz er iemer deste krenker ist.	
138, 3	Ein rindes schenkel næme eiñ hunt	
	für rôtes goldes tûsent pfunt.	
50, 22	Vil dicke âne reht zergât	
	swaz unreht gewunnen hât.	1520
171, 23	Lügene scheidet friunde vil	
	swâ man lügen gelouben wil.	

107, 22	Sî jehent, swâ daz lihter sî,	
	dâ sî ouch daz bœser bî.	
107, 24	Manec man grôze arbeit	1525
	unbetwungen sanfte treit,	
	diu in diuhte swære,	
	ob ers betwungen wære.	
71, 07	Diu kerze lieht den liuten birt	
	unz daz sî selbe zaschen wirt.	1530
71, 09	Genuoge gæbe lêre gebent,	
	die selbe ungæbeclîche lebent.	
71, 19	Swer niht kan von der erden sagen,	
	der mac der himele wol gedagen.	
110, 7	Liep beginnet leiden,	1535
	sô sî sich wellent scheiden.	
114, 23	Swer sîn golt an bare hût	
	spannet, dem ist ez ze trût.	
53, 5	Swer lebt ân êre und âne scham,	
	der enruochte wær al der werlde alsam.	1540
138, 25	Der fühse müeste minre sîn,	
	wæren die zagele guldîn.	
122, 7	Den gebûren schadet, sint sî rîch,	
	wirt in der voget ze heimelîch.	
175, 24	Swie die liute wurben,	1545
	sî lebeten unz sî sturben;	
	und swie sî noch gewerbent,	
	sî sorgent unz sî sterbent.	
134, 18	Ich lâze mich nieman rouben	
	mînes rehten gelouben;	1550
134, 20	mich enkan ouch nieman bringen	
	von guoten gedingen.	
33, 22	Swer sünden buoze in alter spart,	
	der enhât die sêle niht wol bewart.	
119, 21	Dehein urliuge sô nâhe gât	1555
	als daz ein man dâ heime hât.	
146, 5	Diu mucke muoz sich sêre müen,	
	wil sî den ohsen überlüen.	

122, 27 Swer sich besiht in spiegelglase,
den dunket krump sîn selbes nase. 1560
101, 15 Als ein unwîp missetuot,
sô spriche ich guoten wîben guot.
ein reine wîp hât reinen lîp:
den hât selten ein unwîp.
35, 6 Riuwe ist aller sünden tôt: 1565
sus kument die sündære ûzer nôt.
147, 23 Swer den pfenninc liep hât
ze rehte, deist niht missetât.
doch minnet man nu den pfenninc
für alliu werltlîchiu dinc. 1570
176, 22 Swer hie geniset dort oder dâ,
er muoz doch sterben anderswâ.
176, 4 Swenne ich sterben lerne,
daz entuon ich niemer gerne.
die wîle ich iemer mac geleben, a
sô wil ich wider den tôt streben. b
41, 10 Maneger wünschen niht verbirt, c
der niemer deste rîcher wirt. d
84, 20 Ez strîtet aller tôren muot 1575
nâch dem daz man in tiure tuot.
58, 23 Mich grüezent iemer sorgen
zem êrsten an dem morgen.
den morgen sorget menneglîch:
so ist der âbent fröuden rîch. 1580
hete ein âbent des er gert,
er wære tûsent morgen wert.
126, 25 Mich dunket niht daz ieman sül
ze lange harpfen in der mül.
120, 3 Dehein schaft ist sô lanc, 1585
er ensî sehs steben ze kranc.
120, 5 Breitiu eigen werdent smal, a
sô man si teilet mit der zal. b
136, 5 Ich sihe wol eines andern nac.
den mînen ich niht gesehen mac:

62, 20	ich schilte daz an manegem man	
	daz ich selbe niht vermîden kan.	1590
122, 21	Stæche ieglich eit als ein dorn,	
	so enwurde ir niht sô vil gesworn.	
171, 9	Koste ieglîch lügen ein kölnisch pfunt,	
	man lüge niht sô manege stunt.	
127, 2	Swâ nüzze schelnt diu kindelîn,	1595
	dâ mac des lônes lihte sîn.	
71, 15	Strûchet der derz lieht treit,	
	daz ist den nâchgânden leit.	
135, 10	Swie die liute geschaffen sint,	
	wir sîn doch alle Adâmes kint.	1600
55, 7	Wie sol der blinde sich bewarn,	
	wil sîn geleite unrehte varn.	
116, 23	Sich vergâhet als lihte ein man,	
	als er sich versûmen kan.	
139, 3	Swer fuhs mit fuhse vâhen sol,	1605
	der muoz ir stîge erkennen wol.	
113, 4	Der fremede acker stuont ie baz	
	dann eigen sât: daz machet haz.	
35, 2	Ez enwart nie grœzer sünde	
	danne luggez urkünde.	1610
22, 16	Sus sprechent die dâ sint begraben	
	beidiu zen alten und zuo den knaben	
	ʽdaz ir dâ sît, daz wâren wir:	
	daz wir nu sîn, daz werdet irʼ.	
133, 27	Als der sieche den gesunden labet	1615
	und der tôte den lebenden begrabet	
	und man verfluocht der sælden kint	
	und segent die verfluochet sint,	
	so sult ir wizzen âne strit	
	daz uns wil komen des fluoches zît.	1620
140, 23	Maneger wolte gerne sîn	
	ein esel oder ein eselîn,	
	daz man seite mære	
	wie wunderlich er wære.	

22, 6 Von swachem sâmen daz mensche wirt; 1625
diu muoter ez mit nôt gebirt;
sîn leben daz ist arbeit;
gewisser tôt ist im bereit:
warumbe wirt ez iemer frô?
ez ist als in dem fiure ein strô. 1630

15, 23 Wir suln die pfaffen êren;
sî kunnen wolz beste lêren:
ir helfe muge wir niht enbern,
sô wir der frône spîse gern.

169, 20 Wer ist der der nie geloue 1635
und die grœsten lügenære betroue?

11, 21 Der beste roup der ie geschach,
daz was dô got die helle brach.

35, 12 Sô daz wazzer hin ze berge gât,
sô mac des sündæres werden rât: 1640
ich meine so ez fliuzet tougen
vom herzen ûf zen ougen.
daz wazzer hât vil lîsen fluz
und hœrt got durch der himele duz.

62, 8 Nieman sol ze langer frist 1645
loben daz ze scheltenne ist.

58, 9 Ez enwart nie künec noch künegin
diu âne sorge möhten sîn.

127, 4 Ein nagel den andern dringet
unz ern von stete bringet: 1650
vil dicke ein übel das ander muoz
vertrîben; sus wirt sühte buoz.

30, 25 Diu werlt git uns allen
nâch honege bitter gallen.

175, 16 Anevanc und ende 1655
diu stânt in gotes hende.

56, 7 Swar ie des mannes herze stât,
dâ ist sîn hort den er dâ hât.

87, 22 Dem bœsen ie ze teile wart
swaz man vor dem frumen spart. 1660

10. 17 Got hât drier slahte kint.
daz kristen juden heiden sint.
die hânt ouch drier slahte leben
und jehent. diu habe in got gegeben.
diu leben sîn krump oder sleht, 1665
sî wellent alle haben reht.
waz got mit den kinden tuo,
da enhœrt niht tôren frâge zuo.
sî wellent ir gelouben hân:
mine kristen wil ich niemen lân. 1670

165, 21 Liegen triegen ist ein site
dem vil der werlde volget mite.
liegen triegen dicke gât
mit fürsten an des rîches rât.
liegen triegen sint sô wert 1675
daz man ir zallen koufen gert.
liegens triegens ist sô vil
daz manz ze rehte haben wil.
liegen triegen werder sint
ze hove danne fürsten kint. 1680
liegen triegen hânt den pris:
âne si dunket nieman wis.
liegen triegen hânt ir fuoz
gesetzt daz man in volgen muoz.
liegen triegen tuont sô wol 1685
daz ir diu werlt ist alliu vol.
liegen triegen sint bereit
ze velschenne al die kristenheit.
liegen triegen ist ein list
der wert vor allen listen ist. 1690
liegen triegen hânt die kraft:
sî druckent alle meisterschaft.
liegen triegen hânt gesiget
daz man nihtes sô sêre pfliget.
liegen triegen noch begât 1695
daz sich zem andern nieman lât.

liegen triegen füegent daz
daz vater kinde wirt gehaz.
liegen triegen swer diu kan,
den lobt man zeinem wîsen man. 1700
liegen triegen ist ein amt
des sich unmanec herre schamt.
liegen triegen got verbôt;
dâ von sint si der sêlen tôt.
liegen triegen noch bejagent 1705
daz sî ze Rôme krône tragent.
liegen triegen ist ein dorn
von dem uns kumet der gotes zorn.
liegen triegen ist mîn klage;
darumbe schilt ichs alle tage. 1710
liegen triegen lobe ich niht,
sît nieman guot von in geschiht.
liegen triegen hazzet got:
swerz tuot, der brichet sîn gebot.
liegen triegen hânt daz heil: 1715
si hânt an allen leben teil.
liegen triegen hânt daz reht:
sî machent krump mit worten sleht.
liegen triegen sint sô grôz:
si hœhent manegen ungenôz. 1720
liegen triegen sint sô karc:
si machent von dem pfunde ein marc.
liegen triegen ist ein schilt
dâ mite man manege schande hilt.
liegen triegen ist ein bote a
ze allen herren wan ze gote. b
liegen triegen sêre schadent 1725
daz sî die sêle mit sündent ladent.
liegen triegen swer diu lobet,
daz wizzet rehte daz der tobet.
liegen triegen hânt ir strît
behabt in al der werlde wît. 1730

liegen triegen sint sô liep:
sî machent manegen rîchen diep.
liegen triegen sint zwei dinc:
sî velschent manegen jungelinc.
liegen triegen ist ein trôst: 1735
sî setzent manegen ûf den rôst.
liegen triegen dringent für
ze des bâbstes und ze des rîches tür.
liegen triegen ist ein pfluoc:
der hât ackerliute genuoc. 1740
liegen triegen ist ein val:
des hât der tiuvel grôzen schal.
liegen triegen sint sô trût:
man pfliget ir stille und über lût.
liegen triegen rüement sich, 1745
si erkenne der bâbest alsam ich.
liegen triegen manegen nert
der doch bî guoten liuten vert.
liegen triegen sint vil alt:
des ist ir kunst vil manecvalt. 1750
169, 2 liegen triegent hânt den sin:
sî ziehent liute vil nâch in.
liegen triegen ist ein slac:
der wert unz an den suonestac.
169, 1 er ist saelec der si miden mac.[1] 1755
13, 23 Ich weiz wol daz diu goteheit
sô hôch ist, tief lanc unde breit
daz gedanc noch mundes wort
mac geahten sîner wunder ort.
14, 2 Der sunnen schîn ist harte wît: 1760
ir lieht si allen dingen gît.
des enhât si deste minre niht

[1] Diese Zeile steht hier fab. Zu der Angabe Grimms, dass a noch eine weitere unechte Zeile hinzufüge, stimmt nicht die mir vorliegende Abschrift. Der Abschluss mit Dreireim wird das ursprüngliche sein. Der Zusatz in DE sollte ihn beseitigen.

daz al diu werlt von ir gesiht.
dem wurme ist si gemeine
und belîbet si doch reine. 1765
diu sunne schînt den tiuvel an
und scheidet sich doch reine hin dan.
als ist: swaz der priester begât,
diu messe doch reine bestât.
die enkan nieman geswachen 1770
noch bezzer gemachen.
diu messe und der sunnen schîn
diu müezen iemer reine sîn.
14, 26 zer messe dringet maneger für
und wirt dem mêre bî der tür. 1775
15, 1 ein ieglich man die messe hât
mit dem herzen als er dâ stât.
15, 3 kument hundert tûsent dar,
ieglîchem wirt sîn messe gar.
swer tûsent sêlen ein messe frumt, 1780
ieglîcher ein ganziu messe kumt.
15, 15 hât ein herre ein hôchgezît
dâ man siben trahte gît,
da enmac niht volliu wirtschaft sîn
âne brôt und âne wîn. 1785
als sint diu siben tagezît
diu man gote zêren gît:
diu sint âne der messe kraft
vor gote kleiniu wirtschaft.
112, 23 Funde ich veile solhe wât 1790
dâ von der sêle wurde rât,
der müeste ein elne tiure stân,
ichn wolde sîn doch ein spanne hân.
18, 8 Der nebel füllet wîtiu lant
und enwirt sîn niemer volliu hant: 1795
18, 6 die sêle mügen wol michel sîn;
sî hânt doch hie vil kleinen schîn.
18, 10 Wir mügen der geiste niht gesehen,

	doch muoz man in grôzer krefte jehen.	
17, 21	Min lip von anders nihte enlebet	1800
	wan daz ein sêle drinne swebet.	
	wie diu sêle geschaffen sî,	
	des wunders wirde ich niemer frî.	
	wannen sî kume oder war sî var,	
	diu strâze ist mir verborgen gar.	1805
	hie enweiz ich selbe wer ich bin.	
	got gît die sêle, der nem si ouch hin.	
	diu vert von mir als ein blâs	
	und lât mich ligen als ein âs.	
5, 15	Got hôrte Moyses gebet,	1810
	daz er den munt nie ûf getet.	
	swes noch ein reine herze gert,	
	des wirt ez âne wort gewert.	
	des mundes bete ist leider kranc	
	âne des herzen fürgedanc.	1815
54, 24	der stumbe nicht gesprechen mac	
	und mac doch beten allen tac.	
5, 21	Mennegliches gewizzenheit	
	vor gote sîne schulde seit.	
28, 15	Hôchvart der helle künegin	1820
	diu wil bi allen liuten sîn.	
	swie biderbe oder bœse er sî,	
	si enlât doch niemens herze frî.	
	hochvart gitekeit unde nit	
	die habent noch vaste ir alten strît.	1825
	daz schinet wol an Adâme:	
	sus verdarp sîn reiner sâme.	
23, 1	Swer nimt den muscât in den munt,	
	und næme ern wider ûz zestunt,	
	er duhte in ê genæme	1830
	und dar nâch widerzæme.	
23, 5	Sit wir uns selben widerstân,	
	wer sol uns danne für reine hân.	
50, 20	Vor gote er wirt geswachet	

der reht zunrehte machet. 1835
92, 1 Unverdâhtiu mære
sint dicke wandelbære.
91, 24 sîn êre selten wenket
der sich enzît bedenket.
37, 4 Diu wunde niemer heil wirt 1840
die wîle daz îsen drinne swirt:
die wîle ein man treit sünden last,
sô ist er rehter fröuden ein gast.
1, 19 Swer got niht fürhtet alle tage,
daz wizzet, deist ein rehter zage. 1845
138, 5 Gienge ein hunt tages tûsent stunt
ze kirchen, er wære doch ein hunt.
137, 23 Swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde; 1850
sîn bizen swirt von grunde.
61, 11 Guot rede ist ûf der erde
in dem aller hœhsten werde.
115, 16 Man vâhet wol wîp unde man:
gedanke nieman vâhen kan. 1855
115, 14 diu bant mac nieman vinden
diu mîne gedanke binden.
41, 4 Ein werder man sol schône tragen
sîn armuot niht ze verre klagen.
die friunt vêhent in zestunt, 1860
wirt in sîn armuot rehte kunt.
125, 1 Sô satez kint niht ezzen mac,
sô bittert im des honeges smac.
swem aber wê der hunger tuot,
den dunket sûriu spîse guot. 1865
35, 22 Guoter geloube und reiniu werc
diu swendent den sünden berc,
als diu hitze tuot den snê;
den ungeloubegen wirt vil wê.
94, 25 Ez trinkent tûsent ê den tôt, 1870

	ê einer sterbe in durstes nôt.	
113, 21	Vil dinges man vergizzet	
	des man sich tiure vermizzet.	
73, 6	Ich weiz wol daz der fürsten kint	
	den alten erben vîent sint.	1875
78, 1	Gebieten machet hôhen muot,	
	daz vorhtlîch fléhe niht entuot.	
31, 18	Swer got und die werlt kan	
	behalten, derst ein sælec man.	
32, 17	Der lîp muoz hie der werlde leben,	1880
	daz herze sol ze gote streben.	
32, 13	Der werlde maneger lachen muoz	
	der wol erkennet ir valschen gruoz.	
32, 3	Der werlde ist hie vil maneger wert	
	des got ze trûte niht engert.	1885
127, 8	Unmære ist mir des obezes smac	
	an dem ich mich erwürgen mac.	
138, 9	Manec hunt wol gebâret,	
	der doch der liute vâret.	
171, 27	Ich hôrte ie süezer rede genuoc	1890
	diu eiter in dem zagel truoc.	
125, 21	Manec houbet hât goldes schîn	
	und ist der zagel kupferîn.	
89, 2	Swaz der bœse bœses siht,	
	daz seit er und des guoten niht.	1895
92, 15	Ez vorschent genuoge mêre	
	nâch schanden danne umb êre.	
58, 11	Âne sorge nieman mac	a
	geleben einen ganzen tac.[1]	b
86, 8	der wîse grôze sorge hât	c
	wie im der sêle werde rât.	d
58, 17	der frume sorget sêre	e
	umbe liute guot und êre.	f

[1] Der Spruch ist von Grimm mit 157, 8 zusammengeworfen, der allerdings sehr ähnlich lautet.

der minnære umbe minne,
der gîtege nâch gewinne.
der tôre sorget alle tage 1900
wie er brîes genuoc bejage.

148, 22 Wâ sint si nu der Rôme ê was?
in ir palasen wahset gras.
dâ nemen die fürsten bilde bî
wie stæte ir lop nâch tôde sî. 1905
Rôme twanc ê mit ir kraft
aller herren hêrschaft.
nu sint sî schalkeit undertân.
daz hât got durch ir valsch getân.

151, 6 Ze Rôme ist manic valscher list 1910
dar an der bâbest unschuldic ist.

149, 5 Sante Pêter kam an eine stat
dâ in ein lamer almuosen bat,
nu hœret wie sante Pêter sprach.
dô er den siechen ligen sach: 1915
'silber golt ist fremede mir:
daz ich hân daz gibe ich dir'.
alsô gap er im zestunt:
er sprach 'stant ûf und wis gesunt'.
gæbe noch ein bâbest alsô, 1920
des wære diu kristenheit alliu frô.

150, 16 Swer mich der schulde möhte erlân
die ich eim andern hân getân,
den wolte ich suochen über mer
âne swert und âne wer. 1925

102, 26 Der man sîn laster eine treit:
daz ist der manne sælekeit.
und wirt ein wîp ze schalle.
sô schiltet man sî alle.
deiswâr diu wîp sint ungelich: 1930
manec wîp ist tugende und êren rich.
ir tugende man wol scheiden mac
als die vinster und den tac.

daz swachiu wîp hânt wîbes namen.
des müezen sich die guoten schamen. 1935
manec wîp grôzer tugende pfliget
manegiu tugende sich bewiget.
sol der lop gelîche sîn,
daz ist âne den willen mîn.
sol man ez allez hân für guot. 1940
swaz eîn ieglîch wîp getuot,
sô schelte man ir keine
und sî ir lop gemeine.
102, 20 tuot ein wîp ein missetât,
der ein man wol tûsent hât, 1945
der tûsent wil er êre hân
und sol ir êre sîn vertân.
daz ist ein ungeteilet spil.
got solhes rehtes niht enwil.
102, 18 Die man vil manegez krœnet 1950
des diu wîp sint gehœnet.
1, 22 Got manegen dienst enphâhet,
daz tôren gar versmâhet.
die brosemen sint gote wert
der nieman ob dem tische gert. 1955
111, 22 Swer git des er unsanfte enbirt
diu gâbe baz vergolten wirt.
110, 27 guot wille vor in allen gât.
der anders niht ze gebenne hât:
13, 1 den armen râtich, swie sî leben. 1960
daz sî doch guoten willen geben.
13, 22 Wær aller liute sin gelîch,
sô enwære nieman arm noch rîch.
127, 12 Der wagen hât deheine stat
dâ wol gezæme daz fünfte rat. 1965
111, 25 Man sol vollen becher tragen
ebene, hœre ich dicke sagen.
111, 27 Gelücke ist rehte alsam ein bal:
swer stîget, der sol fürhten val.

110, 13	Vil dicke ich mich gestôzen hân	a
	dâ ich vil ebene wânde gân.	b
74, 1	Ob es der keiser solde swern,	1970
	er enkan sich mucken niht erwern:	
	waz hilfet hêrschaft unde list,	
	sît daz der flôch sîn meister ist.	
	der keiser sterben muoz als ich:	
	des mac ich im wol genôzen mich.	1975
81, 7	Salomôn hât doch wâr geseit:	
	diu werlt ist gar ein üppekeit.	
73, 8	Der fürsten ebenbêre	
	stœrt noch des riches êre.	
51, 11	Ich warte ie wanne unreht zergê:	1980
	sô wirt sin ie mê unde mê.	
136, 15	Wæren alliu tier gelîch gevar,	
	sô vörhte der lewe ir breiten schar:	
76, 27	sicherheit diu wære guot,	
	hætens alle gelîchen muot.	1985
109, 6	Der hiure den vastet, der tuot wol,	
	den er ze jâre slahen sol.	
135, 22	Al diu werlt niht enkan	
	ze genâden bringen einen man,	
	er enwelle selbe gerne dar	1990
	verlorn ist ir biten gar.	
135, 20	Zwivel bûwet selten wol:	
	des ist manec acker distel vol.	
43, 14	Man kan mit keinen dingen	
	rîchtuom zesamene bringen	1995
	âne sünde und âne schande gar:	
	des nemen die rîchen herren war.	
164, 3	Daz wirste lit daz ieman treit,	
	daz ist diu zunge, sô man seit.	
	diu zunge reizet manegen strît	2000
	und dicke lange wernden nît.	
	swaz wir übels hân vernomen,	
	deist meisteil von der zungen komen.	

diu zunge reizet manegen zorn
dâ lîp mit sêle wirt verlorn. 2005
ez hânt die übeln zungen
die guoten ûz gedrungen.
diu zunge reizet manege nôt
die nieman endet wan der tôt.
diu zunge manegen schendet, 2010
sî stümmelt unde blendet.
diu zunge enhât dehein bein a
und brichet doch bein unde stein. b
diu zunge stœret manegiu lant,
sî reizet roup unde brant.
von der zungen meiste vert
daz sô maneger meineide swert. 2015
swer eine übele zungen hât,
diu füeget manege missetât.
diu zunge triuwe scheidet,
daz liep liebe leidet.
diu zunge manegen êret, a
diu zunge reht verkêret. b
von der zungen daz ergienc 2020
daz Krist an dem kriuze hienc.
von der zungen dicke kumt
daz beide schadet unde frumt.
für schande wart nie bezzer list
danne der der zungen meister ist. 2025
diu zunge hât meiste pflihť
an guote und an übele, swaz geschiht.
swâ diu zunge rehte tuot,
sô enist dehein lit alsô guot.
diu übele zunge scheiden kan a
liebez wîp und lieben man. b
diu bœse zunge ist ein vergift; 2030
daz seit Davît an sîner schrift.
manec zunge müeste kurzer sîn,
stüende ez an dem willen mîn.

73, 4 — Ine weiz niender fürsten drî
der einer durch got fürste sî. 2035

33, 6 — Nâch sünden nieman runge,
der uns ze sünden twunge.

11, 3 — Wâ ûfe lige des meres grunt
oder diu erde, wem ist daz kunt?
sî jehent, der himele der sîn drî 2040
und diu erde enmitten drinne sî.
deist ein michel wunder
daz himel ist obe und under
und doch diu erde stille stât,
sô der himel umbe gât. 2045
swer mich des bescheiden wil
nâch wâne, deist ein kindes spil.
in gotes hende ez allez stât,
der alliu dinc geschaffen hât.

73, 22 — Sô ebene nie kein künec gesaz, 2050
im enwurre dannoch eteswaz.

179, 4 — Himel und erde noch zergânt
sô daz si in bezzern êren stânt.
ez ist wol daz himel und erde
mit fiure geliutert werde. 2055
der tiuvel hât des himels luft
geunreinet unz in der helle gruft.
so ist diu erde sünden alsô vol
daz man si beide reinen sol.
si muoz daz fiur erwaschen 2060
âne koln und âne aschen.
darnâch suln die erwelten sîn
noch liehter danne der sunnen schîn.
dar nâch sol al diu werlt erstân.
zestunt daz urteil muoz ergân. 2065
dar zuo sol man sorgen:
dâ wirt niht verborgen
deheiner slahte missetât
wan die man ê gebüezet hât.

	fürsprechen hânt dâ kleinen strît:	2070
	Krist selbe dâ urteile gît:	
	'die mînen willen hânt getân,	
	die suln mînes vater rîche hân.	
	sô müezen die verworhten varn	
	zer helle mit des tiuvels scharn.'	2075
	alsô schiere sint gescheiden	
	die lieben von den leiden.	
	sô ist ân ende iemer mê	
	den guoten wol, den übeln wê.	
	Krist der umb uns die marter leit,	2080
	der enpfâhe dâ sîne kristenheit.	
177, 23	Daz jâr gât hin, der tôt gât her:	
	der widerseit uns âne sper.	
67, 27	Swer under wolven schâf ist,	
	der hât betrogen des tiuvels list.	2085
122, 5	Swâ brinnet mînes gebûren want,	
	dâ fürhte ich mîner sâ zehant.	
96, 21	Manege riuwe der gewinnet	
	der sînen vîent minnet.	
4, 18	Diu zît sælde nie gewan	2090
	dâ man gotes vergizzet an.	
10, 25	Die rîchen friunt sint alle wert,	
	der armen friunde nieman gert.	
171, 17	Swer koufes pfliget, des dunket mich,	
	er trüge ê er lieze triegen sich.	2095
79, 13	Die wîsen manegez irret	
	daz tôren lützel wirret.	
1, 20	Man vergizzet gotes dicke	
	von süezem aneblicke.	
35, 26	Swer sîne sünde weinen mac,	2100
	deist der sünden suonestac.	
28, 23	Hôchvart stîget manegen tac	
	biz si niht hôher kumen mac:	
	sô muoz si danne vallen:	
	diz bîspel sage ich iu allen.	2105

69, 9 Mir sint stætecliche bî
vil starker vîende drî:
diu werlt und des tiuvels list,
mîn herze der dritte vîent ist.
got mac mich vor den zwein ernern. 2110
ich mac mich des herzen niht erwern.
wan daz wachet zaller zît,
sô der lîp mit slâfe lît.
127, 22 Ich erkenne drier slahte nôt.
daz vierde daz ist fröuden tôt; 2115
in jugende kiusche daz tuot wê:
milte in armuot trûret mê;
swen hungert, ob erz ezzen lât,
sô er vil guoter spîse hât,
und sînen vîent minnen sol. 2120
disiu vieriu tuont niht wol.
128, 6 Des vogels fluc, des visches fluz,
des slangen sluf, des donres schuz,
wie gerâten süln diu jungen kint,
die strâzen uns alle fremede sint. 2125
127, 16 Ich weiz wol daz nieman mac
verbieten wol den widerslac.
127, 14 swer sleht, der sol umbe sehen:
waz im dâ wider müge geschehen.
36, 9 Manic tôre vermizzet sich 2130
'ich wil schiere bekêren mich,
und swaz ich sünden hân getân,
die wil ich mit einander lân.'
solhen rât der tiuvel gît,
biz maneger in der drûhe lît. 2135
127, 20 Diu louge machet schœne wât:
sî selbe trüebe bestât.
62, 16 Swer niht wizze wer er sî,
der schelte sîner gebûre drî:
wellent ez die zwêne vertragen, a
der dritte kan ez wol gesagen. b

128, 12	Mîn herze in troume wunder siht	2140
	daz nie geschach und niemer geschiht.	
54, 4	Swer bœsem muote widerstât,	
	diu tugent vor allen tugenden gât.	
21, 19	Der mensche ist ein bœser sac:	
	er hœnet aller würze smac.	2145
176, 20	Die alten lebent kurze frist,	
	der jungen einer niht genist.	
110, 15	Swaz ie geschach oder noch geschiht,	
	daz geschach âne sache niht.	
	daz stât an gelückes rade:	2150
	ez ist als lîhte guot als schade.	
177, 13	Wir enhaben niht gewisses mê	
	wan den tôt: daz tuot mir wê.	
	ich weiz wol daz der tôt geschiht,	
	des tôdes zît enweiz ich niht.	2155
139, 23	Der ohse mit dem esel streit	
	umbe fuoge und umbe hübescheit.	
	swer den andern dô vertruoc,	
	der was doch ungefüege genuoc.	
71, 13	Des eigen woltich gerne sîn	2160
	der der sunnen gît sô liehten schîn.	
71, 7	swelch herre sterben muoz als ich,	
	waz mac der gestrœsten mich,	
	sô mich daz biever ane gât	
	und in der zanswer bestât	2165
	und er newedern mac genern?	
	dem wil ich selten hulde swern.	
117, 16	Nâch fröuden dicke trûren gât,	
	manec trûren frœlich ende hât.	
131, 22	Diu grœste fröude die ich hân,	2170
	deist guot gedinge und lieber wân.	
81, 22	Der tore niht anders bæte,	
	der lobte swaz er tæte.	
81, 13	Die wîsen kurzewîle hânt,	
	sô sî mit toren umbe gânt.	2175

136, 13 Der lewe niemer sol getagen,
wellent in die hasen jagen.
145, 23 Diu fliege ist, wirt der sumer heiz,
der küenste vogel den ich weiz.
146, 7 Der bremen hôchgezît zergât, 2180
sô der ougest ein ende hât.
146, 9 Die kevern fliegent unverdâht:
des vellet maneger in ein bâht.
36, 15 Erst tump, swer hie gerihten mac,
spart erz unz an den suonestac. 2185
139, 19 Swer lobet des snecken springen
und des ohsen singen,
der kam nie dâ der lêbarte spranc
und dâ diu nahtegale sanc.
24, 6 Die juden nimt des wunder gar 2190
daz ein maget Krist gebar.
der mandelboum niht dürkel wirt,
so er bluomen und nüzze birt;
diu sunne schînt durch ganzez glas:
sô gebar si Krist diu maget was. 2195
die juden wundert wie daz sî
daz ein got ist, der genenneden drî.
driu dinc an der harpfen sint,
holz seiten stimme, ir sin ist blint;
diu sunne hât fiur unde schîn 2200
und muoz doch ein sunne sîn.
der kan nieman gescheiden a
ir einez von in beiden: b
als wizzet daz die namen drî c
ein got ungescheiden sî. d
24, 22 Got ist, als ich ez meine,
alliu dinc aleine.
7, 6 Got geschuof Adâmen
âne menneschlichen sâmen: 2205
Êva wart von im genomen:
diu beidiu sint von megeden komen.

diu erde was dô reine gar:
dô was Adâm von sünden bar.
die verlurn sît ir magetuom. 2210
diu dritte maget hât megede ruom.
diu Krist gebar ân argen list
und dô was maget und iemer ist.
der reinen megede kiuscheit
krône ob allen megeden treit. 2215

141, 23 Die frosche welten einen voget
der sî vil dicke nôtzoget.
durch ir ebenhêre
gâbens alle ir êre
dem storke, der sî hiute hât 2220
und der si ouch niemer mê verlât.

136, 11 Der lewe enfürhtet des mannes niht,
wan sô ern hœrt und niht ensiht.

61, 7 Werltlîch lop ie selten wart
âne lôsen und âne hôchvart. 2225

121, 8 Swaz iu sî liep daz man iu tuo,
daz tuot ouch ir; daz hœrt dar zuo.
121, 10 und swaz iu sî von iemen leit
des entuot niht; daz ist sælekeit.

75, 18 Der rehten leben ist niht mê 2230
wan driu; ich meine die rehten ê
magetuom und kiuscheit;
ir enist niht mê, swaz ieman seit.

8, 8 Got alliu dinc geschaffen hât
von nihte. swer die kraft verstât, 2235
den dunket daz ein wunder niht
daz sît geschach und noch geschiht.
mich dunket niht ein wunder gar
daz ein maget Krist gebar.
nieman daz für wunder habe 2240
daz Krist erstuont von dem grabe.
swer tuon mac allez daz er wil,
dem ist des wunders niht ze vil.

	got lât uns zallen zîten sehen	
	grœzer wunder, wil mans jehen.	2245
	wir sehen der himele zeichen sweben	
	daz diu gânt umbe sam si leben.	
	sunne mâne sterren schîn,	
	waz mac gelich dem wunder sîn?	
	von donre mac man wunder sagen:	2250
	er tuot daz ertrîche allez wagen.	
	got himel und erde lât zergân	
	und wil darnâch ein schœnerz hân.	
	sô diz allez samt geschiht,	
	so ist ez wider der êrsten kraft ein niht.	2255
58, 15	Swer den andern fürhten muoz,	
	der enruochte, wurde im sorgen buoz.	
130, 12	Solten alle flüeche kleben,	
	sô möhten lützel liute leben.	
54, 18	Swelch vederspil ist âne klâ,	2260
	dâne gestrîte ich niemer nâ.	
61, 27	Da enlobe ich niemens schallen	
	dâ man sich mac ervallen.	
54, 20	Mîn herze niemer dar gestrebt,	
	dâ man âne tugende lebt.	2265
99, 13	Manec varwe schône blichet	
	diu schiere den man beswichet.	
98, 3	Swer nieman wil ze friunde hân,	
	dem sol von rehte missegân.	
21, 1	Alle menschen sint verlorn	2270
	si enwerden drîstunt geborn.	
	diu muoter daz mensche gebirt,	
	von toufe ez danne reine wirt,	
	der tôt gebirt uns hin ze gote,	
	swie er doch si ein scharpfer bote.	2275
81, 21	Die tôren nement der gloggen war,	
	die wîsen gânt selbe dar.	
107, 14	Ez si übel oder guot,	
	swaz ieman aller gernest tuot,	

	twinget man in daz erz tuo,	2280
	er enkumt niemer gerne darzuo.	
	swie liep ez ê wære,	
	ez wirdet danne unmære.	
83, 23	Die tôren sint sô hêre:	
	si enbietent niemen êre.	2285
	daz ist ouch der esel pflege:	
	si entwîchent niemen von dem wege.	
67, 15	Der tiuvel kêret keinen list	
	nâch dem der sîn eigen ist.	
	swer sînen werken widerstât,	2290
	dar kêrt er list und argen rât.	
91, 14	Ein man umb êre werben sol:	
	swenner wil, die lât er wol.	
	ob er gewinnet lasters vil,	
	daz enlât er niht swenner wil.	2295
130, 14	Ez ist manec wîp und man	
	daz niht guotes reden kan,	
	und kan von übeln dingen	
	wol sagen unde singen.	
36, 23	Swer von sünden vîren mac,	2300
	daz ist ein rehter vîretac.	
85, 5	Swer inme sacke koufet	
	und sich mit tôren roufet	
	und borget ungewisser diet,	
	der singet dicke klageliet.	2305
177, 19	Diu werlt mit valsche wirbet:	
	so einer briutet, der ander stirbet.	
177, 21	Der tot liep von liebe schelt	
	unz er ans alle hin gezelt.	
17, 16	Nüzze nieman steln mac,	2310
	ern habe ieglicher einen sac.	
16, 8	Pfaffen name ist êren rich,	
	doch muoz ir lop sîn ungelîch.	
	tuot einer übel, der ander wol,	
	ir lop man iesâ scheiden sol.	2315

	si suln einander bî gestân	
	ze rehte: daz ist wol getân.	
76, 19	Mich dunket, solte ein ieglich man	
	guot nâch sînem muote hân,	
	so wurde manic herre kneht,	2320
	manec kneht gewunne ouch herren reht.	
129, 17	Mine sprüche die sint niht geladen	
	mit lügen sünde schande schaden.	
	in disen vier worten stât	
	al der werlde missetât.	2325
	swer âne diu vieriu sprichet baz	
	danne ich, daz lâze ich âne haz.	
25, 13	Swer Kristes lêre welle sagen,	
	der sol sîne lêre ze liehte tragen.	
	so muoz der ketzære lêre sîn	2330
	in winkeln unde in vinstern.	
	hie sol man erkennen bî	
	wie ir lêre geschaffen sî.	
	got hât geschaffen manegen man	
	der glas von eschen machen kan	2335
	und schepfet daz glas swie er wil:	a
	nu dunket ketzære gar ze vil	b
	daz got mit sîner geschepfede tuot	
	allez daz in dunket guot.	
	sine wellent niht gelouben hân	
	daz ieman nâch tôde müge erstân:	
	daz got den man geschaffen hât,	2340
	deist græzer danne daz er erstât.	
175, 12	Got tet wol daz er verbôt	
	daz nieman weiz sîn selbes tôt:	
	wisten in die liute gar,	a
	der tanz gewunne kleine schar.	b
fehlt	Swer niht hât brôt noch wîn,	
	der lât sîn meren sîn.	2345
130, 18	Swaz guotes und übels wirt getân	
	daz muoz in drin dingen ergân:	

	wille wort were diu hânt pflihl	
	an guote und an übele swaz geschicht.	
131, 16	Swer ergründen wil die goteheit,	2350
	der enweiz ze jungest waz er seit.	
175, 2	Adâm solte eines gebotes pflegen;	
	daz selbe liez er under wegen.	
	nu suln wir leisten zehen gebot	
	und sin doch brœder, daz weiz got,	2355
	danne Adâm dô wære	
	do im ein gebot was ze swære.	
171, 15	Ze market lützel ieman gât	
	wan des muot ze triegenne stât.	
14, 16	Der messe wort hânt solhe kraft	2360
	daz alliu himelschiu hêrschaft	
	gegen den worten nigent,	
	sô diu wort ze himele stîgent.	
14, 17	Unrehter gewinne	
	und unrehter minne	2365
	und untriuwen ist sô vil	
	daz sich ir nieman schamen wil.	
21, 11	Niun venster ieglich mensche hât	
	von den lützel reines gât.	
	diu venster obe und unde	a
	müent mich zaller stunde.	b
171, 13	Mich dunket niht daz ieman müge	2370
	vil verkoufen âne lüge.	
121, 5	Ein minne die andern suochet,	
	ein fluoch dem andern fluochet.	
142, 5	Der krebz gât allez hinder sich	
	mit füezen vil; deist wunderlich.	2375
130, 22	Der hamer und der aneboz	
	die hant herten widerstôz.	
126, 13	Waz touc der slegel âne stil	
	dâ man diu blöcher spalten wil?	
141, 9	Diu mus hat bœse hochgezit	2380
	die wile si in der vallen lit.	

119, 26 Swer vier urliuge samet hât,
der fride driu; daz ist mîn rât,
wil er in allen angesigen,
er mac wol einhalp underligen. 2385

174, 25 Gotes gebot er brichet
der übel mit übele richet.

52, 16 Swer sînes mundes hât gewalt,
der mac mit êren werden alt.

Um das Verhältnis zu dem Grimmschen Texte noch deutlicher hervortreten zu lassen und zugleich die Auffindung der einzelnen Sprüche in meinem Texte zu erleichtern, gebe ich noch eine Tabelle mit Voranstellung der Grimmschen Zählung, wobei wieder die in AB fehlenden Sprüche durch Kursivdruck hervorgehoben sind.

Gr.	P	Gr.	P
1, 1—10	1—10	5, 15—20	1810—5
1, 13—4	11—12	5, 21—2	1818—9
1, 17—8	379—80	6, 17—22	1154[a—l]
1, 19—2, 1	1844—5	6, 23—6	1155—8
2, 6—7	913—4	7, 6—17	2204—15
2, 8—11	1161—4	8, 8—9, 2	2234—55
2, 12—3	611—2	10, 17—26	1661—70
2, 14—5	637—8	11, 3—14	2038—49
2, 18—21	1175—8	*11, 21—2*	1637—8
2, 22—5	419—22	13, 23—14, 15	1756—73
2, 26—7	422[ab]	13, 16—9	2360—3
3, 1—2	1447—8	13, 26—15, 6	1774—81
3, 9—10	699—700	15, 15—22	1782—9
3, 11—12	1083—4	15, 23—6	1631—4
3, 13—4	669—70	16, 8—13	2312—7
4, 18—9	2090—1	17, 21—18, 3	1800—9
4, 20—1	2098—9	18, 4—5	1257—8
4, 22—5	1952—5	18, 6—7	1796—7
4, 26—7	1197—8	18, 8—9	1794—5
5, 5—6	1025—6	18, 10—11	1798—9
5, 7—10	1243—6	21, 1—6	2270—5
5, 11—2	1267—6	21, 7—10	1433—6
5, 13—4	501—2	21, 11—2	2368—9

Gr.	P
21, 13—14	2369[ab]
21, 17—8	1309—10
21, 19—20	2144—5
21, 24—5	424[cd]
21, 25—6	425—6
22, 2—3	1217—8
22, 4—5	1475—6
22, 6—11	1625—30
22, 16—9	1611—4
23, 1—6	1828—33
23, 11—12	1023—4
23, 13—4	333—4
24, 6—17	2190—201
24, 18—21	2201[a—d]
24, 22—3	2202—3
25, 13—20	2328—35
25, 21—2	2335[ab]
25, 23—26, 3	2336—41
28, 15—22	1820—7
28, 23—29, 1	2102—5
29, 6—7	533—4
29, 8—9	1347—8
30, 21—2	1199—200
30, 23—4	123—4
30, 25—31, 1	1653—5
31, 2—5	589—92
31, 6—7	805—6
31, 8—9	1455—6
31, 10—11	667—8
31, 12—3	1091—2
31, 16—7	47—8
31, 18—9	1678—9
31, 20—1	1285—6
31, 22—3	303—4
31, 24—5	1279—80
31, 26—7	293—4
32, 1—2	77—8
32, 3—4	1884—5
32, 13—14	1882—3
32, 15—6	368—9
32, 17—8	1880—1
32, 23—4	1073—4
33, 2—3	823—4
33, 4—5	677—8
33, 6—7	2036—7
33, 8—9	1259—60
33, 10—11	715—6
33, 16—7	721—2
33, 18—9	381—2
33, 20—1	1037—8
33, 22—3	1553—4
33, 24—5	153—4
34, 1—2	17—8
34, 3—4	145—6
34, 5—6	845—6
34, 9—10	639—40
34, 11—2	733—4
34, 13—6	345—8
34, 17—20	623—6
34, 21—2	1165—6
34, 23—4	1263—4
35, 2—3	1609—10
35, 4—5	1211—2
35, 6—7	1565—6
35, 8—9	1399—400
35, 10—1	1397—8
35, 12—7	1639—41
35, 22—25	1866—9
35, 26—7	2100—1
36, 9—14	2130—5
36, 15—6	2184—5
36, 23—4	2300—1
37, 2—3	551—2
37, 4—7	1840—3
38, 11—2	829—30
39, 20—1	911—2
39, 22—3	175—6
40, 9—10	129—30
40, 11—2	147—8
40, 13—4	1261—2
40, 15—6	1213—4
40, 17—8	531—2
40, 19—20	967—8
40, 21—2	781—2

Gr.	F	Gr.	F
40, 23—4	785—6	45, 24—5	239—40
40, 25—41, 1	2092—3	46, 23—4	321—2
41, 4—7	1858—61	47, 2—3	877—8
41, 8—9	1205—6	47, 4—5	971—2
41, 10—1	1574[cd]	47, 6—7	1377—8
41, 18—23	1391—6	47, 8—9	487—8
41, 24—5	93—4	*47, 10—1*	567—8
41, 26—7	94[ab]	*47, 14—5*	1241—2
42, 15—6	417—8	*47, 16—7*	2310—1
42, 17—8	431—2	47, 20—1	701—2
42, 19—20	499—500	47, 22—3	795—6
42, 21—2	545—6	47, 26—7	139—40
42, 23—4	1005—6	48, 5—8	1308[c—f]
42, 25—6	855—6	48, 9—10	53—4
43, 4—5	1960—1	43, 13—6	55—8
43, 6—7	763—4	49, 9—10	411—2
43, 8—9	771—2	49, 15—6	1381—2
43, 10—1	769—70	49, 19—20	1471—2
43, 12—3	171—2	49, 21—2	1201—2
43, 14—7	1994—7	49, 24—50, 1	477—80
43, 18—9	369—70	50, 6—7	19—20
43, 20—1	357—8	50, 8—11	1219—22
43, 22—3	1962—3	50, 12—13	1099—100
43, 24—5	297—8	50, 20—1	1834—5
44, 1—2	219—20	*50, 22—3*	1519—20
44, 3—4	247—8	51, 11—2	1980—1
44, 5—6	557—8	51, 13—4	233—4
44, 7—8	615—6	51, 15—6	627—8
44, 9—10	1081—2	51, 23—4	1355—6
44, 11—2	759—60	51, 25—52, 1	401—2
44, 13—4	873—4	52, 2—3	1207—8
44, 15—6	827—8	52, 4—5	891—2
44, 17—20	2364—7	52, 8—9	965—6
44, 21—2	1013—4	52, 14—5	813—4
44, 23—4	217—8	52, 16—7	2368—9
44, 25—6	1359—60	52, 21—5	1165—6
44, 27—45, 1	215—6	53, 3—4	353—4
45, 2—3	645—6	53, 5—6	1539—40
45, 4—5	871—2	*53, 7—8*	1105—6
45, 6—7	362[ab]	53, 9—10	25—6
45, 8—9	857—8	53, 13—4	513—4
45, 10—11	851—2	53, 15—6	21—2

Gr.	P	Gr.	P
53, 17—8	79—80	58, 19—22	1898—901
53, 19—20	1308[ab]	58, 23—59, 3	1577—82
53, 21—2	707—8	59, 4—5	1287—8
54, 4—5	2142—3	59, 6—7	1487—8
54, 6—7	807—9	59, 8—9	1491—2
54, 12—3	241—2	59, 10—11	1489—90
54, 18—9	2260—1	59, 22—5	1325—8
54, 20—1	2264—5	60, 1—2	287—8
54, 22—3	1473—4	60, 3—6	85—8
54, 24—5	1816—7	60, 7—8	993—4
55, 1—2	266[ab]	60, 13—14	917—8
55, 3—4	907—8	60, 23—61, 2	61—4
55, 5—6	1423—4	61, 3—6	703—6
55, 7—8	1601—2	61, 7—8	2224—5
55, 13—4	267—8	61, 9—10	69—70
55, 15—8	519—22	61, 11—2	83—4
55, 19—22	607—10	61, 13—4	859—60
56, 1—2	610[ab]	61, 15—6	789—90
56, 3—4	277—8	61, 17—8	1003—4
56, 5	697—8	61, 19—20	1035—6
56, 7—8	1657—8	61, 23—4	1067—8
56, 9—10	343—4	61, 25—6	941—2
56, 11—2	931—2	61, 27—62, 1	2262—3
56, 13—4	979—80	62, 2—5	103—6
56, 15—6	901—2	62, 8—9	1645—6
56, 17—8	899—900	62, 10—1	149—50
56, 21—2	143—4	62, 12—3	261—2
56, 23—4	341—2	62, 16—7	2138—9
56, 27—57, 1	229—30	62, 18—9	2139[ab]
57, 4—5	821—2	62, 20—1	1589—90
57, 6—9	617—20	62, 22—3	1007—8
57, 16—7	141—2	62, 24—63, 1	1255—6
57, 18—9	175—6	63, 2—3	279—80
58, 5—6	647—8	63, 4—5	593—4
58, 7—8	663—4	63, 6—7	631—2
58, 9—10	1647—8	63, 8—9	819—20
58, 10[ab]	155—6	63, 10—1	335—6
58, 11—2	157—8	63, 18—9	1417—8
	1897[ab]	63, 20—1	305—6
58, 13—4	743—4	63, 22—3	23—4
58, 15—6	2256—7	63, 24—64, 1	165—6
58, 17—8	1897[cd]	64, 2—3	383—4

Gr.	F	Gr.	F
64. 4—5	285—6	*73, 10—11*	29—30
64. 6—7	99—100	73, 20—1	221—2
64, 12—3	81—2	73, 22—3	2050—1
64. 14—5	1852—3	73, 24—7	903—6
64, 16—7	453—4	74. 1—6	1970—5
64, 18—9	461—2	74. 7—12	2162—7
64, 20—1	459—60	73. 13—4	2160—1
64, 22—3	135—6	74, 17—8	265—6
64, 24—65, 1	1021—2	74, 19—20	1403—4
65. 2—3	455—6	74, 21—2	1401—2
65. 4—5	465—6	74, 23—6	575—8
65, 6—7	1011—2	74, 27—75, 1	183—4
65, 12—3	581—2	*75, 6—7*	1085—6
65, 26—27	633—4	75. 18—21	2230—3
67. 15—8	2288—91	75, 22—3	437—8
67. 19—22	641—4	76. 19—22	2318—21
67, 25—6	1019—20	76, 27—77, 1	1984—5
67, 27—68, 1	2084—5	*78. 1—2*	1876—7
68, 2—5	1299—302	78. 5—6	717—8
69. 5—8	1497—500	78. 7—8	535—6
69. 9—16	2106—13	78. 9—10	689—90
69. 21—2	1335—6	78, 11—2	1041—2
70, 18—9	1493—4	78, 15—6	1159—60
71, 7—10	1529—32	78, 23—4	1027—8
71. 11—2	1501—2	79. 3—4	245—6
71, 13—4	1467—6	79. 7—8	1063—4
71, 15—6	1597—8	79, 9—10	13—4
71, 17—8	1503—4	79, 11—2	263—4
71, 19—20	1533—4	79, 13—4	2096—7
72, 1—2	1283—4	79, 15—6	883—4
72, 3—6	1284^{a-d}	79, 17—8	884^{ab}
72, 7—8	523—4	80. 2—5	525—8
72, 11—4	1371—4	80. 6—7	441—2
72, 15—6	929—30	80. 8—9	445—6
72, 17—8	505—6	80, 10—5	71—6
72, 19—20	541—2	80, 16—7	31—2
72, 23—4	151—2	80, 18—9	439—40
72, 25—73, 1	587—8	80, 20—5	385—90
73, 2—3	937—8	81, 3—6	1137—40
73. 4—5	2034—5	81. 7—8	1976—7
73. 6—7	1874—5	81, 9—10	443—4
73. 8—9	1978—9	81, 11—2	223—4

Gr.	P
81, 13—4	2174—5
81, 15—8	391—4
81, 21—2	2276—7
81, 23—6	1289—92
81, 27—82, 1	1297—8
82, 2—3	1349—50
82, 6—7	1415—6
82, 8—9	595—6
82, 10—1	1131—2
82, 12—3	355—6
82, 14—5	193—4
82, 16—7	449—50
82, 18—23	1109—14
82, 24—5	375—6
82, 26—83, 2	299—302
83, 3—4	489—90
83, 5—6	511—2
83, 7—8	517—8
83, 9—10	573—4
83, 11—2	529—30
83, 23—6	2284—7
83, 27—84, 1	599—600
84, 2—3	1097—8
84, 4—7	33—6
84, 8—9	39—40
84, 10—1	741—2
84, 12—3	839—40
84, 14—7	801—4
84, 18—9	1389—90
84, 20—1	1575—6
84, 22—3	2172—3
85, 5—6	2302—3
85, 9—10	559—60
85, 11—2	485—6
85, 13—4	189—90
85, 15—6	259—60
85, 17—8	209—10
85, 23—6	679—82
85, 27—86, 1	1275—6
86, 8—9	1897—8
86, 10—1	179—80
86, 12—3	337—8

Gr.	P
86, 14—5	985—6
86, 16—7	339—40
86, 18—9	368—9
86, 20—1	1253—4
86, 22—3	281—2
86, 24—87, 1	731—2
87, 2—5	107—10
87, 12—3	1087—8
87, 20—1	767—8
87, 22—3	1659—60
87, 26—7	289—90
88, 1—2	1009—10
88, 25—89, 1	987—90
89, 2—3	1894—5
89, 4—5	1133—4
89, 6—7	939—40
89, 8—9	231—2
89, 22—3	561—2
89, 24—7	945—8
90, 1—2	831—2
90, 3—4	569—70
90, 5—6	975—6
90, 9—10	1463—4
90, 15—6	783—4
90, 17—22	773—8
90, 23—4	779—80
90, 25—6	67—8
90, 27—91, 1	977—8
90, 4—7	1077—80
90, 12—3	227—8
90, 14—7	2292—5
90, 18—9	249—50
90, 20—1	371—2
90, 21—5	1838—9
92, 1—2	1836—7
92, 3—4	271—2
92, 7—8	1089—90
92, 9—10	597—8
92, 11—2	933—4
92, 13—4	973—4
92, 15—6	1896—7
92, 17—8	463—4

Gr.	F	Gr.	F
92, 19—20	473—4	*99, 27—100, 1*	51—2
92, 21—2	1075—6	*100, 4—5*	897—8
92, 27—93, 1	167—70	100, 8—9	495—6
93, 2—3	497—8	100, 10—1	291—2
93, 4—5	1461—2	100, 12—5	951—4
93, 6—7	1459—60	100, 16—9	1119—22
93, 12—3	257—8	100, 20—1	753—4
93, 14—5	1045—6	100, 22—3	235—6
93, 16—7	211—2	100, 24—5	1125—6
93, 20—1	131—2	*100, 26—7*	1033—4
93, 24—5	65—6	*101, 1—2*	1071—2
94, 1—4	791—4	101, 3—4	367—8
94, 25—95, 1	1870—1	101, 5—6	243—4
94, 14—5	159—60	101, 7—8	191—2
95, 16—7	655—6	101, 13—4	275—6
95, 18—9	719—20	101, 15—8	1561—4
95, 22—3	503—4	101, 19—22	1229—32
96, 13—4	673—4	101, 23—4	117—8
96, 15—6	737—8	101, 25—6	685—6
96, 17—8	37—8	101, 27—102, 1	1361—2
96, 19—20	200[ab]	102, 2—3	565—6
96, 21—2	2088—9	102, 16—7	751—2
96, 23—4	675—6	*102, 18—9*	1950—1
96, 25—6	963—4	102, 20—5	1944—9
96, 27—97, 3	995—8	102, 26—103, 14	1926—43
97, 4—5	329—30	103, 25—6	787—8
97, 6—7	657—8	*104, 12—3*	49—50
97, 8—11	507—10	104, 14—5	683—4
97, 12—5	603—6	104, 16—7	849—50
97, 16—7	613—4	*104, 18—9*	101—2
97, 20—1	761—2	104, 20—1	879—80
97, 26—7	161—7	104, 26—7	1479—80
98, 3—4	2268—9	105, 1—2	377—8
98, 11—2	1215—6	105, 3—4	747—8
98, 13—14	1123—4	105, 5—6	659—60
98, 17—8	621—2	105, 7—8	163—4
99, 3—4	1127—8	106, 2—3	1209—10
99, 9—10	799—800	106, 12—5	43—6
99, 11—2	797—8	106, 16—7	200[cd]
99, 13—4	2266—7	106, 18—9	729—30
99, 15—6	539—40	106, 20—1	15—6
99, 21—2	237—8	106, 22—3	59—60

Gr.	P
106, 24—107, 1	349—50
107, 2—7	1143—8
107, 8—9	113—4
107, 10—11	361—2
107, 12—3	745—6
107, 14—9	2278—83
107, 22—3	1523—4
107, 24—7	1525—8
108, 1—2	1179—80
108, 3—6	1405—8
108, 7—8	629—30
108, 9—10	713—4
108, 11—2	925—6
108, 13—4	1445—6
108, 15—6	1101—2
108, 17—8	1103—4
108, 19—20	177—8
108, 21—2	359—60
108, 23—4	207—8
108, 25—6	1129—30
108, 27—109, 1	709—10
109, 2—3	403—4
109, 4—5	665—6
109, 6—7	1986—7
109, 14—21	1049—56
109, 22—3	397—8
109, 24—5	981—2
110, 1—2	89—90
110, 3—4	273—4
110, 5—6	167—8
110, 7—8	1535—6
110, 9—12	809—12
110, 13—4	1969[ab]
110, 15—8	2148—51
110, 19—20	95—6
110, 21—2	331—2
110, 23—4	111—2
110, 25—6	115—6
110, 27—111, 1	1958—9
111, 2—3	457—8
111, 6—7	121—2
111, 8—9	1313—4
111, 12—3	1483—4
111, 14—5	1351—2
111, 16—7	319—20
111, 18—9	435—6
111, 20—1	435—6
111, 22—3	1956—7
112, 1—2	467—70
112, 5—6	935—6
112, 7—8	190[ab]
112, 9—10	137—8
112, 11—2	91—2
112, 13—4	1251—2
112, 17—8	173—4
112, 19—20	174[ab]
112, 21—2	1065—6
112, 23—6	1790—3
112, 27—113, 1	185—6
113, 2—3	859—60
113, 4—5	1607—8
113, 6—7	181—2
113, 8—9	1281—2
113, 10—1	203—4
113, 12—3	481—2
113, 14—5	815—6
113, 16—7	817—8
113, 18—9	491—2
113, 20—1	1173—4
113, 22—3	493—4
113, 24—5	515—6
113, 26—7	661—2
114, 1—2	213—4
114, 5—6	351—2
114, 7—12	215—6
114, 13—4	1515—6
114, 15—6	1513—4
114, 16—7	735—6
114, 23—4	1537—8
114, 25—115, 1	1966—9
115, 2—3	943—4
115, 4—5	323—4
115, 6—7	847—8
115, 8—9	739—40

Gr.	F
115, 12—3	399—400
115, 14—5	1856—7
115, 16—7	1854—5
115, 18—9	1311—2
115, 20—1	27—8
115, 22—5	1183—6
116, 1—2	1187—8
116, 3—4	1017—8
116, 9—14	405—10
116, 15—6	1115—6
116, 19—20	571—2
116, 21—2	635—6
116, 23—4	1603—4
116, 25—6	283—4
116, 27—117, 1	583—4
117, 2—3	1247—8
117, 4—5	1453—4
117, 6—7	1449—50
117, 8—9	601—2
117, 10—3	693—6
117, 14—5	691—2
117, 16—7	2168—9
117, 18—9	1061—2
117, 20—1	1047—8
117, 22—3	711—2
117, 26—118, 2	651—4
118, 3—4	447—8
118, 5—6	687—8
118, 7—10	1437—40
118, 11—2	1117—8
118, 13—4	1345—6
118, 15—6	723—4
118, 17—8	725—6
118, 19—20	727—8
118, 23—4	959—60
118, 25—6	749—50
119, 2—3	833—4
119, 4—5	429—30
119, 6—7	195—6
119, 8—9	887—8
119, 10—1	909—10
119, 14—5	915—6
119, 16—7	919—20
119, 18—21	1315—8
119, 22—3	1171—2
119, 24—5	1555—6
119, 26—120, 2	2382—5
120, 3—4	1585—6
120, 5—6	1586ab
120, 7—8	923—4
120, 9—10	927—8
120, 13—6	1425—8
120, 17—8	949—50
120, 19—20	327—8
120, 21—2	955—6
120, 23—4	1295—6
120, 25—6	1001—2
120, 27—121, 1	957—8
121, 2—3	969—70
121, 4—5	983—4
121, 8—9	2226—7
121, 10—11	2228—9
121, 12—3	1039—40
121, 14—5	1043—4
121, 16—7	1057—8
121, 18—9	1485—6
121, 20—3	547—50
121, 24—7	553—6
122, 1—2	471—2
122, 5—6	2086—7
122, 7—8	1543—4
122, 9—10	1141—2
122, 17—8	1069—70
122, 19—20	1137—8
122, 21—2	1591—2
122, 23—6	1167—70
122, 27—123, 1	1559—60
123, 2—3	585—6
123, 4—5	1337—8
123, 6—7	1178ab
123, 8—9	1181—2
123, 12—3	649—50
123, 16—7	1225—6
123, 18—9	1237—8

Gr.	P	Gr.	P
123, 20—3	1233—6	130, 18—21	2346—9
123, 24—5	373—4	130, 22—3	2376—7
123, 26—7	1363—4	*131, 13—4*	433—4
124, 1—2	1239—40	*131, 21—2*	1872—3
124, 3—4	1195—6	133, 27—134, 5	1615—20
124, 5—6	2372—3	134, 16—7	2350—1
124, 7—8	1265—6	134, 18—9	1549—50
124, 9—12	1305—8	*134, 20—1*	1551—2
124, 13—6	1271—4	134, 22—3	2170—1
124, 19—20	1331—2	134, 24—135, 1	537—8
124, 21—2	467—8	135, 2—3	205—6
125, 1—4	1862—5	*135, 4—5*	1451—2
125, 11—2	1383—4	135, 10—1	1599—600
125, 13—4	1343—4	*135, 12—3*	1277—8
125, 15—6	1339—40	135, 14—5	999—1000
125, 19—20	1341—2	135, 18—9	97—8
125, 21—2	1892—3	135, 20—1	1992—3
126, 1—4	1429—32	135, 22—5	1988—91
126, 5—6	1477—8	135, 25^{ab}	427—8
126, 7—8	1375—6	135, 26—7	295—6
126, 9—10	1441—2	136, 3—4	671—2
126, 11—2	1469—70	136, 5—6	1587—8
126, 13—4	2378—9	136, 9—10	961—2
126, 15—6	1457—8	136, 11—2	2222—3
126, 19—22	125—8	136, 13—4	2176—7
126, 23—4	1481—2	*136, 15—6*	1982—3
126, 25—127, 1	1583—4	137, 9—10	133—4
127, 2—3	1595—6	137, 11—2	41—2
127, 4—7	1649—52	137, 15—16	1365—6
127, 8—9	1886—7	137, 19—20	1203—4
127, 12—3	1964—5	137, 21—2	1413—4
127, 14—5	2128—9	137, 23—6	1848—51
127, 16—7	2126—7	138, 1—2	861—2
127, 20—1	2136—7	138, 3—4	1517—8
127, 22—128, 9	2114—25	138, 5—6	1846—7
128, 10—1	1333—4	138, 7—8	201—2
128, 12—3	2140—1	138, 9—10	1688—9
129, 17—22	2322—7	*138, 13—4*	1293—4
129, 23—4	1269—70	138, 15—6	875—6
129, 25—6	1031—2	138, 21—2	885—6
130, 12—3	2258—9	138, 23—4	543—4
130, 14—7	2296—9	138, 25—6	1511—2

Gr.	P
139, 3—4	1605—6
139, 7—8	1093—4
139, 11—4	197—200
139, 17—8	1369—70
139, 19—22	2186—9
139, 23—140, 2	2156—9
140, 3—4	1379—80
140, 9—10	225—6
140, 11—4	311—4
140, 15—8	307—10
140, 19—22	315—8
140, 23—7	1621—4
141, 9—10	2380—1
141, 11—2	1189—90
141, 15—6	1303—4
141, 19—22	1191—4
141, 23—142, 4	2216—21
142, 5—6	2374—5
142, 7—8	1095—6
142, 13—4	1029—30
142, 19—20	1223—4
143, 7—12	1149—54
143, 13—4	1367—8
143, 15—6	1403—4
143, 17—8	1329—30
144, 9—10	881—2
145, 19—20	1107—8
145, 21—22	869—70
$145, 22^{ab}$	1507—8
145, 23—4	2178—9
146, 3—4	1318^{ab}
146, 5—6	1517—8
146, 7—10	2180—3
146, 13—4	1505—6
146, 15—8	1319—22
146, 19—22	1409—12
147, 3—4	325—6
147, 5—6	119—20
147, 7—8	835—6
147, 9—10	765—6
147, 15—6	1495—6
147, 17—8	483—4
147, 19—22	1509—12
147, 23—148, 1	1567—70
148, 2—3	921—2
148, 22—149, 4	1902—9
149, 5—14	1912—21
150, 16—9	1922—5
152, 2—3	563—4
154, 6—7	1910—1
164, 3—16	1998—2011
164, 17—8	2011^{ab}
164, 19—165, 2	2012—9
165, 3—4	2019^{ab}
165, 5—14	2020—9
165, 15—6	2029^{ab}
165, 17—20	2030—3
165, 21—167, 23	1671—724
167, 24—5	1724^{ab}
167, 26—168, 24	1725—50
169, 1	1755
169, 2—5	1751—4
169, 6—7	269—70
169, 16—7	843—4
169, 18—9	841—2
169, 20—1	1635—6
169, 22—3	1353—4
169, 24—5	1059—60
170, 4—5	413—4
170, 6—7	187—8
170, 8—9	365—6
170, 14—7	863—6
170, 20—1	867—8
171, 3—4	889—90
171, 5—6	883—4
171, 7—8	885—6
171, 9—10	1593—4
171, 11—2	991—2
171, 13—4	2370—1
171, 15—6	2358—9
171, 17—8	2094—5
171, 19—20	451—2
171, 21—2	1323—4
171, 23—4	1521—2

Gr.	P	Gr.	P
171, 25–6	579–80	176, 24–5	1227–8
171, 27–172, 1	1890–1	176, 26–7	1249–50
174, 25–175, 1	2386–7	177, 1–2	1421–2
175, 2–7	2352–7	177, 3–4	1419–20
175, 12–3	2342–3	177, 13–6	2152–5
175, 14–5	2343ab	177, 19–22	2306–9
175, 16–7	1655–6	177, 23–4	2082–3
175, 24–176, 3	1545–8	177, 25–178, 1	1385–8
176, 4–5	1573–4	178, 2–3	1015–6
176, 6–7	1574ab	178, 4–5	1016ab
176, 8–11	755–8	178, 6–7	395–6
176, 14–5	825–6	178, 12–3	837–8
176, 20–1	2146–7	179, 4–180, 7	2052–81
176, 22–3	1521–2		

Wir wenden uns jetzt zur Untersuchung über das Verhalten der verschiedenen Anordnungen zu einander.

Die Hss. des lat.-deutschen Freidank stimmen unter einander in Bezug auf Bestand und Anordnung nicht völlig überein. Unsere nächste Aufgabe muss daher sein, Bestand und Anordnung des ihnen zu Grunde liegenden Archetypus festzustellen.

Ein Abdruck liegt vor von der Stettiner Hs. (Fridangi discrecio Freidanks bescheidenheit aus der Stettiner handschrift veröffentlicht von Hugo Lemcke. 1868) und von der Görlitzer (besorgt von R. Joachim, Neues Lausitzisches Magazin 50, 217 ff. 1873). Eine tabellarische Vergleichung der Anordnung in diesen beiden giebt Joachim S. 329. Ueber eine Grazer Hs. orientiert Schönbach im XXIII. Hefte der Mitteilungen des hist. Vereins f. Steiermark (1875). Derselben fehlt am Anfang ein beträchtliches Stück, an Stelle dessen eine andere Spruchsammlung vorgeschoben ist. Schönbach giebt eine Vergleichung der Anordnung mit derjenigen der Stettiner und Görlitzer Hs. Ausserdem standen mir Abschriften zur Verfügung von der Heidelberger Hs. 314, von der Wiener Hs. No. LXIII nach Hoffmanns Verzeichnis (besorgt durch R. Henning) und von der

bei W. Grimm noch nicht aufgeführten unvollständigen Frankfurter Hs. 2323 (besorgt durch E. Wülcker).

Welcher unter den verschiedenen Hss. der Vorzug zu geben ist, wo sie in der Anordnung unter einander abweichen, ergiebt sich zum Teil aus der Uebereinstimmung zwischen mehreren, die aber nicht immer beweisend ist, weil einige in einem näheren Verwandtschaftsverhältnis unter einander stehen. Als das eigentlich Entscheidende ist die Uebereinstimmung mit a zu betrachten.

Soweit die Grazer Hs. reicht, bietet sie den Text am vollständigsten. In ihr erscheint der Bestand des Originales fast unversehrt. Mit Unrecht betrachtet Schönbach (S. 13 des Sonderabdrucks) einige Sprüche als spätere Zusätze. 1172 ist = Gr 102, 2 (P 565), nur unter dem Einflusse von 120, 21 (P 955) umgestaltet. 1176 ist wirklich = 47, 10 (P 567) in einer der ursprünglichen näher kommenden Fassung als der Text Grimms. 1292 ist = 92, 13 (P. 973). Ausgefallen sind in der Grazer Hs. ein Spruch vor 313 = 600 der Görlitzer (auch in der Wiener, während er in der Stettiner und Heidelb. gleichfalls fehlt) = P 362ᵃ = Gr 45, 6; ferner einer vor 688 = St. 217ᵃ 1 = Gö. 1893 (auch in der Heidelb. und Wiener Hs.) = P 637 = Gr 2, 14. Die Zeilen 1387—8 werden zwar durch keine der mir vorliegenden Hss. geboten, stehen aber nach W. Grimm in hi. Am Schlusse fehlt St. 243ᵇ 15—244ᵃ 11, ein Stück, das auch durch die Heidelb. und Wiener Hs. als ursprünglich zugehörig erwiesen wird. Die Stettiner Hs. hat gegen den Schluss einen unechten Einschub (242ᵃ 9—243ᵃ 2), worin sich nur zwei dem Freidank entnommene Sprüche befinden, die aber jedenfalls auch nicht dem ursprünglichen Bestande des lateinisch-deutschen Textes angehören. Diesen Einschub hat auch die Heidelberger Hs., die sich schon dadurch als eng verwandt mit der Stettiner erweist, mit der sie denn auch in Bezug auf Bestand und Anordnung bis auf geringfügige Abweichungen übereinstimmt. In beiden sind viele Sprüche ausgelassen, und sie stehen an Vollständigkeit auch hinter der Görlitzer zurück.

Die Görlitzer Hs. zeigt starke Abweichungen von der Grazer und Stettiner (Heidelberger), die durch Blattversetzungen zu Stande gekommen sein müssen. Dasselbe ist der Fall mit der Wiener. Die Reihenfolge in derselben zeigt die folgende Uebersicht, wobei die Zahlen vor dem Gleichheitsstrich die Zählung nach der Grazer, die hinter demselben die Zählung nach der Görlitzer angeben: 290—393 = 576—670. 1324—1901 = 674—1215. 604—740 = 1808—1953. 397—600 = 1608—1803. 744—785 = 1957—1998. 793—888 = 1299—1384. 965—1112 = 1460—1604. 1116—1176 = fehlt. 1252—1320 = fehlt. 1905—1977 = 1219—1291. 1981—1989 = fehlt. Von kleineren Abweichungen ist bei dieser Uebersicht abgesehen. Es ergiebt sich daraus, dass die Wiener Hs. teils mit der Grazer, teils mit der Görlitzer stimmt, teils von beiden abweicht. Es muss eine Zwischenstufe angenommen werden als gemeinsame Grundlage für die Görlitzer und die Wiener Hs.

Viel geringer sind die Unterschiede in der Anordnung zwischen der Grazer und der Stettiner (Heidelberger) Hs. An unrichtiger Stelle stehen in der letzteren 205ª 17 = 981 der Grazer und 235ª 9 = 1260 der Grazer, die von Schönbach beide als fehlend angesetzt werden. Ferner findet sich eine Verwirrung in der Stettiner Hs., die aus Schönbachs Tabelle zu ersehen ist, zwischen 221ᵇ 13 und 222ᵇ 13 = 993—1045 der Grazer. In diesen Fällen wird die Ursprünglichkeit der Anordnung in der Grazer Hs. durch die Uebereinstimmung nicht nur mit der Görlitzer und Wiener, sondern auch mit a erwiesen. Anders verhält es sich mit der bedeutendsten Abweichung der Stettiner Hs. von der Grazer. 204ᵇ 9—206ᵇ 17 erscheinen in der letzteren als 704—793 zwischen 217ª 5 und 217ª 9 eingeschoben. Trotzdem auch die Görlitzer und die Wiener auf die gleiche Anordnung zurückweisen wie die Grazer, muss die Stettiner, mit der auch hier die Heidelberger übereinstimmt, die ursprünglichere Anordnung bewahrt haben. Denn 206ᵇ 9. 11. 17 (= P 289—94) sind in a vor 207ª 5 = P 299 (207ª 1 = P 297 fehlt in a) überliefert, nur durch einen dem lateinischen Freidank fehlenden Spruch (P 295) getrennt. Und dass

204^b 9—206^b 5 in a fehlen, ist jedenfalls dadurch veranlasst, dass sie in der Vorlage in dem gleichen Zusammenhang standen wie in der Stettiner Hs., indem vor P 289 die noch zu besprechende grosse Lücke in a fällt.

In der vorderen Partie, die in der Grazer Hs. fehlt, wird demnach die Ordnung der Stettiner (Heidelberger) Hs. als massgebend zu betrachten sein. Die Abweichung der Görlitzer und Wiener beschränkt sich übrigens auf den einen schon eben behandelten Punkt, dass 204^b 9—206^b 17 hier herausgenommen sind. Dagegen sind in der Stettiner, wie zu erwarten, auch hier eine Anzahl von kleinen Lücken, die aus der Görlitzer zu ergänzen sind, mit der dann auch die Wiener und, soweit sie reicht (—200^a 20), die Frankfurter übereinstimmt.

Wir können nun dazu übergehen, das Verhältnis des lat.-deutschen Freidank zu meinem Texte darzulegen. Die Reihenfolge war diese:[1] 1-54. 59-70. 73-80. — 1103-4. — 81-120. 123-6. 129-192. — 2138-9. — 193-244. — 71-2. — 245-288. — 609-10. — 289-294. 297-314. 319-322. 325-6. 323-4. 327-8. 333-340. 343-362. 362^{ab}. 363-8. 368^{ab}. 369-372. 375-418. — 725-6. — 419-420. — 807-818. — 455-8. — 819-836. 839-842. 845-854. 859-866. 869-870. 877-8. 885-890. 893-8. — 1842-3. — 899-902. 905-918. 923-8. 933-4. 929-930. 935-942. — 607-8. 611-6. 621-4. 627-8. 633-4. 637-640. 649-658. 655-6. 659-664. 667-670. 673-4. 681-708. 749-752. 759-760. 763-774. 779-792. 795-6. 803-4. — 425-8. 431-454. 467-472. 475-8. 481-500. 521-4. 501-512. 515-8. 525-536. 539-554. 557-594. 599-606. — 943-6. 949-958. 961-8. 973-4. 969-970. 977-980. 983-6. 991-2. 995-6. 1021-2. 1005-8. 1023-1030. 1033-4. 1037-8. 1041-2. 1047-8. 1057-62. — 461-2. — 1063-6. 1069-80. 1085-90. 1093-1102. 1107-10. 1115-26. 1129-32. — 1205-8. — 1495-6. — 1211-2. — 1133-6. 1141-2. — 1651-2. 1143-6. 1155-68. 1173-4. 1181-6. 1189-90. 1195-8. 1191-4. 1203-4. 1215-6. 1219-26. 1229-30. 1233-4. 1237-8. — 1251-4.

---

[1] Die stärkeren Abweichungen in der Anordnung sind durch Gedankenstriche markiert.

1257-60. 1263-6. 1269-72. 1275-6. 1281-4. 1287-8. 1293-1300. 1303-4. 1309-12. 1319-20. 1323-4. — 459-460. — 1329-32. 1335-48. 1351-2. — 1187-8. — 1371-8. — 1353-4. — 463-4. — 1355-6. 1359-60. 1363-70. 1379-88. 1361-2. 1389-96. 1405-16. 1423-4. 1427-8. 1433-8. 1441-4. 1451-4. 1459-60. 1465-70. 1473-82. 1485-6. 1493-4. 1501-14. 1517-8. — 2190-2203.

Der lat.-deutsche Text ist also nicht ein Auszug aus dem vollständigen Freidank, sondern es liegt ihm nur der vordere Teil desselben, etwas mehr als ein Drittel, zu Grunde. Er bricht mit 1518 ab, aus dem Folgenden ist nur noch ein theologisches Stück als Abschluss hinten angefügt, ausserdem drei vereinzelte Sprüche (2138-9. 1842-3. 1651-2) an verschiedenen Stellen eingefügt. Ungefähr ein Drittel ist fortgelassen, der Hauptsache nach jedenfalls absichtlich. Insbesondere sind die theologischen und naturwissenschaftlichen Betrachtungen fast durchweg bei Seite gelassen, womit es zusammenhängt, dass nur wenige Stücke geblieben sind, die aus mehreren Reimpaaren bestehen. Zuweilen ist auch von mehreren zusammenhängenden Reimpaaren nur eins aufgenommen.

Demgegenüber ist a viel vollständiger. Doch aber fehlen eine Anzahl Sprüche, die im lat.-deutschen Freidank enthalten sind. Ich habe dieselben in meinen Text eingefügt. Dass sie wirklich im Original an den betreffenden Stellen gestanden haben, wird schon aus dem sonstigen Verhältnis zwischen a und dem lat.-deutschen Text wahrscheinlich. Für mehrere lassen sich noch besondere Wahrscheinlichkeitsgründe anführen. Eine sichere Bestätigung wird sich uns aus dem weiteren Verlaufe unserer Untersuchung ergeben. Es sind die folgenden: 37-8. 93-4. 107-118 (der Ausfall wahrscheinlich dadurch veranlasst, dass 106 und 118 beide mit *niht* schliessen). 123-288 (grosse Lücke, die durch den Ausfall eines oder mehrerer Blätter veranlasst sein muss). 297-8. 337-340. 362^{ab}. 368^{ab}. 443-4. 547-8. 567-8. 577-8. 583-4. 627-8. 767-772. 985-6. 1065-6. 1077-80. 1087-8. 1107-8. 1117-8. 1281-2. 1297-8. 1355-6. 1387-8. 1415-6. 1479-80. 1507-8. Bei einigen kann über die genaue Einordnung einiger Zweifel bestehen, wenn

nämlich unmittelbar vorher oder nachher im lat.-deutschen Texte eine Lücke ist, oder wenn gerade an der betreffenden Stelle eine Umstellung stattgefunden hat. Doch finden fast alle diese Zweifel durch unsere weitere Untersuchung ihre Erledigung.

Ein Spruch steht in a doppelt, 1073-4 noch einmal nach 1221. Er musste natürlich an derjenigen Stelle eingeordnet werden, an der er auch im lat.-deutschen Texte steht. Als unecht sind fortgelassen zwei Zeilen nach 420, die wie eine Variation von 421-2 aussehen: *wer möhte geachten gottes krafft oder sine mynnste geschafft.* Hiervon abgesehen, liegt keine Veranlassung vor, die Echtheit eines der in a überlieferten Sprüche anzuzweifeln.

Bei allen Abweichungen in der Anordnung zwischen a und dem lat.-deutschen Freidank springt doch die durchgehende starke Uebereinstimmung in die Augen. Ich bin überall der Anordnung von a als der ursprünglichen gefolgt. Dass im lat.-deutschen Text die richtige Anordnung gestört ist, lässt sich an einigen Stellen bestimmt erweisen. Auseinandergerissen sind 1101-2 und 1103-4, von denen jenes das sinnliche Bild und dieses die Anwendung auf das moralische Gebiet enthält. Ebenso sind 609-10 aus ihrem Zusammenhange mit den in a vorausgehenden Zeilen gerissen; ferner 725-6, wobei die in a voraufgehenden Zeilen ausgefallen sind. Die weitere Untersuchung wird die durchgehende Bevorzugung von a rechtfertigen.

Dass in dem durch Combination von a und dem lat.-deutschen Freidank hergestellten Texte noch manche Lücken auszufüllen sind, ist an und für sich wahrscheinlich. Wieweit dies mit Hilfe der andern Hss. geschehen kann, wird sich später ergeben.

Auf unserer Ordnung beruhen zunächst mehrere unvollständige Hss. und Auszüge. Unmittelbar auf eine dem lat. Freidank sehr nahestehende Vorlage weisen drei unter den von Grimm benutzten Hss. zurück, die Kasseler (b), die Stuttgarter (f), die Karlsruher (g).

Am deutlichsten ist die Uebereinstimmung in g. Die Ordnung ist hier nach den Verszahlen meiner Ausgabe die folgende: 1-16. 19-20. 17-18. 19-20 (wiederholt). — ein unechter Spruch = Grimm 50, 7^{ab}. — 21-54. 59-68. — 2302-6. — 69-70. 73-80. — 1103-4. — 81-116. 116^{ab}. 117-120. 123-6. 131-148. — 129-130. — 149-152. 155-200. 200^{ab}. 201-8. 213-4. 209-12. 215-234. — 91-2 (wiederholt). — 237-244. — 71-72. Grimm $109^{13\,a-d}$ (unecht). 48. 19-20. — 245-8. — 299-300. 297-8. — 249-250. — 301-18. 321-2. 319-20. 325-6. 323-4. 327-8. 333-40. — 1477-8. — 343-6. unechte Variation von 345-6. 347-8. unechte Variation dazu. 349-50. 350^{ab} (?). unechte Variation von 351-2. 351-2. unechte Variation von 353-4. 353-6. 367-8. 357-8. 361-2. 347-8 (wiederholt). 362^{ab}. 363-4. 367-8 (wiederholt). 365-6. 368^{ab}. 369-72. 375-94. — 251-88. — 609-10. — 289-92. — 655-6. Blickt schon bis hierher trotz der Umstellungen, Auslassungen und Zusätze die Uebereinstimmung mit dem lateinischen Freidank deutlich durch, so beschränken sich weiterhin die Abweichungen von demselben auf folgende Kleinigkeiten. 679-80, die im lat. Texte fehlen, stehen in g wie in a vor 681. 771-2 fehlen in g. Hinter 968 steht der Anfang eines unechten Spruches. 1147-8, die im lat. Texte fehlen, stehen zwischen 1144 und 1145. 1161-2, die im lat. Texte auf 1388 folgen, stehen in g an gleicher Stelle wie in a. Zwischen 1382 und 1383 steht ein unechter Spruch = Grimm 19, 16^{a}. 1387-8 fehlen wie auch in den meisten Hss. des lateinischen Textes. Mit 1467 bricht g ab. Als Resultat ergiebt sich also, dass die Vorlage von g nur wenig von dem lateinischen Freidank abwich, und darin teilweise mit a übereinstimmte.

Viel stärker sind die Umstellungen und Auslassungen in f, so dass man nur noch partieenweise die Uebereinstimmung erkennt. Die Anordnung ist folgende: 1-4. 15-16. 19-20. 23-32. 35-36. 39-44. — 1473-4. — 47-50. — 447-8. 453-4. 483-4. 467-8. 475-6. — 69-70. — 845-8. 853-4. — 1473-4. 1477-8. — 887-8. 893-6. 913-4. 941-2. — 613-4. — 277-8. — 667-8. — 181-2. 197-8 (?). 203-4. 223-34. — 321-2. 335-6. —

1065-6. 1089-90. — 917-8. 923-4. — 607-8. — 239-41. — 71-2. — 829-30. — 349-52. 355-6. 379-80. 385-6. 391-4. 397-8. 405-10. 413-4. 417-8. — 725-6. — 811-2. — 455-6. — 839-40. 869-70. 897-8. 909-14. — 1535-6. — 163-4. 191-2. 175-8. — 1143-4. — 327-8. — 1161-4. — 1219-20. 1229-30. 1233-4. 1257-8. 1283-4. 1303-4. — 1423-4. — 367-8. 371-2. — 809-10. 821-2. — 691-2. 759-60. — 1459-60. — 795-6. 431-2. 435-6. — 535-6. 517-8. 533-4. — 111-2. 119-20. 585-6. — 991-2. 995-6. — 145-6. 149-50. 157-60. 165-6. 169-70. 179-80. 183-4. 187-90. 195-8. 207-8. 213-4. 219-20. 231-2. — 337-8. 345-8. 353-4. 357-60. 362^{cd}. 363-6. 368^{cd}. 369-72. 375-6. 381-2. 395-6. 419-20. — 807-8. 813-14. 457-8. — 819-22. 825-8. 831-2. 877-8. 885-6. — 1842-3. — 927-8. 935-6. 939-40. — 611-2. 621-2. 627-8. 633-4. 649-50. 655-6. — 251-4. 263-4. 273-6. 293-4. — 659-60. 681-2. 689-90. 703-6. 759-60. 769-70. 779-2. 785-6. 789-92. — 431-2. 437-40. 451-2. 485-6. 471-2. 489-90. 495-6. 523-4. 511-12. 529-30. 539-42. 545-54. 557-60. 563-4. 571-82. 587-8. 593-4. 603-6. — 943-6. 961-4. 967-8. 977-80. 1021-2. — 13-14. 61-4. 67-8. 73-8. — 693-4. 699-700. 703-4. — 107-18. — 1103-4. — 83-6. 89-90. 101-6. — 1295-6. 1299-1300. 1309-10. — 135-6. — 1329-32. 1335-6. 1341-2. 1345-8. 1373-4. 1353-4. 463-4. — 1355-6. 1359-60. 1363-8. 1379-86. — 501-2. — 291-2. — 663-4. 669-70. 673-4. 695-6. 707-8. 751-2. — 1025-30. 1041-2. 1047-8. — 461-2. — 1073-4. 1095-6. 1101-2. 1119-20. 1125-6. 1207-8. 1133-4. 1157-60. 1163-4. 1191-2. 1225-6. 1251-2. 1265-6. 1269-70. 1281-2. 1293-4. — 131-40. 143-4. — 1027-8. 1059-60. 1069-70. — 345-6. 368^{cd}. 377-8. 389-90. — 705-6. 767-8. — 425-6. — 609-10. — 289-90. — 441—2. 469-72. 475-8. 487-90. 493-4. 499-500. 521-4. 1361-2. 1391-2. 1407-8. 1437-8. 1441-2. 1453-4. 1467-8. 1475-6. 1485-6. 1511-2. 1517-8. — 245-6. — 815-6. — 413-4. — 833-4. 841-2. 907-8. 915-6. 933-4. 929-30. ein unechter Spruch, vgl. Grimm, S. X. Dass die Ordnung der Vorlage im wesentlichen mit der des lateinischen Textes gestimmt hat, macht schon die durchgehende Uebereinstimmung in den Lücken

wahrscheinlich. Noch bestimmter ergiebt sich das, wenn man unsere oben gegebene Tabelle über die Anordnung im lat. Freid. zur Vergleichung heranzieht, aus folgenden Punkten: 613 folgt auf 942, 71 auf 244, 725 auf 418, 455 auf 812 und 839 auf 456, 431 auf 796, 807 auf 420, 457 auf 814 und 819 auf 458, 1842 auf 886, 611 auf 940, 431 auf 792, 511 auf 524, 943 auf 606, 83 auf 1104, 463 auf 1354 und 1357 auf 461, 461 auf 1048 und 1073 auf 461, 1133 auf 1208, 289 auf 610, 929 auf 934. Demgegenüber hat f nur einen Spruch (1536-6) aus der im allgemeinen im lat. Freid. nicht berücksichtigten Partie.

Die Anordnung der Hs. b, von der mir eine Abschrift von E. Sievers vorliegt, ist die folgende: 1-4. 15-6. 19-20. 23-30. 41-4. 47-8. — 447-8. 453-4. 483-4. 467-8. 475-6. — 69-70. — 845-8. 853-4. — 1473-4. 1477-8. — 887-8. 893-8. 913-4. 941-2. — 613-4. — 277-8. — 667-8. — 181-2. 199-200. 203-4. 215-6. 221-4. 229-30. 233-4. — 321-2. 335-6. — 1065-6. 1089-90. 1109-10. — 167-8. 163-4. 191-2. 175-8. 143-4. — 1161-4. 1203-4. 1219-20. 1229-30. 1233-4. 1257-8. 1283-4. 1303-4. — 1423-4. — 351-2. 367-8. 371-2. — 809-10. 821-2. — 691-2. — 759-60. 769-70. — 1459-60. — 795—6. — 435-6. — 535-6. 517-8. 533-4. — 111—2. 119-20. — 585-6. — 991-2. 995-6. 1027-8. 1047-8. 1059-60. 1069-70. — 337-8. 345-6. 363-4. 368a/b. 377-80. — 807-10. — 705-6. 767-8. — 425-6. — 241-2. — 71-2. — ein unechter oder entstellter Spruch. — 827-8. — 349-52. 355-6 379-80. 385-6. 391-4. 397-8. 405-10. 413-4. 417-8. — 725-6. — 455-6. — 829-30. 839-40. 849-50. 917-8. 925-6. 937-8. — 607—8. 637-8. 645-6. — 265-70. 279-80. 285-8. — 441-6. 469-72. 477-8. 487-90. 493-4. 499-500. 521-2. 501-2. — 291-2. — 663-4. 669-70. 673-4. 693-6. 699-704. 707-8. 751-2. 763-4. 769-70. 773—4. 781-2. 789-90. 803-4. — 439-40. — 523-4. 511. 525-8. 531-2. 539-40. 547-50. 557-8. 525-6. 579-82. 601-2. — 943-6. 949-52. 957-8. — 363-4. — 967-8 (?), stark enstellt. 973-4. 969-70. Gr. 100, 6-7 (nur in b und der Wiener Hs. des Fridangus wohl unecht) 983-4. 1021-2. 1025-6. 1029-30.

1033-4. 1041-2. 1073-80. 1093-1102. 1107-8. 1119-20. — 121-2. — 545—6. — 785-6 — 1671-6. 1681-2. 1679-80. 1677-8. 1689-1710. 1753-5. 1683-8. — 7-10. Es zeigen sich hier gleichfalls eine Menge Uebereinstimmungen mit der Anordnung des lat. Freidank, die sich leicht bei einer Vergleichung mit der oben abgedruckten Tabelle ergeben, ohne dass noch im einzelnen darauf hingewiesen zu werden braucht. Gegen den Schluss aber erscheinen Sprüche, die dem lateinischen Texte fehlen: 121-2 und 1671 ff. (*liegen und triegen*). Wenn dieselben nicht aus einer andern Quelle nachgetragen sind, muss eine noch über den Umfang des Fridangus hinausragende Vorlage angenommen werden.

Zu diesen drei von Grimm benutzten Hss. gesellt sich noch eine vierte, die von J. Schatz besprochen ist: Eine neue Innsbrucker Freidankhandschrift (Sonderabdruck aus der Zeitschr. des Ferdinandeums III. Folge 41. Heft). Innsbruck 1897. Schatz hat richtig erkannt, dass die Hs. aus verschiedenen Quellen geschöpft hat, dass ein Teil aus einer Hs. der Müllerschen Ordnung entnommen ist, ein anderer aus einer dem lateinischen Freidank nahe stehenden Hs. Seine Ausführungen bedürfen noch einiger genauerer Feststellungen. Eröffnet wird die Hs. mit den Sprüchen *von liegen und triegen* (1—40), die in allen Hss. ziemlich gleich geordnet sind. Da sich aber darunter Zeilen finden, die in a fehlen, und da diese Sprüche im Fridangus nicht enthalten sind, so ist es wahrscheinlich, dass hier die Müllersche Ordnung zu grunde liegt. Auch 41—76 werden, soweit sie echt sind, derselben Quelle entstammen. Die Anordnung gestattet zwar gar keinen Schluss, aber 69-70 und 75-6 fehlen unserm Texte. Dagegen müssen 77-104 der zweiten Quelle entnommen sein, wie folgende Vergleichung zeigt:

		P		Mü.			P		Mü.
77	=	1271	=	1355	91	=	1465	=	1471
79	=	1287	=	1381	93	=	1473	=	1477
81	=	1293	=	2299	95	=	1501	=	1505
83	=	fehlt	=	fehlt	97	=	1511	=	2760
85	=	1341	=	1401	99	=	1517	=	2529
87	=	1345	=	1405	101	=	2190	=	187
89	=	1361	=	1659	103	=	2194	=	191

Hierbei ist zu bemerken, dass die Aufeinanderfolge 1517—2190 genau mit dem Fridangus stimmt. Auch 105-8 sind wahrscheinlich noch dieser Quelle entnommen, da sie in unserem Texte nebeneinander stehen (79. 77), während 107 bei Mü. fehlt. Dagegen entstammen 109-465 der Müllerschen Ordnung, vgl. darüber Schatz. Von den echten Sprüchen fehlt in dieser keiner; denn 348 ist = 2374^{e} (in ILMPh) und 440-3 = 1884^{e-h} (in LMPQ). Z. 466-77 sind unecht, 471 ff. enthalten eine deutliche Ankündigung des Schlusses. Für die nun folgende Partie 478-833 hat Schatz die enge Verwandtschaft mit dem Fridangus dargelegt. Es hat dabei eine ähnliche Durcheinanderwürfelung stattgefunden wie in den schon besprochenen Hss. Näher zum Fridangus als zu a stellt sich die Hs., abgesehen davon dass sie keinen in a, aber nicht in jenem enthaltenen Spruch bringt,[1]) besonders dadurch, dass 1103-4 vor 81 steht, 2138-9 zwischen 192 und 193, 1842-3 vor 899. Einen weder in a noch im Fridangus stehenden Spruch hat sie mit g gemein: 618-9, wiederholt 676-7 = 200^{cd} unseres Textes.

Wichtiger für uns ist ein kurzer Auszug, den Grimm mit Unrecht der Müllerschen Ordnung zurechnet, in der Innsbrucker Hs. Z, die mir in einer Abschrift von J. V. Zingerle vorliegt. Das Verhältnis wird klar werden aus folgender Tabelle, in welcher links die Zählung meiner Ausgabe, rechts die der Müllerschen gegeben ist.

215	=	845	283	=	2640	405	=	945	807	=	1123
219	=	853	287	=	721	407	—	947	869	=	2509
225	=	2638	353	=	3074	453	=	fehlt	999	=	2011
71	=	709	365	=	3076	467	=	fehlt	1001	=	2013
217	=	fehlt	389	=	2255	585	=	fehlt	1005	=	1223
273	=	733	391	=	2257	607	—	891	1047	=	1247

[1]) Eine Ausnahme wären die Zeilen 600-1, wenn sie wirklich = Gr. 107, 14-15 wären. Allein es liegt hier gewiss ein leicht begreifliches Versehen von Schatz vor. Es wird vielmehr Gr. 108, 19-20 entsprechen = P 177, und die Ordnung entspricht dann dem Fridangus.

1061 = 1251	1293 = 2299	1475 = 3271	2004 = 2946
1063 = 1253	1303 = 2634	1497 = 1501	2006 = 2948
1075 = 1259	1325 = 1387	1591 = 1569	2010 = 2952
1077 = 2383	1327 = 1389	1599 = 1121	2011[a] = 2954
1091 = 1267	1329 = 2305	1768 = 119	2012 = 2958
1095 = 2636	1347 = 1411	1820 = 285	2016 = 2956
1127 = 2822	463 = fehlt	3768	2020 = 2966
1131 = 2293	1355 = 2027	1834 = 295	2029[a] = 2976
1205 = 1317	1357 = 2025	1854 = 1603	2032 = 2980
1227 = 1327	1369 = 2535	1870 = 2439	2152 = fehlt
1265 = 1351	1379 = 2654	1998 = 2940	2176 = 2547

Während also der Müllersche Text im Verhältnis zu Z eine Menge Ausweichungen zeigt und mehrere Sprüche ganz vermissen lässt, stimmt Z genau zu unserer Anordnung bis auf die Stellung von 71 und 463, und deren Platz stimmt zu dem Fridangus. Die sonstigen Abweichungen des letzteren von a teilt Z nicht. Sie bietet auch eine Anzahl von Sprüchen, die jenem fehlen: 999-1002. 1091. 1127. 1227. 1325-8. 1497, ganz abgesehen davon, dass sie weiter reicht. Anderseits steht Z auch in keinem näheren Verhältnis zu a: denn sie enthält Sprüche, die in die grosse Lücke von a fallen, ausserdem in Uebereinstimmung mit dem lat. Freid. noch zwei Sprüche, die in a fehlen (1077. 1355), und zwei Sprüche in Uebereinstimmung mit der Müllerschen Gruppe (2011[a]. 2029[a]). Auf 2177 folgen dann noch vier Sprüche, die in unserm Texte nicht enthalten sind: Gr. 152, 16 = Mü. 3880. 149, 27 = 3148. 142, 15 = 1851. 29, 10 = 1893. Es ist wahrscheinlich, dass dieselben der hinteren Partie des Werkes entnommen sind, und dass sich dabei der Excerptor gleichfalls an die Reihenfolge seiner Vorlage gehalten hat. Diese war also ein von a unabhängiges, im wesentlichen die ursprüngliche Anordnung bewahrendes und vielleicht noch vollständiges Exemplar.

Wenden wir uns jetzt zu der von Grimm als die vierte bezeichneten Ordnung. Der Abdruck der Hs. X bei Müller kann nicht ohne weiteres als Repräsentant derselben gelten. Er muss aus den übrigen Hss. der Gruppe ergänzt werden.

Danach sind einzufügen nach 52 Gr. 175, 20 (LMPQ)[1]), nach 230 Gr. 10, 5 (MP), nach 654 Gr. 36, 27 (LMPQ), nach 1012 Gr. 65, 12 (LOPQ), nach 1044 Gr. 117, 26 (LMPQ), nach 1056 Gr. 85, 23 (MLPQ), nach 1077 Gr. 118, 15-18 (I), nach 1126 Gr. 113, 14 (ILM), nach 1792 Gr. 177, 17. 94, 25 = Mü. 2435. 2439 (MQ, also doppelt), nach 1878 Gr. 65, 8 (LMPQ), nach 1884 Gr. 70, 26-71, 6 (LMPQ), nach 1966 Gr. 133, 1 (MPQ), nach 2048 Gr. 176, 20 (nur diese Zeile, LMPQ), nach 2141 Gr. 56, 17. 19. = Mü. 1159-62 (LMPQ, also doppelt), nach 2147 Gr. 73, 2 (LPQ), nach 2183 Gr. 73, 22 = Mü. 1651 (MQ, also doppelt), nach 2186 Gr. 76, 22 (nur diese Zeile, LMPQ), nach 2226 Gr. 47, 18 (LMPQ), nach 2268 Gr. 89, 22 = Mü. 1005 (MPQ, also doppelt), nach 2374 Gr. 114, 7 = Mü. 863 (doppelt) und Gr. 91, 20 (ILMPQ, auch in der von Schatz herausgegebenen Innsbrucker Hs.), nach 2478 Gr. 67, 13 (LMPQ), nach 2617 Gr. 141, 21 (nur diese Zeile, LMPQ), nach 2667 Gr. 143, 11 (LMPQ), nach 2703 Gr. 118, 1 = Mü. 1045 (MPQ, also doppelt), nach 2771 Gr. 101, 23 (LPQ), nach 2849 Gr. 104, 16 (ILMPQ), nach 2835 Gr. 101, 15 (LMPQ), nach 2915 Gr. 103, 14 (LMPQ), nach 3049 Gr. 168, 11 (IL), nach 3055 Gr. 168, 19 (IL), nach 3081 Gr. 151, 3 (nur diese Zeile, LMPQ), nach 3343 Gr. 67, 3 (LMQ), nach 3383 Gr. 122, 15 (MPQ), nach 3427 Gr. 181, 8 (MPQ). Die Zugehörigkeit dieser Sprüche zu dem ursprünglichen Texte der Müllerschen Ordnung ist nicht in allen Fällen gleich sicher, sie wird mitunter durch die Zusamengehörigkeit mit dem Vorausgehenden oder Folgenden bestätigt, noch öfter, wie sich weiter unten zeigen wird, durch die Vergleichung anderer Ordnungen. Wenn durch diese Einschiebungen die Zahl der doppelt überlieferten Sprüche vermehrt wird, so ist daran schwerlich Anstoss zu nehmen. Zweifelhafter, weil grösstenteils nicht durch die Ueberlieferung in Hss. aus einer anderen Ordnung gestützt, ist die Echtheit

---

[1]) Es ist nicht ausgeschlossen, dass mancher Spruch auch noch in einer oder mehreren andern Hss. ausser den angegebenen sich findet, namentlich in I, wovon mir eine Kollation nicht zur Verfügung steht.

von 20 Zeilen, die hinter 3727 überliefert sind: Gr. 11, 15-20. 79, 5-6. 12, 9-12, diese in MPQ, 79, 5-6 auch in der Innsbrucker Hs.; 57, 10-11. 78, 3-4, diese in MQ; 102, 12-15, diese nicht nur in MQ, sondern auch in HCDEFG enthalten.

Anderseits sind vielleicht aus dem Müllerschen Texte als unecht auszuscheiden 2148-9 = Gr. 72, 5-6, 3158-9 = Gr. 150, 14-15, 3229-30 (vgl. Grimm zu 129, 14), 3840—75 = Gr.[1] 12, 13-13, 22, die nur in NO überliefert sind.

Es kommen ferner Abweichungen in der Anordnung zwischen den verschiedenen Hss. der Müllerschen Ordnung in Betracht. 1775-6 stehen in LMPQ nach 1780; die Verschiebung, die hier wahrscheinlich in NO eingetreten ist, wird daraus zu erklären sein, dass sowohl 1774 als 1780 mit *wil* schliesst. 2535-6 stehen in MQ nach 2635; an ersterer Stelle sind sie durch das Schlagwort *ohse* an 2534 angeknüpft. 2842-9 stehen in LMPQ nach 2805, ohne dass sich eine bestimmte Ursache für die Abweichung angeben liesse. 3316-17 stehen in LMP nach 3319. Die stärkste Abweichung besteht darin, dass in MPQ die dritte auf Rom und den Pabst bezügliche Partie (vgl. Diss. S. 24) von Sprüchen andern Inhalts durchsetzt ist. Es folgen auf 3713 in MP 3728-43. 3714-19. 3744-53. 3720-7, in Q etwas abweichend 3728-31. 3714-19. 3732-53. 3720-7 Es ist möglich, dass diese Hss. das Ursprünglichere bieten, und dass erst in NO die Gruppierung nach dem Inhalt durchgeführt ist.

Aus der folgenden Tabelle ist das Verhältnis der vierten Ordnung zu dem aus a mit Zuhilfenahme des lat. Freid. gewonnenen Texte zu ersehen.

P	Mü		P	Mü	
1—12	1—12		31—36		2231—6
13—16	681—4		37—38		2684—5
17—18		567—8	39—40		2237—8
19—20	685—6		41—42		2493—4
21—22		2491—2	43—46	693—6	3064—7
23—26	687—90		47—52		fehlt
27—28		2128—9	53—54		2748—9
29—30		fehlt	55—58		2744—7

P	Mü	
59—76	697—714	
77—78		fehlt
79—84	715—20	
85—88	723—6	
89—90	731—2	
91—2	735—6	
93—4	727—8	
95—106	737—48	
107—10		2387—90
111—6	749—54	
117—8		2771 ab
119—20		2770—1
121—32	757—68	
133—4		2459—60
135—44	769—78	
145—6		569—70
147—8	783—4	
149—50	787—8	
151—2		2130—1
153—4		565—6
155—8		fehlt
159—60		2682—3
161—2		fehlt
163—4		*2772*
165—6		fehlt
167—8	791—2	
169—70	789—90	
171—2	793—4	
173—4	799—800	
175—6		571—2
177—8	809—10	
179—80		2355—6
181—2	821—2	
183—4	827—8	
185—6	811—2	
187—8		3068—9
189—90	817—8	
191—2		2776—7
193—4		2239—40
195—6		fehlt
197—202		2497—501
203—4	833—4	

P	Mü	
205—6	*795—6*	
207—12	835—40	
213—8	843—8	
219—20	853—4	
221—2	849—50	
223—4		2241—2
225—6		2638—9
227—8		fehlt
229—30		2132
231—4	855—8	
235—6		2369—70
237—8		2780—1
239—40		2680—1
241—2		573—4
243—4		2774—5
245—6	859—60	
247—8		fehlt
249—50	861—2	2373—4
251—2	863—4	2374 ab
253—66	865—78	
267—8	883—4	
269—70		3070—1
271—2	889—90	
273—4	*733—4*	
275—6	887—8	2778—9
277—8	897—8	
279—80	901—2	
281—2		2361—2
283—4		2640—1
285—6	*813—4*	
287—8	*721—2*	
289—90	903—4	2399—400
291—2	905—6	
293—6		fehlt
297—8	*851—2*	
299—302		2273—6
303—4		301—2
305—6		fehlt
307—18		2642—53
319—6	911—8	
327—8	*1195—6*	
329—30		2638—9

P	Mü	
331—2	919—20	
333—4		303—4
335—6	921—2	
337—40		2357—60
341—4	907—10	
345—8		575—8
349—50	923—4	
351—2		fehlt
353—4		3074—5
355—6		2247—8
357—62	925—8	
362^{ab}	929—30	
363—4		fehlt
365—6		3076—7
367—8		2782—3
368^{ab}		2365—6
369—70		2134—5
371—2		fehlt
373—4	931—2	
375—6		2249—50
377—8		2784—5
379—80		305—6
381—2		579—80
383—4	933—4	
385—94		2251—60
395—412	935—52	
413—4		3078—9
415—20	953—8	
421—4		659—62
425—6		3249—50
427—8		fehlt
429—30		2009—10
431—76		fehlt
477—80	965—8	
481—2	959—60	
483—4		2768—9
485—8	961—4	
489—90		2261—2
491—4	969—72	
495—6		2786—7
497—500	973—6	
501—2		2503—4
503—4		2690—1
505—6		2136—7
507—10		2692—5
511—2		2263—4
513—6	977—80	
517—8		2265—6
519—20	*881—2*	
521—2	*885—6*	
523—8	981—6	
529—30		2267—8
531—2	987—8	
533—4		307—8
535—6		311—2
537—8	989—90	
539—40		fehlt
541—2		2138—9
543—4		2505—6
545—58	991—1004	
559—60		fehlt
561—2	1005—6	2268^{ab}
563—4		fehlt
565—6		2788—9
567—72	1007—12	
573—4		2269—70
575—8	*823—6*	
579—80		fehlt
581—2	1012^{ab}	
583—4	1013—4	
585—6		fehlt
587—8		2140—1
589—94	1015—20	
595—600		2271—6
601—2	1021—2	
603—6		2696—9
607—10	*891—4*	
611—2		313—4
613—4		2700—1
615—6	1023—4	
617—20	1027—30	
621—2		2790—1
623—6		581—4
627—8		fehlt

P	Mü	
629—36	1031—8	
637—8		315—6
639—40		fehlt
641—4		2485—8
645—50	1039—44	
651—2	1044^{ab}	
653—4	1045—6	2703^{ab}
655—6	1047—8	2704—5
657—8		2706—7
659—60		2792—3
661—2		2708—9
663—70	1049—56	
671—2		3080—1
673—4		2710—1
675—6		2712—3
677—8		317—8
679—80	1056^{ab}	
681—2	1057—8	2702—3
683—4		2794—5
685—6		2802—3
687—8	1059—60	
689—90		319—20
691—8	1061—7	
699—700		321—2
701—10	1068—77	
711—4		fehlt
715—6		563—4
717—8		fehlt
719—20		2714—5
721—2		585—6
723—6	1077^{a-d}	
727—28	1078—9	
729—30	1080—1	2307—8
731—2		fehlt
733—4		587—8
735—8	1084—7	
739—40		3082—3
741—2		2277—8
743—4	*1383—4*	
745—6	1088—9	
747—8		2796—7
749—50	1090—1	
751—2		2804—5
753—4		2844—5
755—8	1092—5	
759—60	1098—9	
761—2		2716—7
763—4		fehlt
765—6	1100—1	
767—8		2311—2
769—70	*785—6*	
771—2		fehlt
773—8	1102—7	2718—23
779—86	1108—14	
787—88		2842—3
789—90	1115—6	
791—4		2441—4
795—6	1117—8	
797—8		fehlt
799—800		2866—7
801—4		2279—82
805—6	1119—20	
807—8	1123—4	
809—12		2846—9
813—4	1125—6	
815—6	1126^{ab}	
817—8	1127—8	
819—20		3084
821—8	1129—36	
829—32		fehlt
833—4	1137—8	
835—6		fehlt
837—8		323—4
839—40		2283—4
841—2		3120—1
843—4		3118—9
845—6	1139—49	
847—8		fehlt
849—50		2849^{ab}
851—6	1141—6	
857—8		2724—5
859—60	*815—6*	
861—2		2507—8
863—8		3086—91

P	Mü	
869—70		2509—10
871—2		3098—9
873—4		fehlt
875—6		2511—2
877—8	1147—8	
879—80		2806—7
881—2		fehlt
883—4	1149—50	
885—6		2513—4
887—8	1153—4	
889—90		3100—1
891—2	1157—8	
893—4		3102—3
895—6		3104—5
897—8		fehlt
899—902	1159—62	2141^{a-d}
903—6		551—4
907—10	1163—6	
911—4		555—8
915—20	1167—72	
921—2		2758—9
923—8	1173—8	
929—30		2142—3
931—2	*899—900*	
933—6	1179—82	
937—8		2147^{ab}
939—50	1183—94	
951—4		2808—11
955—60	1197—202	
961—2		2812—3
963—74	1203—14	
975—80		2015—20
981—4	1215—8	
985—6		2363—4
987—90		2395—8
991—2		3106—7
993—4	1219—20	
995—8		2726—9
999—1002		2011—4
1003—6	1221—4	
1007—8		fehlt
1009—10		2393—4
1011—4		fehlt
1015—6	1225—6	
1017—8	1229—30	
1019—20		2461—2
1021—8	1231—8	
1029—30		2515—6
1031—2		fehlt
1033—4		2814—5
1035—6	1239—40	
1037—8		589—90
1039—40	1241—2	
1041—2		325—6
1043—8	1243—8	
1049—56		445—52
1057—8	1249—50	
1059—60		fehlt
1061—4	1251—4	
1065—6	*803—4*	
1067—70	1255—8	
1071—2		2816—7
1073—4	1263—4	
1075—6	1259—60	
1077—80		2333—6
1081—2	*1025—6*	
1083—4	*755—6*	
1085—6	1261—2	
1087—8		fehlt
1089—92	1265—8	
1093—4		2517—8
1095—6		2636—7
1097—8		2285—6
1099—100	1269—70	
1101—4		fehlt
1105—6		2098—9
1107—8		2519—20
1107—14		2287—92
1115—8	1271—4	
1119—22		fehlt
1123—8		2818—23
1129—30	1275—6	
1131—2		2293—4
1133—42	1277—86	

P	Mü	
1143—8		453—8
1149—54		2664—9
1155—8		39—42
1159—64	1287—92	
1165—6		591—2
1167—74	1293—300	
1175—8		261—4
1179—88	1303—12	
1189—90		2626—7
1191—4		2561—4
1195—6		2628—9
1197—200		265—8
1201—8	1313—20	
1209—10		2901—2
1211—4		fehlt
1215—6		2824—5
1217—8		3273—4
1219—22	1321—4	
1223—4		2521—2
1225—8	1325—8	
1229—32		2826—9
1233—42	1329—38	
1243—6		269—72
1247—52	1339—44	
1253—4		2367—8
1255—6	1345—6	
1257—8	1347—8	513—4
1259—60		561—2
1261—2	1349—50	
1263—4		593—4
1265—6	1351—2	
1267—6		273—4
1269—76	1353—60	
1277—80		fehlt
1281—2	*779—80*	
1283—4		2144—5
1285—6		299—300
1287—8	*1381—2*	
1289—98		2295—304
1299—300		559—60
1301—2		2489—90
1303—4		2634—5
1305—8	1361—4	
1309—10		3235—6
1311—8	1371—8	
1309—12		2630—3
1313—8	1385—90	
1319—20		2305—6
1331—46	1391—406	
1347—8	1411—2	
1349—50	*1082—3*	2309—10
1351—2		2371—2
1353—4		3108—9
1355—6		2027—8
1357—8		2025—6
1359—60		2029—30
1361—2	*1659—60*	2834—5
1363—4	1413—4	
1365—8		fehlt
1369—70		2535—6
1371—4		2110—3
1375—8	1415—8	
1379—80		2654—5
1381—8	1419—26	
1389—90		2311—2
1391—6	1427—32	
1397—8		601—2
1399—400		599—600
1401—4	1433—6	
1405—8		327—30
1409—10	1437—8	
1411—2		fehlt
1413—4		2523—4
1415—6		2313—4
1417—8	1439—40	
1419—22		3261—4
1423—4	1441—2	
1425—8	*1533—6*	
1429—36	1443—50	
1437—40	*1407—10*	
1441—2	1451—2	
1443—4		2525—6
1445—6	1453—4	
1447—8		331—2

P	Mü	
1449—60	1455—66	
1461—2	1469—70	
1463—4	1467—8	
1465—70	1471—6	
1471—2		2401—2
1473—4	1477—8	
1475—6		3271—2
1477—8	1481—2	
1479—80		fehlt
1481—2	1479—80	
1483—92	1483—92	
1493—504	1497—508	
1505—6		2527—8
1507—8		fehlt
1509—12		2760—3
1513—4	1509—10	
1515—6		fehlt
1517—8		2529—30
1519—20		2031—2
1521—2		fehlt
1523—40	1511—28	
1541—2		2531—2
1543—4	1537—8	
1545—8	1529—32	
1549—52	1539—42	
1553—4		595—6
1555—6	1543—4	
1557—8		2533—4
1559—60		2033—4
1561—2		2835^{ab}
1563—4		2836—7
1565—6		597—8
1567—70		2764—7
1571—4	1545—48	
1575—6		2315—6
1577—86	1553—62	
1587—98	1565—76	
1559—600	*1121—2*	
1601—4	1577—80	
1605—6		2537—8
1607—8	1581—2	
1609—10		603—4

P	Mü	
1611—20		fehlt
1621—4		2656—9
1625—30		3281—6
1631—4		459—62
1635—8		fehlt
1639—44		605—10
1645—6	1583—4	
1647—8		fehlt
1649—54	1585—90	
1655—6		fehlt
1657—8	1591—2	
1659—60		2103—4
1661—70		231—40
1671—724		2982—3035
1725—36		3038—49
1737—8		3049^{ab}
1739—44		3050—5
1745—6		3055^{ab}
1747—54		3056—63
1755		fehlt
1756—75		101—30
1776—7		133—4
1778—9		131—2
1780—1		135—6
1782—9		149—56
1790—3		805—8
1794—5		547—8
1796—7		545—6
1798—9		549—50
1800—9		533—42
1810—27		275—92
1828—33		3265—70
1834—5		295—6
1836—9	1593—6	
1840—3	1597—600	611—4
1844—5		297—8
1846—7		2539—40
1848—51		2451—4
1852—65	1601—14	
1866—9		fehlt
1870—1	*1792^{cd}*	2439—40
1872—3		fehlt

P	Mü	
1874—7		2150—3
1878—85		fehlt
1886—7	1615—6	
1898—9		2545—6
1890—3		fehlt
1894—7	1617—20	
1898—901	1627—30	
1902—21		3128—47
1922—5		fehlt
1926—39		2902—15
1940—1		2915[ab]
1942—9		2916—23
1950—1		fehlt
1952—63		333—44
1964—9	1631—6	
1970—97		2154—81
1998—2011		2940—53
2012—5		2958—61
2016—7		2956—7
2018—9		2962—3
2020—9		2966—75
2030—3		2978—81
2034—5		2182—3
2036—7		615—6
2038—49	1639—50	
2050—1	1651—2	2183[ab]
2052—81		379—408
2082—3	1653—4	
2084—5		2463—4
2086—9	1655—8	
2090—1		345—6
2092—3		2730—1
2094—5		3110—1
2096—7		2317—8
2098—9		347—8
2100—1		617—8
2102—29	1661—88	
2130—5		fehlt
2136—9	1689—92	
2140—3	1695—8	
2144—5		3245—6
2146		2048[a]
2147		2049
2148—51		2100—3
2152—9		fehlt
2160—69	1699—708	
2170—1	1709—10	797—8
2172—3		2319—20
2174—5		2325—6
2176—83		2547—54
2184—5		629—30
2186—9		2622—5
2190—201		187—98
2202—3		203—4
2204—15		57—68
2216—21		2555—60
2222—3		2565—6
2224—33	1711—20	
2234—55		85—106
2256—9	1721—4	
2260—1	1727—8	
2262—3	1725—6	
2264—9	1729—34	
2270—5		349—54
2276—7		fehlt
2278—83		639—44
2284—7		2331—4
2288—91		2471—4
2292—9	1735—42	
2300—1		637—8
2302—5		2327—30
2306—11	1749—54	
2312—7	1743—8	
2318—21		2184—6[a]
2322—7	1755—60	
2328—35		157—64
2336—41		167—72
2342—3		253—4
2344—5		fehlt
2346—9	1761—4	
2350—1		49—50
2352—7		2039—44
2358—9		2932—3
2360—3		125—8

F	Mü		F	Mü	
2364—9		2936—40	2380—1		2569—70
2370—1		3126—7	2382—5	1767—70	
2372—3	1765—6		2386—7		2045—6
2374—5		2567—8	2388—9	1777—8	
2376—9	1771—4				

Zur Erläuterung dieser Tabelle müssen wir zunächst die Beschaffenheit der Müllerschen Ordnung ins Auge fassen. Z. 5-680 enthalten theologische Betrachtungen und Sprüche, die sich auf religiöse Dinge beziehen, auch solche, die bloss, weil in ihnen das Wort *got* vorkommt, hier eingereiht sind. Hiervon folgen 5-12 auch in der Grimm'schen Ordnung und in H unmittelbar auf die vier Eingangszeilen und haben diese Stellung zweifellos schon im Original gehabt. Dagegen 13-680 haben diese Stellung nur in der Müller'schen Ordnung, und wiewohl auch in der Grimmschen zunächst Theologisches folgt, so deckt sich der Bestand beider Ordnungen nur teilweise, und die Anordnung im einzelnen ist ganz abweichend. In Z. 681 -2009 zeigt sich nur hie und da inhaltliche Berührung zwischen aufeinander folgenden Sprüchen, im allgemeinen ist kein Prinzip der Anordnung zu erkennen. Dagegen bilden 2010-3305 eine grosse Reihe von teilweise umfänglichen Gruppen, allerdings durch einige zusammenhangslose Partieen unterbrochen. Man könnte sie überschreiben „von Fürsten und Herren" (2010 -2214), worauf zunächst noch eine kleine Partie ungeordneter Sprüche (2215-30) folgt, „von Weisen und Toren" (2231-2348), woran sich zwei vereinzelte Sprüche anschliessen (2349-54), „von Milden und Kargen" (2355-2430), „von der Trunkenheit" (2431-60), „vom Teufel" (2461-90), „von Tieren" (2491-2681), „von Freunden" (2682-2743), „vom Spiel" (2744-57), „vom Pfennig" (2758-69), woran sich ein zum folgenden überleitender und ein eigentlich vereinzelter Spruch anschliesst (2770-73), „von Frauen und Liebe" (2774-2931), „von Trügen" (2932-39), „von der Zunge" (2940-81), „von Lügen und Trügen" (2982 -3127), „von Rom und dem Pabst" (3128-3224), worauf wieder eine kleine unzusammengehörige Partie folgt (3225-35), „vom

Menschen" (3236-3305). Das Folgende (3306-3919) enthält neben kurzen Sprüchen viele längere Betrachtungen namentlich theologischen Inhalts, aber zwischen den einzelnen in sich geschlossenen Stücken besteht nur hie und da eine inhaltliche Verwandtschaft. Den Schluss bildet die Gruppe „von Ackers" (3920-4138).

Ich habe nun in meiner Tabelle diejenigen Sprüche, welche in der ungeordneten Partie (681-2009) stehen, auf die linke Seite gesetzt, auf die rechte diejenigen, welche in den nach Gruppen geordneten Partieen 613-680 und 2010-3305 stehen. Man sieht nun sofort, dass die Folge der Sprüche in der ungeordneten Partie im allgemeinen in der auffallendsten Weise der Folge in meinem Texte entspricht. Die natürlichste Erklärung für dieses Verhältnis ist selbstverständlich die, dass die Müllersche Ordnung so entstanden ist, dass eine Menge von Sprüchen aus ihrer ursprünglichen Stelle herausgenommen sind, um in Gruppen eingeordnet zu werden, während der Rest im grossen und ganzen an seinem Platze verblieben ist. Unwahrscheinlich ist dagegen von vornherein die andere Auffassung, dass die Müllersche Ordnung das ältere sei, und dass sich jemand die Mühe genommen habe, jede Spur von Gruppierung zu vertilgen durch Verteilung der in Gruppen zusammengeordneten Sprüche zwischen die ungeordneten. Eine Anzahl von Sprüchen finden sich sowohl auf der linken als auf der rechten Seite. Die einfachste Erklärung dafür ist natürlich, dass der Hersteller der Müllerschen Ordnung, indem er diese Sprüche in eine Gruppe unterbrachte, versäumte, sie an ihrer ursprünglichen Stelle zu tilgen. Wir sind also jetzt in der Lage, das doppelte Vorkommen von Sprüchen in der Müllerschen Ordnung ebenso wie in der Grimmschen als eine leicht begreifliche Folge der Umordnung aufzufassen.

Die erheblicheren Abweichungen der Reihenfolge in der ungeordneten Partie habe ich durch Kursivdruck hervorgehoben. Sie lassen sich fast alle durch die Annahme erklären, dass in der Müllerschen Ordnung ein inhaltlicher Anschluss an das Vorhergehende oder Folgende erstrebt ist. So ist 795-6 an 794

durch das Schlagwort *gedinge* angeknüpft; ähnlich 733-4 an 732, 721-2 an 723, 851-2 an 853, 1195-6 an 1194, 881-2 und 885-6 an 883-4, 823-6 an 827, 891-4 an 895, 785-6 an 784, 815-6 an 814, 899-900 an 898, 803-4 an 802, 1025-6 an 1024, 755-6 an 754, 779-80 an 781, 1082-3 an 1081, 1659-60 an 1658, 1407-10 an 1406, 1121-2 an 1123, 1792^{cd} an 1792^{ab}. Diese Abweichungen lassen sich also von demselben Gesichtspunkt aus beurteilen wie das Herausnehmen der rechts aufgeführten Sprüche zur Gruppenbildung. Die umgekehrte Annahme, dass der Zusammenhang absichtlich zerstört sein sollte, ist wieder höchst unwahrscheinlich.

Es muss noch darauf hingewiesen werden, dass auch bei den in Gruppen eingeordneten Sprüchen sich für kleinere Partieen ein gewisser Zusammenhang zwischen der Müllerschen Ordnung und der unsrigen zeigt, was sich nach meiner Tabelle leicht überblicken lässt. Abgesehen werden muss dabei von den beiden Gruppen „von der Zunge" und „von Lügen und Trügen", die in allen Ordnungen im wesentlichen gleich überliefert sind, und sich schon durch die gleichmässig durchgehende Ausdrucksform als ursprünglich zusammengehörig erweisen.

Ebenso wie für die Müllersche Ordnung lässt sich die unsrige auch als Grundlage für die Münchener Hs. H erweisen. Von den 3317 Zeilen, die diese Hs. enthält, sind etwas über $^{7}/_{10}$ in Rubriken geordnet. Der ungeordnete Rest geht vorauf. In diesem blickt unsere Ordnung, soweit die Vergleichung möglich ist, deutlich durch. So zunächst in Z. 1-555. Die Reihenfolge ist hier nach der Zählung meines Textes die folgende: 1-12. 45-6. 59-60. — 81-2. — 67-8. 79-80. 85-98. 111-6. 116^{ab}. 121-2. 127-8. 135-44. — Gr. 62, 14. — Gr. 63, 12 (entstellt). — 1281-2. — 149-50. 167-8. 177-8. — 189-90. — 171-2. — 205-6. 200^{a-d}. 203-4. 207-8. 221-2. 251-2. 249-50. 261-2. 265-6. 266^{ab}. — 343-4. 341-2. — 279-80. — 321-2. 327-8. 323-4. 331-2. — 349-50. — 737-8. — Gr. 114,3. — 351-2. 361-2. 362^{cd}. 363-4. 383-4. 397-400. ein H eigentümlicher Spruch: *Gedanck vnd augen die sind snel Glucke daz*

ist sinnvol. 401-2. 409-10. 405-8. 411-2. — 319-20. — 435-6. — 415-6. 419-20. — 479-82. 493-4. 515-6. — 1271-2. — 497-500. 513-4. — 267-8. — 521-2. 519-20. — 2092-3. — 545-6. 549-52. 571-2. 583-4. — 791-2. — 567-70. — Gr. 89,12. — 601-2. — 583-4. — 631-4. — 1603-4. — 283-4. — 651-2. 655-6. zwei unechte Zeilen, vgl. Grimm zu 95, 17. 663-70. 681-2. 687-8. 691-2. 695-6. — 163-4. — 709-14. 725-6. 729—30. 735-6. 743-6. 759-60. 765-6. 781-6. — 1599 -1600. — 807-8. 815-6. 821-6. — 2146-7. — 833-4. 851-2. 855-6. 859-60. 877-8. 887-8. — Gr. 29, 12-3. — 915-6. 919 -20. 923-6. 935-6. 943-4. 939-40. 947-50. — 327-8. — 957-8. 963-4. 967-70. 970[ab]. 981-2. 971-2. 983-4. 993-4. 1005-6. 1017-8. 1021-6. — 803-4. — 1039-40. 1047-8. 1043-4. 1057-8. 1069-70. 1073-6. 1099-1100. 1115-6. — 1295-6. — 1133-42. 1171-2. 1178[ab]. 1179-88. 1207-8. 1225-6. 1233-42. 1247-8. 1248[ab]. 1249-56. 1261-2. 1265-6. 1269-70. 1275-6. — 1311-2. 1287-8. — 1323-4. 1331-4. 1339-44. — 1437-40. — 1347-8. 1363-4. 1375-8. 1381-4. — 1409-10. — 1391-6. 1441-2. 1473-4. 1477-8. 1483-4. 1493-4. 1503-4. 1529-30. — 1597-8. 1601-2. — 1531-2. 1535-8. 1543-4. 1555-6. 1571-2. 1574[cd]. 1577-84. 1586[ab]. 1587-96. 1649-52. 1657-8. 1854-7. 1862-5. 1872. 1876-7. 1886-7. 1894-5. 1964-5. 1968-9. 1969[ab]. 2050-1. 2086-7. 2126-9. 2136-7. 2140-3. 2168-71. 2256-9. 2264-5. 2376-9. 2388-9.

Allerdings stimmt H in der Reihenfolge meistens auch mit der Müllerschen Ordnung überein, ja es folgen oft in diesen beiden Ordnungen Sprüche unmittelbar auf einander, die in unserem Texte durch dazwischenstehende getrennt sind. Dass aber die Müllersche nicht die Grundlage von H sein kann, ergiebt sich daraus, dass in dieser Hs. mehrere Sprüche (363. 435. 651. 711-4. 725. 1872) an der unserem Texte entsprechenden Stelle stehen, die in jener überhaupt fehlen, ferner einer (1295), der in jener in die systematisch geordnete Partie aufgenommen ist (= 2301), und einer (859), der in jener zwar in der ungeordneten Partie steht, aber an abweichender Stelle (= 815); es folgen endlich 479 = Mü. 967 und 481 = Mü. 959

auch in H auf einander. Demgegenüber stimmt freilich an einigen Stellen H näher mit Mü. als mit unserem Texte. 1281 = Mü. 779 steht zwischen 113 = Mü. 751 und 149 = Mü. 787; da dieser Spruch in a fehlt und nur im Fridangus an der ihm von mir angewiesenen Stelle steht, so ist es das Wahrscheinlichste, dass er in diesem verrückt ist, und ursprünglich wirklich zwischen 113 und 149 gestanden hat, oder, wie wir dann wohl genauer nach Mü. sagen können, zwischen 143 und 147. An drei Stellen wird die Uebereinstimmung auf Zufall beruhen, indem das gleiche Streben nach inhaltlicher Anknüpfung zu dem gleichen Resultate geführt hat; daher ist in H wie bei Mü. 267 vor 521, 1599 vor 807, 327 hinter 949 geraten. Bedenklicher ist, dass 1437-40 in H und bei Mü. übereinstimmend zwischen 1344 und 1347 stehen, vielleicht doch ein Fall, in dem a von der ursprünglichen Anordnung abweicht. Die sonstigen Abweichungen in H von unserem Texte werden als unursprünglich meistens durch die Uebereinstimmung desselben mit Mü. erwiesen. In mehreren Fällen sind sie durch das Bestreben nach inhaltlicher Anknüpfung veranlasst.

Es folgt nun in H zunächst eine Partie (Z. 556-631), die bis auf zwei Zeilen in meinem Texte keine Entsprechung hat und offenbar dem hinteren, in a fehlenden Teile des Originalwerkes entnommen ist, worüber weiter unten. Dann kommt von neuem eine Partie (632-794), in welcher, von einigen Sprüchen abgesehen, wieder unsere Ordnung mehr oder weniger deutlich durchblickt. Die Reihenfolge ist nach meiner Zählung die folgende: 303-4. — 533-4. — 305-6. — 637-8. 677-8. 699-700. 905-6. 913-4. 1083-4. 1197-8. 1243-6. — 1408-9. 1447-8. — 1267-8. 1397-8. (Grimm 50, 16) 1834-5. 1844-5. 1954-61. (Grimm 153, 13. 2, 16. 1, 15. 3, 5. 3, 3) 2202-3. (Grimm 2, 4. 34, 25-35, 1. 3, 7. 45, 26. 39, 18). — 181-2. — 575-8. — 183-4. — 617-20. 755-8. 1161-4. 1305-8. 1315-16. 1318[ab]. 1427-8. 1433-6. 1449-50. 1453-4. 1497-1500. 1515-6. 1525-8. 1549-50. 2038-49. 2102-11. 2114-25. 2138-9. 2139[ab]. 2160-3. Die vor und nach 2202-3 stehenden, in meinem Texte fehlenden Sprüche sind wahrscheinlich aus dem hinteren Teile des

Originals hier eingeschoben. Es erhellt aus der oben gegebenen Uebersicht, dass diese Partie aus zwei Abschnitten besteht, die jeder für sich einen Auszug, respektive einen übrig gebliebenen Rest aus unserem Texte darstellen. Unter diesen entspricht der zweite auch der Müllerschen Ordnung, in der die betreffenden Sprüche zwischen 821 und 1702 stehen, jedoch so, dass bei Mü. P 1515-6 fehlt und 1427-8 an etwas abweichender Stelle steht (1535-6). Der erste Abschnitt dagegen enthält Sprüche, die in der Müllerschen Ordnung unter die grosse Gruppe von religiösen Sprüchen gestellt sind. Die Folge ist nach der Müllerschen Zählung: 301-2. 307-8. zwei fehlende Zeilen. 315-8. 601-2. 293-8. 335-42. Für diese Partie ist es also besonders evident, dass nicht die Müllersche Ordnung, sondern nur die unsrige zu Grunde liegen kann.

Das analoge Verhalten der Müllerschen Ordnung und derjenigen der Hs. H zu der unsrigen ist der eigentlich entscheidende Beweis für die Ursprünglichkeit der letzteren. Eine von dieser unabhängige Vermittelung zwischen der Müllerschen Ordnung und H ist danach überhaupt ausgeschlossen. Wer meine Auffassung nicht teilt, müsste entweder annehmen, dass die Müllersche Ordnung die ursprünglichste von den dreien sei, und dass aus dieser zunächst unsere Ordnung und daraus wieder die von H entstanden sei, oder umgekehrt, dass diese die ursprünglichste sei, und dass aus ihr die unsrige und aus der unsrigen die Müllersche Ordnung entstanden sei. Es müssten also zwei Bewegungen entgegengesetzter Richtung auf einander gefolgt sein, was in hohem Grade unwahrscheinlich ist. Dazu kommt noch eine weitere Schwierigkeit. Unser Text bietet eine beträchtliche Anzahl von Sprüchen, die der Müllerschen Ordnung fehlen und deren Echtheit meistens durch die sonstige Ueberlieferung gesichert ist. Wäre letztere die ursprünglichere, so müsste man annehmen, dass sämtliche Hss. derselben bereits auf ein lückenhaftes Exemplar zurückgingen. Eher könnte man sich die Annahme einer entsprechenden Lückenhaftigkeit für die einzelne Hs. H gefallen lassen, der gleichfalls eine beträchtliche Anzahl in unserem Texte enthaltener

Sprüche fehlt. Man müsste aber diese Annahme, wie wir gleich sehen werden, für bei weitem die meisten Fälle auf die gemeinsame Grundlage von H und CDEG übertragen. Das Nächstliegende ist natürlich wieder, das Fehlen der Sprüche in der Müllerschen Ordnung und in der von H als eine Folge der Umordnung aufzufassen.

Die Hs. H enthält manche unechte Zuzätze, die von keiner andern Hs. geboten werden. Es mag sein, dass auch manche sekundäre Umstellungen darin vorgenommen sind. Das Original aber, auf das sie zurückgeht, und dessen Anordnung sie jedenfalls im wesentlichen bewahrt hat, erweist sich als eine Zwischenstufe zwischen unserer Ordnung und der Gruppe CDEFG. In dieser ist das ganze Material in Rubriken geordnet, auch der in H noch ungeordnete Rest. Wie nun H in dem ungeordneten Teile zu unserer Ordnung stimmt, so zeigt sich in dem geordneten deutlich der Zusammenhang mit CDEFG. Zum Beweise gebe ich für einige Partieen eine Vergleichung. Uebereinstimmend folgen aufeinander zwei Capitel, wovon das eine über Freunde, das andere über milde und karge Leute handelt. Ich stelle neben einander die Verszahlen von H und E nach den mir vorliegenden Abschriften.

H	E	H	E
2685—8	812—5	2724—5	878—9
2689—90	818—9	2726—7	890—1
2691—2	822—3	2728—9	886—7
2693—4	828—9	2730—3	892—5
2695—2702	832—9	2734—5	846—7
2703—4	844—5	2736—41	896—901
2705—10	848—53	2742—9	908—15
2711—4	fehlt hier	2750—3	920—3
2715—6	858—9	2754—5	fehlt
2717—23	862—7	2756—63	923—9

Noch grösser ist die Uebereinstimmung in den auf einander folgenden Abschnitten von Toren, von Trunkenheit, vom Spiel, vom Pfennig. Ich ziehe hier auch die Hs. C heran, weil E mehrfach lückenhaft ist.

H	C	E	H	C	E
2851—8	625—32	450—7	2915—24	691—8	fehlt
2859—62	633—6	fehlt	2925—8	701—4	fehlt
2863—4	639—40	fehlt	2929—34	fehlt	fehlt
2865—6	637—8	458—9	2935—6	705—6	fehlt
2867—8	641—2	460—1	2937—40	fehlt	fehlt
2869—74	645—50	464—9	2941—6	711—6	fehlt
2875—6	653—4	472—3	2947—8	719—20	496—7
2877—8	fehlt	474—5	2949—50	fehlt	498—9
2879—82	657—60	476—9	2951—4	723—6	500—3
2883—4	fehlt	480—1	2955—8	fehlt	504—7
2885—6	661—2	482—3	2959—60	727—8	fehlt
2887—8	fehlt hier	fehlt hier	2961—2	721—2	508—9
2889—90	671—2	fehlt	2963—70	729—36	510—7
2891—4	665—8	fehlt	2971—82	739—50	520—31
2895—6	673—4	fehlt	2983—4	753—4	538—9
2897—8	717—8	fehlt	2985—8	749—52	552—5
2899—900	677—8	484—5	2989—90	fehlt	556—7
2901—2	fehlt	fehlt	2991—2	755—6	540—1
2903—4	fehlt	486—7	2993—6	fehlt	544—7
2905—6	681—2	fehlt	2997—3000	761—6	552—5
2907—10	683—6	490—3	3001—4	769—72	558—61
2911—2	687—8	fehlt	3005—6	773—4	fehlt
2913—4	689—90	494—5			

In andern Partieen ist allerdings die Uebereinstimmung weniger gross. In der Reihenfolge der Kapitel zeigen sich starke Abweichungen. Doch bleiben der Uebereinstimmungen genug, um die Annahme eines Zufalls völlig auszuschliessen. Dagegen gehen die Uebereinstimmungen in Bezug auf die Zusammenordnung der Sprüche mit dem Grimmschen und Müllerschen Texte nicht über das Mass dessen hinaus, was sich bei völliger Unabhängigkeit der Ordner von einander aus der Natur der Sache ergiebt.

Zu diesem Ergebnis stimmt auch das Verhältnis der Lesarten. CDEGH stehen häufig allen übrigen Hss. gegenüber. Es finden sich aber auch Fälle, in denen H abweichend von CDEG zu den übrigen Hss. stimmt. Besonders hervorgehoben werden muss noch, dass in vielen Fällen CDE für sich stehen, während GH zu der sonstigen Ueberlieferung stimmen. G repräsentiert also eine Mittelstufe zwischen H und CDE.

Nachdem für die übrigen Ordnungen festgestellt ist, dass sie auf die unsrige zurückzuführen sind, wird es von vornherein wahrscheinlich, dass dies auch in Bezug auf die Grimmsche (AB) der Fall ist. Es erledigen sich damit die Schwierigkeiten, die bei der früher von mir versuchten Zurückführung derselben auf die Müllersche Ordnung übrig bleiben. Die Hauptschwierigkeit war, dass AB eine Anzahl von Sprüchen bieten, die der Müllerschen Ordnung fehlen, von denen nun aber nicht wenige in der unsrigen überliefert sind, während die übrigen in dem verlorenen zweiten Teile gestanden haben können. Bemerkenswert ist auch die Uebereinstimmung in der offenbar richtigen Folge gegen Müller bei Gr. 68, 2-5 = P 1299 -1302. Die umgekehrte Annahme, dass unsre Ordnung auf die von AB zurückzuführen sei, würde wieder zu der unwahrscheinlichen Annahme nötigen, dass zwei ganz entgegengesetzte Richtungen, Auflösung und Wiederherstellung der inhaltlichen Gruppen auf einander gefolgt seien, und es ergäbe sich wieder die Schwierigkeit, dass unser Text eine beträchtliche Zahl von Sprüchen enthält, die in AB fehlen. Dazu kommen nun die Mängel der Ordnung AB, die ich in meiner Dissertation dargelegt habe, Unvollständigkeit, doppelte Aufnahme von Sprüchen, Aeusserlichkeit der Gruppierung, Auseinanderreissen des Zusammengehörigen. Diese Mängel bleiben trotz den meistens ganz nichtigen Einwänden Schlesingers bestehen, wenn auch einige Einzelheiten jetzt anders zu fassen sind.

Freilich ein so exakter Beweis wie für die übrigen Ordnungen lässt sich für AB nicht führen, weil die Umordnung eine zu radikale gewesen ist und keine Zwischenstufe vorliegt. Allerdings ist eine Partie vorhanden (106, 11-136, 10), die von mir in der Dissertation S. 14 ff. besprochen ist, in der die Verknüpfung der einzelnen Sprüche nur sehr lose oder gar nicht vorhanden ist. Es liegt jedenfalls am nächsten, diese Partie als einen Rest der ursprünglich ungeordneten Masse aufzufassen, den der Ordner nicht unter die von ihm gebildeten Gruppen unterbringen konnte, weshalb er sich begnügte, die Sprüche

notdürftig, soweit es anging, untereinander zu verknüpfen. Das analoge Verhältnis in der Müllerschen Ordnung und in H muss diese Auffassung nahe legen. Nun behauptet allerdings Schlesinger (S. 18), dass diese Partie gar nicht der Ordnung AB zuzurechnen sei. Er nimmt nämlich an, dass 98, 7-136, 10, die nur in B, nicht in A überliefert sind, in B aus einer anderen Quelle entnommen seien, und zwar aus einer der Müllerschen Ordnung verwandten Hs. Mit Hilfe dieser Annahme will er die Ordnung AB auch gegen den Vorwurf des doppelten Vorkommens von Sprüchen schützen, deren Zahl dann allerdings erheblich beschränkt würde. Bei dieser Annahme befremdet es zunächst, dass die Ordnung AB derartig unvollständig gewesen sein soll, zumal wenn sie, wie Schlesinger annimmt, die ursprüngliche Folge am besten bewahrt hat. Weiterhin aber deckt sich ja die Lücke in A nicht mit der fraglichen Partie. Schlesinger argumentiert so: wenn das in A fehlende Stück mit den Prinzipien der ersten Ordnung übereinstimme, sei es ihr zuzuweisen, anderenfalls seien wir zu der Annahme gezwungen, dass die Hs. B nach verschiedenen Vorlagen angefertigt sei. Nun muss er aber selbst (S. 23 u.) zugestehen, dass das Stück 98, 7-106, 11 dem Prinzip der ersten Handschriftenklasse folge. Dass die Ordnung AB ein solches Kapitel von Anfang an nicht enthalten haben, dass sie die zahlreichen auf diesen Gegenstand bezüglichen Sprüche absichtlich ausgelassen haben sollte, ist doch wohl sehr unwahrscheinlich. Wir werden demnach um die Annahme nicht hinweg kommen, dass dies Kapitel einmal durch Zufall (Fehlen von Blättern in der Vorlage oder dergl.) ausgefallen ist, und haben keinen Grund, die Schuld auf die gemeinsame Vorlage von AB statt auf die besondere von A zu schieben. Die Ordnung, der dies Kapitel nach Schlesinger entnommen sein soll, schwebt ganz in der Luft. Dass es die Müllersche oder eine dieser verwandte gewesen sein könnte, daran ist gar nicht zu denken. Eine Vergleichung kann man mit Hilfe der Tabelle in Bezzenbergers Ausgabe S. 271 ff. anstellen, wobei man aber die Sprüche ausschalten muss, die in B nicht enthalten, son-

dern erst von Grimm hier eingeschoben sind. Bei Mü. giebt es allerdings, wie nicht anders zu erwarten ist, eine Gruppe, die das nämliche Thema behandelt: 2774-2931. Selbstverständlich findet man hier zum Teil dieselben Sprüche. Aber die Reihenfolge im einzelnen ist ganz abweichend; nur einmal folgen zwei selbständige Sprüche in beiden Ordnungen übereinstimmend auf einander (101, 5-8 = 2774-7), und dies lässt sich aus der besonders nahen Verwandtschaft des Inhalts erklären. Dagegen fehlt eine Anzahl von Sprüchen bei Mü. überhaupt: 99, 11-2. 17-20. 100, 16-19. 101, 9-10. 104, 26-7. Andere stehen an ganz anderer Stelle: 100, 10-11 = 905-6. 100, 22-3 = 2369-70. 102, 4-11 = 3666-73. 103, 27-104, 7 = 3674-81. 106, 8-11 = 3688-91. Anderseits stehen von den bei Mü. in die Gruppe aufgenommenen Sprüchen bei Grimm an anderer Stelle 2812-3 = 136, 9-10. 2850-5 = 51, 17-22, und 2896-9 = 33, 12-15 fehlen in AB. Es folgt daraus wohl, dass die betreffenden Gruppen in B und bei Mü. unabhängig von einander zusammengestellt sind.

Noch ein Umstand fällt schwer ins Gewicht gegen die Annahme Schlesingers. Die ersten vier Zeilen der nur in B erhaltenen Partie 98, 7-10 bilden offenbar einen Uebergang von dem Kapitel „von Freunden", zu dem sie noch von Grimm gezogen sind, zu dem „von Liebe und Frauen", was doch ein schlagendes Argument für den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist.

Wir haben also innerhalb der nur in B bewahrten Partie einen Teil, der zu einer Gruppe geordnet und dabei deutlich an das Vorhergehende angeschlossen ist, einen andern, der sich dem sonstigen Anordnungsprinzip nicht fügt. Unter diesen Umständen kann es nicht als ein Argument gegen die ursprüngliche Zugehörigkeit des zweiten Teiles geltend gemacht werden, dass er nicht in A überliefert ist. Von einem näheren Verhältnis desselben zur Müllerschen Ordnung kann übrigens ebensowenig die Rede sein wie beim ersten Teil. Allerdings finden wir übereinstimmende Folge bei 110, 1-4 = 731-4 und 112, 17-26 = 799-808; hier lag aber die Veranlassung zur

Nebeneinanderstellung für jeden, der eine inhaltliche Anknüpfung suchte, so nahe, dass die Uebereinstimmung leicht zufällig sein kann. Auch dass 112, 27-113, 1 und 113, 2-3 bei Mü. (814-2. 815-6) nur durch einen Spruch getrennt sind, erklärt sich aus entsprechender Veranlassung. Vgl. übrigens weiter unten S. 285. Wo sonst die Folge noch einigermassen an die in der Müllerschen Ordnung erinnert, besteht dasselbe Verhältnis auch zu der unsrigen. Im übrigen finden sich die in dieser Partie enthaltenen Sprüche bei Mü. an den verschiedensten Stellen, die meisten natürlich in den ungeordneten Teilen (681-2109 und 3306 ff.). Wenn die bei Mü. in Gruppen untergebrachten Sprüche weniger stark vertreten sind, so erklärt sich das ganz natürlich daraus, dass sie eben so beschaffen waren, dass sie leicht in Gruppen untergebracht werden konnten. Doch finden wir in dem vorderen theologischen Teile: 107, 2-7 = 453-8. 107, 14-19 = 639-44. 108, 3-6 = 327-30. 109, 8-11 = 365-8. 109, 14-22 = 445-52. 110, 26-111, 1 = 339-40. 111, 21-2 = 337-8. 134, 12-15 = 507-10; in der Partie 2110 -3305: 107, 20-21 = 2894-5. 109, 26-7 = 2349-50. 110, 9-12 = 2846-9. 111, 14-5 = 2371-2. 110, 24-7 = 2377-80. 112, 3-4 = 2381-2. 113, 26-7 = 2708-9. 115, 8-9 = 3082-3. 116, 25-6 = 2640-1. 118, 27-119, 1 = 2225-6. 120, 24-5 = 2301-2. 124, 3-4 = 2628-9. 125, 17-8 = 2347-8. 129, 9-16 = 3223-8. 135, 20-21 = 2176-7. 135, 22-5 = 2172-5. 136, 3-4 = 3080-1. 136, 7-8 = 3255-6. 139, 9-10 = 2812-3. Nicht mitgezählt sind dabei diejenigen Sprüche, die ausserdem noch einmal in dem ungeordneten Teile stehen. Es fehlen endlich bei Mü. 108, 9-10. 17-8. 111, 2-3. 18-9. 112, 1-2. 114, 13-4. 115, 6-7. 118, 3-4. 119, 6-7. 12-3. 122, 3-4. 124, 21-2. 129, 25-6. 130, 24-5. 132, 9-10. 15-6. 133, 23-4. 133, 27-134, 5. 135, 6-9. 26-7. Die Unabhängigkeit des fraglichen Stückes von der Müllerschen Ordnung ist daher ganz evident, und wir haben keine Spur von einer Quelle, aus welcher dasselbe entlehnt sein könnte.

Mit der Reihenfolge unseres Textes zeigen sich allerdings auch nur wenige Spuren eines Zusammenhanges. Aber auf

einen Umstand ist doch vielleicht etwas Gewicht zu legen. Von 106, 12-128, 13 fehlt in unserem Texte nur sehr wenig. Von da an fehlt viel mehr. Dies könnte denn doch damit zusammenhängen, dass trotz aller Umstellungen aus der hinteren, in a nicht überlieferten Hälfte die Mehrzahl der Sprüche eine weiter nach hinten liegende Stelle behalten hätte.

Im übrigen finden wir nur hie und da noch schwache Spuren eines Zusammenhanges in der Folge zwischen AB und unserem Texte, die man bei einer Durchsicht der oben S. 239 ff. gegebenen Tabelle bemerken wird. Bei weitem in den meisten Fällen finden wir dann entsprechende Spuren bei Mü. Ausnahmen habe ich nur noch folgende bemerkt. Der Spruch 45, 10, der eigentlich nicht in das betreffende Kapitel gehört, ist = P 851 (bei Mü. 1141), der vorhergehende 45, 8 = P 857 (bei Mü. 2724). Von Sprüchen, die bei Mü. fehlen, folgen in AB auf einander und stehen in unserem Texte nahe beisammen 43, 6. 8 = 763. 771, 65, 2. 4 = 455. 466, 80, 6. 8 = 441. 445.

Die Hs. a hat sich durch Vergleichung mit dem lat.-deutschen Texte an manchen Stellen als lückenhaft erwiesen. Noch mehr hat sich der letztere als lückenhaft gezeigt, und wird es daher wohl auch in der in a fehlenden Partie sein. Es fragt sich, ob sich nicht noch weitere Lücken ausfüllen lassen. Bei der Vergleichung mit den ungeordneten Partien in der Müllerschen Ordnung und in H ergiebt sich, dass diese eine Anzahl von Sprüchen enthalten, die in a fehlen. Es ist nach dem sonstigen Verhältnis durchaus wahrscheinlich, dass dieselben in den Text einzufügen sind, soweit nicht besondere Beziehungen es wahrscheinlich machen, dass eine Umstellung vorgenommen ist. Noch mehr Wahrscheinlichkeit hat es, dass die in a fehlende, nur im lateinischen Freidank überlieferte Partie der Ergänzung bedarf. Dementsprechend habe ich aufgenommen 94^{ab} (folgt bei Mü., Gr. und in H auf 94, womit es in Zusammenhang steht), 116^{ab} (folgt auf 116 bei Mü. und in H und g), 127-8, die richtiger als 126^{ab} zu bezeichnen gewesen wären, da sie im Fridangus nicht enthalten sind

(stehen bei Mü. zwischen 126 und 129). 174^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 174). 190^{ab} (folgt bei Mü. hinter 190). 200^{a-d} (bei Mü. vor 201, 200^{cd} auch in g zwischen 200 und 201 und in der von Schatz herausgegebenen Innsbrucker Hs. einmal zwischen 200 und 203 und einmal zwischen 196 und 201). 266^{ab} (folgt bei Mü. auf 266). 610^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 610). 970^{ab} (folgt auf 970 in H). 1016^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 1016). 1178^{ab} (steht bei Mü. und in H vor 1179). 1248^{ab} (folgt auf 1248 in H, fehlt bei Mü). 1284^{a-d} (folgen auf 1284 bei Mü. [= 2146-9], doch stehen 1284^{c-d} nur in NO und sind vielleicht unecht). 1308^{a-f} (folgen bei Mü. auf 1308). 1318^{ab} (folgt bei Mü. auf 1318, in H, wo 1317-8 fehlen, auf 1316). 1574^{a-d} (folgt bei Mü. auf 1574, ^{cd} auch in H an entsprechender Stelle, vor 1577). 1586^{ab} (folgt bei Mü. auf 1586). 1724^{ab} (steht bei Gr. und Mü. und in H zwischen 1724 und 1725). 1897^{a-f} (stehen bei Mü. zwischen 1897 und 1898, 1897^{ef} auch bei Gr. vor 1898, womit sie eng zusammenhängen). 1969^{ab} (folgt bei Mü. auf 1969). 2011^{ab} (steht bei Gr. und Mü. und in Z zwischen 2011 und 2012). 2019^{ab} (bei Mü. und Gr. zwischen 2019 und 2020). 2029^{ab} (entsprechend, steht ausserdem in Z zwischen 2021 und 2032). 2139^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. und in H auf 2139). 2201^{a-d} (folgt bei Mü. und Gr. auf 2201). 2335^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 2335). 2343^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 2343). 2369^{ab} (folgt bei Mü. und Gr. auf 2369 und hängt damit zusammen).

Wo sonst bei Mü. noch Zeilen dazwischen stehen, die in a und im lateinischen Texte an der betreffenden Stelle fehlen, sind dieselben in diesen meist an anderer Stelle überliefert, an der sie dann in unserem Texte stehen, und es ist dann fast immer als Anlass zur Umordnung bei Mü. das Bestreben nach Anknüpfung an das Vorhergehende oder Folgende zu erkennen. Ein solcher Anlass liegt offenbar auch bei den folgenden Zeilen vor, die nicht in a oder dem Fridangus überliefert sind: Mü. 691-2. 781-2. 785-6. 813-6. 841-2. 1155-6. 1493-6. Ich habe dieselben daher aus meinem Texte ausgeschlossen. Ueber 1281-2 = Mü. 779-80 vgl. oben S. 275.

Ein Bedenken muss noch berührt werden. Die Grimmsche Ordnung stimmt öfters zur Müllerschen im Gegensatz zu der unsrigen, vgl. meine Dissertation S. 19 ff. Dass eine Anzahl von Gruppen in beiden Ordnungen sich in Bezug auf ihr Material annähernd decken, kann die natürliche Folge davon sein, dass in beiden das gleiche Bestreben gewaltet hat, nach inhaltlicher Verwandtschaft oder nach Schlagwörtern zu ordnen. Es ist unbedenklich blossen Zufall anzunehmen, so lange der Bestand der entsprechenden Gruppen nicht völlig gleich ist, und die Anordnung der einzelnen Sprüche eine verschiedene. Es finden sich aber auch manche Fälle, in denen die Uebereinstimmung der Folge eine genaue ist. Solche kann ich folgende anführen.

Gr.		Mö.		P
2, 12-15	=	313-6	=	611-2. 637-8.
13, 23—14, 9	=	107-28	=	1756-73. 2360-3.
17, 21—18, 12	=	533-550	=	1800-9. 1257-8. 1796-7. 1794-5. 1798-9.
74, 23—75, 1	=	823-8	=	575-8. 183-4.
33, 8-11	=	561-4	=	1259-60. 715-6.
44, 7-10	=	1023-6	=	557-8. 615-6.
55, 19—56, 4	=	891-8	=	607-10. 610^{ab}. 277-8.
60, 1-6	=	721-6	=	287-8. 85-88.
72, 17-20	=	2136-9	=	505-6. 541-2.
74, 23—75, 1	=	823-8	=	557-8. 183-4.
83, 3-8	=	2261-6	=	489-90. 511-2. 517-8.
86, 10-13	=	2355-8	=	179-80. 337-8.
86, 18-21	=	2365-8	=	368^{cd}. 1253-4.
97, 8-17	=	2692-701	=	507-10. 603-6. 613-4.
104, 5-8	=	2774-7	=	243-4. 191-2.
110, 1-4	=	731-4	=	89-90. 273-4.
112, 17-26	=	799-808	=	173-4. 174^{ab}. 1065-6. 1790-3.
147, 19-26	=	2760-7	=	1509-12. 1567-70.

Vgl. ausserdem oben S. 281. 2 und unten S. 290 ff. Die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens scheint mir auch für diese Fälle nicht ausgeschlossen, da in allen eine Veranlassung zur Anknüpfung gegeben ist und in einigen die betreffenden Sprüche auch in meiner Ordnung nicht weit von

einander stehen. Doch ist auch die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, dass die Grimmsche und die Müllersche Ordnung nicht direkt auf die ursprüngliche zurückgehen, sondern zunächst auf eine Zwischenstufe, in der bereits in beschränktem Masse ein partienweiser Zusammenschluss zu Gruppen versucht war. Durch diese Annahme würde man in keinen Konflikt mit unseren sonstigen Ergebnissen kommen, während die früher von mir angenommene direkte Herleitung der Grimmschen Ordnung aus der Müllerschen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Jedenfalls ist der Umstand, dass sich zwei Sprüche in der Grimmschen und der Müllerschen Ordnung übereinstimmend an einander anschliessen, an sich kein Beweis dafür, dass dieser Anschluss schon im Originale stattgefunden hat, und ich habe daher auf Grund solcher Uebereinstimmung keine Ergänzung meines Textes vorgenommen, wenn nicht ein anderer Bestimmungsgrund hinzukam.

Dass in Bezug auf die in a nicht enthaltene hintere Hälfte des Werkes das Verhalten der vollständigeren Ordnungen das nämliche gewesen ist wie in Bezug auf die vordere, ergiebt sich aus einer Vergleichung der noch übrigen nicht in Gruppen geordneten Stücke bei Mü. und in H. Aus H kommen zwei Partien in Betracht, die durch Sprüche, welche in meinem Texte enthalten sind, von einander getrennt sind. In der ersten (556-631) folgen nach der Zählung bei Mü.: 1779-82. 1785-8. 1797-1804. 1807-10. 1817-8. 1815-6. 1823-8. 1845-8. 1851-2. 1859-60. 1863-4. 1909-10. — 1471-2 (= P 1465-6). — 1911-4. 1985-8. 1889-90. 1989-92. — 3243-4. — 2011-4. 2017-8. 2015-6. 2019-20. 2025-6. 2031-4. Dann kommt die oben S. 275 besprochene Partie (632-794), darauf zunächst ein kleiner Abschnitt (795-808) mit der Ueberschrift *Daz ist von sichen leuten*, in dem eine Zusammenordnung nach dem Inhalt vorliegt, und wovon 799-804 in meinem Texte enthalten sind (1487-92). Daran schliessen sich zwei unechte Sprüche (809-12). Nun kommt die zweite Partie (813-933), nach der Müllerschen Zählung 1855-8. 1841-4. 1871-4. 1878^{ab}. 1879-84.

1884^{a-b}. — 489-92. — 1895-8. 1903-6. 1919-26. — 2846-9. — 1933-40. 1953-6. 2003-6. 1977-82. 1993-2002. 2035-8. 2021-4. 2050-3. — 3257-60. — 2094-7. 2100-3. 2215-26. Von hier an hört die Uebereinstimmung auf. Sie reicht also über den ungeordneten Teil der Müllerschen Ordnung, der mit 2109 schliesst, nur insofern hinaus, als sie sich auch auf das der ersten Gruppe (von Fürsten) zunächst folgende kleine ungeordnete Stück (2215-30) erstreckt. Dass gerade hier die Grenze der Uebereinstimmung ist, scheint mir ein besonders schlagender Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung.

Es ist also anzunehmen, dass Mü. 1779-2109 und dazu noch 2215-30 im grossen und ganzen so auf einander folgen wie im Originale, nur dass eine beträchtliche Anzahl von Sprüchen herausgenommen und in die Gruppen zwischen 13 und 680 und zwischen 2110 und 3305 eingeordnet sind. Diesen wieder ihre ursprüngliche Stelle anzuweisen, sind wir ausser Stande.

Von den Sprüchen bei Mü. 3306 ff. können wir zunächst mit Bestimmtheit sagen, dass sie der hinteren Partie des Werkes angehört haben, da nichts davon in a erhalten ist. Wahrscheinlich ist es auch, dass in 3306-3919 Reste der ursprünglichen Anordnung geblieben sind. Jedenfalls aber sind auch hier Sprüche herausgenommen, um anderwärts untergebracht zu werden, und Umordnungen vorgenommen, wahrscheinlich stärkere als in 681-2009. Es könnte sein, dass die Hauptmasse von 3306-3919 ursprünglich auf 681-2009 gefolgt ist. Doch bleibt auch die Möglichkeit zu erwägen, ob sie nicht doch aus dem hintern Teile dieser Partie herausgenommen sind, vielleicht eigentlich dazu bestimmt, einer gruppenweisen Anordnung noch stärker angenähert zu werden. Für die letztere Annahme könnte das Verhältnis zu H sprechen. Ist ferner unsere Ansicht über die letzten vier Sprüche in Z richtig (vgl. S. 261), so müsste 3880 aus dem ursprünglichen Zusammenhange herausgenommen sein, da ihm durch diese Hs. ein Platz vor 1851 angewiesen wird.

Dass die Sprüche von Akers nicht ursprünglich so bei

einander gestanden haben, wie sie in NO überliefert sind, wird schon nach den Abweichungen zwischen diesen Hss. und A, sowie aus anderen Erwägungen wahrscheinlich (vgl. meine Diss. S. 26). Sie werden ursprünglich auch zwischen Sprüchen anderen Inhalts verteilt gewesen sein.

Das Resultat unserer Untersuchung steht kaum im Verhältnis zu der Mühe, die erforderlich war, um zu demselben zu gelangen. Festgestellt ist, dass die Bescheidenheit in keinem Sinne ein einheitliches Werk ist, sondern vielmehr eine planlose Aneinanderreihung von kleinen, grossenteils ganz kleinen Gedichten, deren Stoffgebiet sich mit dem der sogenannten lyrischen Spruchdichtung deckt. Freidank hat offenbar alles, was er erfunden oder durch Entlehnung und Umformung sich zu eigen gemacht hat, in ein Buch zusammengetragen, vermutlich in der Reihenfolge, wie es ihm eingefallen ist, oder wie er es gefunden hat Es mag allerdings sein, dass er nicht vom Beginn seiner dichterischen Thätigkeit an auf den Gedanken einer Sammlung verfallen ist, und dass er dann, nachdem er denselben gefasst hatte, seine früheren Gedichte nach dem Gedächtnis oder nach stückweiser Aufzeichnung zusammensuchte. Im allgemeinen aber ist es wahrscheinlich, dass die Reihenfolge mindestens von dem Zeitpunkte an, wo der Plan zur Sammlung gefasst war, der Chronologie der Entstehung entspricht. Dies vorausgesetzt, würde sich ergeben, dass Freidank sich im Beginn seines Schaffens auf kurze Moralsprüche beschränkt hätte und erst allmählich daneben auch zu längeren Betrachtungen, namentlich theologischen Inhalts übergegangen wäre.

Wichtig ist jedenfalls unser Ergebnis für die kritischen Fragen. Zunächst für die Entscheidung über Echtheit und Unechtheit. Dass in Folge der Umordnung Sprüche leicht ausfallen konnten, ist selbstverständlich. Man wird daher aus dem Fehlen in einer von uns als ungeordnet erkannten Handschriftengruppe kein Bedenken gegen die Echtheit eines Spruches herleiten können. Auch das Fehlen in mehreren solchen

Gruppen ist noch kein massgebendes Argument gegen die Echtheit. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, dass alle Sprüche, die in a überliefert sind, echt sind, sobald sie sich nur noch in einer von den verschiedenen Umordnungen finden, und an und für sich nicht unwahrscheinlich, dass ein echter Spruch nur in a erhalten sein kann. Auch das Zusammentreffen zweier von einander unabhängigen Umordnungen wird für die Echtheit entscheidend sein.

Weiterhin haben wir an der Anordnung den sichersten Massstab für die Beurteilung des Verhältnisses der Hss. zu einander und damit zu ihrer richtigen Verwertung für die Textkritik. Es zeigt sich übrigens hier wie so oft, dass vielfach Hss., die ganz verschiedenen Gruppen angehören, in den Lesarten zusammengehen, weil ja gewisse Aenderungen so nahe liegen, dass ein zufälliges Zusammentreffen leicht möglich ist, so dass es eben überall geboten ist, sich an die eigentlich wesentlichen Abweichungen zu halten. Als gänzlich unverträglich mit unserem Ergebnis erweist sich die Bevorzugung, die W. Grimm in der zweiten Auflage und Wilmanns den Lesarten der Gruppe CDE angedeihen lassen. Dieselben sind vielmehr ganz wertlos, wo GH oder auch nur H mit den übrigen stimmen.

Natürlich müssen auch die sonstigen Aufstellungen von Wilmanns abgelehnt werden, da sie von falschen Voraussetzungen über das Handschriftenverhältnis ausgehen. Ich kann schon aus diesem Grunde von einer vollständigen Widerlegung seiner Argumentation absehen, nur auf Einiges will ich eingehen, was auch für das Verhältnis der verschiedenen Ordnungen zu einander von Bedeutung ist.

Unter 1 bespricht Wilmanns die in AB und bei Mü. in übereinstimmender Folge überlieferten Zeilen 7, 6—9, 2, die aus vier in sich zusammenhängenden Stücken bestehen. Von diesen stehen zwei in unserem Texte zwar nicht in grosser Entfernung von einander, aber durch Sprüche ganz andern Inhalts getrennt: 7, 6-17 = 2204-15. 8, 8-9, 2 = 2234-55. Da die beiden andern fehlen, so ist es wahrscheinlich, dass sie in

dem hinteren Teile des Originales gestanden haben. Von hier aus werden wir also zu dem Schlusse geführt, dass die vier Stücke ursprünglich vollkommen unabhängig von einander sind. Dies wird dadurch bestätigt, dass sie in H, womit CDE übereinstimmen, zwar, wie sich nach Verwandtschaft des Inhalts erwarten lässt, nicht weit von einander, aber doch in abweichender Folge und von andern Stücken durchsetzt stehen. 7, 6-17 = H 2374-85. 7, 18-8, 3 = H 2403-15. 8, 4-7 = H 2391-3. 8, 8-9, 2 = H 2418-39. Wir werden daher von unserem Standpunkte aus die Uebereinstimmung in der Folge zwischen AB und Mü. ebenso beurteilen wie in den oben S. 285 besprochenen Fällen, d. h. wir sind vor die Alternative gestellt, ob wir eine gemeinsame Zwischenstufe zwischen diesen beiden und dem Original annehmen wollen oder die Uebereinstimmung als eine zufällige Folge der beiden gemeinsamen Tendenz betrachten. Wilmanns nun verfährt ganz willkürlich. Er legt Wert auf die Uebereinstimmung in der Folge der beiden ersten Stücke und findet zwischen denselben einen wirklichen Zusammenhang, findet dagegen, dass die beiden letzten bloss äusserlich durch einen Sammler angeknüpft sind. Er meint dann weiter, dass vor 7, 6 ursprünglich der Spruch 19, 25-20, 3 gestanden habe, der diese Stelle bei Mü. einnimmt. Aber wenn er ursprünglich dort gestanden hätte, würde ihn gewiss der Ordner von AB dort belassen haben. In a ist er nicht enthalten, gehört also wohl der hinteren Partie an. In H (CDE) steht er allerdings gleichfalls neben 7, 6 ff., aber nicht davor, sondern dahinter, was für sekundäre Zusammenordnung spricht. Mit der von Wilmanns angenommenen inneren Einheit der drei bei Mü. aufeinander folgenden Sprüche ist es schlecht bestellt. Die Veranlassung zur Nebeneinanderstellung ist die rein äusserliche, dass in allen dreien von Adam, Eva und Kristus die Rede ist. Aber in dem mittleren Stücke sind es nicht diese drei, auf die es eigentlich ankommt, sondern vielmehr die Erde, Adam und Maria. Die Voraussetzung, dass ein innerer Zusammenhang des dritten Stückes mit dem vorhergehenden bestehen müsse, bestimmt Wilmanns 7, 20-3 als interpoliert anzusehen gegen

die Uebereinstimmung aller in Betracht kommenden Hss. Dabei wird auch die Erwähnung der Eva beseitigt, die doch mit die Veranlassung zur Verknüpfung der Stücke in AB und bei Mü. gegeben hat. Noch bedenklicher ist das Experiment, das Wilmanns mit dem Stücke 8, 8-9, 2 vornimmt. Der hier ausgesprochene Gedanke ist doch vollkommen klar: alle Wunder Gottes, so gross sie an sich sein mögen, sind nichts im Verhältnis zu der ersten Schöpfung aus nichts. Aber Wilmanns will nun einmal, dass an dieser Stelle ursprünglich die Wunder Gottes im allgemeinen gepriesen sein sollen, und lässt von dem Ganzen nur 8, 18-25 übrig. Zunächst meint er, dass 8, 12-13, die DE(C) fehlen, hinzugefügt seien, um eine Anknüpfung an das in AB und bei Mü. vorhergehende Stück zu gewinnen. Aber abgesehen davon, dass das Fehlen bloss in CDE gegen die Uebereinstimmung der übrigen gar nicht in Betracht kommen kann, wird die Argumentation von Wilmanns dadurch hinfällig, dass die beiden Zeilen auch in a und in GH stehen, die doch diese Anknüpfung gar nicht haben. Weiterhin beruft sich Wilmanns auf das Fehlen von 8, 26-9, 2 in CDE, was natürlich wieder gegen die Uebereinstimmung aller andern nichts besagt. Wilmanns meint dann weiter, dass CDE allein das Richtige bewahrt hätten, indem sie statt dessen 9, 3-4 als Abschluss des Ganzen böten. Aber die beiden Zeilen stehen in CDE gar nicht an dieser Stelle, sondern sind von Grimm hier eingeordnet, weil sie im Renner kurz nach 8, 16-25 überliefert sind, jedoch so, dass acht andere Zeilen dazwischen stehen, die keine Freidankhs. an dieser Stelle hat. Es ist demnach klar, dass im Renner eine Anzahl von Zeilen aus dem Freidank willkürlich zusammengeordnet ist. Wer dieses Stück, wie es in CDE überliefert ist, unbefangen liest, muss gleich auf den Verdacht kommen, dass hinten etwas fehlt.

Unter 5 bespricht Wilmanns 10, 17-11, 2. Er findet, dass die letzten vier Zeilen nicht zu der freien Gesinnung der vorhergehenden passen und beruft sich zum Beweise dafür, dass sie ein jüngerer Einschub sind, darauf, dass 10, 25-6 in CDE, 11, 1-2 in EQ fehlen, welcher letztere Umstand natürlich ab-

solut belanglos ist, auch wenn man nicht unsere Auffassung des Handschriftenverhältnisses annimmt. Er erwägt dabei die Möglichkeit, ob nicht die beiden letzten Zeilen, die im Grunde allein an dieser Stelle Bedenken erregen, ursprünglich ein selbständiger Spruch seien, der durch die Ordner einen wenig geeigneten Platz erhalten habe, lässt aber diese Möglichkeit gleich wieder fallen. Und doch hatte er hiermit das Richtige getroffen. 10, 25-26 stehen in diesem Zusammenhange in a und H, dagegen 11, 1-2 fehlen in a und stehen in H wie in CD an anderer Stelle. Wieder also ein Fall des Zusammentreffens hinsichtlich der Umordnung in AB und bei Mü. Wenn dann Wilmanns 26, 14 ff. hier anschliessen will, so wird das durch keine Hs. unterstützt.

Zu der unter 6 behandelten Partie 13, 23-15, 22 bemerke ich zunächst, dass die Verknüpfung von 70, 12-17 mit 15, 8 und von 67, 1-8 mit 14, 16 ganz willkürlich ist und durch keine einzige Hs. gestützt. In a stehen zusammen 13, 23-14, 15. 14, 26-15, 6. 15, 15-26. Für die Richtigkeit dieser Anordnung kann zunächst die Uebereinstimmung anderer Hss. geltend gemacht werden. Die Müllersche Ordnung und CDEH stimmen darin überein, dass sie 14, 26 auf 14, 19 folgen lassen, während das in a fehlende Stück 14, 20-25 in jeder der drei Hauptgruppen einen etwas abweichenden Platz hat. Die Uebereinstimmung in der Stellung von 14, 16-19 gegen a (die Zeilen stehen bei mir 2360-3) kann leicht auf Zufall beruhen, da für jeden Ordner, der alle auf die Messe bezüglichen Sprüche vereinigen wollte, diese Einordnung die nächstliegende war. H stimmt weiter mit a darin überein, dass 15, 15-22 auf 15, 6 folgen. Dass dieses Stück in CDE fehlt, kommt gar nicht in Betracht, zumal da in G, welches doch die Zwischenstufe zwischen H und CDE darstellt, 15, 21-22 überliefert sind. Offenbar sind zunächst 15, 15-20 durch Versehen ausgefallen, dann die nun zusammenhanglosen Zeilen 15, 21-2 fortgelassen. Die Richtigkeit der Anordnung von a ergiebt sich aber auch aus dem Gedankenzusammenhang. Mit 14, 2 beginnt ein Vergleich der Messe mit der Sonne. Es wird an der Sonne die unerschöpfte

Ausbreitung ihrer Wirkung hervorgehoben (2-5) und ihre Unbeflecktheit durch die Berührung mit etwas Unreinem (6-9). Zunächst wird die Messe in der letzteren Hinsicht mit der Sonne verglichen (10-13). Der Vergleich in der ersteren Hinsicht wird in den Zeilen 14, 26 — 15, 6 ausgeführt, die also nur in a ihren richtigen Anschluss haben. Nach zwei Seiten wird dabei die Unbegrenztheit der Wirkung hervorgehoben, in Bezug auf die Zahl der lebenden Teilnehmer an der Messe und in Bezug auf die Zahl der abgeschiedenen Seelen, für die eine Messe gelesen wird. 15, 5-6 anders als in dem angegebenen Sinne aufzufassen, scheint mir nach dem Sprachgebrauche unmöglich. Die Nutzanwendung, dass sich keiner bei der Messe vordrängen solle, weil es nicht darauf ankommt, wo er steht, sondern nur auf die gläubige Gesinnung, ist dabei nicht Hauptsache, sondern nur ein Nebengedanke. Die von Wilmanns ausgemerzten Zeilen 15, 3.4 sind ganz unentbehrlich. Dass sie bei Mü. etwas anders gestellt sind, kann doch nicht als Argument für ihre Unechtheit geltend gemacht werden, zumal da auch CDEH und a mit AB stimmen. Noch ein Punkt verdient Beachtung. Auch Wilmanns bemerkt, dass 13, 23 — 14, 1 zu dem Thema des Folgenden nicht in engerer Beziehung stünden. In der That bilden diese vier Zeilen einen ganz selbständigen Spruch. Wenn sie nun nichtsdestoweniger in allen Hss. übereinstimmend an dieser Stelle stehen, so ist das ein Beweis dafür, dass den verschiedenen Versuchen zu systematischer Ordnung eine systemlose Folge zu Grunde liegt.

Ich könnte auf diese Weise fortfahren, für alle von Wilmanns behandelten Stellen das Unzutreffende seiner Argumentation und die Unvereinbarkeit derselben mit dem Handschriftenverhältnisse zu zeigen. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit des Verfahrens mit demjenigen, welches Wilmanns bei seiner Kritik der Kudrun und des Nibelungenliedes angewendet hat. Es scheint ja, dass er jetzt selbst darauf als auf einen überwundenen Standpunkt zurückblickt. Ich betrachte es als einen Nebengewinn meiner Arbeit, dass sie dazu dient, wieder einmal einen derartigen Versuch zurückzuschlagen, dass sie dazu

hilft, die im Anschluss an Lachmanns Nibelungenkritik geübte Methode zu verdrängen, nach der man, statt sich zu bemühen, das Ueberlieferte zunächst, wie es vorliegt, zu begreifen, lieber die eigenen Ideen davon, wie es sein sollte, zur Geltung zu bringen sucht.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Zur Geschichte der frühmittelalterlichen Basilika in Deutschland.[1]

Von **Berthold Riehl.**

(Vorgetragen in der historischen Classe am 4. März 1899.)

In seinem epochemachenden Werk über die Geschichte der bildenden Künste schickt Schnaase, beeinflusst durch die philosophische Kunstbetrachtung, den einzelnen Perioden mittelalterlicher Architekturgeschichte eine Charakteristik des Stiles in seiner höchsten Ausbildung voraus und schildert in allgemeinen Einleitungen den Zusammenhang der Kunst mit der gesammten Kultur ihrer Zeit. Gerade diese Abschnitte gehören wiederholt zu den geistvollsten und glänzendsten Theilen des bedeutenden Werkes, die gewiss niemand in demselben missen möchte. Gleichwohl dürfen wir nicht verkennen, dass diese Betrachtungs- und die durch sie bedingte Kompositionsweise Schnaases, indem man meist zu ängstlich an ihr festhielt, den Fortschritt unserer mittelalterlichen Architekturgeschichte hemmte. Man gewöhnte sich, den Stil als etwas Fertiges zu betrachten, während die Geschichte doch gerade das Werden

[1]) Den Abbildungen 1—16 liegen Illustrationen aus: Dehio und v. Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Stuttgart. Arnold Bergsträsser, zu Grunde; Nr. 17—18 solche aus den Kunstdenkmalen des Königreiches Bayern. München. Jos. Albert.

desselben darstellen soll, man schilderte die Gegensätze der Charaktere, wie sie die reife Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts zeigt und übersah dadurch einerseits das langsame Ausbilden jener Gegensätze, andererseits den einheitlichen Gang der abendländischen Kunst und die mannigfachen Fäden, welche diesen verbinden; man erfasste zwar, was ein grosses Verdienst war, richtig den Zusammenhang der Kunst mit dem gesammten Leben, aber man suchte zu wenig die einzelnen, bestimmten Faktoren der Kulturgeschichte nachzuweisen, welche und die Art wie dieselben auf die Baukunst wirkten.

In der deutschen Baukunst, um die es sich hier zunächst handelt, hat sich nun aber in dem halben Jahrhundert, das seit dem Erscheinen von Schnaases Werk verflossen ist, unsere Kenntniss der Denkmale und ihrer Geschichte ganz ausserordentlich verändert. Wenn wir zurückblicken auf die Zeit, da Schnaase schrieb, staunen wir, wie richtig der bedeutende Forscher, trotz des oft so lückenhaften Materiales, das Ganze erfasste, wir halten es aber auch für nöthig, mit dem neuen Material einen neuen Bau aufzuführen.

In Folge der umfassenden Detailstudien und grossen Publikationen der letzten Jahrzehnte ist es heute möglich, die Geschichte unserer Baukunst organischer zu entwickeln, die Faktoren, welche auf dieselbe wirkten, bestimmter klar zu legen und dadurch zu einem neuen, rein von historischen Gesichtspunkten geleiteten Ausbau unserer Architekturgeschichte zu schreiten, der vor allem auch das Zwitterding von historischer und systematischer Betrachtung beseitigt, da ja die Geschichte das Werden und Wechseln des Systemes darzustellen hat.

Wir stehen aber erst am Anfang des Weges zu diesem grossen Ziel und bedürfen, um es zu erreichen, noch zahlreicher Untersuchungen der Denkmale und ihrer Geschichte, über die Verbindung und Sonderentwicklung der Kunst der verschiedenen Länder. Als ein kleiner Beitrag zu dieser grossen Arbeit versucht die folgende Abhandlung die Geschichte der frühmittelalterlichen Basilika in Deutschland zu skizziren, wie

sie mir als organisches Ganze innig verflochten mit der ganzen Kulturgeschichte entgegentrat, nicht indem ich nach einem System suchte, sondern in vieljähriger Beschäftigung mit den Denkmalen mittelalterlicher Kunst und ihrer Geschichte.

I.

Die germanischen Völker treten in der Architekturgeschichte zuerst in Italien auf, die Longobarden in Oberitalien, die Ostgothen in Ravenna; sie lernen hier die Kunst überhaupt erst kennen und zwar die hochentwickelte Italiens, diese wird auch im Auftrag germanischer Fürsten geübt, aber nicht als eine germanische, sondern auf dem Boden Italiens durch heimische Meister als eine italienische.

Eine neue Phase bezeichnet Karl der Grosse. Seine weltgeschichtliche That war, die Völker des Nordens zu einem grossen Staat geeint in gebietender Stellung in die Politik einzuführen, den Schwerpunkt der Politik Westeuropas aus Italien nördlich der Alpen zu verlegen. Damit hängt auf das innigste seine Stellung in der Kunst- speziell auch in der Architekturgeschichte zusammen. Er verpflanzt die Baukunst Italiens nach den Ländern nördlich der Alpen, indem er Künstler und Kunstwerke von dort kommen liess, indem Deutsche nach Italien zogen, um zu lernen. Eine selbständige Kunst diesseits der Alpen hat Karl und konnte er nicht ins Leben rufen, sie konnte nicht die That eines Regenten auch nicht des gewaltigsten sein, sondern nur die Folge einer Entwicklung, die Jahrhunderte in Anspruch nahm. Aber er legte den Grund für diese, indem er zum erstenmal der christlichen Kunst diesseits der Alpen ein Heim bereitete, sein Reich in die Reihe der kunstübenden Länder einführte.

Wie Karl in Recht, Wissenschaft und Poesie nach der Bildung des ganzen Volkes strebte, so auch in der Kunst. Einhard berichtet,[1]) dass der Kaiser den Priestern befahl,

[1]) vita Caroli magni cap. XVII.

allenthalben im Lande die zerfallenen Kirchen in stand zu setzen,[1]) und dass er sich durch Sendboten überzeugte, ob der Befehl auch wirklich ausgeführt wurde. Trotz dieser rühmlichen Sorge für das ganze Land aber konnte sich unter seiner und seiner Nachfolger Regierung eigentliche Kunst doch nur am Hofe oder in naher Verbindung mit diesem in den ersten Klöstern entfalten; fast drei Jahrhunderte mussten noch verfliessen, ehe wir in Deutschland eine in gewissem Sinn volksthümliche Kunstströmung beobachten. Der Kreis, der das Bedürfniss nach Kunst hatte, wie jener der sie übte, waren klein, beide schaarten sich um den Hof. Die Pfalzen zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim, vor allem die Palastkirche zu Aachen sind daher nicht nur die prächtigsten, sondern auch die für die historische Stellung der karolingischen Kunst charakteristischsten Denkmale.

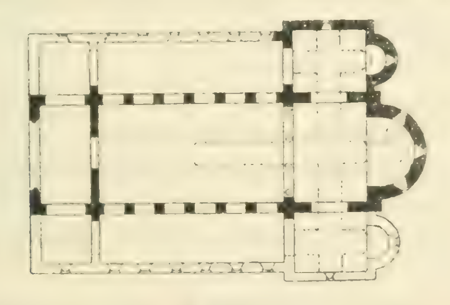
Neben dem Aachener Münster, dem glänzendsten Bau am Hof Karls des Grossen, der vor allem bezeichnend ist für den Ein- und Vortritt seiner Lande im Kunstleben Europas, nehmen sich die Reste karolingischer Basiliken, die uns erhalten blieben, gar bescheiden aus, obgleich auch sie aus dem Hofkreis hervorgingen. Aber während das Aachener Münster, das auf der Kunst Italiens fussend weit über das Durchschnittsvermögen der Zeit hinausgreift, nicht der Ausgangspunkt der selbständigen architektonischen Entwicklung dieser Länder sein konnte, war hierzu gerade die schlichte Basilika geeignet. An ihr vollzieht sich ja überhaupt in erster Linie die Entwicklung der christlichen Baukunst des Abendlandes, schon weil sie in ihrer einfachsten Form nur geringe technische Anforderungen stellt, andererseits aber die mannigfaltigste künstlerische Gestaltung zulässt, einer reichen Entwicklung fähig ist.

Als die karolingische Kunst einsetzte, sah die christliche Basilika in Italien bereits auf eine mehr denn vierhundert-

[1]) Eine ausführliche Verordnung über diese Kirchenvisitationen bringt das capitulare Aquense von 807, Pertz, Mon. Germ. leges I S. 149 Nr. 7.

jährige, bedeutende Geschichte zurück, die noch dazu die Basis der Antike zur Voraussetzung hatte. Naturgemäss knüpfte daher auch hier die karolingische Kunst an Italien an, dessen grossartiger Schule für die Baukunst die dürftigen Kirchen diesseits der Alpen nichts Ebenbürtiges, gewiss auch keine Bauten mit wesentlich selbständigen Zügen gegenüberstellen konnten.

Die Reste karolingischer Basiliken sind dürftig genug, bieten aber doch wichtige Gesichtspunkte für die historische Stellung der Baukunst dieser Periode. Es sind die Fragmente der Einhardsbasiliken zu Michelstadt (begonnen um 827) und Seligenstadt (begonnen um 828) und der Justinuskirche zu Höchst (826—847), dann noch als eine Hauptquelle der Baukunst jener Zeit der Grundriss von St. Gallen (um 820).



1. Michelstadt.

Von Einhards Basilika in Michelstadt[1]) kann noch die Anlage nachgewiesen werden, die für den Zusammenhang mit Italien sehr charakteristisch ist. Westlich der Kirche war ein geräumiger Vorhof von einer Halle umgeben, in dessen Mitte sich wahrscheinlich ein Brunnen befand. Dieser für die altchristliche Basilika bezeichnende Vorhof ist offenbar auf das Vorbild des jüdischen und heidnischen Tempels zurückzuführen; wir finden ihn auch beim Aachener Münster[2]) und er erhält

[1]) Adamy: Die Einhardsbasilika zu Steinbach im Odenwald. Darmstadt 1885.

[2]) Reber: Der karolingische Palastbau. Abhandlungen der bayerischen Akademie. III. Classe 1891. S. 38.

sich bei zahlreichen deutschen Kirchen bis in die Blüthezeit des romanischen Stiles, während er im gothischen erlischt, gleich zahlreichen anderen Zügen, die in der ersten Hälfte des Mittelalters noch von inniger Fühlung mit der altchristlichen Kunst erzählen.

Aus dem Vorhof trat man in Michelstadt, wie bei den italienischen Basiliken in die Vorhalle. In Seligenstadt[1]) befand sich über dieser eine Empore, von der aus Einhard an dem Gottesdienste theilnahm, die also jenen ähnlich gewesen zu sein scheint, die wir in Limburg an der Haardt, Speyer und Hersfeld treffen werden.

Der kreuzförmige Grundriss der Michelstädter Kirche schliesst sich eng an die altchristliche Basilika, indem die Apsis direkt an das Querschiff stösst und eine organische Entwicklung des Grundrisses noch nicht angestrebt wird.[2]) Die Breite des Querschiffes ist in Michelstadt geringer als die des Mittelschiffes, das Querschiff springt über das Langhaus nur um Mauerbreite vor und der dem Mittelschiff entsprechende Raum desselben wurde, wie dies auch in St. Gallen beabsichtigt scheint und wie wir es in manchen italienischen Kirchen treffen,[3]) von den Flügeln des Querhauses durch Mauern getrennt, in denen sich breite Bogen befanden.

Auch die Anlage der Krypta in Michelstadt hängt mit der altchristlichen Kunst eng zusammen. Sie besteht aus schmalen, niedrigen, kreuzförmigen Gängen mit Tonnengewölben, die sich unter der Hauptapsis, vorzüglich unter dem Querschiff und die mittlere noch fast bis in die Hälfte des Mittelschiffes unter dem Langhaus hinziehen. Diese Krypten-Anlage weist auf die Katakomben, welche ja überhaupt die Anregung zur Krypta

[1]) Ueber Seligenstadt siehe Otte: Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland.

[2]) Ueber die allerdings sehr sorgfältig ausgeklügelten Massverhältnisse in Michelstadt, die aber keineswegs zu einer organischen Entwicklung des Baues führen, siehe Adamy a. a. O. besonders S. 22.

[3]) Beispiele bei: Dehio und v. Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. S. 164.

gaben, andererseits aber auf die gangartigen Krypten, die sich in Deuschland als Vorläufer der oft so stattlichen romanischen Unterkirchen mehrfach aus dem 8. bis 10. Jahrhundert erhalten haben. Ich verweise nur auf die Krypta auf dem Petersberg bei Fulda, die noch als ein Bau des Abtes Sturm, der 779 starb, angesehen wird,[1]) die Krypta des hl. Emmeram in Regensburg (739—761),[2]) die Liudgerikrypta in Werden aus dem Ende des 9. Jahrhunderts[3]) und auch der Plan von St. Gallen scheint mir eine verwandte Anlage vorzuschlagen.

Die Kirchen von Michelstadt und Seligenstadt waren Pfeilerbasiliken. Offenbar griff man zum Pfeiler, weil er leichter herzustellen war, zugleich war er aber auch für jene Gegenden Deutschlands, die kein geeignetes Material für Säulen besassen, die einzig mögliche Stütze und ferner bot er noch den Vortheil grösserer Tragkraft und war weiterer Entwicklung fähig, während der Säule eine solche versagt ist. Trotz ihrer hohen künstlerischen Reize konnte daher die Säule, die in die altchristliche Basilika aus der antiken Baukunst übertragen wurde, nicht die massgebende Stütze der mittelalterlichen Basilika sein, sondern nur der Pfeiler. Das Erscheinen jener ist desshalb trotz des hohen künstlerischen Werthes der romanischen Säulenbasiliken doch nur ein episodenartiges, es ist einer jener Züge des Nachlebens der Antike, die den Charakter des romanischen Stiles wesentlich bestimmen, die aber naturgemäss verschwinden, mit der konsequentesten Aussprache mittelalterlicher Kunstideale in der Gothik.

Die altchristliche Kunst Italiens, die reiches Säulenmaterial vorfand, griff nur ganz ausnahmsweise zum Pfeiler.[4]) Dass man aber, obgleich die Noth mit dem Pfeiler bei diesen karolingischen Basiliken zu einem gewissen selbständigen Zug führte,

---

[1]) Otte: a. a. O. S. 58.

[2]) Endres in der römischen Quartalschrift 1895: Die neuentdeckte confessio des hl. Emmeram zu Regensburg. Walderndorff: Regensburg. 4. Aufl. Regensburg 1896. S. 305.

[3]) Clemen: Kunstdenkmäler der Rheinprovinz.

[4]) Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 104.

doch auch hier in innigster Fühlung mit der Kunst Italiens stand, beweist schon, dass diese Pfeiler in römischer Technik aus Ziegeln gemauert sind und zwar vollkommen gleich in Michelstadt,[1]) wie in Seligenstadt.

Jedoch griff die karolingische Kunst neben der Pfeilerbasilika auch zu der für das altchristliche Italien so bezeichnenden Säulenbasilika, wie in der durch den Mainzer Erzbischof Otgar (825—847) erbauten Justinuskirche in Höchst[2]), von der sich noch die zehn Kapitäle im Schiff erhalten haben. Gleich den Kapitälen des 9. Jahrhunderts im Westbau der Klosterkirche zu Corvey,[3]) auf denen Kämpfer mit ganz antiken Details ruhen, zeigen auch die zu Höchst engen Anschluss an das römische Kompositkapitäl. Der Kämpferaufsatz dieser Kapitäle in Höchst aber, der ganz mit in Ingelheim gefundenen übereinstimmt, deutet auf ravennatische Vorbilder und damit auf die Stadt, welche, wie schon das Aachener Münster beweist, den stärksten Einfluss auf die karolingische Kunst übte.

Die grosse Bauthätigkeit der Karolinger musste bald von den Spolien zu eigener Ausführung architektonischer Details kommen. Säulen, Marmorverkleidungen und Aehnliches aus Italien kommen zu lassen, war doch nur bei den allergrossartigsten Bauten möglich, wie es ausser vom Aachener Münster[4]) auch 790 bei dem Bau des Klosters Centula durch Abt Angilbert berichtet wird. Die Quelle römischer Bauten auf deutschem Boden aber, aus der schon Karl der Grosse schöpfte,[5]) musste sehr rasch versiegen.

Dass man die architektonischen Details selber arbeitete, war ein grosser Fortschritt, eigene Erfindung zeigen sie zunächst natürlich noch nicht, sondern sie schliessen sich eng

---

[1]) Adamy a. a. O. S. 28 und Otte a. a. O. S. 738.

[2]) Falk und Heckmann: Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bisthümer. 1884 Nr. 2.

[3]) Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig 1886. S. 201.

[4]) Einhard: vita Caroli magni. cap. 25.

[5]) Clemen: Die karolingische Kaiserpfalz in Ingelheim. Westdeutsche Zeitschrift 1890. S. 82.

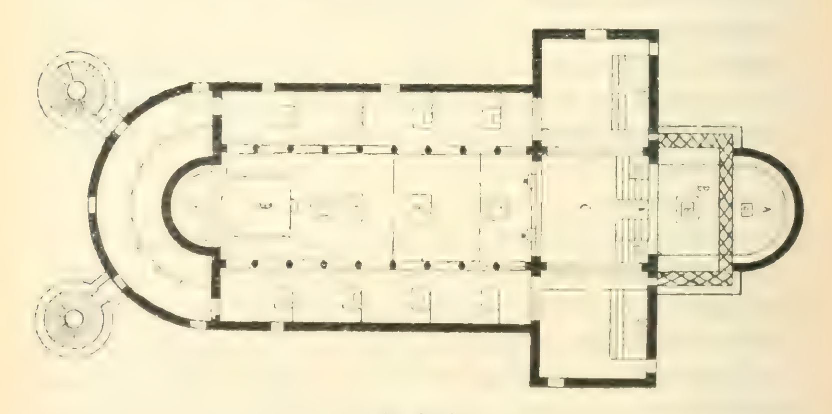
an altchristliche, beziehungsweise römische Vorbilder, wie beispielsweise an das römische Kompositkapitäl an, neben dem zuweilen auch das jonische als Vorbild dient. Die Nachbildung war meist ziemlich derb und selbst die besten Arbeiten, unter denen bekanntlich der Portalbau des Klosters Lorsch aus dem späten 9. Jahrhundert obenan steht, zeigen doch nur wenig Verständniss für die Vorbilder, was sich selbstverständlich mit der weiteren Descendenz rasch steigert. Immer unverstandener oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, werden diese Formen in den nächsten fast zwei Jahrhunderten, die hier lediglich vom karolingischen Erbe zehren. Aber manche Erinnerung an römische Kunst erhält sich auf diesem Wege bis in den entwickelten romanischen Stil, während sie, wie all diese Erinnerungen an die Antike, in der Gothik verschwinden; oft erinnern uns so noch im 12. Jahrhundert höchst primitive Akanthusblätter oder Voluten an die Verbindung unserer mittelalterlichen Kunst mit der Italiens, die am folgereichsten Karl der Grosse anknüpfte.

Lübke spricht die Ansicht aus,[1] die Einhardsbasilika besitze im Grund alle wesentlichen Elemente der romanischen Basilika. Nach dem Gesagten aber ist ihre Bedeutung eine andere, die mehr im Einklang mit der historischen Stellung der gesammten karolingischen Kunst steht. Die Einhardsbasilika zeigt gegenüber der altchristlichen keine wesentlichen Fortschritte. Anlage, Technik und das spärliche Detail weisen vielmehr den engsten Anschluss an jene auf; was sie mit der romanischen Kirche gemein hat, erklärt sich ausschliesslich daraus, dass sich diese eben aus der altchristlichen Basilika entwickelt.

Wie bei dem Aachener Münster liegt auch bei der Einhardsbasilika die historische Bedeutung in erster Linie darin, dass sie die in Italien entwickelte Anlage, Technik und Durchbildung des Kirchenbaues nach dem Norden überträgt, diese

[1] Geschichte der deutschen Kunst S. 39. Vergl. auch: Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1887. S. 15.

Länder dadurch mit jener Kunst vertraut macht. Wesentlich anders ist aber gegenüber dem Aachener Münster die Stellung der Basilika zur Zukunft dadurch, dass sie, zumal als Pfeilerbasilika, geeignet war, einen direkten Ausgangspunkt für die kirchliche Baukunst dieser Länder zu bieten. Natürlich wird man dessbalb nicht an eine aktuelle Bedeutung der Einhardsbasilika, denken, die sich in keiner Weise begründen lässt, sondern man muss sie als den Vertreter eines Typus ansehen, der im Gegensatz zu der Palastkirche in Aachen, die nur auf einen engen Kreis wirken konnte, geeignet war, auf breite Schichten Einfluss zu üben.



2. St. Gallen.

Weit mehr als die Kirche in Michelstadt zeigt die grossartige in den um 820 gefertigten Grundriss von St. Gallen eingezeichnete wesentliche Fortschritte von der altchristlichen zur romanischen Basilika. Der St. Gallener Grundriss[1]) ist bekanntlich kein Plan, nach dem direkt der Klosterbau ausgeführt werden sollte, sondern er enthält nur ein allgemeines Programm: er sagt, was zu einem vollständig eingerichteten Kloster nöthig ist und schlägt die günstigste Disposition der Gebäude vor. Bei besonders wichtigen, namentlich bei der

[1]) F. Keller: Der Bauriss des Klosters St. Gallen von 820. Zürich 1844.

Kirche geht er mehr ins Einzelne, aber auch hier giebt er nie Vorschriften über die künstlerische Ausführung. Er bringt eben jenes allgemeine Schema, das der Orden den einzelnen Klöstern vorschlug, das aber nach den örtlichen Verhältnissen, den Mitteln, den künstlerischen Neigungen u. s. f. vollkommen frei gestaltet werden konnte.

Der St. Gallener Grundriss erklärt so, und darin ist er weit interessanter, als es der Grundriss für einen bestimmten Bau sein könnte, warum Klöster und namentlich Kirchen des gleichen Ordens selbst bei weiter Entfernung meist viel Gemeinschaftliches haben und zwar vor allem in der Anlage, die sich durch Vorschriften und Planzeichnungen leicht mittheilen liess. Dadurch weist er auch darauf hin, dass in der ersten Hälfte des Mittelalters, in der die Geistlichkeit vor allen auch die Kunst übt, die Orden das wichtigste und zwar internationale Band für die Entwicklung der Baukunst sind; zugleich erklärt er aber auch, warum diese Kirchen trotzdem, besonders im Detail so verschieden sind, meist deutlich die nationale, ja lokale Eigenthümlichkeit der Baugruppe aussprechen, der sie angehören. Der Orden gab eben, wie wir hier sehen, allgemeine Vorschläge, welche ein starkes Band der Bauschule, die er ja vortrefflich geeignet war zu organisiren, bilden, für deren Zusammenhalt dann namentlich auch technische Ueberlieferungen wichtig waren. Dagegen gestattet der Orden zumal bei den Benediktinern und ihren Reformen den Cluniacensern und Hirsauern vollkommen freie Hand in der Ausführung, was für die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst höchst wichtig war und sich natürlich mit der wachsenden Individualität dieser immer klarer aussprach.

Wir wissen nicht, von welchem Kloster dieser Grundriss dem Abte Gozbert gesandt wurde, nur macht es die doppelchörige Anlage der Hauptkirche wahrscheinlich, dass er diesseits der Alpen entstand. Die Herkunft des Planes ist hier aber auch desshalb nebensächlich, weil für uns das Hauptinteresse desselben darin beruht, dass er von den Verbindungen der Orden erzählt, die, was ganz besonders bedeutend, nicht

an nationale Grenzen gebunden waren. Die Erfahrungen älterer Klöster sucht der Grundriss für den Neubau von St. Gallen mitzutheilen. Dass diese Erfahrungen aber vor allem auf Italien zurückgehen, ist bei einem Benediktinerkloster dieser Zeit selbstverständlich, gleichviel ob der Grundriss in Centula oder Fulda oder im Stammkloster Monte Casino gezeichnet wurde.

Wie der Plan praktische Vorschläge ertheilt, lassen vor allem die bis ins Kleinste wohldurchdachten Wohn- und Wirthschaftsgebäude erkennen. Wie er an die ältere Kunst anknüpft, sehen wir dagegen am besten bei der Kirche, die jedoch dadurch noch mehr interessirt, dass ihre Anlage bereits auf die Ausbildung des romanischen Stiles hinweist. Mehr als bei dem Bau Einhards öffnet sich hier der Blick in die Zukunft, was auch nur natürlich, denn die Benediktiner waren es ja, die diese Zukunft beherrschten.

Die Hauptkirche des St. Galler Grundrisses ist eine doppelchörige Basilika. Eine Anlage, die wir in der karolingischen Kunst schon in Centula in der Normandie treffen bei dem Neubau Angilberts (793–798); der Ostchor war hier dem hl. Richarius, der Westchor dem salvator mundi geweiht.[1] Die nächsten doppelchörigen Basiliken finden sich auf deutschem Boden, wo diese Anlage, die sonst ausser Gebrauch kam, bei grossartigen Benediktinerkirchen und, wahrscheinlich angeregt durch diese, besonders auch bei einer Reihe von Domen angewendet wurde, bis zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Cluniacenser die Anlage unserer Hauptkirchen wesentlich umgestalteten; ja wir treffen auch nach diesem Zeitpunkt in Deutschland noch vereinzelte doppelchörige Kirchen, bei denen sich diese Anlage dann meist durch den Anschluss an ältere Vorbilder erklärt.

Aus karolingischer Zeit sind auf deutschem Boden noch die Kirche St. Salvator in Fulda und der Dom zu Köln (c. 814 bis 873) zu nennen. In der Salvatorkirche zu Fulda wurde

---

[1] H. Holtzinger: Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Doppelchöre. Leipzig 1882.

der Westchor (begonnen c. 800, geweiht 819) für die Gebeine des hl. Bonifacius angefügt. wir haben hier also, was man überhaupt als das Wesen der doppelchörigen Kirchen bezeichnen kann, gewissermassen zwei Kirchen unter einem Dach, womit auch schon der Widerspruch der doppelchörigen Anlage angedeutet ist, der auch ihre künstlerische Wirkung nicht selten erheblich beeinträchtigt. Im Dom zu Köln war der Ostchor dem hl. Petrus, der Westchor der Jungfrau Maria gewidmet.[1])

In St. Gallen barg der Ostchor das Grab des hl. Gallus und über diesem stand der der Maria und dem hl. Gallus geweihte Hauptaltar, in der Ostapsis aber der Altar des hl. Paulus, dem Abt Ottmar die zweite Kirche des Klosters gewidmet hatte.[2]) In der Westapsis dagegen befand sich der Altar des Apostels Petrus, dem Gallus die erste Kapelle des Klosters geweiht hatte; der Petrus-Altar in der Westapsis ist desshalb beachtenswerth, weil er an diesem Platze mehrfach und zwar, wie wir sehen werden, wiederholt aus einem bestimmten Grund auftritt, nämlich anknüpfend an die Westlage der Hauptapsis der Peterskirche in Rom.

Da in St. Gallen ein westliches Querschiff fehlte und desshalb kein architektonisch begründeter Raum für den Chor vorhanden war, so trennte man einen solchen im Mittelschiff durch Schranken ab, wie dies schon die altchristliche Kunst gethan und was sich auch in romanischen Kirchen erhielt, wie etwa im Ostchor des Bamberger Domes, wo sich dieser Raum dadurch noch bestimmter absondert, weil die Krypta unter ihm eine beträchtliche Erhöhung herbeiführt.

Wichtig ist, dass die Benediktinerkirche in St. Gallen zwischen dem Querschiff und der Apsis das Chorquadrat besitzt. In Michelstadt trafen wir dasselbe noch nicht, auch den deutschen um das Jahr 1000 gebauten Basiliken, die wir im nächsten Abschnitt zu betrachten haben, fehlt es noch und Regel wird es in Deutschland erst durch die grossen Clunia-

---

[1]) Otte: a. a. O. S. 92.

[2]) Otte: a. a. O. S. 95, A. 2.

censerbauten der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Es scheint dies um so wichtiger, als die Vergrösserung des Chores, der in der altchristlichen Basilika auf die Apsis beschränkt, doch nur eine geringe Rolle spielt, eine wesentliche Tendenz der Entwicklung des romanischen Stiles bildet. Die Vergrösserung des Chores zunächst durch das Chorquadrat, die in Deutschland also die Benediktiner einführten und die, in der Art wie das Kreuz gebildet ist, entschieden den Eindruck macht, dass sie nicht die Folge einer architektonischen Entwicklung, sondern dieser durch die Benediktiner-Regel ausgeklügelten programmatischen Vorschrift ist, lag den Klöstern nahe, da sie für die stattliche Klostergeitlichkeit einen grossen Chor bedurften, ebenso lag es dann aber auch nah, sie auf die Dome zu übertragen.

Unter diesem Chorquadrat befand sich eine Krypta mit dem Grab des hl. Gallus. Man nimmt gewöhnlich an, offenbar bestimmt durch die Krypten romanischen Stiles, dass sich dieselbe unter dem ganzen Chorquadrat hinzog, der Grundriss selbst und mehrere Krypten verwandter Zeit scheinen mir dagegen eine andere Gestalt der Krypta wahrscheinlicher zu machen.

Schon in Michelstadt sahen wir,[1]) dass die Krypta aus gewölbten Gängen bestand, und verwandte Anlagen boten die Krypten auf dem Petersberg bei Fulda aus dem 8. Jahrhundert, die Krypta des hl. Emmeram in Regensburg (739—761) und die Liudgerigruft aus dem 9. Jahrhundert, ja auch noch in der Wipertikrypta Quedlinburgs aus dem 10. Jahrhundert klingt das System neben einander laufender tonnengewölbter Gänge deutlich nach. Die nächsten Analogien zu der Krypta in St. Gallen scheinen mir die zu Regensburg und Werden zu bieten, die aus einem innerhalb der Umfassungsmauer der Apsis laufenden halbkreisförmigen, tonnengewölbten Gang bestehen, der zu dem durch sie umschlossenen Grab des Heiligen führt, eine Anlage, zu der Italien wieder Vorläufer und Ana-

---

[1]) Seite 300 und 301, und die dort in den Anmerkungen citirte Litteratur.

logien besitzt wie in S. Apollinare in Classe in Ravenna (6. Jahrhundert),[1] S. Pancrazio in Rom (7.—9. Jahrhundert), auch in quattro coronati in Rom.

Gleich diesen scheint mir nun auch die Krypta des Plans von St. Gallen nur einen gewölbten Gang zu beabsichtigen zu dem Gruftraum, in dem sich das Grab des Heiligen befand. Dieser Gang zog sich unter den Seiten des Chorquadrates hin, nicht wie bei den vorgenannten Kirchen unter der Apsis, wesshalb er hier im Rechteck statt wie dort im Halbrund geführt ist; wie bei den genannten Kirchen aber geht von ihm in der Richtung gegen den Hochaltar zu der Gang ab zu dem kleinen Gruftraum, in dem die Gebeine des Heiligen lagen.[2])

Die Haupteingänge zur Kirche befanden sich in St. Gallen an der Westseite, zu beiden Seiten der Apsis führten sie in die Nebenschiffe. Die gleiche Anlage der Hauptthüren zeigt das Marienmünster in Mittelzell, ferner der Dom und St. Jakob in Bamberg, auch der Dom zu Mainz, nur dass bei diesen drei der Hauptchor im Westen liegt und die Eingänge in die Nebenschiffe daher an der Ostseite angebracht sind.

Ein wesentlicher Schritt zur Ausbildung des romanischen Stiles ist ferner, dass der St. Gallener Grundriss die Verhältnisse des Grundrisses organisch entwickelt und zwar im Gegensatz zu jener willkürlicheren Anlage, wie wir sie anknüpfend an die altchristliche Basilika in Michelstadt fanden, schon ganz nach jenem Prinzip, das unseren gewölbten Basiliken gebundenen Systems zu Grunde gelegt wird.

Die Masseinheit des St. Gallener Grundrisses bildet die Breite des Mitteschiffes mit vierzig Fuss, ihr gleich ist die Breite des Querschiffes und die Länge der Querarme, im Lang-

[1]) Dehio und v. Bezold a. a. O. Tafel 16 und 43.

[2]) Zu dieser Annahme führen mich auf dem Plan des Klosters die Einträge: „In criptam introitus et exitus“. — „In criptam ingressus et egressus“ und „involutio arcuum“, letztere bezog bekanntlich schon Kugler auf die Wölbung der Krypta, die dann aber doch wohl nur ein derartiger tonnengewölbter Gang gewesen sein kann. Bei dem zwischen den Stufen zum Altar befindlichen „accessus ad confessionem“ wäre dann etwa ein schmaler direkter Gang zum Grab des Heiligen anzunehmen.

haus aber ist dieses Mass dreimal enthalten. Da ferner die Gesammtlänge der Kirche zweihundert Fuss beträgt, so ist auch das Chorquadrat auf vierzig Fuss berechnet. Die Breite der Seitenschiffe misst die Hälfte jener des Mittelschiffes, also zwanzig Fuss, was auch das Mass der Säulenentfernung ist.

Diese Benediktinerkirche zeigt also schon jene regelmässige Anlage, die man als charakteristisch für das entwickelte romanische System zu bezeichnen pflegt, die in Deutschland zu Beginn des 11. Jahrhunderts durch die Cluniacenser zur Herrschaft gelangt und die unter deren Kirchen zuerst und am reinsten Limburg an der Haardt vertritt. Nur selten hielt man sich übrigens genau an diese Proportionen, man gestattete sich ihnen gegenüber zu jeder Zeit die mannigfachsten Freiheiten, aber sie waren doch auf die Ausbildung namentlich des Grundrisses unserer Kirchen von wesentlichem Einfluss, obgleich sie, wie der St. Gallener Plan beweist, nicht das Ergebniss praktischer Bauthätigkeit, sondern das Resultat der offenbar in der Studierstube ausgeklügelten Vorschriften waren, die aber glücklicher Weise nur als allgemeine Norm dem Baumeister an die Hand gegeben wurden.

Die Kirche in St. Gallen war als Säulenbasilika projektirt,[1]) worin sie sich enger als Michelstadt an die italienische Kunst anschliesst. Aber nicht nur für den Blick rückwärts ist dies interessant, sondern auch für die Zukunft, denn die Benediktiner waren für Deutschland die Hauptträger der Säule.

Der Vorhof, welchen die Benediktiner bis ins 12. Jahrhundert beibehielten und oft sehr reich entwickelten, zieht sich in St. Gallen eigenthümlicher Weise im Halbkreis um den Westchor, er wird durch eine Halle eingeschlossen, aus der die beiden Thüren in die Kirche führen.

[1]) Das beweisen auf dem Grundriss die Kreise, welche bei den Stützen in die Quadrate, die die Basis andeuten, eingezeichnet sind, während das Wort „columna" hier nichts besagt. Es darf im mittelalterlichen Latein nur mit „Stütze" übersetzt werden, da der damalige Sprachgebrauch, wie dies ja bis in unser Jahrhundert und bei Laien heute noch der Fall ist, zwischen Säule und Pfeiler (etwa pila) nicht zu unterscheiden pflegt.

II.

Durch den Anschluss an die Kunst Italiens gelang es Karl dem Grossen den nördlich der Alpen gelegenen Theil seines Reiches in die kunstübenden Länder einzuführen, ihm eine glänzende, mehrfach sogar grossartige Kunstblüthe zu verschaffen. Wie aber Karls Reich schon dadurch, dass es in seiner Staatsidee zu sehr von dem Gedanken des alten Imperiums beeinflusst war, den neuen Verhältnissen zu wenig Rechnung trug, um die Grundlage der staatlichen Bildung dieser Länder im Mittelalter zu geben, so mussten auch für die Kunst wesentlich andere Lebensverhältnisse geschaffen werden. Die Epoche Karls des Grossen übertrug zu direkt die italienische Kunst nach dem Norden, ihre Pflege war viel zu ausschliesslich auf den kaiserlichen Hof beschränkt; so gut, ja nothwendig dies für Karls Zeit war, so stand dies der Aufgabe und dem Wesen der christlichen Kunst des Mittelalters in weiterer Entwicklung doch hemmend entgegen und musste desshalb überwunden werden.

Karls mächtiges Reich konnte nur seine gewaltige Faust zusammenhalten, unter seinen Nachfolgern musste es in Trümmer fallen, aus denen sich dann die nationalen Reiche entwickelten, die trotz aller Einflüsse, welche die karolingische Politik auf das mittelalterliche Staatsleben diesseits der Alpen gewann, doch bald den Forderungen der neuen Zeit anders gerecht wurden als Karls Imperium. So glänzende Werke, wie sie namentlich in Aachen die karolingische Kunst geschaffen, konnte die nächste Zeit nicht hervorbringen, schon das Lockern der Verbindung mit Italien, das Ausgestalten neuer, zunächst doch wesentlich kleinerer Verhältnisse machte dies unmöglich. Die Kunst wird dadurch zunächst unscheinbarer, aber doch liegt hierin auch schon die grosse historische Bedeutung der nächsten Periode, die allmähliche Befreiung von Italien, das Aufkeimen einer selbständigen mittelalterlichen Kunst, einer selbständigen Kunst diesseits der Alpen, schliesslich das Ausbilden nationaler und wahrhaft volksthümlicher Kunst. Hiezu konnte nur eine

lange, mühevolle Entwicklung führen: fast drei Jahrhunderte verflossen nach Karls Tod, bis die monumentale Baukunst ihr Ziel annähernd erreichte und in voller Konsequenz geschah dies erst im 13. Jahrhundert.

Die Beziehungen zu Italien lockern sich mit dem Ausgang des karolingischen Reiches, aber für die grossen Basiliken Deutschlands bleiben sie doch noch bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts wesentlich, ja sie dauern auch dann in einigen Gegenden stärker, in anderen schwächer noch fort und bestimmen so wesentlich den ganzen Charakter des romanischen Stiles, dass er die italienische Schule nie verleugnen kann, vollkommen frei tritt ihr erst die Gothik gegenüber. Ebenso bleibt die Kunst zunächst noch auf enge Kreise beschränkt, sie bleibt höfisch, aber dieser Begriff gewinnt doch schon eine mannigfaltigere und weitere Bedeutung als in der Zeit Karls des Grossen.

Aus dem späteren neunten und den ersten zwei Dritteln des 10. Jahrhunderts sind nur spärliche Baureste erhalten, eine wesentliche Umgestaltung der deutschen Basilika, irgend ein nennenswerther Forschritt deutscher Baukunst fand damals sicher nicht statt, zumal sie sich auch noch zu Ende des 10. und im Beginn des 11. Jahrhunderts wesentlich in den alten Geleisen bewegt.

In den Beginn des 10. Jahrhunderts aber fällt ein Ereigniss, das für die selbständige Entwicklung der nordischen Kunst äusserst bedeutend war, nämlich die Gründung Clunys (910). Cluny, im Herzogthum Burgund gelegen, gehörte nicht zum deutschen Reiche, aber das Entstehen dieser Reform des Benediktinerordens ist eine kunstgeschichtliche Thatsache von so ausserordentlicher Tragweite und die Reform spielte später eine so wichtige Rolle in der deutschen Baukunst, dass wir sie von Anfang an fest ins Auge fassen müssen.

Vor allem erscheint, was schon hier erwähnt werden muss, die Gründung Clunys unter zwei Gesichtspunkten kunsthistorisch ausserordentlich bedeutend. Es entstand mit Cluny ein grosser Mittelpunkt künstlerischen Lebens diesseits der Alpen,

was für die Emanzipation der Kunst des Nordens von Italien äusserst wichtig war, und dann vermochte das politisch sehr selbständige, äusserst mächtige Cluny eine Kunstpflege zu entfalten, die, da das Kloster ja vor allem die Künstler besass, fähig war in Rivalität mit der Kunst der Höfe zu treten.

Bis die cluniacensische Bewegung in Deutschland festen, durch zahlreiche Denkmale belegten Einfluss gewann, dauert aber noch etwas über hundert Jahre. Die deutsche Baukunst des 10. Jahrhunderts, die nur langsam dem Aufschwung des Reiches folgte, fristet ihr Dasein wesentlich durch den Anschluss an die karolingischen Traditionen oder durch erneute Anlehnung an Italien. Eines der bezeichnendsten Beispiele für das Fortleben karolingischer Kunst im 10. Jahrhundert ist der Nonnenchor in Essen, für erneute Beziehungen zu Italien sehr charakteristisch sind die Säulen, die Otto I. zu dem 963 begonnenen Magdeburger Dom aus Italien, wahrscheinlich aus Ravenna sandte; noch wichtiger aber sind für diese Beziehungen zu Ende des 10. Jahrhunderts mehrere Dome Deutschlands, die zugleich dadurch hervorragendes Interesse besitzen, dass hier eine selbständige deutsche Baukunst sich allmählich leise zu regen beginnt.

Der kaiserliche, daneben zuweilen jetzt auch der fürstliche, namentlich aber der bischöfliche Hof sind zunächst noch die wichtigsten Ausgangspunkte der deutschen Kunst. Der kaiserliche und fürstliche Hof lediglich dadurch, dass sie reiche Mittel zum Bau und zu glänzender Ausstattung ihrer Stiftungen gewähren, auch war es nicht unwichtig, dass zumal der kaiserliche Hof weite Verbindungen herstellte, woran Ottos Beziehungen zu Italien erinnern, was später namentlich bei dem Berufen der Cluniacenser durch den kaiserlichen Hof wichtig wurde.

Die Verhältnisse des bischöflichen Hofes waren meist kleiner, aber in der Architekturgeschichte des früheren Mittelalters spielt er doch eine noch wichtigere Rolle als der fürstliche, im Ganzen sogar entschieden als der kaiserliche Hof. Es ist in der Organisation der katholischen Kirche begründet,

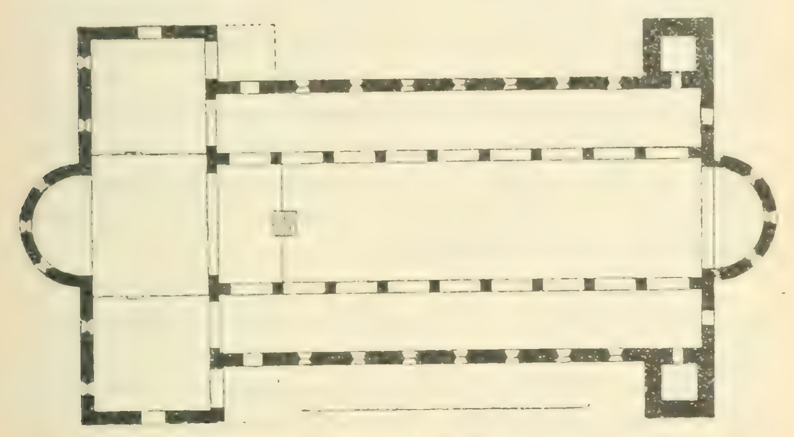
dass man vor allem strebte, die Bischofskirche, den Dom, als ein hervorragendes Kunstwerk zu gestalten, dass das Kunstleben, das sich dadurch in der Hauptstadt des Sprengels entfaltete, zugleich die Schule für die Kunst der Diöcese bot, deren Kunst ja auch sonst von der Metropole aus geleitet wurde. Die Diöcesaneintheilung wird dadurch für die gesammte frühmittelalterliche Kunstgeschichte, ganz besonders auch für die Architektur von allergrösster Bedeutung.

Die nahen Beziehungen der Bischöfe zu Rom und ihre wiederholten Reisen dahin erklären, dass wir bei den Domen wiederholt Züge treffen, die auf Fühlung mit Rom, ganz besonders auf Einflüsse der Peterskirche deuten. Dieser Zusammenhang ist aber, wie leicht erklärlich, nur ein sehr allgemeiner und spricht sich wichtiger nur in dieser ältesten Kathedralen-Gruppe vom Schluss des 10. oder Beginn des 11. Jahrhunderts aus. Im Allgemeinen dagegen charakterisirt sich die bischöfliche Kunstpflege gerade im Gegensatz zu der strenger organisirten der Orden, die ihren internationalen Zug nie ganz verleugnen kann, dadurch, dass in ihr mehr die lokalen Strömungen Geltung erhalten, wodurch sie wesentlich die individuelle Mannigfaltigkeit der mittelalterlichen Architektur fördert.

Die Kunst wurde so gegenüber der Zeit Karls des Grossen immer mehr decentralisirt, es entstanden zahlreiche und zwar sehr verschieden geartete Mittelpunkte künstlerischen Lebens, was für die Verbreitung der Kunst in Deutschland, für die künstlerische Bildung des deutschen Volkes äusserst wichtig war.

Von diesen Domen und grossartigen Klosterkirchen vom Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts, die in gewissem Sinne an der Spitze der selbständigen Entwicklung der deutschen Baukunst stehen, haben sich, da sie später durchgehends die umfassendsten Umbauten erfuhren, nur mehr spärliche Reste erhalten, die aber manche interessante historische Gesichtspunkte erkennen lassen, und so einfach diese Bauten, zeigen sie doch schon Unterschiede, die desshalb be-

achtenswerth, weil sie sich weiter entwickelten und dadurch für die lokalen Unterschiede der deutschen Baukunst wichtig wurden.



3. Dom zu Augsburg.

Der Dom zu Augsburg, dessen Anlage auf den Bau zurückgeht, den Bischof Liutolf mit Unterstützung der Kaiserin-Wittwe Adelhaid 994—1006 ausführte, lässt noch deutlich den Eindruck jener Kirchen ahnen. Er zeigt die in Deutschland seit der Karolingerzeit eingebürgerte doppelchörige Anlage:[1]) auf Italien deutet dagegen, dass Querschiff und Hauptchor im Westen liegen und zwar ist dies wohl auf den Einfluss von St. Peter in Rom zurückzuführen,[2]) wie ja auch von der 983—992 gebauten Kirche in Petershausen ausdrücklich berichtet wird, dass man bei ihr Chor und Querschiff wegen des Vorbildes von St. Peter in Rom westlich legte,[3]) aus welchem Grunde wohl auch beim Bamberger Dom das Querschiff westlich liegt.

[1]) Th. Herberger: Die ältesten Glasgemälde im Dom zu Augsburg. Augsburg 1860. — Dass ich in obiger Abbildung auf der Ostseite statt der bisher angenommenen Seitenapsiden Thüren rekonstruirte, gründet in Analogien gleichzeitiger und späterer doppelchöriger Kirchen.

[2]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen durch Bayern. S. 50 ff.

[3]) Neuwirth: St. Gallen, Reichenau und Petershausen. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1884. S. 84.

Im Gegensatz zu dem organisch entwickelten Grundriss, den wir bei den Benediktinern schon im Plan von St. Gallen trafen, spricht sich beim Augsburger Dom der deutliche Zusammenhang mit der altchristlichen Basilika darin aus, dass sich die Apsis direkt an das Querschiff schliesst, dass die Vierung nicht als selbständiger architektonischer Raum betont wird und das Querschiff nicht die Breite des Mittelschiffes hat, sondern breiter ist, wie auch die Seitenschiffe mehr als die Hälfte des Mittelschiffes breit sind: gerade diese Weiträumigkeit des für jene Zeit äusserst imposanten Baues weist wieder bestimmt auf italienischen Einfluss.

Charakteristischer Weise sind die deutschen Dome, mit einziger Ausnahme dessen zu Konstanz, sämmtlich Pfeilerbasiliken. In Augsburg sind die ziemlich schlanken Pfeiler so einfach wie nur möglich. Schräge und Platte am Sockel und Kämpfer sind ihr einziger Schmuck, wie auch die ältesten Details der Krypta die denkbar einfachsten sind. Man strebt eben zunächst darnach in der Kirche den geeigneten Raum herzustellen, die künstlerische Durchbildung musste weiterer Entwicklung vorbehalten bleiben, das Detail dieser Periode ist daher entweder ganz einfach, ja so primitiv wie nur möglich, oder es besteht aus Nachklängen altchristlicher Kunst.

In naher Beziehung mit Augsburg entstand in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts die gleichfalls doppelchörige Pfeilerbasilika des Domes zu Eichstätt, bei dem jedoch das Querschiff im Osten liegt.

Das Mittelzeller Münster auf der Reichenau[1]) ist darin interessant, dass wir hier nicht nur zwei Chöre, sondern auch zwei Querschiffe treffen. Der Westbau wurde dem Ostbau aus dem 10. Jahrhundert erst in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts angefügt. Die bei doppelchörigen Kirchen häufig wiederkehrende Thatsache, dass der zweite Chor erheblich später ausgeführt wurde, ist der sicherste Beweis, dass diese Anlage

[1]) Kraus: Kunstdenkmale des Grossherzogthums Baden. Kreis Konstanz S. 325 ff.

eigentlich nur die Verbindung zweier Kirchen unter einem Dach ist.

Die Anlage des Querschiffes mit direkt anstossender Apsis scheint nach Fr. Jak. Schmitt's Ausführungen[1]) auch beim Strassburger Münster auf einen älteren Bau zurückzugehen, der wohl um das Jahr 1000 entstand. Dem Vorbild des Domes folgend zeigen diese Anlage auch noch St. Stephan und St. Thomas in Strassburg aus dem 13. Jahrhundert.

Im wesentlichen die gleiche historische Situation wie bei dem Augsburger Dom treffen wir Anfang des 11. Jahrhunderts bei den Kirchen Regensburgs, das namentlich durch Heinrich II. einen bedeutenden Aufschwung nahm.

Unter Heinrich II. (1002 und 1020) wurde in Regensburg die Pfeilerbasilika von Obermünster ebenso schlicht wie der Augsburger Dom gebaut. Die Schiffe von Obermünster schliessen östlich durch drei in einer Flucht liegende Apsiden, eine Anlage, die nach Bayern und Oestreich aus Oberitalien kam und dort auf die querschifflosen Basiliken Ravennas zurückzuführen ist. Im Westen besitzt Obermünster einen Querbau, in dem sich ehedem wohl die Empore für die Nonnen fand, der aber keine Apsis besass.[2]) Trotz dieses Mangels steht dieser Nonnenchor, der übrigens sicher einen Altar hatte, wie die Westemporen der Nonnenklöster überhaupt, doch entschieden in Zusammenhang mit der doppelchörigen Anlage,[3]) die ja auch in dem westlichen Querbau mit Emporen der Mannsklöster zu Limburg und Hersfeld oder des Domes zu Speyer entschieden nachklingt.

Eine doppelchörige Pfeilerbasilika, die östlich wie Obermünster mit drei Apsiden, westlich mit Querschiff und rechteckigem Chor schliesst, ist St. Emmeram in Regensburg. Die Disposition dieses Baues, worum es sich hier handelt, hielt

[1]) Oestreichische Monatsschrift für den öffentlichen Baudienst 1897. Heft VI. „Das Strassburger Münster romanischen Stils".

[2]) Dr. Georg Hager: Mittelalterliche Bauten Regensburgs. München 1898.

[3]) Siehe hierüber auch Holtzinger a. a. O.

man bisher für einheitlich entweder aus der Zeit Heinrichs II. oder aus der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Dr. Hager suchte dagegen wahrscheinlich zu machen, dass dieselbe zwei Perioden angehöre, der Osttheil dem 8. Jahrhundert, der Westbau mit Querschiff, Krypta und Doppelportal dagegen der Mitte des 11. Jahrhunderts.[1])

Die Datirung des Ostchores ist für diese Betrachtungen desshalb wichtig, weil sie, wenn sie sich behauptet, beweisen würde, dass die Anlage der dreischiffigen Basilika ohne Querschiff, an der dann in Bayern, abgesehen von wenigen bestimmt motivirten Ausnahmen, unentwegt festgehalten wurde, schon in so früher Zeit aus Italien nach Bayern übertragen wurde.

Die veränderte Datirung des Westbaues von St. Emmeram als ein Bau aus dem Schluss der Regierungszeit Heinrich III., womit auch St. Stephan, die Magdalenenkapelle und die Kapelle in Donaustauf in diese Zeit gesetzt würden, schattirt die historische Stellung dieser Baugruppe wesentlich anders, als wenn man sie in die Zeit Heinrich II. setzt, obgleich die zeitliche Differenz für diese Periode nicht sehr gross ist. Die Anlage des westlichen Querschiffes und die ganze Durchführung des Baues mit seinen Nischen und schlichten Details, die, worin alle übereinstimmen, im wesentlichen jenen Zusammenhang mit der altchristlichen Kunst bekunden, der für die erste Phase des romanischen Stils in Deutschland vor allem charakteristisch ist, sind zur Zeit Heinrich II. möglich und auch um Mitte des 11. Jahrhunderts. Während sie aber zu Anfang des Jahrhunderts ganz der Zeit entsprechen und die Details als ein früher Versuch etwas feinerer Durchbildung erscheinen, würden sie gegen Schluss der Regierungszeit Heinrich III., wo West- und Mitteldeutschland durch eine Reihe grossartiger Bauten bereits in eine neue Phase des romanischen Stiles getreten waren, ein wesentliches Zurückbleiben Regensburgs hinter dieser Entwick-

[1]) Dr. G. Hager: Mittelalterliche Bauten Regensburgs. Siehe auch: Walderdorff: Regensburg.

lung beweisen, ein Festhalten an älterer, ja veralteter Kunst, das allerdings leicht möglich ist, als Nachwirkung der Blüthe der Zeit Heinrich II., zumal bei einem Umbau, wie es der Westtheil von St. Emmeram ist, und bei kleineren Bauten, wie St. Stephan, die Magdalenenkapelle und die zu Donaustauf.

Sollte die zur Zeit Heinrich II. erbaute alte Kapelle in Regensburg, wie Dr. Hager vermuthet, in der That eine Basilika mit östlichem Querschiff gewesen sein, was ja möglich, ebenso wie die Kirche in Ebersberg von 934 als Benediktinerkirche ein Querschiff besessen haben kann,[1] so würden dies eben einzelne Ausnahmen aus einer Zeit sein, wo sich der bayerische Typus der Anlagen der Kirche noch nicht ausgebildet hatte und die jedenfalls gar keinen Einfluss auf deren weitere Entwicklung besassen. Die Annahme, dass die Ebersberger Kirche eine kreuzförmige Basilika gewesen, hat übrigens nur einen sehr schwachen Stützpunkt, indem ein Chronist des 11. Jahrhunderts sie als „in crucis modum“ erbaut bezeichnet, denn derartige Bezeichnungen dürfen, da den Schriftstellern jener Zeit, wie sich wiederholt nachweisen lässt,[2] wissenschaftliche Präcision des Ausdrucks durchaus fern liegt, nur mit

[1] Dr. G. Hager: Mittelalterliche Bauten Regensburgs, und: Kloster Ebersberg. In der Zeitschrift: Das Bayerland 1895, Nr. 34.

[2] Seite 310 wurde bereits darauf hingewiesen, dass columna nur durch Freistütze, nicht durch Säule übersetzt werden darf, ebenso darf „basilica“ bei den deutsch-mittelalterlichen Schriftstellern nur allgemein durch Kirche übersetzt werden; dass es nicht unseren Begriff basilica bezeichnet, beweist schon, dass Einhard cap. 17 und 31 das Aachener Münster basilica nennt. Wie wenig man sich übrigens für die Architekturgeschichte des Mittelalters auf literarische Angaben aus demselben verlassen kann, beweist der durch Bischof Ekbert von Trier (975—993) erbaute alte Thurm zu Mettlach und noch mehr die 806 durch Abt Theodulf von St. Fleury, ein Mitglied der Akademie Karls des Grossen, erbaute Kirche von Germigny des Pres. Von dem Mettlacher Thurm wird durch einen Chronisten von 1070, von Germigny des Pres durch einen des 10. Jahrhunderts versichert, dass sie Nachbildungen des Aachener Münsters seien, und doch steht ersterer nur in einem sehr lockeren Zusammenhang mit dem Bau Karls des Grossen, mit dem letzteres gar keine irgend belangreichen Aehnlichkeiten aufweist.

grösster Sorgfalt benützt werden und sicher nicht als Grundlage weitgreifender Schlüsse dienen.

Auch der den 6. Mai 1012 geweihte Dom Heinrich II. in Bamberg stimmt in seiner Anlage vollkommen mit den gleichzeitigen und etwas älteren genannten Bauten Regensburgs und Augsburgs überein. Er war eine doppelchörige Pfeilerbasilika mit zwei Krypten, deren Hauptchor, der Peterschor mit dem Querschiff im Westen lag, dessen Eingänge neben dem Georgenchor in das Ostende der Seitenschiffe führten.

Wie durch Anschluss an ein älteres Vorbild, auf welche Weise ja auch das westliche Querschiff und der westliche Hauptchor von St. Peter in Rom nach Deutschland verpflanzt wurde, eine solche Disposition sich weiter auch noch in Zeiten erhielt, denen sie sonst nicht mehr entsprach, dafür sind zwei Kirchen, deren Anlage der Bamberger Dom beeinflusste, interessant.

Wesentlich die gleiche Anlage wie beim Dom zu Bamberg finden wir bei der Augustiner-Chorherrnkirche St. Jakob daselbst,[1]) die 1071 begonnen, im Westchor Reliquien des hl. Petrus barg, die dann aber als Säulenbasilika bis etwa 1120 durch den hl. Otto von Bamberg vollendet wurde, und ebenso ist die im 13. Jahrhundert überraschende doppelchörige Anlage von St. Sebald in Nürnberg wohl sicher auf das Vorbild des Bamberger Domes zurückzuführen.[2])

Unter Anschluss an St. Salvator in Fulda findet sich die doppelchörige Disposition und zwar mit zwei Krypten und östlichem Querschiff auch bei der um das Jahr 1000 durch Bischof Heinrich erbauten Neumünsterkirche in Würzburg, die ursprünglich ebenfalls St. Salvator hiess.[3])

Erzbischof Willigis, der Kanzler Otto I. und seit 975 durch Otto II. Erzbischof von Mainz, begann einen Neubau des Domes zu Mainz, der 1009 geweiht, am Tag der Weihe aber vollkommen ausbrannte, dessen Herstellungsbau unter Bardo

[1]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen etc. S. 163.

[2]) Ebenda S. 154 ff. [3]) Ebenda S. 163.

seinen Abschluss wohl durch die feierliche Weihe am 10. November 1036 fand, bei der Konrad II. und Gisela, sowie Heinrich III. und seine Gattin zugegen waren.[1]) Wir sind über diesen Bau leider nur mangelhaft unterrichtet, da sich von ihm nur wenig erhalten, aber wir wissen doch, dass er einen Ostchor und den dem hl. Martin geweihten Hauptchor und das Querschiff im Westen hatte, die Haupteingänge werden nach Analogie der angeführten Bauten wohl schon damals in das Ostende der Seitenschiffe geführt haben. Die ausserordentlich grossartige, weiträumige Anlage der Pfeilerbasilika weist auf die Anregungen altchristlicher Basiliken. Ebenso war der Dom zu Worms, dessen Hauptaltäre Maria, der hl. Dreieinigkeit und dem hl. Petrus geweiht waren, den Heinrich II. 1018 auf seinem Zuge nach Burgund vollendet sah,[2]) eine doppelchörige Pfeilerbasilika, jedoch mit östlichem Querschiff.

In Köln, wo schon der alte Dom (814) doppelchörig war, wurde in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts St. Pantaleon gebaut, eine bedeutende Kirche mit zwei Querschiffen, und zwar durch Erzbischof Bruno, den Bruder Kaiser Otto I.[3])

Vom alten Dom zu Köln scheint die doppelchörige Anlage auf den seit 1043 gebauten Dom von Bremen übertragen worden zu sein, in welcher Pfeilerbasilika der Westchor dem hl. Petrus, dem Titularheiligen des älteren Domes, der Hauptchor dagegen, der mit dem Querschiff im Osten lag, der Jungfrau Maria geweiht war.

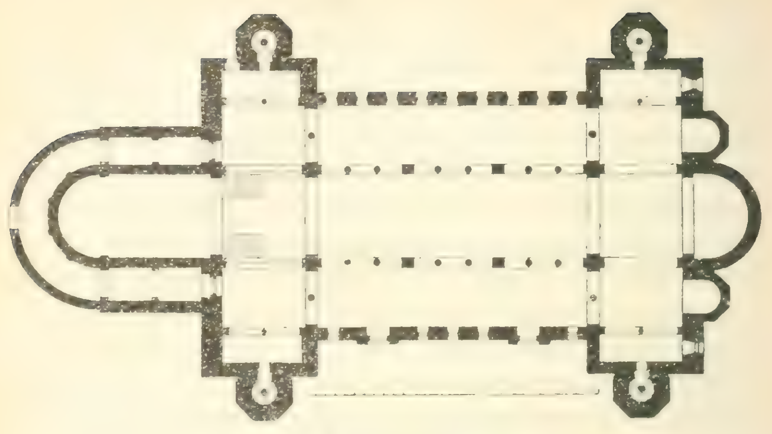
In Westphalen geht der grossartige Dom zu Münster mit zwei Querschiffen und zwei Chören, wobei die Apsis des östlichen direkt an das Querschiff stösst, wahrscheinlich noch auf einen Bau der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zurück.[4])

[1]) Frdr. Schneider: Der Dom zu Mainz. Berlin 1886; auch Dehio und Bezold a. a. O. S. 177.

[2]) Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen. Provinz Rheinhessen. Kreis Worms v. Ernst Wörner. — Meyer-Schwartau: Der Dom zu Speyer und verwandte Bauten. Berlin 1893.

[3]) Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 175.

[4]) Ebenda S. 176.



4. St. Michael. Hildesheim.

Zwei Chöre und zwei Querschiffe besitzt St. Michael in Hildesheim, das Bischof Bernward 1001 begann und dessen Hauptchor im Westen der chorus angelorum war.[1]) Bei der 1033 vollendeten Kirche tritt durch die so vollständige Ausbildung der, jetzt doch entschieden speziell deutschen, doppelchörigen Anlage der Zusammenhang mit Italien auf den ersten Blick zurück und doch zeugt gerade diese Kirche wieder von ihm, der hier wohl in der genauen Kenntniss der Kunst Roms begründet ist, die Bischof Bernward, der Bauherr und wahrscheinlich auch der Leiter des Baues, besass. Vor allem erinnert auch hier wieder an die altchristliche Basilika die stattliche Weiträumigkeit, für die auch die breiten Nebenschiffe wichtig sind, ebenso der direkte Anschluss der Apsiden an das östliche Querschiff und die Betonung des Westchores als Hauptchor. Wie letzteres auf St. Peter in Rom deutet, so wohl auch, was schon Kugler bemerkte,[2]) die Emporen in den Querarmen, auch der Umgang des westlichen Chores, der wohl schon der ersten Anlage eigen war,[3]) geht wahrscheinlich direkt oder

[1]) Otte: a. a. O. S. 161.

[2]) Geschichte der Baukunst II. S. 370.

[3]) Dehio und v. Bezold: a. a. O. S. 175.

indirekt auf Kunstwerke Italiens zurück, in Sachsen treffen wir ihn früher in der Wipertikrypta in Quedlinburg. Auch die Details der Michaelskirche zeigen, abgesehen von dem primitiven Würfelkapitäl, durchweg besonders deutlichen Anschluss an die altchristliche Kunst.[1])

Die angeführten Beispiele beweisen, dass im Ende des 10., noch mehr mit dem Beginn des 11. Jahrhunderts die deutsche Baukunst einen wesentlichen Aufschwung nahm, der mehrfach in Bauten des 11., durch einzelne Züge sogar bis ins 13. Jahrhundert fortwirkt. Gleichzeitig sehen wir in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, wiederholt entschieden ganz unabhängig von einander, vor allem die Reihe grossartiger Dome entstehen, daneben auch einige besonders stattliche Klosterkirchen, wodurch der Kunstsinn allenthalben gefördert, zahlreiche Mittelpunkte künstlerischen Lebens geschaffen wurden. Die über das ganze Land vertheilten Monumentalbauten sind der erste Schritt zu einer selbständigen, deutschen Kunst; dass ihn die Dome am erfolgreichsten machen, ist nur natürlich;[2]) bei ihnen setzte man die ganze Kraft ein, wesshalb sie auch in der weiteren Entwicklung der deutschen Baukunst sowohl in der gewölbten, romanischen Basilika, wie in der Gothik an der Spitze stehen.

Die kleineren Kirchen standen hinter diesen Prachtwerken natürlich jetzt und in der nächstfolgenden Zeit ausserordentlich zurück. Wir können uns diese wohl nicht einfach genug denken, baut doch selbst Willigis in Mainz um 990 die Kirche St. Stephan noch ganz aus Holz,[3]) und im Passauer Sprengel hören wir,[4]) dass erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts durch Bischof Altmann an Stelle der meist noch hölzernen Kirchen steinerne traten. Für Dorfkirchen,

---

[1]) Otte: a. a. O. S. 162.

[2]) Anders urtheilt Dohme a. a. O. S. 83.

[3]) Otte: a. a. O. S. 132.

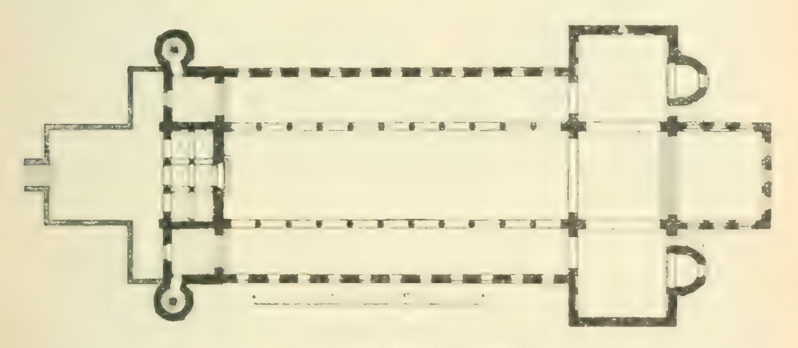
[4]) Sighart: Geschichte der bildenden Künste in Bayern. München 1863. S. 69.

namentlich aber für Kapellen, blieb man wohl selbst damals noch vielfach beim Holzbau zumal in Gegenden, die erst christianisirt wurden.

Einen fest ausgebildeten, eigenartigen Stil lassen selbst jene hervorragendsten Bauten dieser Periode weder in der Anlage noch in der Durchführung erkennen. Der Zusammenhang mit der altchristlichen Kunst Italiens, der Lehrmeisterin des Nordens, zeigt sich überall noch deutlich, gleichwohl stehen ihr diese Bauten, mit denen ein selbständiges deutsches Kunstleben anhebt, schon weit freier gegenüber als die karolingischen, von einem direkten Uebertragen italienischer Kunst nach Deutschland ist keine Rede mehr. Erhebliche Selbständigkeit gegenüber der altchristlichen Basilika sehen wir in der doppelchörigen Anlage, in der fast ausschliesslichen Anwendung der Pfeiler, wohl auch in dem Stützenwechsel in St. Michael in Hildesheim, woselbst auch die proportionalere Bildung des Grundrisses in dieser Richtung bezeichnend ist, während sonst diese Frühzeit in dem Schwanken der Grundrissverhältnisse besonders im Querschiff noch oft an die altchristliche Basilika erinnert, auch die Thurmanlage, für die St. Michael wieder ein besonders glänzendes Beispiel bietet, zeigt entschiedene Selbstständigkeit. Das Detail dieser Periode ist durchgehends sehr schlicht; wird es ausnahmsweise feiner und reicher, so hängt es stets mit der altchristlichen Kunst zusammen, deren Formen aber natürlich immer laxer und freier verwerthet werden.

III.

In der Zeit Kaiser Konrad II. und Heinrich III. zeigen einige hervorragende Abteikirchen, denen sich mehrere Dome anreihen, einen höchst bedeutenden Fortschritt der deutschen Baukunst, an ihrer Spitze stehen die Benediktinerkirche von Limburg an der Haardt und der Dom zu Speyer.



5. Limburg an der Haardt.

Im Gegensatz zu der zuletzt besprochenen Baugruppe ist Limburg an der Haardt,[1]) das bald nach dem Regierungsantritt Konrad II. begonnen und wahrscheinlich um 1042 vollendet

[1]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen, S. 193 ff.; der daselbst eingehend erörterte Zusammenhang von Limburg und Cluny wurde in Zweifel gezogen durch die verdienstvolle Publikation: Manchot: Kloster Limburg. Mannheim 1892. Zur Widerlegung des Einwandes in dem übrigens äusserst schwachen Kapitel: Baukünstlerische Urheberschaft der Limburger Kirche und Stellung der letzteren in der Geschichte der Baukunst, begnüge ich mich zu verweisen: auf Baer: Die Hirsauer Bauschule. Freiburg i. B. 1897 und auf die Besprechung des Buches von Manchot durch Fr. J. Schmitt im Repertorium f. K. XV., wozu ich bemerke, dass die Verwandtschaft zwischen Konstanz und Limburg, die Schmitt betont, allerdings vorhanden ist, aber wie das Folgende zeigen wird, ihren Grund darin hat, dass beides Cluniacenserkirchen, nicht darin, dass der Konstanzer Dom Mutterkirche von Limburg wäre.

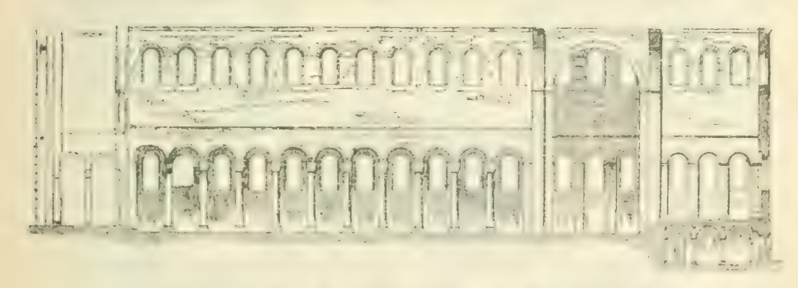
wurde, nicht doppelchörig angelegt, sondern sein Chor liegt im Osten und im Westen befindet sich der Eingang mit Vorhalle und Vorhof. Gegenüber den Schwankungen der Anlagen, die wir bis jetzt so häufig beobachteten, ist die Disposition von Limburg eine streng organische, sie erinnert darin an die Kirche des St. Gallener Grundrisses und zwar um so mehr als beide Säulenbasiliken in ihrer Disposition das gleiche Prinzip zeigen. Die Einheit bildet nämlich die Vierung, die in Querarmen und Chorquadrat je einmal, in dem Langhaus dreimal enthalten ist, die Seitenschiffe haben die halbe Breite des Mittelschiffes, die Höhe des Mittelschiffes beträgt in Limburg fast das Doppelte von dessen Breite.

Dass der St. Gallener Grundriss die Anlage Limburgs bestimmte, ist nicht wahrscheinlich, zumal Limburg eine Reihe von Fortschritten aufweist, von denen z. B. die Krypta, die Apsiden an den Querarmen und die Thurmanlage wohl in der späteren Zeit und der in Folge dessen entwickelteren Kunst romanischen Stils gründen, während sich andere, wie der Wegfall des Westchores, der gerade Schluss des Hauptchores wohl durch das Vorbild Limburgs, nämlich die 981 geweihte Säulenbasilika des hl. Majolus in Cluny erklären.

Der Zusammenhang beider Pläne liegt nahe. Der St. Gallener Grundriss enthält allgemeine Vorschriften des Benediktinerordens für den Klosterbau, die bei diesem Orden auch noch nach zweihundert Jahren in Geltung waren, ja, wie wir sehen werden, auch noch auf die Anlagen der Benediktinerkirchen des folgenden Jahrhunderts bestimmend wirkten. Dieses allgemeine Programm, an das man sich im Einzelnen durchaus nicht streng zu halten brauchte, das aber gleichwohl die Eigenart der Benediktinerkirchen wesentlich bestimmte, hat keine der erhaltenen Kirchen so konsequent ausgeführt wie Limburg.

Wenn mit Limburg wieder die Säulenbasilika auf deutschem Boden Fuss gewinnt, die vorher dem praktischeren Pfeiler hatte weichen müssen, so ist der einzige Grund hierfür die

Bautradition der Benediktiner,[1]) welche die Säule aus der altchristlichen Kunst übernommen und sie auch in der Basilika des Majolus festgehalten hatten. Es ist dies um so sicherer, als die Säule zumal in so regelmässiger Bildung wie in Limburg, besonders im frühen Mittelalter, eine festgeschlossene Bauschule voraussetzt, die eben gerade die Benediktiner besassen.

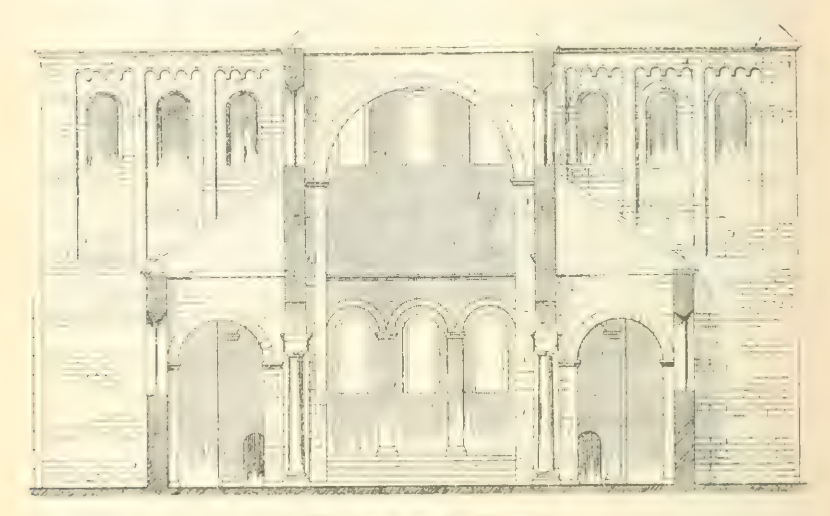


6. Limburg an der Haardt.

Auch der zweite Hauptunterschied Limburgs gegenüber der älteren deutschen Baugruppe, die einheitliche und zwar ebenfalls durchgehends streng programmgemässe Durchbildung der Abteikirche deutet sicher auf eine durch feste Tradition zusammengehaltene Bauschule, die weiter auch die Aehnlichkeit der Abteikirche mit zahlreichen gleichzeitigen und späteren Benediktinerkirchen cluniacensischer Reform bestätigt. Das gilt z. B. von den schön gebildeten Säulen mit ihrer attischen Basis, der Entasis und dem schlichten Würfelkapitäl, ebenso von dem über den Arkaden hinlaufenden Gesims aus Schräge und Platte, der einfachsten Belebung der Hochwand des Mittelschiffes. Besonders interessant ist in Limburg die Wandgliederung innen in Querhaus und Chor durch Pilaster, welche Blendbögen tragen, unter denen die unteren Querschiff- und Chorfenster angeordnet sind, während die Fenster der Hoch-

[1]) Dass Limburg an der Haardt nicht durch das Vorbild der altchristlichen Basiliken Roms bestimmt wird, wie Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst Seite 52 vermuthet, zeigt, glaube ich, schon der Grundriss deutlich genug.

wand des Mittelschiffes genau über den Scheitel der Arkadenbögen gestellt sind. Aussen an der Kirche finden wir als ersten Versuch künstlerischer Durchbildung Friese und Pilaster am Chor und Rundbogenfries und Lisenen als Umrahmung der oberen Querschifffenster.



7. Limburg an der Haardt.

Diese gut ausgeführten Details erscheinen besonders wichtig durch das hier zuerst auftretende Streben, das Ganze einheitlich künstlerisch durchzubilden. Entsprechend dem Gesammtcharakter der Kirche sind diese Details durchweg sehr einfach und stehen dadurch in wesentlichem Gegensatz zu dem reichen und oft überreichen Detail des 12. Jahrhunderts. Da dieses nicht selten auch Benediktinerkirchen zeigen, so ist bei ihnen jene Einfachheit, mag sie auch die cluniacensische Reform zuerst begünstigt haben, entschieden weniger die Folge prinzipieller Anschauungen des Ordens, sondern erklärt sich bei den Bauten des 11. Jahrhunderts hauptsächlich daraus, dass die Kunst eben erst allmählich zu reicherem Detail vorschreitet.

Besonders wichtig ist im früheren Mittelalter der Schulzusammenhang durch die Orden auch für das Ausbilden und

Festhalten der Technik, vor allem der Wölbung. Die Bedeutung der Cluniacenser für die gewölbte Basilika Deutschlands darf nicht überschätzt werden, aber man darf auch nicht übersehen, wie Bedeutendes sie doch auch hier immerhin geleistet haben.

Die Cluniacenser begannen ihre Ordensreform und errangen ihre ersten grossen Erfolge in der Zeit der flachgedeckten Basilika, noch dazu fussend auf älteren Traditionen. Das bestimmte wesentlich auch weiterhin die Stellung des Ordens in diesem Punkte, er zeigt in Deutschland wichtige Vorstufen zur gewölbten Basilika, durch die Wölbung einzelner Theile der Kirche, ausnahmsweise greift er, auch schon früh, zur durchgehends gewölbten Kirche, aber zumeist hält er an der für ihn in erster Linie bezeichnenden flachgedeckten Kirche fest, wofür ja auch sein Bevorzugen der Säule charakteristisch ist.

Auch Limburg, obwohl eine flachgedeckte Basilika, bietet mit den regelmässigen Kreuzgewölben der bis 1035 vollendeten Krypta und in der Vorhalle mit ihren Kreuz- und den speziell für die Cluniacenser so charakteristischen Tonnengewölben für diese Zeit in Deutschland aussergewöhnliche Leistungen der Wölbetechnik. Es verdient daher in der Geschichte der Wölbung in Deutschland wohl beachtet zu werden, obgleich wir ja viel ältere Kreuz- und Tonnengewölbe besitzen, die wie die Nachbildungen des Aachener Münsters beweisen, dass die Tradition der Wölbetechnik auch in Deutschlaud nie ganz erloschen war, wenn sie hier auch nicht so bedeutend fortlebte wie etwa in Burgund.

Als charakteristisch für den Zusammenhang mit Cluny, wie mit zahlreichen Benediktinerkirchen, von denen diese Eigenthümlichkeit zuweilen auch auf andere Kirchen, wie z. B. den Dom in Freising, übertragen wurde, mag noch erwähnt werden, dass das Schiff der Kirche in Limburg tiefer lag als der Eingang und zwar im Ganzen um 12 Stufen, die in die Vorräume vertheilt waren.[1])

[1]) Als charakteristische Beispiele für die höhere Lage des Einganges als des Schiffes verweise ich noch auf Plankstetten (Bisthum Eichstätt), die Stiftskirche zu Fritzlar und St. Zeno in Verona.

Für den künstlerischen Charakter wie für die historische Stellung der Limburger Abteikirche ist in erster Linie massgebend, dass sie eine Benediktinerkirche ist, daraus erklären sich die wesentlichen mit dem St. Gallener Grundriss verwandten Züge, ferner aber, dass sie eine Benediktinerkirche der cluniacensischen Reform ist, denn das giebt hauptsächlich den Grund für die Unterschiede gegenüber dem St. Gallener Grundriss an, weist darauf hin, wie Limburg eine für die deutsche Baugeschichte höchst wichtige Periode glänzend einleitet.

Limburg wurde gegründet durch Konrad II. und das Kloster organisirt durch Poppo von Stablo. Die Stiftung durch den Kaiser ist dadurch wichtig, dass er der Abtei ganz aussergewöhnliche Mittel zur Kunstpflege grossen Stils zur Verfügung stellte und durch seine weitere Unterstützung es der cluniacensischen Reform, die hier auf deutschem Boden so bedeutend Fuss fasst, ermöglicht, sich rasch weiter auszubreiten. Auf die Ausführung des Kunstwerkes hatte der Kaiser selbstverständlich gar keinen Einfluss, weil sich deutsche Kaiser des 11. Jahrhunderts nicht fachmässig mit Architektur beschäftigten: hiefür ist in erster Linie der Organisator des Klosters bei Limburg also Poppo von Stablo zu berücksichtigen. Der Organisator kann zwar auch selbst der Baumeister sein, da die Geistlichkeit damals ja die besten Baukräfte besass, die selbst bis zu den Bischöfen, wie wiederholt berichtet wird, thätig an den Bauten theilnahmen. Der Organisator kann aber auch nicht der Baumeister sein, wie Poppo von Stablo,[1]) aber auch in diesem Falle ist er für die Kunst des Klosters äusserst wichtig, indem er den Baumeister, der in Limburg ein ganz hervorragender Künstler war, aus der Ordensschule beruft, indem er ferner darüber wacht, dass der Bau den Traditionen des Ordens entsprechend ausgeführt wird.

Poppo von Stablo hatte bereits unter Heinrich II. mit der cluniacensischen Reform in Deutschland begonnen, da ihm dieser Kaiser 1020 Stablo und um 1023 St. Maximin bei Trier

[1]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen S. 195 u. Anm. 1 u. 2.

übertragen hatte, wobei es hier wie bei der cluniacensischen Bewegung unter Konrad II. und Heinrich III. für den innigen Zusammenhang der Cluniacenser mit dem Hof sehr bezeichnend ist, dass es sich bei den Reformen und Neugründungen der Cluniacenser vorwiegend um reichsfreie, also um direkt unter dem Kaiser stehende Klöster handelt.

Unter Konrad II., dessen Gunst, sowie die seiner Gattin Gisela, der Piligrim von Köln die Krone aufsetzte, die Cluniacenser besassen, wuchs der Einfluss der Reform erheblich, namentlich auch durch die politische Thätigkeit des Poppo von Stablo und durch Konrads Krönung am 2. Februar 1033 in dem cluniacensischen Kloster Peterlingen, seine Höhe aber erreichte er unter Heinrich III., der unter diesen Einflüssen herangewachsen war und selbst in nahen Beziehungen zu Cluny stand.[1])

Die Kaiser Heinrich II., namentlich aber Konrad II. und Heinrich III. führten die Cluniacenser in Deutschland ein und förderten mächtig ihre Bestrebungen, was äusserst wichtig für die Stellung der cluniacensischen Bauschule in der Geschichte der deutschen Architektur war. Dass wir von einer solchen Bauschule reden müssen, beweist unzweifelhaft die Uebereinstimmung der hier in Frage kommenden Kirchen, sowie jener der sich eng anschliessenden Hirsauer Reform, die nur bei einer in fester Tradition geschlossenen Schule möglich ist, beweist ferner auch bald im Einzelnen, bald im Ganzen die Uebereinstimmung mit den Cluniacenserbauten in Frankreich und Oberitalien.

Den Mittelpunkt dieser Bauschule bildete naturgemäss Cluny mit seiner 981 geweihten Säulenbasilika.[2]) Jedoch ist das Verhältniss der Tochterkirchen zur Mutterkirche nicht so

[1]) Dr. Paul Ladewig: Poppo von Stablo und die Klosterreform unter den Saliern. Berlin 1883. Vita Popponis. Mon. Germ. SS. XI, 294 ff. Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. II.

[2]) Ueber diese siehe: Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 271 und besonders v. Bezold im Centralblatt für Bauverwaltung 1886, Nr. 29.

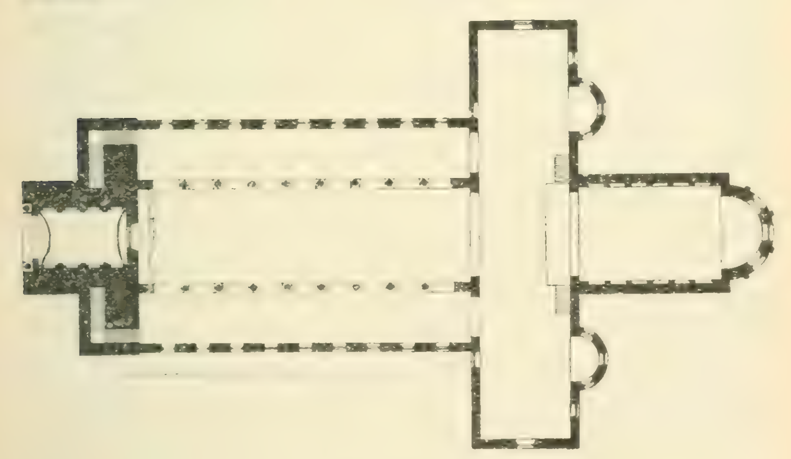
zu verstehen, dass jene nur Kopien dieser gewesen, was die Entwicklung der Architektur sehr gehemmt hätte; sondern, was dieser sehr günstig war, der Zusammenhang ist meist nur ein sehr allgemeiner. Die Individualitäten der einzelnen lokalen Gruppen, die im schlichten Stil der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts natürlich sich noch nicht scharf von einander abheben, können sich weiterhin vollkommen klar aussprechen.

Das Band der Schule zeigt vor allem der Grundriss, der Plan konnte ja leicht verschickt werden, in ihm konnte sich am leichtesten eine feste Tradition bilden; gleichwohl ist auch hier eine grosse Freiheit gestattet. Der Zusammenhang der Schule zeigt sich ferner in gewissen technischen Traditionen, die durch das Verschicken von Meistern, durch ihr Ausbilden bei älteren Bauten desselben Ordens zu erklären sind und er macht sich schliesslich geltend in bestimmten Details, wie der Säule, dem Würfelkapitäl, dem System der Wandgliederung etc., die sich in der Schule fortpflanzen, oft mit sehr engem, oft auch mit sehr freiem Anschluss an ältere Werke.

Die 981 geweihte Majolus-Kirche in Cluny stand, wie der Blick auf den St. Gallener Grundriss zeigt, als Säulenbasilika auf dem Boden der alten Benediktinerkirche, die nach dem St. Gallener Grundriss auch schon das Chorquadrat im Osten und die Vorhalle im Westen hatte, ja auch schon die regelmässige Disposition wie Limburg und wahrscheinlich auch Cluny. Die Majolus-Kirche wich aber auch in einigen Punkten von der St. Gallener Kirche ab, die einestheils dafür interessant sind, wie individuell trotz der allgemeinen Vorschrift die Benediktiner stets bauten, andererseits auch desshalb historisch wichtig sind, weil sie massgebend auf weitere Kirchen der cluniacensischen Reform übergingen.

Die Vorhalle im Westen ist auf dem St. Gallener Plan durch die doppelchörige Anlage eigenartig gestaltet, während man sie bei der einchörigen Kirche in Cluny normal entwickeln konnte. Eine individuelle Eigenthümlichkeit der Säulenbasilika des hl. Majolus scheint der gerade Schluss des Hauptchores,

also der Mangel einer Apsis an demselben, gewesen zu sein,[1]) der auf zahlreiche französische und deutsche Cluniacenserkirchen, wie ja auch auf Limburg überging. Besonders wichtig aber ist, dass die Vergrösserung des Chores höchst wahrscheinlich mit der Basilika des hl. Majolus einen wesentlichen Fortschritt macht durch die Einführung der Nebenchöre,[2]) das heisst der Fortsetzung der Seitenschiffe jenseits des Querschiffes, die wir jedenfalls in den französischen und bald auch in den deutschen Bauten der Reform immer wieder treffen und die bei der Hirsauer Schule geradezu zum charakteristischen Merkmal werden.



8. Hersfeld.

Nur wenig jünger wie Limburg ist die Abteikirche von Hersfeld (1038), das ebenfalls Poppo von Stablo organisirte. Die allgemeine durch die gleiche Schule begründete Aehnlichkeit mit Limburg fällt sofort auf, andererseits aber zeigen sich zwischen beiden Bauten auch recht erhebliche, durch die verschiedenen Architekten u. s. w. herbeigeführte Unterschiede, was

[1]) Diesen erwähnt als wahrscheinlich schon G. v. Bezold: Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 29, S. 280 Anm.

[2]) G. v. Bezold a. a. O.

für das individuelle Leben der mittelalterlichen Kunst interessant ist.

Beides sind flachgedeckte Säulenbasiliken mit östlichem Querschiff und Chor und westlicher Vorhalle mit Empore, mit zwei Apsiden an der Ostseite des Querschiffes, die etwas aus der Flucht der Nebenschiffe gerückt sind. Die Dimensionen beider Kirchen sind ganz aussergewöhnlich gross, die Anlage zeigt denselben Sinn für Regelmässigkeit, wenn auch wesentlich andere Verhältnisse, die Durchführung lässt denselben schlichten Charakter erkennen, die gleichen Gesimse, Kapitäle und Blendbögen. Die Hersfelder Kirche steht aber dem Programm, das Limburg so selten regelmässig befolgt, freier gegenüber, das Querschiff und der Chor, der hier eine Apsis besitzt, sind, offenbar aus Rücksicht für die Klostergeistlichkeit, bedeutend grösser, als sie sich nach der Breite des Mittelschiffes ergeben würden. Blendbögen treffen wir in Hersfeld wie in Limburg, aber sie werden hier ganz anders verwerthet wie dort, ebenso wie Friese und Lisenen am Aeusseren; der Nischenkranz aber, der oben die Aussenseite der Hersfelder Hauptapsis ziert, ist wie manches andere entschieden als persönliche Erfindung des tüchtigen Architekten zu bezeichnen.

Interessant sind die Reste des Westbaues in Hersfeld. Ein stattliches Portal, neben dem zwei Säulen stehen, führt hier in die Vorhalle, welche ein mächtiges Tonnengewölbe überspannt, das gleich der Krypta zeigt, dass die Wölbung beider Kirchen auf gleicher Stufe und in deutlichem Schulzusammenhang steht.

Die Empore über dieser Vorhalle, zu der Wendeltreppen führen, die in Limburg in Thürmen neben der Kirche untergebracht, in Hersfeld in den Bau verlegt sind, besitzt eine Apsis, die offenbar einen Nebenaltar für die Empore barg. Diese Apsis erscheint in Hersfeld, zumal sie über dem Portal deutlich heraustritt, was diese Façade originell belebt, als ein deutlicher Nachklang der doppelchörigen Basilika, wie der westliche Querbau an das westliche Querschiff erinnert. Aber mehr als ein Nachklang der doppelchörigen Anlage ist diese

Apsis auf der Empore nicht, denn durch das westliche Portal in das Mittelschiff ist sie so untergeordnet, dass der alternirende Charakter der doppelchörigen Basilika beseitigt wird, die einheitliche Wirkung der Basilika, einer ihrer grössten Vorzüge wieder erreicht ist.

Von den Abteikirchen Limburg und Hersfeld sind nur Ruinen erhalten, welche die Wirkung dieser Bauten bloss ahnen lassen, der Eindruck derselben ist aber gleichwohl ein so unmittelbarer und grossartiger, dass man sich bei ihrem Anblick sofort sagt, dass diese Monumentalbauten ersten Ranges eine ganz ausserordentliche Wirkung ausüben mussten, um so mehr als Deutschland an monumentalen Kirchen noch keineswegs reich war. An Grossartigkeit konnten es diese Benediktinerkirchen selbst mit den alten Domen aufnehmen, die sie zumeist sogar erheblich hinter sich liessen, denen sie aber unbedingt überlegen waren durch die organische Anlage, die zwar noch schlichte, aber einheitliche Durchbildung des Inneren und den Versuch einer solchen im Aeusseren, denen gegenüber doch auch ihre Technik erhebliche Fortschritte zeigt.

Ein dritter Bau, mit dem Poppos Name verknüpft ist, ist die Willibrordskirche in Echternach, die er am 19. Oktober 1031 weihte. Hier kam jedoch der cluniacensische Einfluss nur bedingt zur Geltung, da es sich um die Fortsetzung eines älteren Baues handelte, bei dem der Stützenwechsel und die antikisirenden Details auf die lokale Tradition weisen, während der cluniacensischen Schule wohl die Wölbung der Seitenschiffe, eine der frühesten Deutschlands, zuzuschreiben ist. Deutlich spricht die cluniacensische Bautradition dagegen wieder aus der Tochterkirche Echternachs in Susteren am Niederrhein durch die Disposition, westliche Vorhalle und die gerade schliessenden Nebenchöre,[1]) den Stützenwechsel nimmt Susteren von Echternach herüber, wie die Benediktiner häufig an die lokalen Traditionen anknüpfen.

[1]) C. H. Baer: Die Hirsauer Bauschule. Freiburg 1897, S. 10, und Dehio und Bezold a. a. O. Tafel 47 u. 58.

Ein beachtenswerther Bau dieses ersten Auftretens der Cluniacenser scheint ferner die Kirche von Andlau im Elsass zu sein, deren zweite Erbauerin eine Schwester Konrad II. wieder auf die wesentliche Unterstützung der Reform durch den kaiserlichen Hof deutet, und deren Hochaltar 1049 durch den cluniacensischen Papst Leo IX. geweiht wurde. Der auf uns gekommene Bau in Andlau gehört nur zu einem kleinen Theil jener Zeit an, zeigt darin aber in der westlichen Vorhalle und Empore mit Kreuz- und Tonnengewölben, sowie in dem geraden Chorschluss cluniacensischen Charakter.[1])

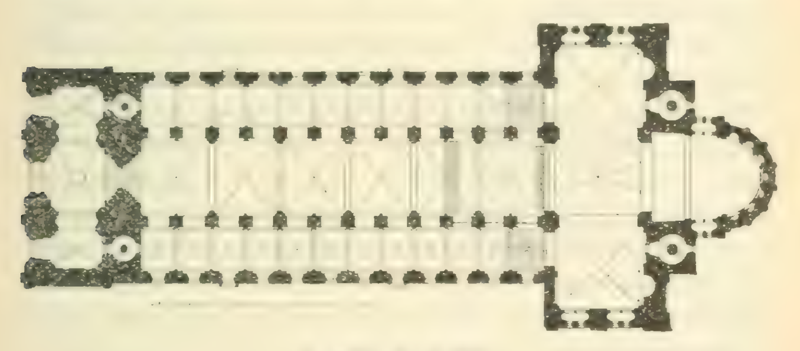
Ein Blick auf die Baudenkmale der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts beweist, dass auch in Deutschland damals die Cluniacenser die grösste und entwickeltste Bauschule besassen, und die Kirchengeschichte, mit der nach der damaligen Lage der Dinge die Baugeschichte ja unlösbar verknüpft ist, begründet dies vollkommen. Der kaiserliche Hof unterstützte seit Heinrich II., noch bedeutender unter Konrad II. und Heinrich III. diese Bewegung auf das Entschiedenste und gewann hiedurch eine gewisse aktuelle Bedeutung für die Baugeschichte, die ihm sonst nicht zufiel, da der Hof selbst über künstlerische Kräfte in keiner Weise verfügte.

Bei diesen Verhältnissen liegt es nahe, dass, und zwar häufig wieder durch den kaiserlichen Hof, der Einfluss dieser Bauten und der Schule sich auch bei grossen Kirchen der Zeit geltend macht, die nicht zu dem Orden gehörten. Die Rolle der Cluniacenser bei Hofe und die Bedeutung ihrer Bauschule erklären es, dass man sie auch für andere grossartige Kirchen, vor allem bei einer Reihe von Domen, die mit kaiserlicher Unterstützung erbaut wurden, zu Rath zog, zumal dem wiederholt auch die Neigungen der Bischöfe zu Hilfe kamen.

Als Konrad II. in Limburg einen so grossartigen Bau durch Cluniacenser aufführen liess, lag es doch sehr nahe, dieselben als Berather für den Dom zu Speyer, wo eine grosse Bauschule sicher nicht bestand, beizuziehen, vielleicht auch

[1]) Kraus: Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. 1876.

Bauleiter und Werkmeister aus dieser bewährten Schule herüberzunehmen. Ebenso erklärlich ist, dass die imposante Hersfelder Abteikirche auf den Neubau des Würzburger Domes, den 1042 Bruno, ein Geschwisterkind Konrad II. begann, wirkte.[1] Ferner zeigen den cluniacensischen Einfluss deutlich die mit kaiser-



9. Dom zu Speyer.

licher Unterstützung ausgeführten Dome zu Merseburg (ab 1042) und Goslar (1047 und 1050). Bei dem Dom zu Hildesheim (1048—1061), bei den Bauten der Kölner Gruppe und besonders beim Dom zu Konstanz (1052 begonnen) aber erklärt sich der cluniacensische Einfluss dadurch, dass die Bischöfe selbst eifrige Vertreter der Reformbewegungen waren. So kam diese nach Hildesheim durch den hl. Godehard (1022—38), nach Köln mit Erzbischof Piligrin (1021—36), dem Hermann und Anno folgten, und der Konstanzer Sprengel war, und zwar gerade durch seine Bischöfe, der eigentliche Herd der cluniacensischen Bewegung für Deutschland.

Der Einfluss der cluniacensische Schule auf diese Dome, von denen der zu Speyer bald nach Limburg, die anderen in den vierziger Jahren des Jahrhunderts, Konstanz erst 1052 begonnen wurde, zeigt sich vor allem in dem Aufgeben der doppelchörigen Anlage, damit zusammenhängend in dem Westbau mit den Thürmen und der Vorhalle, durch die man öfters

[1] B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen etc. S. 164 ff.

in die Kirche einige Stufen abwärts steigt; den Zusammenhang beider Gruppen beweist ferner die klare Entwicklung des Ostchores und Querschiffes, auch findet sich in Durchführung und Technik das Herübernehmen mancher Anregung.

Besonders eng schliesst sich der Plan des Würzburger Domes an Hersfeld an, auch zwischen Limburg und Speyer besteht ein sehr deutlicher, direkter Zusammenhang.[1] Bezeichnend für die Individualität mittelalterlicher Baukunst aber ist, dass, abgesehen vom Dom zu Konstanz, der eine durch die besonders starken cluniacensischen Einflüsse auf diesen Bischofstuhl motivirte Ausnahme bildet, die Dome nirgends direkte Nachbildungen der Klosterkirchen sind. Die Bischofskirche baute man anders als die Klosterkirche, mannigfache Einflüsse bedingten, dass man hier, selbst wenn man Anregungen herübernahm, die Anlage freier umbildete, im Detail sich selbstständiger bewegte als bei Klosterkirchen; vor allem sind es die lokalen Traditionen, deren bedeutendste Hüter ja gerade die Dome sind, die zu einer freien und selbständigen Verarbeitung jener Einflüsse führen. So nimmt z. B. die den Benediktinern eigene Säule nur der Dom von Konstanz herüber, während Speyer, Würzburg und Merseburg den in Deutschland üblichen Pfeiler beibehalten, Goslar und Hildesheim dagegen sich des schon in St. Michael in Hildesheim angewendeten Stützenwechsels bedienen.

Am interessantesten zeigt sich, trotz des Herübergreifens mannigfaltiger Anregungen der Klosterschule, dieser Gegensatz zwischen Abteikirche und Dom im Unterschied von Limburg und Speyer. Die Einwirkung der cluniacensischen Bauschule, die ihr Programm in Limburg gerade am deutlichsten ausspricht, lässt sich bei dem hier in Betracht kommenden Bau des Domes von 1030—1060 vor allem in dem Streben erkennen, die kreuzförmige Basilika möglichst klar zu ent-

[1] Ueber den Zusammenhang zwischen Limburg und Speyer siehe: Franz Remling: Der Speyerer Dom. 1861. S. 132. Anm.; B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen. S. 209 f.; Fr. J. Schmitt: Repertorium für Kunst[illegible]ft XV. S. 540; Meyer-Schwartau: Der Dom zu Speyer. S. 37.

wickeln,[1]) jedoch zeigt sich ein wesentlicher Unterschied darin, dass Speyer die Längsrichtung viel schärfer betont, was wesentliche Aenderungen des Planes herbeiführt. Während der westliche Emporenbau in Speyer an Limburg und Hersfeld erinnert, deutet die Thurmanlage entschieden auf rheinische Anregungen. Die Technik des Speyerer Doms in dieser ersten Phase geht, selbst wenn die Seitenschiffe gewölbt waren, nicht über die Fähigkeit cluniacensischer Bauten der Zeit in Deutschland hinaus. Auch die Durchführung des Speyerer Domes, vor allem die Blendarkaden wie das Detail erinnern wiederholt stark an Limburg oder wie die Nischen der Hauptapsis in Speyer im allgemeinen an die cluniacensische Schule.[2]) Ein wesentlicher Unterschied beider Bauten aber ist, dass Limburg als Benediktinerkirche eine Säulenbasilika, Speyer dagegen als deutscher Dom eine Pfeilerbasilika ist, was für den künstlerischen Eindruck und die historische Bedeutung beider, die sehr verschieden sind, vor allem massgebend ist. Die Säulenbasilika in Limburg mit ihren weiträumigen Verhältnissen ist ein besonders schöner Ausdruck des Nachklanges der altchristlichen Kunst in der romanischen Periode des Mittelalters, der energisch aufsteigende Pfeilerbau in Speyer dagegen, dessen Stützensystem bei entsprechender Veränderung in der nächsten Periode vollständige Wölbung zuliess, weist auf die Zukunft, auf das nächste grosse Problem der Entwicklung der romanischen Baukunst Deutschlands, das den völligen Bruch mit der Säulenbasilika herbeiführen musste.

Der Aufschwung der deutschen Baukunst unter Konrad II. und Heinrich III. ist eine rasch durchschlagende Thatsache;

---

[1]) Ueber das Verhältniss von Limburg und Speyer siehe die Seite 338 Anm. 1 angezogene Litteratur. Meyer-Schwartau hat a. a. O. nachgewiesen, dass Apsis und Chor, wie sie heute stehen, erst dem 12. Jahrhundert angehören, dass aber die Anlage, worum es sich hier handelt, beim ersten Bau verwandter Art gewesen sein muss, wird auch durch seine Untersuchungen nur bestätigt.

[2]) Für diesen Gesichtspunkt ist auch der Vergleich von Speyer mit der Abteikirche von Laach interessant.

an manchen dieser Kirchen wird zwar noch tief bis in die 2. Hälfte des 11., ja noch in dem folgenden Jahrhundert fortgebaut, aber die neue Stufe der Entwicklung unserer Baukunst, die sie bezeichnen, wird bereits durch Limburg und Hersfeld und den Dom zu Speyer erreicht, in den vierziger Jahren fasst dann die Bewegung rasch weiter Fuss mit Merseburg, Goslar, Hildesheim, denen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Konstanz, St. Aurelius und St. Peter und Paul in Hirsau folgen, von denen die letztgenannten Kirchen dann eine neue Phase der cluniacensischen Reform in der deutschen Architekturgeschichte einleiten.

Wenige, aber geschichtlich wichtige Denkmale sind es, durch die der Aufschwung der deutschen Baukunst unter Konrad II. und Heinrich III. herbeigeführt wird. Der kaiserliche Hof giebt die Mittel und die cluniacensische Reform stellt die künstlerischen Kräfte, beide arbeiten so friedlich zusammen. Die Kunst hat dadurch entschieden höfischen Charakter, aber durch den Bau bedeutender Kirchen in Gegenden, die wie bei Limburg oder Hersfeld bisher doch wenig von Kunst sahen, wird dieselbe doch immer mehr im Lande verbreitet, ins Volk getragen. Dadurch aber weisen diese Abteikirchen, so aristokratisch ihr Charakter und ihre Entstehungsgeschichte ist, darauf hin, wie gerade das Kloster befähigt war, den ersten Schritt zu einer volksthümlichen Kunst zu machen.

Gegenüber der vorigen Periode mit ihren über ganz Deutschland ausgestreuten, grossartigen, jedoch vielfach noch sehr primitiven Bauten, vor allem den wichtigen Domen, die Italien selbständiger gegenüber stehen als die karolingische Kunst, zu dem sie aber gleichwohl noch mannigfache Beziehungen erkennen lassen, kommen jetzt die wesentlichsten Bewegungen vom Westen — von Cluny. Die Bewegung spielt sich daher auch zunächst vor allem im westlichen Deutschland in der Rheingegend und in Hessen ab, dann mit Goslar, Hildesheim, Merseburg in dem angrenzenden damals für die Architekturgeschichte sehr wichtigen Sachsen.

Der künstlerische Fortschritt gegen die vorausgehende

Periode lag in der organischen Ausbildung der romanischen Basilika, in der einheitlichen Durchbildung derselben im Inneren und dem Versuch einer solchen im Aeusseren mit zwar noch schlichtem, aber, wie gerade das Würfelkapitäl beweist, selbständigem Detail.

Die Wölbetechnik zeigt mit Kreuz- und Tonnengewölbe keine neue Stufe, sie hatte sogar vorher im Anschluss an die karolingische Kunst schon schwierigere Probleme gelöst, höchst wichtig aber war, dass sie in dieser für die weitere Entwicklung so massgebenden Schule, wie die Krypten und Vorhallen zeigen, doch viel geübt und geschickt gehandhabt wurde, ja durch die Wölbung der Seitenschiffe bereits zu dem bedeutendsten technischen Problem der nächsten Periode, nämlich zur gewölbten Basilika anregte.

IV.

Unter Heinrich III. erreichte das Zusammengehen der kaiserlichen Politik und der Reformpartei seinen Höhepunkt, besonders als diese durch ihn mit Leo IX. auf den päpstlichen Stuhl kam; als monumentaler Ausdruck dieses Verhältnisses erscheinen die mit Unterstützung des Kaisers erbauten Dome, die so deutlich cluniacensischen Einfluss zeigen.

Das durch Leo IX. zu neuer Macht erwachsene Papstthum gerieth dann aber mit der kaiserlichen Gewalt in Konflikt und bediente sich dabei namentlich seit Gregor VII. als einer Hauptstütze der Reformbewegung, die schon durch die direkte Abhängigkeit Clunys vom päpstlichen Stuhl hiezu einzig geeignet war und dies noch mehr seit dem Pontifikat Leo IX. wurde, der ihr auch einen selbständigen Mittelpunkt in Deutschland durch die Neugründung des Klosters Hirsau schuf.

Diese veränderte politische Stellung der Reform führte auch zu einer anderartigen Rolle derselben in der deutschen Baugeschichte.

Die aktuelle Bedeutung der deutschen Kaiser in der Architekturgeschichte, die den beiden ersten Saliern durch ihre Förderung der Cluniacenser zufiel, erlischt jetzt. Zwar fehlt es auch ferner keineswegs an Kaisern, die den Bau grossartiger Klöster und Dome durch reiche Spenden förderten, wie Heinrich IV. den Dom zu Speyer oder Barbarossa den Freisinger Dom und St. Zeno in Reichenhall, aber diese Thatsachen besitzen keine weitere Bedeutung für die Architekturgeschichte.

Die Grossartigkeit der Kirchen, die gerade für jene Periode charakteristisch war, wo die Reform durch die kaiserliche Macht beschützt wurde, ist jetzt, obgleich noch einzelne sehr stattliche Klosterkirchen wie vor allem St. Peter in Hirsau erbaut wurden, nicht mehr der in erster Linie charakteristische Zug der Schule, sondern statt dessen die ganz ausserordentlich grosse Zahl der namentlich im Schluss des 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts allenthalben in Deutschland emporwachsenden Kirchen. Man kann sich keinen deutlicheren künstlerischen Ausspruch der volksthümlichen Klosterreform, dieser wichtigen Stütze des Papstthums, denken, als dieses Netz von Klosterkirchen, das über ganz Deutschland gespannt war, von denen heute noch zahlreiche wohl erhalten sind, die zu unseren schönsten romanischen Kirchen gehören und erzählen von dem Kunstsinn dieser Bauschule, der grössten, die Deutschland im Mittelalter besass.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts schuf die Reformpartei nur wenige, aber so grossartige Abteikirchen, dass diese Leistungen ersten Ranges durch ihre technischen, noch mehr aber durch ihre künstlerischen Fortschritte massgebend auf die Umgestaltung der deutschen Baukunst wirkten.

Ganz anders die Bauten der Reform in der 2. Hälfte des 11. und im 12. Jahrhundert. Es sind stattliche Klosterkirchen, in der Regel aber nicht von aussergewöhnlichen Verhältnissen, die auf der Höhe der Kunst ihrer Zeit stehen, nicht aber wie jene ihr vorangehen, einen epochemachenden Fortschritt bezeichnen. Die Bautradition des Ordens, mit der sie in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts einsetzen, ist noch dieselbe,

aus der Limburg und Hersfeld hervorgingen, ja in einzelnen Zügen, wie namentlich in der Choranlage und der westlichen Vorhalle scheinen sie sich sogar enger als jene an die Säulenbasilika des hl. Majolus anzuschliessen und in der Hauptsache bleiben sie auf dieser Entwicklungsstufe auch im 12. Jahrhundert stehen. Sie folgen zwar, häufig jedoch ziemlich langsam, den Fortschritten der Zeit, indem mehr gewölbt, reicheres Detail angewendet wird, aber keineswegs stehen sie in der Entwicklung der gewölbten Basilika, der Hauptfrage dieser Zeit, an der Spitze und auch in dem reicheren Schmuck ihrer Bauten, verarbeiten sie mehr die Anregungen der lokalen Schulen, als dass sie den ersten Anstoss geben.

Die gleichwohl sehr erhebliche historische Bedeutung der Bauschule liegt vielmehr entsprechend den politischen Tendenzen des Ordens in ihrer volksthümlichen Richtung, sie macht einen der ersten, wichtigsten Schritte zur Kunst des deutschen Volkes.

Gerade hiefür aber war es äusserst wichtig, dass die Bewegung durch Hirsau einen selbständigen Mittel- und Ausgangspunkt in Deutschland erhielt, was ihr eine ganz andere Lebenskraft, andere Volksthümlichkeit verschaffte, als dies bei der Leitung von Cluny aus möglich war. Für den Historiker aber ist dies Verhältniss schon dadurch sehr interessant, weil wir hier an den Denkmalen und der Klostergeschichte auf Grundlage also ganz zuverlässigen Materials genau verfolgen können, wie sich solche Einflüsse auf weite Entfernungen fortpflanzen, wie den Bauten desselben Ordens vielfach massgebende Grundzüge gemein sind, wie sie andererseits aber auch, was sich gerade jetzt in der reicher entwickelten Kunst deutlich zeigt, individuell verschieden sind.

Die wesentlichen Fortschritte, die etwa ein bedeutender Bau in Cluny machte, gehen in Folge der Tradition der Bauschule nicht verloren, sondern können noch auf ein Kloster in Thüringen oder im bayerischen Wald wirken. Aber ganz falsch wäre es, aus einzelnen Uebereinstimmungen solcher Kirchen mit Cluny gleich auf einen direkten Zusammenhang

oder gar auf die Berufung von Architekten und Werkmeistern von dort zu schliessen. Direkte Beziehungen kommen nur ausnahmsweise unter ganz besonderen Verhältnissen vor. In der Regel dagegen nehmen die Hauptklöster, hier vor allem Hirsau, den cluniacensischen Einfluss auf, der jedoch auf deutschem Boden durch deutsche Meister, wie ja schon Limburg und Hersfeld zeigten, stets sehr frei verarbeitet wird und von diesen Hauptklöstern sich dann auf gar mannigfach verschlungenen Wegen in Deutschland ausbreitete.

Bei Kirchen der Hirsauer Reform, die in Sachsen, Thüringen oder Bayern gebaut wurden, zeigt der Architekt in Grundriss, Durchführung und Technik oft auch in einzelnen Details seine Zugehörigkeit zum Orden, indem er nach dessen Gewohnheiten und speziellen Bedürfnissen baut, letzteres gilt hier, wie dann auch bei den Cisterciensern, hauptsächlich von der Choranlage. Den Kirchen dieser Schule, die wir nach ihrem massgebenden Vorort doch am besten die Hirsauer Bauschule[1])

[1]) Der Stellung der Hirsauer Bauschule in der deutschen Architekturgeschichte nachzugehen, veranlassten mich zuerst die Säulen auf dem Petersberg bei Dachau, sowie der für Bayern abnorme Grundriss von Prüfening und Biburg. [Beilage der Allgemeinen Zeitung 1885, Nr. 209–212.] Bestimmter konnte ich mich über diese Schule schon aussprechen in dem Aufsatz: Bamberg als Hauptstadt der Baukunst in Bayern. [Beilage der Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 216, 217.] Diese Artikel wurden, wie S. 94 beweist, benützt von Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1887. Eingehend erörterte ich die grosse Rolle der Hirsauer Bauschule in den Landen des Königreiches Bayern in den Kunsthistorischen Wanderungen 1888. Wie wenig klar man in diesen Dingen vorher sah, mag die Stelle bei Dehio und v. Bezold, die diese Verhältnisse sonst sorgfältig beobachten, beweisen: „Die Hirsauer Schule ist das erste Beispiel umfassenderen Einflusses der französischen auf die deutsche Baukunst; zu bemerken ist, dass derselbe noch nicht artistischer Natur, sondern allein durch Momente des Gottesdienstes bedingt ist." S. 212. Gute Gesichtspunkte zu richtiger Würdigung der Schule: Cluny-Hirsau, brachte v. Bezold in dem mehrfach genannten Aufsatz im Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 29. Der wichtigen Untersuchung der schwäbischen Bauten trat dann Dr. Georg Hager näher, zunächst mit einer Dissertation, mit der er in München promovirte: Die romanische Kirchenbaukunst Schwabens. München 1887, dann mit Artikeln

nennen, ist daher in der Regel gemeinsam die kreuzförmige Basilika und zwar meist mit sehr klar entwickeltem Querschiff und Chor. Die Krypta, welche bei älteren cluniacensischen Bauten wie Limburg und Hersfeld noch eine so bedeutende Rolle spielte, fällt bei den Bauten Hirsaus und seiner Schule weg. Die Seitenschiffe werden jenseits des Querschiffes als Nebenchöre fortgesetzt und schliessen in der Frühzeit mehrmals gerade, später aber meist mit drei in einer Flucht liegenden Apsiden, wozu häufig noch zwei Apsiden an den Querarmen kommen.

In Bayern z. B. ist in dieser Zeit die Anlage des Querschiffes absolut ungebräuchlich, nur die Kirchen der Hirsauer Schule, wie Prüfening und Biburg, zeigen auch hier regelmässige Kreuzanlage und Nebenchöre.

Charakteristisch für die Schule ist die übrigens oft zerstörte Vorhalle, die wiederholt in zwei Theile zerfällt und öfters eine Empore besitzt, mit ihr sind meist die Westthürme verbunden, auch Ostthürme finden sich vielfach bei den Bauten der Schule manchmal auch ein Vierungsthurm.

Als Stütze bevorzugen die Hirsauer die Säule, daher treffen wir z. B. mit Heilsbronn oder Münch-Aurach in Franken oder mit Paulinzelle in Thüringen regelmässige kreuzförmige Basiliken mit Nebenchören, deren Stützen Säulen sind, die sonst in diesen Gegenden nicht gebräuchlich waren.

Da die Bauschule aber keineswegs durch ein festes Programm gebunden, sondern nur durch eine freie Tradition zusammengehalten war, so kann sie auch ebenso gut zum Pfeiler greifen, wie gleich in Prüfening und Biburg, wo die quadraten,

---

in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 293, 1891, Nr. 297. Vor allem waren hier dann aber die Aufnahmen der Kunstdenkmale Schwabens wichtig, deren Resultate sich finden bei: E. Paulus: Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg. — Eine Darstellung der Ausbreitung der Hirsauer Schule in Deutschland, ihres Charakters und ihrer historischen Stellung giebt C. H. Baer: Die Hirsauer Bauschule. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Universität München. Freiburg i. B. und Leipzig 1897.

schlanken Pfeiler übrigens sehr eigenartigen Charakter haben; ja sie nimmt auch den vorzüglich in Sachsen üblichen Stützenwechsel auf und verpflanzt ihn sogar durch ihre Verbindung mit Neustadt am Main und St. Burkhard in Würzburg oder mit Gengenbach in Baden ausnahmsweise nach Süddeutschland, wo er sonst in dieser Art ganz ungebräuchlich ist.

Auch im Detail der Säulen mit ihrer Entasis, der attischen Basis, dem schlichten Würfelkapitäl mit umrahmten Feldern, dem durchlaufenden Gesims und den rechteckig eingerahmten Arkadenbogen u. s. w. zeigen sich unverkennbar charakteristische Merkmale der einheitlichen Schule, das Wort selbstverständlich in einem sehr allgemeinen Sinne genommen.

Ebenso steht es mit der Technik. Es ist für die Schule, wie gesagt, bezeichnend und in ihrer Geschichte begründet, dass sie, was schon die Säule begünstigt, im allgemeinen an der flachgedeckten Basilika festhält. Gleichwohl sehen wir, dass sie wie die älteren Cluniacenserbauten auch in der Wölbung über gediegenes Können verfügt, zwischen Gurten gespanntes Kreuzgewölbe und Tonnengewölbe treffen wir häufig in den Vorhallen, ebenso werden die Nebenchöre gewölbt, in St. Aurelius in Hirsau auch schon die Seitenschiffe, ausnahmsweise kommen auch Wölbung des Chores und Querschiffes vor, freilich erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, als Deutschland schon mehrfach ganz gewölbte Kirchen besass.

Man sieht aus alledem, die Schule gab dem Architekten einen gewissen Halt, aber sie schränkte ihn nicht ein. Wurde ein Kloster gegründet oder reformirt, so wurden hiezu wenige Brüder und einige wohl baukundige Laien zur Organisation und zum Bau des Klosters abgeschickt. Gewisse Grundzüge des Planes, Uebereinstimmungen der Durchführung verrathen, in welcher Schule sich der Architekt gebildet, an welchen Bauten er gelernt hatte, an die seine Phantasie anknüpfte; auch wurden ihm sicher manchmal Anhaltspunkte für den Plan, wohl auch allgemeine Gesichtspunkte für die Ausführung, auch für schlichteren oder reicheren Charakter der Details von dem Organisator oder direkt vom Mutterkloster gegeben.

Die Schule trug dadurch nicht wenig zur reichen Gestalt der romanischen Baukunst Deutschlands bei, dass sie ihre Gedanken in Gegenden brachte, denen diese bis dahin völlig fremd waren, sich selbst aber bewahrte sie vor schematischem Erstarren, indem sie an den Charakter der Baukunst anknüpfte, wie er sich in den betreffenden Gegenden, besonders durch die Städte entwickelt hatte. So wird auch das Bild der Hirsauer Schule selbst ein künstlerisch sehr mannigfaltiges. Es bilden sich grössere Gruppen durch die Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse, aber auch innerhalb derselben finden wir, unzweifelhaft das Verdienst der Architekten, wieder das individuellste Leben. Keine Kirche gleicht ganz der anderen, jede zeigt selbständiges künstlerisches Schaffen und es ist ein sehr charakteristischer Zug mittelalterlicher Kunst, zugleich ein erhebliches Verdienst dieser Schule, dass, so nahe auch manchmal die Bauten mit einander verwandt sind, es doch nicht gerechtfertigt ist, eine Kirche als die Kopie einer anderen zu bezeichnen.

Der Anschluss an die lokale Kunst hat einen zweifachen Grund. Erstens konnte auf den Architekten, der aus der Fremde kam, die Kunst des Landes, in dem er baut, wie wir dies ja allenthalben beobachten, nicht ohne Einfluss bleiben, dann aber musste er sich zur Ausführung seines Baues ja auch einheimischer Kräfte, als Maurer, Steinmetzen u. s. w., bedienen. Das Mutterkloster entsendete ja nur einige Mönche und wenige Laienbrüder, diese konnten nun doch unmöglich die stattliche Kirche zusamt dem Kloster, noch dazu in meist kurzer Zeit, bauen, sondern sie mussten hierfür Arbeiter in der Nähe suchen, die dann besonders im Detail natürlich manchen lokalen Zug in das Hirsauer Programm mischten.

Während so die Hirsauer mannigfache Anregungen von den lokalen Schulen erhalten, geben sie ihnen andererseits auch vieles, sie bereichern sie, wie oben angedeutet, durch neue Gedanken, durch eine Technik, die jene der Umgegend oft erheblich übertrifft, vor allem aber schlägt durch sie die Kunst breitere Wurzel im Volke. In einsamen Gegenden, die bisher

wenig oder nichts von Kunst gesehen hatten, entstehen bedeutende Klöster, die auf die grösseren und kleineren Kirchen der Nachbarschaft wirkten, von denen sicher oft eine oder die andere durch die Bauleute des Klosters aufgeführt wurde.[1])

Der massgebende deutsche Vorort der ganzen Bewegung war Hirsau, auf dessen beide Kirchen St. Aurelius (1059—1071) und namentlich St. Peter (1082—1091) denn auch die oben geschilderten Eigenthümlichkeiten der Bauschule zurückweisen. Weiter gegriffen bildeten den Ausgangspunkt die Schwarzwaldklöster, vor allem das Bisthum, namentlich auch die Bischofstadt Konstanz, deren 1052 begonnener Dom[2]) der einzige Deutschlands ist, dessen Grundriss und Durchführung direkten Zusammenhang mit der Abteikirche von Cluny zeigt, deren Bischof Gebhard III. (1089—1110) in seinem Verhältniss zum Papste wie in seiner Gegnerschaft zu Heinrich IV. einer der charakteristischsten und für die Reform bedeutendsten Männer war. Der naturgemässe und für den geschichtlichen Gang sehr bezeichnende Ausgangspunkt dieser Bewegung von Südwesten und die Ausbreitung nach dem Osten und Norden in Deutschland, die übrigens, zumal in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ganz unglaublich rasche Fortschritte machte, lässt sich durch feste Thatsachen belegen, im Einzelnen sicher nachweisen.[3])

Schon die allgemeine Charakteristik der Hirsauer Bauschule zeigt deutlich, dass dieselbe keineswegs in Gegensatz zur cluniacensischen Reform tritt, wie wir sie unter Konrad II. und Heinrich III. beobachteten, sondern vielmehr einfach aus dieser herauswächst. Dies bestätigt auch der Vergleich der beiden Hirsauer Kirchen durch ihr Verhältniss zum Dom von Konstanz, wie zu Limburg an der Haardt und Hersfeld. Als St. Aurelius in Hirsau gebaut und St. Peter daselbst begonnen wurde, stand ja in Cluny auch noch die Basilika des hl. Majolus,

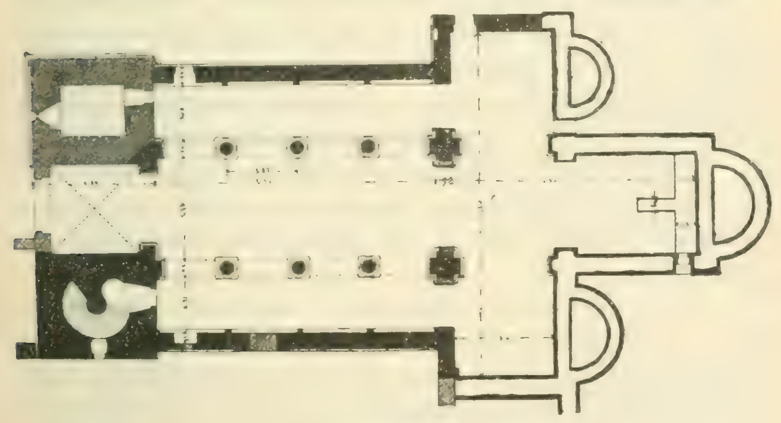
[1]) B. Riehl: Beiträge zur Geschichte der romanischen Baukunst im bayerischen Donauthal. Repertorium für Kunstwissenschaft. XIV. Band, 5. Heft.

[2]) Kraus: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. I. Band.

[3]) Siehe darüber C. H. Baer a. a. O.

die auf Hirsau namentlich auch in der Choranlage sogar noch direkter gewirkt zu haben scheint, als auf das künstlerisch bedeutendere und daher selbständigere Limburg.

Leo IX. will ja auch durchaus nicht in einen Gegensatz zur älteren Reform treten und die Schwarzwaldklöster schliessen sich auf das engste an Cluny an, sie suchen zunächst nur die Bewegung deutschen Verhältnissen anzupassen, was für ihre Ausbreitung in Deutschland äusserst günstig war. Als sich aber die politische Stellung der Hirsauer Reform in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts mit der gregorianischen Richtung so wesentlich änderte, vermochte das an ihrem längst gefesteten, im Ganzen ja sehr stabilen Bauprogramm nichts zu ändern, wohl aber war dies für die geschichtliche Stellung des Ordens und damit seiner Bauschule äusserst wichtig und bedingt deren kunstgeschichtlich bedeutendsten Zug ihre volksthümliche Richtung.



10. St. Aurelius in Hirsau.

Die nahe Verwandtschaft der beiden Kirchen Hirsaus mit denen der älteren cluniacensischen Reform springt sofort in die Augen. St. Aurelius, 1059–1071 erbaut,[1]) ist gleich Limburg

[1]) Ueber diese ursprüngliche, später durch die Nebenchöre veränderte Anlage von St. Aurelius siehe: C. H. Baer a. a. O. S. 30 ff. und die daselbst citirte Litteratur.

eine dreischiffige Säulenbasilika mit durch Schwibbogen betonter Vierung, regelmässigem östlichen Querschiff, westlicher Vorhalle mit Kreuzgewölben und Empore, die zwischen den Thürmen liegt. Wie in Hersfeld ist der Chor länger als die Vierung und besitzt eine Apsis, Apsiden befinden sich auch hier wie dort an der Ostseite der Querarme etwas aus der Flucht der Seitenschiffe gerückt. Die Krypta ist in St. Aurelius auf einem einfachen Gang unter dem Vorchor mit der Grabkammer des hl. Aurelius reduzirt.

Wir treffen also in St. Aurelius ganz die gleiche Anlage wie in jenen älteren Kirchen, nur in viel bescheideneren Verhältnissen und ebenso dieselbe Durchbildung, dieselben Details; dass diese nicht so fein wie in Limburg ausgeführt sind, ist bei dem bescheideneren Bau leicht erklärlich, ebenso dass sich zuweilen, wie etwa in den doppelt umrandeten Schilden der Würfelkapitäle, leise die fortgeschrittenere Zeit kundgiebt. Vorhalle und Seitenschiffe von St. Aurelius waren gewölbt, letztere durch gurtbogige Kreuzgewölbe, die an der Aussenwand auf Halbsäulen ruhen. Gewölbte Seitenschiffe, die in der Hirsauer Schule nur selten angewendet wurden, zeigte in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts Echternach, interessant für die Frage des Verhältnisses des Speyerer Domes zur cluniacensischen Schule sind in St. Aurelius die Halbsäulen der Seitenschiffe.

An Grossartigkeit der Anlage tritt mit jener ersten Generation cluniacensischer Kirchen Deutschlands St. Peter in die Schranken (1082—1091), das Hirsau in voller Blüthe zeigt. Auch bei dieser durch Gebhard III. von Konstanz als päpstlichem Legaten am 2. Mai 1091 geweihten Kirche fällt sofort die genaue Uebereinstimmung mit jener älteren Gruppe auf, andererseits aber zeigt sie auch einige Unterschiede, die um so wichtiger, als sie von dieser Kirche auf zahlreiche Tochterkirchen übergingen. Diese Aenderungen scheinen ihren Grund aber einfach in näherem Anschluss an die Mutterkirche in Cluny zu haben, man nahm vor allem deren speziellste Eigenthümlichkeit nämlich die Nebenchöre herüber, die man früher

als fremdartig bei Seite gelassen hatte. Ein besonders fester Zusammenhang zwischen Hirsau und Cluny kann nach der ganzen Geschichte der Reformpartei nicht überraschen, ist vielmehr bei den vielfachen direkten Beziehungen zwischen ihnen nur natürlich, zumal in einer Zeit, wo diese Schwarzwaldklöster sich die Ordensregeln in Cluny abschreiben liessen, um sie, nur ihren Verhältnissen angepasst, auch für sich als Richtschnur zu nehmen.

Gleich jenen älteren Reformkirchen ist St. Peter eine dreischiffige, flachgedeckte Säulenbasilika mit östlichem Querschiff, dessen Vierung durch Schwibbogen betont ist und mit einem, wie in Limburg, Echternach, Andlau und Konstanz, gerade schliessenden Chor. Die Seitenschiffe sind jenseits des Querschiffes als Nebenchöre fortgesetzt und schliessen gerade, nur wenig hinter der Flucht des Hauptchores. Die Krypta, die St. Aurelius so stiefmütterlich behandelte, fehlt hier ganz.

Die Nebenchöre, die sich nach dem Hauptchor durch zwei von einem schlanken Mittelpfeiler getragene Arkaden öffnen, bilden dann geradezu ein charakteristisches Merkmal der Hirsauer Schule. Woher sie kommen, kann nicht zweifelhaft sein, nachdem v. Bezold in dem für diese Untersuchungen sehr wichtigen Aufsatze nachwies,[1]) dass sie sich schon bei älteren französischen Cluniacenserkirchen finden, also ganz sicher dieser Schule, höchst wahrscheinlich schon der Mutterkirche in Cluny eigen waren.

Die Ostwände der Querschiffarme von St. Peter besitzen wie gewöhnlich Apsiden. Statt der letzten Säule vor der Vierung ist ein Pfeiler eingesetzt, der das Gesims durchbricht und einen zweiten Schwibbogen trägt. Das Gesims über der Arkade wird über jeder Stütze von einem Pilaster getragen, wodurch die von der Hirsauer Schule vielfach angewendete, rechteckige Umrahmung der Arkadenbögen gegeben ist. Der Chor wurde eine Arkade vor der Vierung vom Schiffe durch einen Lettner getrennt und besass in der Ostwand des Altarhauses drei hohe,

---

[1]) Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 29.

tiefe Nischen, die wieder auf burgundischen Einfluss deuten. Die Kirche hatte gleich Limburg, gleich auch der letzten Kirche in Cluny einen Vierungsthurm, wahrscheinlich zwei Thürme vor dem Querschiff über dem Ende der Seitenschiffe[1]) und zwei Westthürme. Die Westthürme waren durch eine dreibogige Thorhalle mit Obergeschoss verbunden, durch die man in den offenen Vorhof gelangt, den eine Säulen- oder Pfeilerhalle umgab und der im 12. Jahrhundert in eine geschlossene dreischiffige Vorhalle umgebaut wurde.

Schon der Umstand, dass die 1091 geweihte Peterskirche noch auf der Entwicklungsstufe der cluniacensischen Kirchen der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts steht, erklärt, dass die Hirsauer nicht zu jenen Schulen gehörten, die der Entwicklung des romanischen Stiles wesentliche Impulse gegeben haben. Gleichwohl finden sich als interessante Ausnahmen im Beginn des 12. Jahrhunderts Kirchen der cluniacensischen Reform, die für die Geschichte der gewölbten Basilika Deutschlands sehr wichtig sind. Charakteristischer Weise aber lassen sie gar keinen künstlerischen Zusammenhang mit Hirsau erkennen, sondern zeigen ausnahmsweise direkte Beziehungen zu Burgund, die bei den Ordensverhältnissen der Reformklöster ja leicht erklärlich sind.[2])

So lässt der Chor der Klosterkirche zu Kastel in der Oberpfalz, der 1103—1106 unter Abt Theodorich von Petershausen gebaut wurde, durch seine fünfschiffige Anlage, die Tonne des Mittelschiffes, die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe, seine Ostthürme und die dreischiffige, westliche Vorhalle mit Empore[3]) deutlich den Einfluss der 1089 begonnenen grossartigen Abtei-

---

[1]) C. H. Baer a. a. O. S. 32.

[2]) Dass die Stiftskirche von Ellwangen nicht, wie man nach der Monographie von F. S. Schwarz: St. Veit zu Ellwangen. Stuttgart 1882, vermuthen sollte, in diesen Zusammenhang gehört, haben schon Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 475 und Baer a. a. O. S. 50 begründet.

[3]) Diese wird nachgewiesen in einem Artikel der Beilage der Augsburger Postzeitung 1897, Nr. 10.

kirche von Cluny erkennen, mit der die Verbindung durch Gebhard III. von Konstanz hergestellt wurde.[1])

Etwa gleichzeitig (wahrscheinlich 1105—1110) wurde in Prül in der Nähe Regensburgs die damalige Benediktinerkirche gebaut, deren merkwürdiges Langhaus eine dreischiffige Hallenkirche mit zwischen Gurten gespannten Kreuzgewölben bildet, die am wahrscheinlichsten doch auch durch allerdings sehr selbstständig verwerthete burgundische Anregungen zu erklären ist.[2])

Eine aktuelle Bedeutung in der Geschichte der gewölbten Basilika in Deutschland lege ich diesen Bauten keineswegs bei, aber immerhin ist es wichtig, dass mit ihnen tüchtige, in Prül sogar ein kühner Wölbungsbau in einer Gegend auf dem Lande entstanden, die sich bisher, selbst in ihrem bedeutenden Centrum Regensburg, doch nur an sehr bescheidenen Wölbungen versucht hatte. Obwohl man sich hüten muss, sie zu überschätzen, ist jedenfalls die Thatsache wichtig, dass frühe Wölbungsbauten durch direkte, jedoch frei verarbeitete burgundische Einflüsse zu erklären sind, welche die von Cluny ausgehende Reformbestrebung vermittelt.

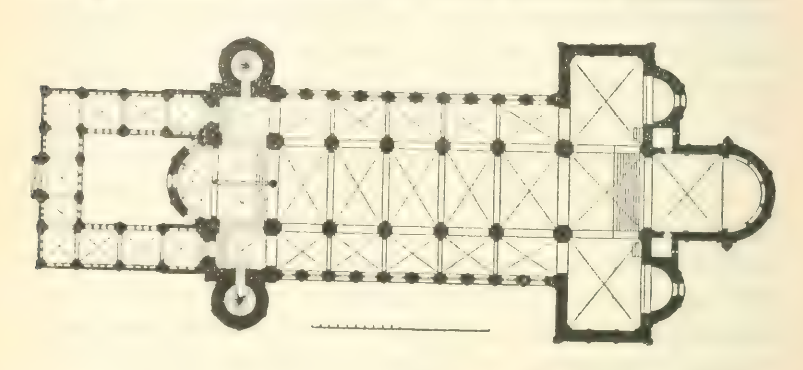
Weit wichtiger ist hierin aber noch die Abteikirche von Laach, einer der bedeutendsten Bauten der Reformbewegung, die mit an der Spitze der gewölbten Basiliken Deutschlands steht; sie wurde 1093 begonnen, dann erlitt der Bau aber bis 1112 eine Unterbrechung und wurde 1156 mit dem Westchor vollendet.

Es liegt nahe, die Wölbung in Laach dadurch zu erklären, dass sie in den rheinischen Gegenden überhaupt am frühesten Eingang fand, unterstützt durch äusserst günstiges Material so viel angewendet wurde und in den Domen zu Mainz und Speyer schon kurz vor Laach an grossartige Aufgaben herangetreten war. In der That haben diese Verhältnisse wohl

[1]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen S. 121 ff.

[2]) B. Riehl: Beiträge zur Geschichte der romanischen Baukunst. Repertorium XIV. Heft 5. Abbildungen bei Dehio und v. Bezold a. a. O. Tafel 169 und 185.

auch massgebend auf den Bau der Laacher Kirche gewirkt; daneben aber weist das System der Wölbung, das sich von dem gebundenen der rheinischen Dome erheblich unterscheidet,



11. Laach.

doch noch auf andere Einflüsse hin. Dehio und v. Bezold weisen auf die verwandte Wölbung in Vezelay,[1]) fügen aber bei, dass diese leichtlich jünger als Laach sein könnte; immerhin beweist diese Uebereinstimmung, dass diese Wölbungsart innerhalb dieser Schule wiederholt angewendet wurde.



12. Laach.

Der Zusammenhang Laachs mit den älteren deutschen Cluniacenserbauten, während es speziell mit Hirsau nichts zu thun hat, zeigt sich in dem ganzen Bau sehr deutlich. Er wird belegt durch die regelmässige Disposition der kreuzförmigen

[1]) a. a. O. S. 466 f.

Basilika, deren Querarme, wie häufig, etwas länger als die Vierung sind, ebenso durch den westlichen Querbau mit Empore und Treppenthürmen, der durch das Stiftergrab zum zweiten Chor ausgebildet wird, wozu entschieden die Vorbilder der älteren doppelchörigen Kirchen Deutschlands anregten. Auch die Ostthürme und der Vierungsthurm finden in cluniacensischen Gewohnheiten Erklärung, ebenso wie die Halle, die den offenen Vorhof umgiebt. Der cluniacensischen Uebung entsprechen ferner die Blendarkaden der Seitenschiffe und des Querschiffes, die ähnlich Limburg die Fenster umrahmen, auch die Blendnischen im Chor, wie die streng regelmässige Durchführung des ganzen Baues, der sonst allerdings den Charakter rheinischer Bauweise ebenso deutlich wie die individuelle Gestaltungskraft eines sehr tüchtigen Architekten erkennen lässt.

—

In den internationalen Verbindungen damit in dem Uebertragen der Fortschritte eines Landes in andere sahen wir den Schwerpunkt der kunsthistorischen Bedeutung der Orden. So knüpften die Cluniacenser seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts ein höchst wichtiges Band zwischen Frankreich und Deutschland. Im 12. Jahrhunderte aber lockerte sich dasselbe durch die Selbständigkeit des deutschen Vorortes Hirsau, die für die eigenartige Entwicklung der deutschen Kunst entschieden wichtig war; nur höchst selten — am wichtigsten bei Laach, am deutlichsten bei Kastel — stossen wir jetzt noch auf direkte Beziehungen zwischen deutschen und burgundischen Kirchen durch cluniacensische Vermittlung. Von neuem knüpfen dieses Band, das für das 12. und 13. Jahrhundert, wie schon die ganze Kulturgeschichte nahe legt, eine hervorragende Bedeutung besass, die Orden der Cistercienser (gegründet 1098) und der Prämonstratenser, die gegenüber der auf Burgund zurückgehenden cluniacensischen Bewegung in erster Linie vom nördlichen Frankreich ausgehen.

Eine spezielle Bauschule der Prämonstratenser lässt sich nicht nachweisen, ihre Bedeutung scheint daher lediglich

allgemein in einer neuen Verbindung mit dem nördlichen Frankreich zu liegen. Anders die Cistercienser. Die Eigenart ihrer Bauschule ist besonders durch die Choranlage so auffallend, dass man bei ihr zuerst auf den Zusammenhang solcher Ordensbauschulen aufmerksam wurde und sie seitdem wiederholt historisch würdigte.[1]) Wir können uns daher hier knapp fassen, um so mehr als der Schwerpunkt ihrer historischen Bedeutung vorzüglich in ihrer Stellung beim Eindringen des gothischen Stiles in Deutschland in der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert liegt, was nicht mehr in die Grenzen dieser Arbeit gehört.

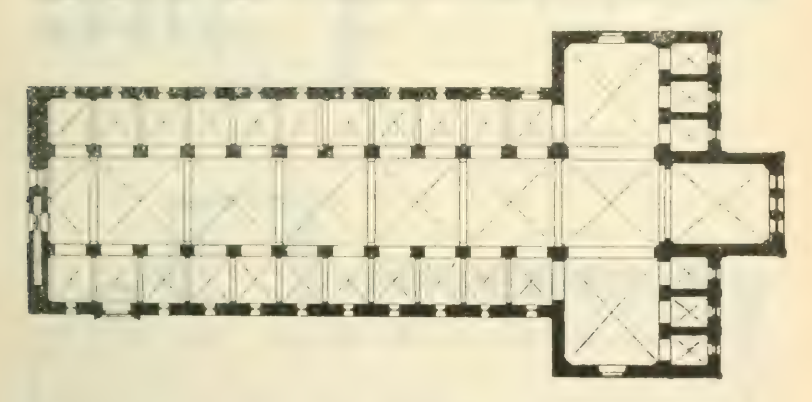
Die Cistercienser gingen aus den Cluniacensern hervor, wie diese aus den Benediktinern. Dies war sowohl für ihre Kirchenanlage, besonders für deren eigenthümlichsten Zug die Chorbildung massgebend, als auch für das Leben ihrer Bauschule. Gleichwohl unterscheidet sich die künstlerische Eigenart und historische Bedeutung beider wesentlich, vor allem wegen der verschiedenen Zeit ihres Auftretens, dann auch in Folge des Umstandes, dass die Cistercienser von Nordfrankreich, die Cluniacenser von Burgund ausgingen, welch letzteres sowohl für ihre Geschmacksrichtung als namentlich auch für ihre Stellung in der Geschichte der Wölbung wichtig war.

Ein Hauptunterschied ist, dass die Cistercienser bestimmte Bauvorschriften geben, die Cluniacenser dagegen nur allgemeine Anhaltspunkte und Anregungen. Damit hemmten die Cistercienser das freie künstlerische Leben, aber es war dies entschieden vortheilhaft für die einheitliche Ausbildung der Schule besonders auch in technischen Fragen, vor allem in der Wölbung. An individueller Gestaltung an breiter Wirkung in das Volk sind daher die Cluniacenser, in praktischer Anlage, technischer Ausbildung dagegen die Cistercienser überlegen.

Das fester formulirte Bauprogramm der Cistercienser erklärt sich daraus, dass diese Reform auch im Kirchenbau in bewusstem Gegensatz zu den vorhandenen Schulen und zwar,

[1]) Diese Litteratur bei Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 517.

was historisch sehr wichtig, ausgesprochener Massen ganz besonders zu den bischöflichen tritt.[1]) Wenn die frühen Cluniacenserbauten Deutschlands gleichfalls sehr schlicht sind, so gründet das in der Entwicklung der Baukunst jener Zeit und ist daher der ganzen Periode eigen, dem reichen Detail des 12. Jahrhunderts verschliessen sie sich später durchaus nicht. Beispielsweise belegen dies recht charakteristisch das Ornament der im 12. Jahrhundert an den nördlichen Querarm der Hersfelder Abteikirche angebauten Kapelle oder die schönen und mannigfaltigen Details in Laach, vor allem aber die reiche Dekoration besonders der Portale vieler Hirsauer Kirchen des 12. Jahrhunderts. Die Cistercienser dagegen gerade durch das reiche Ornament des 12. Jahrhunderts zum Widerspruch gereizt, fordern durch Vorschriften edle Einfachheit als charakteristisches Merkmal ihrer Kirchen.



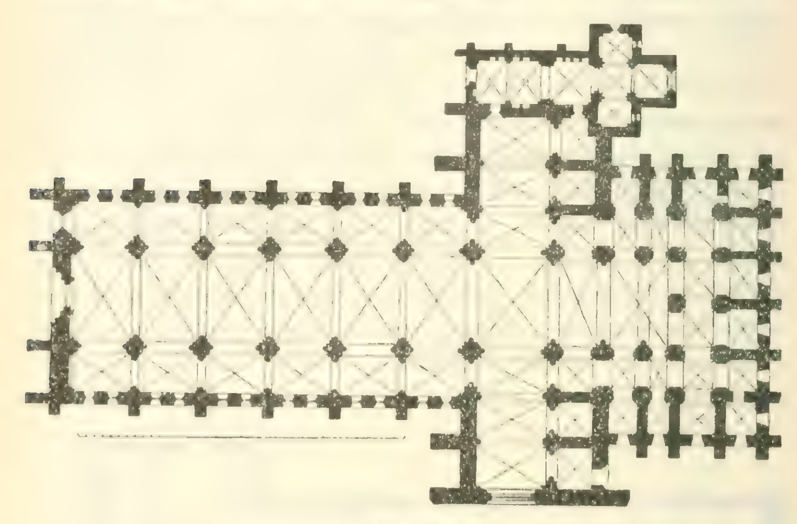
13. Eberbach.

Das Eigenartigste der Cistercienser, ihr vielbesprochener Chor, geht auf Cluny zurück[2]) und zwar im geraden Schluss

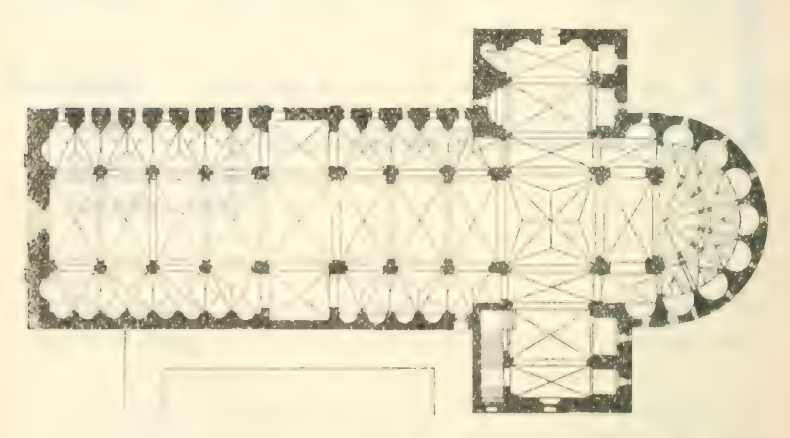
[1]) Divi Bernardi opera. Venetiis 1616. II. S. 185: „Et quidem alia causa est episcoporum, alia monachorum. Scimus namque quod illi sapientibus et insipientibus debitores cum sint, carnalis populi devotionem, quia spiritualibus non possint, corporalibus excitant ornamentis.“ Siehe auch Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 521 f.

[2]) Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 527.

des Hauptchores, wie in den Nebenchören, welche die Cistercienser gleichfalls gerade schliessen und vermehren, bis sie dieselben in reichster Ausbildung des Systems, angeregt durch



14. Ebrach.



15. Heisterbach.

die südfranzösischen Chöre, sogar um den Chor führen. So schlicht diese Anlage, an der man jede Cistercienserkirche ja

sofort erkennt, so lässt sie doch sehr mannigfaltige Kombinationen zu von dem einfachsten System mit zwei Nebenchören am Querschiff, die in ältester Fassung noch deutlich den Zusammenhang mit Cluny zeigen,[1]) bis zu dem ganz durchgeführten Umgangsystem. Dieser Umgang kann sich dann aber wieder um einen halbrunden oder polygonen Chor ziehen, und in letzterem Falle einen polygonen Kapellenkranz bilden oder aus dem Polygon durch die Kapellen ins Rechteck überleiten. Trotz der bindenden Vorschriften sehen wir also doch auch hier wieder die genügende Freiheit zu individuellem Schaffen, um so mehr als der Stammbaum des Klosters, wie schon Dohme nachwies,[2]) nicht die Wahl des Systems bestimmte, sondern es freistand, eine der verschiedenen in Frankreich ausgebildeten Anlagen aufzugreifen und schliesslich ja auch der im Prinzip gleiche Grundplan des Chores noch eine sehr wesentlich verschiedene künstlerische Durchführung zuliess.

Durch ihre Bauvorschriften besitzen die Cistercienserkirchen allerdings einen geschlosseneren Charakter als die anderen Orden im Mittelalter und der Zusammenhang mit den Mutterklöstern in Frankreich tritt dadurch besonders deutlich hervor. Aber doch wäre es auch hier ganz falsch, die deutschen Kirchen als Ableger der französischen zu betrachten. Vielmehr zeigen sie viel selbständiges, oft weil die Kunst des Landes, in dem man baute, nicht ohne Wirkung selbst auf die in stiller Einsamkeit erbauten Cistercienserkirchen war, häufig auch, was damit oft innig zusammenhängt, bedingt durch die persönlichen Ideen des Baumeisters, die auch hier weit bedeutender mitsprechen, als man gewöhnlich glaubt.

So knüpfen beispielsweise Eberbach und von dort aus Arnsberg, Otterberg und Eusserstbal durch das gebundene Wölbungssystem an die Gewohnheiten der Rheinlande an, ebenso zeigt sich hier im Detail sehr deutlich der Charakter rheinischer

[1]) Dehio und v. Bezold a. a. O. Tafel 191.

[2]) Dohme: Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittealters. Leipzig 1869.

Bauweise, ja bei Otterberg sogar ganz bestimmt der Einfluss der bedeutenden Nachbarschule von Worms.[1])

Wie es die weitgehenden Verbindungen der Bauschule ermöglichten, einen bedeutenden, sehr eigenartigen Wölbungsbau auszuführen, der sonst in der betreffenden Gegend ganz undenkbar wäre, zeigt die für die Cistercienser sehr bezeichnende Kirche von Walderbach in der Oberpfalz,[2]) aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Durch das Fremdartige ihrer Erscheinung in dieser Gegend sieht jeder sofort, dass diese Kirche nicht durch die lokale Bauschule erklärt wird, sondern nur durch die Ordensbeziehungen zu Frankreich. Dadurch ist sie ein besonders sprechender Beweis für den festen Zusammenschluss der Schule, für ihren internationalen Charakter und ihr Verdienst eine brillante Technik in Gegenden auszuüben, denen damit vollkommen Neues geboten wurde. In ihrer Eigenart als Hallenkirche dagegen, auch in der Durchführung unterscheidet sie sich sehr wesentlich von allen anderen deutschen und wohl auch französischen Kirchen des Ordens und ist dadurch ein deutlicher Beweis für das Recht der Individualität auch innerhalb dieser Schule. Dass sich aber in Walderbach, wenn auch nur vereinzelt, Kapitäle mit phantastischem Ornament finden, das die Cistercienser sonst so ausdrücklich verpönten, das deutet schliesslich wieder an, dass sie sich der künstlerischen Eigenart des Landes, in dem sie hier bauten, doch nicht ganz entziehen konnten.

Man sollte erwarten, dass die meist sehr stattlichen und künstlerisch bedeutenden Cistercienserkirchen gleich denen der Hirsauer einen namhaften Einfluss auf die Umgegend übten, dass die Kirchen der Nachbarschaft wie bei jenen Einzelnes herübernahmen, sei es in der Anlage des Chores, im Detail oder vor allem in der so überraschend vorgeschrittenen Technik, besonders der Wölbung. Das ist nun aber nicht, oder doch nur ganz ausnahmsweise der Fall. Vor allem fehlt zu selbst-

[1]) B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen S. 243 f.

[2]) B. Riehl: Beiträge. Repertorium XIV. 5. Heft.

ständiger Entwicklung des Ordens in Deutschland der deutsche Vorort, der den Hirsauern so grosse Dienste leistete. In ihrer direkten Beziehung zu Frankreich liegt ein wesentlicher Grund der speziellen historischen Bedeutung der Cistercienser, andererseits aber beschränkt sie diese auch. Etwas Fremdartiges und schon dadurch eine geringere Wirkung auf breitere Schichten haftet den Cisterciensern stets an, trotz jener eben gestreiften leisen Fühlung mit den Lokalschulen, die zwar zur künstlerischen Mannigfaltigkeit der Cistercienserkirchen beiträgt, aber doch nicht weit genug geht, um diese Kunst wirklich volksthümlich zu machen, wie das die der Hirsauer war.

Die Cistercienserkirchen befinden sich in der Regel in stillen, abgelegenen Thälern, sie ziehen sich absichtlich zurück, was bei den Hirsauern keineswegs in dem Mass der Fall war. Sie schaffen in dieser Einsamkeit Kunstwerke, die nicht selten auf viel höherer Stufe stehen als die Kirchen der benachbarten Städte, die aber dadurch auch so hohe Ansprüche stellen, dass ihr Einfluss von vorneherein nur bei Kirchen wahrscheinlich ist, die mit hervorragenden Mitteln arbeiten, wie dies beispielsweise in dem Verhältniss der Ebracher Abteikirche zu dem Wölbungsbau des Bamberger Domes der Fall wäre, sofern sich der hier vermuthete Zusammenhang bestätigen sollte.

Durch ihre grossen Prachtbauten haben die Cistercienser etwas Verwandtes mit den Cluniacensern der Zeit Konrad II. und Heinrich III., nur griffen diese viel entscheidender in den Gang der deutschen Baukunst ein. Dies gründet darin, dass die Cluniacenser so nachdrücklich durch den kaiserlichen Hof unterstützt, vielfach auf Bauten ersten Ranges besonders auf jene Reihe von Domen wirken konnten und zwar um so leichter, als grössere deutsche Bauschulen mit selbständigem Charakter in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts nur ganz ausnahmsweise bestanden. In der zweiten Hälfte des 12., dagegen noch mehr im 13. Jahrhundert, als die Cistercienser auftreten, bestanden in zahlreichen deutschen Städten tüchtige Bauschulen in erster Linie an den Bischofsitzen, die sich gerade jetzt so recht zum künstlerischen Mittelpunkt des Sprengels ausbilden.

Diese städtischen Bauschulen entwickeln sich nun aber im Gegensatz zur internationalen Strömung der Orden in erster Linie lokal, es sprechen sich daher vor allem in ihnen die Individualitäten der einzelnen Stämme aus und dadurch werden sie die wichtigsten Hüter des nationalen Charakters der deutschen Kunst.

Die Thätigkeit der deutschen Städte im Einzelnen zu betrachten, kann hier nicht unsere Absicht sein, wo es sich darum handelt, den geschichtlichen Gang im Ganzen zu verfolgen; nur einige Züge zur Charakteristik der in ihrer Bedeutung oft unterschätzten und doch so hochwichtigen städtischen Bauschulen dieser Periode möchte ich skizziren.

Wie wir sahen, bilden sich schon in der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert die ersten Mittelpunkte selbständigen künstlerischen Lebens in den Bischofstädten. Die Bedeutung dieser städtischen Bauschulen nimmt dann während der romanischen Periode stetig zu, während jene der Ordensschulen abnimmt, mit dem Spätromanismus und dem Uebergang zur Gothik, vollends aber in letzterer gewinnen dann die städtischen Bauschulen unbedingt die Herrschaft. Die Ordensschulen bleiben ja besonders durch ihre weitgreifenden Verbindungen auch weiterhin wichtig für die Baukunst des Mittelalters, ja auch noch in der Renaissance und bis zum Ausgang des Rokoko sind sie von erheblichem Interesse für die Kunstgeschichte, aber der eigentlich massgebende Faktor für die Geschichte der Baukunst, wie die Cluniacenser in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts, ein so wichtiger wie die Hirsauer Schule in der 2. Hälfte des 11. und im 12. Jahrhundert sind sie nicht mehr.

Die Bischofstädte, die ja schon bei dem Beginn der monumentalen Baukunst Deutschlands an der Spitze standen, behalten auch jetzt, schon weil die Kunst der ganzen romanischen Periode eine kirchliche ist, die Führung. Am Anfang der Periode lag ihre Bedeutung darin, dass sie als die ersten namentlich in den Domen grosse Kirchen bauten, zu Ende derselben darin, dass sie dieselben als grosse Kunstwerke gestalteten. Die bedeutendsten dieser Dome bezeichnen den

Höhepunkt architektonischer Technik, die durch die Wölbung der Dome zu Mainz, Speyer und Worms epochemachende Fortschritte erreicht, und die Dome erfreuen sich des reichsten künstlerischen Schmuckes. Die Bauten der Diöcesanhauptstadt aber wirken anregend auf die Kirchen des ganzen Sprengels, unter denen jetzt charakteristischer Weise die Bedeutung der Pfarrkirchen stetig wächst, bis sie in der Gothik nicht nur mit den Klosterkirchen sondern selbst mit grossartigen Domen wetteifern.

In Städten mit grosser Bauthätigkeit mussten selbstverständlich die Laien sich rasch an der Kunst betheiligen, zunächst wohl noch unter geistlicher Leitung, indem sie mehr als Handwerker nämlich als Zimmerleute, Maurer und Steinmetzen arbeiteten, bald aber doch auch, indem sie zur Bauleitung und künstlerischen Arbeit fortschritten. In der zweiten Hälfte des Mittelalters wurde die Architektur, obgleich ja immer noch vor allem im Dienste der Kirche thätig, in erster Linie und am bedeutendsten durch einen fest zusammengeschlossenen Laienstand geübt, der in den Bauhütten gipfelte; das bildet einen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und zweiten Hälfte des Mittelalters, der aber keineswegs mit einem schroffen Bruch der Verhältnisse einsetzte, sondern sich allmählich herausbildete. Die Laienbrüder der Cluniacenser und Cistercienser sind höchst charakteristisch für diese Bewegung, deren massgebender Verlauf sich aber doch vor allem in den Städten, zumal in den architektonisch besonders thätigen Bischofstädten abspielte.

Die verschiedenen Lebensverhältnisse der Ordensbauschulen auf der einen, der städtischen auf der anderen Seite, bedingen in der historischen Stellung beider erhebliche Unterschiede und tragen viel zur Mannigfaltigkeit der mittelalterlichen Baukunst bei. Keineswegs gehen übrigens beide ohne Berührung neben einander, sondern es bestehen zwischen ihnen mannigfache Wechselbeziehungen.

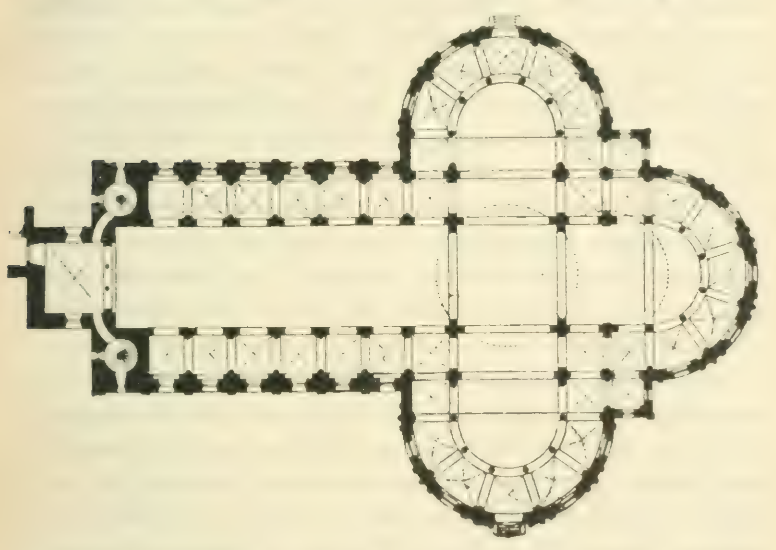
Den stärksten Einfluss der Orden auf die städtische Baukunst Deutschlands beobachteten wir in dem Aufschwung der

deutschen Baukunst mit der Blüthe des deutschen Reiches unter Konrad II. und Heinrich III. Er äusserte sich namentlich in dem Grundriss einer Reihe deutscher Dome, daneben mehrfach auch in der Durchführung, jedoch wahrten, abgesehen von Konstanz, diese Dome stets ihre Selbständigkeit. Begründet wird dieser Einfluss durch den ausserordentlichen Fortschritt jener bedeutenden Bauten cluniacensischer Reform, durch die Beziehungen des Ordens zum kaiserlichen Hofe und zu vielen Bischöfen, vor allem aber auch dadurch, dass an dem Orte, wo der neue Dom gebaut wurde, eine grosse selbständige Schule noch nicht vorhanden war, was wir z. B. doch wohl in Speyer annehmen müssen.

Ganz anders gestalteten sich dagegen diese Verhältnisse schon damals in jenen Städten, die bereits auf eine bedeutende Bauthätigkeit zurücksahen, die durch ältere Kunstwerke Anregungen und durch das selbständige Verarbeiten solcher eigenartige Züge, ja zuweilen schon einen bestimmten Charakter ihrer Schule auszubilden begannen. Dafür ist vor allem Köln interessant, das ja ein so einziges Bild einer grossen deutschen Bauschule im früheren Mittelalter gewährt. Köln war einer der wichtigsten Stützpunkte der Reformbewegung in Deutschland und stand durch mehr als fünfzig Jahre durch die drei bedeutenden Erzbischöfe Piligrim (1021—1036), Hermann (1036 bis 1056) und besonders Anno (1056—1075) an der Spitze derselben, was durch seine Beziehungen zu Rom, die in dem Erzkanzleramt des apostolischen Stuhles einen so charakteristischen Ausdruck fanden, nur gefördert werden konnte, und 1049 weihte Leo IX. die kunsthistorisch bedeutendste der zahlreichen romanischen Kirchen der Stadt: St. Maria im Kapitol.

Gleichwohl finden wir in Köln, obgleich man ihn nach alledem so bestimmt erwarten sollte, keinen wesentlichen Einfluss cluniacensischer Baukunst. Von den Kirchen jener Zeit hat sich zwar in Folge späterer Umbauten nicht allzuviel erhalten, aber doch immerhin genug, um sicher sagen zu können, dass eine epochemachende Wendung der kölnischen Baukunst durch die

Cluniacenser nicht eintritt. Denn ihr Einfluss bei Annos Bauten in Siegburg und Oberpleis um 1066,[1]) ebenso die Thatsache, dass diesem die Wahl der Säulenbasilika in St. Georg in Köln



16. St. Marien im Kapitol. Köln.

zuzuschreiben ist, ja auch der wahrscheinliche Einfluss der Cluniacenser auf die Wölbung der Seitenschiffe von St. Maria im Kapitol erscheinen nur nebensächlich. Massgebend bestimmte dagegen St. Maria im Kapitol der Anschluss an ältere Baukunst, der auch in erster Linie für St. Georg wichtig ist und bei St. Maria ad gradus hielt man noch 1059 an der doppelchörigen Anlage fest.[2])

Köln besass eben anknüpfend an römische Reste und Ueberlieferungen, wofür bekanntlich St. Gereon und Maria im Kapitol vor allem charakteristisch sind, eine grosse und zwar wohl die bedeutendste deutsche Bauschule, die schon im 10. Jahrhundert sehr thätig war, so dass sie im 11. Jahrhun-

[1]) C. H. Baer a. a. O. S. 16 f.

[2]) Otte a. a. O. S. 209.

dert, als die Cluniacenser kamen, bereits einen selbständigen Charakter besass, mit eigenen Kompositionsgedanken zumal in der Verbindung von Basilika und Centralbau; sofern sie daher überhaupt bauliche Anregungen von den Cluniacensern empfing, verarbeitete sie diese selbständig. Dazu kam noch, dass die Kirchen des 11. Jahrhunderts hier meist Umbauten älterer waren, was ja auch in Kölns Bauperiode nach dem Brande von 1149 und im 13. Jahrhundert wichtig ist. Was aber von Köln gilt, gilt im Grossen und Ganzen auch von der von ihm beherrschten Architekturzone mit ihren zahlreichen bedeutenden Denkmalen romanischen Stiles, die ein ganz besonders interessantes Beispiel für die Herrschaft der Metropole in der Baukunst des Sprengels, zuweilen auch noch über diesen hinaus, bieten.

Die grossen deutschen Bauschulen entwickeln sich sehr selbständig, so vor allem jene am Rhein, wo durch die Bischofsstädte eine Reihe hervorragender, sich gegenseitig fördernder Mittelpunkte gegeben waren, wo das schöne Material, das rege Leben an dem verkehrreichen Strom besonders günstige Verhältnisse boten. Aber auch in Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern und bei den anderen Stämmen beobachten wir das Ausbilden selbständiger Charaktere, wesshalb seit Schnaases[1]) und Kuglers[2]) epochemachenden Werken die romanische Baukunst Deutschlands gewöhnlich in lokaler Gruppirung dargestellt wird. Es ist dies auch um so mehr berechtigt, als man von lokalen Studien ausgehen muss, um Einblick in die Lebensverhältnisse und Charaktere der einzelnen Gruppen und damit in das künstlerische Verständniss derselben zu gewinnen.

Diese Betrachtungsweise birgt andererseits aber die Gefahr, der wir leider keineswegs entgangen sind, die einheitliche Entwicklung der deutschen Architektur zu übersehen und die Thatsache, dass sich die Charaktere der einzelnen Gruppen erst in der entwickelten, reichen und volksthümlichen Kunst

[1]) Geschichte der bildenden Künste. Band IV. 1. Auflage. 1850.

[2]) Geschichte der Architektur. II. 1858.

des 12. Jahrhunderts klar gegen einander absetzen. Die Gründe freilich zur Verschiedenartigkeit dieser Charaktere, warum sich der romanische Stil am Niederrhein anders als am Mittel- oder Oberrhein entwickelte, gehen manchmal, wie ja gerade Köln lehrt, schon in die frühesten Anfänge der deutschen Baukunst zurück. Diese Gründe sind sehr mannigfaltige, neben dem Anschluss an alte Bauten wie in Köln, liegen sie in den Bodenverhältnissen und dem Material, in der politischen wie in der Kulturgeschichte auch in der Eigenart der Stämme. Auf diese Charaktere im Einzelnen einzugehen, würde hier zuweit führen, es kann dies auch um so eher unterbleiben als hierüber seit Schnaase mehrfach Treffliches geschrieben wurde, wenngleich mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang der romanischen Baukunst die Forderung gestellt werden muss, hier manches anders zu begründen. Nur auf den Zusammenhang dieser Gruppen mit der Kunst der Nachbarstaaten Deutschlands möchte ich noch mit einigen Worten eingehen.

Wir sahen, dass die wichtigen, grossen internationalen Verbindungen für die Baukunst vor allem die geistlichen Orden (im frühen Mittelalter) herstellten, dass dagegen den Stammesschulen mit den Bischofstädten an der Spitze, eine lokale, mehr für sich abgeschlossene Entwicklung eigen ist. Aber auch sie sperren sich keineswegs gegen die fremde Kunst ab, sondern zeigen häufig Fühlung mit dieser. Das bewies schon die Wirkung der alten Petersbasilika auf mehrere der deutschen Dome, das belegen ferner die französichen Einflüsse auf die rheinische und die oberitalienischen auf die süddeutsche Baukunst am Fusse der Alpen. Im Gegensatz jedoch zu den Orden, die ein sporadisches Vordringen an den oft weit entfernten Platz der neuen Klostergründung erkennen lassen, ist es hier die Kunst des Nachbarlandes, mit dem man die mannigfaltigsten Verbindungen besass, von dem man naturgemäss auch künstlerische Anregungen herübernahm. Diese werden stets, mögen sie sich auf Grundriss und Anlage, Technik oder Details erstrecken, durchweg selbständig verarbeitet, dem lokalen Charakter untergeordnet. Ein Anknüpfen an bestimmte

Bauten lässt sich hier daher nur selten nachweisen oder vermuthen, es ist die Baukunst des Nachbarlandes im Ganzen, die ihre Anregung spendet.

Ich möchte dies durch die französischen Beziehungen zu den rheinischen Bauschulen und die der oberitalienischen auf die süddeutschen noch etwas näher andeuten. Das angrenzende Frankreich förderte sicher bedeutend die Wölbung der rheinischen Schulen, die jener des übrigen Deutschlands entschieden überlegen ist. Auf den Einfluss einzelner Ordenskirchen wie Laach oder die Cistercienserbauten, darf hier, wenn sie auch nicht unwichtig sind, nicht zu viel Gewicht gelegt werden. Solche Klosterkirchen finden sich auch in anderen Gegenden Deutschlands, wo die gewölbte Basilika nicht oder nur ausnahmsweise angewendet wurde, sie nehmen, wenn ihre Anregung auch nicht unterschätzt werden soll, doch meist eine mehr isolirte Stellung ein und, wie schon angedeutet, dürfte z. B. bei Eberbach (1156—1186) sogar umgekehrt die rheinische Wölbetechnik vorbildlich auf die Cistercienser gewirkt haben.

Dagegen ist ausserordentlich wichtig, was sich auch durch einzelne Züge besonders im Spätromanismus und in der Frühgothik thatsächlich belegen lässt, dass man hier nähere Fühlung mit Frankreich hatte. In der Geschichte der gewölbten Basilika des Mittelalters gebührt Frankreich die erste Stelle, denn hier war die Wölbung verbreiteter als in Deutschland oder gar in Italien, es zeigt in ihr grosse Mannigfaltigkeit der Technik, ein sehr frühes Auftreten der Wölbung und eine sehr stetige Entwicklung derselben, letzteres namentlich in der Normandie, auch lassen sich auf diesem Gebiet ja mehrfach die Anregungen französischer Kunst im Auslande nachweisen.

Trotz alledem aber ist es doch durchaus nicht gerechtfertigt sich die Wölbung der rheinischen Kirchen als direkt von Frankreich abhängig zu denken. Die rheinischen Bischofstädte vor allem Mainz und Speyer mit ihren für die Wölbung epochemachenden Domen lösen das Problem entschieden selbstständig.

Die Wölbungen von Mainz (1081—1137) und der hier massgebende Umbau des Speyerer Domes[1]) aus der Zeit Heinrich IV. sind im System sicher nicht abhängig von den Wölbungsbauten Burgunds, ebenso wenig übrigens von jenen der Lombardei, deren geschichtliche Bedeutung wohl überhaupt erheblich überschätzt wurde[2]) und sie sind älter als die ganz gewölbten Basiliken der Normandie,[3]) obgleich diese von Anfang an zielbewusst die Ueberwölbung mit gebundenem System anstreben. Dass die vollständige Wölbung der Basilika bei so grossen Bauten, wo die Aufgabe doch eine ganz besonders schwierige war, zuerst versucht wird, erscheint dadurch erklärlich, dass man gerade bei solchen Bauten ersten Ranges nach jeder Seite hin über ausnehmende Mittel verfügte, hier daher auch am ersten zu neuen Problemen griff und die Mittel fand sie zu lösen. Bei den grösseren Verhältnissen, die hier obwalteten, konnten durch die weiteren Beziehungen fremde Anregungen eher einwirken, die hier doch wohl sicher anzunehmen sind, da trotz mannigfacher, wichtiger Vorarbeiten, deren Resultate man hier ja auch nützen konnte, in Deutschland keine Bauten vorhanden waren, an die man gerade in der Hauptsache direkt anknüpfen konnte.

Die Anregung den ganzen Bau zu wölben kam für diese Dome doch wohl aus Frankreich, andererseits aber nützte man auch die vorausgehenden Versuche und Vorstufen in Deutschland und gelangte, indem man all diese Fäden zusammenzog mit der Wölbung der Dome von Mainz und Speyer, denen sich dann zunächst Worms anschliesst zur selbständigen, epochemachenden That.

Jene Vorarbeiten auf deutschem Boden sind übrigens keineswegs unbedeutend und sind recht mannigfaltig. Es ist hier

---

[1]) Siehe hierüber die epochemachende Arbeit: Fdr. Schneider: Der Dom zu Mainz. Berlin 1886. Meyer-Schwartau: Der Dom zu Speyer und verwandte Bauten. Berlin 1893. Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 460 ff.

[2]) Stiehl: Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland. Leipzig 1898.

[3]) Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 415.

vor allem auf das Fortleben der karolingischen Tradition hinzuweisen, das sich in den Nachbildungen des Aachener Münsters bis ins 11., ja 12. Jahrhundert in stetigem Zusammenhange verfolgen lässt, ferner auf die Wölbungen in den Kirchen der Reformorden, die ja bis zu den gewölbten Seitenschiffen gingen und schliesslich dürfen auch die Wölbungsversuche der einzelnen Lokalschulen, selbst wenn sie sich meist nur an kleinere Aufgaben wagten, nicht unterschätzt werden.

Für die Ausbildung der Wölbetechnik der Basilika wird man jenen Kopien des Aachener Münsters bei dem episodenartigen Charakter dieser Baugruppe nicht zu viel Werth beilegen, aber gerade die rheinischen Dome erzählen doch wieder von der bedeutenden Wirkung des Hauptbaues karolingischer Kunst vor allem natürlich durch ihre stattlichen Kuppeln. Zum Ausgangspunkt für die mühsam aus den bescheidensten Anfängen sich emporarbeitende deutsche Architektur war das Aachener Münster nicht geeignet, aber der prächtige Bau blieb doch nicht ohne Wirkung, gerade dadurch, dass er eine andere Anlage aufgriff als die sonst stets übliche schlichte Basilika, bot er der künstlerischen Phantasie bedeutende Anregung. Durch die Verbindung des Centralbaues, dessen grossartigstes mittelalterliches Denkmal auf deutschem Boden das Aachener Münster ist, mit der Basilika entstand jene phantasievolle Anlage der romanischen Kirchen mit ihren Kuppeln über der Vierung, die ein so prächtiger Charakterzug der rheinischen Baugruppe ist.

Für die Thürme und damit wohl auch weiter für die Kuppeln über der Vierung sind ja auch noch andere Einflüsse massgebend gewesen. Wahrscheinlich besassen schon der alte Dom zu Köln und St. Michael in Hildesheim Vierungsthürme und ebenso treffen wir sie bei den Cluniacenserkirchen, wie in Limburg, Dissibodenberg oder St. Peter in Hirsau. Aber wenn auch gewiss nicht die Vierungskuppeln von Mainz, Speyer und Worms, noch viel weniger natürlich jene der zahlreichen von ihnen abhängigen Kirchen, im Einzelnen auf Anregungen des Aachener Münsters zurückgeführt werden dürfen, so war doch

sicher der grossartigste mittelalterliche Centralbau Deutschlands auch keineswegs ohne Einfluss auf diese Verbindung von Basilika und Centralbau und seine Wölbung bot, wenn auch nicht den direkten Ausgangspunkt, so doch sicher wesentliche Anregung vor allem für die Kuppel und doch wohl auch über diese hinaus für die Wölbung überhaupt.

Wie sich um den Dom die Baukunst der Bischofstadt und des Sprengels gruppirt, kann man sehr interessant in Worms und dessen Umgebung studiren.[1]) Der Dom des 11. Jahrhunderts wurde im 12. und 13. Jahrhundert umgebaut und damit hängt die Blüthe der Wormser Bauschule in der 1. Hälfte und Mitte des 13. Jahrhunderts zusammen. Zahlreiche Denkmale derselben haben sich erhalten, vor allem in Worms selbst und in dessen nächster Nähe, dann innerhalb des Sprengels, wiederholt aber greift die Bauschule auch erheblich über dessen Grenzen hinaus. Die eigentliche Blüthe dieser Schule liegt also schon etwas jenseits der Grenzen, die sich diese Abhandlung gezogen, aber es kann doch auf sie als ein Beispiel verwiesen werden, das das Leben solcher Bauschulen seit dem 12. Jahrhundert veranschaulicht, um so mehr als sie mit diesem durch die Baugeschichte des Domes innig verbunden ist.

In den frühesten Perioden schon sahen wir, dass grosse Hauptbauten einzelne bestimmte Züge, zuerst natürlich im Grundriss, innerhalb solcher Schulen festhalten; die reiche Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts lässt einen bestimmt geschlossenen Charakter in den vielen grossen und kleinen Kirchen der zusammengehörigen Gruppe erkennen. Zunächst führte dazu wohl schon, dass man zum Bau des stattlichen Domes vieler Künstler und Arbeiter bedurfte, von denen manche dann auch an den anderen Kirchen bauten, die rasch in der aufblühenden Stadt und ihrer Umgebung entstanden und sicher dürfen wir annehmen, dass jeder Meister des Sprengels das Entstehen des

---

[1]) Kunstdenkmäler im Grossherzogthum Hessen. Provinz Rheinhessen. Kreis Worms von Ernst Wörner. B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen S. 221 ff.

Domes, des grössten Kunstwerkes der Diöcese, mit Interesse verfolgte, ihn eifrig studierte.

Dieser Zusammenhang mit dem Dom zeigt sich in den äusserst zahlreichen grossen und kleinen Kirchen von Worms und Umgebung bald in dem Herübernehmen einzelner Planmotive, bald in der Wölbung oder in der Vierungskuppel und der Gestalt der Thürme. Wiederholt beweisen ihn Aehnlichkeiten der Durchführung, wie gleiches Verwenden der Lisenen, oft auch besonders charakteristisch die Uebereinstimmung einzelner Ornamentformen. Dagegen bleibt man in Folge des individuellen und praktischen Schaffens mittelalterlicher Baukunst frei von dem Fehler, in kleineren Kirchen reduzirte Wiedergaben des Domes zu bringen, in den die moderne Kirchenbaukunst nicht selten verfällt.

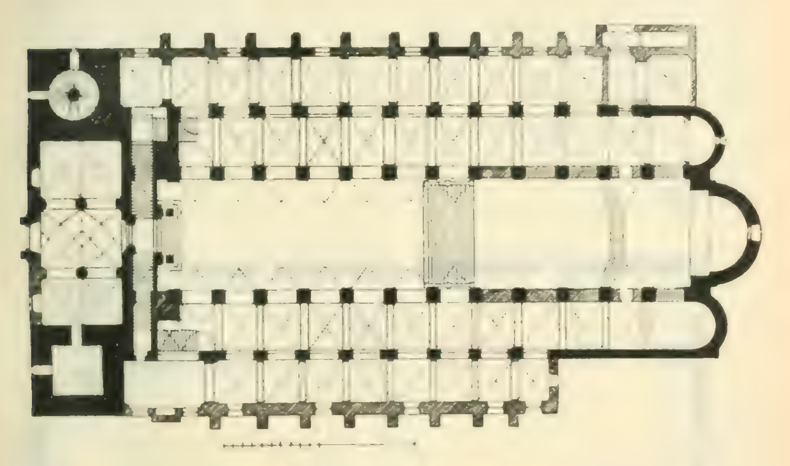
Worms stelle ich die fast gleichzeitige Freisinger Bauschule gegenüber, um anzudeuten, wie ausserordentlich verschieden die Lebensverhältnisse und damit die Kunst dieser Bischofstädte ist. Dass dabei Freising schon in Folge der kleineren Verhältnisse, des hier äusserst ungünstigen Baumaterials, namentlich auch wegen seiner Lage in einer stillen Gegend des südöstlichen Deutschlands gegenüber dem im Westen am grossen Verkehrsstrom des Rheines liegenden Worms erheblich zurücksteht, einen mehr konservativen Charakter zeigt, mehr an den Verhältnissen des 12. Jahrhunderts auch noch im 13. festhält als Worms, das ist selbstverständlich. Aber auch Freising entbehrt keineswegs des selbständigen künstlerischen Reizes vor allem wegen seiner scharf ausgesprochenen Eigenart.

Den Ausgangspunkt bildet auch im Aufschwung des Freisinger Sprengels der Dom, dessen Bau nach dem Brande von 1159 begonnen bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts dauerte. Von dem Domberg sieht man weit ins Land hinaus, das dieser merkwürdige Bau beherrschte, und südlich sehen wir an hellen Tagen klar die Kette der Alpen, über welche die Anregungen kamen, von denen der Dom in erster Linie erzählt.[1]) Die An-

---

[1]) Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern. I. Band, Regierungs-

lage der flachgedeckten Pfeilerbasilika ist die in diesen Gegenden allgemein übliche mit drei Schiffen, die mit drei Apsiden in gleicher Flucht endigen, sie weist auf Oberitalien,



17. Dom zu Freising.

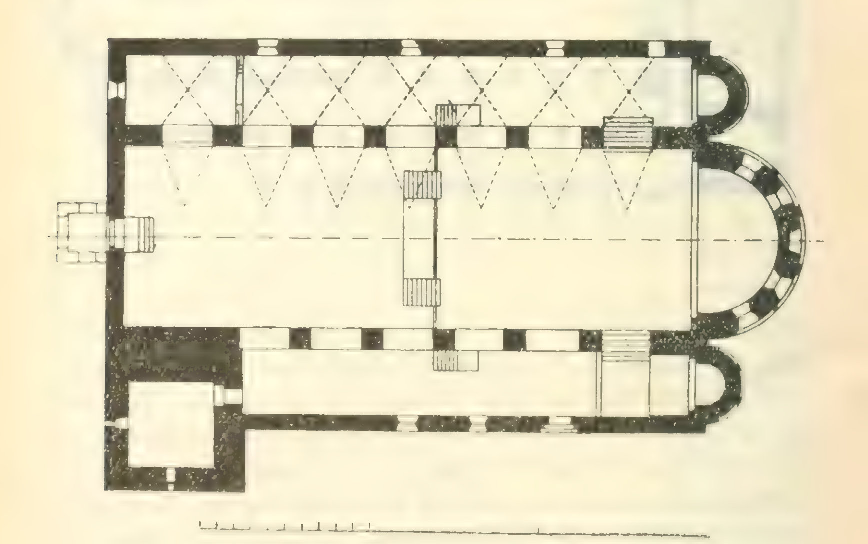
ebenso wie das Portal und die Krypta mit dem phantastischen Skulpturenschmuck. Auch in der Nachbardiöcese Salzburg stossen wir beispielsweise mit dem Stützenwechsel und den Emporen von St. Nikolaus in Reichenhall oder in der Augsburger Diöcese mit dem interessanten Wölbungsbau von Altenstadt auf lombardische Einwirkungen, die sich namentlich in den Wölbungsbauten am Fusse des Nordabhanges der Alpen von Basel bis Klosterneuburg bei Wien allenthalben zeigen.

Der Zusammenhang mit der Lombardei wirkt in diesen Gegenden aber gar verschiedenartig und wird durchweg selbstständig verarbeitet. Gerade das reiche oft wildwuchernde Ornament ist hiefür sehr bezeichnend, denn wenn es auch an verwandte oberitalienische Dekorationen erinnert, so besitzt es hier doch einen wesentlich anderen Charakter als dort, bildet

---

bezirk Ober-Bayern von G. v. Bezold und B. Riehl. — B. Riehl: Kunsthistorische Wanderungen S. 27 ff.

sich als eine spezielle Eigenthümlichkeit süddeutscher namentlich bayerischer Kunst heraus, in deren Geschichte der Plastik es auch eine ganz wichtige Rolle spielt. Verwandtes findet sich übrigens und zwar mit verwandter Bedeutung für die Geschichte der Plastik auch in anderen Gegenden Deutschlands namentlich in Sachsen, andererseits auch in Burgund nicht wegen direkter Beziehungen, sondern nur bedingt durch den analogen Entwicklungsgang, durch das gleiche Streben der reifen romanischen Kunst nach reicher, phantasievoller Dekoration.



18. Ilmmünster.

Freising war keine bedeutende Stadt und von dem, was dort im früheren Mittelalter gebaut wurde, ging das Meiste zu Grunde. So besitzt die Stadt selbst aus der spätromanischen Periode nur noch die kleine Kirche St. Martin, dagegen zeugen mehrere bedeutende Kirchen der Umgegend von dem Aufschwung der Baukunst der Diöcese durch den Dom. Es sind vor allem die stattlichen Stiftskirchen St. Zeno in Isen noch aus dem 12. Jahrhundert und Ilmmünster aus der ersten Hälfte des 13.,

sowie das bedeutende Münster des hl. Kastulus in Moosburg, das bald nach dem Freisinger Dom begonnen, an dem aber auch bis in das 13. Jahrhundert gebaut wurde. Kleinere Bauten wie beispielsweise die Apsis in Keferlohe, oder die Portale von Wartenberg und auf dem Petersberg bei Flintsbach sind dann Zeugniss, wie auch diese Kunst immer breitere Wurzeln im Volke schlägt, indem sie ausgehend vom stattlichen Dom, ihre Wirkung bis auf die in stiller Einsamkeit gelegene Bergkapelle erstreckt. Künstlerisch das Erfreulichste ist dabei aber, dass trotz der deutlichen Familienverwandtschaft dieser Bauten durchaus nicht von Kopistenthum geredet werden kann, dass wenn die Arbeit im Detail auch manchmal etwas roh, uns doch nie ein geistloses Wiederholen, sondern stets neues Erfinden entgegentritt, es ist eine oft noch kindlich befangene aber jugendfrische Kunst.

Mit dem Schlusse des 11. Jahrhunderts sehen wir die deutsche Baukunst in eine neue Phase treten, die im 12. Jahrhundert zur Blüthe des romanischen Stiles führt, in der zugleich, besonders durch die gewölbte Basilika, die Grundlage zur weiteren Entwicklung gewonnen wird. Die beiden wichtigsten Faktoren sind, wie in der vorausgehenden Zeit, die geistlichen Orden und die Bischofstädte, aber ihre historische Stellung schattirt sich jetzt wesentlich anders.

Durch die Gründung des deutschen Vorortes Hirsau fasst die von Cluny ausgehende Reform anders Fuss in Deutschland und gibt dadurch, was ihre bedeutendste That in dieser Epoche, einen wesentlichen Anstoss zur volksthümlichen Kunst. Sie war hiezu um so mehr geeignet, als die Bauvorschriften der Schule nur sehr allgemeine, sie in Folge dessen lokalen Einflüssen sehr zugänglich war, was die ungeheuer rasche Ausbreitung der Schule nur unterstützen konnte. Direkte Beziehungen zu Frankreich zeigt diese Bewegung jetzt nur ausnahmsweise, dieselben sind zwar geschichtlich zumal für die Wölbung nicht

unwichtig, sind aber, wenn sie auch Anregungen für diese bargen, doch ganz gewiss nicht der leitende Faktor in der Geschichte der gewölbten Basilika Deutschlands. Dies kann in Folge seiner mehr isolirten Stellung auch nicht von dem neu auftretenden Orden der Cistercienser behauptet werden, bei dem jetzt vor allem die direkte Verbindung mit Frankreich liegt.

So hoch die Thätigkeit dieser Orden angeschlagen werden muss, so ist jetzt doch nicht mehr sie es, die in erster Linie die Entwicklung der deutschen Baukunst leitet, wie dies einst die Benediktiner oder die cluniacensische Reform in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts thaten, sondern seit etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts als die Hirsauer ihre Hauptaufgabe erfüllt, treten die Orden in dem Gesammtgange der deutschen Architektur in die zweite Linie.

Die eigentliche Führung der deutschen Baukunst aber übernehmen mehr und mehr die Städte, zunächst vor allem die Bischofstädte. Mit ihren Domen und anderen grossen Hauptkirchen zeigten sie, wenn auch oft von den Benediktinern beeinflusst, schon beim Beginn der monumentalen Baukunst Deutschlands seit dem Schlusse des 10. Jahrhunderts gewisse eigenartige Züge, die sich wiederholt aus direkten Einflüssen italienischer Kunst oder auch, wie wir dies besonders in Köln sahen, aus dem Anschluss an ältere Bauwerke auf deutschem Boden erklären. Gegen Mitte des 11. Jahrhunderts förderten die grossen Fortschritte der cluniacensischen Reform diese Schulen wesentlich, die jedoch ihre Selbständigkeit fest bebehaupten. Als daher mit dem Schluss des 11. und dem Beginn des 12. Jahrhunderts der romanische Stil sich zu voller Blüthe entfaltete, sahen diese Städte bereits auf eine reiche selbständige Kunstthätigkeit zurück, die zusammen mit dem gar mannigfaltig schattirten allgemeinen Lebensverhältnissen natürlich bestimmend auf die weitere Entwicklung der Kunst der Stadt wirkte. Die Städte waren naturgemäss die Mittelpunkte der lokalen Gruppen, deren Eigenart sie vor allem zum Ausdruck brachten und auch bestimmten, wie sie, wenn wir auf das Ganze blicken, am bedeutendsten den nationalen

Charakter deutscher Kunst wahren, deren Entwicklung sich auch vor allem in ihnen abspielt.

Die Bischofskirchen verwerthen die reiche Dekoration des 12. Jahrhunderts am ausgiebigsten, die einen so charakteristischen Fortschritt gegenüber den schmucklosen ältesten Bauten und den schlichten Formen des 11. Jahrhunderts zeigt, die erst die Mittel zur vollen Aussprache der Individualitäten gibt. Selbständig und für Deutschland epochemachend lösen die rheinischen Dome das grosse Problem der gewölbten Basilika und welch wichtige Rollen spielen, um auf andere Gegenden zu verweisen, in der Geschichte der gewölbten Basilika die Dome zu Bamberg und Braunschweig?

Der internationale Zusammenhang fördert mächtig die Entwicklung der Kunst, indem er die Errungenschaften eines Landes einem zweiten mittheilt. Der Charakter der Kunst aber ist nicht international, sondern national und wird dies um so mehr, je höher und freier sich die Kunst entwickelt. Die Aufgabe des Kunsthistorikers ist daher, den internationalen Anregungen, wie sie von einem Lande auf das andere übergehen nachzuspüren, nicht minder aber auch zu beobachten, wie jedes Land aus diesen Anregungen, indem es sie frei verarbeitet, etwas anderes schafft, weil es sich auch selbständig entwickelt, andere Lebensverhältnisse besitzt, einen anderen Charakter und andere Künstler-Individualitäten.

Abbildungen.

Die Quantität in psychischen Gesammtvorgängen.

Von **Theodor Lipps.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 4. März 1899.)

Vorbemerkung.

Die Frage, die ich hier — in Kürze und ohne den Anspruch der Vollständigkeit — behandeln möchte, liegt etwas abseits von den Wegen der jetzt herrschenden Psychologie. Ebbinghaus sagt in der Vorbemerkung zu seinen „Grundzügen der Psychologie", die Psychologie habe jetzt auf einigen Gebieten, und zumal auf den dem Experiment zugänglich gemachten, begonnen eine thatsachenreiche Wissenschaft zu werden, während grosse und umfassende Gesichtspunkte für das Verständniss der täglich sich mehrenden Einzelerkenntnisse noch zu erarbeiten seien. Ich bin mit dieser Erklärung insofern nicht ganz einverstanden, als ich meine, die psychologischen Thatsachen seien schon vor der experimentellen Behandlung unendlich zahlreich gewesen, nur dass man es unterlassen habe, sie zu beachten und zu verwerten. Hätte man dies gethan, so würde man auch die „umfassenden Gesichtspunkte" gefunden haben. Denn diese können doch nur in den Thatsachen zu finden sein. Sie können selbst nichts sein als allgemeine Thatsachen. Sonst wären sie Hirngespinnste. Und diese allgemeinen Thatsachen ergeben sich notwendig aus den einzelnen, wofern man diese nicht als einzelne nimmt, sondern in den Zusammenhang mit allen irgend verwandten That-

sachen hineinstellt. Dass man dies jetzt so vielfach unterlässt, das ist der grosse Schaden der gegenwärtigen Psychologie.

Aber es ist Zeit, dass dieses Verfahren aufgegeben werde, dass man also um die umfassenden Gesichtspunkte sich bemühe. Wie Ebbinghaus andeutet, bleibt ohne diese Bemühung auch das Experiment wertlos. Noch mehr, es kann Schaden stiften. Es ist kein Zweifel, das psychologische Experiment hat mancherlei geklärt, es hat aber auch vielfach auf verhängnissvolle Irrwege geführt. Dies ist kein Vorwurf gegen die experimentelle Methode, wohl aber ein Vorwurf gegen diejenigen, die meinen, einzelne Ergebnisse des Experiments ohne Einfügung in den allgemeinen Zusammenhang des psychischen Lebens oder ohne umfassende „Gesichtspunkte" interpretiren zu können. Auf solche Weise kann das Experiment ein Mittel werden zur Bestätigung beliebiger Vorurteile. Man kann ein vortrefflicher psychologischer Experimentator und doch ganz und gar kein Psychologe sein.

Ich will nun im Folgenden einen „Gesichtspunkt" aufstellen. Derselbe macht nicht den Anspruch ein „grosser" zu sein. Umfassend ist er allerdings. D. h. er ist eine umfassende Thatsache. Auch den Anspruch, dass die einzelnen Thatsachen, aus welchen ich ihn gewinne, neue seien, erhebe ich nicht. Aber es scheint mir eben auch hier wichtig, dass die einzelnen Thatsachen in einen einheitlichen Zusammenhang gebracht werden.

Psychische Vorgänge und Gesammtvorgänge.

Von der „Quantität in psychischen Gesammtvorgängen" will ich sprechen. Dazu ist erforderlich, dass ich zunächst andeute, was ich unter psychischen Vorgängen, und weiterhin, was ich unter psychischen Gesammtvorgängen verstehe.

Die psychischen Vorgänge, von denen ich rede, sind nicht Bewusstseinsvorgänge, d. h. im Bewusstsein sich abspielende Vorgänge. Darunter könnten nur verstanden sein die von mir wahrgenommenen oder vorgestellten Vorgänge, z. B. wahrgenommene oder vorgestellte räumliche Bewegungen.

Sondern sie sind die Vorgänge, denen die Bewusstseinsinhalte, also auch die „Bewusstseinsvorgänge", unmittelbar entstammen. Sie sind die Vorgänge oder „Akte" des Empfindens und Vorstellens; d. h. die an sich unbekannten, nur auf Grund der Bewusstseinsergebnisse bestimmbaren Vorgänge, die zunächst auf das Dasein eines Empfindungs- oder Vorstellungsinhaltes, kurz eines Bewusstseinsinhaltes abzielen. Sie erreichen auch dies Ziel, sie „überschreiten", bildlich gesprochen, die „Schwelle" des Bewusstseins, wenn die übrigen Bedingungen dafür, — die man wohl unter dem Namen der „Aufmerksamkeit" zusammenzufassen pflegt —, gegeben sind. Andernfalls bleibt es bei diesen, der Schwelle des Bewusstseins mehr oder minder angenäherten „psychischen Vorgängen".[1])

Vielleicht meint jemand diese Vorgänge ohne weiteres als Gehirnvorgänge bezeichnen zu müssen. Dann bemerke ich ausdrücklich, dass ich jedem das Recht zugestehe, dies auf seine Verantwortung hin zu thun. Ich meinesteils weiss nicht, ob die Erfahrungen mich dazu berechtigen. Und ich treibe keine Metaphysik, wenn ich Psychologie treibe.

Man kann nun zunächst von psychischen Einzelvorgängen sprechen. Als solche wird man die Vorgänge bezeichnen dürfen, die einem einzelnen Bewusstseinsinhalt, etwa einem einfachen Ton, oder einer in sich gleichartigen Farbe zu Grunde liegen. Genauere Betrachtung wird freilich zeigen, dass auch solche Einzelvorgänge wiederum in Komponenten sich zerlegen lassen, die psychisch relativ selbständig zu functioniren vermögen.

In jedem Falle existiren diese Einzelvorgänge niemals als einzelne in dem Sinne, dass sie ein isolirtes Dasein hätten. Sie mögen zunächst als isolirte ausgelöst sein. Aber sie können nicht zu Stande kommen, ohne sofort mit allen anderweitigen psychischen Vorgängen, mit denen sie zusammentreffen, zur Einheit eines Gesammtvorganges sich zu verweben.

---

[1]) Meine sonstigen, genaueren Erörterungen dieses Begriffes muss ich hier als bekannt voraussetzen.

Ein solcher psychischer Gesammtvorgang ist nicht eine Summe von Einzelvorgängen, sondern eine Einheit oder ein Ganzes. Er ist den Einzelvorgängen gegenüber etwas Neues, ausgestattet mit Eigenschaften, die nicht Eigenschaften der Einzelvorgänge sind. Er enthält die Einzelvorgänge in sich, aber nicht im eigentlichen Sinne als Teile, sondern als Elemente. Dies hindert nicht, dass die einzelnen Vorgänge relative psychische Selbständigkeit besitzen; dass sie also auch für sich psychisch zu wirken vermögen. Daneben aber steht die Möglichkeit der Wirkung des Ganzen als eines Ganzen, und dessen, was in ihm zu den einzelnen Vorgängen hinzu kommt. — Eine Anerkennung dieser Thatsache, zugleich aber auch ein Missverständniss derselben sind die Ehrenfels'schen „Gestaltqualitäten".

Ich sagte, jeder psychische Vorgang werde in die Einheit eines Gesammtvorganges verwoben mit allen Vorgängen, die mit ihm zusammentreffen. Innerhalb dieses allgemeinsten Zusammenhanges von psychischen Vorgängen bilden sich aber wiederum besondere Zusammenhänge. Es kann aus der Menge der psychischen Vorgänge, die gleichzeitig gegeben sind, zunächst jetzt dieser, jetzt jener Einzelvorgang mehr oder minder herausgehoben oder für sich „appercipirt" sein. Dasselbe sage ich mit der Behauptung: Es kann in einem solchen Einzelvorgang, als einzelnem, bald mehr bald minder psychische Kraft aktuell sein, oder mit dem geläufigsten Ausdruck, es kann ihm, als einzelnem, mehr oder minder Aufmerksamkeit zugewendet sein. Da die psychische Kraft oder das Mass der möglichen Aufmerksamkeit begrenzt ist, so geschieht dies jederzeit auf Kosten anderer Vorgänge.

Es können dann aber auch ebensowohl mehrere Einzelvorgänge zumal herausgehoben sein. Auch hier wird dadurch den anderen, nicht herausgehobenen Vorgängen die psychische Kraft entzogen. Aus solcher simultanen oder zusammenfassenden und zugleich ausschliessenden Heraushebung nun ergibt sich jedesmal ein engerer Zusammenhang zwischen den psychischen Vorgängen, die zumal herausgehoben sind, und ein weniger enger Zusammenhang zwischen diesen und denjenigen, denen

gleichzeitig die psychische Kraft entzogen wird, und ebenso ein weniger enger Zusammenhang dieser letzteren untereinander. — Was ich hier als engeren Zusammenhang zwischen psychischen Vorgängen bezeichne, kann ich ebensowohl bezeichnen als einen enger geknüpften psychischen „Gesammtvorgang".

Psychische Vorgänge werden aber nicht nur zu Gesammtvorgängen, indem sie zusammentreffen, oder zumal oder in einem einzigen Akte der Apperception herausgehoben sind, sondern psychische Vorgänge können auch von Hause aus oder ihrer Natur nach in einem Zusammenhang stehen oder Elemente eines Gesammtvorganges sein. Es ist dies immer der Fall, wenn sie etwas Gemeinsames an sich tragen. Der Zusammenhang ist um so enger, je mehr Gemeinsames sie an sich tragen.

Beispiel eines Zusammenhanges der ersteren Art ist jedes Ding oder jedes Wort. Das Wort besteht aus Lauten. Aber wenn das Wort die Vorstellung, die seinen Sinn ausmacht, in uns reproducirt, so ist das Reproducirende nicht der erste, der zweite, der dritte Laut. Es vollbringt auch nicht jeder Laut einen Teil der reproducirenden Wirkung. Sondern einzig das Wort als Ganzes übt dieselbe. Das Ganze besteht also: es hat den eizelnen Lauten gegenüber eine selbständige psychische Bedeutung. Das Wort, oder genauer, der Akt der Wahrnehmung des Wortes, ist ein psychischer Gesammtvorgang mit eigener Fähigkeit psychischer Wirkung.

Ein Beispiel der zweiten Art von Zusammenhängen ist der Akkord oder die Melodie. Die Wirkung der Melodie ist nicht die Wirkung der einzelnen Töne, sondern sie ist in erster Linie die Wirkung der im Bewusstsein nicht gegebenen Beziehungen zwischen den einzelnen Tonempfindungsvorgängen, nämlich den Beziehungen der Tonverwandtschaft. Das System dieser Beziehungen ist die Qualität der Melodie als eines Ganzen. Genauer: Es ist die spezifische Qualität des Gesammtvorganges, der in der Wahrnehmung oder Vorstellung der Melodie sich verwirklicht. Eine Melodie, die ich gehört habe, kann in eine

andere Tonlage übertragen werden, der Art, dass kein einziger Ton derselbe bleibt. Dann bleibt doch das System jener Beziehungen dasselbe. Darum bezeichnen wir die Melodie in der neuen Lage als dieselbe Melodie.

Psychische Quantität.

Der zweite Begriff, den wir zu bestimmen haben, ist der Begriff der psychischen Quantität. Diese Quantität ist psychische, d. h. sie ist Quantität von „psychischen Vorgängen“. Was ich unter dieser Quantität verstehe, wird am leichtesten deutlich, wenn ich sofort zu einem Beispiele mich wende. Gewisse Qualitäten von Empfindungsinhalten bezeichnet man auch als Intensität, Kraft, Quantität. Der laute Ton heisst ein intensiver oder kraftvoller. Eben diese Intensität oder Kraft wird dann auch, mit einem allgemeineren Namen, als Quantität bezeichnet. Ebenso gibt man beim Lichteindruck der Helligkeit die Namen: Intensität, Kraft, Quantität. Nun sind Ton und Licht, diese Bewusstseinsinhalte, miteinander unvergleichbar. Es sind insbesondere Lautheit eines Tones und Helligkeit eines Lichtes unvergleichbare Qualitäten dieser Bewusstseinsinhalte. Es muss also etwas Gemeinsames, das zu diesen Bewusstseinsinhalten, oder zu ihrer Lautheit bezw. Helligkeit, hinzutritt, der Grund dieser gleichen Benennung sein.

Dies Gemeinsame nun ist die Wirkung auf uns oder in uns. Es ist die eigentümliche Thatsache, dass der laute Ton ebenso wie der helle Lichteindruck uns kraftvoller anmutet, d. h. heftiger sich uns aufdrängt, intensiver uns in Anspruch nimmt, als unter im übrigen gleichen Umständen der leisere Ton und der weniger helle Lichteindruck. Sofern der Grad dieser Inanspruchnahme sich uns unmittelbar kundgibt in einem entsprechenden Gefühl, können wir auch sagen, das Gemeinsame, um dessen willen wir die beiden an sich miteinander unvergleichbaren Qualitäten mit den gleichen Namen Intensität, Kraft, Quantität benennen, sei das gleichartige begleitende Gefühl der Inanspruchnahme oder das gleichartige

begleitende „Quantitätsgefühl". Aber dies Gefühl hat eben in jener Intensität der Inanspruchnahme, oder jener Heftigkeit des sich Aufdrängens seinen Grund.

Worauf es uns nun hier ankommt, das ist nur dies, dass solche verschiedenen Grade der Inanspruchnahme bestehen, dass psychische Vorgänge je nach ihrer Beschaffenheit in höherem oder geringerem Masse sich mir aufdrängen, die psychische Kraft, oder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, an sich reissen, absorbiren. Dabei liegt Gewicht darauf, dass sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, d. h. dass in ihnen selbst der Grund meines „Aufmerkens" liegt. Ich kann auch auf einen leisen Ton in beliebig hohem Masse die Aufmerksamkeit richten. Es bedarf, wenn er sehr leise ist, grosser Bemühung des Aufmerkens, damit ich den Ton überhaupt höre. Aber es liegt nicht in der Natur eines solchen Tones die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zu ziehen.

Dies nun meine ich, wenn ich sage: Der Vorgang der Empfindung des lauten Tones hat grössere, der Vorgang der Empfindung des leisen Tones hat geringere „psychische Quantität". Die psychische Quantität ist der Grad, in welchem ein psychischer Vorgang die Aufmerksamkeit, die psychische Kraft oder kurz: „mich" auf sich zieht oder zu sich hinzieht, und damit zugleich Anderem entzieht, oder sie ist das Quantum der psychischen Kraft, das durch den Vorgang absorbirt wird, sofern dafür in der Beschaffenheit dieses Vorganges selbst der Grund liegt.

Dies können wir auch noch anders ausdrücken: Wir wissen, die psychische Kraft, die in einem psychischen Vorgang aktuell ist, oder das Mass der Aufmerksamkeit, dessen er sich erfreut, bedingt die Grösse der psychischen Wirkung eines Vorganges. Vielmehr, die psychische Kraft oder die Aufmerksamkeit, die in einem Vorgang verwirklicht ist, das ist gar nichts Anderes als die Fähigkeit zu solcher Wirkung. Die Quantität eines psychischen Vorganges ist also die in ihm selbst liegende Fähigkeit psychisch zu wirken. Oder sie ist

die Grösse seiner Wirkung, sofern dieselbe in ihm selbst begründet liegt.

Und noch in anderer Weise endlich kann ich den in Rede stehenden Sachverhalt bezeichnen. Ein psychischer Vorgang ist, eben als psychischer Vorgang, überhaupt da, lediglich insofern er wirkt d. h. in den Zusammenhang des psychischen Lebens eingreift. Ich habe vorhin zugestanden, man möge die „psychischen Vorgänge" mit physiologischen Gehirnvorgängen identificieren. Angenommen, diese Identification sei berechtigt: so fallen doch begrifflich psychische und physiologische Vorgänge völlig auseinander. Es ist unter dieser Voraussetzung ein und derselbe Vorgang ein physiologischer, genau soweit er physiologisch wirkt, und er ist ein psychischer, genau soweit er psychisch wirkt, d. h. letzten Endes, soweit eine Wirkung desselben im Bewusstsein angetroffen wird. Dasein eines Vorganges als eines psychischen und Wirkung desselben im psychischen Lebenszusammenhang ist also Eines und Dasselbe. Es ist also auch die Quantität des Vorganges oder das Mass des psychischen Geschehens, das in ihm sich verwirklicht, gleichbedeutend mit der Grösse seiner psychischen Wirkung.

Auch hiebei muss doch wiederum das oben Betonte festgehalten werden: Ich kann meine Aufmerksamkeit in höchstem Masse auf den leisen Ton richten. Dann mache ich den leisen Ton psychisch wirksam. Er verdrängt jetzt Anderes aus meinem Bewusstsein; er regt Fragen an; Urteile, die ihn zum Gegenstande haben, werden von mir gefällt. Zugleich habe ich ein Gefühl von der Grösse der Aufmerksamkeit, die auf ihn gerichtet ist. Unter dieser Voraussetzung kann ich auch von dem leisen Tone sagen, er habe eine erhebliche psychische Grösse oder Quantität. Indessen alle jene Wirkungen sind nicht Wirkungen des leisen Tones, d. h. sie haben nicht in ihm selbst ihren Grund. Sie haften nicht an dem so beschaffenen Tonempfindungsvorgang. Ich wende mich dem Ton zu aus irgendwelchem Interesse. Ich habe dabei einen Zweck. Der leise Ton soll mir etwas sagen, mir eine

Frage beantworten u. dgl. Kurz, es ist das, was ihm seine besondere psychische Stellung verleiht, nicht in ihm als solchem gegeben. Die psychische Quantität ist nicht seine eigene. Die Wirkungsfähigkeit ist ihm durch die bezeichneten Momente verliehen. Diese sind die eigentlichen Träger der psychischen Quantität.

Im Uebrigen ist die Lautheit eines Tones, überhaupt die Intensität von Empfindungsinhalten nur eines von vielen möglichen Beispielen der „psychischen Quantität". Alles, was wir als „bedeutsam", „gewichtig", oder gar als „erhaben", „imponirend", „überwältigend" bezeichen, jede „grosse" Frage, Angelegenheit, Verpflichtung, kurz alles psychisch Wirkungsfähige, sofern die Wirkungsfähigkeit in dem Erlebnis, dem wir sie zuschreiben, ihren Grund hat, an seiner Natur oder Beschaffenheit haftet, besitzt insofern grössere oder geringere psychische Quantität in unserem Sinne des Wortes. Dagegen ist die Notwendigkeit, unsere Aufmerksamkeit auf ein Objekt zu richten, falls dasselbe einen Grad der psychischen Wirkungsfähigkeit haben soll, jedesmal gleichbedeutend mit einem Mangel der eigenen Quantität des betreffenden psychischen Vorganges.

Uebergang zur Quantität in Gesammtvorgängen.

Wie steht es nun mit der „psychischen Quantität in Gesammtvorgängen"? — Ich gehe hiebei aus von folgender Thatsache:

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie ein psychischer Vorgang auf Kosten eines anderen stattfinden und psychisch wirksam werden kann. Oder: Es gibt verschiedene Weisen, wie durch das Dasein eines psychischen Vorganges die Quantität eines anderen vermindert und schliesslich der Vorgang auf Null reducirt werden kann.

Während ich einem wissenschaftlichen Gedankenzusammenhange nachgehe, ertöne plötzlich neben mir ein Schrei. Durch diesen Schrei werde ich gewaltsam aus jenem Gedankenzusammenhange herausgerissen. Der Gedankenzusammenhang

existirt, eine Zeitlang wenigstens, für mich nicht mehr. Zugleich habe ich ein Gefühl des mir angethanen Zwanges.

Oder es kommt mir, während ich in einem Gespräch begriffen bin, die Erinnerung an eine jetzt zu erfüllende wichtige Verpflichtung, die mit dem Gespräch ganz und gar nichts zu thun hat. Ein zufälliger Blick auf die Uhr, die an der Wand hängt, hat den Gedanken in mir geweckt. Jetzt ist wiederum der Inhalt der Unterredung, wenigstens für eine Zeitlang, aus meinem Bewusstsein verdrängt. Zugleich habe ich ein Gefühl, dass meine Gedanken gewaltsam auf die Verpflichtung hingelenkt worden sind.

Ein ganz anderes Bild gewähren andere Fälle. Betrachten wir jenen Gedankengang, ehe die Unterbrechung stattfand. Aus einer Prämisse ergaben sich mir innerhalb desselben notwendige Konsequenzen. Daraus wiederum weitere Konsequenzen. Auch dabei entschwanden immer wieder Gedanken meinem Bewusstsein. Die innere Zuwendung zu dem folgenden Gedanken war verbunden mit einer Abwendung von dem vorangehenden.

Oder ich überlasse mich dem Spiel der Erinnerung. Ein Erlebniss ruft mir ein ähnliches, dies wiederum ein anderes von gleichartigem Charakter ins Gedächtniss. Immer tritt dabei in der Folge innerer Vorgänge der in der Reihe frühere zurück, indem der folgende meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Das Zurücktreten eines Gedankens oder eines Erinnerungsbildes zu Gunsten eines anderen, im Bewusstsein nachfolgenden, wie es in diesen beiden letzten Fällen vorliegt, geschieht nun aber nicht gewaltsam. Ich habe nicht das Bewusstsein eines Konfliktes, oder eines erlittenen Zwanges. Es wird nicht der frühere Gedanke durch den späteren, das frühere Ereigniss durch das spätere, — weil sie nicht beide nebeneinander im Bewusstsein sein können —, gewaltsam verdrängt. Es „konkurriren“ nicht beide um das Dasein in der Psyche, mit dem Ergebniss, dass der stärkere psychische Vorgang den Sieg davon trägt. Sondern es tritt jedesmal der folgende Vorgang vollkommen „friedlich“ an die Stelle des früheren. Der frühere

entschwindet, um dem späteren Platz zu machen. Er räumt ihm, wenn ich weiter anthropomorphisirend reden darf, „freiwillig“ den Platz. Dasselbe sagt der schon gebrauchte Ausdruck: Er tritt zurück „zu Gunsten“ des nachfolgenden.

Dieser Sachverhalt erinnert an eine Weise des Geschehens in der physikalischen Welt. Ein bewegter Körper trifft auf einen ruhenden, und „teilt“ ihm, wie wir sagen, seine Bewegung „mit“. Dies heisst nicht: Es treffen zwei Bewegungen an einem Punkte zusammen und konkurriren miteinander, mit dem Resultate, dass die stärkere Bewegung die schwächere aufhebt, und nun allein bestehen bleibt. Sondern das Umgekehrte liegt vor: Der bewegte Körper überlässt dem ruhenden seine Bewegung. Seine eigene Bewegung verschwindet, um als Bewegung des vorher ruhenden Körpers wiederum aufzutauchen. Nicht, als müssten die beiden sich folgenden Bewegungen qualitativ gleich sein. Aber quantitativ betrachtet sind sie identisch. Es ist ein und dasselbe Bewegungsquantum, das erst als Bewegung des einen Körpers, dann als Bewegung des anderen Körpers auftritt. Dies ist es, was wir als „Mitteilung“ der Bewegung, als „Uebergang“ derselben vom einen Körper auf einen anderen bezeichnen.

Eine solche „Mitteilung“, oder ein solcher „Uebergang“ liegt nun auch bei jenen zuletzt erwähnten psychischen Geschehnissen vor. Auch bei ihnen findet demnach der Begriff der quantitativen Identität seine Stelle. Die psychische Bewegung oder das psychische Geschehen, das erst in dem ersten Gedanken jener Gedankenreihe verwirklicht war, „überträgt“ sich auf den zweiten und weiterhin auf den dritten Gedanken. Eben diejenige psychische Bewegung, die erst dort stattfand, findet jetzt hier statt: das quantitativ identische psychische Geschehen wechselt nur beim Uebergang von einem zum anderen seine Form oder seinen Inhalt.

Das Gleiche findet statt, wenn ein Erlebniss mich an ein ähnliches erinnert, oder wenn die Aehnlichkeit zweier Erlebnisse macht, dass ich vom einen zum anderen in meinen Gedanken übergehe. Nicht so verhält sich hier die Sache,

dass neben dem einen Erinnerungsvorgang ein zweiter entstände, der dann gegen jenen sich zurückwendete und seine psychische Quantität verminderte und schliesslich den ganzen Vorgang aufhöbe, sondern die Zuwendung vom ersten zum zweiten Vorgang ist in sich selbst die Abwendung vom ersten; oder die Abwendung vom ersten Erlebniss ist die eine Seite eben des Processes, als dessen andere Seite sich die Zuwendung zu dem zweiten Erlebniss darstellt. Ein Konflikt zwischen zwei verschiedenen Vorgängen kann gar nicht stattfinden, weil überhaupt nicht zwei verschiedene Vorgänge da sind, sondern ein einziger Vorgang lediglich seinen Inhalt ändert, wir könnten auch sagen: seinen psychischen Ort wechselt.

In jedem dieser beiden Fälle nun besteht ein psychischer Zusammenhang oder ein Gesammtvorgang. Im ersten Falle ist der Zusammenhang ein erfahrungsgemässer, im letzteren Falle ein Aehnlichkeits-Zusammenhang. Beidemale ist vermöge dieses Zusammenhanges ein psychischer Vorgang mit einem anderen quantitativ identisch, d. h. es tritt nicht, indem beide Vorgänge sich vollziehen, zu dem im ersten verwirklichten Quantum des psychischen Geschehens im zweiten Vorgang ein neues Quantum des psychischen Geschehens hinzu, sondern es ist mit jenem Vorgang auch dieser quantitativ bereits gegeben. Diese quantitative Identität besteht vermöge des Zusammenhanges. Und sie besteht nach Massgabe dieses Zusammenhanges oder nach Massgabe seiner Enge.

Verallgemeinern wir diesen Sachverhalt, so ergibt sich die Regel: Sind psychische Vorgänge Elemente eines Zusammenhanges oder eines Ganzen, so sind sie, als Elemente des Ganzen, oder sofern sie Elemente des Ganzen sind, quantitativ identisch, d. h. das Quantum des psychischen Geschehens, das in einem Elemente des Ganzen verwirklicht ist, ist im Ganzen nicht ebenso oft verwirklicht, als im Ganzen Elemente sich zueinander hinzufügen, sondern es ist darin nur einmal verwirklicht, obzwar in verschiedener Weise. Damit ist zugleich gesagt, dass die Elemente nicht quantitativ identisch sind, sondern jedes seine eigene Quantität hat, oder sein eigenes

Quantum des psychischen Geschehens beansprucht, soweit die Vorgänge zugleich selbständige Vorgänge sind bezw. soweit sie qualitativ nicht übereinstimmen.

Psychische Quantität in Gesammtvorgängen.

Lassen wir nun im Folgenden die beiden Fälle, aus denen wir soeben den Begriff und die Regel der qualitativen Identität abstrahirt haben, ausser Betracht. Dieselben sollten uns nur auf diesen Begriff und diese Regeln hinführen. Worauf es uns weiterhin ankommt, das ist nicht der Fortgang der psychischen Bewegung von psychischen Einzelvorgängen zu anderen psychischen Einzelvorgängen, die damit im Zusammenhang stehen. Sondern wir wollen zusehen, wie es mit der psychischen Quantität bestellt ist, wenn ein Ganzes als Ganzes auf uns wirkt. Wir wollen wissen, wie bei solcher Wirkung die oben aufgestellte Regel sich bewahrheitet, oder wie dabei der Begriff der „quantitativen Identität der Elemente eines Gesammtvorganges“ zur Anwendung gelangt.

Gehen wir wiederum aus von einem bestimmten Falle. Es sei zunächst ein solches Ganze gegeben, bei welchem die Elemente durch Gleichartigkeit aneinander gebunden sind. Ein Ganzes dieser Art liegt, wie schon oben gesagt, vor in der Melodie. Die einzelnen Töne der Melodie, genauer gesagt, die einzelnen Tonempfindungsvorgänge stimmen qualitativ in bestimmter Art überein. Statt dessen können wir auch sagen: Sie sind in gewissem Grade qualitativ identisch. Sie sind dies einmal, sofern sie alle Töne sind, zum anderen sofern Tonverwandtschaften sie wechselseitig aneinander binden. Auch Tonverwandtschaften sind Arten der relativen qualitativen Identität. Vermöge dieser Beziehungen der relativen qualitativen Identität weisen die Töne aufeinander hin. Dieser Hinweis geschieht nach vorwärts und auch wiederum nach rückwärts.

Darin liegt nun zunächst dies, dass die Apperception jedes Tones durch jeden anderen unterstützt, also gesteigert wird.

Die Steigerung der Apperception ist aber eine Steigerung der psychischen Quantität. Insoweit müsste also die psychische Quantität jedes Tones durch die anderen gesteigert sein. Jeder Ton müsste in einem dieser Steigerung entsprechenden Masse Gegenstand einer intensiveren Aufmerksamkeit sein, als es der isolirt gegebene Ton ist, insbesondere als der nicht zur Melodie gehörige und nicht in sie hineinpassende Ton, der gleichzeitig daneben hörbar wäre.

Davon aber findet nun thatsächlich das Gegenteil statt. Der einzelne Ton „verschwindet" in der Melodie. Er ist zu einem relativ bedeutungslosen Durchgangspunkt für das Ganze der Melodie herabgesetzt. Er beansprucht für sich, als dieser bestimmte einzelne Ton die Aufmerksamkeit umsoweniger, je mehr er durch enge Tonverwandtschaften in das Ganze der Melodie verflochten ist, oder je weniger er dem Zusammenhang des Ganzen fremdartig erscheint. Dagegen „fällt" der Ton, der aus der Melodie qualitativ „herausfällt", „auf". Und auch der isolirte einzelne Ton, der ertönte, nachdem die Melodie am Ohre vorübergezogen ist, würde mich in höherem Grade innerlich beschäftigen.

Dies nun hat seinen Grund in dem vorhin Konstatirten. Die Wirkung der Tonverwandtschaft und des damit gegebenen Zusammenhanges hat auch jene oben bezeichnete Kehrseite: Jede Hinlenkung des psychischen Geschehens von einem Ton zu einem anderen ist in sich selbst eine Ablenkung des psychischen Geschehens von jenem ersteren. Jede Steigerung der psychischen Quantität eines Tones durch die anderen, ist eine Herabsetzung der psychischen Quantität dieser anderen.

Und was ist nun von dieser doppelten Wirkung der qualitativen Identität der Töne innerhalb der Melodie das endliche Ergebniss? Wie verträgt sich mit der eben bezeichneten Wirkung derselben die vorhin festgestellte?

Auf diese Frage gibt die Antwort unser Begriff der quantitativen Identität. Jeder Ton unterstützt jeden anderen, sofern sie qualitativ identisch sind. Qualitative Identität psychischer Vorgänge ist aber zugleich quantitative Identität derselben.

D. h. das psychische Geschehen, das in einem einzelnen der Töne sich verwirklicht, ist, soweit die qualitative Identität besteht, im Ganzen der Quantität nach nur einmal vorhanden. Es ist nicht gegeben in dem ersten Tone, und daneben noch einmal in dem zweiten Tone u. s. w. Sondern es ist gegeben im Ganzen. **Und das Ganze ist ja nur einmal da.**

Und daraus folgt das Doppelte: Einmal, dass dies nur einmal gegebene psychische Geschehen gesteigert wird. D. h. das Quantum des psychischen Geschehens, das in der Melodie verwirklicht ist, erscheint höher als dasjenige, das in dem einzelnen isolirten Tone verwirklicht wäre. Die Melodie als Ganzes besitzt eine höhere psychische Quantität als der einzelne Ton. Daran hat der einzelne Ton, der in der Melodie sich findet, Teil, sofern er Element der Melodie ist und als solches sich darstellt. D. h. die Quantität jedes Tones ist gesteigert, insofern die Quantität der Melodie gesteigert ist und der Ton zu ihr gehört und in ihr aufgeht, also nicht als dieser bestimmte einzelne Ton, sondern lediglich als ein Punkt in der Melodie in Betracht kommt, nicht für sich, sondern nur im Ganzen genommen wird, oder lediglich als Element des Ganzen in uns zur Wirkung gelangt.

Dagegen ist die Quantität jedes einzelnen Tones, als dieses einzelnen, vermindert. Dass der einzelne Ton „Teil hat“ an der gesteigerten Quantität des Ganzen, dies hat auch den anderen Sinn, dass er nur daran Teil hat, dass auf ihn als einzelnen, nur der entsprechende Anteil an dieser gesteigerten Quantität des Ganzen fällt. Er hat, als Teil des Ganzen, und soweit er dies ist, soweit er also seine qualitative Selbständigkeit eingebüsst hat, auch seine selbständige psychische Quantität verloren und dafür diesen Anteil an der Quantität des Ganzen eingetauscht. Und dieser Anteil ist geringer, als das, was ihm als isolirtem Tone zukäme. Jeder Ton erfährt also eine Steigerung seiner Quantität, sofern er das Ganze, oder sofern das Ganze in ihm ist, und zugleich eine Minderung seiner Qualität, sofern er dieser einzelne Ton und doch zugleich im Ganzen ist. Beides zumal liegt in dem „Aufgehen“ des ein-

zelnen Tones in der Melodie. Der Ton, der mit den anderen zusammen im Ganzen der Melodie „aufgeht" oder wie wir auch sagten, darin „sich verliert", hat Bedeutung, sofern das Ganze da ist und Bedeutung besitzt. Er hat an seiner Stelle im Ganzen die Bedeutung des Ganzen. Aber nur an seiner Stelle, oder sofern er im Ganzen aufgeht oder sich verliert. Und darin liegt zugleich das Andere: Der Ton hat sich selbst, also seine Bedeutung als einzelner, verloren. — Die „Bedeutung", von der ich hier rede, ist die Bedeutung für mich, d. h. die psychische Quantität.

Dieser Sachverhalt findet statt in dem Masse, als der einzelne Ton im Ganzen aufgeht, d. h. in dem Masse als die qualitative Identität der Töne besteht. Er findet nicht statt, soweit die Töne diese einzelnen voneinander verschiedenen Töne sind, oder soweit das Ganze der Melodie als eine Mannigfaltigkeit sich darstellt. Dies ist wiederum von Wichtigkeit, nicht nur für den einzelnen Ton, sondern auch für die Melodie. Es ergibt sich daraus eine wesentliche Ergänzung des soeben Gesagten. Die Melodie ist das Ganze aus den Tönen: Auch darin liegt ein Doppeltes. Die Melodie ist nicht ein Haufe von Tönen, sondern eine Einheit. Aber sie ist doch auch wiederum nicht bloss eine Einheit, sondern zugleich ein Nebeneinander von Tönen. Sie ist dies Nebeneinander zur Einheit zusammengeschlossen. Sofern sie nun dies Nebeneinander von Tönen ist, oder sofern sie aus Tönen besteht, ist auch ihre psychische Quantität ein entsprechendes Vielfache der psychischen Quantität der einzelnen Töne. Nun nimmt diese psychische Quantität ab mit der Einheitlichkeit der Melodie oder der Enge der Tonverwandtschaften. Es nimmt also auch die psychische Quantität der Melodie ab mit dieser ihrer Einheitlichkeit. Nehmen wir dies zusammen mit dem oben Gesehenen, so ergibt sich: Die Quantität der Melodie mehrt sich und mindert sich zugleich mit der Zunahme der Einheitlichkeit. Sie mehrt sich, sofern die Melodie Einheit ist, sie mindert sich, sofern sie Einheit aus mehreren Tönen ist.

Da nun aber die Melodie beides zugleich ist, so ergibt

sich daraus eine Regel, die jedermann bekannt, darum nicht minder wichtig ist: Soll die Melodie eine möglichst hohe psychische Quantität haben, oder in möglichst hohem Grade die Aufmerksamkeit erregen, oder uns „interessiren", so muss ein Grad der Mannigfaltigkeit d. h. ein Grad der Verschiedenheit oder der qualitativen Selbständigkeit der Töne, und schliesslich der relativen Gegensätzlichkeit derselben, mit ihrer Einheitlichkeit Hand in Hand gehen. Es müssen mindere Tonverwandtschaften und relative Tongegensätzlichkeiten den Beziehungen der engeren Tonverwandtschaft — der „vollkommeneren Konsonanz" — das Gleichgewicht halten. Angenommen, es geht, weil die Verwandtschaft der Töne eine zu geringe ist, die Einheitlichkeit der Melodie verloren, so zerfällt die Melodie; es gibt nur noch ein Nebeneinander oder eine Folge von Tönen. Es ist also auch von einer psychischen Quantität der Melodie keine Rede mehr. Es besteht nur noch die psychische Quantität der einzelnen Töne. Und diese geraten nun miteinander in Konkurrenz. Geht dagegen die Mannigfaltigkeit verloren, oder mindert sie sich allzusehr, so ist freilich die Melodie Alles, d. h. sie wird mehr und mehr als Einheit Träger der ganzen psychischen Quantität, und die einzelnen Töne erheben als einzelne immer weniger Anspruch. Und diese Quantität überwiegt die Quantität des für sich stehenden einzelnen Tones. Aber sie überwiegt dieselbe in immer geringerem Grade.

Nebenbei bemerkt lassen sich für diesen Sachverhalt leicht Analogien aus dem praktischen Leben finden. Auch die Grösse eines Volkes, ich meine — nicht das, was man jetzt so nennt, sondern die wirkliche, also die ethische Grösse, die Kraft der Verwirklichung ethischer Werte, kurz die ethische Quantität, ist bedingt durch den einheitlichen Zusammenschluss der Individuen zum Ganzen, und sie ist bedingt andererseits durch die ethische Selbständigkeit der Individuen, durch die Festhaltung ihrer sittlichen Individualität. Das Gleichgewicht beider Faktoren erzeugt die höchste ethische Quantität des Ganzen.

Doch kehren wir zurück zur Quantität der psychischen Gesammtvorgänge. Das Gleiche, wie von der Melodie, die eine

Einheit des Successiven ist, gilt von der simultan gegebenen Einheit des Mannigfaltigen, etwa von dem Akkord. Der Akkord ist eine simultane Einheit von Klängen. Die Verwandtschaft der Klänge macht ihn erst zum Akkord. Seine Eindrucksfähigkeit oder seine psychische Quantität ist grösser als die des einzelnen Klanges. Aber diese Eindrucksfähigkeit mindert sich wiederum mit der Enge der Verwandtschaft. Sie mehrt sich dagegen mit der relativen Selbständigkeit der Klänge oder der Minderung der Verwandtschaft. Zugleich ist dabei der Akkord in Gefahr auseinanderzufallen. So bewegt sich die Eindrucksfähigkeit des Akkordes zwischen zwei Grenzen: Die eine Grenze ist das Zusammenfliessen der Klänge des Akkordes zu einer vollkommen ungeschiedenen Einheit. Dann ist der Akkord selbst ein einfacher Klang. Es ist also auch seine psychische Quantität die des einfachen Klanges. Die andere Grenze ist das Nebeneinander einander völlig fremder Klänge. Auch hier ist der Akkord, also auch die psychische Quantität desselben, verschwunden. Es bleibt die psychische Quantität der einzelnen Klänge, und damit der Wettstreit der Klänge um die psychische Quantität.

In diesem, wie im vorigen Falle ist die Einheit der zum Ganzen zusammengeschlossenen Elemente die Gleichheit oder Aehnlichkeit. Es fällt aber unter unser Princip ebensowohl jeder erfahrungsgemässe Zusammenhang oder jede Einheit von Elementen, die durch die Erfahrung aneinander gebunden sind. Auch hier gilt: Ein umfassender erfahrungsgemässer Zusammenhang wirkt auf mich unter im Uebrigen gleichen Umständen mehr als die einzelne Thatsache. Aber auch hier „verschwindet" das Einzelne im Ganzen, und zwar umsomehr, je enger der Zusammenhang ist. Und davon wiederum ist die Folge eine relative Minderung der psychischen Quantität des Ganzen.

Es seien etwa die Teile einer menschlichen Gestalt erfahrungsgemäss zu einer sehr engen Einheit verbunden. Ich habe eine bestimmte Gestalt öfter und immer wieder gesehen. Dann hatten immer wieder die gleichen Teile Gelegenheit zur

gleichen Einheit sich zu verbinden. In dem Masse, als dies der Fall ist, hat das Einzelne im Ganzen seine Bedeutung, seine Eindrucksfähigkeit, kurz seine psychische Quantität verloren. Damit zugleich ist die Eindrucksfähigkeit des Ganzen relativ herabgesetzt, d. h. sie stellt sich nicht dar als eine der Menge der Teile entsprechende Mehrung derjenigen Eindrucksfähigkeit, welche den Teilen für sich zukäme. — Ein anderes Beispiel der erfahrungsgemässen Einheit wurde schon oben angeführt: das Wort.

Psychische Quantität und Umfang der Gesammtvorgänge.

Lassen wir jetzt den Unterschied der engeren und weniger engen Einheit eines Ganzen in unserer Betrachtung zurücktreten und achten statt dessen speziell auf den Umfang des Ganzen.

Eine Fläche von bestimmter einheitlicher Farbe habe erst eine geringe Grösse. Dann verdoppele, verdreifache, vervierfache sich die Grösse derselben. Damit vermindert sich successive die psychische Quantität der ursprünglichen Fläche und ebenso jedes ihr gleichen Teiles. Die einzelnen Teile verlieren sich in einem Ganzen aus immer mehr Teilen; sie verlieren sich also immer mehr. Zugleich mindert sich doch die Quantität jedes der Teile mit der Zunahme der Anzahl der Teile immer langsamer. Ist der Teil schon Teil einer Gesammtfläche von zwanzigfacher Grösse, und wird er nun Teil einer Gesammtfläche von einundzwanzigfacher Grösse, so verschwindet er nicht im Ganzen um ebensoviel mehr, als wenn sich die Fläche von doppelter Grösse in eine von dreifacher Grösse verwandelte. Wir werden vielmehr annehmen müssen, dass es einer Verwandlung der Fläche von zwanzigfacher Grösse in eine solche von dreissigfacher Grösse bedürfte, wenn dieser Effekt erreicht werden sollte. Das Verschwinden oder die Abnahme der Quantität ist ja ein Sichverteilen. Was aber erst auf eine Einheit von zwanzig Elementen sich verteilte, und dann auf eine Einheit von dreissig Elementen sich verteilt, das

verteilt sich in gleichem Grade, oder um einen gleichen Bruchteil, wie dasjenige, was erst auf eine Einheit von zwei Elementen sich verteilte und dann einer Verteilung auf drei Elemente unterliegt.

Gleichzeitig vermehrt sich die psychische Quantität der Gesammtfläche, aber wiederum nicht um gleiche Bruchteile, sondern immer langsamer, also um immer geringere Bruchteile. Je grösser die Fläche ist, desto weniger „verschlägt“ für den Eindruck, den sie macht, ein Zuwachs um einen bestimmten Teil.

Das Gleiche gilt, wenn nicht gleiche Teile zu einem stetigen Ganzen, sondern wenn selbständige, aber gleichartige Objekte zu einem Ganzen sich verbinden, wenn ich etwa eine Reihe von gleich uniformirten Kriegern vor mir sehe. D. h. jeder einzelne Krieger verschwindet in der Reihe, umso mehr, je grösser die Reihe ist. Der einzelne „bedeutet“ mir nicht mehr dasjenige, was mir der für sich stehende Krieger bedeuten würde. Zugleich verlangsamt sich die Abnahme der „Bedeutung“ oder Eindrucksfähigkeit mit dem Wachstum der Reihe.

Andererseits „imponirt“ mir die Menge. Aber es imponirt mir nicht die doppelte Menge in doppeltem, die dreifache in dreifachem Grade. Ich muss auch hier, um die gleiche Steigerung des Eindruckes zu erzielen, zu der gegebenen Menge eine umso grössere Anzahl hinzufügen, je grösser die Menge bereits ist. Der gleiche Zuwachs „macht weniger aus“, wenn er Zuwachs zu einer grossen Menge ist, als wenn die Menge, zu welcher er hinzutritt, klein ist. Und er macht umso weniger aus, je grösser die Menge ist.

Formuliren wir die Regel, die nach dem Gesagten für die Quantität eines Ganzen beim Wachstum seines Umfanges gilt, noch etwas anders. Das Wachstum der Grösse jener gleichgefärbten Fläche ist gleichbedeutend mit einer Vermehrung des Wahrgenommenen oder Vorgestellten; es ist ein Wachstum des Quantums dessen, was als Inhalt unserer Wahrnehmung oder Vorstellung kurz als psychischer Inhalt gegeben ist. Nennen wir dies Quantum kurz das inhaltliche psychische Quantum, so können wir, was wir gewonnen haben, auch so ausdrücken:

Wächst in einem Ganzen das inhaltliche Quantum, so erfährt das Quantum des psychischen Geschehens, welches das Ganze absorbiert, oder es erfährt die psychische Quantität des Gesammtvorganges, der in dem Ganzen sich verwirklicht, eine immer grössere und grössere relative Einbusse, sie wächst also immer langsamer.

Und dies können wir auch umkehren: Soll die psychische Quantität des Gesammtvorganges, der in einem Ganzen sich verwirklicht, um gleiche Grössen wachsen, so ist dazu eine um so grössere Steigerung des inhaltlichen Quantums dieses Ganzen erforderlich, je grösser das inhaltliche Quantum bereits ist.

Hiedurch nun werden wir erinnert an das psychophysische Gesetz, das besagt, ein gleicher Zuwachs an Intensität einer Empfindung erfordere einen umso grösseren Reizzuwachs, je grösser der Reiz bereits ist. Dass die exakte Formel dieses Gesetzes ohne weiteres auf unseren Fall übertragbar ist, können wir nicht beweisen. Aber eine Annäherung dürfen wir zweifellos statuiren. Niemand wird gegen die oben aufgestellte Behauptung etwas einzuwenden haben, dass wir einer Menge gleichartiger Objekte einen gleichen Bruchteil dieser Menge hinzufügen müssen, wenn uns der Zuwachs gleich viel „ausmachen" oder wenn der Eindruck sich in gleich merklicher Weise steigern soll. — Ich füge ausdrücklich hinzu, dass ich hierbei noch nicht an irgendwelche besondere Art des Eindruckes, etwa an Lust- oder Unlustbetontheit desselben denke. Sondern ich meine den an sich neutralen Eindruck, den Grad, in welchem die Menge, als Ganzes betrachtet, uns in Anspruch nimmt, oder die Wahrnehmung bezw. Vorstellung derselben sich uns aufdrängt, uns innerlich beschäftigt, unser „Interesse" erregt.

Die Analogie zwischen unserem Falle und demjenigen, auf welchen das psychophysische Gesetz sich bezieht, springt vor allem deutlich in die Augen, wenn wir ein Dreifaches bedenken: Erstlich dies, dass es sich im Obigen nicht um die Auffassung einer beliebigen Menge handelt, sondern um die Auffassung eines Mannigfaltigen, das ein Ganzes bildet und als Ganzes

aufgefasst wird. Insofern ist diese Menge oder Mannigfaltigkeit der intensiven Empfindung, die ja jedenfalls ein Ganzes ist, analog.

Zweitens: Die Steigerung der inhaltlichen Quantität des aus gleichen Teilen bestehenden Ganzen, oder der Menge dieser Teile verdankt ihr Dasein, ebenso wie die Steigerung der Intensität einer Empfindung, einer Mehrung des Reizquantums. Die Helligkeit eines Lichteindruckes wächst, indem an einer und derselben Stelle der Netzhaut ein neues Reizquantum hinzutritt; die Grösse der Fläche wächst, indem neue Reize an benachbarten Stellen der Netzhaut hinzutreten.

Dazu tritt endlich das auf S. 384 f. Festgestellte: Wir bezeichnen die Lautheit eines Klanges, die Helligkeit einer Farbe u. s. w. darum als Intensität, weil das Wachstum der Lautheit bezw. der Helligkeit eine entsprechende Mehrung der Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit oder der psychischen Quantität in sich schliesst.

Beachten wir dies alles, so erhellt, dass wir unsere oben aufgestellte Regel mit dem psychophysischen Gesetz in die eine Regel zusammenfassen können: Soll ein psychisches Ganze hinsichtlich des Masses von Aufmerksamkeit, das es beansprucht, oder hinsichtlich seiner psychischen Quantität, um gleiche Grössen gesteigert werden, so bedarf es einer um so grösseren Mehrung des Reizquantums, je grösser das Reizquantum bereits ist.

Damit ist doch der Gegensatz zwischen unserem Falle und den Fällen, die das psychische Gesetz unter sich befasst, nicht aufgehoben. Die Messung der Intensität von Lichteindrücken, d. h. die Messung der Grade, in welchen uns die Lichteindrücke in Anspruch nehmen, ist eben wegen der Uebereinstimmung von Helligkeit und Intensität zugleich eine Messung von Helligkeiten, d. h. eine Messung der mit diesem Namen bezeichneten Empfindungsqualitäten. Dagegen ist die Messung des Grades, in welchem die verschieden grossen Flächen uns in Anspruch nehmen, nicht zugleich eine Messung der räumlichen Ausdehnung der Flächen. Die Helligkeiten einer Lichtempfindung

erfahren einen gleich grossen Zuwachs, wenn die Reize um gleiche relative Grössen wachsen. Dagegen erfährt die räumliche Ausdehnung derselben einen gleichen Zuwachs, wenn die Reize hinsichtlich ihrer räumlichen Ausbreitung um gleiche absolute Grössen wachsen.

Dieser Gegensatz aber kann uns nicht verwundern. Es ist nun einmal etwas Anderes, ob die Teile eines Reizquantums zu einer einzigen Empfindung zusammenwirken, oder ob die Wirkungen desselben im Bewusstsein räumlich auseinandertreten; oder, anders gesagt, ob die Wirkungen der Teile eines Reizquantums in einen einzigen unteilbaren Empfindungsinhalt zusammenfliessen, oder ob die Teile des Reizquantums im Bewusstsein einen entsprechenden Teil eines aus Teilen zusammengesetzten Ganzen ergeben.

Diese verschiedenen Weisen der Teile eines Reizquantums im Bewusstsein zu wirken, ergeben dann naturgemäss auch verschiedene Masse für die entsprechenden Bewusstseinsinhalte. Es hat ja schliesslich in beiden Fällen das „Messen" einen völlig verschiedenen Sinn. Die Messung der Grösse der Fläche ist die Bestimmung einer Anzahl von Teilen. Die Messung der Helligkeitsgrade dagegen ist etwas von der Bestimmung einer Anzahl von Teilen durchaus Verschiedenes, da nun einmal die grössere Helligkeit nicht aus einer Anzahl von kleineren Helligkeiten sich zusammensetzt.

Indessen, es gibt auch eine Messung der relativen Grösse einer Fläche, die mit einer Anzahl von Teilen nichts mehr zu thun hat. Oder positiv gesagt, es gibt eine Messung der relativen Grösse einer Fläche, die ebenso wie die Messung der Helligkeiten eines Lichteindruckes den Grad der Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit oder die Stärke des Eindruckes zum Massstab hat. Unter Voraussetzung dieser Messung schwindet auch der soeben bezeichnete Gegensatz, und das Resultat der Messung nähert sich demjenigen, das im psychophysischen Gesetz ausgesagt ist.

Solche Messung nach dem Eindruck vollziehen wir in weitem Umfange. Wir vollziehen sie immer umso sicherer,

je weniger die aneinander zu messenden Raumgrössen unserer Wahrnehmung unmittelbar gegenwärtig sind. Für absolute Grössen von Objekten haben wir ja ein geringes Gedächtniss. Sie schwanken in unserer Erinnerung. Und je mehr dies der Fall ist, desto mehr tritt das Urteil nach dem „Eindruck“ an die Stelle. Und dabei erweist sich der Unterschied des Eindrucks nicht durch die absoluten, sondern durch die relativen Grössenunterschiede bedingt. Ein Haus scheint sich hinsichtlich seiner Höhe einem anderen, das wir vorher gesehen haben, ebenso anzunähern, wie eine kleine Fläche, die wir auf ein Stück Papier zeichnen, einer danebenstehenden kleineren Fläche, wenn der relative Grössenunterschied dort so gross ist, wie hier. Andererseits kann ein Mensch sehr viel grösser erscheinen als ein vorher gesehener Mensch, dagegen ein Baum kaum grösser als ein vorher gesehener Baum, wenn der Unterschied zwischen den beiden Menschen ebenso gross ist, wie derjenige zwischen den beiden Bäumen. Der Grössenunterschied, den wir in allen solchen Fällen meinen, ist der Unterschied des „Eindrucks“.

Anwendungen.

Ein Einwand, der gegen das im Vorstehenden Gesagte erhoben werden könnte, führt uns zur Betrachtung der Bedeutung der bezeichneten Thatsache. Man könnte meinen: dass in der grösseren einfarbigen Fläche die Aufmerksamkeit auf die Teile sich verteile, sei selbstverständlich, wenn einmal zugegeben sei, dass das Mass der in jedem Augenblick verfügbaren Aufmerksamkeit begrenzt sei. In dieser Meinung läge ein vollkommenes Missverständniss des Sachverhaltes, der uns hier beschäftigt.

Wenn ich den Worten eines Redners folgen soll, und es drängen sich mir zugleich irgend welche davon vollkommen unabhängige sonderbare Bewegungen eines in meiner Nähe sitzenden Zuhörers auf, so ist meine Aufmerksamkeit notwendig zwischen beiden, dem Vortrag und den Bewegungen, „geteilt“. D. h. ich kann nicht auf die Worte des Redners achten, soweit

ich auf die Bewegungen achte. Die Worte des Redners entgehen mir also. Und umgekehrt, achte ich auf die Worte des Redners, so übersehe ich die Bewegungen. Dieser Fall ist gleichartig einem oben angeführten, nämlich dem Fall der Verdrängung eines wissenschaftlichen Gedankenzusammenhangs durch einen Schrei. Es ist ein Fall der Konkurrenz um die psychische Kraft, wie sie immer besteht, wenn Wahrnehmungs- oder Vorstellungsvorgänge, die in keinem Zusammenhange stehen, gleichzeitig vollzogen werden sollen.

Aber in der gegenwärtigen Untersuchung handelt es sich um etwas vollkommen Anderes, ja in gewisser Weise um das direkte Gegenteil. Die grosse Fläche, die Reihe von Kriegern, die aus vielen Teilen bestehende Menschengestalt, wirken der Voraussetzung nach auf mich als Ganzes; ich fasse sie als Ganzes auf. Dann fasse ich auch die Teile auf. Es ist unmöglich, dass ich die grosse Fläche sehe, ohne alle die Teilflächen mitzusehen. Es ist unmöglich, dass ich über dem Ganzen die darin enthaltenen und sie konstituirenden Teile übersehe. Zugleich ist das Quantum der Aufmerksamkeit, das die einzelnen Teile beanspruchen, vermindert. Während also die Teile, weil sie im Ganzen enthalten sind, Gegenstand meines Bewusstseins sind, beanspruchen sie doch als einzelne in minderem Masse die Aufmerksamkeit. Oder umgekehrt gesagt, während die durch die einzelnen Teile in Anspruch genommene Aufmerksamkeit herabgemindert ist, bleibt doch die Wahrnehmung dieser Teile, als bewusste Wahrnehmung, bestehen.

Hiemit ist gesagt, worauf es hier ankommt. Sind mögliche Gegenstände des Bewusstseins einander heterogen, ohne Zusammenhang, gehören sie in keiner Weise einem psychischen Gesammtvorgang an, so schliessen sie sich wechselseitig aus dem Bewusstsein aus. Ist durch die Wahrnehmung des einen die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so fehlt das Quantum der Aufmerksamkeit, das zur bewussten Wahrnehmung des anderen erforderlich wäre. In unserem Falle dagegen, d. h. wenn die Inhalte des Bewusstseins einem Zusammenhang angehören, können viele Inhalte nebeneinander im Be-

wusstsein sein, weil jeder von ihnen von dem verfügbaren Masse der Aufmerksamkeit nur einen entsprechend kleinen Teil in Anspruch nimmt. Dass er aber nur einen solchen kleinen Teil in Anspruch nimmt, dies hat eben in der Zugehörigkeit zu einem psychischen Gesammtvorgang seinen Grund.

Man denke wiederum speziell an die gleichgefärbte Fläche. Ich sagte eben, wenn in dieser Fläche das Quantum des Vorgestellten sich vervielfache, so halte das Quantum der dadurch in Anspruch genommenen psychischen Kraft damit nicht gleichen Schritt. Darin liegt zugleich das Umgekehrte, dass in der Fläche das Quantum des Vorgestellten sich vervielfältigen kann, ohne dass darum das Quantum der in Anspruch genommenen psychischen Kraft ebenfalls entsprechend sich zu vervielfältigen braucht.

Das heisst: Die Zugehörigkeit eines Wahrgenommenen oder Vorgestellten zu einem psychischen Gesammtvorgang ist ein Mittel der Ersparung psychischer Kraft. Je mehr irgendwelche psychische Inhalte zu einem psychischen Gesammtvorgange sich zusammschliessen, umso grösser ist die inhaltliche Leistung, die durch ein gleiches Quantum psychischer Kraft vollbracht wird. Oder was Dasselbe sagt, zu einer je vollkommeneren Einheit Inhalte sich zusammenschliessen, umso geringer ist der Aufwand an psychischer Kraft, der erforderlich ist, wenn eine bestimmte Menge solcher Inhalte von uns aufgefasst werden soll.

Diese Regel der Ersparung psychischer Kraft beruht, wie wir sahen, darauf, dass das Element eines Ganzen in dem Masse, als es mit anderen Elementen ein einheitliches Ganze bildet, oder zu einem solchen verwachsen ist, hinsichtlich seiner psychischen Quantität mit diesem anderen in eines zusammenfällt. Auf Grund davon können wir noch zu einer neuen Formulirung unserer Regel gelangen. Soweit die Elemente eines Ganzen mit allen anderen quantitativ in eines zusammenfallen, ist das Ganze selbst hinsichtlich seiner Quantität ein einziges Element. Wir können darnach unsere Regel der Ersparung psychischer Kraft auch so ausdrücken: Jedes Ganze aus Elementen ist, sofern es ein einheitliches Ganze ist,

hinsichtlich der psychischen Kraft, die es beansprucht, dem einfachen Elemente gleichwertig.

Einheiten sind also das Mittel ein Vielfaches zumal in psychischem Besitz zu haben oder apperceptiv zumal zu bewältigen. Demgemäss suchen wir auch, wo Mehreres zumal von uns aufgefasst werden soll, es in eine Einheit zusammenzuschliessen. Ich sage, wir suchen so zu verfahren. Dies „Suchen“ ist Sache des „Willens“. Aber wie überall, so ist auch hier der Wille nicht eine besondere Kraft in uns, sondern er ist die Wirksamkeit der Faktoren, die überhaupt das psychische Geschehen regeln. Wenn Verschiedenes gleichzeitig sich uns aufdrängt, so gewinnt eben vermöge dieses gleichzeitigen sich Aufdrängens Dasjenige, was geeignet ist, das Verschiedene zur Einheit zu verbinden, — die gemeinsamen Züge, die räumlichen und zeitlichen Beziehungen, die kausalen Mittelglieder, die zur Zusammenfassung geeigneten Begriffe u. s. w. Macht, und ermöglicht so die gleichzeitige Auffassung.

Noch in anderer Weise als der im Vorstehenden bezeichneten, ist das Gesetz, von dem wir reden, für die Oekonomie des psychischen Lebens von Bedeutung. Mancherlei Dinge sind uns gewohnt, geläufig, alltäglich. Wir beachten sie darum nicht mehr im Einzelnen, sie nehmen uns, wenn wir ihnen begegnen, innerlich weniger in Anspruch, wir übersehen bezw. überhören sie vielleicht vollständig. Trotzdem ist es nicht, als ob die Dinge gar nicht da wären. Ihr thatsächliches Nichtvorhandensein würde uns in hohem Masse auffallen. Sie wirken also in uns. Nur dass das Mass der Aufmerksamkeit, das ihnen als einzelnen zu Teil wird, auf ein Minimum herabgesunken ist.

Solche Thatsachen wird man, ebenso wie andere ihnen verwandte, von denen nachher die Rede sein wird, nicht mit einem blossen Worte erklären wollen. Blosse Worte aber sind es, wenn man sagt, es habe für das Gewohnte oder Geläufige eine Abstumpfung oder Ermüdung stattgefunden. Diese Worte enthalten zugleich, wenn sie ernst genommen werden, einen sachlichen Irrtum.

Dass mir Rot weniger rot erscheint, vielmehr, dass es für mich weniger rot ist, wenn ich vorher mit derselben Stelle der Netzhaut längere Zeit Rot gesehen habe, hat zweifellos seinen Grund in einer Ermüdung. Die Sehkraft der betreffenden Netzhautstelle für Rot ist relativ erschöpft. Dagegen findet keine solche Ermüdung statt, wenn ich ein Gemälde an der Wand meines Zimmers, das ich alle Tage sehe, nicht mehr beachte. Weder die Sehkraft für dies Gemälde hat sich gemindert, noch ist die Auffassungskraft für dasselbe geringer geworden. Es gibt weder für jedes Gemälde eine besondere Sehkraft, noch gibt es eine in solcher Weise spezialisirte Kraft der Auffassung. Das Gemälde würde mir sogar in besonders hohem Masse auffallen, wenn ich es an anderer Stelle sähe.

Mit Letzterem ist der Erklärungsgrund für den bezeichneten Thatbestand gegeben. Das Gemälde ist von mir immer in dieser bestimmten Umgebung gesehen worden. Es ist also mit der Umgebung zu einem Ganzen verwachsen. Die Umgebung wiederum, einschliesslich des Gemäldes, ist aufs Engste verflochten mit allen den Vorstellungen, mit der ganzen Daseinsweise und Weise mich zu bethätigen, wie sie mir natürlich ist, wenn ich in meinem Zimmer weile. Das Gemälde ist also Element in einem engeren, und dieses in einem weiteren und schliesslich sehr umfassenden Zusammenhang. Und daraus ergibt sich eine entsprechende Minderung seiner psychischen Quantität. Das Gemälde „verschwindet" für meine Aufmerksamkeit in der Umgebung, und mit der Umgebung in jenem weiteren Zusammenhang alltäglicher Vorstellungen und Interessen. Darin allein besteht die psychische Abstumpfung oder Ermüdung.

Auch hier ist das „Gesetz der psychischen Quantität in Gesammtvorgängen" ein Gesetz der Ersparung psychischer Kraft, sofern ich trotz des geringen Masses von Aufmerksamkeit, das dem Gemälde zufällt, doch beim Blicke auf die Wand das Gemälde zweifellos mit-sehe. Ich sehe es mit, d. h. ich sehe es im Ganzen. Und es übt im Ganzen oder als Element des Ganzen eine vielleicht sehr erhebliche psychische

Wirkung. Dagegen kann die psychische Wirkung, die es als dies einzelne Objekt übt, so gering sein, dass ich schon im nächsten Momente mir keine Rechenschaft darüber zu geben weiss, ob ich es überhaupt gesehen habe oder nicht.

Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, dass ein solches Gewohntes oder Geläufiges von mir, obgleich es auf meine Sinne wirkt, völlig übersehen bezw. überhört wird, d. h. dass der Empfindungs- oder Wahrnehmungsvorgang, den es auslöst, ohne den zugehörigen Bewusstseinsinhalt bleibt. So wird das gewohnte Tiktak der Wanduhr von mir oft genug nicht bloss wenig beachtet, sondern überhaupt nicht gehört werden. Aber auch, wenn dies der Fall ist, übt doch der unbewusst bleibende Wahrnehmungsvorgang im Zusammenhang des Ganzen, dem er angehört, seine Wirkung. Er übt sie eben vermöge der Zugehörigkeit zu diesem Zusammenhang. Das Fehlen des gewohnten Geräusches könnte mein ganzes Vorstellungsleben empfindlich stören.

Auf die besonderen Bedingungen dieses völligen Ueberhörens oder Uebersehens gehe ich nun hier nicht näher ein. Ich bemerke nur, dass das „Verschwinden" in einem Zusammenhang, und andererseits die „Konkurrenz" um die psychische Kraft hier in mannigfacher Weise zusammenwirken können. Ebenso wenig gehe ich ein auf den Mechanismus jener „Störung", wenn das Gewohnte oder Geläufige fehlt.

Die Wichtigkeit jenes „Verschwindens" des Gewohnten oder Geläufigen in dem Zusammenhang, in den es verwoben ist, leuchtet ein. Dass die gewohnten Objekte mit anderweitigen Erlebnissen zu festen Komplexen verwachsen, dies dient zunächst dazu, ihnen höhere Bedeutung, grössere Eindrucksfähigkeit, grösseres psychisches Gewicht zu verleihen. Dies psychische Gewicht nun würde sich bei manchen Objekten ins Ungemessene steigern, wenn nicht zugleich jene Gegenwirkung, ich meine jenes „Sichverlieren" in dem Zusammenhange stattfände. Wir wären in beständiger Gefahr von Objekten der Wahrnehmung oder Vorstellung überwältigt und erdrückt zu werden, wenn jederzeit alles Wahrgenommene oder Vor-

gestellte mit dem ganzen Gewichte auf uns einstürmte, mit dem es, von diesem Sichverlieren abgesehen, auf uns einstürmen müsste.

Als einen Beleg hiefür habe ich an einer anderen Stelle [1]) den Eindruck angeführt, den der plötzliche Anblick des seit länger verloren geglaubten lieben Sohnes auf eine Mutter machen kann. Vielleicht tötet sie der freudige Schreck. Am Anblick des Sohnes haftet noch, was ihn zum geliebten Sohne, vielleicht zum Ein und Alles der Mutter machte, alle ihre Arbeit, ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, Freuden und Leiden eines langen Lebens, die sie mit dem Sohne geteilt hat. Aber die Beziehungen zwischen diesem inhaltreichen Vorstellungskomplex einerseits und dem alltäglichen Leben der Mutter andererseits sind zerrissen. Sie ist eine andere geworden. Sie hat sich ein äusseres und inneres Leben aufgebaut, zu welchem der Sohn nicht mehr als ein selbstverständliches Element, oder als der eigentliche Mittelpunkt, mit hinzu gehört. Daher zeigt jetzt, bei der unvermuteten Wiederkehr, der Anblick des Sohnes, oder richtiger, der Komplex von Vorstellungen, in welchem das Bild des Sohnes der Mittelpunkt ist, die ganze psychische Quantität, die ihm als diesem inhaltreichen Komplex zukommt.

Bedeutung für das Gefühl.

Hiermit sind wir schon bei der Frage nach der Bedeutung unseres Gesetzes für das Gefühl angelangt. Ich denke hier speziell an das Lust- und Unlustgefühl.

Dabei muss ich das allgemeine Gesetz der Lust und Unlust als zugestanden voraussetzen. Ich formulire es kurz so: Lust ist Symptom der Förderung, Unlust ist Symptom der Hemmung des psychischen Lebens. Dies ist eine alte Wendung. Es kommt nur darauf an, dass mit ihr Ernst gemacht wird.

In diesem Zusammenhang ist mir nun zunächst wichtig, dass in der aufgestellten Regel in jedem Falle Eines liegt: Es

[1]) Grundthatsachen des Seelenlebens, 1883, S. 380, vgl. S. 193.

muss psychisch etwas geschehen, wenn Lust oder Unlust entstehen soll; und die Quantität des psychischen Geschehens ist Bedingung für die Höhe sowohl der Lust als der Unlust. Eine psychische Lebensförderung ist ja umso intensiver, je mehr das auf die Förderung des psychischen Lebens Gerichtete zu wirken vermag, je grösser also seine psychische Quantität ist. Ebenso muss die Hemmung, aus welcher die Unlust entsteht, umso intensiver sein, je intensiver das Hemmende wirkt. Die Lust ebenso wie die Unlust wächst also unter im Uebrigen gleichen Bedingungen mit der Quantität des Geschehens, das von Lust bezw. Unlust begleitet ist.

Nun mindert sich, wie wir sahen, die psychische Quantität des Ganzen aus einer Mehrheit von Elementen, wenn die Einheitlichkeit des Ganzen eine gewisse Grenze überschreitet. Man erinnere sich der Minderung des Interesses an der Melodie, wenn die musikalische Einheitlichkeit derselben eine zu grosse wird. Mit diesem „Interesse" war zunächst gemeint der Grad, in welchem die Melodie uns in Anspruch nimmt. Aber davon ist wiederum abhängig der Grad der Lust. Auch die Lust an der Melodie also wird durch ihre Einheitlichkeit vermindert. Da diese Einheitlichkeit, d. h. das System der Tonverwandtschaften, das die Elemente der Melodie verbindet, zunächst der Grund der Lust an der Melodie ist, so ist demnach hier Eines und Dasselbe Grund der Lust und Grund ihrer Minderung. Die Einheitlichkeit ist an sich Grund der Lust. Sie ist zugleich Grund der Minderung derselben, sofern sie jenseits einer gewissen Grenze die psychische Quantität der Melodie vermindert.

Die hier vorliegende Thatsache ist eine überall wiederkehrende. Sie ist der Aesthetik seit lange bekannt als die Regel der Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche die Kehrseite bildet der Regel der Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Wir sahen weiter: Auch diejenige Einfügung in einen Zusammenhang, durch welche Objekte zu gewohnten oder geläufigen werden, ist gleichbedeutend mit einer Minderung der psychischen Quantität der Objekte. Auch sie schliesst also eine

Minderung der Lust wie der Unlust in sich. In der That ist es eine jedermann geläufige Sache, dass man sich an das Erfreuliche, wie an das Unerfreuliche „gewöhnen" kann, d. h. dass die „Abstumpfung" unserer Aufmerksamkeit oder unseres Interesses für das Gewohnte zugleich eine Abstumpfung für ihren Lust- bezw. Unlustcharakter ist.

Dagegen spricht man von einem „Reiz der Neuheit". Man denkt hierbei zunächst wohl an die durch die Neuheit bedingte höhere Lust. Aber daneben steht die durch die Neuheit bedingte höhere Unlust. In jedem Falle ist der Reiz der Neuheit nichts als der ursprüngliche Reiz des Objektes; da ursprünglich alles neu ist. Die Gewohntheit, d. h. die Einordnung in einen Zusammenhang mindert diesen ursprünglichen oder in der Sache selbst begründeten Reiz.

Eine Folge dieses Sachverhaltes ist die Forderung, dass uns Neues geboten werden müsse, wenn unser Interesse, vor allem auch unser ästhetisches Interesse „frisch" erhalten werden soll. Der Forderung kann genügt werden, indem etwas im Ganzen als ein Neues sich darstellt, oder indem neue Elemente in einen gewohnten Komplex von Elementen hineintreten.

Die behauptete Beziehung zwischen psychischer Quantität und Lust bezw. Unlust lässt sich nun aber auch umkehren: Es wächst nicht nur Lust und Unlust mit der psychischen Quantität des Vorganges, der von Lust und Unlust begleitet ist, sondern es gilt auch umgekehrt die Regel: Das Lustvolle und ebenso das Unlustvolle besitzt immer einen Grad der psychischen Quantität. Es nimmt uns, eben als Lustvolles bezw. Unlustvolles, in gewissem Masse in Anspruch. Dagegen liegt es in der Natur des „Gleichgiltigen", d. h. gegen Lust und Unlust Indifferenten uns „gleichgiltig" zu lassen, d. h. unter im Uebrigen gleichen Umständen unsere Aufmerksamkeit in minderem Masse in Anspruch zu nehmen.

Dass es so sich verhält, ist keine selbstverständliche, sondern eine der Erklärung bedürftige Thatsache. Wir müssen fragen: In welcher Eigentümlichkeit des Lustvollen, z. B. der

schönen Farbe, und andererseits des Unlustvollen, z. B. des widrigen Geruches, liegt es begründet, dass wir darüber nicht, wie über das weder entschieden Lustvolle noch entschieden Unlustvolle, „hinwegsehen". Sähen wir darüber hinweg, so würde nach dem Gesagten die Lust bezw. Unlust vermindert. Aber die Frage ist, warum thun wir dies thatsächlich nicht, es sei denn unter besonderen Voraussetzungen, etwa der Gewohntheit? Wiefern kann in der Beschaffenheit desjenigen, das Lust bezw. Unlust zu erzeugen vermag, zugleich die Fähigkeit liegen, uns mehr als dasjenige, dem jenes Vermögen abgeht, in Anspruch zu nehmen? Und wie geschieht es, dass dies Letztere, also dasjenige, das hinsichtlich der Lust und Unlust indifferent ist, zugleich leichter von uns übersehen wird?

Um dies verständlich zu machen, muss ich mit einem Wort den Gegensatz der Bedingungen der Lust und Unlust berühren.

Lust, so sagte ich, sei Symptom der psychischen Lebensförderung. Dabei ist unter „Lebensförderung" nicht jede beliebige Mehrung des psychischen Geschehens verstanden. Sondern, was wir mit diesem Namen bezeichnen, besteht letzten Endes jederzeit darin, dass die Seele zu einer Weise ihrer Bethätigung veranlasst wird, die ihr „natürlich" ist, auf die sie ihrer Beschaffenheit zufolge gerichtet, auf die sie ihrer Organisation gemäss abgestimmt, akkommodirt, adaptirt ist.

Hiebei ist eine Voraussetzung gemacht, die zu machen wir in keinem Falle umhin können. Was die Seele auch sein, oder worin immer das Substrat des psychischen Lebens bestehen mag, ob man sich berechtigt glaubt, Seele und Gehirn einfach zu identifiziren, oder ob man Bedenken trägt, in solcher Identifikation die volle Lösung des Rätsels der Seele, also des Individuums oder der Persönlichkeit zu finden, in jedem Falle muss es für die Seele, oder für das Substrat der psychischen Lebenserscheinungen Weisen der Bethätigung geben, die ihrer Eigenart, ihrer Organisation, ihren natürlichen Bethätigungsrichtungen, dem worauf sie natürlicherweise angelegt ist, mehr, und andererseits Weisen der Bethätigung die ihrer Eigenart,

ihrer Organisation u. s. w. minder entsprechen. Leistungen, die der Psyche zugemutet werden, d. h. Wahrnehmungen, Vorstellungen und Verbindungen von solchen, müssen solchen natürlichen Bethätigungsrichtungen bald mehr bald minder entgegenkommen, oder dazu bald mehr bald minder in Gegensatz treten, so dass sie als Zumutungen im engeren Sinne, als ein von der Psyche erlittener Zwang erscheinen. Leistungen der ersteren Art stellen dann als lustvolle, Leistungen der letzteren Art als unlustvolle sich dar.

Dieser Betrachtungsweise müssen wir aber sofort eine genauere Bestimmung hinzufügen. Es gibt gar viele Weisen der psychischen Bethätigung, die mit Lust verbunden sind; und unter diesen auch solche von entgegengesetztem Charakter. Man denke nur an die lustvollen Farbenempfindungen. Warme und kalte, heitere und ernste, lebhafte und ruhig erregende, leidenschaftlich und still anmutende Farben sind mit Lust verbunden. Sie alle müssen also natürlichen Bethätigungsrichtungen der Psyche entsprechen oder entgegenkommen. Es gibt demnach natürliche psychische Bethätigungsrichtungen von gar verschiedener Art. Jede derselben gehört zur Organisation der Psyche; aber jede ist nur eine Seite derselben. Es ist nicht das Allgemeine der psychischen Organisation, sondern ein besonderes Moment, eine spezifische Charakteristik derselben neben anderen, die in den lustvollen psychischen Vorgängen angesprochen wird und zur Bethätigung gelangt.

Damit ist nicht gesagt, dass nicht mehrere solche spezifische Thätigkeitsrichtungen der Psyche gleichzeitig in psychischen Vorgängen zu ihrem Rechte kommen können. Und da die Psyche bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Thätigkeitsrichtungen doch eine Einheit ist, so begreifen wir, dass die Lust sich steigert, wenn einander entgegengesetzte Bethätigungsrichtungen gleichzeitig zur Bethätigung gelangen und dadurch eine Aufhebung der Einseitigkeit bewirkt, oder ein Gleichgewicht hergestellt wird. In der That gibt es eine besondere Befriedigung an solcher Ergänzung oder solchem Gleichgewicht. Man denke an die Zusammenstellung kontrastirender Farben.

Immerhin bleibt es doch auch hier dabei, dass jede der kontrastirenden Farben für sich eine einseitige oder spezifisch charakterisirte psychische Bethätigungsrichtung repräsentirt.

Nun ist es aber auch andererseits denkbar, dass psychische Vorgänge sich zu solchen psychischen Bethätigungsrichtungen neutral verhalten, dass sie weder einer derselben entsprechen, noch einer derselben widersprechen. Es fehlt ihnen eben die spezifische Charakteristik. Sie sind dem Grau vergleichbar, das mit den Farben Rot, Grün etc. den Helligkeitsgrad gemein hat, aber weder rot noch grün etc. ist. Solche psychische Vorgänge können nach unserer Voraussetzung weder lust- noch unlustbetont sein. Sie müssen umso mehr indifferent, d. h. gegen Lust und Unlust indifferent sein, je mehr sie undifferenzirt sind d. h. eben einer solchen spezifischen Charakteristik oder Färbung entbehren.

Damit ist nun aber natürlich nicht gesagt, dass solche Vorgänge der Natur der Psyche überhaupt fremd sind. Vielmehr muss von ihnen in gewisser Weise das volle Gegenteil gelten. Entsprechen sie weder, noch widersprechen sie einer spezifischen Bethätigungsrichtung der Psyche, so kommt in ihnen umso sicherer das allgemeine Wesen derselben, die gegen ihre besonderen Bethätigungsrichtungen neutrale, allgemeine psychische Organisation zum Ausdruck.

Solche relativ undifferenzirte psychische Vorgänge oder Erregungen müssen wir nun in der Psyche jederzeit als vorhanden ansehen. Ich denke vor allem an gewisse Körperempfindungen des normalen Lebens, die zweifellos im Vergleich mit den Empfindungen der höheren Sinne wenig oder schlecht differenzirt heissen müssen. Reize ohne Zahl, vom Inneren des Körpers und von seiner Oberfläche stammend, treten beständig an die Psyche heran und halten sie in einem dauernden Erregungszustand. Diese nie fehlenden psychischen Erregungen machen die beständige Basis der spezifischer gearteten psychischen Lebensbethätigungen aus. Sie pflegen uns nicht einzeln nebeneinander zum Bewusstsein zu kommen. Dann verraten sie doch ihr Dasein in einem allgemeinen Lebensgefühl.

Und wie diese beständig vorhandenen Erregungen relativ undifferenzirt sind, so sind sie auch hinsichtlich der Gefühlsfärbung relativ indifferent. Sie sind nicht beglückend, wie es der leiseste Ton oder der geringste Farbenanflug sein kann; und nicht unlusterregend, wie es Geruchsempfindungen schon bei sehr geringer Intensität sein können.

Sind aber solche Empfindungen relativ undifferenzirt, so müssen sie einander relativ gleichartig sein. Dabei liegt der Nachdruck nicht darauf, dass die Empfindungsinhalte einander gleichartig sind. Worauf es ankommt, ist, dass die ihnen zu Grunde liegenden psychischen Vorgänge einen gleichartigen Charakter haben. Die Gleichartigkeit beruht darauf, dass in ihnen allen, mehr als in jenen differenzirteren Empfindungen, die allgemeine sich selbst gleiche psychische Organisation oder ein allgemeiner Grundzug dieser Organisation sich ausspricht; negativ gesagt, dass in ihnen dasjenige, was die einseitigen psychischen Bethätigungsweisen auszeichnet und von einander unterscheidet und zu einander in Gegensatz stellt, in Wegfall kommt oder in minderem Grade sich findet. Es ist eine Gleichartigkeit, wie sie allen Lichteindrücken ohne Farbe, oder allen Schalleindrücken ohne bestimmte Tonhöhe, also allen reinen Geräuschen, eignet.

Damit nun sind die Voraussetzungen gegeben, unter denen wir begreifen, dass das ausgesprochen Lustvolle und ebenso das ausgesprochen Unlustvolle immer die psychische Kraft in bestimmtem Grade in Anspruch zu nehmen, uns zu sich hinzuziehen und bei sich festzuhalten geeignet ist, das Gleichgiltige dagegen uns gleichgiltig lässt, d. h. eine geringere psychische Quantität besitzt.

Ich meinte oben, das uns Fremde oder Neue habe jederzeit als solches eine höhere psychische Quantität; das in einen Zusammenhang sich Einfügende, wir können auch sagen, das psychisch Eingebürgerte, gehe der psychischen Quantität verlustig. Dabei war unter dem Eingebürgerten verstanden dasjenige, das im Laufe der Zeit sich eingebürgert hat. Diesem nun steht gegenüber das vom Hause aus oder seiner Natur

nach Eingebürgerte. Ebenso steht jenem Fremden entgegen das vom Hause aus oder seiner Natur nach der Psyche Fremde.

Auf Grund des Obigen nun können wir sagen: Ein der Psyche Fremdes in diesem letzteren Sinne ist jedes ausgesprochen Unlustvolle, aber auch in gewisser Weise jedes ausgesprochen Lustvolle. Das Unlustvolle, so meinte ich, müsste gedacht werden als irgendwie zu einer natürlichen Bethätigungsrichtung der Psyche in Gegensatz tretend. Dies kann ein Doppeltes heissen. Einmal, das Unlustvolle widerstreitet einer der spezifischen Thätigkeitsrichtungen der Psyche. Dann muss es selbst eine spezifisch charakterisirte Bethätigung der Psyche in sich repräsentiren; es kann nicht zu den gegen die spezifischen Bethätigungsrichtungen neutralen Erlebnissen gehören. Es ist also zugleich der neutralen „Basis" des psychischen Lebens fremd. Oder das Unlustvolle tritt zu der allgemeinen Organisation der Psyche in Gegensatz. Dann tritt es auch in Gegensatz zu dieser neutralen Basis, in der ja diese allgemeine Organisation zur Bethätigung gelangt. Es ist also wiederum dieser allgemeinen Basis des psychischen Lebens fremd.

Dagegen meinten wir, das Lustvolle entspreche jedesmal einer spezifischen Bethätigungsrichtung der Psyche. Darin liegt ohne Weiteres, dass es im Zusammenhang des psychischen Lebens jederzeit ein Eigenartiges und insbesondere ein der neutralen Basis des psychischen Lebens gegenüber Eigenartiges darstellt. Es widerstreitet nicht jener allgemeinen Basis des psychischen Lebens, aber es fällt aus ihr heraus. Es stimmt also mit dem Unlustvollen darin überein, ein qualitativ isolirtes oder relativ isolirtes psychisches Erlebniss zu sein.

Und diese Isolirtheit oder Fremdheit nun macht, dass das Lustvolle, wie das Unlustvolle, eine höhere psychische Quantität besitzt. Die besondere Fremdheit des Unlustvollen macht, dass nichts so sehr als das mit intensiver Unlust Behaftete uns in Anspruch nimmt oder uns sich aufdrängt und uns festhält.

Dagegen ist das gegen Lust und Unlust Neutrale von Haus aus im Zusammenhang des psychischen Lebens heimisch

oder eingebürgert. Es fügt sich ohne Weiteres ein in einen Zusammenhang des Gleichartigen. Der in ihm verwirklichte psychische Vorgang „fällt" nicht „heraus" oder tritt nicht für sich heraus, sondern ist Teil oder Element der allgemeinen Basis des psychischen Lebens, deren Elemente durch ihre Weise nur das Allgemeine der psychischen Organisation zum Ausdruck zu bringen miteinander zu einer gleichartigen Masse verbunden sind.

Damit ist die Gleichgiltigkeit des Gleichgiltigen, ebenso wie das Interesse am Lustvollen und am Unlustvollen unserem Gesetz der psychischen Quantität untergeordnet.

Zugleich sind diese Thatsachen unter einen und denselben Gesichtspunkt gestellt mit anderen, die schon vorher zweifellos feststehen. Die besondere Stellung des Lustvollen, wie des Unlustvollen im psychischen Lebenszusammenhang erscheint gleichartig dem Reiz des Neuen. Das Lustvolle und das Unlustvolle ist eben ein Neues, nämlich für jene allgemeine, gegen die Unterschiede der spezifisch charakterisirten psychischen Regungen neutrale Basis des psychischen Lebens. Das Gleichgiltige dagegen, d. h. das seiner Natur zufolge weder Lustvolle noch Unlustvolle ist nichts Neues. Es ist ein Gewohntes oder Geläufiges, sofern es undifferenzirt und damit dieser allgemeinen Basis gleichartig ist, oder genauer: sofern eine gleichartige Weise des psychischen Geschehens darin sich verwirklicht. Es ist so „grau", wie diese allgemeine Basis oder diese Grundströmung des psychischen Lebens.

Als eine Art des besonderen Interesses, welches das Neue für uns hat, kann endlich auch das Seltenheitsinteresse und speziell das positive Seltenheitsinteresse oder der Seltenheitswert betrachtet werden. Auch der Seltenheitswert ist der ursprüngliche Wert eines Objektes. Ist das Objekt nicht selten, sondern mehrfach gegeben, so tritt es für das Bewusstsein in einen Zusammenhang. Es wird eines unter mehreren gleichartigen Objekten. Damit „verschwindet" es in der Menge, wie der Krieger in der Reihe der Krieger.

Und damit mindert sich auch hier wiederum die Lust;

und in gleicher Weise die Unlust. Was ich nicht allein habe, sondern Andere mit mir zugleich besitzen, freut mich weniger. Andererseits tröste ich mich mit Anderen, wenn von dem Unangenehmen, das mich betrifft, auch Andere betroffen werden. Die Minderung der Lust wie der Unlust beruht auch hier auf der Minderung der psychischen Quantität. Und diese wiederum hat ihren Grund in der Einordnung des einzelnen Falles in einen umfassenden Vorstellungszusammenhang.

Auch das Streben in Leistungen oder Fähigkeiten vor Anderen mich hervorzuthun und einzigartig zu sein, hat darin seinen Grund. Die Leistung oder Fähigkeit scheint geringer, d. h. sie hat geringeres psychisches Gewicht, wenn sie mit anderen, gleichartigen in einen psychischen Zusammenhang eingeordnet erscheint.

Dazu kommt dann freilich noch Eines. Die hier in Rede stehende Einordnung dessen, was ich habe, leiste, bin, in einen Zusammenhang des Gleichartigen ist zugleich die Einordnung in einen umfassenderen erfahrungsgemässen Zusammenhang des Wirklichen. Der Vorzug, dessen ich mich erfreue bezw. der Mangel, ist etwas, das nicht nur hier, sondern hier und dort, also unter diesen und jenen Umständen in der wirklichen Welt vorkommt, schliesslich etwas, das zum Weltverlauf überhaupt gehört. Je mehr dies der Fall ist, je mehr, was ich habe, leiste, bin, oder der Mangel, der mir anhaftet, oder dem ich unterliege, in einen Zusammenhang mit vielerlei Umständen verflochten ist, und je enger es in denselben verflochten ist, umso mehr mindert sich seine psychische Quantität, vorausgesetzt natürlich, dass dieser Zusammenhang nicht nur an sich, sondern für mich besteht. Indem ich es in diesen Zusammenhang hineinstelle, und es in diesem Zusammenhang betrachte, stumpfe ich mich zugleich ab für Lust und Leid. Ich thue dies geflissentlich, wenn ich solche Betrachtung geflissentlich übe. Man kann auch sagen, ich betrüge mich um Lust und Leid. Die geflissentliche Betrachtung unseres ganzen Daseins und Erlebens „sub specie aeternitatis“ ist die höchste Stufe dieses Selbstbetruges. Es sei denn, dass diese

Betrachtung Momente aufzeigt, die mir darthun, dass die Schätzung des einzelnen Lustvollen oder Leidvollen in sich selbst eine irrige war.

Die Quantität in Gesammtvorgängen und die Gliederung.

Zum Schluss wende ich jetzt noch den Blick auf einen spezieller gearteten Punkt. Eine Mannigfaltigkeit sei gegeben, und soll als Einheit aufgefasst werden und wirken. Aber die Mannigfaltigkeit ist eine grosse. Je grösser sie ist, umso mehr besteht Gefahr, dass das Einzelne im Ganzen verschwinde, und damit auch das Ganze nicht die Wirkung übe, die es vermöge seines reichen Inhaltes üben könnte.

Hier nun gibt es ein Mittel der Gefahr zu begegnen. Nämlich die Gliederung: Elemente des Mannigfaltigen werden zu Einheiten, diese wiederum zu höheren Einheiten und endlich zur Einheit des Ganzen zusammengefasst. Daraus ergibt sich eine relative Steigerung der psychischen Quantität des Ganzen und seiner Elemente.

Um diesen Sachverhalt uns deutlicher zu machen, fassen wir ein möglichst einfaches Beispiel speziell ins Auge. Neun regelmässig sich folgende Taktschläge sollen als Ganzes aufgefasst werden. Während der letzte aufgefasst wird, soll auch der erste noch im Bewusstsein sein. Und alle Taktschläge sollen gesondert nebeneinander im Bewusstsein bleiben. Dazu ist erfordert, dass die Taktschläge eine gewisse Fähigkeit besitzen mich in Anspruch zu nehmen oder meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und bei sich festzuhalten. Je grösser diese Fähigkeit, je grösser also ihre psychische Quantität ist, umso weniger brauche ich mich um die gleichzeitige Festhaltung der Taktschläge zu bemühen. Es verhält sich damit, wie mit den verschieden intensiven Tönen: Die Auffassung des lauteren Tones erfordert eine geringere Bemühung, weil der lautere Ton selbst sich in höherem Masse aufdrängt.

Nun ist, wie man weiss, die Auffassung und gleichzeitige Festhaltung der Taktschläge eine leichtere, also eine mit ge-

ringerer Bemühung verbundene, wenn ich die Reihe gliedere, wenn ich etwa jedesmal drei Elemente der Reihe zur Einheit zusammenfasse, und dann wiederum diese drei Einheiten zum Ganzen zusammenschliesse. Es eignet also unter dieser Voraussetzung den Taktschlägen, und es eignet demnach auch der ganzen Reihe, oder umgekehrt gesagt, es eignet der Reihe als Ganzem, und es eignet demnach auch den einzelnen Taktschlägen eine grössere psychische Quantität. Unsere Frage lautet, warum es sich so verhalte.

Die Antwort nun auf diese Frage ergibt sich aus unserem Gesetz der Quantität in psychischen Gesammtvorgängen. Die psychische Quantität, die dem einzelnen Taktschlage für sich eignet, sei = 1. Die psychische Quantität der Folge von zwei Taktschlägen beträgt dann nicht das Doppelte. Der Zuwachs an psychischer Quantität, der sich aus dem Hinzutritt des zweiten Taktschlages zum ersten ergibt, ist nicht wiederum = 1, sondern beträgt einen Bruchteil der Einheit. Der Hinzutritt eines dritten Taktschlages ergibt wiederum eine geringere Steigerung der Quantität des Ganzen u. s. w. Nehmen wir an, die Verdoppelung der Zahl der Elemente ergebe einen Zuwachs von $1/2$. Diese Grösse ist natürlich willkürlich gewählt. Aber es kommt uns hier nicht an auf absolute, sondern auf relative Grössen. Dann werden wir den Zuwachs an psychischer Quantität, den die Verdreifachung der Anzahl der Elemente ergibt, $= 1/4$ zu setzen haben. Dies entspräche unserer Voraussetzung: Jede Vermehrung der Anzahl der Elemente eines aus gleichen Elementen bestehenden Ganzen bedeutet für die psychische Quantität des Ganzen umso weniger, je grösser die Anzahl der Elemente bereits ist. Der Zuwachs, den jedes neue Element zur psychischen Quantität des Ganzen liefert, steht also im umgekehrten Verhältniss zur Anzahl der bereits vorhandenen Elemente.

Fügen wir dann weiter zu den drei Elementen das vierte, fünfte etc., endlich das neunte hinzu, so ergibt sich eine Gesammtquantität des Ganzen $= 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{6} + \frac{1}{8} + \frac{1}{10} + \frac{1}{12} + \frac{1}{14} + \frac{1}{16}$.

So verhält es sich, wenn einfach Element zu Element hinzutritt, und alle Elemente ohne Gliederung zu einem Ganzen vereinigt werden.

Nehmen wir jetzt aber an, es seien zunächst 3 Elemente zu einer Einheit verbunden. Die Gesammtquantität dieser Einheit ist dann nach dem eben Gesagten $= 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4}$. Diese Einheit tritt aber dreimal auf und diese drei Einheiten werden zur Einheit des Ganzen verbunden. Sie sind Elemente dieser neuen Einheit. Sie verhalten sich zu dieser neuen Einheit d. h. zum Ganzen, wie die einzelnen Taktschläge zu ihnen sich verhalten. D. h. die zweite Einheit aus drei Taktschlägen ergibt, indem sie mit der ersten verbunden wird, einen Zuwachs an psychischer Quantität, der die Hälfte der psychischen Quantität der ersten Einheit aus drei Elementen beträgt; die dritte Einheit fügt dazu ein Viertel jener psychischen Quantität. Das Resultat stellt sich in der Grösse dar: $(1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4})^2$.

Diese Gesammtquantität nun ist, wie man leicht berechnet, grösser als diejenige, die sich soeben ergab aus der ungegliederten Zusammenfassung der neuen Taktschläge. Es hat also unter Voraussetzung der Gliederung die ganze Reihe, und es hat eben damit auch jeder einzelne Taktschlag innerhalb der Reihe eine grössere psychische Quantität gewonnen. Daraus ergibt sich die grössere Leichtigkeit, mit der unter Voraussetzung der Gliederung ein sicheres und einheitliches Gesammtbild von der Folge der neun Taktschläge gewonnen wird.

Ich bemerke nebenbei: Vielleicht meint man, die obige Regel sei richtiger so zu fassen: Jedes neue Element der Reihe bedeute für die psychische Quantität der Reihe umso weniger, je grösser die Anzahl der Elemente sei, die das Ganze konstituiren, nachdem das neue Element hinzugetreten sei; der Zuwachs, den jedes neue Element zur psychischen Quantität des Ganzen liefere, stehe also im umgekehrten Verhältniss zur Anzahl der Elemente, die das Ganze durch den Hinzutritt dieses neuen Elementes gewinne. Dann stellt sich die Rechnung etwas anders. Die psychische Quantität des ungegliederten Ganzen ist dann $= 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \frac{1}{5} + \frac{1}{6} + \frac{1}{7} + \frac{1}{8} + \frac{1}{9}$.

die des gegliederten Ganzen $= (1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3})^2$. Das oben bezeichnete Ergebniss bleibt aber auch unter dieser Voraussetzung bestehen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich eine Regel der Gliederung: Ein Mannigfaches wird umso leichter und sicherer im Ganzen und zugleich in seinen Teilen aufgefasst und festgehalten, je mehr es in der Weise gegliedert ist, dass jedesmal möglichst wenig Elemente bezw. Einheiten von Elementen zu Einheiten bezw. zu höheren Einheiten zusammengefasst werden oder sich zusammenfassen. Unter der Voraussetzung der Gleichheit der Elemente ist die vollkommenste Gliederung, oder diejenige, die dem Bedürfniss leichter und sicherer Auffassung am meisten entspricht, diejenige, bei der die Elemente und Glieder jedesmal zu zweien zusammengefasst werden. Diese Gliederung ist denn auch zweifellos die ursprünglichste.

Dass vermöge der Gliederung dem Ganzen und dem Einzelnen ein höheres Mass psychischer Quantität gewahrt bleibt, bedingt eine höhere psychische Wirkung des gegliederten Ganzen, also insbesondere auch eine höhere ästhetische Wirkung.



Verzeichniss der eingelaufenen Druckschriften

Januar bis Juni 1899.

Die verehrlichen Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichniss zugleich als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Von folgenden Gesellschaften und Instituten:

Geschichtsverein in Aachen:
Zeitschrift. Band XX. 1898. 8⁰.

Historische Gesellschaft des Kantons Aargau in Aarau
Argovia. Band 27. 1898. 8⁰.

Royal Society of South-Australia in Adelaide:
Transactions. Vol. XXII, part 2. 1898. 8⁰.

Südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram:
Zbornik. Band III, 2. 1898. 8⁰.
Rad. Band 136. 137. 1898. 8⁰.
Monumenta historico-juridica Slav. merid. Vol. VI. 1898. 8⁰.
Starine. Band XXIX. 1898. 8⁰.

Kgl. kroat.-slavon.-dalmatin.-landwirthschaftliches Archiv in Agram:
Vjestnik. Band I, Heft 1, 2. 1899. gr. 8⁰.

Kroatische archäologische Gesellschaft in Agram:
Vjestnik. N. Serie, Band III. 1898/99. 4⁰.

Académie des sciences in Aix:
Mémoires. Tom. 17. 1898. 8⁰.
Séance publique de l'Académie 1898. 8⁰.

Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:
Mittheilungen. Band XI, Heft 2. 1899. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:
Mittheilungen aus dem Osterlande. N. F. Band VIII. 1898. 8⁰.

Société des Antiquaires de Picardie in Amiens:
Album archéologique. Fasc. 13. 1898. Fol.

Observatoire national d'Athènes:
Annales. Tom. I. 1898. 4⁰.

Historischer Verein für Schwaben und Neuburg in Augsburg:
Zeitschrift. Jahrgang 25. 1898. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Augsburg:

33. Bericht. 1898. 8⁰.

Johns Hopkins University in Baltimore:

Memoirs from the Biological Laboratory. Vol. IV, 1, 2. 1898. 4⁰.
Circulars. Vol. XVIII, No. 139, 140. 1899. 4⁰.
Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. IX, No. 92. 1898. 4⁰.

Maryland Geological Survey in Baltimore:

Maryland geological Survey. Vol. II. 1898. 8⁰.

R. Academia de ciencias in Barcelona:

Nómina del personal academico. Año 1898—99. 8⁰.

Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel:

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. N. F. Band V, Heft 2. 1899. 8⁰.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Tijdschrift. Deel 40, afl. 3—6. 1898. 8⁰.
Notulen. Deel 35, afl. 3, 4; Deel 36, afl. 1, 2. 1897—98. 8⁰.
Verhandelingen. Deel 51, stuk 1. 1898. 4⁰.
Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia. Anno 1670—1671. 1898. 4⁰.

Observatory in Batavia:

Observations. Vol. XX, 1897. 1898. Fol.
Regenwaarnemingen. 19. Jahrg. 1897. 1898. 4⁰.

Historischer Verein in Bayreuth:

Archiv. Band XX, 3. 1898. 8⁰.

K. Serbische Akademie in Belgrad:

Glas. LV, LVI. 1898. 8⁰.
Spomenik. No. XXXIII. 1898. 4⁰.
Godischnijak. XI, 1897. 1899. 8⁰.
Autobiographie des Protosyncellus Kirilo Cvjetković und sein Kampf für die Orthodoxie, herausg. von Demetrius Ruvarac. 1898. 8⁰.

Museum in Bergen (Norwegen):

Aarbog für 1898. 1899. 8⁰.

University of California in Berkeley:

Schriften aus dem Jahre 1898.

K. preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Inscriptiones graecae insularum maris Aegaei. Fasc. II. 1899. Fol.
Corpus inscriptionum latinarum. Vol. XIII, pars 1, fasc. 1; Vol. XV, pars posterior, fasc. 1. 1899. Fol.
Abhandlungen aus dem Jahre 1898. 4⁰.
Sitzungsberichte. 1898, No. XL—LIV; 1899, No. I—XXII. gr. 8⁰.

Central-Bureau der internationalen Erdmessung in Berlin:

Resultate aus den Polhöhenbestimmungen in Berlin von H. Battermann. 1899. 4⁰.
Bericht über den Stand der Erforschung der Breitenvariationen von Th. Albrecht. 1899. 4⁰.

Commission für die wissenschaftl. Sendungen aus den deutschen Schutzgebieten in Berlin:

Viertes Verzeichniss der abgegebenen Doubletten. 1899. Fol.

Commission für die Beobachtung des Venusdurchgangs in Berlin:

Die Venusdurchgänge 1874 und 1882, herausg. v. A. Auwers. Bd. I. 1898. 4⁰

Deutsche chemische Gesellschaft in Berlin.

Berichte. 31. Jahrg., No. 18—19; 32. Jahrg., 1—10. 1899. 8⁰.

Deutsche geologische Gesellschaft in Berlin:

Zeitschrift. Band 50, Heft 3, 4. 1899. 8⁰.

Physikalische Gesellschaft in Berlin:

Verhandlungen. 17. Jahrg., No. 12, 13; 1. Jahrg., No. 1—8. 1898–99. 8⁰.

Physiologische Gesellschaft in Berlin:

Centralblatt für Physiologie. Band XII, No. 20—26; Band XIII, No. 1—7 1898—99. 8⁰.

Verhandlungen. Band XIII, No. 1—7. 1899/1900. 8⁰.

K. technische Hochschule in Berlin:

A. Goering, Ueber die verschiedenen Formen und Zwecke des Eisenbahnwesens. Rede. 1899. 4⁰.

Otto N. Witt, Rede bei der Gedenkfeier für den Fürsten von Bismarck 9. März 1899.

Kaiserlich deutsches archäologisches Institut in Berlin:

Jahrbuch. Band XIII, Heft 4; Band XIV. 1899. 4⁰.

Mittheilungen. Band XIII, 4. Rom 1898. 8⁰.

K. preuss. meteorologisches Institut in Berlin:

Regenkarte der Provinz Schlesien von G. Hellmann. Berlin 1899. 8⁰.

Veröffentlichungen 1894 Heft 3, 1897 Heft 2, 1898 Heft 1. Berlin 1898. 4⁰.

Bericht über die internationale meteorolog. Conferenz in Paris 1896. 1899. 4⁰.

Ergebnisse der meteorolog. Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1897. 1899. 4⁰.

Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen II. und III. Ordnung im Jahre 1898. 1899. 4⁰.

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik in Berlin:

Jahrbuch. Band 27 (1896), Heft 3. 1899. 8⁰.

K. Sternwarte in Berlin:

Beobachtungsergebnisse. Heft No. 8. 1899. 4⁰.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuss. Staaten in Berlin:

Gartenflora. Jahrg. 48, Heft 1—13; 1899, Heft 8—11. 1899. 8⁰.

Programm der grossen deutschen Winterblumen-Ausstellung. 1899. 8⁰.

Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Band 12, 1. Hälfte. Leipzig 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift in Berlin:

Wochenschrift. Band XIV, Heft 1—6. 1899. Fol.

Zeitschrift für Instrumentenkunde in Berlin:

Zeitschrift. 19. Jahrg. 1899, No. 1—6, Januar—Juni. 4⁰.

Société d'Emulation du Doubs in Besançon:

Mémoires. VII. Série, Vol. 2, 1897. 1898. 8⁰.

Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn:

Sitzungsberichte 1898, 1. und 2. Hälfte. 1898. 8⁰.

Naturhistorischer Verein der preussischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. 55. Jahrg., 1. und 2. Hälfte. 1898. 8⁰.

Société des sciences physiques et naturelles in Bordeaux:

Procès-verbaux des séances. Année 1897—98. Paris 1898. 8⁰.
Mémoires. Vᵉ Série, tome 4. Paris 1898. 8⁰.
Observations pluviométriques 1897—98. 1898. 8⁰.

Société de géographie commerciale in Bordeaux:

Bulletin. 1898, No. 23 und 24; 1899, No. 1—12. 8⁰.

American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Proceedings. Vol. XXXIV, No. 6—14. 1898. 8⁰.

American Philological Association in Boston:

Transactions and Proceedings. Vol. 29. 1898. 8⁰.

Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel in Braunschweig:

Braunschweigisches Magazin, Band 4. 1898. 4⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Bremen:

Abhandlungen. Band XVI, 1. 1898. 8⁰.

Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens in Brünn:

Zeitschrift. 3. Jahrg., Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Naturforschender Verein in Brünn:

Verhandlungen. 36. Band 1897. 1898. 8⁰.
XVI. Bericht der meteorol. Commission 1896. 1898. 8⁰.

Académie Royale de médecine in Brüssel:

Bulletin. IV. Série, Tome 12, No. 10, 11, 1898; Tome 13, No. 1—5, 1899. 8⁰.

Académie Royale des sciences in Brüssel:

Bulletin. 3. Série, Tome 36, No. 11, 12, 1898; Tome 37, partie 1, No. 1, 1899. 8⁰.
Annuaire 1899. 8⁰.
Tables générales du Recueil des Bulletins. 3. Série, Tome 1—30 (1881 bis 1895). 1898. 8⁰.
Bulletin. a) Classe des Lettres 1899, No. 1—5; b) Classe des Sciences 1899, No. 1—5. 8⁰.

Bibliothèque Royale in Brüssel:

Rapport sur l'année 1896—97. 1898. 8⁰.

Société des Bollandistes in Brüssel:

Analecta Bollandiana. Tome 18, 1, 2. 1899. 8⁰.

Société entomologique de Belgique in Brüssel:

Annales. Tome 42. 1898. 8⁰.

Société belge de géologie in Brüssel:

Annales. Tome 21, 3; 25, 2; 26, 1. Liège. 1897—99. 8⁰.
Bulletin. Tome 12, Fasc. 1. 1899. 8⁰.

Société Royale malacologique de Belgique in Brüssel:

Bulletins. Tome 34, p. 1—32. 1899. 8⁰.
Mémoires. Tome 34, p. 1—16 und 2 Tafeln. 1899. 8⁰.
Procès-verbaux, 1898, p. 73—100. 8⁰.

K. ungarische geologische Anstalt in Budapest:

Jahresbericht für 1897. 1899. 4⁰.
Földtani Közlöny. Vol. 28, füzet 7—12. 1898. 4⁰.
Geologische Karte von Ungarn. Blatt Umgebung von Nagy-Bánya. 1898. Fol. Desgl. von J. Böckh und S. Gesell. 2 Blatt. 1898.

Die im Betrieb stehenden Lagerstätten von Edelmetallen, Erzen etc. von Joh. Böckh und Alex. Gesell. 1898. 4⁰.

A Magyar Kir. Földtani Intezet Évkönyve. Band XII, 4. 5.

Erläuterungen zur geologischen Specialkarte. Blatt Zone 15, Col 29. 1899. 4⁰.

Museo nacional in Buenos Aires:

Comunicaciones. Tomo I, No. 2. 1898. 8⁰.

Botanischer Garten in Buitenzorg (Java):

Catalogus plantarum phanerogam. etc., Fasc. 1. Batavia 1899. 8⁰.

Conspectus Hepaticarum Archipelagi Indici. Von Victor Schiffner. Batavia 1898. 8⁰.

Mededeelingen, No. 27, 30 und 32. Batavia 1898—99. 4⁰.

Mededeelingen van de Laboratoria der Gouvernements Kinaonderneming I mit Atlas von 20 Tafeln. Batavia. 1898. 4⁰.

Rumänisches meteorologisches Institut in Bukarest:

Analele. Tome XIII, 1897. 1899. 4⁰.

Meteorological Department of the Government of India in Calcutta:

Monthly Weather Review 1898. August Dezember 1898, Januar 1899. 1899. Fol.

Indian Meteorological Memoirs. Vol. VI, part 4; Vol. X, part 2. Simla 1899. Fol.

Rainfall Data of India. 1896 und 1897. Fol.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. New Ser., No. 922—930. 1898. 8⁰.

Journal. No. 275, 276. 1898—99. 8⁰.

Proceedings. 1898, No. 9—11; 1899, No. 1—3. 1898—99. 8⁰.

Içvara-Kaula. A Kaçmīrī Gramar, ed. by G. A. Grierson. Part II. 1898. 4⁰.

Geological Survey of India in Calcutta:

A Manual of the Geology of India. Economic Geology by V. Ball. Part I. 1898. 4⁰.

Paläontologica Indica. Ser. XV, Vol. I, part 3. 1897. Fol.

Astronomical Observatory of Harvard College in Cambridge, Mass.:

53th Report for the year ending Sept. 30. 1898. 8⁰.

Annals. Vol. 39, part I. 1899. 4⁰.

Philosophical Society in Cambridge:

Proceedings. Vol. 10, 1, 2. 1899. 8⁰.

Transactions. Vol. 17, part 2, 3. 1899. 4⁰.

Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, Mass.:

Bulletin. Vol. 32, No. 9. 1899. 8⁰.

Annual Report for 1897—98. 1898. 8⁰.

Departement of Agriculture in Cape Town:

Annual Report 1897. 1898. 4⁰.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania:

Bullettino mensile. Nuova Ser., Fasc. 55—58 (Nov. 1898—Febr. 1899). 8⁰.

Redaktion des „Astrophysikalischen Journals" in Chicago:

Astrophysikalisches Journal. Vol. 9, No. 4. 1899. 8⁰.

John Crerar Library in Chicago:

4th annual Report for the year 1898. 1899. 8⁰.

Field Columbian Museum in Chicago:

Publications. No. 29. 1898. 8⁰.

Zeitschrift „The Monist" in Chicago:

The Monist. Vol. 9, No. 3, 4. 1899. 8⁰.

Zeitschrift „The Open Court" in Chicago:

The Open Court. Vol. 13, No. 1—6. 1899. 4⁰.

Norsk Folkemuseum in Christiania:

Foreningen. Aarsberetning IV, 1898. 1899. 4⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften in Christiania:

Forhandlinger 1898, No. 1—5. 8⁰.
Skrifter. I. Mathem.-naturwiss. Klasse 1898, No. 1—10. II. Histor.-filos. Klasse 1898, No. 2—5. 4⁰.

Historisch-antiquarische Gesellschaft für Graubünden in Chur:

27. Jahresbericht. Jahrg. 1897. 1898. 8⁰.

Archaeological Institute of America in Cleveland, Ohio.

American Journal of Archaeology. II. Séries, Vol. 2, No. 1—4, 6; Vol. 3, No. 1. Norwood, Mass. 1898. 8⁰.

Naturhistorische Gesellschaft in Colmar:

Mittheilungen. N. F., Band 4, 1897 und 1898. 1898. 8⁰.

Franz-Josephs-Universität in Czernowitz:

Verzeichniss der Vorlesungen. Sommer-Semester 1899. 8⁰.
Die feierliche Inauguration des Rektors für das Jahr 1898/99. 1898. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig:

Schriften. N. F., Band IX, 3 und 4. 1898. 4⁰.

Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig:

Zeitschrift. Heft 39 und 40. 1899. 8⁰.
Hans Maercker, Geschichte der ländlichen Ortschaften des Kreises Thorn. Liefg. 1. 1899. 8⁰.

Historischer Verein für das Grossherzogthum Hessen in Darmstadt:

Quartalblätter. N. F., Jahrg. 1898. Vierteljahrsheft 1—4. 8⁰.

Historischer Verein in Dillingen:

Jahrbuch. 9. Jahrg. 1898. 8⁰.

Académie des Sciences in Dijon:

Mémoires. IV. Série, Tome 6. Années 1897—98. 1898. 8⁰.

Verein für Geschichte und Naturgeschichte in Donaueschingen:

Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg 1760—1799. Von Georg Tumbült. Tübingen 1899. 8⁰.

Union géographique du Nord de la France in Douai:

Bulletin. Tom. XIX, 4. 1898; Tom. XX, 1. 1899. 8⁰.

Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Ser. III, Vol. 5, No. 2. 1899. 8⁰.
Transactions. Vol. 31, part 7. 1899. 4⁰.

Observatory at Trinity College in Dublin:

Astronomical Observations. VIII. Part. 1899. 4⁰.

Royal Dublin Society in Dublin:

Proceedings. Vol. 8, part 6. 1898. 8⁰.
Transactions. Vol. 6, part 14—15; Vol. 7, part 1. 1898. 8⁰.

American Chemical Society in Easton, Pa.:

The Journal. Vol. 20, No. 12. 1898; Vol. 21, No. 1—6. 1899. 8⁰.

Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 22, No. 3—4, p. 249—400. 1898/99. 8⁰.
Transactions. Vol. 39, 3. 1899. 4⁰.

Scottish Microscopical Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. 2, No. 3. 1898. 8⁰.

Royal Physical Society in Edinburgh:

Proceedings. Session 1897—98. 1899. 8⁰.

Stiftsbibliothek in Einsiedeln:

Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae monasterii Einsidlensis, descripsit Gabriel Meier. Tome 1. 1899. gr. 8⁰.

Karl Friedrichs-Gymnasium zu Eisenach:

Otto Apelt, Ueber Ranke's Geschichtsphilosophie. Beigabe zum Jahresbericht für 1898—99. 1899. 4⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Emden:

Kleine Schriften. XIX. 1899. 8⁰.

Reale Accademia dei Georgofili in Florenz:

Atti. IV. Serie, Vol. 21, disp. 3, 4. 1899. 8⁰.

Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a/M.:

Abhandlungen. Band 21, 3; 24, 4. 1898. 4⁰.

Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a/M.:

Archiv für Frankfurts Geschichte. III. Folge, 6. Band. 1899. gr. 8⁰.

Naturforscnende Gesellschaft in Freiburg i. Br.:

Berichte. Band 11, 1. 1899. 8⁰.

Breisgau-Verein Schau-ins-Land in Freiburg i. Br.:

Satzungen und Bücherverzeichniss des Vereins. 1898. 8⁰.
„Schau-ins-Land". Jahrgang 25. 1898. Fol.

Universität Freiburg in der Schweiz:

Verzeichniss der Vorlesungen. Sommer-Semester 1899. 8⁰.
Rede beim Antritt des Rektorats von J. P. Kirsch. 1898. 8⁰.
Behörden, Lehrer und Studirende. Sommer-Semester 1899. 8⁰.
Programm des Cours 1899—1900. 1899. 8⁰.

Société d'histoire et d'archéologie in Genf:

Bulletin. Tome II, livr. 2. 1899. 8⁰.

Kruidkundig Genootschap Dodonaea in Gent:

Botanisch Jaarboek. 9. und 10. Jahrg. 1897 und 1898. 8⁰.

Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Giessen:

Mittheilungen. N. Folge, Band 8. 1899. 8⁰.

Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 74. Band, 2. Heft, 1898; 75. Band, 1. Heft. 1899. 8⁰.
Codex diplomaticus Lusatiae superioris II, Heft 4. 1899. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1898, No. 11, 12; 1899, 1—5. Berlin 1898—99. 4⁰.

Nachrichten. a) Philol.-hist. Classe. 1898, No. 4; 1899, No. 1. 4⁰.
b) Mathem.-phys. Classe. 1898, No. 4; 1899, No. 1. 4⁰.
Geschäftliche Mittheilungen 1898, Heft 2. 1899. 4⁰.
Abhandlungen. N. F., Band 1, No. 8. Berlin 1899. 4⁰.

Universität in Gothenburg:

Göteborgs Högskolas Arsskrift. Tome 4. 1898. 8⁰

The Journal of Comparative Neurology in Granville (U. St. A.):

The Journal. Vol. 8, No. 4, 1898; Vol. 9, No. 1. 1899. 8⁰.

Scientific Laboratories of Denison University in Granville, Ohio:

Bulletin. Vol. 11, 12, 1—3. 1897—98. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark in Graz:

Mittheilungen. Heft 34, 1897. 1898. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Neu-Vorpommern in Greifswald:

Mittheilungen. 30. Jahrg. 1898. Berlin 1899. 8⁰.

Fürsten- und Landesschule in Grimma:

Jahresbericht von 1898/99. 1899. 4⁰.

K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie im Haag:

Bijdragen. VI. Reeks, Deel 6, aflev. 1, 2. 1899. 8⁰.
Naamlyst der leden op 1. April 1899. 8⁰.

Société Hollandaise des Sciences in Haarlem:

Archives Néerlandaises. Sér. II, Tom. 2, livr. 2—5. La Haye 1899. 8⁰.

Nova Scotian Institute of Science in Halifax:

The Proceedings and Transactions. Vol. 9, 4. 1898. 4⁰.

Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle:

Leopoldina. Heft 34, No. 12; Heft 35, No. 1—5. 1899. 4⁰.
Nova Acta. Band 70. 71. 1898. 4⁰.
Katalog der Bibliothek. Lief. IX. 1899. 8⁰.

Deutsche morgenländische Gesellschaft in Halle:

Zeitschrift. Band 52, Heft 4; Band 53, Heft 1. Leipzig 1898/99. 8⁰.

Universität in Halle:

Verzeichniss der Vorlesungen. Sommer-Semester 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für Naturwissenschaften. Bd. 71, Heft 4—6. Stuttgart 1899. 8⁰.

Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Band 10, 3. 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Hamburg:

Mittheilungen der mathemat. Gesellschaft in Hamburg. Band 3, Heft 9. Leipzig 1899. 8⁰.
Verhandlungen 1898. 3. Folge, VI. 1899. 8⁰.

Historisch-philosophischer Verein in Heidelberg:

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. 8, Heft 2. 1898. 8⁰.

Naturhistorisch-medicinischer Verein zu Heidelberg:

Verhandlungen. N. F., Band 6, Heft 1. 1898. 8⁰.

Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

Archiv. N. F., Band 28, Heft 3. 1898. 8⁰.

Journal of Physical Chemistry in Ithaca, N.Y.:

The Journal. Vol. 2, No. 9, 1898; Vol. 3, No. 1—4. 1899. gr. 8⁰.

Medicinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena:

Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Band 32, Heft 3, 4. 1898; Band 33, Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Gelehrte Estnische Gesellschaft in Jurjew (Dorpat):

Archäologische Karte von Liv-, Est- und Kurland. Nebst Text von J. Sitzka. 1896. 8⁰.

Verhandlungen. Band 9. 1898. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft bei der Universität Jurjew (Dorpat):

Sitzungsberichte. Band 12, 1. 1899. 8⁰.

Pfälzisches Museum in Kaiserslautern:

Pfälzisches Museum. 16. Jahrg., No. 1—3. 1899. 8⁰.

Société physico-mathématique in Kasan:

Bulletin. IIe Série, Tom. VIII, 2—4; Tom. IX, 1, 2. 1898/99. 8⁰.

Universität Kasan:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 8⁰.

Utschenia Sapiski. Band 65, No. 12, 1898; Band 66, No. 1—4. 1899. 8⁰.

Société de médecine in Kharkow:

25e Anniversaire. 8 février 1898. 1899. 8⁰.

Travaux 1897. 1899. 8⁰.

Université Impériale in Kharkow:

Grundlagen der Erdkunde. Band 4, Heft 1. 1899. 8⁰.

Eine medicin. Dissertation von Abraham Nožnikov. 1899. 8⁰.

Annales 1898, Heft 1. 8⁰.

Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte in Kiel:

Zeitschrift. Band 28. 1899. 8.

Universität in Kiew:

Iswestija. Band 38, No. 11, 12, 1898; Band 39, No. 1—2. 1899. 8⁰.

Naturhistorisches Landesmuseum in Klagenfurt:

Jahrbuch. 25. Heft. 1899. 8⁰.

Diagramme der magnet. und meteorologischen Beobachtung von Ferd. Seeland Dez. 1897 bis Nov. 1898. 1899. Fol.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg:

Schriften. 39. Jahrg. 1898. 4⁰.

Universität in Königsberg:

Verzeichniss der Vorlesungen. Sommer-Halbjahr 1899. 4⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt. 1898, No. 6; 1899, No. 1. 8⁰.

Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Aarböger. II. Raekke, 13. Band, 4. Heft. 1898; 14. Band, 1. Heft. 1899. 4⁰.

Genealogisk Institut in Kopenhagen:

Sofus Elvius, Bryllupper og dödsfeld i Danmark 1897. 1898. 8⁰.

Akademie der Wissenschaften in Krakau:

Sprawozdania komisyi histor. Tom. 4, 2—3. 1898. fol.; fizyograf tom. 33. 1898. 8⁰.

Anzeiger. Dez. 1898—Mai 1899. 8⁰.

Rozprawy mathem. Tom. 34. 1899. 8^0.
Rocznik. Rok 1897/98. 1898. 8^0.
Atlas geologiczny. Zeszyt 9 (mit Text); Z. 10, 1. 1898. Fol.

Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. IV. Série, Vol. 34, No. 130, 131. 1898/99. 8^0.

Société d'histoire de la Suisse romande in Lausanne:

Mémoires et Documents. Tom. 39. 1899. 8^0.

Kansas University in Lawrence, Kansas:

The Kansas University Quarterly. Vol. 7, 4; 8, 1. 1898/99. 8^0.

Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde in Leiden:

Tijdschrift. N. Serie, Deel 18, aflev. 1. 1899. 8^0.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Abhandlungen der philol.-hist. Classe. Band 18, No. 4. 1899. 4^0.
Abhandlungen der math.-phys. Classe. Band 24, No. 6; Band 25, No. 1, 2. 1899. 4^0.
Berichte der philol.-hist. Classe. Band 50, No. 5. 1898; Band 51, No. 1. 1899. 8^0.
Berichte der mathem.-physik. Classe. Band 50, 1898, naturwiss. Theil; Band 51, 1899, math. Teil I—III. 8^0.

Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig:

Jahresbericht. März 1899. 8^0.

Journal für praktische Chemie in Leipzig:

Journal. N. F., Band 58, Heft 11, 12, 1898; Band 59, Heft 1—12. 1899. 8^0.

Geschichts- und Alterthumsverein in Leisnig:

Mittheilungen. Heft 1898. 1899. 8^0.
Wissenschaftliche Veröffentlichungen. Band 3, Heft 3. 1899. 8^0.

Faculté in Lille:

Travaux et Mémoires. No. 15—21 in 8^0 und Atlas No. 1, 2 in Fol. 1894—98.

Sociedade de geographia in Lissabon:

Boletin. 16. Serie, No. 10. 1897. 8^0.

Université Catholique in Loewen:

Paulin Ladeuze, Étude sur le cénobitisme Pakhomien 1898. 8^0.
Programme des cours 1898—99. 1898. 8^0.
63e année 1899. 8^0.

Zeitschrift „La Cellule" in Loewen:

La Cellule. Tome XV, 2; XVI, 1. 1898/99. 4^0.

The English Historical Review in London:

Historical Review. Vol. 14, No. 53, 54. 1899. 8^0.

Royal Society in London:

Proceedings. Vol. 64, No. 406—412; Vol. 65, No. 413—415. 1899. 8^0.

R. Astronomical Society in London:

Monthly Notices. Vol. 59, No. 2—8. 1899. 8^0.

Chemical Society in London:

Journal No. 434—440 (January—July) Supplementary Number. 1899. 8^0.
Proceedings. No. 201, 203—212. 1899. 8^0.

Geological Society in London:

The quarterly Journal. Vol. 54. No. 1—4. 1898. 8^0.

R. Microscopical Society in London:

Journal 1899, part I—III. 8⁰.

Zoological Society in London:

Proceedings. 1898, part IV; 1899, part I. 1899. 8⁰.

Zeitschrift „Nature“ in London:

Nature. No. 1523—1548. 4⁰.

Museums-Verein für das Fürstenthum Lüneburg in Lüneburg:

Jahresberichte 1896/98. 1899. 8⁰.

Société géologique de Belgique in Lüttich:

Annales. Tome 26, livr. 2. 1899. 8⁰.

Universität in Lund:

Acta Universitatis Lundensis. Tom. 34, 1, 2. 1898. 4⁰.

Académie des sciences in Lyon:

Mémoires. Sciences et lettres. 3ᵉ Série, Tom. 5. Paris 1898. 4⁰.

Société d'agriculture, science et industrie in Lyon:

Annales. VII. Sér., Tom. 5. 1897. 1898. 4⁰.

Société Linnéenne in Lyon:

Annales. Année 1898, Tome 45. 1899. 4⁰.

Université in Lyon:

Annales. No. 33, 37—40. 1897—98. 8⁰.

Wisconsin Geological and Natural History Society in Madison:

Bulletin. No. 1 und 2. 1898. 8⁰.

Government Museum in Madras:

Bulletin. Vol. 2. No. 3. 1899. 8⁰.

R. Academia de ciencias exactas in Madrid:

Memorias. Anuario 1899. 8⁰.

R. Academia de la historia in Madrid:

Boletin. Tomo 34, cuad. 1—7 und Reg. 1899. 8⁰.

R. Istituto Lombardo di scienze in Mailand:

Rendiconti. Ser. II, Vol. 31. 1898. 8⁰.
Memorie. a) Classe di lettere. Vol. 20, 7, 8.
b) Classe di scienze. Vol. 18, 6. 1898. 4⁰.
Atti della fondazione scientifica Cagnola. Vol. 15, 16. 1898. 8⁰.

Società Italiana di scienze naturali in Mailand:

Atti. Vol. 37, Fasc. 4; Vol. 38, Fasc. 1 und 2. 1899. 8⁰.

Società Storica Lombarda in Mailand:

Archivio Storico Lombardo. Serie III, Fasc. 19—21. 1898. 8⁰.

Literary and philosophical Society in Manchester:

Memoirs and Proceedings. Vol. 43, part 1, 2. 1899. 8⁰.

Faculté des sciences in Marseille:

Annales. Tomo IX, Fasc. 1—5. 1899. 4⁰.
Annales de l'Institut colonial de Marseille 6ᵉ année. Vol. 5. Fasc. 1. Paris 1898. 8⁰.

Hennebergischer alterthumsforschender Verein in Meiningen:

Neue Beiträge. 14. Lieferung. 1899. 8⁰.

Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meissen:

Jahresbericht für das Jahr 1898—99. 1899. 4^{0}.

Royal Society of Victoria in Melbourne:

Proceedings. New. Ser., Vol. 11, part 1. 1898. 8^{0}.

Rivista di Storia Antica in Messina:

Rivista. Anno 4, Fasc. 1, 2. Gennaio—Aprile 1899. 4^{0}.

Instituto geológico in Mexico:

Las aguas del desierto por José G. Aguilera y Ezequiel Ordoñez. 1895. 8^{0}.

Expedición científica al Popocatepetl por José G. Aguilera y Ezequiel Ordoñez. 1895. 8^{0}.

Boletin. No. 1—11. 1895—98. 4^{0}.

Observatorio meteorológico-magnético central in México:

Boletin mensual. Septiembre—Diciembre 1898, Enero 1899. 4^{0}.

Observatorio astronómico nacional de Tacubaya in Mexico:

Observaciones meteorológicas. 1897. 4^{0}.

Anuario para 1899. Año XIX. 1898. 8^{0}.

Sociedad cientifica „Antonio Alzate“ in Mexico:

Memorias y Revista. Tomo 12, No. 1—3. 1898. 8^{0}.

Observatoire meteorologique du Mont Blanc:

Annales. Tom. 3. Paris 1898. 4^{0}.

Museo nacional in Montevideo:

Annales. Tom. 2, Fasc. 11. 1899. 4^{0}.

Numismatic and Antiquarian Society of Montreal:

The Canadian Antiquarian Journal. III. Serie, Vol. 1, No. 4. 1898. 8^{0}.

Oeffentliches Rumiantzoff'sches Museum in Moskau:

Ottschet, Jahrg. 1898. 1899. 8^{0}.

Observatoire météorologique et magnétique de l'Université Imp. in Moskau:

Observations, Juillet 1896 — Novembre 1898. 4^{0}.

Ernst Leyst. Ueber den Einfluss der Planeten auf die beobachteten Erscheinungen des Erdmagnetismus (in russ. Sprache). 1897. 8^{0}.

Ueber die geographische Vertheilung des normalen und anormalen Erdmagnetismus (in russ. Sprache). 1899.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1898, No. 2—4. 8^{0}.

Nouveaux Mémoires. Tom. 15, 7; 16, 1. 1898. 4^{0}.

Statistisches Amt der Stadt München:

Gewerbezählung vom 14. Juni 1895. 1898. 4^{0}.

Deutsche Gesellschaft für Anthropologie in Berlin und München:

Correspondenzblatt. 1898, No. 11, 12; 1899, No. 1—6. 4^{0}.

Generaldirektion der k. b. Posten und Telegraphen in München:

Nachträge zu den Zeitungspreisverzeichnissen. 4^{0}.

Görres-Gesellschaft in München:

Nuntiaturberichte aus Deutschland, I. Abtheilung, 1. und 2. Hälfte. Paderborn 1895/99. 8^{0}.

K. bayer. technische Hochschule in München:

Personalstand. Sommer-Semester 1899. 8^{0}.

Metropolitan-Kapitel München-Freising in München:

Schematismus der Geistlichkeit für das Jahr 1899. 8⁰.

Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising. 1899, No. 1—16. 8⁰.

Universität in München:

Schriften aus dem Jahre 1898 in 4⁰ und 8⁰.

Amtliches Verzeichniss des Personals. Sommer-Semester 1899. 8⁰.

Verzeichniss der Vorlesungen. Sommer-Semester 1899. 4⁰.

Historischer Verein in München:

Monatsschrift. 1898, No. 9—12. 8⁰.

Altbayerische Monatsschrift. 1899, Heft 1, 2. 4⁰.

Oberbayerisches Archiv. Band 50 (Ergänzungsheft).

Altbayerische Forschungen, I. 1899. 8⁰.

K. Oberbergamt in München:

Geognostische Jahreshefte. 10. Jahrg. 1897. 1898. 4⁰.

Verlag der Hochschul-Nachrichten in München:

Hochschul-Nachrichten. 1898/99, No. 98—105. 4⁰.

K. Versicherungskammer in München:

Die bayerischen öffentlichen Landesanstalten für Brand-, Hagel- und Viehversicherung. 1899. 4⁰.

K. bayer. meteorologische Zentralstation in München:

Beobachtungen der meteorologischen Stationen des Königreichs Bayern. 19. Jahrg., Heft 4, 1897; 20. Jahrg., Heft 1. 1898. 4⁰.

Uebersicht über die Witterungsverhältnisse. Nov. 1898 bis April 1899. Fol.

Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift. Band 56. 1898. 8⁰.

Accademia delle scienze fisiche e matematiche in Neapel:

Rendiconto. Serie 3, Vol. 4, Fasc. 12. 1898; Vol. 5, Fasc. 1—5. 1899. 4⁰.

Atti. Serie II, Vol. 9. 1899. 4⁰.

Zoologische Station in Neapel:

Mittheilungen. Band 13, 4. Berlin 1899. 8⁰.

Gesellschaft Philomathie in Neisse:

29. Bericht 1896—98. 1898. 8⁰.

Société des sciences naturelles in Neuchatel:

Bulletin. Tom. 21—25. 1893—97. 8⁰.

North of England Institute of Engineers in New-Castle (upon-Tyne):

Transactions. Vol. 48, part 2—4. 1899. 8⁰.

The American Journal of Science in New-Haven:

Journal. IV. Serie, Vol. 7, No. 37—42. 1899. 8⁰.

American Oriental Society in New-Haven:

Journal. Vol. 20, part I. 1899. 8⁰.

American Museum of Natural History in New-York:

Bulletin. Vol. 10. 1898. 8⁰.

American Geographical Society in New-York:

Bulletin. Vol. 30, No. 5, 1898; Vol. 31, 1, 2. 1899. 8⁰.

State Museum in New-York:

Bulletin. Vol. 4, No. 16—18. Albany 1897. 8⁰.

University of the State of New-York in New-York:

State Library Report 78—80 (1895—97). 1897—99. 8⁰.
„ „ Bulletin. Bibliography No. 2—8; 12—14. Albany 1897 bis 1898. 8⁰.
„ „ „ Library School No. 2. Albany 1897. 8⁰.
State Museum Report 49, Vol. 1; 50. Vol. 1 (1895—96). Albany 1897—98.

Archaeological Institute of America in Norwood, Mass.:

American Journal of Archaeology. Vol. 2, No. 5. 1898. 8⁰.

Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg:

Anzeiger. 1898. 8⁰.
Mittheilungen. Jahrg. 1898. 8⁰.
Katalog der im germanischen Museum befindlichen Glasgemälde. II. Aufl. 1898. 8⁰.

Verein für Geschichte und Landeskunde in Osnabrück:

Mittheilungen. Band 23, 1898. 1899. 8⁰.

R. Accademia di scienze in Padua:

Atti e Memorie. Nuova Serie, Vol. 14. 1898. 8⁰.

Società Veneto-Trentina di scienze naturali in Padua:

Atti. Serie 2, Vol. 3, Fasc. 2. 1899. 8⁰.

Circolo matematico in Palermo:

Rendiconti. Tomo 13, Fasc. 1—4. 1899. 4⁰.

Académie de médecine in Paris:

Bulletin. 1899, No. 1—26. 8⁰.

Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus. Tome 128, No. 1—20, 22—26. 1899. 4⁰.
Oeuvres complètes d'Augustin Cauchy. 1899. 4⁰.

École polytechnique in Paris:

Journal. IIe Série, 4e cahier. 1898. 4⁰.

Moniteur Scientifique in Paris:

Moniteur. Livr. 685 (Janvier 1899) bis 691 (Juillet 1899). 4⁰.

Musée Guimet in Paris:

Annales. Tom. 28, 29. 1896. 4⁰.
Revue de l'histoire des réligions. Tome 37, No. 2, 3; Tome 38, No. 1—3. 1898. 8⁰.

Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Bulletin. Année 1898, No. 6—8; 1899, No. 1, 2. 8⁰.
Nouvelles Archives. Tome 10, Fasc. 1, 2. 1898. 4⁰.

Société d'anthropologie in Paris:

Bulletins. Tome 9, Fasc. 2—5. 1898. 8⁰.
Mémoires. III. Série, Tom. 2, Fasc. 2. 1898. 8⁰.

Société des études historiques in Paris:

Revue. Nouv. Sér., Tom. I, No. 1—4. 1899. 8⁰.

Société de géographie in Paris:

Comptes rendus. 1898, No. 9; 1899, No. 1—4. 8⁰.
Bulletin. VII. Serie, Tom. 19, 3e trimestre, 4e trimestre, 1898; Tom. 20, 1e trimestre. 1899. 8⁰.

Société mathématique de France in Paris:

Bulletin. Tome 26, No. 10, 1898; Tome 27, No. 1. 1899. 8⁰.

Société zoologique de France in Paris:

Bulletin. Tome 28. 1898. 8⁰.
Mémoires. Tome 11. 1898. 8⁰.

Académie Impériale des sciences in St. Petersburg:

Annuaire du Musée zoologique 1898, No. 2—4. 8⁰.
Byzantina Chronika. Tom. 5, Heft 3, 4. 1898. 4⁰.
Mémoires. VIII. série. a) Classe historico-philol. Vol. 3, No. 2. b) Classe physico-mathématique. Vol. 6, No. 11—13; Vol. 7, No. 1—3. 1898. 4⁰.

Comité géologique in St. Petersburg:

Bulletins. Vol. 17, No. 6—10; 18, 1—2. 1898—99. 8⁰. Vol. 8, No. 4; 10, 3. 1898—99. 4⁰.

Commission Impériale Archéologique in St. Petersburg:

Materialy No. 21. 1897. Fol.
Ottschet 1895. 1897. Fol.

Russische astronomische Gesellschaft in St. Petersburg:

Éphémerides des étoiles (W. Döllen) pour 1899. 1898. 8⁰.

Kaiserl. mineralogische Gesellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen. II. Serie, Band 36, Lfg. 1. 1899. 8⁰.

Physikalisch-chemische Gesellschaft an der kaiserl. Universität in St. Petersburg:

Schurnal. Tom. 30, 8, 9. 1898. 31, 1—4. 1899. 8⁰.

Physikalisches Central-Observatorium in St. Petersburg:

Publications. Ser. II, Vol. V et XI. 1898. 4⁰.
Ascensions droites moyennes des étoiles principales pour l'époque 1885, déduites par A. Sokolow. 1898. 4⁰.
Annalen. Année 1897, partie I, II. 1898. 4⁰.

Kaiserliche Universität in St. Petersburg:

Goditschny Akt 8. Febr. 1899. 8⁰.

American pharmaceutical Association in Philadelphia:

Proceedings 1898. 8⁰.

Alumni Association of the College of Pharmacy in Philadelphia:

Alumni Report. Vol. 34, No. 12; Vol. 35, No. 1—6. 1898/99. 8⁰.

American Philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 37, No. 158. 1898. 8⁰.

R. Scuola normale superiore di Pisa:

Annali. Vol. 20. 1899. 8⁰.

Società Toscana di scienze naturali in Pisa:

Atti. Memorie. Vol. 16. 1898. 8⁰.
Atti. Processi verbali. Vol. 11, p. 57—158. 1898/99. 4⁰.

Società Italiana di fisica in Pisa:

Il Nuovo Cimento. Serie IV, Tom. 8, Settembre—Dicembre 1898; Tom. 9, Gennajo—Maggio 1899. 8⁰.

K. Gymnasium in Plauen:

Jahresbericht für 1898/99. 1899. 4⁰.

Hydrographisches Amt der k. und k. Kriegsmarine in Pola:

Veröffentlichungen, Gruppe III. Relative Schwerbestimmungen, II. Heft. 1898. Fol.

K. geodätisches Institut in Potsdam:

Bestimmung der Intensität der Schwerkraft auf 55 Stationen von Hadersleben bis Koburg, von L. Haasemann. Berlin 1899. 4⁰.

Astrophysikalisches Observatorium in Potsdam:

Publikationen. 13. Band. 1899. 4⁰.

Photographische Himmelskarte. Band I. 1899. 4⁰.

Böhmische Kaiser Franz-Joseph-Akademie in Prag:

Starožitnosti země České. Díl I. 1899. 4⁰.

Památky. Díl 18, Heft 3—5. 1898—99. 4⁰.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag:

Rechenschaftsbericht für 1898. 1899. 8⁰.

Mittheilung No. 9. 1899. 8⁰.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Band 8, 9. 1898. 8⁰.

Julius Lippert, Socialgeschichte Böhmens. Band II. 1898. 8⁰.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. III. Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emausklosters in Prag, v. Jos. Neuwirth. 1898. Fol.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Band II, Heft 2. 1899. 8⁰.

Geologische Karte des böhmischen Mittelgebirges. Blatt II. 1898.

Beiträge zur paläontologischen Kenntniss des böhmischen Mittelgebirges. 1898. 4⁰.

A. Nestler, Die Blasenzellen v. Antithamnion Plumula (Ellis). Kiel 1898. 4⁰.

K. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Norbert Heermann's Rosenberg'sche Chronik, herausg. v. M. Klimesch. 1898. 8⁰.

Jahresbericht für das Jahr 1898. 1899. 8⁰.

Sitzungsberichte 1898. a) Classe für Philosophie 1898. b) Mathem.-naturw. Classe 1898. 1899. 8⁰.

Spisův poctěných jubilejní král. č. Společnosti Nauk. Číslo X. 1898. 8⁰.

Mathematisch-physikalische Gesellschaft in Prag:

Časopis. Band 28, Heft 2—5. 1898—99. 8⁰.

Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag:

Bericht über das Jahr 1898. 1899. 8⁰.

Museum des Königreichs Böhmen in Prag:

Zprawa jednatelská společnosti Musea Království Českého. 1899. 8⁰.

Časopis. Band 62, Heft 1—6; Band 63, Heft 1. 1898—99. 8⁰.

K. K. Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen. 59. Jahrgang 1898. 1899. 4⁰.

Deutsche Carl-Ferdinands-Universität in Prag:

Die feierliche Installation des Rektors für das Jahr 1898/99. 1899. 4⁰.

Ordnung der Vorlesungen. Sommer-Semester 1899. 8⁰.

Zeitschrift „Krok" in Prag:

Krok. Band 13, Heft 1—5. 1899. 8⁰.

K. botanische Gesellschaft in Regensburg:

Denkschriften. 7. Band. Neue Folge, 1. Band. 1898. 8⁰.

Historischer Verein in Regensburg:

Verhandlungen. 50. Band. 1898. 8⁰.

Naturforscher-Verein in Riga:

G. Schweder, Die Bodentemperaturen bei Riga. 1899. 4⁰.

Geological Society of America in Rochester:

Bulletin. Vol. 9. 1898. 8⁰.

Augustana Library in Rock Island:

Publications No. 1. 1898. 4⁰.

R. Accademia dei Lincei in Rom:

Atti. Serie V. Classe di scienze morali. Vol. VI, Parte 1. Memorie. 1899. 4⁰.

Atti. Serie V. Classe di scienze fisiche, Rendiconti. Vol. 7. Fasc. 12; Vol. 8, Fasc. 1—11. 1898/99. 4⁰.

Atti. Serie V. Classe di scienze morali. Vol. VI, Parte 2. Notizie degli scavi. Agosto 1898 — Genuaio 1899. 1898/99. 4⁰.

Rendiconti. Classe di scienze morali. Serie V, Vol. VII, Fasc. 7—12; Vol. VIII, Fasc. 1—4. 1898/99. 8⁰.

Annuario 1899. 8⁰.

Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno 52, Sessione 1—4. 1899. 4⁰.

R. Comitato geologico d'Italia in Rom:

Bollettino. Anno 1898, No. 3. 1898. 8⁰.

Società Italiana delle scienze in Rom:

Memorie di matematica e di fisica. Serie III, Tomo 10. 1896. 4⁰.

Ufficio centrale meteorologico italiano in Rom:

Annali. Serie II, Vol. 16, parte 2. 1894. Vol. 17, parte 1. 1895. Vol. 18, parte 2. 1897—98. Fol.

R. Società Romana di storia patria in Rom:

Archivio. Vol. 21, Fasc. 3, 4. 1898. 8⁰.

R. Accademia degli Agiati in Rovereto:

Atti. Serie III, Vol. 4, Fasc. 3, 4. 1898. Vol. 5, Fasc. 1. 1899. Serie IV, Vol. 22, disp. 1. Firenze 1899. 8⁰.

The American Association for the advancement of science in Salem:

Proceedings for the 47th Meeting at Boston. August 1898. 8⁰.

Naturwissenschaftliche Gesellschaft in St. Gallen:

Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft 1896—97. 1898. 8⁰.

Instituto y Observatorio de marina de San Fernando (Cadiz):

Anales. Seccion 2ª. Año 1897. 1898. Fol.

Californio Academy of Sciences in San Francisco:

Proceedings. a) Zoology. Vol. 1, No. 6—10. b) Botany. Vol. 1, No. 3—5. c) Geology. Vol. 1, No. 4. d) Math.-Pyis. Vol. 1, No. 1—4. 1898. 4⁰.

Commissão geographica e geologica in São Paulo:

Secção meteorologica. Dados climatologicos do anno de 1893—97. 1895—98. 8⁰.

Museu Paulista in S. Paulo:

Revista. Vol. III. 1898. 8⁰.

Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresberichte. 63. Jahrg. 1898. 8⁰.

K. K. archäologisches Museum in Spalato:

Bullettino di Archeologia. Anno XXI, No. 12. 1898. Anno XXII, No. 1—4. 1899. 8⁰.

Historischer Verein der Pfalz in Speyer:

Mittheilungen. XXIII. 1899. 8⁰.

Jahresbericht des historischen Museums der Pfalz für 1897 und 1898. 1899. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Öfversigt. Årgång 55 (1898). 1899. 8⁰.

K. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie in Stockholm:

Månadsblad. 24. Årgång 1895. 1898. 8⁰.

Geologiska Förening in Stockholm:

Förhandlingar. Band 20, Heft 1; Band 21, Heft 1—4. 1899. 8⁰.

Nordiska Museet in Stockholm:

Meddelanden 1897. 1898. 8⁰.

Samfund 1897. 1898. 8⁰.

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Strassburg:

Monatsbericht. 1898, No. 9, 10; 1899, No. 1-5. 8⁰.

K. öffentliche Bibliothek in Stuttgart:

Otto v. Alberti, Württembergisches Adels- und Wappenbuch, Liefg. 1—8. 1889—98. 4⁰.

Württembergische Geschichtsquellen. Band IV. 1899. 8⁰.

Department of Mines and Agriculture of N.-South-Wales in Sydney:

Records of the geological Survey of New-South-Wales. Vol. VI, part 1. Records. Vol. VII, part 2. 1898. 4⁰.

Memoirs of the geological Survey of N.-S.-Wales. Ethnological Series, No. 1. 1899. 4⁰.

Mineral Resources, No. 5. 1899. 8⁰.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo:

Mittheilungen. Band VII, Th. 1 und Supplement (die Sprichwörter Th. V). 1898. 8⁰.

Kaiserliche Universität Tokyo (Japan):

The Journal of the College of Science. Vol. IX, 3; X, 3; XI, 1—3; XII, 1—3. 1898/99. 4⁰.

Mittheilungen aus der medicinischen Facultät. Bd. IV, No. 3—5. 1898. 4⁰.

Calendar 1897—98. 1898. 8⁰.

Alterthumsverein in Torgau:

Veröffentlichungen. XII. 1898. 8⁰.

Canadian Institute in Toronto:

Proceedings. New. Series, No. 2, 3. 1897. gr. 8⁰. Vol. II, part 1. 1899. 8⁰.

The Canadian Journal 1856—1878 (einzelne Hefte fehlen). 8⁰.

R. Accademia delle scienze in Turin:

Atti. Vol. 34, disp. 1—10. 1898—99. 8⁰.

Memorie. Serie II, Tom. 48. 1899. 4⁰.

Meteorologisches Observatorium der Universität Upsala:

Bulletin mensuel de l'observatoire météorologique. Vol. 30. Année 1898. 1898—99. Fol.

K. Universität in Upsala:

Schriften der Universität aus den Jahren 1897/98 in 4⁰ und 8⁰.

Historisch Genootschap in Utrecht:

Werken. III. Serie, No. 12. Diarium. 's Gravenhage 1898. 8⁰.
Bijdragen en Mededeelingen. Deel XIX. 's Gravenhage 1898. 8⁰.

Provincial Utrechtsch Genootschap in Utrecht:

Aanteekeningen 1898. 8⁰.
Verslag 1898. 8⁰.
Stratz, Der Säugethier-Eierstock. Haag 1898. 4⁰.
L. M. Rollin Couquerque, Het Aasdoms- en Schependomsrecht. 's Gravenhage 1898. 8⁰.

Physiologisch Laboratorium der Hoogeschool in Utrecht:

Onderzoekingen. V. Reeks, Deel I, afl. 1. 1899. 8⁰.

Accademia in Verona:

Memorie. Vol. 72—74 (1896—98). 8⁰.

American Academy of Arts and Sciences in Washington:

Proceedings. Vol. 34, No. 2—5. 1898. 8⁰.

National Academy of Sciences in Washington:

Memoirs. Vol VIII. 1898. 4⁰. Vol. VIII, 3d. Memoir. 1899. 4⁰.

Bureau of Education in Washington:

Annual Report of the Commissioner of Education for 1896—97. Vol. 2. 1898. 8⁰.

U. S. Department of Agriculture in Washington:

North American Fauna, No. 14. 1899. 8⁰.
Yearbook 1898. 1899. 8⁰.

Smithsonian Institution in Washington:

Annual Report of the U. S. National-Museum 1896. 1898. 8⁰.
Annual Report 1895—96. July 1897. 1898. 8⁰.
Smithsonian Miscellaneous Collections, No. 1170. 1899. 8⁰.

U. S. Naval Observatory in Washington:

Report for the year ending June 30, 1898. 8⁰.

Surgeon General's Office, U. S. Army in Washington:

Index-Catalogue. II. Series, Vol. 3. 1898. 4⁰.

United States Geological Survey in Washington:

18th. annual Report. Part II, Va, b. 1897. 4⁰.

Grossherzogliche Bibliothek in Weimar:

Zuwachs in den Jahren 1896—98. 1899. 8⁰.

Harzverein für Geschichte in Wernigerode:

Register über die Jahrgänge 13—24 (1880—91) der Zeitschrift. 1898. 4⁰.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien:

Anzeiger. Philos.-histor. Classe, 35. Jahrg. 1898, No. 1—27.
Mathem.-naturw. Classe, 35. Jahrg. 1898, No. 1—27. 1898. 8⁰.

K. K. geologische Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. Jahrg. 1898, Band 48. 1898. 4⁰.
Verhandlungen. 1898, No. 1—18; 1899, No. 1—8. 4⁰.

Geographische Gesellschaft in Wien:

Mittheilungen. Band 41. 1898. 8⁰.

K. K. Gesellschaft der Aerzte in Wien:

Wiener klinische Wochenschrift. 1898, No. 52; 1899, No. 1—27. 4⁰.

Anthropologische Gesellschaft in Wien:

Mittheilungen. Band 28, Heft 5, 6; Band 29, Heft 1, 2. 1898/99. 4⁰.

Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien:

Verhandlungen. Band 48, Heft 10; Band 49, Heft 1—5. 1899. 8⁰.

K. K. naturhistorisches Hofmuseum in Wien:

Annalen. Band 13, No. 2—3. 1898. 4⁰.

Oriental Nobility Institute in Woking:

Vidyodaya. Band 27, No. 11, 12, 1898; Band 28, No. 1, 2. 1899. 8⁰.

Physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. N. F., 32. Band, No. 4—6; 33. Band, No. 1. 1899 8⁰.
Sitzungsberichte. Jahrg. 1898, No. 4—8; 1899, No. 1—5. 8⁰.

Historischer Verein von Unterfranken in Würzburg:

Archiv. 40. Jahrg. 1898. 8⁰.

Schweizerische meteorologiscse Centralanstalt in Zürich:

Annalen. Jahrg. 1896. 1898. 4⁰.

Schweizerische geodätische Kommission in Zürich:

Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. Liefg. 28 und neue Folge, Liefg. 8. Bern 1898. 4⁰.

Antiquarische Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Band 24, 6. 1899. 4⁰.

Naturforschende Gesellschaft in Zürich:

Neujahrsblatt. 101 Stück. 1899. 4⁰.
Vierteljahrsschrift. 43. Jahrg. 1898, Heft 4; 44. Jahrg. 1899, Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Von folgenden Privatpersonen:

Prinz Albert I. von Monaco:

Exploration océanographique aux régions polaires. Paris 1899. 8⁰.
Première Campagne scientifique de la „Princesse Alice IIe." Paris 1899. 4⁰.

M. Berthelot in Paris:

Chaleur animale. 2 Vols. Paris 1899. 8⁰.
Chimie végétale et agricole. 4 Vols. Paris 1899. 8⁰.

Renward Brandstetter in Luzern:

Malaio-Polynesische Forschungen, II. Reihe, I. Luzern 1898. 8⁰.

Ferdinando Colonna dei Principi di Stigliano in Neapel:

Scoperte di Antichità in Napoli 1876—1897. 1898. 4⁰.

Arthur Mac Donald in Washington:

Experimental Study of Children. 1899. 8⁰.
Colored Children: A Psychophysical Study. Chicago 1899. 8⁰.

H. Fresenius in Wiesbaden:

Geschichte des chemischen Laboratoriums in Wiesbaden. 1898. 4⁰.

H. Fritsche in St. Petersburg:

Die Elemente des Erdmagnetismus und ihre säcularen Aenderungen. 1899. 8⁰.

Antonio de Gordon y de Acosta in Habana:

Indicaciones terapeuticas de la musica. Habana 1899. 8⁰.

Ernst Häckel in Jena:

Kunstformen der Natur. Liefg. I, II. Leipzig 1899. Fol.

Joseph Hartmann in Ingolstadt:

Der erste bayerische Geschichtschreiber Johannes Turmair, genannt Aventinus, und seine Beziehungen zur Geographie. Dissertation. 1898. 8⁰.

Emil Hensen in Frankenthal:

Frankenthaler Gruppen und Figuren der Porzellanfabrik Frankenthal. Speier 1899. 8⁰.

J. Hirschberg in Berlin:

Geschichte der Augenheilkunde im Alterthum. Leipzig 1899. 8⁰.

F. Jousseaume in Paris:

La philosophie aux prises avec la mer rouge, le Darwinisme et les 3 règnes des corps organisés. 1899. 8⁰.

Wilhelm Klinckert in St. Petersburg:

Das Licht, sein Ursprung und seine Funktion. Leipzig 1899. 8⁰.

Joseph Kriechbaumer in München:

Beitrag zu einer Monographie der Joppinen. Berlin 1899. 8⁰.

Karl Krumbacher in München:

Byzantinische Zeitschrift. Band 8, Heft 1—3. Leipzig 1899. 8⁰.

J. Lair in Paris:

Conjectures sur les chapitres XVIII et XIX du livre II de l'historia ecclesiastica de Grégoire de Tours. 1899. 8⁰.

Joseph Levy in Lorenzen (Unter-Elsass):

Geschichte der Stadt Saarunion. Vorbruck-Schirmeck 1898. 8⁰.

G. van der Mensbrugghe in Gent:

7 kleine Schriften physikalischen Inhalts (Sep.-Abdrücke). 1898. 8⁰.

Lady Meux in Theobaldspark (England):

The Lives of Mabâ' Sĕyōn and Gabra Krĕstôs, the ethiopic Texts edited by E. E. Wallis Budge. With 92 colowred plates. London 1898. 4⁰.

Oskar Emil Meyer in Breslau:

Die kinetische Theorie der Gase. 1899. 8⁰.

Gabriel Monod in Versailles:

Revue historique. Tom. 69, No. 1, 2; Tom. 70, No. 1, 2. 1899. 8⁰.

G. J. Petersen in Gleiwitz:

Ueber die Harmonie im Weltenraum. Band I. 1899. 8⁰.

E. Piette in Rumigny (Ardennes):

Études d'éthnographie préhistorique V. Paris 1899. 8⁰.

W. Radloff in St. Petersburg:

Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. II. Folge. 1899. 4⁰.

Dietrich Reimers Verlagshandlung in Berlin:

Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. Jahrg. IV, Heft 3. 1898. 4⁰.

Adolf Römer in Erlangen:

Aristotelis ars rhetorica. Lipsiae 1899. 8⁰.

Ferdinand Rüss in München:

Geschichte des Gabelsberger Stenographen-Centralvereins in München von 1849—1898. 1899. 8⁰.

Verlag von Seitz und Schauer in München:

Medizinische Neuigkeiten. 1898, No. 52. 4⁰.
Deutsche Praxis. 1898, No. 18; 1899, No. 1—11. 8⁰.

Emil Selenka in München:

Menschenaffen. Liefg. I. Wiesbaden 1898. 4⁰.

M. B. Snyder in Philadelphia:

Report on the Harvard Astrophysikal Conference August 1898. Lancaster 1898. 8⁰.

Serge Socolow in Moskau:

Corrélations régulières du système planétaire. 1899. 8⁰.

Michele Stossich in Triest:

Filarie e spiroptere. 1897. 8⁰.
Note parassitologiche. 1897. 8⁰.
Saggio di una Fauna elmintologica di Trieste. 1898. 8⁰.

Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig:

Encyklopädie der mathem. Wissenschaften. Band 1, Heft 2. 1899. 8⁰.

A. Thieullen in Paris:

Lettre à M. Chauvet sur les veritables instruments usuels de l'âge de la pierre. 1898. 4⁰.

H. Ulmann in Greifswald:

Russisch-preussische Politik. Leipzig 1899. 8⁰.

Verlagshandlung Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig:

Roscoe-Schorlemmers ausführliches Lehrbuch der Chemie. Von J. W. Brühl. Band V, VI. Organische Chemie, Theil 3, 4. 1896—98. 8⁰.

M. E. Wadsworth in Houghton, Mich.:

Ein Fascikel kleine Schriften physikalischen Inhalts (in engl. Sprache). 1896—98.

Nicolaus Wecklein in München:

Euripidis fabulae. Vol. II, pars 4—6. Lipsiae 1899. 8⁰.

Giuseppe Wilpert in Rom:

Un Capitolo di storia del vestiario. Parte II. 1899. Fol.



Namen-Register.

*

Sach-Register.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1899.

Zweiter Band.

München
Verlag der k. Akademie
1900.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth.)

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.

Inhalts - Uebersicht.



Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 6. Mai 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr Krumbacher hält einen Vortrag:

Umarbeitungen bei Romanos

erscheint in den Sitzungsberichten.

Historische Classe.

Herr Grauert hält einen Vortrag:

Meister Johann von Toledo

erscheint in den Sitzungsberichten.

Sitzung vom 3. Juni 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr HIRTH hält einen Vortrag:

Ueber die Hiungnu und Wolga-Hunnen

erscheint in den Sitzungsberichten.

Herr FURTWÄNGLER macht

Mitteilung über ein auf Cypern gefundenes Bronzegeräte

erscheint in den Sitzungsberichten mit einer Zeichnung.

Historische Classe.

Herr OBERHUMMER hält einen Vortrag:

Ueber Aventins Karte von Bayern

erscheint in den Sitzungsberichten.

Umarbeitungen bei Romanos.

Mit einem Anhang über das Zeitalter des Romanos.

Von **K. Krumbacher.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 6. Mai 1899.)

Vorbemerkung.

Die Ueberlieferung der griechischen Kirchenpoesie ist noch wenig aufgeklärt. Die Herausgeber der für den Gottesdienst bestimmten liturgischen Bücher, die grösstenteils in Venedig, zum Teil auch in Konstantinopel, Athen, Jerusalem und in Rom (hier von seiten der Propaganda) gedruckt wurden, begnügten sich in der Regel mit der Wiedergabe einer bestimmten Hs, bezw. mit der Wiederholung der früheren Drucke. Wie weit die späteren Ausgaben von den früheren und wie weit die Ausgaben der römischen Propaganda von den orthodoxen abweichen, bedarf allerdings noch der Untersuchung; doch dürfte das Ergebnis für die Hauptfragen der Ueberlieferung wenig Gewinn bringen; denn es handelt sich bei diesen gedruckten Ausgaben nur um die allerletzten Stadien in der Formulierung der liturgischen Bücher. Auch der neueste Bearbeiter der griechischen Liturgiebücher, der Athosmönch Barth. Kutlumusianos, hat keinerlei tiefere Studien über die Ueberlieferung der Kirchenpoesie angestellt; jedenfalls ist davon nichts an die Oeffentlichkeit gedrungen.

Der Kardinal J. B. Pitra, dem nach Mone das Verdienst gebührt, zuerst wieder nachdrücklich auf die ganze Litteratur-

gattung hingewiesen und für die Veröffentlichung neuer Texte das meiste gethan zu haben, hat zwar mehrere wichtige alte Hss gefunden und für seine grosse Ausgabe benützt; aber die Genealogie und Glaubwürdigkeit der Hss hat er nicht näher geprüft; er nimmt jede Hs als ein Gegebenes an sich, und die Notwendigkeit einer abwägenden Untersuchung der ganzen Ueberlieferung ist ihm offenbar gar nicht zum Bewusstsein gekommen, wie ja überhaupt die Brauchbarkeit seiner Publikationen durch den Mangel an philologischer Methode und philologischem Verständnis schwer beeinträchtigt wird. W. Christ hat für seine Anthologia graeca carminum christianorum zwar einige späte Münchener und Wiener Hss studiert, doch wesentlich mit Rücksicht auf die musikalische Seite; eine nähere Beschäftigung mit der Ueberlieferungsgeschichte lag ausserhalb des Planes seiner Arbeit, die auf eine zusammenfassende Untersuchung und Darstellung der Geschichte und Theorie der Kirchenpoesie und auf die Mitteilung ausgewählter Proben abzielte. Dasselbe gilt von W. Meyer, der für seine metrischen Untersuchungen sich naturgemäss auf das gedruckt vorliegende Material beschränkte.

Einige kleinere Beiträge verdanken wir drei Griechen, dem Athosmönche Alexandros Lauriotes (Eumorphopulos), dem Gymnasialdirektor in Trapezunt M. Paranikas und dem Petersburger Privatdozenten A. Papadopulos-Kerameus.[1]) Doch handelt es sich hier nur um isolierte Mitteilungen über eine bestimmte Hs oder um kurze Text- und Kollationsproben, nicht etwa um irgend eine Untersuchung von allgemeiner Bedeutung und Tragweite. Al. Dmitrijevskij berücksichtigt in dem bis jetzt allein vorliegenden ersten Teile seines Buches

[1]) Die älteren Beiträge dieser drei Gelehrten sind notiert in der Geschichte der byz. Litteratur² (1897) S. 659 f.; 671 f.; 675; 688. Dazu kommen noch: A. Papadopulos-Kerameus, *Ἀθωνικὰ κονδακαρίων ἀντίγραφα*, B. Z. 6 (1897) 375—386. (Die Nummer des hier beschriebenen Cod. Vatoped. ist, wie mir der Verfasser brieflich mitteilte: 836.) A. Papadopulos-Kerameus, *Νικήτας ἐπίσκοπος Χαλκηδόνος*, *Ἑλλην. Φιλολ. Σύλλογ.* 26 (1896) 38—42 (vgl. B. Z. 7, 484).

„Beschreibung der liturgischen Hss, die in den Bibliotheken des rechtgläubigen Ostens aufbewahrt sind“ [1]) nur die Typiken; ob er beabsichtigt, später auch die ältesten Gesangbücher, die Tropologien und Triodien, zu beschreiben, ist mir nicht bekannt. Die bis jetzt bekannten allgemeinen Thatsachen der Ueberlieferungsgeschichte der Hymnen, deren Kenntnis teils auf Nachweisen der oben genannten Gelehrten, bes. Pitras, teils auf meinen eigenen Forschungen beruht, sind in der Geschichte der byzantinischen Litteratur² S. 685 ff. zusammengestellt. Dazu kommen endlich einige Spezialuntersuchungen in meinen „Studien zu Romanos“.[2]) Ihr Hauptergebnis besteht in der Erkenntnis, dass der von mir gefundene Codex Vindobonensis und der von Pitra benützte Corsinianus eng zusammengehörige Vettern sind und dass sie, nebst einigen andern in Grotta Ferrata geschriebenen Hss, eine in Italien vollzogene Ueberarbeitung bieten, der gegenüber die im Osten geschriebenen Codices bei aller sonstigen Differenz zusammenhalten, also mit anderen Worten in der Erkenntnis einer der ostbyzantinischen Ueberlieferung gegenüberstehenden italischen Redaktion.

Die meisten Fragen aber, sowohl die allgemeiner als die spezieller Natur, harren noch der Lösung. Für die Ueberlieferung der Hymnen bleibt noch recht viel, für die der Kanones fast alles zu thun übrig. Noch recht dunkel ist z. B. die eminent wichtige Frage, inwieweit die Stellen, an denen die zwei vorzüglichen patmischen Hss PQ sich von allen oder den meisten übrigen Hss entfernen, ursprünglich sind oder auf einen Bearbeiter zurückgehen, so dass wir also auch mit einem „patmischen Redaktor“ zu operieren hätten. Ebenso bedürfen die zahlreichen isolierten Abweichungen des Mosquensis und des Taurinensis einer zusammenfassenden Prüfung. Vor allem aber sind die leider noch nicht näher bekannten Hss auf dem Sinai und Athos in das Gesamtbild der Ueberlieferung einzureihen.

[1]) Opisanie liturgičeskich rukopisej chranjaščichsja v bibliotekach pravoslavnago vostoka. Tom I. Čast pervaja. Kiev 1895.

[2]) S. 203 f.; 219; 242 f.; 254 ff.

Ausser den Untersuchungen, welche sich auf das genealogische Verhältnis und den allgemeinen Charakter der erhaltenen Hss, also auf die letzten Phasen der Ueberlieferung beziehen, sind eingehende Forschungen über die Vorgeschichte der einzelnen Bestandteile jeder Hs notwendig. Denn wie bei allen Litteraturwerken, die aus einer Reihe selbständiger Stücke bestehen, wird auch bei der Kirchenpoesie die Einsicht in die Ueberlieferung dadurch erschwert, dass die jetzigen Bestände der Hss allmählich und aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen sind. Es muss also wie bei manchen alten Rhetoren, Sophisten, Epistolographen u. s. w. die Untersuchung für jede litterarische Einheit d. h. für jedes Lied separat geführt werden. Man darf die aus dem kritischen Apparate mehrerer Lieder gewonnene Vorstellung von dem Verhältnis und Werte gewisser Hss niemals ohne weiteres verallgemeinern, sondern muss bei jedem neuen Liede, dessen Text konstituiert werden soll, das Verhältnis und die Glaubwürdigkeit der in Betracht kommenden Hss zunächst ohne Rücksicht auf die früher gewonnene Vorstellung prüfen und darf das frühere Ergebnis erst dann zur etwaigen Bestätigung oder Aufklärung beiziehen. Daraus erwächst auch die Notwendigkeit, dass bei einer Gesamtausgabe zwar zuerst der allgemeine Stand der Ueberlieferung übersichtlich zusammengefasst, dann aber die Ueberlieferung für jedes einzelne Lied gesondert dargestellt werde, obschon dadurch manche lästige Wiederholung unvermeidlich wird.

Diese Spezialbetrachtung der Ueberlieferung einzelner Lieder zeitigt Ueberraschungen, welche die Einsicht in das allgemeine Verhältnis der Hss nicht ahnen lässt. Von einer solchen Ueberraschung soll im folgenden des Näheren berichtet werden. Es handelt sich um die **verkürzende Umarbeitung ganzer Lieder.**

Zwei unter sich ganz verschiedene Fälle von Umarbeitung werden in der folgenden Abhandlung untersucht. Merkwürdigerweise aber beziehen sich die Lieder, um die es sich handelt, auf denselben Stoff, auf die biblische Geschichte von den Klugen und Thörichten Jungfrauen oder wie die Benennung in den Hss

lautet, die Geschichte von den zehn Jungfrauen. Wir haben über diesen Vorwurf drei umfangreiche Lieder, die ich nach ihrer Reihenfolge in der Haupths mit I, II, III bezeichnet habe. Von Lied II existiert eine kürzere Redaktion in den Codd. Corsin. und Vindob.; Lied III ist nur eine stark abweichende verkürzende Bearbeitung von Lied I. Es sind also, genau genommen, zwei Lieder, die in vier Redaktionen auseinanderfallen. Das Thema ist in den zwei Hymnen sehr verschiedenartig behandelt. Im Liede II herrscht die bei Romanos so beliebte dramatische Form: das Ganze besteht aus Dialogen zwischen den klugen und thörichten Jungfrauen und Christus. Lied I mit seinem Ableger Lied III dagegen trägt einen rein paränetischen Charakter: die Parabel dient hier nur zum Ausgangspunkt einer düsteren Schilderung des jüngsten Gerichtes und der traurigen Zeitereignisse, womit sich ernste Mahnungen zur sittlichen Einkehr verbinden.

Die Texte, welche in Betracht kommen, sind teils gar nicht (östliche Redaktion des Liedes II und Lied III), teils nur ungenügend (italische Redaktion des Liedes II), teils ungenügend und zudem an einem fast unzugänglichen Orte (Lied I) publiziert. Sie wurden daher der folgenden Untersuchung, der sie als unentbehrliche Basis dienen, mit den durch das Studium der Hss, der Sprache und der Metrik als notwendig erwiesenen Verbesserungen beigegeben. Immerhin konnte beim Liede II grosse Raumersparnis dadurch erzielt werden, dass die Doppelheit der Redaktion im Apparat ausgedrückt wurde: dagegen mussten Lied I und III, wo die Umarbeitung jeden einzelnen Vers berührt, vollständig mitgeteilt werden. Endlich sind, um die Beurteilung des Charakters der Lieder und ihrer Redaktionen zu erleichtern, kurze metrische, kritische und exegetische Bemerkungen angefügt worden. Das Schwergewicht der Arbeit fällt aber natürlich auf die Untersuchung des Verhältnisses und der Autorschaft der verschiedenen Fassungen der Lieder.

Das Studium der im folgenden behandelten Umarbeitungen ist weniger von Wichtigkeit für die Texteskonstitution der be-

troffenen Lieder selbst, als für die Einsicht in die allgemeinen Bedingungen und Möglichkeiten, mit denen man in der Ueberlieferung der Kirchenpoesie zu rechnen hat. Auch für die Beurteilung ähnlicher Fälle sowohl in der byzantinischen Litteratur als in den klassischen und abendländischen Litteraturen dürfte das vergleichende Studium der Umarbeitungen in der griechischen Kirchenpoesie Nutzen bringen. Das Gespenst der Umarbeitung beunruhigt den Litterarhistoriker ja allenthalben. In den alten Litteraturen sind namentlich die Fälle von Interpolation häufig, allerdings nicht so häufig, als subjektive Aesthetik und hyperkritische Zweifelsucht vielfach angenommen hat. In den Litteraturen des Mittelalters wuchert die freie Redaktion in solcher Ausdehnung, dass die bei der Veröffentlichung alter Autoren übliche philologische Technik meistens völlig versagt und neue Editionsweisen gefunden werden müssen, wenn man nicht geradezu sämtliche verwandte Texte in extenso herausgeben will. Aber selbst noch im Schrifttum der neueren Zeit fehlt es nicht an merkwürdigen Beispielen bewusster Umarbeitung, obschon jetzt durch die Buchdruckerkunst dem gewissenlosen Treiben der Diaskeuasten ein starker Riegel vorgeschoben ist. Es wäre zu wünschen, dass einmal die wichtigsten hierher gehörigen Thatsachen und Probleme im Zusammenhange betrachtet und namentlich auch alle auf Doppelausgaben, Interpolation, Umarbeitung und Fälschung bezüglichen Aeusserungen der Autoren selbst,[1] sowie die von den Autoren, vom Staate oder der Kirche ergriffenen Schutzmassregeln studiert würden. Wenn man auch nicht daran denken kann, aus einer solchen vergleichenden Betrachtung irgendwelche allgemeine litterarpsychologische „Gesetze“ abzuleiten, so wird sich doch durch die sorgfältige Prüfung einer grösseren Anzahl von Typen der Blick für die Kennzeichen der Umarbeitung

[1] Ich erinnere nur an die bekannte Warnung des Diodor (I 5, 2): *Ταῦτα μὲν οὖν ἀκριβῶς προδιωρισάμεθα, βουλόμενοι τοὺς μὲν ἀναγινώσκοντας εὐσύνοπτον ἔχειν τῆς ὅλης προθέσεως, τοὺς δὲ διασκευάζειν εἰωθότας τὰς βίβλους ἀποτρέψαι τοῦ λυμαίνεσθαι τὰς ἀλλοτρίας πραγματείας.*

schärfen und es werden sich gewisse Beobachtungen ergeben, die von allgemeiner und methodologischer Bedeutung sind.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen in eigener Sache. Man hat mich in den letzten Jahren mehrfach zum Abschlusse der Gesamtausgabe des Romanos gedrängt: Freunde und Rezensenten äusserten den Wunsch, die Vollendung des Werkes möge doch nicht mehr „allzulange" auf sich warten lassen. Wenn man die Sachlage aus der Ferne betrachtet, erscheint dieser Wunsch berechtigt. Denn seit ich, auf Anregung meines hochverehrten Freundes W. Meyer aus Speyer, die erste Hs des Romanos kopiert habe, sind 15 Jahre ins Land gegangen, und wenn ich auch in der Zwischenzeit mehrere andere Arbeiten ausführen musste, so habe ich doch den Dichter nie aus dem Auge verloren. Nach so langer Zeit hat man das Recht, eine reife Ernte zu verlangen. Leider aber sehe ich selbst die Erreichung des Zieles noch in weiter Ferne, und gerade in den letzten Jahren hat sich das Ziel eher entfernt, als genähert.

Als ich nach einem vorläufigen Abschluss der Vorarbeiten, des Kopierens und Kollationierens der Hss und der Sammlung des Materials überhaupt, zur definitiven Bearbeitung der einzelnen Lieder überging, ergaben sich Schritt für Schritt neue, früher unbeachtete oder nicht in ihrer Grösse erkannte Schwierigkeiten. Zunächst stellte sich immer deutlicher die betrübende Thatsache heraus, dass in der Ueberlieferung der Kirchenpoesie ein wahrhaftiges *Πάντα ῥεῖ* geherrscht hat. Fast jede Hs alter Hymnen repräsentiert eine nach dem Bestande an Liedern, nach ihrer Vollständigkeit und Reihenfolge stark abweichende Sammlung. Noch ärger wird der Wirrwarr, wenn man die Liedertexte im einzelnen betrachtet: die Abweichungen der Hss beruhen weit weniger auf paläographischer oder sonstiger Verderbnis, als auf willkürlichen redaktionellen Aenderungen, denen gegenüber eine konsequente Entscheidung nach diplomatischen und inneren Erwägungen schwer durchzuführen ist. Zu den unaufhörlichen Schwankungen des Textes im einzelnen kommen tiefgehende Umarbeitungen, Verkürzungen und Konta-

minationen ganzer Lieder. Selbst vor der Fälschung des Dichternamens in der Akrostichis, also vor offenbarem Plagiat, sind einzelne der frommen Klosterbewohner nicht zurückgeschreckt [1]). Durch ein solches Chaos vermögen die schärfsten Werkzeuge der philologischen Kritik nur langsam und oft nur mit zweifelhaftem Erfolge vorzudringen. Auf Schritt und Tritt hemmen neue Dorngestrüppe, die nicht leichten Fusses übersprungen werden können, sondern mühsam durchhauen und gelichtet werden müssen.

Vor zwei Jahren wurde ich durch die Untersuchung gewisser metrischer Schwierigkeiten und auffälliger redaktioneller Abweichungen einzelner Hss viele Monate lang aufgehalten.[2]) Kaum hatte ich diese unwegsame Strecke überwunden und hoffte nun in rascherem Tempo vorwärts zu kommen, so erhoben sich neue Hindernisse, die Fragen der Umarbeitung ganzer Lieder, deren im folgenden vorgelegte Untersuchung wiederum mehr als ein halbes Jahr kostete und doch nicht zu einem ganz befriedigenden Abschluss gebracht werden konnte.

Zu den allgemeinen und prinzipiellen Fragen kommen zahllose einzelne Zweifel sprachlicher, inhaltlicher und metrischer Natur. Sie lassen sich namentlich deshalb so schwer heben, weil Romanos und die übrigen Hymnendichter nur zum geringen Teil und in ganz unzuverlässiger Weise ediert sind und mithin eine genügende Grundlage für die Einzelforschung fehlt. Ich habe für manche Fragen versucht, diesen Mangel durch das Studium der Abschriften und Kollationen der Hss zu ersetzen; doch ist dieses Verfahren so umständlich und zeitraubend, dass es nur in beschränktem Masse Anwendung finden kann. Es liegt also eine Art von Zirkel im Wege. Die zur sicheren Arbeit erforderliche Grundlage kann eben erst durch eine kritische, mit grammatischen und lexikalischen Indices versehene Ausgabe, zunächst des Romanos, dann der übrigen Hymnendichter, geschaffen werden, und so bleibt gegenwärtig

[1]) Vgl. die letzten Seiten des Kapitels I, 1.

[2]) Vgl. meine „Studien zu Romanos“ S. 70 f.

nichts übrig, als möglichst viel der hs-lichen Ueberlieferung, möglichst wenig vorgefassten sprachlichen, sachlichen oder metrischen Theorien zu folgen. Dass Pitra genau das umgekehrte Verfahren einschlug, ist einer der Hauptgründe der Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit seiner Ausgabe.

Selbst die rein mechanische Arbeit des Niederschreibens der Texte möge nicht unterschätzt werden. Bei den meisten Ausgaben, die heute erscheinen, kann der Bearbeiter die Bogen einer älteren Ausgabe, mit seinen Aenderungen versehen, in die Druckerei schicken. Hier aber muss alles von Grund auf neu gebaut werden; es ist nicht möglich auch nur eine Druckseite der Ausgabe von Pitra zur Ersparung der Schreibarbeit zu verwenden.

Soviel zur Aufklärung für alle, die sich, zuweilen nicht ohne Ausdruck des Missvergnügens, darüber wundern, dass der längst versprochene Romanos noch immer nicht gedruckt ist. Was an mir liegt, so biete ich alle Kräfte auf, um die vor vielen Jahren übernommene Pflicht so bald und so gut als möglich abzutragen. Wann das geschehen wird, kann ich selbst noch nicht übersehen. Will man sich eine konkrete Vorstellung von der Grösse der hier zu lösenden Aufgabe machen, so wähle man als Objekt der Vergleichung etwa die tragische Poesie der Griechen und denke sich, dass einem Menschen aufgetragen würde, gestützt auf eine einzige ungenügende Teilausgabe und einige theoretische Untersuchungen, alle erhaltenen Werke der Tragiker aus den Hss teils erst zu kopieren, teils zu vergleichen, dann das Verhältnis und den Wert der Hss zu untersuchen, über metrische, sprachliche und sachliche Eigenheiten sich klar zu werden und endlich die Ergebnisse dieser mannigfaltigen Arbeiten in einer kritischen Gesamtausgabe vorzulegen. Eine Aufgabe von ähnlichem Umfange ist bei der geplanten Herausgabe des Romanos zu lösen.

Die mühevolle Aufgabe des Nachweises der Bibelstellen hat auch diesmal mein in den hl. Schriften besser als ich bewanderter Freund Dr. C. Weyman auf sich genommen. Dafür sei ihm auch hier aufrichtig gedankt.

Verzeichnis der Abkürzungen.

1. Codices.

Q — Patmiacus 213 saec. XI.
C — Corsinianus 366 saec. XI (?).
M — Mosquensis Synod. 437 saec. XII.
T — Taurinensis B. IV. 34 saec. XII.
V — Vindobonensis suppl. gr. 96 saec. XII.

2. Druckwerke.

Amfilochij, Facsimileband — Archimandrit Amfilochij, Snimki iz kondakarija XII—XIII vjeka, Moskau 1879.

Amfilochij, Textband — Archimandrit Amfilochij, Kondakarij v grečeskom podlinnikije XII—XIII v. po rukopisi Moskovskoj synodaljnoj biblioteki Nr. 437, Moskau 1879.

Christ, Anthologia — Anthologia graeca carminum christianorum. Adornaverunt W. Christ et M. Paranikas, Lipsiae 1871.

Dieterich, Untersuchungen — Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert n. Ch. von K. D., Byz. Archiv, Heft 1, Leipzig 1898.

Hatzidakis, Einleitung — G. N. Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik, Leipzig, Breitkopf & Härtel 1892.

Krumbacher, St. z. Romanos — K. Krumbacher, Studien zu Romanos, Sitzungsberichte der philos.-philol. und der histor. Classe d. k. bayer. Akad. d. Wiss. 1898, Band II, S. 69—268.

Meyer, Anfang und Ursprung — W. Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rythmischen Dichtung, Abh. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. I. Cl., XVII. Band, II. Abteil., S. 267—450.

Pitra, An. Sacra — Analecta Sacra spicilegio Solesmensi parata edidit J. B. Pitra, Tomus I, Parisiis 1876.

Pitra, Jubiläumsgabe — Sanctus Romanus veterum melodorum princeps. Cantica sacra ex codicibus mss. monasterii S. Ioannis in insula Patmo primum in lucem edidit Ioannes Baptista cardinalis Pitra. Anno Iubilaei Pontificii (1888).

I.

Das zweite Lied „Die zehn Jungfrauen“.

1. Ueber die doppelte Redaktion des Liedes.

Ueber die schöne Geschichte von den Zehn Jungfrauen birgt der Codex Patmiacus 213 fol. 69ᵛ—77ᵛ drei grosse Lieder.

Das zweite Lied, das im Cod. Patm. (fol. 72ʳ—76ʳ) 31 Strophen und 2 Prooemien umfasst, ist uns ausserdem wenigstens teilweise erhalten im Corsinianus 366 fol. 80ʳ—83ʳ und im Vindobonensis suppl. gr. 96 fol. 98ᵛ—102ᵛ (in diesen beiden Codd. das 1. Prooemion und 22 Strophen), im Mosquensis 437 fol. 268ʳ—269ʳ (hier das 1. Prooemion und Strophe 1—6) und im Taurinensis B. IV. 34. Hier sind ausser dem 1. Prooemion 5 Strophen erhalten, aber in einer Weise, die eine nähere Beschreibung erheischt: Fol. 169ᵛ—170ʳ steht die Ueberschrift des Gedichtes, Prooemion I und Strophe 1—3; fol. 160ᵛ—161ᵛ steht ein, wie es scheint, in den übrigen bekannten Hss fehlendes Gedicht mit der Ueberschrift: *Ἕτερον κοντάκιον εἰς τὴν παράβασιν τῶν νιστιῶν* (so) *καὶ περὶ ἐλεημοσύνης. ψάλλεται δὲ τῇ αὐτῇ κυριακῇ* (sc. *τῆς τυροφάγου*). *πρὸς τὸ ὁ ὑψωθείς.* Das Prooemion dieses Liedes (*Νῦν ὁ καιρὸς* u. s. w.) und die dritte Strophe (*Ἀνάστασιν* u. s. w.) sind von Pitra, An. Sacra I 471 f., herausgegeben worden. Die erste Strophe (*Ἄνες μοι*) und die zweite (*Νικᾷ τὰς πάσας*) sind nichts anderes als die 31. und die 9. Strophe des zweiten Liedes auf die Zehn Jungfrauen, wie es im Patmiacus fol. 72ʳ—76ʳ überliefert ist. Pitra hat diese zwei Strophen also S. 471 f. mit Recht weggelassen; doch hat er, nach seiner leidigen Gewohnheit, weder S. 471 f., noch da, wo er von der Ueberlieferung des Liedes auf die Zehn Jungfrauen spricht (S. 77; 80; 84) den Sachverhalt klargestellt. Offenbar hat hier ein später Redaktor, der das kleine

Lied auf die Uebertretung des Fastengebotes und die Barmherzigkeit in das Triodion einschob, einfach die für dieses Thema ungefähr passenden Strophen aus dem Liede auf die Zehn Jungfrauen herübergenommen und mit ihrer Hilfe ein neues Lied gezimmert. Der Fall ist nebenbei bemerkt, von hoher Bedeutung für die Einsicht in die Entstehungsweise der liturgischen Bücher und in die ungeheuren Schwierigkeiten, die mit der Zergliederung ihrer einzelnen Teile und ihrer Bestimmung nach Zeit und Autor verknüpft sind. Ausser dieser offenbar spät geschehenen willkürlichen Transplantation bietet der Taurinensis und der Mosquensis in der Ueberlieferung unseres Liedes nichts Auffälliges; ihre Schreiber bezw. Redaktoren haben einfach, wie so oft, von einem umfangreichen Werke nur einige Strophen übrig gelassen.

Ganz anders verhält es sich mit dem Corsinianus und Vindobonensis. Die kleine Strophenzahl, die sie dem Patmiacus gegenüber aufweisen, beruht nicht auf zufälliger Verstümmelung oder auf einfacher Weglassung einiger Strophen am Schlusse, sondern auf einer ziemlich einschneidenden und mühevollen Umarbeitung des ganzen Liedes. Dabei wurde nicht, wie das sonst vorkommt, die Akrostichis um ein Wort oder mehrere Wörter gekürzt, sondern eine neue Akrostichis zu grunde gelegt. Während die Strophen der Redaktion Q (Patmiacus) das Akrostichon: *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ τοῦτο τὸ ποίημα* bieten, erscheint in der Redaktion CV (Corsinianus und Vindobonensis) das Akrostichon: *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ᾠδὴ α'* (= *πρώτη*?).

Wenn man nun den Text der zwei Bearbeitungen näher mit einander vergleicht, so ergibt sich Folgendes: Das Prooemion von CV ist identisch mit dem ersten Prooemion des Q, das zweite Prooemion des Q fehlt in CV. Das allgemeine Verhältnis der 22 Strophen von CV zu den 31 von Q möge die folgende Tabelle veranschaulichen:

Strophe		Strophe
1 in Q	=	1 in CV
2 in Q	=	2 in CV
3 in Q	=	3 in CV
4 in Q	=	4 in CV
5 in Q	=	5 in CV
6 in Q	=	6 in CV
7 in Q	=	8 in CV
8 in Q		Fehlt in CV
9 in Q	=	9 in CV
10 in Q	=	10 in CV
11 in Q		Fehlt in CV
12 in Q	=	11 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und völliger Umarbeitung)
13 in Q	=	12 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 3 Verse)
14 in Q	=	13 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 12 Verse)
15 in Q	=	14 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 2 Verse)
16 in Q	=	7 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung des ersten Verses)
17 in Q	=	15 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 6 Verse)
18 in Q	=	16 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung des ersten Verses)
19 in Q	=	17 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 2 Verse)
20 in Q		Fehlt in CV
21 in Q	=	18 in CV
22 in Q		Fehlt in CV
23 in Q		Fehlt in CV
24 in Q	=	19 in CV (aber mit Aenderung der Initiale und Umarbeitung der ersten 7 und der letzten 7 Verse)
25 in Q		Fehlt in CV

Strophe		Strophe
26 in Q		Fehlt in CV
27 in Q		Fehlt in CV
28 in Q		Fehlt in CV
29 in Q	=	21 in CV (mit Umarbeitung in die erste Person und vielen sonstigen Aenderungen)
30 in Q	=	20 in CV (aber mit Aenderung der Initiale, Umarbeitung in die erste Person und zahlreichen sonstigen Aenderungen)
31 in Q	=	22 in CV

Ueber die Textgestaltung der Bearbeitung CV im einzelnen unterrichtet der kritische Apparat der unten folgenden Ausgabe; nur in drei Strophen ist die Abweichung so stark, dass sie im Apparat nicht bequem und übersichtlich genug angegeben werden konnte; diese 3 Strophen (11 CV = 12 Q; 20 CV = 30 Q; 21 CV = 29 Q) mögen daher hier in extenso mitgeteilt werden.

Die Strophen **11, 20, 21** der Bearbeitung CV:

ια' *Ὑπάγετε, φησὶν αὐταῖς,*
236 *ζητεῖτε τοὺς πωλοῦντας,*
εἰ ἄρα δυνηθῆτε
πριᾶσθαι παρὰ τούτων
ἔλαιον μέτρον ἑαυταῖς.
240 *ἅμα δὲ ἀπῆλθον,*
ἐπέστη ὁ νυμφίος (Metrum?)
καὶ παραντίκα ἅπασαι
σὺν αὐτῷ ⟨—⟩ *συνῆλθον* (Metrum?)
αἱ φρόνιμοι
245 *ἔνδον τοῦ νυμφῶνος*
τοῦ ἁγίου καὶ αἱ θύραι
ἐκλείσθησαν
αἱ τῆς εὐσπλαγχνίας.

235 *φησὶν* CV: *φασὶν* Pitra 238 *πριᾶσθαι* CV: *ὠνεῖσθαι* Pitra 241 *ἐπέστη ὁ νυμφίος* CV: *καὶ ἐπέστη ὁ Χριστὸς* Pitra 243 *σὺν αὐτῷ συνῆλθον* CV: *αὐτῷ συνῆλθον ἔνδον* Pitra

πολλὰ οὖν δράσασαι
250 αἱ ὄντως ἄθλιαι (Metrum?)
καὶ μὴ εὑροῦσαι λαβεῖν,
ὅπερ ἐζήτουν,
θρῆνον, ὀδυρμόν,
κοπετὸν ἀναλαβοῦσαι
255 ὅλως οὐχ εὗρον
τὸν ἀμάραντον στέφανον.

κʹ Ἰδοὺ μεγάλας δωρεὰς
τοῖς μικροῖς δωρουμένοις,
435 ἀντὶ γὰρ τῶν προσκαίρων
ἀπόλαυσιν παρέχω
τῶν αἰωνίων ἀγαθῶν·
τῷ διδόντι ἄρτον
ἀντιδίδωμι αὐτῷ
440 τὸν τῆς τρυφῆς παράδεισον·
οὐ βλάψει ἡ πενία
τὸν ἐνδεῆ,
ἐὰν ἑκουσίως
ὑπομένῃ εὐαρέστως
445 λυτρούμενος
τοῦ λογοθεσίου·
ὁ γὰρ ἐλάχιστος
συγγνώμην λαμβάνει,
δυνατοὶ δὲ δυνατῶς
450 λογοθετοῦνται·
εὐγνώμονες οὖν
λήψονται τὴν παῤῥησίαν,
τότε φοροῦσαι
τὸν ἀμάραντον στέφανον.

251 εὑροῦσαι CV: ἔχουσαι Pitra | 254 ἀναλαβοῦσαι CV: ἀναβαλοῦσαι Pitra
433 Ἰδοὺ CV: [illegible] Pitra | 438 τῷ δόντι CV: τῷ διδόντι Pitra
449 δυνατοὶ, von erster Hand aus δυνατῶς korr. V | 452 παῤῥησίαν CV: παρρησίαν Pitra

καί Ἡ ἐντολή μου φορτικὴ

456 οὐδὲ ὅλως ὑπάρχει·

οὐδὲν γὰρ παραγγέλλω

ὑπὲρ δύναμιν ἆραι,

ἀλλὰ προαίρεσιν ζητῶ·

460 πέντε εἰ μόνους ἔχει (Metrum?)

ὀβολοὺς ὁ γηγενής,

οὐδὲν δὲ ἄλλο κέκτηται,

ἐλάχιστον ἐκ τούτου

προσδέχομαι

465 μέρος ὡς δεσπότης

προτιμήσας ὑπὲρ πλούσιον (Metrum?)

τὸν χρήματα

πολλὰ δεδωκότα.

οὐκ ἔχεις ὀβολούς,

470 ῥαστέ, προσενέγκαι;

κἂν ποτήριον ψυχροῦν

τῷ δεομένῳ·

καὶ τοῦτο ἐγὼ

προσδέχομαι εὐχαρίστως

475 πάντως παρέχων

τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

Wenn wir schon hier als sicher voraussetzen — was später bewiesen werden soll —, dass die umfangreichere Fassung (Q) die ursprüngliche, die kürzere (CV) die spätere ist, so wird das Verfahren des Redaktors aus der vorstehenden Vergleichung, wenigstens, was die Grobarbeit betrifft, genügend klar. Er hat von 31 Strophen des Hymnus 9 ganz gestrichen; bei 10 Strophen hat er die Initiale und mit Rücksicht darauf die Anfangsworte geändert; in der Mitte des Gedichtes ist eine Strophe an eine andere Stelle gebracht; ausserdem sind 2 Strophen

456 οὐδὲ CV: οὐδεν Pitra 460 πέντε εἰ CV: εἰ hat Pitra gestrichen 466—468 ὑπὲρ πλούσιον τὸν ... δεδωκότα CV: τοῦ πλουσίου τοῦ ... δεδωκότος Pitra 469 Pitra setzt nach ὀβολοὺς ein; 470 προσενεγκαι C: προσενέγκαι V προσένεγκαι Pitra 473 καὶ τοῦτο ἐγὼ CV: τοῦτο καὶ ἐγὼ Pitra

am Schlusse umgestellt; dazu kommen zahlreiche sonstige Aenderungen des Textes; besonders gründlich sind die im vorstehenden mitgeteilten Strophen 11, 20, 21 umgearbeitet. Man sieht, der Redaktor hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. Er hat es offenbar nicht auf eine blosse mechanische Verkürzung des Gedichtes abgesehen. Diesen Zweck erreichen die Redaktoren oder Schreiber der späteren Hss meist einfach dadurch, dass sie ohne Rücksicht auf das Band der Akrostichis eine Reihe von Strophen weglassen und nur etwa die allerletzte, die gewöhnlich einen Epilog enthält, konservieren. Aber selbst wenn er von dieser rohen Praktik absehen und eine scheinbar intakte Akrostichis herstellen wollte, konnte er das durch Ersetzung der Worte *τοῦτο τὸ ποίημα* durch *ᾠδή* erreichen. Die 18 vorhergehenden Initialen der Akrostichis (*Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ*) hätten unversehrt bleiben können. Statt dessen begann der Redaktor seine Streichungen schon mit Strophe 11 (Littera Υ) und war hiedurch genötigt, in den folgenden Strophen die Initialen zu ändern und ihre Anfangsverse umzuarbeiten. Es war ihm also offenbar um eine durchgreifende Umarbeitung des ganzen Gedichtes zu thun, nicht bloss um eine mechanische Kürzung. In der That ist der Unterschied des Umfanges der zwei Redaktionen nicht so erheblich, dass sich aus ihm allein die mühevolle Umarbeitung erklären könnte. Es scheint vielmehr, dass der Redaktor auch mit der Komposition des Liedes nicht zufrieden war, und man könnte annehmen, dass er vornehmlich hiedurch zur Umarbeitung bestimmt wurde. Um darüber Klarheit zu schaffen, empfiehlt es sich, eine i n h a l t l i c h e A n a l y s e des Liedes zu geben, wobei der Bestand der zwei Bearbeitungen durch die beigesetzten Siglen der Hss angedeutet wird:

Prooemion I. Lasst uns den Bräutigam lieben, damit wir wie die klugen Jungfrauen mit ihm zur Hochzeit gelassen werden. QMTCV

Prooemion II. Bräutigam der Erlösung, verleih uns wie den klugen Jungfrauen den unvergänglichen Kranz. Q

Strophe 1. Als ich die hl. Parabel von den zehn Jungfrauen vernahm, erwog ich, wie die Tugend der Jungfräulichkeit nur die fünf besassen, die fünf anderen aber nutzlose Mühe aufwandten. QMTCV

2. Lasst uns also den Sinn dieser göttlichen Erzählung ergründen! Herr, erleuchte uns hiefür und führe uns den Weg zu Deinem Reiche! QMTCV

3. Infolge der (in der Parabel) gegebenen Verheissung suchen die meisten Menschen durch Keuschheit, Fasten, Gebet und Rechtgläubigkeit das Reich Gottes zu erlangen; doch wird ihr Streben vereitelt, weil ihnen die Menschenliebe fehlt. QMTCV

4. Wie Schiffer ohne Segel nicht fahren können, so erreichen die nach dem Gottesreich strebenden den himmlischen Hafen nicht ohne Barmherzigkeit. QMCV

5. Der höchste Richter lehrte durch die Parabel, dass die Barmherzigkeit die grösste Tugend ist, indem er die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen vorlud. Da die Geschichte selbst bekannt ist, will ich nur ihren Sinn untersuchen. QMCV

6. Die Parabel lehrt Menschenliebe und Demut. Wie ein Haus ohne Dach nutzlos ist, so auch die Tugenden ohne das Mitleid. QMCV

7. Wir vermögen den Sinn dieser göttlichen Erzählung zu erkennen, wenn wir mit dem geistigen Auge zu Christus aufblicken. Vergegenwärtigen wir uns die Auferstehung der ganzen Welt und Christus als König aller! QCV

8. Wir wissen alle, dass die Trompete des Engels die Toten auferwecken wird, die den Bräutigam Christus erwarten. Dann werden die, welche Oel in ihren Lampen haben, mit dem Bräutigam in das Himmelreich eingehen. Q

9. Die anderen Tugenden übertrifft die Barmherzigkeit; sie dringt bis zur Himmelspforte, überholt die Chöre der Erzengel und bittet Gott für die Menschen. QTCV

10. Lasst uns also die fünf klugen Jungfrauen betrachten, wie sie aus dem Schlafe sich erhoben mit Oel in ihren Lampen:

die anderen aber standen auf mit trauriger Miene; denn ihre Lampen waren erloschen und sie baten die Klugen um Oel. QCV

11. Die Klugen sagen: Das Oel, das wir in der Welt hatten, wird für uns und für euch genügen; der Ausgang aber ist ungewiss für alle; denn das Mitleid verteilt der Schöpfer. Q

12. Die Klugen erklären ausdrücklich: Gehet hin und kaufet Oel! Die Thörichten eilen zu kaufen, finden aber den Markt geschlossen und geraten in Verwirrung. Q

Dieser Strophe entspricht in CV die frei umgearbeitete Strophe:

12a (11). Gehet, sagen sie ihnen, kaufet Oel. Als sie aber weggegangen waren, kam der Bräutigam und die Klugen gingen mit ihm in das heilige Brautgemach. Die Thörichten aber fanden nicht, was sie suchten, und erhoben Wehklagen. CV

13. Als die fünf Thörichten die Vergeblichkeit ihres Ganges erkannten, kehrten sie zurück und fanden das Brautgemach geschlossen. Klagend baten sie um Einlass. Der König aber sprach: Ich kenne euch nicht. QCV

14. Als sie den Bescheid Christi vernahmen, riefen sie: Gerechtester Richter, wir haben Keuschheit, Enthaltsamkeit und Armut geübt und die Begierden bezähmt. QCV

15. Unsere Tugend und unsere Jungfräulichkeit wird, wie es scheint, ehrlos befunden; all unsere Mühe ist vergeblich gewesen; warum schützest du Unkenntnis vor? QCV

16. Neige dich, Heiland, auch zu uns; lass uns nicht ausserhalb des Brautgemaches stehen; mehr als wir haben auch jene nicht Keuschheit geübt. QCV (in CV aber an unpassender Stelle, als Strophe 7)

17. Auf die Rede der thörichten Jungfrauen antwortete Christus: Jetzt findet das Gericht statt; die Zeit der Milde und der Reue ist vorüber; der früher Barmherzige hat kein Mitleid mehr. QCV

18. Euch künde ich vor allen Engeln und Heiligen, was die klugen Jungfrauen an mir gethan haben: sie haben mich gespeist, getränkt und gastfreundlich aufgenommen; sie haben mich im Kerker gepflegt und in Krankheit besucht. QCV

19. Dergleichen habt ihr nicht gethan, obschon ihr Fasten und Keuschheit übtet. Ihr habt den Fremdlingen, Kranken und Hungernden nicht geholfen. Nur in Heuchelei waret ihr gross. Arme habt ihr nicht unterstützt. QCV

20. Dem Mitleid habt ihr euch nicht hingegeben. Nackte und Fremdlinge habt ihr nicht beschützt. Gegen Gefangene waret ihr taub. Kranke und Arme habt ihr nicht angesehen. Ihr waret stets hart und stolz. Q

21. Mit stolzen Augen sahet ihr auf alle hin. Die Armen verachtetet ihr. Gegen die Fehlenden waret ihr schonungslos. Gegen die Stammesgenossen waret ihr hart und auf eure Thaten eingebildet. Die nicht Fastenden und die Verheirateten waren euch ein Greuel. QCV

22. Das Fasten hieltet ihr, schmähtet aber stets die Mitmenschen. Keuschheit besasset ihr, aber befleckt durch den Schmutz der Worte. Es ist besser zu essen und zu trinken, als zu fasten, aber nicht alles Schädliche zu meiden. Q

23. Das Fasten nützt nicht, wenn es nicht frei ist von schlechten Gedanken und Handlungen. Das Mitleid erleuchtet das Fasten und die Frömmigkeit ernährt es. Q

24. Was hat euch nun das Fasten bei eurem Hochmut genützt? Milde habt ihr verleugnet, Zorn stets geliebt. Ich verleugne die, so fasten ohne mildthätig zu sein, und hasse Jungfrauen ohne menschliches Fühlen. QCV

25. Nicht schärfte ich das Schwert gegen die Sünder, ich war stets milde. Die Buhlerin habe ich wohlwollend aufgenommen, den Zöllner habe ich nicht verstossen und dem Petrus habe ich verziehen. Q

26. Ueber die klugen Jungfrauen verkünde ich folgendes: Sie nahmen sich der Witwen und Waisen an; sie hatten Mitleid mit den Bedrängten; sie verschlossen Armen und Fremden niemals die Thüre; sie pflegten die Kranken. Q

27. Der Chor der Engel bewundert die Rede Christi. O Vorrang und Ruhm der Heiligen Christi! Sie gewinnen das ewige Leben, die anderen die ewige Verdammnis. Q

28. So ist uns denn der Weg zum Himmel offenbar. Lasst uns eilen, Christi Gebote zu befolgen. Das Oel steht bereit zum Kauf. Verkäufer sind alle, die der Barmherzigkeit bedürfen. Auch für zwei Heller bekommen wir Oel. Q

29. Das Gebot Gottes ist nicht schwer. Er verlangt nur den guten Willen. Auch zwei Obolen nimmt der Allbarmherzige an und selbst ein Glas Wasser. QCV

30. Kleines wird der Heiland mit Grossem vergelten. Für ein Stück Brot erhältst du des Paradieses Wonne. Der Kleinste erhält Verzeihung, die Grossen werden strenge gerichtet. QCV

31. Verzeih mir, o Heiland, dem Schuldigen; denn ich thue nicht, was ich anderen rate. Verleihe Zerknirschung mir und den Hörern, damit ich deine Gebote befolge. Erbarme dich unser! QCV

Das Gedicht zerfällt offenbar in folgende Hauptteile:

I. Einleitung. Allgemeine Erörterung über den Sinn der Parabel, besonders über die hohe Bedeutung der Barmherzigkeit. Uebergang zur Szene beim jüngsten Gericht (Strophe 1—9).

II. Begegnung der klugen und thörichten Jungfrauen beim jüngsten Gericht. Bitte der Thörichten um Oel. Antwort der Klugen. Vergeblicher Kaufversuch und Abweisung der Thörichten (Strophe 10—13).

III. Rechtfertigungsrede der thörichten Jungfrauen (Strophe 14—16).

IV. Antwort Christi an die thörichten Jungfrauen (Strophe 17—26).

V. Epilog. Betrachtung über das Schicksal der Guten und der Bösen. Aufmunterung an die Menschheit, das Oel der Barmherzigkeit zu kaufen. Belehrung über die hohe Bedeutung des guten Willens. Persönliche Bitte des Dichters für sich und die Hörer (Strophe 27—31).

Der Redaktor hat aus der Einleitung die 8. Strophe weggelassen, in welcher die in Strophe 7 begonnene Schilderung

des jüngsten Gerichtes fortgesetzt und der Uebergang zum Auftreten der klugen Jungfrauen gewonnen wird. Vielleicht störte ihn die Beobachtung, dass in Strophe 10 — nach der den Zusammenhang ganz unterbrechenden, intermezzoartigen Strophe 9 (*Νικᾷ*), welche die Bedeutung der Barmherzigkeit schildert — die fünf klugen Jungfrauen erst als „vom Schlafe aufstehend“ vorgeführt werden, während doch schon in Strophe 8 die, so Oel in den Lampen haben, als „mit dem Bräutigam eintretend“ (V. 192 f.) erwähnt waren. War das wirklich der Grund der Streichung, so ist dagegen zu bemerken, dass es sich in Wahrheit in Strophe 8 noch nicht um die Jungfrauen, sondern ganz allgemein um die Menschen handelt, die Oel in den Lampen haben (*οἱ ἔχοντες*): die Jungfrauen werden erst in Strophe 10 eingeführt.

Aus Teil II, dem Uebergangsstück, strich der Bearbeiter Strophe 11. Vielleicht erblickte er eine störende Wiederholung darin, dass die klugen Jungfrauen, die schon im Anfang von Strophe 11 als redend eingeführt worden waren (*Ὑπολαβοῦσαι αἱ σοφαὶ φησίν*), im Anfang von Strophe 12 noch einmal als sprechend vorgestellt werden (*Ῥητῶς αἱ φρόνιμοί φασιν*). Auch schien ihm vielleicht die allgemeine Erörterung der klugen Jungfrauen in Strophe 11 entbehrlich. Doch hat er in Strophe 12 nicht bloss den Anfang geändert, was wegen der Verschiedenheit der Initiale nötig war, sondern auch die folgenden Verse gründlich umgearbeitet, so dass aus der ersten Fassung nur das Motiv des vergeblichen Kaufversuches übrig blieb. Eines aber hat er bei seiner einschneidenden Umarbeitung ganz übersehen: Während in der Fassung Q sowohl im Anfang der Strophe 11 als im Anfang der Strophe 12 die klugen Jungfrauen deutlich als Subjekt bezeichnet sind (*αἱ σοφαί — αἱ φρόνιμοι*), fehlt in der Redaktion CV das Subjekt im Anfang der der Strophe 12 entsprechenden Strophe 11 (*Ὑπάγετέ φησιν αὐταῖς, ζητεῖτε* etc), und die Ergänzung wird noch dadurch erschwert, dass hier die vorhergehende Strophe (11 der Fassung Q), in der die klugen Jungfrauen zuerst als sprechend eingeführt worden waren, in Wegfall gekommen ist. Auch

aus der hier direkt vorhergehenden Strophe (*Οὐκοῦν*) lässt sich das Subjekt nicht herüberholen: denn hier werden zwar die klugen Jungfrauen am Schlusse genannt (*ἐκ τῶν φρονίμων*), aber das Subjekt des Satzes sind die thörichten Jungfrauen. Vielleicht fallen dem Bearbeiter auch gewisse metrische Unebenheiten zur Last, die in dieser Strophe stören (in Vers 241. 243. 250; s. den Text S. 16 f.); doch kann mit dieser Beobachtung nicht operiert werden, weil die Schuld auch an der Ueberlieferung liegen kann.

Aus Teil III, der Rechtfertigungsrede der thörichten Jungfrauen, ist die Schlussstrophe (16) an eine ganz unpassende Stelle, nämlich mitten in die Einleitung, zwischen Strophe 6 und 8, versetzt worden. Diese Transposition ist in keiner Weise zu rechtfertigen; denn die eindringliche an Christus gerichtete Bitte ist als Abschluss der Rechtfertigungsrede der thörichten Jungfrauen ebenso notwendig, als sie an der ihr in CV angewiesenen Stelle störend, ja unmöglich ist. Das hat schon Pitra bemerkt und daher die Strophe von ihrer Stelle entfernt; doch konnte er, da die durch ihre Entfernung aus Q in der Akrostichis entstandene Lücke in CV verkleistert ist, nicht erkennen, wo sie ursprünglich stand, und brachte sie daher am Schluss des Liedes unter, obschon sie hier nach der wahren Schlussstrophe (*Ἅγιος*) fast ebenso schlecht passt wie nach Strophe 7. Ueber die Sonderstellung, welche diese Strophe in der ganzen Umarbeitung einnimmt, wird unten gehandelt werden.

Aus Teil IV, der Antwort Christi, hat der Redaktor 5 Strophen (20, 22, 23, 25, 26), also gerade die Hälfte des Ganzen, gestrichen. Hier tritt zunächst deutlich das Bestreben hervor, gewisse Wiederholungen der ersten Bearbeitung zu beseitigen. In Strophe 20 sind nicht weniger als drei Motive aus Strophe 19, allerdings in verschiedener Gruppierung und verschiedenem Ausdruck wiederholt: die Fremdlinge, die Kranken und die Armen. Ebenso wird in Strophe 22—23 ein schon in Strophe 19 (V. 422) ausgesprochener Gedanke (das Fasten) wieder aufgenommen und weiter entwickelt. Der Redaktor

hielt diese nähere Ausführung des Gedankens — schwerlich mit Recht — für überflüssig. Vollends ohne Grund ist die Streichung der Strophen 25—26, die in wirksamer Antithese zur vorhergehenden Charakteristik der thörichten Jungfrauen eine kurze Schilderung der Handlungsweise Christi und der klugen Jungfrauen enthalten.

Im Epilog hat der Bearbeiter die zwei ersten Strophen beseitigt (27—28). Da aber hiedurch die zwei folgenden Strophen (29—30) in der Fassung von Q unmöglich an die in der Fassung CV vorhergehende Strophe (= 24 Q) angeschlossen werden konnten, half sich der Redaktor dadurch, dass er sie aus der 3. Person in die erste redigierte, so dass sie nun eine Fortsetzung der in Q mit Strophe 26 abgeschlossenen Rede Christi bilden. Die Umstellung der Strophe 30 vor 29 nahm der Bearbeiter offenbar nur vor, um die Initiale (H) und den Anfang der Strophe 29 nicht ändern zu müssen. Als Epilog bleibt somit in der Fassung CV nur Strophe 31 übrig, die, wie häufig die letzte Strophe des Hymnus, eine persönliche Bitte des Sängers an Gott enthält.

Wenn wir nun die Thätigkeit des Redaktors im ganzen würdigen wollen, so muss zunächst die rätselhafte Transposition der Strophe 16 an die Stelle der Strophe 7 (*Εἶδε, σωτήρ*) gesondert betrachtet werden. Diese der Komposition des Liedes völlig widerstrebende Umstellung hat jemand vorgenommen, der im Worte der Akrostichis *ταπινόν* das *ε* vor *ι* vermisste. Zur Aufklärung dieses Punktes ist ein Exkurs notwendig:

In manchen Gedichten des Romanos wird bei der Bildung der Akrostichis nicht die übliche Orthographie, sondern die Aussprache berücksichtigt d. h. die Akrostichis wird nach dem grammatischen Prinzip der Antistoechie[1]) gebildet, so dass also z. B. *ι* für *ει*, *ο* für *ω* stehen kann. So erscheint das in den Akrosticha des Romanos häufig gebrauchte Beiwort des Dichters zuweilen in der Form *ταπινοῦ*. Später ging die Kenntnis dieser Eigentümlichkeit verloren, und Redaktoren

[1]) Vgl. Krumbacher, Gesch. d. byz. Litt.² S. 564.

bezw. Kopisten glaubten nun, wenn in der Vorlage die Akrostichis mit *ταπινοῦ* gebildet war, es sei die Strophe für *E* ausgefallen. Infolgedessen wurde in manchen Hss die scheinbar fehlende Strophe mit der Initiale *E* von einem Redaktor ergänzt. Bei dem häufig losen inhaltlichen Zusammenhang der Strophen unter sich ist der Nachweis der Interpolation in solchen Fällen schwer zu führen, wenn sich nicht in anderen und zwar guten Hss die akrostichische Form *ταπινοῦ* erhalten hat. Günstiger liegt die Sache, wenn der redigierende Kopist den vermeintlichen Ausfall zwar bemerkte, aber die Strophe nicht selbst ergänzte, sondern in der Hoffnung, sie aus einer andern Hs nachtragen zu können, einen leeren Raum liess. Das ist nun gerade in den Hss CV, auf welche es für die hier zu untersuchende Frage der Strophe *Εἶδες* speziell ankommt, öfter der Fall:

In V fol. 76ᵛ ist im Liede zum Tode eines Mönches (bei Pitra S. 44 ff.) ein *E* und ein leerer Raum von fünf Zeilen für die mit *E* beginnende Strophe. In C fehlt das Lied infolge eines Quaternionenausfalls. In anderen Hss ist, wie man aus der Ausgabe von Pitra sieht, die Akrostichis hier vollständig d. h. es steht vor der Strophe *Ἵνα* eine Strophe mit *E* (*Ἐξιστάμενος*). In Q (fol. 3ᵛ) ist Littera *E* durch eine andere Strophe vertreten als in den Hss Pitras: sie beginnt mit den Worten: *Ἐπὶ γῆς διοδεύσαντες*.

In C fol. 87ʳ und V fol. 107ʳ ist im Liede über den Verräter Judas (bei Pitra S. 92 ff.; vgl. seine Notiz S. 94, 9) ein leerer Raum von 7 (in V von 5) Zeilen für eine mit *E* beginnende Strophe. In V ist im Anfang ein *E* gesetzt, in C nicht. Auch in Q (fol. 91ʳ—91ᵛ) erscheint hier in der Akrostichis die kurze Form *ΤΑΠΙΝΟΥ*, jedoch ohne dass ein leerer Raum gelassen ist.

In C fol. 90ʳ und V fol. 110ᵛ ist im Liede auf die Jungfrau am Kreuze (bei Pitra S. 101 ff.; vgl. seine Notiz S. 103, 8) ein leerer Raum von 7 (in V 6) Zeilen für eine vermeintlich ausgefallene Strophe mit der Initiale *E* (*ΤΑΠΙΝΟΥ*). Auch hier ist wie an der vorigen Stelle in V das *E* gesetzt, in C

nicht. In Q (fol. 96v) ist hier die Gruppe *EI* durch zwei Strophen (*'Εν τούτοις, 'Ιδού φησι*) vertreten.

Aus der Uebereinstimmung von CV in den zwei letzten Fällen — für den ersten Fall lässt sich die einstige Uebereinstimmung aus der allgemeinen engen Verwandtschaft der zwei Hss vermuten — geht hervor, dass der leere Raum schon im Archetypus der zwei Hss vorhanden war. Allerdings steht in einem Falle V gegen C: In V fol. 153v ist im Liede auf die heiligen Apostel (bei Pitra S. 169 ff.) nach der Strophe *Ἦχος* ein *E* und zwei leere Zeilen (am Seitenschluss): doch beginnt auf der nächsten Seite die Strophe *Ἴσχυς* mit der obersten Zeile: der Schreiber hat also entweder vergessen, die für die scheinbar fehlende Strophe noch nötigen weiteren 3 Zeilen frei zu lassen oder er hat, was wahrscheinlicher ist, nachträglich bemerkt, dass hier im Archetypus kein leerer Raum war; in C fol. 127v fehlt die Strophe mit der Initiale *E*, ohne dass eine Lücke angedeutet ist. Die Stelle spricht also nicht gegen die Annahme, dass die in CV vorkommenden leeren Stellen für eine Strophe *E* auf den Archetypus zurückgehen.[1])

Nun ist aber merkwürdigerweise im Liede „Die Zehn Jungfrauen. II“ schon in der Fassung Q die Gruppe *EI* (in *TAΠEINOY*) vollständig d. h. durch zwei Strophen ausgedrückt. Stammten also die zwei entsprechenden Strophen ζ' und η' in CV von dem Hauptbearbeiter der verkürzten Fassung und hätte er genau die Fassung vollständig vor sich gehabt, die uns in Q erhalten ist, so wäre es ganz unverständlich, dass er, statt einfach die die Gruppe *EI* darstellenden zwei Strophen der Fassung Q beizubehalten, die eine beiseite geschoben und zur Ergänzung eine gar nicht in den Zusammenhang passende Strophe aus einer anderen Stelle des Gedichtes herbeigeholt hätte.

1) Wie schon die wenigen oben mitgeteilten Thatsachen und namentlich das Schwanken der Hss zeigt, muss die Bildung der Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie einmal auf Grund aller bekannten Hss im Zusammenhang behandelt werden. Doch genügen die vorstehenden Ausführungen zur Aufklärung der speziellen Frage über den Grund der Transposition der Strophe 16 Q in CV.

Hier erheben sich also Schwierigkeiten, die der Untersuchung bedürfen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns den Thatbestand klar vergegenwärtigen:

Die Buchstabengruppe *EI* ist in Q dargestellt durch:

Strophe ζ′ *Εἰδεῖν ἰσχύομεν τὸν νοῦν τῆς θείας γραφῆς ταύτης*
und

Strophe η′ *Ἴσμεν γὰρ πάντες ὡς φωνῇ ἡ σάλπιγξ ἐξαπίνης*
in CV durch:

Strophe ζ′ *Εἴδε, σωτήρ, καὶ ἐφ᾽ ἡμᾶς, μόνε δικαιοκρίτα*
(= Strophe ιϛ′ Q) und

Strophe η′ *Ἰδοὺ σαφῶς γνῶναί ἐστι τὴν θείαν γραφὴν ταύτην*
(= Strophe ζ′ Q)

Nun sind an sich drei Annahmen möglich. 1. Entweder standen in der Vorlage, die der Hauptbearbeiter der verkürzten Fassung CV benützte, für *EI* dieselben zwei Strophen ζ′, η′, die wir jetzt in Q haben. Da konnte Anstoss erregen, dass *E* durch das unorthographische *Εἰδεῖν* ausgedrückt war: diesen Anstoss konnte der Bearbeiter aber leicht beseitigen, indem er *E* durch eine jener redaktionellen Aenderungen des ersten Verses herstellte, wie er sie in einer ganzen Reihe von Strophen vornahm. Er that das aber nicht, sondern änderte zwar den Eingang der Strophe, aber so, dass er die Initiale *I* (*Ἰδοὺ*) erhielt, die schon in der Redaktion Q vorhanden war, wenn man nur den Infinitiv *Ἰδεῖν* richtig schrieb. Die Unkenntnis dieser Orthographie darf man dem Bearbeiter nicht zutrauen; er scheint hier also nicht wegen der Initiale, sondern aus stilistischen oder inhaltlichen Gründen geändert zu haben. Wie dem auch sei, jedenfalls war jetzt die Strophe η′ Q, die mit *I* beginnt (*Ἴσμεν*) überflüssig geworden, und der Bearbeiter hat sie daher auch weggelassen. Später hat ein Redaktor oder Kopist, der in der Akrostichis das *E* vermisste, vor die Strophe *Ἰδοὺ* die Strophe ιϛ′ aus Q (*Εἴδε*) gesetzt, ohne zu beachten, dass sie inhaltlich nicht hieher passt und dass das erste Wort richtig *Ἰδὲ* geschrieben werden sollte.

2. Oder in der Vorlage des Hauptbearbeiters von CV war *EI* antistöchisch d. h. durch die in Q mit *I* beginnende Strophe η' (Ἰομὲν) ausgedrückt. Wir hätten also in CV diese Strophe zu erwarten. In Wirklichkeit fehlt sie aber dort ganz, und die Littera *I* ist durch die Strophe ζ' dargestellt, die in Q für Littera *E* steht. Durch diese Beobachtung wird die zweite Annahme hinfällig. Es müssen vielmehr in der Vorlage von CV beide Strophen gestanden haben, die wir jetzt in Q haben, oder wir müssen zur 3. Möglichkeit greifen, dass in dem Liede ursprünglich die Gruppe *EI* allerdings nur durch eine Strophe mit der Initiale *I* ausgedrückt war, nicht aber durch die jetzt in Q für *I* stehende Strophe η' (Ἰομὲν), sondern durch die Strophe ζ', die jetzt mit *Εἴδεῖν* beginnt, nach Herstellung der Orthographie aber Littera *I* (Ἰδεῖν) vertritt. Dann würde sich der gegenwärtige Bestand in CV einfacher erklären: der erste Bearbeiter hätte die Strophe mit der erwähnten Aenderung des Anfangs für *I* verwendet; ein späterer Redaktor hätte vor ihr noch die Strophe ιζ' eingeschoben. Dagegen würde dann ein ähnlicher komplizierter Vorgang, wie er oben für CV angenommen wurde, zur Erklärung des Bestandes von Q notwendig: Ein Bearbeiter hätte erstens die ursprünglich für *I* geltende Strophe ζ' durch die Schreibung *Εἴδεῖν* für *E* verwendet und dann eine ganz neue Strophe (Ἰομὲν) für *I* eingefügt.

Zuletzt kann man noch versuchen, die Frage, ob die zwei Strophen ζ', η' in Q ursprünglich (d. h. ob die erste oder die dritte der obigen Annahme das Richtige trifft), durch eine Prüfung ihres Inhaltes und ihres Verhältnisses zu den umgebenden Strophen aufzuklären. Leider führt auch dieses Mittel zu keinem sicheren Ergebnis. Da sowohl in Strophe ζ' als in Strophe η' den Grundgedanken eine Schilderung des jüngsten Gerichtes bildet, so könnte die eine wie die andere Strophe zur Not gemisst werden; ganz überflüssig oder gar störend ist aber keine von beiden. Dass der scheinbare Widerspruch zwischen Vers 186 ff. der Strophe η' und Vers 224 ff. der Strophe ι' sich bei näherer Betrachtung hebt, ist schon oben

bemerkt worden. Wenn man in der Einleitung ein den Zusammenhang störendes Stück sucht, so wäre es vielmehr in Strophe *ϑ'* zu erkennen (vgl. o. S. 24); sie kommt aber für unsere Frage gar nicht in Betracht.

Wir gelangen mithin nach Erwägung aller Möglichkeiten zu folgendem Ergebnis: Der Bearbeiter der verkürzten Fassung CV hat in seiner Vorlage an der Stelle der akrostichischen Gruppe *EI* entweder die beiden Strophen ζ' und η' der Fassung Q (*Εἰδεῖν* und *Ἰσμὲν*) oder nur die Strophe ζ' (*Εἰδεῖν*) vorgefunden; jedenfalls aber hat er selbst nur die Strophe ζ' für die Gruppe *EI* verwendet, d. h. dieselbe nur durch Littera I ausgedrückt. Warum er den Anfang derselben, statt einfach *Ἰδεῖν* zu schreiben, in *Ἰδοὺ* etc. geändert hat, wissen wir nicht. Unmöglich aber kann derselbe Mann, der in der oben geschilderten Weise das Gedicht Q in das Gedicht CV umschmolz, auch für die rein mechanische und rohe Transposition der Strophe 16 verantwortlich gemacht werden. Die übrige Umarbeitung des Liedes ist, wie sich schon aus der obigen Analyse ergibt, zwar gewaltsam, aber doch im allgemeinen nicht unverständig; sie verrät auch durch die Bewahrung des Metrums einen gebildeten Autor. Dagegen ist die Verlegung der Strophe 16 zwischen Strophe 6 + 8 völlig sinnlos; sie muss also, wie schon oben angedeutet wurde, von einem späteren Bearbeiter der Redaktion CV herstammen, der einfach die fehlende Strophe für *E* ergänzen wollte. Warum er zu diesem Zwecke nicht einfach die nächstfolgende und daher in den Zusammenhang passende Strophe 8 (*Ἰσμὲν*) adoptierte, bleibt unklar, wenn wir nicht annehmen, dass diese Strophe in seiner Vorlage fehlte. Jedenfalls aber hatte dieser spätere Bearbeiter nicht bloss die verkürzte Redaktion CV, sondern auch ein Exemplar der vollständigen Fassung (Q) zur Verfügung. Unentschieden bleibt die Frage, ob der zweite Bearbeiter identisch ist mit dem Kopisten, der im Archetypus von CV dreimal an Stelle der vermeintlich ausgefallenen Strophe *E* einen leeren Raum liess. Dass er in unserem Liede eine Strophe für *E* einfügte, in dem anderen nur einen leeren Raum liess, könnte

leicht dadurch erklärt werden, dass die anderen Lieder in CV, also auch im Archetypus, vollständig wiedergegeben sind, also keine Strophe zur Füllung der Lücke übrig blieb, während in unserem Hymnus schon vom ersten Bearbeiter eine ganze Reihe von Strophen weggelassen worden war und somit eine derselben für die Littera *E* verwendet werden konnte. Was endlich den ursprünglichen Bestand der Fassung Q betrifft, so bleiben die unter Nr. 1 und 3 angeführten Möglichkeiten offen; doch spricht die Thatsache, dass der erwähnte zweite Bearbeiter der Redaktion CV nicht die Strophe 8 (*Ἰωάν*) zur Ausfüllung der vermeintlichen Lücke verwendete, stark für die unter Nr. 3 angeführte Möglichkeit.

Nachdem die Frage der seltsamen Differenz der Fassungen Q und CV hinsichtlich der akrostichischen Gruppe *EI* untersucht ist, erübrigt uns, einen Blick auf die übrigen Teile der Umarbeitung zu werfen. Im allgemeinen ist das Verfahren des Redaktors schon aus der oben gegebenen Analyse zu erkennen. Er hat mit Glück gewisse Breiten und Wiederholungen beseitigt; dagegen ist er gegen das Ende des Liedes entschieden zu gewaltsam vorgegangen und hat den inneren Zusammenhang und die Harmonie des Werkes durch seine rücksichtslosen Streichungen erheblich gestört. Die einzelnen Korrekturen im Innern der Strophen zu besprechen ist kein Anlass. Bemerkenswert sind die Aenderungen in der Strophe *ε'*, besonders V. 126—131. Hier erregte die hausbackene Bemerkung „Der Parabel ganzen Wortlaut Schriftkundigen zu wiederholen, halte ich für überflüssig; lasst uns daher gleich den Zweck derselben untersuchen“ beim Bearbeiter Anstoss und er ersetzte sie daher durch den allgemeinen Gedanken „Denn zur Besserung von uns Erdensöhnen lehrt die göttliche Schrift solches; wir Gläubigen alle wollen uns daher barmherzig zeigen“. Interessant ist auch die Korrektur V. 202 ff.; der Redaktor fand es offenbar unpassend, dass die Barmherzigkeit so stark betont, der Glaube aber gar nicht erwähnt werde. In der Metrik zeigt sich der Bearbeiter wohl unterrichtet. Auffällig ist allerdings, dass gerade in den am stärksten umgearbeiteten Strophen *ια'* und

κα´ mehrere Verstösse vorkommen (s. o. S. 16 f.). Doch können sie wie die übrigen metrischen Fehler der Bearbeitung CV vielleicht zum grössten Teil der Ueberlieferung zur Last gelegt werden, um so mehr, als dieselbe in CV auch sonst manches zu wünschen übrig lässt, wie die mehrfachen Lücken (V. 117; 142; 214—215; 541—543) beweisen.

Die bisherige Untersuchung ist von der Voraussetzung ausgegangen, dass die längere Fassung des Liedes (Q) die ursprüngliche, die kürzere (CV) die abgeleitete sei. Dass diese Voraussetzung richtig ist, bedarf jetzt, nachdem die beiden Fassungen analysiert und verglichen sind, keines näheren Beweises mehr. Durch das gesamte Verhältnis der zwei Fassungen, besonders durch das Fehlen des Subjekts in Strophe 11 der Bearbeitung CV (s. S. 24 f.) und durch die zur Verdeckung des Risses zwischen Strophe 24 und 29 vorgenommene offenbare Umarbeitung der Strophen 29 und 30 wird völlig evident, dass der Text Q verkürzt, nicht etwa der Text CV erweitert worden ist. Das stimmt auch zu allen sonstigen Beobachtungen in der Ueberlieferung der Hymnenpoesie: Verkürzungen verschiedener Grade und Arten sind unendlich häufig, Erweiterungen dagegen selten nachzuweisen.

Von Wichtigkeit für die Untersuchung der Autorschaft der Redaktion CV ist ferner die Beobachtung, dass in der durch CV repräsentierten Ueberlieferung noch andere Umarbeitungen vorkommen, die einen ähnlichen Charakter an sich tragen, wie unsere Epitome. Da es sich zum Teil um ungedruckte Texte handelt, kann ich nicht das ganze Material vorführen, doch will ich wenigstens zwei besonders instruktive Beispiele herausgreifen: Pitra hat in seinen An. Sacra S. 202 bis 209 aus dem Cod. Taur. B. IV. 34 (T) ein grosses Gedicht auf den hl. Nikolaos von Myra herausgegeben. Er hielt diese Hs für die einzige („laetor me in unico taurinensi rarum illud et ingens invenisse canticum") und scheint also nicht bemerkt zu haben, dass das Prooemion und die ersten zwei Strophen des Gedichtes auch in dem von ihm ja sonst in erster Linie benützten Cors. fol. 22r—22v (C) stehen; ebenso sind

diese 3 Strophen im Vindob. suppl. gr. 96 fol. 17v (V) erhalten. Das Prooemion stimmt in CV völlig mit T überein;[1]) dagegen erscheinen die zwei Strophen in CV in einer von T völlig abweichenden Fassung. Eine vierte Hs, die das Gedicht vollständig überliefert, bietet dieselbe Redaktion wie T, der Cod. Patm. 212 fol. 91r—94r (P). Ebenso eine fünfte Hs, in der jedoch nur das Prooemion und Strophe 1—3 erhalten sind, der Mosq. 437 fol. 71r 71v (M).[2]) Es gehen also die ostbyzantinischen Hss MPT zusammen gegen die zwei Hss aus Grotta Ferrata CV. Um nun die Vergleichung der bei Pitra a. a. O. S. 202 f. gedruckten Fassung von T, mit der von unwesentlichen Varianten abgesehen MP übereinstimmen, mit der von CV zu ermöglichen, lasse ich die zwei Strophen folgen genau so, wie sie in V stehen; die unerheblichen Varianten von C werden unter dem Texte notiert:

Anfang des Liedes auf den hl. Nikolaos von Myra nach der Ueberlieferung CV.

⟨α′⟩ *Ἀνυμνήσωμεν νῦν. τὸν ἱεράρχην ᾄσμασιν τὸν ἐν Μύροις λαοί. ποιμένα γενάμενον. ἵνα ταῖς πρεσβείαις αὐτοῦ ἐλλαμφθῶμεν. αὐτὸς γὰρ πᾶσι πλοῦτον συνέχεεν. γυμνοὺς δὲ ἐσκέπασεν. αὐτὸς θανάτου ἄνδρας ἐρρύσατο. ἔπειτα δὲ νῦν. ἀνόμους ἤλεγξεν ὡς εὐσεβείας. πλήρης ἐργάτης. καὶ ἀντιλήπτορ θαυμαστός.*[1]) *τοῖς ὀρφανοῖς ἀναδειχθείς. διὰ τοῦτο ἐκλάμπει. καὶ φωτίζει τοὺς ὑμνοῦντας: ὁ μέγας*[2]) (Schluss der Zeile)

⟨β′⟩ *Ἰδοὺ οὖν ἀδελφοί. τοῦ ἱεράρχου σήμερον. ἑορτὴ παμφαής. δεῦτε συνεορτάσωμεν. ψαλμοῖς τε καὶ ὕμνοις. τελοῦντες τὴν μνήμην. ἵνα τῆς θείας δόξης γενόμεθα.*[3]) *φωτός τε*[4])

Abweichende Lesung von C: [1]) *θαυμαστώς* [2]) *ὁ μέγας μύστης θεοῦ τ* [3]) *γενώμεθα* [4]) *φωτὸς τε*

---

[1]) Im letzten Verse haben CV wie T *θεοῦ τῆς χάριτος*, und Pitra hätte hier nicht *τῆς τοῦ θεοῦ χάριτος* ändern sollen, wie schon W. Meyer in seinem Handexemplar angemerkt hat.

[2]) Amfilochij, Textband S. 80; Amfilochij, Facsimileband S. 31 f.

*καὶ ἡμέρας υἱοί. χριστὸς γὰρ θέλει πάντας τοῦ σώζεσθαι.
ὅπερ καὶ ποθῶν ὁ ἱερώτατος.*[1] *ποιμὴν ἐν μέσοις σὺ
ἀνεδείχθης. καὶ ἐμυρίσθης ἀληθῶς. τῷ θείῳ πνεύματι
σαφῶς. διὰ τοῦτο ἐκλάμπεις καὶ φωτίζεις τοὺς ἐν μέσοις.
ὁ μέγας μύστης θεοῦ τῆς χ*

Das zweite Beispiel bietet V fol. 80^v—81^r. Hier stehen drei Strophen (Prooemion und Strophe 1—2) eines Liedes auf die hll. 40 Märtyrer; in C fehlen sie wegen des oben (S. 27) erwähnten Quaternionenausfalls. Es handelt sich, wie der Patm. 212 (P) lehrt, wo das Lied (fol. 200^v—203^r) vollständig erhalten ist, um ein Werk des Romanos. Vergleichen wir die in V erhaltenen drei Strophen mit P, so finden wir eine ganz ähnliche Umarbeitung, wie sie in dem oben mitgeteilten Anfange des Liedes auf den hl. Nikolaos vorliegt. **Sogar das Prooemion ist hier fast ganz neu.**

Wenn wir die Fassung des Liedes auf den hl. Nikolaos in CV mit MPT vergleichen, so erkennen wir, dass der Redaktor von CV die Umarbeitung vornahm, um trotz der starken Redaktion des Hymnus vom Leben des Heiligen eine verständliche und etwas abgerundete Skizze zu geben. Eine ähnliche Absicht liegt der Umarbeitung des Liedes auf die Zehn Jungfrauen zu Grunde, nur dass hier der Epitomator von einer so eingreifenden Kürzung absah und den Hauptbestand des Liedes konservierte. Schon jetzt, ehe noch die Frage nach dem Autor der Redaktion CV des Liedes auf die Zehn Jungfrauen zur definitiven Entscheidung gelangt, lässt sich mit grösster Wahrscheinlichkeit sagen, dass die erwähnten verkürzenden Umarbeitungen nicht von Romanos selbst stammen können. In ihnen verrät sich wohl vielmehr die Hand eines späteren Epitomators, der das Tropologion und Triodion in einer kürzeren, bequemen Ausgabe vorlegen wollte. Die im Liede auf den hl. Nikolaos beobachtete Stellung der Hss CV gegen MPT, die im Liede auf die Vierzig Märtyrer sicher ebenso erschiene.

---

[1] *ἱερότατος*

wenn hier nicht CMT fehlten, lehrt uns auch, wo wir den Bearbeiter zu suchen haben. Er gehört zu jenen gräkoitalischen Dichtern, die teils neue Werke verfassten, teils alte korrigierten.[1]) Ob er in Calabrien lebte oder schon in Grotta Ferrata selbst, lässt sich nicht ausmachen, und auch seine Zeit kann nur annähernd bestimmt werden. Eine Spätgrenze bildet das Alter des Archetypus, auf den CV zurückgehen. Beide Hss gehören dem 12.—13. Jahrh. an;[2]) also ist der Archetypus spätestens ins 12. Jahrh. zu setzen. Die italische Redaktion wird mithin etwa durch das 9. und 12. Jahrh. begrenzt. Da es sich um mehrere Lieder und verschiedenartige Umarbeitungen handelt, kann man natürlich statt e i n e s Redaktors auch m e h r e r e Redaktoren annehmen. Eswas Sicheres hierüber lässt sich gegenwärtig nicht feststellen.

Endlich ist noch die Frage zu prüfen, zu w e l c h e r Gruppe i m L i e d e a u f d i e Z e h n J u n g f r a u e n die H s s M T, b e z w. i h r e V o r l a g e n, g e h ö r t e n. Da in beiden Hss das Lied schon abbricht, ehe die durchgreifende Umarbeitung beginnt (s. o. S. 13 f.), so ist die Frage nicht leicht zu entscheiden; doch muss der Versuch gemacht werden, das allgemeine Verhältnis der fünf Hss CMPTV aus den Varianten der wenigen Strophen, die sie gemeinsam haben, zu erkennen.

Prooemion und Strophe 1—3:

V. 8 *τοῦ κυρίου ἐλθόντος* QMT: *τοῦ κυρίου παρθένοι* CV

V. 27—28 *ἐνθυμήσεις καὶ λογισμοὺς ἀνακινῶν* QMT: *ἐνθυμήσει τὸν λογισμὸν ἀνακινῶν* CV

V. 31 *ἐκτήσαντο* QM: *ἐφύλαξαν* T: *ἐσχήκασι* (— *σιν* V) CV

V. 65 *ἐπιποθοῦμεν* QMT: *ἐπιθυμοῦμεν* CV

V. 68 *αὐτῆς* QMT: *αὐτὸν* CV

[1]) Vgl. Pitra, An. Sacra S. XLIV ff., und Krumbacher, Studien zu Romanos S. 203; 255.

[2]) Die Angabe Pitras, An. Sacra S. VIII, dass der Cors. um 1050 geschrieben worden sei, die ich leider in meiner Geschichte der Byz. Litt.[2] S. 687 wiederholt habe, beruht auf einer unsicheren Vermutung.

Von Strophe 4–6 können wir nur noch QM mit CV vergleichen:

V. 114 *ὁ πάντων κριτὴς κρίνας* QM: *κρίνας ὁ ἐλεήμων* CV

V. 117 *πέντε μὲν* QM: *πέντε* CV

V. 118–119 *τὰς* (*τοὺς* M) *τὸ ἔλεον* (*ἔλαιον* M) *σαφῶς βαστασάσας ἐκάλεσε* (*ἐκάλεσεν* M) QM: *τῶν παρθένων προσειπὼν τὰς βασταζούσας ἔλαιον* CV

V. 121 *τελεσάσας* (*τελέσας* M) QM: *πληρωσάσας* CV

V. 125 *κράζοντος* QM: *λέξαντος* CV

V. 126–131 *ἧς* (*εἷς* M) *πάλιν ἐπελθεῖν τὰ ῥήματα πάντα. πρὸς εἰδότας τὰς γραφάς. ἄτοπον κρίνω. ὅθεν τὸν σκοπὸν. τὸν ταύτης ἀναζητῶμεν* (*ἀναζητοῦμεν* M) QM: *πρὸς γὰρ διόρθωσιν ἡμῶν τῶν ἐν βίῳ. ἡ θεόπνευστος γραφή. ταῦτα διδάσκει. πάντες οὖν πιστοί. ἐλεήμονες δειχθῶμεν* CV

V. 142 *καθάπερ γάρ τις* (*τῆς* M) QM: *καθάπερ τις* CV (eine Silbe zu wenig!)

V. 150–152 stimmt M zwar nicht ganz mit Q überein, steht ihm aber näher als CV.

Für Strophe 9 und 31 tritt T noch einmal ein:

V. 200 *τὰς ἄλλας ἀρετὰς* Q: *τὰς πάσας ἀρετὰς* T: *ἅπασαν ἀρετὴν* CV

V. 202–204 *ἡ ὄντως λαμπροτέρα πασῶν* (*πολλῶν* T) *προκαθημένη τῶν ἀρετῶν παρὰ θεῷ* (*θεοῦ* T) QT: *συνημμένη τῇ πίστει. καὶ ὑπέρκειται πάντων. ὡς βασιλεὺς τῶν ἀγαθῶν* CV

V. 214–215 sind erhalten in QT: fehlen CV

V. 691 *κἀμοὶ* QT: *ἐμοὶ* CV

V. 694 *πάσας ἐν τῷ βίῳ* QT: *πάσας τὰς ἐν βίῳ* CV

V. 704 *ἵνα καὶ σχῶμεν* QT: *πᾶσι* (— *ιν* V) *παρέχων* CV

Die hier verzeichneten Varianten, besonders die starken Abweichungen in V. 8. 114. 118—119. 126—131. 202—204, 704 zeigen, dass QMT an der in CV sichtbaren Umarbeitung nicht teilhaben. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass mehrfach auch teils Q, teils M, teils T für sich stehen und dass zuweilen sogar CV mit einer oder zwei der östlichen Hss gegen die zwei oder gegen eine der anderen zusammengehen.

Besonders auffällig ist dieses Verhältnis in Strophe 4. Hier stehen CVM mehrfach zusammen gegen Q z. B. V. 90; 93 f. (CVM unmetrisch): 100; 102; 108 f. (CVM unmetrisch). Ganz vereinzelt sind die Fälle, wo MT zusammen mit CV gegen Q stimmen z. B. V. 86 *πᾶς γὰρ ἐξ ἡμῶν* Q: *οὐδεὶς γὰρ ἡμῶν* CMTV, oder Fälle, wo Q zusammen mit CV gegen M oder T steht z. B. V. 44 *πᾶσι δικαίοις* QCV: *πᾶσιν δωρεῖται* M: *πᾶσι παρέχων* T, oder Fälle, wo T zusammen mit CV gegen Q steht z. B. V. 218 *δὲ* Q: *γὰρ* CTV; V. 220 *τοῦτον αἰτοῦσα* Q: *πᾶσιν αἰτοῦσα* CTV; V. 684 *σωτὴρ* Q: *χριστὲ* CTV. Doch können diese partiellen Abweichungen an dem klaren allgemeinen Verhältnis der Hss nichts ändern.

Denn erstens sind die Abweichungen von der Gruppierung QMT—CV an Zahl gering und zweitens sind sie qualitativ unbedeutend. Sie erklären sich einfach aus der Thatsache, dass, wie in anderen Liedern so auch hier sowohl in Q als in MT die Spuren von Bearbeitern bemerkbar sind, welche da und dort kleine Aenderungen vornahmen. Die erwähnten Sonderabweichungen tragen durchaus den Charakter der auch in anderen Liedern in QMT beobachteten Differenz, haben aber nichts gemeinsam mit jenen starken redaktionellen Eingriffen, die, wie aus der obigen Zusammenstellung erhellt, den Hss CV gegenüber QMT eigentümlich sind. Endlich muss hier an die oben nachgewiesene Thatsache erinnert werden, dass die durch CV vertretene Ausgabe der zwei alten liturgischen Bücher auch in anderen Liedern im Gegensatz zu PQMT durchgreifende Ueberarbeitungen aufweist. Die hier für das Lied auf die Zehn Jungfrauen erwiesene Gruppierung QMT gegen CV ist oben (S. 33 ff.) auch für das Lied auf den hl. Nikolaos nachgewiesen (hier PMT gegen CV) und für das Lied auf die 40 Märterer wahrscheinlich gemacht worden.

Mithin kann als bewiesen gelten, dass auch im Liede auf die Zehn Jungfrauen, obschon hier MT vor der Stelle schliessen, wo die durchgreifende Ueberarbeitung in CV beginnt, die Ueberarbeitung sich auf die Gruppe CV beschränkt, und dass diejenigen Vorlagen

von MT, in denen das Lied noch vollständig war, die in Q erhaltene Fassung, nicht die verkürzte Redaktion enthielten.[1])

Erst jetzt können wir die Hauptfrage zur Entscheidung bringen: Wer hat die einschneidende Umarbeitung des grossen Gedichtes vorgenommen? Da sie sich so wesentlich von den in allen Hymnenhss vorkommenden rein mechanischen Verkürzungen grösserer Gedichte unterscheidet, fühlt man sich zunächst versucht, sie dem Dichter selbst zuzuschreiben und anzunehmen, dass er zuerst die Fassung Q veröffentlicht, später, etwa bei der zusammenfassenden Bearbeitung eines Triodions, an ihre Stelle die verkürzte Redaktion gesetzt habe, ohne verhindern zu können, dass auch die ursprüngliche Bearbeitung sich verbreitete. Für diese Hypothese könnte der Schluss der von dem Epitomator gewählten Akrostichis: *ᾠδὴ α´* angeführt werden: denn er scheint darauf hinzudeuten, dass der Bearbeiter dieses Lied anderen als erstes gegenüberstellen wollte; und in der That haben wir ja von Romanos noch ein Lied über dasselbe Thema (s. o. S. 7). Aber es leuchtet ein, dass auch ein späterer Bearbeiter eine derartige Reihenbezeichnung vornehmen konnte. Ausserdem müssten wir, wenn die Bezeichnung „erstes Lied“ vom Dichter selbst herrührte, doch wohl in der Akrostichis des anderen Liedes einen ähnlichen Zusatz („zweites Lied“, *ᾠδὴ β´*) erwarten. Mithin lässt sich der Zusatz des *α´* in der Akrostichis nicht für die Zuteilung der Epitome an Romanos verwerten. Ja wahrscheinlich soll die nach *ᾠδή* überschüssige Initiale *Α* überhaupt nicht das Zahlzeichen darstellen, sondern sie ist vom Bearbeiter einfach mit der letzten Strophe, die als Epilog unentbehrlich war, aus dem Original (*ποίημα Α*) herübergenommen worden und zwar unverändert, weil die

---

[1]) Bemerkenswert ist, dass das gedruckte Triodion (Venedig 1538), in das sich nur das Prooemion des Liedes gerettet hat, näher mit CV als mit QMT verwandt ist; vgl. die Varianten zu V. 5 und 8. Es scheint also, dass der Herausgeber eine Hs der italischen Redaktion benützte; das ist auch nicht auffällig, da er ja in Venedig arbeitete.

Initialen für ᾠδή schon durch die vorhergehenden Strophen verbraucht waren.

Gegen die Zuteilung der Redaktion CV an Romanos selbst sprechen gewichtige innere und äussere Gründe: Innere Argumente bilden vor allem die oben nachgewiesenen Unebenheiten in der Bearbeitung, u. a. die unverzeihliche Flüchtigkeit, die sich im Fehlen des Subjekts in Strophe 11 (s. o. S. 21 f.) verrät, das oberflächliche Verfahren bei der Verkittung des Risses zwischen Strophe 24 und 29 (s. S. 26). Der wichtigste äussere Grund liegt in der Thatsache, dass die Umarbeitung nur durch die zwei italischen Hss CV überliefert ist: die bis jetzt bekannten ostbyzantinischen Hss P und MT bezw. die Vorlagen von MT repräsentieren die ursprüngliche Fassung des Liedes. Solange nicht unter den ostbyzantinischen Hss (etwa unter den noch unbekannten Hss des Athos und Sinai) ein Exemplar gefunden wird, das die Redaktion CV bietet, kann mit völliger Sicherheit angenommen werden, dass diese Redaktion erst in Italien entstanden ist, und dadurch wird die Autorschaft des Romanos natürlich absolut ausgeschlossen. Ein zweiter äusserer Grund ist die oben durch mehrere Beispiele erwiesene Thatsache, dass in der durch CV repräsentierten Ueberlieferung noch andere Umarbeitungen älterer Lieder vorkommen, für die unmöglich Romanos verantwortlich gemacht werden kann. Die Existenz der kürzeren Redaktion des Liedes auf die Zehn Jungfrauen erklärt sich also genügend aus den Eigenschaften der zwei genannten Hss bezw. der in ihnen überlieferten Redaktion der alten liturgischen Bücher.

Der im Vorstehenden und in den „St. zu Romanos“ erbrachte Nachweis, dass die in Grotta Ferrata geschriebenen Hss CV im Liede II auf die Zehn Jungfrauen und in anderen Liedern den ostbyzantinischen Hss PQMT gegenüber eine in willkürlicher und pietätloser Weise überarbeitete, höchst wahrscheinlich erst in Italien entstandene Redaktion darstellen, ist natürlich von der grössten Bedeutung für die Kritik der Lieder

des Romanos und anderer Kirchendichter, die in CV (und in den mit ihnen eng verwandten italischen Sekundärhss) erhalten sind. Diese Erkenntnis muss künftig für den diplomatischen Teil der textkritischen Arbeit die Grundlage bilden. Pitra, der die Thatsache der italischen Umarbeitung nicht erkannte und mit Hilfe seines spärlichen Materials auch nicht wohl erkennen konnte, hat in seiner grossen Ausgabe vornehmlich die Hs C zu Grunde gelegt; schon dadurch allein, von allen sonstigen Mängeln[1]) abgesehen, ist seine Texteskonstitution schwer geschädigt worden. Für alle Lieder müssen, soweit möglich, die ostbyzantinischen Hss zu Grunde gelegt werden, und von ihnen wiederum die vollständigsten und relativ besten, PQ.

Sind nun CV durch den Nachweis, dass sie eine späte Ueberarbeitung enthalten, vollständig entwertet? Keineswegs. Es ist ja klar, dass auch sie in letzter Linie auf eine ostbyzantinische Hs zurückgehen müssen. Wir haben also nur, soweit es möglich ist, die erwähnten Umarbeitungen einzelner Stellen, die Umstellungen von Strophen und die Verkürzungen ganzer Lieder aus der Rechnung auszuscheiden; dann gewinnen wir in CV eine sehr schätzenswerte Textquelle, die neben der ostbyzantinischen Tradition stets mit Sorgfalt zu berücksichtigen ist.

Einige Beispiele aus dem Liede auf die Zehn Jungfrauen mögen die selbständige Bedeutung von CV illustrieren. V. 422 f. bietet Q die Infinitive *φυλάξαι—ἀσκῆσαι*; dagegen haben CV die durch das Metrum und den Sinn geforderte richtige Lesung *φυλάξασαι ἀσκοῦσαι* bewahrt. V. 437 bietet Q ganz unsinnig *ἀπονοία* für das zweifellos ursprüngliche *ἀπηνεία* CV. V. 439 steht in Q das metrisch unmögliche *βοηθήσατε*, während CV das richtige *βοηθεῖτε* erhalten haben. Vielfach sind CV auch zur Ergänzung von Lücken dienlich, die durch äussere Zufälle oder durch die Schuld der Kopisten entstanden sind; so wird V. 425 unseres Liedes das in Q durch Zerstörung des Blatt-

[1]) Vgl. z. B. Krumbacher, St. zu Romanos S. 83; 93 ff.; 111 ff.; 205 ff.

randes verloren *ἄνευ* durch CV glücklich ergänzt. Dagegen ist merkwürdigerweise die zweifellos verdorbene Lesart in V. 426 *ἐντολῶν* (st. *ἐντελῶν*, schon von Pitra hergestellt) allen drei Hss QCV gemeinsam. Wenn man nicht annehmen will, dass der allerdings akustisch nahe liegende Fehler sich in verschiedene Hss selbständig einschlich, wäre hier die Spur eines ganz alten schon fehlerhaften Archetypus zu erkennen, auf den sowohl die Vorlage der italischen Redaktion als die Quelle von Q zurückgingen.

Von der Thatsache der Doppelredaktion abgesehen zeigen die Hss auch in diesem Liede die schon früher [1]) beobachteten Eigenschaften. In Q sind zuweilen Spuren einer selbständigen Redaktion bemerkbar (V. 90, 93 f., 100 u. s. w. vgl. o. S. 38); M glänzt, wie stets, durch völlig sinnlose Stellen, unmögliche Fassungen des Refrains u. s. w. (z. B. V. 88, 105, 110 u. s. w.).

Manche Ergebnisse der vorstehenden Untersuchung, namentlich die allgemeinen Schlüsse auf das Verhältnis der Hss, werden leider wieder etwas zweifelhaft durch einen ganz eigenartigen und merkwürdigen Fall von „Umarbeitung“, über den ich, um den Zusammenhang der ohnehin etwas schwer übersehbaren Darlegungen nicht zu sehr zu stören, erst hier berichten will. **Es handelt sich um ein regelrechtes Plagiat:**

Im Cod. Patm. 212 (P) steht fol. 252ᵛ—255ʳ ein grosses Lied auf den hl. Johannes den Täufer unter dem Namen des Romanos. Das Akrostichon lautet: *Εἰς τὸν Πρόδρομον Ῥωμανοῦ ν* (so! d. h. für den Buchstaben *ν* sind 2 Strophen da). Das Lied besteht aus 1 Prooemion und 23 Strophen.

Dasselbe Lied bewahren die Codd. Cors. (C) fol. 122ᵛ bis 125ʳ und Vindob. (V) fol. 148ʳ—151ᵛ, aber unter dem Namen eines sonst nicht bekannten Dichters Domitios. Diese Fassung ist von Pitra, An. Sacra S. 320—327, nach C ver-

[1]) Vgl. „St. zu Romanos“ S. 219. 243. 256 und passim.

öffentlicht worden. Das Akrostichon lautet in CV: *Εἰς τὸν Πρόδρομον Δομιτίου*. Das Lied umfasst hier das Prooemion von P, dazu ein zweites Prooemion und 23 Strophen.

Im Mosq. (M) fol. 196^{v}–198^{v} stehen von diesem Liede nur Prooemion I und Strophe 1—7.[1])

Der Taurin. (T) enthält (fol. 119^{v}–121^{r}) nur Prooemion I und Strophe 1—6.[2])

Wie das Fehlen des zweiten Prooemions in PMT und die Varianten in den Strophen 1–6 bezw. 1—7 zeigen, gehören M und T, in denen die Akrostichis schon vor dem Dichternamen abbricht, zu der durch P vertretenen Ueberlieferung, während CV für sich stehen. Das Verhältnis der 5 Hss ist also dasselbe wie im Liede II auf die Zehn Jungfrauen und im Liede auf den hl. Nikolaos (s. S. 34).

Die zwei Fassungen P und CV sind nun trotz der Verschiedenheit des Autornamens in der Akrostichis fast völlig identisch. Selbst die Strophen, deren Akrostichon den verschiedenen Namen enthält, sind nur soweit geändert worden, als es die Verschiedenheit der Initialen erforderte. Sogar die Strophenzahl ist die gleiche, obschon der Name *Δομιτίου* einen Buchstaben mehr enthält als *Ῥωμανοῦ*. Es ist nämlich in P nach Aenderung einiger Initialen im Namen des Dichters die letzte Strophe mit Υ übrig geblieben und nun der Buchstabe Υ am Schlusse zweimal vertreten.

Wer nun von den zwei Dichtern des offenkundigen groben Plagiats schuldig ist, kann vielleicht eine minutiöse Vergleichung der zwei Fassungen lehren. Der eben dargelegte äussere Stand der Ueberlieferung spricht gegen Domitios; dagegen bildet die Doppelsetzung der Strophe Υ am Schlusse des Liedes, die sich

---

[1]) Vgl. Amfilochij, Textband S. 186 f., wo jedoch nur die Strophen 2—7 abgedruckt sind.

[2]) Vgl. Pitra a. a. O., der jedoch mit der üblichen Ungenauigkeit weder die Foliozahl notiert noch bemerkt, wie viele Strophen T enthält.

anscheinend nur erklären lässt,[1]) wenn man die Redaktion CV als das Original betrachtet, ein niederschlagendes Zeugnis gegen Romanos, und es scheint vorerst zu seinen Gunsten nur die Annahme möglich, dass er nicht selbst fremdes Gut entwendet, sondern dass ein für des Dichters Ruhm übermässig besorgter Freund oder Verehrer die Akrostichis zu seinen Gunsten geändert habe. Eine genauere Untersuchung der ebenso wichtigen als schwierigen Frage, die ohne Mitteilung des Textes mit einem vollständigen kritischen Apparate nicht durchgeführt werden kann, muss einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Sollte sich aber dann herausstellen, dass das Original des Liedes auf den hl. Johannes den Täufer in CV, eine Umarbeitung in P vorliegt, dann müssten wir annehmen, dass CV wie auch ihre italischen Verwandten hier auf eine im Gegensatz zu PQ reinere und ursprünglichere ostbyzantinische Ueberlieferung zurückgehen. Dann müsste auch die bisher von mir vertretene Grundanschauung von dem Verhältnis der italischen zur ostbyzantinischen Ueberlieferung erheblich modifiziert werden.

---

[1]) Vollständig ist aber die Möglichkeit einer anderen Lösung doch nicht ausgeschlossen; es ist zu erwägen, dass in Q auch sonst Doppelsetzung des letzten Buchstaben der Akrostichis vorkommt. Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 205.

2. Text des zweiten Liedes „Die zehn Jungfrauen".

Ἕτερον κοντάκιον τῇ μεγάλῃ τρίτῃ εἰς τὰς ι΄ παρθένους· Φέρει ἀκροστιχίδα τήνδε· Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ τοῦτο τὸ ποίημα. Ἦχος δ΄. Πρὸς τὸ Ὁ ὑψωθεὶς ἐν τῷ σταυρῷ.

I *Τὸν νυμφίον, ἀδελφοί,*
ἀγαπήσωμεν,
τὰς λαμπάδας ἑαυτῶν
εὐτρεπίσωμεν

Ueberlieferung: Q fol. 72r — 76r (Die oben mitgeteilten 2 Prooemien und 31 Strophen).
C fol. 80r — 83r (Prooemion I und Strophe 1—7; 9—10; 12—19; 21; 24; 29—31, mit verschiedenen Umstellungen und Aenderungen; vgl. darüber S. 14 ff.).
M fol. 268r — 269r (Prooemion I und Strophe 1—6).
T fol. 169v — 170r; 161r (Prooemion I und Strophe 1—3; 9; 31; vgl. S. 13 f.).
V fol. 98v — 102v (Prooemion I und dieselben Strophen mit denselben Umstellungen und Aenderungen wie C; vgl. S. 14 ff.).

Ausgaben: Im Triodion (Venedig 1538) zum Dienstag der Charwoche nur Prooemion I. Pitra, An. Sacra I 77—85, ed. das Prooemion I und 22 Strophen nach der Bearbeitung von CV (s. o.) mit Beiziehung von T. Amfilochij ed. im Textband S. 144 das Prooemion I und Strophe 1 und S. 194 Strophe 2—6 nach M; im „Supplement" S. 10 f. das ganze Gedicht nach der Ausgabe von Pitra (ohne Verbesserungen, dagegen mit der unvermeidlichen Zugabe zahlreicher Druckfehler).

Die obige Ueberschrift stammt aus Q: *Τῇ ἁγίᾳ γ΄ κοντάκιον εἰς τὰς ι΄ παρθένους. ἦχος δ΄. πρὸς τὸ ὁ ὑψωθεὶς ἐν τῷ σταυρῷ* (*ἐν τῷ σταυρῷ* fehlt V) die im Apparate Pitras noch folgende Notiz: *ἀκροστιχίς*

Biblische Grundlage Matth. 25.

5 *ταῖς ἀρεταῖς ἐκλάμποντες*
καὶ πίστει ὀρθῇ,
ἵνα ὡς αἱ φρόνιμοι
τοῦ κυρίου ἐλθόντος
ἕτοιμοι εἰσέλθωμεν
10 *σὺν αὐτῷ ἐν τῷ γάμῳ·*
ὁ γὰρ οἰκτίρμων
δῶρον ὡς θεὸς
πᾶσι παρέχει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

Ἄλλο. ἰδιόμελον. ἦχος δ΄.

15 II *Ὁ νυμφίος τῆς σωτηρίας,*
ἡ ἐλπὶς τῶν σὲ ἀνυμνούντων,
Χριστὲ ὁ θεός,
δώρησαι ἡμῖν
τοῖς αἰτοῦσί σε
20 **ἄσπιλον εὑρεῖν**
ἐν τῷ γάμῳ σου
ὡς αἱ παρθένοι
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

— *ᾠδὴ α΄* steht nicht in C: dagegen steht in V am oberen Rande: *φέρει ἀκροστιχίδα· τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ᾠδή*) CV: *Κονδάκιον τῇ ἁγίᾳ καὶ μεγάλῃ γ΄. ἦχος δ΄. ὁ ὑψωθεὶς ἐν τῷ σταυρῷ* M: *Κονδάκιον τῇ ἁγίᾳ καὶ μεγάλῃ γ΄ εἰς τὰς δέκα παρθένους. ἦχος δ΄. πρὸς τὸ ὁ ὑψωθεὶς* T | 1 *Τὸν νυμφῶνα*, aber am Rande von erster (?) Hand *γρ τὸν νυμφίον* Q: *Τὸν νυμφίον* CTV: *Τῷ νυμφίῳ* M | 5 *ταῖς ἀρεταῖς* (aber am Rande *γρ ἐν ἀρεταῖς* Q) QM: *ἐν ἀρεταῖς* CV Triodion (s. o.): *ἀρεταῖς* T | *ἐκλαμπούσας*, aber am Rande *ἐκλάμποντες* Q: *ἐκλάμποντες* CMTV Triodion | 6 *καὶ πίστει ὀρθῇ* QCMV Triodion: *καὶ νέᾳ τῇ μορφῇ* (die zwei letzten Worte auf Rasur) T | 8 *τοῦ κυρίου ἐλθόντος* QMT: *τοῦ κυρίου παρθένοι* CV Triodion Pitra | 10 *ἐν τῷ γάμῳ* (*ἐν τῷ* auf Rasur, früher stand *εἰς τοὺς* C) QCTV: *εἰς τὸν γάμον* M: *εἰς τοὺς γάμους* Triodion Pitra | 11 *ὁ γὰρ* QCV Triodion: *ὡς γὰρ* M: *ὡς γὰρ ὁ* T | *οἰκτίρμων*] *νυμφίος* Triodion | 12 *ὡς* QCTV Triodion: *ὁ* M | 13 *πᾶσι παρέχει* QCTV Triodion: *πᾶσιν δωρῆται* M

Das II. Prooemion steht nur in Q | 15 *νυμφών*, aber am Rande von erster Hand *γρ νυμφίος* Q | 16 *τῶν ἀνυμνούντων σε* Q

---

14 Vgl. I Petr. 5, 4.

Πρὸς τὸ Μετὰ τρίτον οὐρανόν (Πρὸς τὸ Τῇ Γαλιλαίᾳ)

α΄ Τῆς ἱερᾶς παραβολῆς
25 τῆς ἐν εὐαγγελίοις
ἀκούσας τῶν παρθένων
ἐξέστην, ἐνθυμήσεις
καὶ λογισμοὺς ἀνακινῶν,
πῶς τὴν τῆς ἀχράντου
30 παρθενίας ἀρετὴν
αἱ δέκα μὲν ἐκτήσαντο,
ταῖς πέντε δὲ παρθένοις
ἐγένετο
ἄκαρπος ὁ πόνος,
35 αἱ δὲ ἄλλαι ταῖς λαμπάσιν
ἐξήστραπτον
τῆς φιλανθρωπίας.
διὸ προτρέπεται
αὐτὰς ὁ νυμφίος
40 καὶ εἰσάγει ἐν χαρᾷ
ἐν τῷ νυμφῶνι,
ὅτε οὐρανοὺς
ἀνοίγει καὶ διανέμει
πᾶσι δικαίοις
45 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

β΄ Οὐκοῦν ζητήσωμεν ἡμεῖς
τῆς θείας γραφῆς ταύτης
τὴν χάριν καὶ τὸν τρόπον;

Vor der Strophe: *πρὸς τὸ μετὰ τρίτον οὐρανόν* Q: *πρὸς τὸ τῇ γαλιλαίᾳ τῶν* CV: *ὁ οἶκος τῇ γαλιλαίᾳ τῶν* M | 27—28 *ἐνθυμήσεις καὶ λογισμοὺς* QMT: *ἐνθυμήσει τὸν λογισμὸν* CV | 31 *ἐκτήσαντο* QM: *ἐσχήκασι* (*ἐσχήκασιν* V) CV: *ἐφύλαξαν* T Pitra | 35 *λαμπάσι* M | 38 *διὸ* fehlt T | *προτρέπεται* QCTV: *προέτρεψεν* M | 39 *χριστὸς ὁ νυμφίος* T | 40 *καὶ εἰσάγει ἐν χαρᾷ* QCTV: *καὶ εἰσήγαγεν αὐτὰς* M | 41 *ἐν τῷ νυμφῶνι* QCMTV: *εἰς τὸν νυμφῶνα* Pitra | 42 *ὅτε* QT: *ὅταν* CV: *ὅταν ὁ χριστὸς* M | 44 *πᾶσι δικαίοις* QCV: *πᾶσιν δωρῆται* M: *πᾶσι παρέχων* T | 46 *ζητήσωμεν* QCMV: *ζηλώσωμεν* T

34 Sap. 15, 4.

ἀφθάρτου γὰρ νυμφῶνος
50 ὑπάρχει πᾶσιν ὁδηγός,
ὥσπερ οὖν καὶ πᾶσα
ἡ θεόπνευστος γραφὴ
ὠφέλιμος καθέστηκε.
Χριστῷ οὖν τῷ σωτῆρι
55 προσπίπτοντες
κράξωμεν προθύμως·
Βασιλεῦ βασιλευόντων,
φιλάνθρωπε,
δὸς πᾶσι τὴν γνῶσιν·
60 ὁδήγησον ἡμᾶς
πρὸς τὰς ἐντολάς σου,
ἵνα γνῶμεν τὴν ὁδὸν
τῆς βασιλείας·
ταύτην γὰρ ἡμεῖς
65 ὁδεῦσαι ἐπιποθοῦμεν,
ἵνα καὶ σχῶμεν
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

γ' Ὑπὸ τῆς πίστεως αὐτῆς
καὶ τῆς ἐπαγγελίας
70 οἱ πλεῖστοι τῶν ἀνθρώπων
ποθοῦσιν ἐφικέσθαι
τῆς βασιλείας τοῦ θεοῦ·
ὅθεν διὰ τοῦτο
παρθενίας ἀρετὴν
75 φυλάττειν κατεπείγονται.
Ἀσκοῦσι καὶ νηστείας,
κατόρθωμα

51 πᾶσα QMT: πᾶσιν CV 53 ὠφέλιμος καθέστηκε Q: καθέστηκεν ὠφέλιμος CMTV 55 προσπίπτοντας T 57 βασιλεῖς T 65 ἐπιποθοῦμεν QMT: ἐπιθυμοῦμεν CV 68 αὐτῆς QMT: αὐτῶν CV Pitra 73 ὅθεν διὰ τοῦτο QCTV, ὅθεν διὰ ταύτης M 76 ἀσκῆσαι M

51—53 II Tim. 3, 16 57 I Tim. 6, 15.

μέγιστον ἐν βίῳ,
ταῖς εὐχαῖς προσκαρτεροῦσι,
80 τὸ δόγμα δὲ
ἄχραντον τηροῦσιν.
ἐλλείπει δὲ αὐτοῖς
ἡ φιλανθρωπία
καὶ εὑρίσκεται λοιπὸν
85 μάταια πάντα·
πᾶς γὰρ ἐξ ἡμῶν
μὴ ἔχων τὴν εὐσπλαγχνίαν
οὔτε λαμβάνει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

90 δ' Τὸν πλοῦν ποιούμενοί τινες
πάντων κατηρτισμένων
λιπόντες τὴν ὀθόνην
εὔθειαν ἐν θαλάσσῃ
πορείαν οὐ κτῶνται ποτέ·
95 τότε γὰρ τοῦ δρόμου
ἐμποδίζεται ἡ ναῦς
καὶ ἄπρακτος καθίσταται,
οὐ τέχνῃ κυβερνήτου
δουλεύουσα
100 οὔτε δὲ τοῖς ναύταις·
τὸν αὐτὸν δὴ τρόπον πάντες
οἱ σπεύδοντες
πρὸς τὴν βασιλείαν,
κἂν πάσης ἀρετῆς

79—85 ταῖς εὐχαῖς τε καρτεροῦντες. διὰ παντὸς. καὶ ταῖς ἀγρυπνίαις. καλύπτεται αὐτοῖς ἡ φιλανθρωπία καὶ εὑρίσκονται λοιπὸν μάταια πάντα M | 79 προσκαρτεροῦσιν V | 80 τὸ δόγμα δὲ QCTV: τὸ δόγμα μὲν Pitra | 81 τηροῦσιν QCV: τηρῶσιν T | 86 πᾶς γὰρ ἐξ ἡμῶν Q: οὐδεὶς γὰρ ἡμῶν CMTV Pitra | 88 οὔτε λαμβάνει Q: τότε λαμβάνει CTV Pitra: ἵνα καὶ σχῶμεν M | 90 ποιούμενοι Q: ἀνύοντες CMV | 93—94 εὔθειαν ἐν θαλάσσῃ πορείαν οὐ κτῶν... ποτέ Q: εὔθειαν οὐ ποιοῦνται τὴν ἐν θαλάσσῃ πορείαν (ὅδευσιν M) CMV | 95 τῷ δρόμῳ M | 100 οὔτε δὲ τοῖς ναύταις Q: οὔτε δὲ οἰάκων CMV | 101 δὴ QCV: δὲ M | 102 οἱ πλέοντες Q: οἱ σπεύδοντες CMV

105 σωρεύσουσι φόρτον,
εὐσπλαγχνίας δέ εἰσι
γεγυμνωμένοι,
τοῖς πρὸς οὐρανὸν
λιμέσιν οὐ προσορμῶσιν·
110 οὐ κομοῦνται
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ε' Ἁπασῶν μείζον' ἀρετῶν,
τὴν ἐλεημοσύνην
ὁ πάντων κριτὴς κρίνας
115 παρέδωκεν ἀνθρώποις
διδάξας τὴν παραβολήν·
πέντε μὲν φρονίμους
τὰς τὸ ἔλαιον σαφῶς
βαστασάσας ἐκάλεσε·
120 μωρὰς δὲ τὰς τὸν δρόμον
τελέσαντας
ἄνευ τοῦ ἐλαίου·
καὶ τὴν δύναμιν τὴν ταύτης
ἠκούσαμεν
125 κράζοντος Ματθαίου·
ἧς πάλιν ἐπελθεῖν
τὰ ῥήματα πάντα
πρὸς εἰδότας τὰς γραφὰς
ἄτοπον κρίνω·
130 ὅθεν τὸν σκοπὸν

---

105 σωρεύσουσι (σωρεύσωσι CV Pitra) φόρτον QCV: φορτίδων ὑπάρχει M 106 εἰσί QCV: εἰσίν M 108—109 τοῖς πρὸς οὐρανὸν λιμέσιν οὐ προσορμῶσιν Q: οὐ φθάνουσι (φθάνουσιν V) λοιπὸν λιμένας ἐπουρανίους CMV: οὔτε φθάνουσι* λιμένας ἐπουρανίους Pitra 110 οὐ κομοῦνται Q: οὐδὲ (οὔτε Pitra) φοροῦσι CV Pitra: ἵνα καὶ σχόμεν M 112 μείζων QCMV: μείζον' Pitra 114 ὁ πάντων κριτὴς κρίνας QM: κρίνας ὁ ἐλεήμων CV | 117 πέντε μὲν QM: πέντε CV: πέντε τὰς Pitra 118—119 τὰς (τοὺς M) τὸ ἔλεον (ἔλαιον M) σαφῶς βαστασάσας ἐκάλεσε (ἐκάλεσεν M) QM: τῶν παρθένων προσειπὼν τὰς βασταζούσας ἔλαιον CV 120 μωρὰς M 121 τελεσάσας (τελέσας M) QM: πληρωσάσας CV 125 κράζοντος QM: λέξαντος CV 126—131 ἧς (τὰς M) πάλιν ἐπελθεῖν τὰ ῥήματα πάντα. πρὸς εἰδότας τὰς

τὸν ταύτης ἀναζητῶμεν,
ἵνα καὶ σχῶμεν
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ς´ Πολλὴ ἡ τῆς παραβολῆς
135 ἐστὶ διδασκαλία,
πάσης φιλανθρωπίας
καὶ ταπεινοφροσύνης
ὁδὸς καὶ πᾶσιν ὁδηγός·
ἄνακτας ῥυθμίζει,
140 ἡγουμένους τοῦ λαοῦ
διδάσκει τὴν συμπάθειαν.
καθάπερ γάρ τις οἶκον
ὑπέρλαμπρον
κτίσας καὶ πληρώσας,
145 εἰ μὴ τοῦτον ὀροφώσῃ,
ἀνόνητος
γίνεται ὁ πόνος,
οὕτως τὰς ἀρετὰς
ὁ οἰκοδομήσας
150 καὶ τὸν ὄροφον εἰ μὴ
τῆς συμπαθείας
προσθήσῃ αὐταῖς,
ἀπόλλυσι τοὺς καμάτους,
ὥστε μὴ ἔχειν
155 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ζ´ **Εἰδεῖν ἰσχύομεν τὸν νοῦν**
τῆς θείας γραφῆς ταύτης,

γραφάς. ἄτοπον κρίνω. ὅθεν τὸν σκοπόν. τὸν ταύτης ἀναζητῶμεν (ἀναζητοῦμεν M) QM: πρὸς γὰρ διόρθωσιν ἡμῶν τῶν ἐν βίῳ. ἡ θεόπνευστος γραφὴ ταῦτα διδάσκει· πάντες οὖν πιστοὶ. ἐλεήμονες δειχθῶμεν CV 142 καθάπερ γάρ τις (τῆς M) QM: καθάπερ τις CV: καθαπερεί τις Pitra 148 οὕτως QM: οὕτω CV 149 ὁ οἰκοδομήσας Q: ὁ οἰκοδομήσας CV: οἰκοδομήσας (ohne ὁ) M 150—152 καὶ τὸν ὄροφον εἰ μὴ τῆς συμπαθείας προσθῇ αὐταῖς Q: εἰ μὴ καὶ τὸν ὄροφον. τῆς εὐσπλαγχνίας. προσθήσει αὐταῖς CV Pitra: καὶ τὸν ὄροφον μηθείς. τῇ συμπαθείας πρόσθήσει αὐτὰς M 155 Hier schliesst M 156—157 Εἰδεῖν ἰσχύομεν τὸν νοῦν τῆς θείας γραφῆς ταύτης Q: Ἰδοῦσα φῶς γνῶναι ἐστὶ (ἐστὶν V) τὴν θείαν γραφὴν ταύτην CV

εἰ τὰ τῆς διανοίας
ὄμματα γρηγοροῦντα
160 ἐπανατείνωμεν Χριστῷ·
δόξωμεν οὖν βλέπειν
τῆς ψυχῆς τοῖς ὀφθαλμοῖς
τὴν πάγκοσμον ἀνάστασιν,
Χριστὸν δὲ τὸν σωτῆρα
165 δεικνύμενον,
πάντων βασιλέα,
ὃς καὶ νῦν γὰρ βασιλεύει
καὶ κύριος
ἐστὶ καὶ δεσπότης·
170 κἂν στασιάσουσι
τινὲς ἀγνοοῦντες,
ἀλλ' ἡ φλὸξ ἡ τοῦ πυρὸς
πάντας χωνεύσει·
τότε γὰρ οὐδεὶς
175 δυνήσεται ἀντιπίπτειν,
ὅτε παρέχει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

η′ Ἴσμεν γὰρ πάντες, ὡς φωνῇ
ἡ σάλπιγξ ἐξαπίνης
180 ἠχοῦσα δι' ἀγγέλου
νεκροὺς τοὺς ἀπ' αἰώνων
ἐγερεῖ μένοντας Χριστόν,
τὸν καλὸν νυμφίον,

158 εἰ τὰ QV: εἶτα C Pitra | 160 ἐξαναστήσωμεν, aber am Rande von erster Hand γρ. ἐπανατείνωμεν Q: ἐπανατείνωμεν CV | χριστῷ Q: θεῷ CV | 162 τῆς ψυχῆς τοῖς Q: τοῖς ψυχικοῖς CV | 163 τὴν πάγκοσμον Q: τὴν παγκόσμιον CV: παγκόσμιον Pitra | 167 ὃς ἀεὶ μὲν Q: ὡς καὶ νῦν γὰρ CV Pitra | 170 κἂν στασιάσουσι Q Pitra: κἂν στασιάζουσι CV | 173 πάντα χωνεύει Q: πάντας χωνεύσει CV Pitra | 174 γὰρ Q: οὖν CV | 175 ἀντιπίπτειν Q: ἀντιστῆναι CV | 176 παρέχει Q: παρέξει CV | η′ Diese Strophe steht nur in Q | 178 φωνεῖ Q

178—182 Vgl. I Cor. 15, 52.

υἱὸν τὸν τοῦ θεοῦ,
185 τὸν ἄναρχον θεὸν ἡμῶν·
κραυγῆς δὲ γινομένης
αἰφνίδιον
πάντες ἀπαντῶσι,
καὶ ἑτοίμους τὰς λαμπάδας
190 οἱ ἔχοντες
τὰς ἐλαιοθρέπτους
εἰσέρχονται εὐθὺς
μετὰ τοῦ νυμφίου
βασιλείαν οὐρανῶν
195 κληρονομοῦντες·
τότε γὰρ αὐτοῖς
ἡ πίστις μετὰ τῶν ἔργων
δώσει ἀξίως
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

200 θ' Νικᾷ τὰς ἄλλας ἀρετὰς
ἡ ἐλεημοσύνη
ἡ ὄντως λαμπροτέρα
πασῶν προκαθημένη
τῶν ἀρετῶν παρὰ θεῷ·
205 τέμνει τὸν ἀέρα,
ὑπερβαίνει μετ' αὐτὸν
σελήνην καὶ τὸν ἥλιον·
καὶ φθάνει ἀπροσκόπως
τὴν εἴσοδον
210 τῶν ἐπουρανίων

186 *κραυγῆς τε* Q 191 *ἐλεοθρέπτους* Q 200 *τὰς ἄλλας ἀρετὰς* Q: *ἅπασαν ἀρετὴν* CV: *τὰς πάσας ἀρετὰς* T 202—204 *ἡ ὄντως λαμπροτέρα. πασῶν* (*πολλῶν* T) *προκαθημένη. τῶν ἀρετῶν παρὰ θεῷ* (*θεοῦ* T) QT: *στηριγμένη τῇ πίστει. καὶ ὑπέρκειται πάντων· ὡς βασιλεὺς τῶν ἀγαθῶν* CV Pitra 206 *μετ' αὐτῶν* Q 210 *τῶν ἐπουρανίων*, aber am Rande von 1. Hand (?) *γρ. τὴν ἐπουράνιον* Q: *τὴν ἐπουρανίαν* CV Pitra: *τὴν ἐπουράνιον* T

194 f. Matth. 25, 34 197 Vgl. Jacob. 2, 20 und 26 205 Vgl. Sir. 35, 21.

καὶ οὐχ ἵσταται οὐδ' οὕτως,
ἀλλ' ἔρχεται
μέχρι τῶν ἀγγέλων,
ἐκτρέχει τοὺς χοροὺς
215 καὶ τῶν ἀρχαγγέλων,
ἐντυγχάνει τῷ θεῷ
ὑπὲρ ἀνθρώπων,
παρίσταται δὲ
τῷ θρόνῳ τοῦ βασιλέως
220 **τοῦτον αἰτοῦσα**
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ι' Οὐκοῦν κατίδωμεν ἡμεῖς
τὰς πέντε τὰς πανσόφους
ἐξ ὕπνου ἀναστάσας
225 καθάπερ ἐκ παστάδος
καὶ οὐκ ἐκ τάφου τῶν νεκρῶν;
ἔλαιον γὰρ εἶχον
καὶ εὐθὺς τὰς τῆς ψυχῆς
λαμπάδας κατεκόσμησαν.
230 αἱ ἄλλαι δὲ ὁμοίως
ἀνέστησαν
ἀθρόον σὺν ταύταις
σκυθρωπὰ προσκεκτημέναι
τὰ πρόσωπα
235 **καὶ συμπεπτωκότα·**
ἐσβέσθησαν μὲν γὰρ
αἱ τούτων λαμπάδες,
τὰ ἀγγεῖα δὲ αὐτῶν

211 *καὶ* fehlt CV | *οὐκ ἵσταται* (*ἵσταται* V) CV | 214 *τοὺς* Q: *δὲ* T | 214—215 fehlen CV | 218 *δὲ* Q: *γὰρ* CTV | 220 *τοῦτον αἰτοῦσα* Q: *πᾶσιν αἰτοῦσα* CTV | 225 *παστάδος* Q: *παστάδων* CV | 226 *καὶ οὐκ ἐκ τάφου* Q: *ἀλλ' οὐκ ἐκ τάφων* CV | 227 *εἶχον* CV | 230 *δὲ* QCV: *μὲν* Pitra | 232 *ἀθρόον* QCV: *ἄθροον* Pitra | 233 *προσκεκτημέναι* (ohne *δὲ*) QCV: *δὲ κεκτημέναι* Pitra | 236 *ἐσβέσθησαν μὲν γὰρ* QCV: *καὶ γὰρ ἐσβέσθησαν* Pitra

216—219 Vgl. Rom. 8, 34; 14, 10.

κοῦφα ἐδείχθη·
240 ἔλαιον λαβεῖν
ἐζήτουν ἐκ τῶν φρονίμων
τῶν δρεψαμένων
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ια' Ὑπολαβοῦσαι αἱ σοφαὶ
245 φησὶ ταῖς ἀνοήτοις·
Μήποτε οὐκ ἀρκέσει,
ὃ ἔσχομεν ἐν κόσμῳ,
ἡμῖν τε πᾶσι καὶ ὑμῖν;
οὔτε γὰρ θαῤῥοῦμεν
250 οὔτε ἔχομεν σαφῶς
ἐνέχυρον τὴν ἔκβασιν.
καὶ γὰρ ὁ τῶν δικαίων
νῦν σύλλογος
ἅπας ἀμφιβάλλει
255 καὶ φοβεῖται ἐν τῇ κρίσει
τὸ ἄδηλον
τὸ τοῦ κριτηρίου,
ἕως ἂν πρόδηλος
φανῇ τε ἡ ψῆφος
260 καὶ λυτρώσηται αὐτοὺς
πάσης δουλείας·
τὸν ἔλεον οὖν
μερίζει ὁ πάντων κτίστης,
ὅστις δωρεῖται
265 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ιβ' Ῥητῶς αἱ φρόνιμοι φησίν·
Ἀπέλθατε, ζητεῖτε
ἐκεῖ πρὸς τοὺς πωλοῦντας,
εἰ ἄρα δυνηθῆτε

240 ἔλεον CV 241 ἐζήτουν ἐκ τῶν φρονίμων Q: ἐζήτουν παρὰ τῶν ἄλλων CV 242 τῶν δρεψαμένων Q: ἵνα καὶ σχῶσι (σχῶσιν V) CV 246 ἀρκέσῃ Q 250 σαφῶς, aber unter ω ein ε von erster (?) Hand Q 259 φανῇται Q 269 δυνηθεῖτε Q

270 ἔλαιον πρίασθαι νυνί·
αὗται δ' ἀπατῶνται
ὡς ἀνόητοι ἀεὶ
καὶ σπεύδουσιν ὠνήσασθαι,
ὅτε τῆς πραγματείας
275 τοῖς ἅπασι
κέκλειστι ὁ χρόνος
παροδεύσας καὶ συγκλείσας
τὸν ἄκαρπον
δρόμον τῶν ἀφρόνων.
280 τὴν τότε ταραχὴν
αὐτῶν ὑπογράφει
καὶ τὸν θόρυβον σαφῶς
τούτων ἐλέγχει·
ἀδένατον γὰρ
285 ἐζήτουν ὡς μὴ φρονοῦσαι·
ὅθεν οὐκ ἔσχον
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ιγ' Ὡς δὲ τοῦ δρόμου τὸ κενὸν
ἐπέγνωσαν εἰς τέλος,
290 ὑπέστρεψαν αἱ πέντε
καὶ εὗρον τὸν νυμφῶνα
ἀποκλεισθέντα τοῦ Χριστοῦ·
κράξασαι δὲ πᾶσαι
ἐν φωνῇ ὀδυνηρᾷ
295 καὶ στεναγμοῖς καὶ δάκρυσι·
τῆς σῆς φιλανθρωπίας,
ἀθάνατε,

---

270 ἔλεον Q 271 αὗται, aber am Rande von 1. (?) Hand γρ αὐταῖς Q | δ' ἀπατῶνται Q Die ganz abweichende Fassung dieser Strophe in der Bearbeitung CV ist oben S. 16 f. mitgeteilt. ιγ' Oben der Text von Q; CV bieten folgende Abweichungen: 288–290 Ῥαδίως τοῦτο τὸ καινὸν. νοήσασαι αἱ πέντε ὑπέστρεψαν εὐθέως CV 293 ἔκραξαν δὲ πᾶσαι CV 295 δάκρυσιν V

288 Vgl. Gal. 2, 2.

ἄνοιξον τὴν θύραν
καὶ ἡμῖν ταῖς δουλευσάσαις
300 τῷ κράτει σου
ἐν τῇ παρθενίᾳ,
τότε ὁ βασιλεὺς
πρὸς ταύτας κραυγάζει·
Οὐκ ἀνοίγεται ὑμῖν
305 ἡ βασιλεία·
οὐκ οἶδα ὑμᾶς·
ὑπάγετε οὖν ἐκ μέσου·
οὐ γὰρ φορεῖτε
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

310 ιδ' Μόνον δὲ ἤκουσαν Χριστοῦ
τοῦ πάντων βασιλέως
βοῶντος πρὸς τὰς πέντε·
Τίνες ἐστέ, οὐκ οἶδα,
πληροῦνται πάσης ταραχῆς·
315 **κλαύσασαι βοῶσι·**
Δικαιότατε κριτά,
ἁγνείαν ἐτηρήσαμεν,
ἐγκράτειαν δὲ πᾶσαν
ἠσκήσαμεν·
320 μετὰ προθυμίας
κατετάκημεν νηστείαις·
ἐστέρξαμεν
τὴν ἀκτημοσύνην·
τὴν φλόγα τοῦ πυρὸς
325 **τῆς ἀκολασίας**
ἐνικήσαμεν ἡμεῖς
καὶ τὰς ὀρέξεις·

---

303 ἐκραύγασεν CV: κραυγάζει Q hatte schon Pitra hergestellt ιδ' Oben der Text von Q; CV bieten folgende Abweichungen: 310—321 Ὡς δὲ ἀκήκοον (ἀκήκοαν Pitra) χριστοῦ. τοῦ πάντων βασιλέως. τοιαῦτα εἰρηκότος. ἐξέστησαν βοῶσαι. δικαιοκρίτα ἀγαθέ. σὲ ἐπιποθοῦμεν. καὶ διὰ σὲ ἐν ταῖς. νηστείαις κατεστήξαμεν. ἁγνείαν ἀγρυπνίαν ἠσκήσαμεν. μετὰ προθυμίας. χαμω-δίας καρτεροῦσαι

ἄχραντον ἀεὶ
μετήλθομεν πολιτείαν,
330 ἵνα καὶ σχῶμεν
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

ιε´ Ἀλλὰ μετὰ τὰς ἀρετὰς
καὶ χάριν παρθενίας
καὶ τὸ καταπατῆσαι
335 τὸ πῦρ τὸ τῆς λαγνείας
καὶ φλόγα τὴν τῶν ἡδονῶν,
μετὰ πλείστους πόνους,
ὅτε τῶν ἐν οὐρανοῖς
τὸν βίον ἐζηλώσαμεν, —
340 καὶ γὰρ τῶν ἀσωμάτων
ἐσπεύσαμεν
ἔχειν πολιτείαν, —
τὰ τοιαῦτα καὶ τοσαῦτα,
ὡς ἔοικεν,
345 ἄτιμα εὑρέθη·
πολλῆς γὰρ ἀρετῆς
ἐδείξαμεν πόνον
καὶ ματαία ἡ ἐλπὶς
πᾶσα ἐδείχθη·
350 τί οὖν προσποιῇ
τὴν ἄγνοιαν ὁ παρέχων
πᾶσιν, οἷς θέλεις,
τὸν ἄφθαρτον στέφανον;

ιϛ´ Νεῦσον, σωτήρ, καὶ ἐφ᾽ ἡμᾶς,
355 μόνε δικαιοκρίτα·
ἄνοιξόν σου τὴν θύραν·

332—333 Ἀλλὰ μετὰ τὰς ἀρετὰς καὶ χάριν παρθενίας Q: Μετὰ τοσαύτην ἄσκησιν καὶ τήρησιν τῆς ἁγνείας CV 336 τῶν . . . ῶν Q: τῶν ἡδονῶν CV 342 ἔχειν Q: σχεῖν τὴν CV 344 ὡς ἔοικεν, aber am Rande mit Verweiszeichen γρ. φίλοι Q: ὡς ἔοικεν CV 346 πολλῆς Q: πολὺν CV 349 πᾶσα ἐδείχθη Q: πᾶσαν ἐφάνη CV 350 προσποιεῖ Q: προσποιῇ CV 351 τὴν ἄγνοιαν Q: τὴν ἐλεημοσύνην CV: τὸ ἔλεος Pitra 354 Νεῦσον σωτὴρ Q: Ἐπίδε σωτὴρ CV

δέξαι εἰς τὸν νυμφῶνα
τὰς σὰς παρθένους, λυτρωτά,
καὶ μὴ ἀποστρέψῃς
360 *τὸ σὸν πρόσωπον, Χριστέ,*
τῶν ἐπικαλουμένων σε,
ἵνα μὴ στερηθῶμεν
τῆς χάριτος
σοῦ τῆς ἀθανάτου,
365 *μὴ γενώμεθα αἰσχύνη*
καὶ ὄνειδος
ἐπὶ τῶν ἀγγέλων·
μὴ μέχρις οὖν παντὸς
ἡμᾶς παρεάσῃς
370 **τοῦ νυμφῶνός σου, Χριστέ,**
ἵστασθαι ἔξω·
πάρεξ γὰρ ἡμῶν
οὐκ ἤσκησαν τὴν ἁγνείαν,
αἷς καὶ παρέσχες
375 *τὸν ἄφθαρτον στέφανον.*

ιζ΄ *Οὕτως ἐρούσαις ταῖς μωραῖς*
πρὸς τὸν κριτὴν ἁπάντων
πρὸς ταύτας Χριστὸς ἔφη·
Πρόκειται νῦν ἡ κρίσις
380 *δικαία καὶ ἀληθινή·*
τῆς φιλανθρωπίας
ἀπεκλείσθη ὁ καιρός,
οὐκ ἔστι νῦν συμπάθεια·

357 *δέξαι* Q: *καὶ δέξαι* CV | 360 *χριστὲ* Q: *ἡμῶν* CV | 364 *σου τῆς ἀθανάτου* Q: *τῆς ἀθανασίας* CV | 368 *μὴ μέχρις οὖν παντὸς* Q: *μὴ μέχρι οὖν πάσας* CV | 369 *ἡμᾶς παρεάσῃς* Q: *ἡμᾶς μὴ χωρίσῃς* CV | 373 *ἁγείαν* Q | 374 *αἷς καὶ παρέσχες* Q: *πῶς οὖν ζητεῖτε* CV | 376—381 Oben der Text von Q: *Ἀλλ' ὡς τοιαῦτα αἱ μωραὶ ἐροῦσι πρὸς τὸν κτίστην. πρὸς ταύτας ἀπεκρίθη. νῦν ἡ κρίσις ἐπέστη. δικαία καὶ ἀληθινή. τῆς γὰρ εὐσπλαγχνίας* CV

359 f. Vgl. Ps. 26, 9 u. ö. | 365 f. Vgl. Daniel 3 (Gebet der 3 Jünglinge) 9.

οὐκέτι εὐσπλαγχνίας
385 ἠνέῳκται
θύρα τοῖς ἀνθρώποις,
ἐπειδήπερ μετανοίας
οὐ δέδοται
τόπος τοῖς ἐνταῦθα·
390 οὐκέτι συμπαθὴς
ὁ πρώην οἰκτίρμων,
ἀλλ' ἀπότομος κριτὴς
ὁ ἐλεήμων·
ἄσπλαγχνοι ὑμεῖς
395 ἐδείχθητε ἐν τῷ κόσμῳ·
πῶς οὖν ζητεῖτε
τὸν ἄφθαρτον στέφανον;

ιη' Ὑμῖν οὖν λέγω φανερῶς
ἐπὶ τῶν ἀρχαγγέλων
400 καὶ πάντων τῶν ἁγίων,
ἃ πέπονθα ἐκ τούτων
τῶν σὺν ἐμοὶ συνελθουσῶν·
εὑρόν με ἐν θλίψει
καὶ πεινάσαντα σφοδρῶς
405 ἐσπούδασαν χορτάσαι με·
διψήσαντα δὲ πάλιν
ἐπότισαν
πάσῃ προθυμίᾳ·
ξενιτεύσαντα ἰδοῦσαι
410 συνήγαγον
ὥσπερ ἐγνωσμένον·
δεσμοῖς κρατούμενον
περιεποιοῦντο·
ἐπεσκέψαντό με δὲ
415 καὶ ἀσθενοῦντα·

398 Ὑμῖν οὖν λέγω φανερῶς Q: Νῦν οὖν ἐκφαίνω φανερῶς CV | 402 συνελθουσῶν Q: εἰσελθουσῶν CV | 414 με δὲ Q: δέ με CV

387—389 Vgl. Sap. 12, 10 || 403—415 Matth. 25, 35 f.

πᾶσαν ἀκριβῶς
ἐφύλαξαν ἐντολήν μου·
ὅθεν καὶ εὗρον
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

420 ιθ' Τοιοῦτον οὖν οὐδὲν ὑμεῖς
ἐδράσατε ἐν κόσμῳ·
φυλάξασαι νηστείαν,
ἀσκοῦσαι παρθενίαν·
καὶ τὴν ἐν λόγοις ἀρετὴν
425 ἄνευ τοίνυν ἔργων
εὐσεβῶν καὶ ἐντελῶν
εἰκῇ κεκοπιάκατε.
τοὺς ξένους δεομένους
παρείδετε
430 καὶ τοὺς ἀσθενοῦντας·
οὐδεμίαν τοῖς πεινῶσιν
ὠρέξατε
χεῖρα βοηθείας·
ὑπόκρισις ὑμᾶς
435 ἐξέθρεψε μόνη·
ἐσεμνύνεσθε ἀεὶ
τῇ ἀπηνείᾳ·
κρούουσι πτωχοῖς
ὅλως οὐκ ἐβοηθεῖτε·
440 πῶς οὖν ζητεῖτε
τὸν ἄφθαρτον στέφανον;

κ' Ὅλως πρὸς οἶκτον ἑαυτὰς
οὐκ ἠνέσχεσθε δοῦναι,

420—423 Τοιοῦτον οὖν οὐδὲν ὑμεῖς ἐν κόσμῳ ἐποιήσατε φυλάξαι (so) νηστείαν ἀσκῆσαι παρθενίαν Q: Οὐδὲν τοιοῦτον οὖν ὑμεῖς. ἐδράσατε ἐν κόσμῳ. φυλάξασαι νηστείαν. ἀσκοῦσαι παρθενίαν CV 425 .... τοίνυν Q: ἄνευ τοίνυν CV 426 ἐντολῶν QCV: ἐντελῶν Pitra 428 τοὺς ξένους Q: ξένους καὶ CV 431 οὐδὲ μίαν Q 433 χεῖρας V | βοηθείας Q: σωτηρίας CV 436 ἐξέθρεψε Q: ἐξέτρεφε CV 437 ἀπονοίᾳ Q: ἀπηνείᾳ CV 438 κράζουσι, aber am Rande γρ κρούουσι Q: κρούουσι CV 439 ἐβοηθήσατε Q: ἐβοηθεῖτε CV

γυμνοὺς καὶ προσηλύτους

445 *καὶ ξένους ὑπὸ σκέπην*

μὴ εἰσαγαγοῦσαι ποτέ·

πρὸς τοὺς πικρῶς ὄντας

ἐν δεσμοῖς καὶ φυλακαῖς

τὴν ἀκοὴν ἐφράξατε.

450 *τοὺς ⟨μὲν⟩ ἐν ἀσθενείᾳ*

οὐκ εἴδατε·

τοὺς δὲ ἐν πτωχείᾳ

καὶ ἐνδείᾳ δεομένους

οὐδ' ἱλαρᾷ

455 *ὄψει ἑωρᾶτε,*

ἀλλ' εἴχετε ἀεὶ

τὴν ἀπανθρωπίαν

καὶ παρῆν ὑμῖν ὀργὴ

ἀντ' εὐσπλαγχνίας.

460 *πῶς οὖν οἱ ποτὲ*

τοιαῦτα ἐν βίῳ δρῶντες

ἄρτι ζητεῖτε

τὸν ἄφθαρτον στέφανον;

κά *Ὑπερηφάνοις ὀφθαλμοῖς*

465 *προσείχετε τοὺς πάντας,*

πτωχοὺς κατεφρονεῖτε·

γεγόνατε τοῖς πᾶσιν

ἀσυμπαθεῖς, ἀνηλεεῖς·

κατὰ τῶν πταιόντων

470 *ἐκινεῖσθε ἀφειδῶς*

αἱ καθ' ἑκάστην πταίουσαι.

κατὰ τῶν ὁμοφύλων

ἀπάνθρωποι

444 *γυμνοί* Q 451 *εἴδαι* Q 461 *δρῶντες*, aber am Rande von erster (?) Hand *γρ. δρῶντες* Q 465—466 *προσείχετε τοὺς πάντας πτωχοὺς κατεφρονεῖτε* Q: *πάντας εἰσορῶντες πάντων κατεφρονεῖτε* (*καταφρονεῖτε* V) CV 468 *ἀνηλεῖ* Q: *ἀνελεεῖς* CV

449 Vgl. Prov. 21, 13.

ὡς μὴ πλημμελοῦσαι
475 ἐφρονεῖτε τὰ μεγάλα
κομπάζουσαι
τοῖς κατορθωμένοις.
τοὺς μὴ νηστεύοντας
ὡς ἀπεῤῥιμμένους,
480 τοὺς ἐν γάμῳ βδελυκτοὺς
εἴχετε πάλιν·
μόνας ἑαυτὰς
ἡγεῖσθε ὥσπερ δικαίας
μήπω λαβοῦσαι
485 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κβ' Τὴν μὲν νηστείαν εἴχετε
μὴ θίγοντες βρωμάτων·
τῇ δὲ πρὸς τοὺς ἀνθρώπους
ἐχρῆσθε λοιδορίᾳ
490 καὶ συκοφαντίαις ἀεί·
ἦν ὑμῖν ἁγνεία
καὶ αὐτὴ οὐ καθαρά·
τῷ ῥύπῳ γὰρ τῶν ῥήσεων
ταύτην ⟨⏑⟩ καθ' ἡμέραν
495 ἐχραίνετε·
τίς οὖν ὠφελία
ἡ σεμνότης, εἰ μὴ ἔχει
τὴν ἔννοιαν
πᾶσαν σεμνοτάτην;
500 συμφέρει οὖν τινὰ
ἐσθίειν καὶ πίνειν
καὶ διάγειν συνετῶς,
ἤπερ νηστεύειν
καὶ μὴ ἐκ πάντων

475 τὰ Q: δὲ CV 477 τοῖς κατορθωμένοις Q: τῇ ἀλαζονείᾳ CV 479 ἀποστρεφόμεναι Q: ὡς ἀπεῤῥιμμένους (ἀπεριμμένους V) CV 481 πάλιν Q: πάντας CV 491 ἦν ἐν ὑμῖν Q 493 τῶν ῥέσεων, aber am Rande von erster (?) Hand γρ τῶν ῥήσεων 496 ὠφέλεια Q 503 εἴπερ Q 504 f. oben die Lesart der Hs., nur habe ich σε ergänzt: aber am Rande steht von

505 νηστεύειν τῶν ⟨σε⟩ βλαπτόντων·
πῶς γὰρ αἰτήσει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον;

κγ' Οὐκ οἰκοδομεῖται ποτὲ
νηστεία, εἰ μὴ ἔχει
510 τὰ πάντα ⟨ἐξελ⟩οῦσα
ἐκ λογισμῶν ἀτόπων
καὶ πράξεων τῶν χαλεπῶν,
οὐδὲ στερεοῦται
ἡ ἐγκράτεια σαρκὶ
515 ἐν ἀκρατεῖ διάγουσα·
ὑπάρχει γὰρ νηστείας
θεμέλιος
καὶ ἐν ἀσφαλείᾳ
δέον ταύτην καταθεῖναι
520 ὡς ὅρμον ⟨καὶ⟩
οἶκον ἀνεγεῖραι·
ὁ ἔλεος αὐτὴν
λαμπρύνει μεγάλως
καὶ εὐσέβεια αὐτὴν
525 πάλιν πιαίνει·
αὗται οὖν αὐτὴν
ὡς τείχη περιφρουροῦσι
καὶ προξενοῦσι
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κδ' Τί οὖν ὠφέλησεν ὑμᾶς
531 νηστεία καὶ ἁγνεία
μετὰ ἀλαζονείας;
πραότητα ἠρνεῖσθε·
θυμὸν ἐστέργετε ἀεί·

---

erster (?) Hand: γρ. κρίνειν ἀδελφοὺς (ἀδελφὰς?). μεγάλη γὰρ βλάβη ἐστι. — (mit starker im Drucke nicht wiederzugebender Abkürzung) Q | 508 οὖν ... Q | 510 ....ουσα Q | 512 χαλε. ὢν Q | 516 .πάρχει γὰρ τῆς νηστείας Q | 519 .αύτην Q | 520 ὡς ὅμμον Q | 522 τὸ ἔλεον Q | 530—536 Oben die Lesung von Q: Ὥσπερ οὐκ ἔσωσεν ἡμᾶς ἡ ἄσπλαγχνος παρθενία, οὕτως

535 πρᾶος δὲ ὑπάρχων
ἐπεπόθουν τοὺς πραεῖς
διδοὺς αὐτοῖς τὴν ἄφεσιν.
ἀρνοῦμαι τοὺς νηστείαν
φυλάττοντας
540 μετὰ ἀσπλαγχνίας
καὶ προσδέχομαι δὲ μᾶλλον
ἐσθίοντας
μετὰ εὐσπλαγχνίας·
παρθένους δὲ μισῶ
545 ὄντας ἀπανθρώπους,
φιλανθρώπους δὲ τιμῶ
γεγαμηκότας·
τίμιός ἐστιν
ὁ γάμος ἐν σωφροσύνῃ·
550 ὅθεν καὶ ἔχει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κε' Οὐ ξίφος ὤξυνα ἐγὼ
πρὸς τοὺς ἡμαρτηκότας,
ἀλλ' ἔσχον ἀεὶ βλέμμα
555 πρᾶον πρὸς τοὺς ἀνθρώπους
ὁ τῶν ἀνθρώπων ποιητής·
κλαύσασαν τὴν πόρνην
ἐδεξάμην εὐμενῶς
καὶ δέδωκα τὴν ἄφεσιν.
560 στενάξαντα τελώνην
ἠλέησα
καὶ οὐκ ἀπωσάμην,
ὅτι εἶδον τὴν βεβαίαν

οὐδὲ νηστεία. μετὰ ἀλαζονίας. προσενεχθεῖσα παρ' ὑμῶν. πρᾶος γὰρ ὑπάρχων. ἐπιποθῶ τοὺς πραεῖς. CV 541—543 fehlt CV 542 τοὺς ἐσθίοντας Q 545 τοὺς ὄντας Q 544—550 Oben die Lesung von Q (ausser der eben notierten Variante): παρθένους οὐ φιλῶ. κακὰς ἀπανθρώπους. ἀγαπῶ δὲ τὰς ἁγνάς. καὶ φιλανθρώπους. αὗται γάρ εἰσιν. ἐμοὶ ἐράσμιαι. ταύτας δὲ δώσω CV 554 ἔσχων Q

---

535 Vgl. Matth. 11, 29 557—559 Luc. 7, 38 ff. 560—565 Luc. 18, 10 ff.

μετάνοιαν
565 τούτῳ ἐνοικοῦσαν·
πρὸς πάντας συμπαθὴς
ἐδείχθην ὁ κτίστης·
ἀρνησάμενον ἐμὲ
ᾤκτειρα Πέτρον·
570 δάκρυσιν ἐγὼ
συνέπαθον τοῖς ἐκείνου,
ὅτι ἐζήτει
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κζ΄ Περὶ δὲ τῶν συνελθουσῶν
575 ἐμοὶ ἐν τῷ νυμφῶνι
εἴπω ἐπὶ τοῦ πλήθους·
Ἐφύλαξαν σπουδαίως
τὰς ἐντολάς μου ἐπὶ γῆς·
γέγοναν ταῖς χήραις
580 ἀντιλήπτορες ἀεὶ
καὶ ὀρφανοὺς ἠλέησαν.
τοῖς ἐν στενοχωρίαις
συνέπασχον
καὶ τοῖς θλιβομένοις
585 καὶ οὐδέποτε τὴν θύραν
ἀπέκλεισαν
πένησιν ἢ ξένοις.
ἰάτρευον ἀεὶ
τοὺς ἐν ἀσθενείαις,
590 οὓς ἡγήσασθε ὑμεῖς
ἀπερριμμένους·
οὐκ οἶδα ὑμᾶς·
ἀγνοοῦμαι τὰς ἀπανθρώπους,
ταύταις δὲ δώσω
595 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κη΄ Ὁ τῶν ἀγγέλων δὲ χορὸς
θαυμάζει ἐπακούων

568—571 Matth. 26, 75 ‖ 579 f. Vgl. Ps. 58, 17.

Χριστοῦ τοῦ βασιλέως
ταῖς πέντε μαρτυροῦντος
600 ταῖς εἰσελθούσαις σὺν αὐτῷ·
ὢ τῆς παρρησίας
τῶν ἁγίων τοῦ Χριστοῦ
μεγίστου τε καυχήματος.
ἐπὶ τοσούτων δήμων
605 κομίζονται
ψῆφον ἀφθαρσίας·
ἐπὶ τούτων καὶ αἱ ἄλλαι
ἀπόφασιν
δέχονται ἐσχάτην
610 καὶ κλαύσωσι πικρῶς
ἀτέλεστον θρῆνον,
ὅτι βλέπουσι χοροὺς
τοὺς τῶν ἁγίων
ἔχοντας ἐκ ⟨τοῦ⟩
615 ἐλέου τὴν παῤῥησίαν,
πάντας φοροῦντας
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κη´ Ἰδοὺ οὖν πρόδηλά εἰσι
τὰ εἰς τὴν βασιλείαν
620 καλοῦντα τοὺς ἀνθρώπους·
σπεύσωμεν οὖν φυλάξαι
τὰς ἐντολὰς τὰς τοῦ Χριστοῦ·
πρόκειται εἰς πρᾶσιν,
ἂν θελήσωμεν λαβεῖν,
625 ἐν ἀγοραῖς τὸ ἔλαιον.
εἰσὶ δὲ οἱ πωλοῦντες
οἱ χρήζοντες

600—603 Am Rande der Zeile | σαις σὺν αὐτῷ — με(γίστου) steht von erster (?) Hand δε ἡμῶν Q 601 ὦ Q 614 τοῦ habe ich ergänzt 623 πρόκεινται Q

606 Vgl. Apoc. 2, 17 610 Vgl. Matth. 26, 75.

ἐλεημοσύνην·
καθ᾽ ἑκάστην τὴν ἡμέραν
630 πιπράσκουσι·
τί οὖν ἀμελοῦμεν;
καὶ δύο γὰρ λεπτῶν
λαμβάνομεν πάντως,
ὅσον λάβῃ τις διδοὺς
635 χρήματα πλεῖστα·
μέτρα γὰρ ἡμῶν
ἐτάζει ὁ πάντων κτίστης,
οὕτως παρέχων
τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

κθ′ Ἡ ἐντολὴ ἡ τοῦ θεοῦ
641 βαρεῖα οὐχ ὑπάρχει·
οὐδὲ γὰρ παραγγέλλει
δοῦναι, ὃ οὐκ ἰσχύεις,
ἀλλὰ προαίρεσιν ζητεῖ·
645 δύο μόνον ἔχεις
ὀβολοὺς ἐπὶ τῆς γῆς;
οὐδὲν δὲ ἄλλο κέκτησαι;
τούτους ὁ πανοικτίρμων
προσδέχεται
650 πάντως ὡς δεσπότης
καὶ προτίμησίν σοι δώσει
τοῦ χρήματα
πλεῖστα δεδωκότος.
οὐκ ἔχεις ὀβολόν,
655 ἵνα προσενέγκῃς;
δὸς ποτήριον ψυχροῦ
τῷ δεομένῳ·

633 ταυτῶς, aber am Rande von erster (?) Hand γρ πάντως Q 647 Das ; nach κέκτησαι fehlt in Q 650 πάντας Q 655 Das ; steht in Q Die stark abweichende Fassung dieser Strophe in CV ist oben S. 18 mitgeteilt

632 Marc. 12, 42. Luc. 21, 2. 656 Matth. 10, 42.

δέχεται αὐτὸ
Χριστὸς μετ' εὐχαριστίας,
660 πάντως διδοὺς σοι
τὸν ἀμάραντον στέφανον.

λ' Μικρὰ λαμβάνων ὁ σωτὴρ
μεγάλα ἀντιδώσει·
ἀντὶ γὰρ τῶν προσκαίρων
665 ἀπόλαυσιν δωρεῖται
τῶν αἰωνίων ἀγαθῶν.
δὸς βραχύ τι ἄρτον
καὶ λαμβάνεις ἀντ' αὐτοῦ
τὸν τῆς τρυφῆς παράδεισον.
670 οὐ βλάψει σε πενία,
οὐκ ἔνδεια,
ἐὰν ὑπομείνῃς·
οὐδὲ γὰρ λογοθεσίῳ
ὑπόκεισαι·
675 μὴ ζήτει ἐντεῦθεν·
ὁ γὰρ ἐλάχιστος
συγγνώμην λαμβάνει,
δυνατοὶ δὲ δυνατῶς
λογοθετοῦνται·
680 **εὐγνώμων γενοῦ,**
ἵν' εὕρῃς τὴν βασιλείαν
καὶ ⟨ἵνα⟩ λάβῃς
τὸν ἀμάραντον στέφανον.

λα' Ἄνες μοι, ἄνες μοι, σωτήρ,
685 τῷ κατακεκριμένῳ
παρὰ πάντας ἀνθρώπους·

670 ἡ πενία Q   671 Am Rande γρ οὐκ ἔνδειαν ὑπομένεις Q   682 καὶ λάβῃς Q   Die stark abweichende Fassung der Strophe λ' in CV ist oben S. 17 mitgeteilt   684 σωτὴρ Q: χριστὲ CTV   686 παρὰ QCV: ὑπὲρ T Pitra

664—666 Vgl. II Cor. 4, 18   667 Vgl. Joh. 6, 7   669 Gen. 2, 15 u. ö. **676—679 Sap. 6, 7 ‖ 684 Vgl. Ps. 38, 14.**

οὐ πράττω γάρ, ἃ λέγω
καὶ συμβουλεύω τοῖς λαοῖς·
ὅθεν σοι προσπίπτω·
690 δὸς κατάνυξιν, σωτήρ,
κἀμοὶ καὶ τοῖς ἀκούουσιν,
ἵνα τὰς ἐντολάς σου
φυλάξωμεν
πάσας ἐν τῷ βίῳ
695 καὶ μὴ μείνωμεν θρηνοῦντες
καὶ κράζοντες
ἔξω τοῦ νυμφῶνος.
ἐλέησον ἡμᾶς
τῇ σῇ εὐσπλαγχνίᾳ
700 ὁ βουλόμενος ἀεὶ
πάντας σωθῆναι·
κάλεσον ἡμᾶς,
σῶτερ, εἰς τὴν βασιλείαν,
ἵνα καὶ σχῶμεν
705 τὸν ἄφθαρτον στέφανον.

691 *κἀμοὶ* QT: *ἐμοὶ* CV 692 *ἵνα καὶ τὰς* V 694 *πάσας ἐν τῷ βίῳ* QT: *πάσας τὰς ἐν βίῳ* CV 697 *ἔξω* QCTV: *ἐκτὸς* Pitra 702 *κάλεσον* QCV: *ἐλέησον* T 703 *σῶτερ, εἰς τὴν βασιλείαν,* aber am Rande: *ἄλλο: πρεσβίαις τῆς θεοτόκου* Q: *πρεσβείαις τῆς θεοτόκου* CTV 704 *ἵνα καὶ σχῶμεν* QT: *πᾶσι* (*πᾶσιν* V) *παρέχον* CV

3. Kommentar.

A. Die Metrik des Liedes.

Der Hirmus Ὁ ὑψωθείς.

Beispiele des Tones verzeichnet Pitra, An. Sacra S. LXXXII, wo aber 567 statt 597 und 596 statt 396 zu schreiben, sowie 581 und 666 einzufügen ist. W. Meyer bespricht den Ton nach der mit Ὁ ὑψωθείς identischen Strophe Ὃν οἱ προφῆται S. 330, 332 f., 335, 338. Der Text der Strophe, nach der der Ton gewöhnlich benannt wird, steht bei Pitra S. 597; den Text, den Meyer zu Grunde legte, findet man (ausser bei Meyer S. 330 und 335) bei Pitra S. 666. Während Pitra mehrere Kurzzeilen verkannt hat, ist die Strophe von Meyer richtig analysiert worden. Zu bemerken ist noch, dass die zwei letzten Verse des Tones identisch sind mit den zwei letzten Versen der Hirmen Ἐπεφάνης und Τῇ Γαλιλαίᾳ. Die Anwendung des Tones in der Hymnenpoesie zeigt einige Unregelmässigkeiten, die aber zum Teil durch Emendation zu beseitigen sind. Damit verhält es sich also:

Als wichtigste Thatsache ergibt sich aus der Prüfung des Materials die Existenz einer zweifachen Form des Hirmus. Die eine, welche in den Strophen Ὁ ὑψωθείς und Ὃν οἱ προφῆται sowie in den meisten übrigen Beispielen bei Pitra ziemlich regelrecht durchgeführt ist, zählt 86 Silben und die ersten 6 Verse haben dreimal 8 + 4 Silben; die zweite, für die zunächst nur das eine Beispiel im Prooemion des Liedes „Die zehn Jungfrauen“ vorliegt, zählt 87 Silben, und die ersten 6 Verse bestehen aus 7 + 5, 7 + 5, 8 + 5 Silben. Ausserdem kommen Mischformen vor: so sind in dem Liede S. 605 bei Pitra Vers 2 und 4 offenbar nach dem zweiten Schema gebaut, so dass die ganze Strophe hier 88 Silben zählt. Pitra hat S. 77 auf Abweichungen im Bau des Hirmus, allerdings nur ganz allgemein, hin-

gewiesen: „Hirmus . . . . . saepe variatur et satis a nostro prooemio recedit“. Aber mehrfach hat er zweifellos unrichtige, durch das erwähnte Schwanken im Bau des Tones nicht zu erklärende Lesarten in den Text gesetzt:

S. 275 muss *τοῦ* vor *θεοῦ*, das einsilbig zu lesen ist, gestrichen werden, wenn man nicht annehmen will, dass sich der Dichter in diesem Verse an die zweite Form des Hirmus angeschlossen habe.

Ausserdem ist, wie schon Meyer S. 338 bemerkt hat, in Vers 8 *τὴν* vor *χάριν* zu streichen und nach *θείῳ* stark, vor *αὐτὴ* (schr. *αὕτη*) leicht zu interpungieren.

S. 433 ist, wie schon Meyer bemerkte, in Vers 8 *καὶ ἁγίαν μητέρα* mit T in den Text zu setzen; ausserdem aber widerstrebt Vers 6 *προθέμενος τῷ Χριστῷ* dem ersten Schema; entweder muss hier *τῷ* gestrichen und *Χριστῷ* als eine Silbe gerechnet oder aber es muss angenommen werden, dass auch dieser Dichter der zweiten Form des Hirmus gefolgt sei. Vers 9 hat im Anfang eine überschüssige Silbe; doch ist für *μεσίτην* schwer ein zweisilbiges Wort zu finden. In Vers 10 ist die Interpunktion vor *ὅθεν* auffällig, aber schwerlich anzutasten.

S. 471 hat Vers 4 eine Silbe zu viel (*Μὴ στυγνάσωμεν* statt ⏑ ⏑ ´ ⏑); vielleicht ist *Μὴ* zu streichen und der Satz als Frage zu fassen. Nach Vers 6 ist kein Einschnitt.

S. 507 sind, wie schon Meyer gesehen hat, im Vers 7 die Worte *ἐν τῇ* zu streichen.

S. 529 hat Vers 6 (*μεθ' ἧς τὸ καθαρὸν*) zwei Silben zu viel. Geholfen würde durch die Schreibung: *μεθ' ἧς τὸ σόν*. Ausserdem fehlt nach Vers 6 der übliche Einschnitt.

S. 581 ist, wie schon Meyer bemerkt hat, in Vers 1 mit M *Θεοδώρητος* zu schreiben.

S. 596 gehört der · in der ersten Zeile nach *Χριστέ*. In Vers 5 stimmt der Schlussaccent nicht (*ἀθλοφόρος* statt ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́).

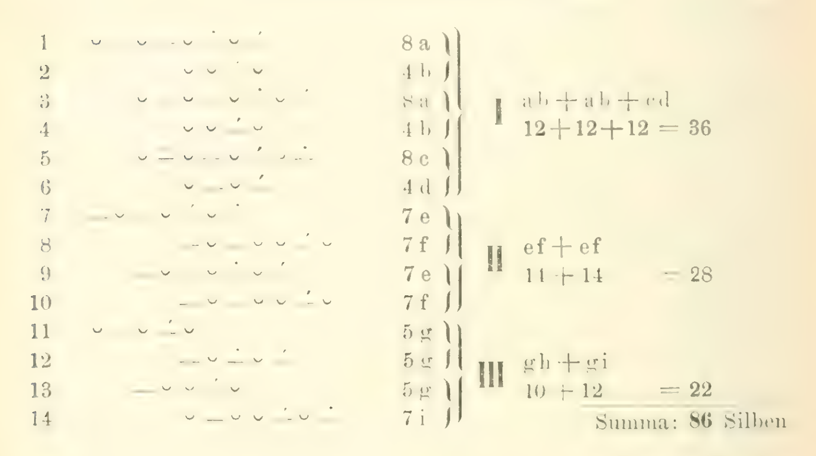
S. 605 sind Vers 2 und 4 nach dem zweiten Schema gebaut; s. o.

Ueber die Abfassungszeit der Strophe *Ὁ ὑψωθείς* hat Pitra S. 507 eine beachtenswerte Behauptung aufgestellt. Nach ihm bezöge sich Vers 8 *τοὺς πιστοὺς βασιλεῖς ἡμῶν* auf Kaiser Heraklios und seinen Sohn Flavius Konstantinos, den er im Jahre 613 zum Mitkaiser krönen liess. Allein diese Beziehung ist nicht zwingend. Unter den „gläubigen Kaisern“ können auch andere verstanden sein z. B. Justin I und Justinian I, welche mehrere Jahre gemeinschaftlich regierten. Ausserdem ist zu bedenken, dass der Plural *βασιλεῖς* bei den Byzantinern nicht selten vom K a i s e r p a a r gebraucht wird, was allerdings an unserer Stelle, wo von Siegen über die Feinde die Rede ist, weniger passt. In keinem Falle lässt sich aus der Anspielung die Abfassungszeit der Strophe mit Sicherheit bestimmen. Wenn das Prooemion des Liedes von Romanos „Die zehn Jungfrauen“ *Τὸν νυμφίον* u. s. w. ursprünglich ist, dann dürfte die Strophe *Ὁ ὑψωθείς* älter sein als dieses Lied; aber sicher lässt sich auch das nicht ausmachen, da, wie schon Pitra (S. 507) gesehen hat, der Hirmusvermerk ein späterer Zusatz sein und ursprünglich eine andere Strophe als Basis des Hirmus gedient haben kann.

Höchst merkwürdig ist die Thatsache, dass der Hirmus *Ὁ ὑψωθείς* in sämmtlichen 14 Beispielen, die bei Pitra ediert sind, mit dem Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ* verbunden ist d. h. dass die Lieder, deren Prooemion sich dem Hirmus *Ὁ ὑψωθείς* anschliesst, nach dem Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ* gebaut sind. Umgekehrt gilt die Regel nicht d. h. mehrere Lieder, die nach dem Tone *Τῇ Γαλιλαίᾳ* gebaut sind, haben Prooemien mit einem anderen Hirmus als *Ὁ ὑψωθείς*. Man hat also bei der Auswahl des Hirmus für ein Lied auf das Prooemion geachtet und gewöhnlich mit gewissen Hirmen im Prooemion bestimmte Hirmen im Liede selbst verbunden. Man sah dabei offenbar auf die Gleichheit der Schlussverse (z. B. V. 13—14 von *Ὁ ὑψωθείς* und V. 8—9 von *Ὁ νυμφίος* = V. 21—22 des Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ*) und wohl auch auf eine gewisse Harmonie im Baue der Hirmen überhaupt. Natürlich kann diese noch von niemand beobachtete Eigentümlichkeit nur im grossen Zu-

sammenhange untersucht werden; eine solche Untersuchung wird für viele Punkte der Hymnenpoesie, u. a. für die schwierigen Fragen, die sich an die Prooemien knüpfen, von Nutzen sein. Es folgen die zwei Schemen des Tones:

Ὁ ὑψωθείς (gewöhnliche Form).



Ὁ ὑψωθείς (Form im Liede des Romanos „Die zehn Jungfrauen“).

Vers	Silben		
1	7 a	I	ab + ab + cd
2	5 b		12 + 12 + 13 = 37
3	7 a		
4	5 b		
5	8 c		
6	5 d		
7	7 e	II	ef + ef
8	7 f		14 + 14 = 28
9	7 e		
10	7 f		
11	5 g	III	gh + gi
12	5 h		10 + 12 = 22
13	5 g		
14	7 i		Summa: 87 Silben

Der Hirmus *Ὁ νυμφίος* (*Ἰδιόμελον*).

Das zweite Prooemion des Liedes „Die zehn Jungfrauen", das nur der Codex Q bietet, ist nach der Notiz des Codex ein *Ἰδιόμελον*. Es ist offenbar in Anlehnung an den Hirmus des ersten Prooemions gebaut. Das allgemeine Kompositionsschema ist dasselbe (aab + ccd) und mehrere Verse sind mit Versen der zweiten Form des Hirmus *Ὁ ὑψωθείς* identisch (V. 3 mit 6, V. 4, 5, 6, 7 mit V. 2, 4, 12; 8 und 9 mit 13 und 14). Die Abteilung der Verse steht nicht sicher, solange keine anderen Beispiele des Tones bekannt sind. Nach dem vorliegenden Muster empfiehlt sich die Teilung in die Kurzverse 4 + 5, 6 + 7; dagegen liessen sich die beiden ersten Langverse nur teilen, wenn man mit *τῶν* den Vers schliessen wollte. Somit ergibt sich das folgende Schema:

Ὁ νυμφίος (ἰδιόμελον).

1	— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	9 a	aab + cdcdef 23 + 32 = 55 Silben
2	— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	9 a	
3	⏑ — ⏑ ⏑ —́	5 b	
4	— ⏑ — ⏑ —́	5 c	
5	⏑ ⏑ —́ ⏑ ⁝	5 d	
6	— ⏑ — ⏑ —́	5 c	
7	⏑ ⏑ —́ ⏑ ⁝	5 d	
8	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	5 e	
9	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —̇	7 f	

Der Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ*.

Die zahlreichen Beispiele des Tones verzeichnet Pitra, An. Sacra S. LV, wo aber die Zahlen 637, 638, 639 zu streichen sind, während 670 nachzutragen ist. Eine Analyse des Tones gibt Pitra nach einem Liede auf den hl. Apostel Philippus S. LVII f. W. Meyer hat den Hirmus nicht behandelt; doch hat er in seinem mir überlassenen Handexemplar der Ausgabe von Pitra S. 17 die Teilung der Verse 9 und 12 (nach Pitra's dortiger Zählung) in zwei Kurzverse durch Bleistiftstriche ver-

mutungsweise angedeutet. Den letzteren Vers teilt übrigens Pitra selbst in der erwähnten Analyse S. LVII und bemerkt S. LVIII, dass er diese Teilung in den letzten (nach dem Hirmus gebauten) Liedern des Bandes durchgeführt habe.

Meiner Untersuchung des Tones habe ich das Lied „Theophanie“ zu Grunde gelegt, nach dessen erster Strophe er benannt ist. Es ist von Pitra, An. Sacra S. 17—23, veröffentlicht. Was zunächst die Verse 9 und 12 betrifft, so wird die von Meyer angedeutete Teilung in zwei Kurzverse als richtig bestätigt. V. 12 der Strophe ιθ' widerstrebt der Trennung, aber nur, weil Pitra den überlieferten Text durch willkürliche Konjekturen verändert hat. Die Trennung wird auch durch das Lied „Die Zehn Jungfrauen. II“ bekräftigt und ist mithin in das metrische Schema aufzunehmen. Die Strophe zerfällt also in 22 Verse von je 4—8 Silben und umfasst im ganzen 142 Silben. Höchst auffallend ist in diesem Hirmus der Mangel des üblichen Parallelismus. Zwar wiederholen sich öfter dieselben Versformen, und ein Prinzip des Aufbaus scheint in der Inversion zu bestehen (z. B. a b b — b a); aber Sätze wie a a b oder a a b b c u. s. w. sind nicht vorhanden. Jedenfalls gehört die Strophe zu den am wenigsten harmonischen; sie erfreute sich aber trotzdem grosser Beliebtheit.

Grössere Unregelmässigkeiten bieten im Liede „Theophanie“ nur Vers 7 und 13. In Vers 7 erscheint statt des Schemas — ◡ ◡ — ◡ ◡ —́ in 9 Strophen (α', β', γ', ζ', ι', ια', ιγ', ιζ', ιη', nach meiner mit *Τῇ Γαλιλαίᾳ* (= α') beginnenden Zählung) das Schema —̀ ◡ —́ —́ ◡ ◡ —́, in 2 Strophen (ιδ', ιε') das Schema — ◡ — ◡ — ◡ —́. Da jedoch der Zusammenstoss zweier stark betonten Silben, wie er im Schema —̀ ◡ —́ —́ ◡ ◡ —́ vorläge, nicht zulässig ist, muss man wohl den Nebenton —̀ ◡ —́ verstärken (—́ ◡ —̀) und so auch in den erwähnten 9 Fällen das Schema — ◡ ◡ — ◡ ◡ —́ herstellen. Die 2 Fälle, wo das Schema — ◡ — ◡ — ◡ —́ vorliegt, erklären sich durch Taktwechsel. Vers 13 ist offenbar als Seitenstück zu Vers 10 gedacht (◡ —́ ◡ ◡); doch zeigt er im Liede „Theophanie“ in 7 Strophen (ιβ', ζ', θ', ι', ιδ', ιε', ιη') den abweichenden Bau

— ◡ ◡ –́. Vers 5 hat in Strophe γ′ und ε′ des Liedes Theophanie (nach meiner Zählung: s. o.) falschen Schlussaccent (– ◡ — ◡ – ◡ ́ ◡); in Strophe η′ und ις′ hat der Vers zwar richtigen Schlussaccent, zeigt aber sonst abweichenden Bau (◡ – ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡́). Pitra hat in den ersten drei Fällen (Strophe γ′, ε′, η′) durch willkürliche Umstellungen, die der Ueberlieferung und zum Teil auch der griechischen Sprache Gewalt anthun, vergeblich zu helfen gesucht. Unerheblich sind einige Fälle von Taktwechsel in Vers 2 (Strophe α′, ς′) und Vers 9 (Strophe ιδ′, ις′).

Was die Komposition des Hirmus betrifft, so sind die stärksten Einschnitte nach Vers 5, 8 und 14 (an diesen drei Stellen in allen Strophen des Liedes „Theophanie"). Da Vers 5 und 8 zu nahe stehen, um an beiden Stellen einen Abschnitt zu schliessen, so frägt sich, welcher von beiden Einschnitten den Vorzug verdient. Schneiden wir schon nach Vers 5 ab, so erhalten wir für die ganze Strophe die Komposition: 5 + 9 + 8 Verse; begrenzen wir dagegen den ersten Abschnitt durch Vers 8, so ergibt sich das mehr harmonische Schema 8 + 6 + 8, in welchem ein kleines Mittelglied von zwei gleichen, etwas grösseren Seitengliedern eingeschlossen wird. Der erste Abschnitt scheidet sich in 3 Absätze von 3 + 2 + 3 Versen, so dass hier das Proportionalschema des ganzen Liedes (8 + 6 + 8) in verkürzter Form wiederholt wird. Der zweite Abschnitt zerfällt in 3, der dritte in 4 Absätze zu je 2 Versen.

Ein völlig abweichendes Schema dieses Tones hat neulich M. Paranikas in seinem Aufsatze „*Ῥωμανοῦ τοῦ μελῳδοῦ κοντάκια εἰς τὰ ἅγια φῶτα*"[1]) vorgelegt. Er konstituiert aus dem Texte des Liedes „Theophanie", indem er die widerspenstigen Verse durch willkürliche Aenderungen bezwingt, Strophen von 10 politischen Versen. Richtig ist an dieser Analyse nur die Beobachtung, dass der Autor des Hirmus thatsächlich von den zwei Teilen des politischen Fünfzehnsilbers Anregungen erhalten und sie mehrfach verwendet hat. Der

[1]) Vizantijskij Vremennik 5 (1898) 681—696.

Gedanke aber, nun aus der Strophe ein regelrechtes politisches *Ποίημα κατὰ στίχον* zu konstruieren, ist völlig verfehlt und scheitert an dem überlieferten Wortlaute. Hätte Paranikas zur Erprobung seiner Theorie auch andere Lieder desselben Tones beigezogen, so hätte er einsehen müssen, dass auch sie widerstreben, und er wäre wohl von der Idee zurückgekommen, die überlieferten Strophen durch fortgesetzte Korrekturen dem Prokrustesbett seines Schemas anzupassen. Ein gleichzeiliger Hirmus ist in der ganzen Hymnenpoesie unerhört und mit dem Charakter dieser Gattung unvereinbar. Ebenso spricht gegen Paranikas alles, was wir von der Geschichte des politischen Verses wissen. Er erscheint zwar schon früh in einzelnen Sprichwörtern, Acclamationen u. s. w.;[1]) aber zur regelmässigen Anwendung in grösseren Gedichten ist es erst spät, schwerlich vor dem 10. Jahrhundert, gekommen. Die einzelnen Stücke des politischen Verses, die im Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ* und auch in anderen Hirmen vorkommen, gehören eben zu jenen frühesten Spuren seiner Existenz als eines volksmässigen Verses, die, vom litterarischen Standpunkt betrachtet, als eine fast embryonale erscheint; es heisst die geschichtliche Entwickelung des Verses auf den Kopf stellen, wenn man annimmt, dass er in so alter Zeit schon zu umfangreichen Gedichten verwendet worden sei. In einem früheren Aufsatze „*Περὶ τοῦ πολιτικοῦ στίχου τῶν Βυζαντινῶν*"[2]) hat Paranikas auf politische Verse in den Strophen *Τῆς μετανοίας* etc.[3]) hingewiesen; wenn er aber über das Alter derselben bemerkt „*ἀδέσποτα μέν, διὰ τοῦτο δὲ καὶ ἀρχαιότερα*", so schwebt diese Annahme völlig in der Luft; anonyme Stücke gibt es auch aus späteren Zeiten, und bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis von der Geschichte der griechischen Kirchenpoesie ist es unmöglich, aus der Anonymität allein irgend einen Schluss auf die Abfassungszeit

1) Vgl. meine „Gesch. der byz. Litt."[2] S. 650 f.

2) Izvjestija russkago archeologičeskago instituta v Konstantinopolje 2 (1897) 185—190.

3) Gedruckt im Triodion, Venedig 1538 S. 2 (an derselben Stelle auch in der Ausgabe von 1882).

einer Strophe oder eines Liedes zu ziehen. Auf eine nähere Besprechung und Widerlegung der von Paranikas vorgetragenen Ansichten kann ich verzichten, weil sie von meinem Schüler P. K. Kirch S. I. zum Gegenstande eines Aufsatzes gemacht worden sind, der demnächst in der Byz. Zeitschr. erscheinen soll.

Gewöhnlich wird der Hirmus nach der ersten Strophe des Liedes Theophanie *Τῇ Γαλιλαίᾳ* benannt. Im Codex Q des Liedes II auf die Zehn Jungfrauen aber steht die Hirmusnotiz *Πρὸς τὸ Μετὰ τρίτον οὐρανόν*, eine Strophe, die bei Pitra, An. Sacra S. 507 f. zu finden ist. Auch vor dem Liede auf die Buhlerin (Pitra, An. Sacra S. 479) ist im Triodion (Venedig 1538) als Hirmus *Ὁ μετὰ τρίτον οὐρανόν* notiert; die Lesart *Ὁ κατὰ τρίτον οὐρανόν*, die Pitra, a. a. O. S. 479 Note 2, angibt, scheint auf einem Irrtum zu beruhen.

Der Ton hat folgendes Schema:

Τῇ Γαλιλαίᾳ.

1	⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —́	8 a	
2	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑	7 b	
3	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑	7 b	
4	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑	7 b	I abb + ba + cda
5	⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —́	8 a	22 + 15 + 21 = 58
6	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	6 c	
7	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́	7 d	
8	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —́	8 a	
9	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑	7 b	
10	⏑ —́ ⏑ ⏑	4 e	
11	— ⏑ — ⏑ —́ ⏑	6 c	II be + cf + ec
12	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑	8 f	11 + 14 + 10 = 35
13	⏑ —́ ⏑ ⏑	4 e	
14	— ⏑ — ⏑ —́ ⏑	6 c	
15	⏑ — ⏑ — ⏑ —́	6 g	
16	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6 e	
17	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —́	7 d	
18	— ⏑ ⏑ —́ ⏑	5 h	III ge + dh + if + hk
19	— ⏑ — ⏑ —́	5 i	12 + 12 + 13 + 12 = 49
20	⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	8 f	Summa: **142** Silben
21	⏑ ⏑ —́ ⏑	5 h	
22	⏑ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	7 k	

B. Kritische und erklärende Bemerkungen.

Vers 1 und 5. Wichtig für die Beurteilung der Hs Q sind die hier wie öfter am Rande nach einer besseren Hs eingetragenen Korrekturen, deren Richtigkeit durch die übrigen Hss oder wenigstens einen Teil derselben bestätigt wird.

10 Der Herausgeber des Venezianer Triodions hat eine Hs benützt, in der die sonst nur noch in C bemerkbare, aber hier ausradierte und durch die Lesung der übrigen Hss ersetzte Variante *εἰς τοὺς γάμους* stand. Bezüglich der Präposition kommt dem Triodion noch M zu Hilfe. Doch ist das durch QT wie durch CV bezeugte und dem byzantinischen Sprachgebrauche entsprechende *ἐν* sicher das Ursprüngliche. Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 247. Pitra schliesst sich an die isolierte Lesung des Triodions an und motiviert mit derselben sogar seine überflüssige Aenderung V. 41.

Prooemion II, das nur in Q steht, gehört vielleicht zu jenen Elementen, in denen sich auch in Q (wie in P) die Hand eines Redaktors verrät.

16 Die von mir vorgenommene Aenderung der überlieferten Stellung ist durch das Metrum gefordert; denn die Strophe ist offenbar nach dem Schema aab ccd gebaut.

29 ff. Dadurch, dass die zehn Jungfrauen durch *μὲν* der folgenden Gruppierung gegenübergestellt wurden, blieb für die Antithese der zwei Fünfergruppen kein passendes Ausdrucksmittel mehr, und der Dichter hat zu dem stilistisch recht unglücklichen Notbehelf gegriffen, beide Abteilungen mit *δὲ* einzuführen.

41 Vgl. die Bemerkung zu V. 10.

51 Die ursprüngliche Lesung ist *πᾶσα*; denn die Erzählung von den zehn Jungfrauen (*τῆς θείας γραφῆς ταύτης*) wird ausdrücklich der g a n z e n hl. Schrift (*πᾶσα ἡ θεόπνευστος γραφή*) gegenübergestellt. Die Variante *πᾶσιν* CV könnte man durch den Einfluss des in V. 50 vorhergehenden *πᾶσιν* erklären; doch bieten CV an einer anderen Stelle eine ganz analoge Aenderung (V. 349 *ἡ ἐλπὶς πᾶσα* Q: *ἡ ἐλπὶς πᾶσιν* CV), die nicht durch

Association erklärt werden kann. Es scheint also, dass der Redaktor an diesen Stellen an der Verbindung von *πᾶς* mit Artikel und Substantiv Anstoss nahm. Zur Anknüpfung mit *ὥσπερ οὖν* vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 221.

73 In der durch M vertretenen Redaktion stand wohl *διὰ ταύτην* (sc. *βασιλείαν*): daraus wurde, wegen des folgenden *παρθενίας*, das unmögliche *διὰ ταύτης* M.

80—82 Diese Stelle beweist, dass die Abteilung der Strophen in Abschnitte und Absätze und der graphische Ausdruck dieser Abteilung auch für die Texteskritik wichtig ist. Pitra nahm an der Wiederholung der Partikel *δὲ* in Vers 82 Anstoss und schrieb daher in Vers 80 gegen alle Hss *τὸ δόγμα μὲν*. Die Komposition der Strophe aber zeigt, dass *τὸ δόγμα δὲ* den zwei vorhergehenden Begriffen „Fasten“ und „Gebet“ koordiniert ist; die logische Antithese folgt erst mit dem dritten Abschnitte, der durch *δὲ* dem ganzen zweiten Abschnitt gegenübergestellt wird. Es darf also nichts geändert werden, um so weniger, als eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Wiederholung von *δὲ* mit verschiedener Bedeutung in diesem Liede auch sonst (V. 29 ff.; s. o.) bemerkt wird.

102 Die Variante *πλέοντες* Q stammt wohl sicher von einem Redaktor, der nicht begriff, dass der Vergleich mit Vers 100 zu Ende ist. Die ursprüngliche Lesung hat M mit der italischen Redaktion bewahrt.

108 f. Dass die Fassung von CV, obschon sie auch durch die östliche Hs M gestützt wird, nicht ursprünglich sein kann, beweist die überschüssige Silbe in Vers 108.

121 Beide Redaktionen bieten ein Partizip Aor. in der Femininform, wodurch das metrische Schema (⏑ –́ ⏑ ⏑) stark verletzt wird. Es ist daher zweifellos die Masculinform *πλέσαντας* (bezw. wenn man die italische Redaktion herstellen wollte, *πληρώσαντας*) in den Text zu setzen. Ueber die Verbindung des Partizips Masculini generis mit einem Femininum vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 222 zu V. 82 und S. 224 zu V. 171.

126—131 Beide Fassungen dieser Stelle sind gleich schwach. Die ursprüngliche (QM) enthält eine ganz unpoetische Motivierung; die der italischen Redaktion (CV) ist ohne logische Verbindung mit dem Vorhergehenden.

149 Das mit dem erstarrten Augment versehene Partizip Aoristi *ᾠκοδομήσας* (Q) wäre ja in der Zeit des Romanos an sich nicht auffällig (vgl. K. Dieterich, Untersuchungen S. 214), scheint aber doch zum Gesamtcharakter seiner Sprache nicht zu passen.

150—152 In Q ist alles in Ordnung, wenn man den gegen das Metrum verstossenden Konj. Aor. *προσθῇ* nach CMV in *προσθήσῃ* korrigiert. Zu *εἰ* mit Konj. Aor. vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 207 zu V. 118 f.

158 Dass *εἰ τὰ*, nicht *εἶτα*, wie Pitra nach C schreibt, richtig ist, wird durch den syntaktischen Zusammenhang und durch die Unentbehrlichkeit des Artikels *τὰ* über allen Zweifel erhoben.

163 Die Lesung *τὴν παγκόσμιον* CV verstösst gegen das Metrum, wenn man nicht etwa *παγκόσμ̆ιον* lesen will. Da der Artikel, den Pitra streicht, nicht leicht vermisst werden kann, dürfte Q das Richtige bieten; allerdings ist die Adjektivbildung *πάγκοσμος* noch zu belegen.

169—173 Sowohl der Zusammenhang als die Komposition der Strophe (vgl. oben zu Vers 80—82) beweist, dass nach V. 169, nicht erst nach V. 171, wie Pitra will, stark interpungiert werden muss. Dann ist aber in V. 173 gegen Q mit CV *πάντας* in den Text zu setzen; dagegen dürften CV mit dem Futur *χωνεύσω* Recht haben.

182 Dem Metrum würde das Präsens *ἐγείρει* besser entsprechen; doch ist im Anfang des Verses Taktwechsel zulässig, und daher das überlieferte Futur zu halten.

186 Für das überlieferte unpassende *τὶ* habe ich *δὲ* geschrieben.

191 Man könnte daran denken, das überlieferte *ἐλεοθρέπτους* metaphorisch aufzufassen und zu halten, wofür sich V. 35 ff. (*ταῖς λαμπάσιν . . . τῆς φιλανθρωπίας*) anführen liessen.

Da jedoch die falsche Schreibung *ἐλεο-* statt *ἐλαιο-* in den Hss wiederholt (in Q z. B. V. 118 und 122) vorkommt, dürfte wohl auch hier *ἐλαιο-* herzustellen sein. Uebrigens beruht die handschriftliche Verwechselung der Formen von *ἔλαιον* und *ἔλεος* zum Teil auch auf den Wortspielen, die der Dichter mit den zwei Wörtern vornimmt. Vgl. V. 615.

210 Da die Lesung des Korrektors Q und der Hs T gegen das Metrum verstösst, dürfte wohl der Gen. Plur. Q die ursprüngliche Lesung sein. Die Variante CV (*τὴν ἐπουρανίαν*) ist wohl als eine das Metrum herstellende Korrektur der Lesung *τὴν ἐπουράνιον* zu betrachten.

230—236 Pitra hat ohne Grund die Ueberlieferung umgestossen. Die Partikel, mit der der zweite Abschnitt beginnt, markiert offenbar den Gegensatz zu den fünf klugen Jungfrauen, von denen im ersten Abschnitt die Rede ist. Nach Pitras Korrektur in V. 230 und 233 ergibt sich die ganz unpassende Antithese der thörichten Jungfrauen zu ihrem traurigen Aussehen. Uebrigens ist seine Angabe, dass C *σκυθρωπὰ δὲ προσκεκτημέναι* lese, falsch: C (und V) stimmt hier wie in V. 230 ganz mit Q überein.

232 Zum Accente von *ἀθρόον* vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 249 f.

245 Zur 3. Pers. Plur. *φησί* vgl. „St. zu Romanos“ S. 231 und 262. Vgl. unten V. 266.

259—260 Vielleicht ist in noch engerem Anschluss an Q *φανεῖται* zu schreiben, da eine Verbindung des Indik. Fut. mit dem gleichbedeutenden Konj. Aor. möglich erscheint. Vgl. „St. zu Romanos“ S. 266 s. v. „Futur“ und „Konj. Aor.“

268 *πρὸς* ist wohl durch das vorhergehende *ἀπέλθατε* veranlasst.

269 Zum Konj. Aor. = Futur vgl. oben zu V. 259 f.

271 *δὲ* ist wie häufig in der Hs nicht elidiert.

280—283 Als Subjekt des Satzes kann nach dem syntaktischen Bau der Strophe nur *χρόνος*, also die abgelaufene Zeit, der Terminschluss, gedacht werden.

In der italischen Fassung der Strophe *ιβ'* (vgl. oben S. 16 f.) ist manches, zum Teil wohl infolge schlechter Ueberlieferung, nicht in Ordnung. Die von CV überlieferte Form *πραᾶσθαι* könnte mit Annahme von Taktwechsel in *πράασθαι* korrigiert werden. Eine stärkere Aenderung wäre zur Herstellung des Verses 241 nötig. In Vers 243 müsste etwa *σὺν* gestrichen und *πέντε* vor *συνῆλθον* ergänzt werden (so schon Pitra). In Vers 250 liesse sich das Metrum durch die Umstellung *ἄθλιαι ὄντως* befriedigen. Unverständlich ist, warum Pitra in Vers 254 *ἀναβαλοῦσαι* für das richtig überlieferte *ἀναλαβοῦσαι* geschrieben hat.

293 Der absolute Nominativ *κράξασαι*, zu dem erst in in Vers 303 das Verbum finitum (*κραυγάζει*) kommt, ist kühn, aber um so weniger anzutasten (und etwa durch *ἔκραξαν* CV zu ersetzen), als gerade dieses Lied auch sonst im Stil manche Freiheiten und Nachlässigkeiten zeigt.

310—314 Der Eingang der Strophe ist stilistisch unbeholfen; der italische Redaktor hat hier mit Glück geändert. In Vers 310 steht *Μόνον* = simulac, wie nicht selten in der späteren Gräcität.

344 Die Randkorrektur in Q ist (wie in Vers 271) verwerflich.

349 Zu der Variante *πᾶσιν* CV vgl. die Notiz zu Vers 51.

354 Die Aenderung des in Q überlieferten *σῶτερ* in *σωτήρ* wird durch das Metrum nicht absolut gefordert, empfiehlt sich aber, weil beide Formen in den Hss auch sonst oft verwechselt werden.

376 ff. Zum Präsens *ὁρούσαις* (in der italischen Redaktion dafür die 3. Pers. Plur. *ὁροῦσι*) vgl. die Nachweise in meinen „St. zu Romanos“ S. 220, 230, 240 f. Der Dativ des Partizips, mit dem die Strophe in Q beginnt, wird in V. 378 durch *πρὸς ταύτας* aufgenommen, eine Nachlässigkeit, die zu dem auffallend lockeren Stil des ganzen Liedes stimmt, sonst aber bei Romanos wohl nicht leicht zu finden sein dürfte. Der italische Redaktor hat die Stelle durch Auflösung des Partizips in einen Temporalsatz stilistisch gebessert. Im folgenden stört die

Breite in der Ausführung des Gedankens „Die Zeit der Milde ist vorüber“; gut dagegen und ganz im Stile des Romanos gehalten ist die Antithese V. 390—394.

402 Der italische Redaktor hat *εἰσελθουσῶν* für *συνελθουσῶν* geschrieben, vielleicht wegen der hier nicht passenden erotischen Nebenbedeutung des letzteren Wortes; doch scheut auch er in Strophe *ια'* V. 243 (s. o. S. 16) vor *συνῆλθον* nicht zurück. Vgl. auch V. 574 und 600.

421 Der Vers hat in Q eine Silbe zu viel und einen falschen Schlussaccent; ich habe daher gegen das allgemeine Prinzip der Texteskonstitution die Lesung von CV in den Text gesetzt. Ebenso wird in V. 439 das in Q verletzte Metrum durch CV hergestellt.

422—423 Zum Wechsel des Tempus vgl. „St. zu Romanos“ S. 236, 239, 243 f.

438 Hier bietet die durch CV bestätigte Randkorrektur in Q wohl das Richtige.

446 Wegen des Metrums ist *ποτὲ* zu accentuieren.

450 Zur Ausfüllung des Metrums habe ich *μὲν* ergänzt.

451 In dem überlieferten *οἴδατε* steckt sicher die zweite Person Plur. von *εἶδον*, da in diesem Teile der Strophe nur Aoriste und Imperfekte vorkommen; die Frage, ob *εἴδατε* oder *εἴδετε* zu schreiben ist, lässt sich bei Romanos (wie bei anderen Autoren) wegen des Schwankens der Hss schwer entscheiden; doch besteht kein triftiger Grund, das überlieferte *α* in *ε* zu ändern. Vgl. „St. zu Romanos“ S. 213 zu V. 310.

461 Das auffällige für ein Präteritum stehende Präsens *δρῶντες* ist nicht anzutasten; denn die grosse Freiheit im Gebrauche der Tempora, die freilich im einzelnen noch genauer Untersuchung bedarf, ist eine Eigentümlichkeit des Romanos. Die Randkorrektur *δράντες* (wie von *διδράσκω* gebildet) ist sicher nicht ursprünglich, zeigt aber, wie weit in der späteren Zeit die halbgelehrte Vermischung der Verbalstämme ging.

465 f. Das Verbum *προσέχω* mit Accus. ist in gewissen Verbindungen bei den Attikern wie in der Koine bezeugt.

Dasselbe gilt von *καταφρονῶ* mit Accus. Vgl. den Thesaurus Henr. Stephani. Der italische Redaktor hat im ersten Satze das Verbum gewechselt, im zweiten den üblichen Genetiv hergestellt.

468 Die Varianten zeigen, dass die Geschichte der Formen *ἀνηλεής* und *ἀνελεής* noch eine Untersuchung verdient.

479 Man könnte daran denken, mit Beibehaltung der Lesung Q *ἀποστερουμέναι* zu schreiben: aber diese im Altertum angeblich dorische Betonung, die im Neugriechischen allerdings weit um sich gegriffen hat (vgl. Hatzidakis, Einleitung S. 137; 418 ff.; Krumbacher, Beiträge zu einer Geschichte der griech. Sprache, K. Z. 27 [1884] 523), ist dem Romanos nicht zuzutrauen. Man wird also auch hier wie in Vers 421 und 439 das Metrum durch Anschluss an die Lesart CV herstellen müssen.

487 Das überlieferte und durch das Metrum geschützte *θέγοντες* darf natürlich nicht in die Aoristform geändert werden. Zum Präsens *θέγω* vgl. „St. zu Romanos“ S. 220.

491 Das metrisch überschüssige und syntaktisch entbehrliche *ἐν* habe ich gestrichen.

493 Das überlieferte *ῥέσεων* ist wohl durch analogischen Einfluss der häufigen Aoristform *ἐῤῥέθην* veranlasst. Der Randkorrektor meinte wohl nicht *ῥέσεων*, was nicht in den Zusammenhang passt, sondern *ῥήσεων*.

494 Dem Vers fehlt eine Silbe. Die Auflösung *κατὰ ἡμέραν* wäre zulässig, da die Hymnendichter den Hiatus nicht scheuen; aber Bedenken erregt der Umstand, dass es sich um einen (in der Form *καθ' ἡμέραν*) stereotypierten Ausdruck handelt. Vielleicht ist zu schreiben ⟨*καὶ*⟩ *ταύτην* oder, wie C. Weyman vermutet, *ταύτην* ⟨*τὸ*⟩ *καθ' ἡμέραν*.

496 Für das überlieferte *ὠφέλεια* habe ich des Metrums halber die bei den Attikern und noch bei Späteren bezeugte Form *ὠφελία* gesetzt.

503 Zu *ἤπερ* ohne vorausgehenden Komparativ vgl. „St. zu Romanos“ S. 208.

504 f. In Vers 504 verstösst der Schlussaccent gegen das Metrum und in Vers 505 fehlt eine Silbe, die ich notdürftig

durch ⟨σε⟩ ergänzt habe. Die Randkorrektur verbessert das Metrum, passt aber so wenig in den Zusammenhang, dass man sie kaum für ursprünglich halten kann. Die Konstruktion von *νηστεύω* mit *ἐκ* oder *ἀπὸ* ist eine aus der Bedeutung des Wortes leicht erklärbare Weiterbildung der älteren Konstruktion mit blossem Genetiv (vgl. den Thesaurus und Sophocles s. v.).

508 Das metrisch überschüssige *οὖν* habe ich gestrichen.

510 Die Ergänzung der am innerem Blattrande verlorenen Buchstaben ist nicht sicher; doch dürfte *ἐξελοῦσα* den Sinn treffen; L. Sternbach vermutete *ἐκβαλοῦσα*.

516 Den metrisch überschüssigen Artikel *τῆς* habe ich gestrichen.

520 ff. Die fehlende Silbe in Vers 520 habe ich durch *καὶ* ergänzt; ein durch eine solche Partikel gebildeter Versschluss kommt zwar in diesem Liede nicht vor, ist aber sonst bei Romanos nicht unerhört; vgl. die Belege in meinen „St. zu Romanos" S. 203. In Vers 522 ist, wie V. 524 lehrt, *ὁ ἔλεος* zu schreiben, wenn nicht etwa Romanos *τὸ ἔλεον* = *ὁ ἔλεος* gebraucht hat, was mir aber wegen des absoluten Gleichklangs von *ἔλεον* mit *ἔλαιον* ausgeschlossen scheint. In Vers 526 ist das Femin. *αὗται*, das sich auf *εὐσέβεια* und *ἔλεος* bezieht, wohl durch das zunächst stehende Femin. *εὐσέβεια* veranlasst. Dann sind der zweite und dritte Abschnitt der Strophe wohl folgendermassen zu erklären: „Es gibt einen Grundstein des Fastens und diesen muss man sicher niederlegen wie einen Anker und (auf ihm) das Haus errichten, (nämlich): Die Barmherzigkeit, die das Fasten erleuchtet, und die Frömmigkeit, die es kräftigt u. s. w." Bei dieser Auffassung stört allerdings die Vermischung der verschiedenen Vergleiche (des Grundsteins, der Erleuchtung und Kräftigung); da aber in V. 526 f. die Barmherzigkeit und Frömmigkeit mit Mauern verglichen werden, so bleibt eine Inkonsequenz des bildlichen Ausdrucks auch dann bestehen, wenn man etwa den zweiten Abschnitt enger mit dem ersten verknüpfte, d. h. wenn man das Subjekt zu *ὑπάρχει* in der allgemeinen Idee der ersten Verse „Reinigung von unschicklichen Worten und schlechten Handlungen" suchte. Diese

Erklärung scheint mir aber ausgeschlossen; denn erstens wird der erwähnte Gedanke durchaus nicht in einer für ein logisches Subjekt passenden Weise ausgesprochen und zweitens ist er von *ἐπάρχει* noch durch einen neuen Satz (V. 513—515) getrennt, in welchem das Subjekt zu *ἐπάρχει* nach dem ganzen Zusammenhange unmöglich gesucht werden kann.

542 und 545 Der metrisch überschüssige Artikel stammt von einem Schreiber, der sich durch den Artikel in Vers 538 beirren liess.

545 Die Verbindung des Partizips Masc. mit einem Femin. ist bei Romanos auch sonst belegt. Vgl. oben zu V. 121. Da hier aber mehrere Masculina vorausgehen und nachfolgen, ist wohl anzunehmen, dass *παρθένους* im allgemeinen Sinne „jungfräulich“ ohne spezielle Beziehung auf das Geschlecht gemeint ist.

558 f. Zum Wechsel des Tempus vgl. oben zu V. 422 f. Speziell zum Wechsel zwischen Aor. und Perfekt vgl. K. Dieterich, Untersuchungen S. 235 ff.

576 Konj. Aor. = Futur. Vgl. oben zu V. 259 f.

579 Zu *γέγοναν* vgl. K. Buresch, *Γέγοναν* und anderes Vulgärgriechisch, Rhein. Mus. 46 (1891) 203 ff. K. Dieterich, Untersuchungen S. 236.

600—603 Die Beziehung der im Apparat angeführten Randnotiz ist unklar. Vielleicht ist es eine Konjektur für *δήμων* in V. 604.

610 Konj. Aor. = Futur. Vgl. oben zu V. 259 f.

623 Der überlieferte Plural *πρόκειντιαι* ist wohl dadurch entstanden, dass aus dem vorhergehenden *ἐντολὰς* irrtümlich das Subjekt ergänzt wurde.

650 Das überlieferte *πάντας* ist nach dem Zusammenhange unmöglich und sicher in *πάντως* zu korrigieren.

654 f. Die Konstruktion ist ganz neugriechisch: *δὲν ἔχεις πετάρια νὰ προσφέρῃς.* In der italischen Redaktion (s. S. 18) ist der Satz mit *ἵνα* durch den Infinitiv (*προσενέγκαι* V) ersetzt. Allerdings könnte man, da dort zu V. 471 f. das Verbum vermisst wird, auch annehmen, dass mit C der Imp. Aor. Med.

προσένεγκαι zu setzen sei: dann erhalten wir aber einen falschen Schlussaccent. In keinem Falle durfte Pitra *προσένεγκον* schreiben.

656 Beachtenswert ist die substantivische Anwendung von *ψυχρὸν* sc. *ὕδωρ*, wie sonst *νεαρὸν* sc. *ὕδωρ* gebraucht wird. Vgl. K. Dieterich, Untersuchungen S. 47; 55 f. Die unsinnige Variante der italischen Redaktion *ψυχροῦν* ist, wie schon die Erhaltung des -*οῦ* zeigt, aus der Lesung *ψυχροῦ* entstanden.

670 Den unmetrischen und syntaktisch leicht entbehrlichen Artikel *ἡ* habe ich gestrichen.

671 Die Randkorrektur liesse sich inhaltlich rechtfertigen, ist aber metrisch unmöglich.

682 Zur Ausfüllung des Verses habe ich *ἵνα* ergänzt.

In der italischen Redaktion der Strophe *ζ'* (s. S. 17) V. 433 hat Pitra das richtig überlieferte *Δίδω* durch die unmögliche Form *Διδῶ* ersetzt, mit der seltsamen Begründung: „*διδῶ* C (in Wahrheit hat C wie V *Δίδω*!) pro *δίδωμι* recentissimam redolet barbariem, Romano injuriosam“.

687 f. Derselbe Gedanke öfter bei Romanos z. B. im Lied „Das jüngste Gericht“ V. 506 ff. („St. zu Romanos“ S. 182).

703 Die Lesung von CTV, die in Q am Rande nachgetragen ist, geht wohl auf einen alten Redaktor zurück, der hier eine Erwähnung der hl. Jungfrau vermisste.

II.

Das erste und dritte Lied „Die Zehn Jungfrauen“.

1. Ueber das Verhältnis der zwei Lieder.

Ein ähnliches Problem, wie es in der doppelten Redaktion des zweiten Liedes auf die Zehn Jungfrauen vorliegt, tritt uns in den demselben Thema gewidmeten Liedern entgegen, die im Codex Patmiacus an erster und dritter Stelle stehen (= Lied I und III).

Das Lied I (fol. 69^v—72^r) besteht aus 18 Strophen, die durch das Akrostichon *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* verknüpft sind. Der Dichter behandelt hier seinen Vorwurf ganz anders als im zweiten Liede. Die biblische Geschichte von den Zehn Jungfrauen tritt völlig in den Hintergrund; sie wird ausser im Prooemion und in der Anspielung des Refrains nur in der zweiten Strophe kurz erwähnt. Dafür erklärt der Dichter in eingehender Weise die allgemeine Lehre der Parabel, indem er die Schrecken des jüngsten Tages wie auch unglückliche Ereignisse der Gegenwart schildert und damit ernste Mahnungen zu sittlicher Einkehr verbindet. Dadurch berührt sich der Hymnus vielfach mit dem schwermütigen Gesang des Romanos auf das Weltgericht.[1] Das Versmass des Liedes bildet ein sonst nicht bekannter Hirmus, den ich vorerst nach den Anfangsworten des Liedes selbst *Τί ῥαθυμεῖς* benannt habe. Er umfasst 155 Silben, die sich auf 20 Verse verteilen. Das Gedicht ist von Pitra, Jubiläumsgabe S. 31—41, nach einer ihm durch den Logotheten Aristarchis vermittelten Abschrift des einzigen bis jetzt bekannten Codex Patmiacus 213 (nicht 212, wie Pitra S. 43 angibt) zum ersten male, leider in ganz

[1]) Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 163 ff.; 241 ff.

ungenügender Weise veröffentlicht worden und wird unten neu herausgegeben.

Das Lied III (fol. $76^r - 77^v$) besteht aus 16 Strophen, deren Anfänge das Akrostichon *Τοῦ ταπεινοῦ ἐν βίῳ* ergeben. Auch hier ist die Geschichte von den Zehn Jungfrauen ausser in der Anspielung des Refrains nur kurz in der zweiten Strophe erwähnt; das Hauptthema bildet wie in dem ersten Liede die Schilderung des jüngsten Tages, der Hinweis auf zeitgenössische Unglücksfälle und die Mahnung zur sittlichen Besserung. Die Aehnlichkeit beider Lieder beschränkt sich nicht auf den allgemeinen Gedankengang. Eine nähere Vergleichung zeigt vielmehr, dass das Lied III nichts ist als eine verkürzende Bearbeitung des Liedes I. Der enge Anschluss an das erste Lied erstreckt sich aber nicht auf das Versmass; das dritte Lied ist nach einem völlig verschiedenen Masse, dem Hirmus *Τρά-νωσον*, gebaut, der 120 (bezw. 121) Silben in 14 Versen umfasst. Daher kommt auch die grosse Verschiedenheit des Umfanges beider Lieder: Lied I umfasst etwa 2790, Lied III etwa 1920 Silben. Das Lied III, von dem bis jetzt ebenfalls nur eine Hs., der genannte Patmiacus, bekannt ist, wird im folgenden zum erstenmale veröffentlicht.

Das äussere Verhältnis der zwei Lieder lässt sich durch die folgende vergleichende Tabelle veranschaulichen:

Strophe		Strophe	
1 im Liede I	=	1 im Liede III	(Anfangsworte gleich; auch sonst enger Anschluss mit den nötigen Verkürzungen)
2 in I	=	2 in III	(- -)
3 in I	=	3 in III	(- -)
4 in I	=	4 in III	(- -)
5 in I	=	5 in III	(- -)
6 in I	=	6 in III	(- -)
7 in I	=	7 in III	(- -)
8 in I		fehlt in III	

Strophe		Strophe	
9 in I	=	8 in III	(aber das Anfangswort *Ἴδε* ist aus Strophe 8 in I genommen)
10 in I		fehlt in III	
11 in I	=	9 in III	(Anfangswort verschieden)
12 in I	=	10 in III	(„ „)
13 in I		fehlt in III	
14 in I	=	11 in III	(Anfangswort verschieden)
15 in I	=	12 in III	(„ „)
16 in I	=	13 in III	(Anfangswort gleich, im übrigen sehr abweichend)
Keine Vorlage in I hat 14 in III			
17 in I	=	15 in III	(Anfangswort verschieden)
18 in I		fehlt in III	
Keine Vorlage in I hat 16 in III			

Was nun das innere Verhältnis der zwei Lieder betrifft, so ist zunächst völlig klar, dass das Lied I dem Liede III als Vorlage gedient hat, nicht umgekehrt. Der Bearbeiter, der es unternahm das Original in die Form eines erheblich kürzeren Hirmus zu pressen, verfuhr in folgender Weise: Im allgemeinen Gedankengange des Liedes folgt er dem Liede I. Ebenso beruhen die Gedanken wie auch die Ausdrücke der einzelnen Strophen zu einem grossen Teile auf der Vorlage und zwar derart, dass eine Strophe des Liedes III stets eine bestimmte Strophe des Liedes I wiedergibt; doch kommen auch kleine Kontaminationen vor: in der Strophe 6 III, die im übrigen der Strophe 6 I entspricht, ist der Ausdruck *ζιζανίων γέμομεν* (V. 89) aus Strophe 7 I (V. 139) entnommen; über eine zweite Kontamination (in Strophe 8 III) s. u. Mehrfach ist zu beobachten, dass der Bearbeiter nur die Anfangspartie der Strophe der Vorlage berücksichtigte, dann aber, offenbar um dem ganz verschiedenen Metrum leichter genügen zu können, seinen eigenen Weg ging. Gegen das Ende des Liedes wird der Anschluss an die Vorlage immer lockerer und in den letzten Strophen ist von ihr nur noch der eine oder andere Gedanke übrig ge-

blieben. Hinsichtlich der Akrostichis ist eine ähnliche Erscheinung zu bemerken wie in der Bearbeitung des Liedes II: obschon der Wortlaut der Akrostichis erst von Strophe 12 an auseinandergeht, beginnt die Aenderung der Anfangsworte schon mit Strophe 9. In Strophe 8 III ist zwar das Anfangswort identisch mit dem in 8 I, der Strophe selbst aber hat Strophe 9 I als Vorlage gedient, so dass also Strophe 8 III eine Art Kontamination von Strophe 8 + 9 I darstellt. Vier Strophen des Liedes I (8, 10, 13, 18) hat der Verfasser des Liedes III weggelassen; dafür hat er zwei Strophen (14 und 16) selbst hinzugefügt. Kurz wir haben im Liede III weniger eine Umarbeitung als eine Nachdichtung des Liedes I vor uns, die sich von dem Vorbilde formal vor allem durch das ganz verschiedene Versmass unterscheidet, in den Gedanken zwar streckenweise, namentlich in der ersten Hälfte, sich der Vorlage anschliesst, dann aber doch ziemlich selbständig wird.

Die Frage, wer nun für diese Nachdichtung verantwortlich ist, lässt sich noch schwerer beantworten als die ähnliche Frage nach dem Autor der verkürzten Bearbeitung des Liedes II. Denn das nützliche äussere Argument, das dort aus der Art der Ueberlieferung geschöpft werden konnte, fehlt hier: Beide Fassungen des Liedes stehen in derselben Hs und zwar in einer vorzüglichen und alten ostbyzantinischen Hs; in den italischen und in den übrigen bis jetzt bekannten ostbyzantinischen Hss fehlen beide Fassungen. Da nun der Redaktor der patmischen Hs bezw. des in ihr enthaltenen liturgischen Buches — sei es aus einer persönlichen Vorliebe für Romanos, sei es wegen der zu seiner Zeit oder an seinem Orte noch dominierenden Stellung dieses Dichters — den Romanos durchwegs sehr bevorzugte, so dass der Codex und sein Seitenstück, der Patmiacus 212 geradezu als Hss des Romanos bezeichnet worden sind, so spricht die Vereinigung der zwei Lieder I und III in dieser Hs zunächst für die Annahme, dass beide Lieder Werke des Romanos sind. Man bedarf aber keiner grossen Erfahrung in Dingen der handschriftlichen Ueberlieferung und besonders in der Ueberlieferung der Kirchenpoesie, um einzu-

sehen, dass dieses Argument keineswegs durchschlagend ist. Die liturgischen Bücher wuchsen allmählich aus verschiedenen Teilen zusammen und erlitten an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Zeiten so mannigfaltige Umgestaltungen, dass hier alles möglich ist. So gut in den zwei patmischen Hss neben Romanos auch eine ganze Reihe anderer benannter Dichter, selbst noch späte Studiten, figurieren, so gut kann sich auch eine späte anonyme Imitation eingeschlichen haben; denn die akrostichische Bezeichnung des Liedes III *Τοῦ ταπεινοῦ ἐν βίῳ* ist im Grunde doch eine anonyme, wenn auch Romanos sich mit Vorliebe das Epithet *ταπεινός* beilegt; aber auch wenn man annimmt, dass die Akrostichis auf Romanos hinweise, bleibt denkbar, dass der Bearbeiter (wie der des Liedes II) trotz der tiefgreifenden Aenderungen seine Nachdichtung als Werk des Dichters der Vorlage, jedenfalls nicht unter einem bestimmten neuen Namen herausgeben wollte. Weder für noch gegen die Autorschaft des Romanos kann der Umstand geltend gemacht werden, dass wir, wenn wir ihn als Autor betrachten, drei Lieder auf denselben Vorwurf von ihm erhalten. Denn eine mehrfache Behandlung desselben Themas gehört gerade zu den Gewohnheiten des Romanos,[1]) wenn auch die Lieder über dasselbe Thema in der Regel mehr von einander abweichen, als das bei Lied I und III der Fall ist.

Gegen die Zuteilung des Liedes III an Romanos selbst sprechen triftige innere Gründe. Vor allem die sehr zahlreichen Verstösse gegen das Versmass. Metrische Fehler, die durch mangelhafte Ueberlieferung entstanden sind, kommen in den patmischen wie in den übrigen Hss allenthalben vor. In unserem Liede handelt es sich aber um ganz andersartige Fehler, die sich weder als paläographische Verderbnisse noch als redaktionelle Aenderungen erklären lassen. Ein Teil der auffallenden metrischen Unebenheiten rührt nämlich einfach davon her, dass der Bearbeiter sich von dem Wortlaute des Originals nicht genug losmachte und aus ihm Ausdrücke in seine Neudichtung

1) Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 217.

herübernahm, die dem neuen Hirmus widerstrebten; andere metrische Fehler (besonders falsche Schlussaccente), bei denen diese Erklärung nicht zutrifft, sind wiederum so grob und lassen sich durch irgendwelche inhaltlich oder sprachlich nahe liegende Aenderungen so schwer beseitigen, dass auch sie wohl nur dem Autor zur Last gelegt werden können. Dass für die metrischen Verstösse hauptsächlich der Autor des Liedes III selbst, nicht etwa ein späterer Redaktor, verantwortlich ist, dafür spricht auch die Beobachtung, dass das Metrum gegen den Schluss des Liedes (Strophe 11—16) entschieden korrekter wird, offenbar weil der Autor sich hier von dem Zwange der Vorlage mehr und mehr frei gemacht und fast ganz selbständig gedichtet hat. Es ist nicht denkbar, dass ein so ausgezeichneter Techniker wie Romanos in einem Liede so stümperhaft gearbeitet habe. Eine nähere Besprechung der einzelnen Verstösse gegen das Metrum ist kaum nötig; ich beschränke mich daher auf eine kurze Aufzählung der Stellen. Es kommen in Betracht V. 12; 21; 27 (es liesse sich durch die Schreibung *αἰφνιδίαν* leicht helfen, aber offenbar ist einfach *ἀθρόαν* aus der Vorlage stehen geblieben); 28; 31 (?); 42; 47 (das unmetrische *μηνύουσαι* stammt aus dem *προμηνύουσαι* der Vorlage); 59; 60; 61; 69; 89; 110; 118; 147; 154; 155; 156; 166 (es müsste zur Befriedigung des Schlussaccentes *ἰδῶ* gelesen werden); 169; 171; 174; 202. Allerdings darf hier nicht verschwiegen werden, dass auch im Liede I ziemlich viele unmetrische Stellen vorkommen; es fällt also ein Teil der Schuld zweifellos auch auf die beiden Liedern gemeinsame schlechte Ueberlieferung des Codex Q.

Gegen die Autorschaft des Romanos spricht ferner eine technische Eigentümlichkeit, die bei diesem Dichter sonst äusserst selten ist: die Zulassung von Sinnespausen mitten im Verse; vgl. V. 20; 34; 87; 159. Allerdings bietet auch das Lied I (V. 55) ein solches Beispiel; doch ist dort die Erklärung nicht sicher und vielleicht anders zu interpungieren.

Dazu kommen sonstige Unebenheiten und Versehen, die, einzeln betrachtet, nicht viel beweisen würden, aber im Zu-

sammenhange mit den eben genannten Argumenten eine gewisse Bedeutung erhalten: die syntaktische Flüchtigkeit in V. 98, wo — durch keine gesetzliche Ellipse entschuldigt — das Verbum fehlt; die bedenkliche Konstruktion in V. 170 f.; der Beginn eines Verses mit δὲ V. 213; auch die fehlerhafte Konstruktion in V. 214 f. kommt wohl auf Rechnung des Bearbeiters; ebenso die Verbindung von ἀξιόω mit Dativ V. 231.

Beachtenswerth ist ferner, dass der Bearbeiter die ganz bestimmten, durch Namen ausgedrückten historischen Anspielungen im Liede I Strophe 17, über die im Anhang näher gehandelt werden soll, fallen liess, obschon er die Strophe 17 in seine Redaktion herübernahm, und nur die allgemeinen Hinweise auf Erdbeben, Hunger, Pest u. s. w. bewahrte. Man kann daraus schliessen, dass er von der Abfassung des Liedes I eine geraume Zeit entfernt war und dass inzwischen die politischen Verhältnisse, wenigstens was die Beziehungen zu den Persern und Arabern belangt, sich wieder günstiger gestaltet hatten. In der Lebenszeit des Romanos, wie sie sich aus den genannten Anspielungen als wahrscheinlich ergibt (vgl. den Anhang), fällt es schwer einen solchen Zeitpunkt ausfindig zu machen. Freilich könnte der Dichter die bestimmten Anspielungen auch aus freiem Ermessen und wegen der Notwendigkeit der Verkürzung der Strophe weggelassen haben. Ein zwingendes Argument lässt sich also aus dem Fehlen derselben in Lied III nicht ableiten.

Man könnte nun den Versuch wagen, alle die erwähnten Unebenheiten und Fehler durch die Annahme zu erklären, dass Romanos aus irgend einem Grunde verhindert war, die letzte Feile an das Lied anzulegen, und dass der noch unfertige Entwurf in die Oeffentlichkeit gelangte. Doch spricht nichts für diese gezwungene Hypothese. Mithin bleibt nichts übrig, als auch die Umdichtung des Liedes I wie die italische Bearbeitung des Liedes II einem späteren Redaktor zuzuschreiben. Der Unterschied ist nur der, dass der Autor des Liedes III eine viel tiefer gehende, schon durch die Verschiedenheit des Versmasses völlig abweichende Bearbeitung, eine förm-

liche Neudichtung, vorgenommen hat, während der Redaktor des Liedes II den Hirmus beibehielt und sich auf die Streichung bezw. Umarbeitung einer Anzahl von Strophen beschränkte. Da Lied I und III in einer ostbyzantinischen Hs stehen, so ergibt sich, dass der Autor des Liedes III nicht zu der italischen Dichterschule gehörte wie der Redaktor des Liedes II, sondern auf ostbyzantinischem Boden thätig war. Ueber seine Zeit lässt sich etwas Genaueres nicht feststellen. Der Kompilator des Codex Patmiacus 213 oder seiner Vorlage hat, ohne sich an der auffallenden Uebereinstimmung zu stossen, beide Lieder in seine Sammlung aufgenommen. Die Reihenfolge der Lieder in der Hs scheint darauf hinzudeuten, dass er aus einer Vorlage die inhaltlich ganz verschiedenen Lieder I und II aufnahm, dann aus einer anderen liturgischen Hs Lied III hinzufügte, das auf solche Weise an die dritte Stelle gelangte, obwohl es inhaltlich eng mit dem Lied I verbunden ist und also an die zweite Stelle gehörte.

Zur Gewinnung völliger Klarheit auf diesem labyrinthischen Gebiete, wo jeder sich öffnende neue Pfad nur neue Zweifel weckt und die alten nicht mindert, wäre zunächst die oben (S. 43) erwähnte Untersuchung über das Verhältnis der Fassungen P und CV des Liedes auf den hl. Johannes durchzuführen. Dann wären alle ähnlichen Fälle von Umarbeitungen, namentlich auch die nicht seltenen Beispiele von Zusammenschweissung neuer Lieder aus Strophen verschiedener älterer Lieder[1]) genau zu prüfen. Lehrreich wäre u. a. vielleicht auch eine Untersuchung des unter dem Namen des Romanos über-

[1]) Vgl. oben S. 13 f. Einen ähnlichen Fall bietet der Mosq. in einem Liede auf den hl. Marcus (fol. 169ᵛ—170ʳ; vgl. Amfilochij, Textband S. 114), das, wie die Vergleichung von P (fol. 226 ff.) zeigt, aus Strophen verschiedener Lieder besteht, und in einem Liede auf den Evangelisten Johannes (fol. 176ʳ—176ᵛ), das ebenfalls eine Mosaik ist. Vgl. Amfilochij, Facsimileband S. 96 f. Die Möglichkeit, das Stück in seine Teile zu zerlegen, bietet auch hier P (fol. 235 ff.).

lieferten Liedes auf den Styliten Symeon, das Pitra, An. Sacra S. 210—217, herausgegeben hat. Pitra glaubt hier (S. 210) wegen der Ungleichmässigkeit der poetischen Qualität eine Kontamination eines echten und eines unechten Romanos annehmen zu müssen. Aber zu einer derartigen Erweiterung des Planes mangelt der Raum; die Abhandlung würde durch sie zu einem Buche anschwellen. Es ist bei dem grossen Umfange der Hymnendichtung und bei der Kompliziertheit ihrer Ueberlieferung ganz unmöglich, alle in das Gebiet der Umarbeitung einschlägigen Fragen in einer Monographie aufzuarbeiten. Ausserdem könnte die wünschenswerte Sicherheit doch nicht erreicht werden, ehe es gelingt, auch die Hss des Athos und Sinai beizuziehen. Es blieb mir daher vorerst nichts übrig, als die Untersuchung im grossen und ganzen auf die bis jetzt bekannten Hss der Lieder auf die Zehn Jungfrauen zu beschränken und sie mit dem zugänglichen Material so weit als möglich zu fördern.

---

2. Text der zwei Lieder.

A. Das erste Lied „Die zehn Jungfrauen“.

Τῇ ἁγίᾳ καὶ μεγάλῃ τρίτῃ. Κοντάκιον ᾀδόμενον εἰς τὰς δέκα παρθένους, οὗ ἡ ἀκροστιχίς· Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ. Ἦχος πλάγιος α΄.

Λαμπάδα ἄσβεστον τὴν ψυχὴν
νυμφίῳ δείξωμεν, τῷ Χριστῷ·
σὺν αὐτῷ εἰσελευσόμεθα·
νυμφὼν γὰρ ἀποκλείεται.
5 *μὴ ἀπομείνωμεν ἔξω*
βοῶντες· Ἄνοιξον.

α΄ *Τί ῥαθυμεῖς, ταπεινή μου ψυχή;*
τί μεριμνᾷς, ἃ οὐ προσήκει;
καὶ ἀσχολῇ πρὸς πάντα ἀνωφελῆ
10 *τῶν μελλόντων καιρῶν;*
καὶ κρατεῖς τὸ παρὸν
ὡς αἰωνίῳ τούτῳ προσέχουσα;
ἡ ἐσχάτη ἐγγὺς
καὶ ἀρχή σοί ἐστι
15 *τοῦ ἐπιβλέπειν εἰς ματαιότητα.*
ἀνάνευσον λοιπὸν πρὸς Ἰησοῦν
ὡς ἡ συγκύπτουσα.

Ueberlieferung: Q fol. 69v—72r.

Ausgabe: Ed. primum Pitra, Jubiläumsgabe S. 31—41, nach einer ihm durch den Logotheten Aristarchis vermittelten Abschrift von Q. Dazu S. 52—55 eine lateinische Uebersetzung mit dürftigem Kommentar.

Abweichende Lesung des Codex Q: Ueberschrift: *παρθένους* (?) | *ἦχος — α΄* steht am Rande | 1 f. Die Hs interpungiert nach *ἄσβεστον*, dann nach *χῳ* | 3 *εἰσελευσώμεθα* | 9 *πρὸς πᾶν ἀνωφελῆ*

16 f. Luc. 13, 11 ff.

ἐλύθης τῶν δεσμῶν σου·
μὴ συγκάμψῃς τὸν νῶτόν σου·
20 γνωμικῆς γὰρ κατοχῆς
οὐκ ἔστι λύσις·
διὸ ἀνάνηψον,
γρηγόρησον ὡς ἀπὸ ὕπνου·
ὁ νυμφίος ἔρχεται·
25 μὴ ἀπομείνωμεν ἔξω
βοῶντες· Ἄνοιξον.

β' Οὕτω ποτὲ καὶ παρθένοι μωραὶ
ἔπαθον, ὅτε οὐ συνῆκαν
τοῦ νυμφίου τὴν ἀθρόαν ἔλευσιν.
30 διὰ τοῦτο, ψυχή,
ὡς ἡμέρα ἐστίν,
ἐπὶ τὸ ἔργον ἡμῶν ἐξέλθωμεν·
ὅτι ἔρχεται νύξ,
ἥνπερ εἶπεν Χριστός,
35 ἐν ᾗ οὐδεὶς ἰσχύσει ἐργάσασθαι·
καὶ μένομεν πτωχοὶ καὶ πένητες·
οὐ γὰρ ἐκάμομεν.
πτωχοὺς γὰρ εἰς τὸ μέλλον
οὐκ οἰκτείρουσι πλούσιοι·
40 οὐ γὰρ οἴκτειραν μωρὰς
σοφαὶ παρθένοι·
ἐκεῖ ἀνίλεως
ἡ κρίσις τῷ μὴ ἐλεοῦντι·
ἀλλ' ἐνταῦθα φθάσωμεν
45 τὸν τοῦ εὐσπλάγχνου πυλῶνα
βοῶντες· Ἄνοιξον.

γ' Ὕπνωσας ὕπνον, ψυχή μου, κενόν·
κεῖσαι καὶ ῥέγχεις ἕως πότε;
γρηγόρησον κἂν νῦν, πρὸς ὃ βλέπομεν.

---

42 ἀνήλεως

31—35 Joh. 9, 4 42 f. Jakob. 2, 13.

50 ἀπειλαὶ ἐπαχθεῖς
καὶ σεισμοὶ συνεχεῖς
συνετάραξαν γῆν μετὰ τῶν ἐν αὐτῇ·
καὶ ἐφυγάδευσαν
καὶ τῶν πολεμίων
55 κτύποι ἐπάλληλοι καὶ τὴν θάλασσαν·
πτοήθητι λοιπὸν ὡς Ἰωνᾶς
καὶ ἀφυπνίσθητι.
ἠχοῦσι κατὰ κόσμον
τῶν σημείων αἱ σάλπιγγες
60 προμηνύουσαι Χριστὸν
τοῖς προσδοκῶσιν,
ὅτι ἐλεύσεται
καὶ ἐνδημήσας ἀποκλείσει
τὴν ἁγίαν εἴσοδον
65 ⟨— ⏑ ⏑ —⟩ τῶν σημείων
⟨⏑ — ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑⟩.

δ' Ταῦτα καὶ νῦν θεωροῦμεν, ψυχή·
θύραι εἰσίν, οὐκ ἐπὶ θύραις·
ἐπέστη γὰρ καὶ πάρεστιν ἕτοιμα.
70 οὐκ ἐλλείπει οὐδέν,
ὥσπερ εἶπε Χριστός,
ἀλλ' ὡς προεῖπε, πάντα γενήσεται·
καὶ λιμοὶ καὶ λοιμοὶ
καὶ σεισμοὶ συνεχεῖς,
75 καὶ ἔθνος ἐπὶ ἔθνος ἐγήγερται·
τὰ ἔσω φοβερά, τὰ ἔξω δὲ
μάχης πεπλήρωνται.
οὐκ ἔστι, ποῦ σωθῆναι·
πανταχοῦ γὰρ ὁ κίνδυνος·
80 οὐδαμοῦ καταφυγή,
φυγὴ δὲ πᾶσιν·

54 πολέμων Q: πολεμίων corr. Pitra 65—66 nach εἴσοδον folgt nur noch τῶν σημείων 70 οὐκελλίπει

50—63 Vgl. Matth. 24, 7 ff. 56 f. Jon. 1, 5 75 Matth. 24, 7.

ἡ πύλη κέκλεισται,
ἡ εὐσπλαγχνία ἐσφραγίσθη·
οὐ γὰρ ἠβουλήθημεν
85 ἔνδοθεν εἶναι ⟨νυμφῶνος,
βοῶντες ἄνοιξον⟩.

ε' Ἄκουσον ταῦτα καὶ κλαῦσον, ψυχή·
στέναξον ἤδη κατὰ γνώμην
πρὶν ἢ φθασθεὶς καὶ κλαύσεις μὴ θέλουσα,
90 ὅτε πᾶσα ἡ γῆ
δαπανᾶται πυρὶ
καὶ ὁ οὐρανὸς ὡς χάρτης εἱλίσσεται·
ὅτε φεύγει βυθὸς
καὶ ὁ τούτου πυθμὴν
95 ἀναφανήσεται ὡς οὐδέποτε·
φωστῆρες οὐκ εἰσίν· ἀστέρες γὰρ
ὡς φύλλα πίπτουσιν.
τοσαύτη ἔσται θλῖψις,
ὅτε ταῦτα ἐλεύσεται·
100 σαλευθήσονται τῶν ἄνω
αἱ δυνάμεις
ἐν φόβῳ κράζουσαι·
ὅπου ⟨ἂν⟩ γένηται τὸ πτῶμα,
ἀετοὶ συναχθήσονται
105 ἀφέντες ἔξω τοὺς γύπας
⟨βοῶντας· Ἄνοιξον⟩.

ς' Πόσην ὀδύνην ποιεῖ ἡ φωνὴ
τοῖς ῥαθυμήσασι καὶ πᾶσιν
ἁμαρτωλοῖς, ὧν πρῶτος ἐγώ εἰμι·
110 ἐκριζοῖ γὰρ ἡμᾶς

85 f. νυμφῶνος — ἄνοιξον habe ich ergänzt | 92 ἠλίσσεται | 95 καὶ ἀναφανήσεται ὡς οὐκ ἐφάνη ποτέ | 102 ἐν τῷ | 103 ἂν habe ich ergänzt | 106 fehlt

92 Jes. 34, 4. Apoc. 6, 14 (vgl. Brinkmann, Rhein. Mus. 54, 105 Anm. 1) | 96 f. Jes. a. a. O. | 100 f. Matth. 24, 29 | 103 f. Matth. 24, 28.

ὡς ποτὲ τὴν συκῆν,
ἥτις οὐ δέδωκε τὸν καρπὸν αὐτῆς·
καὶ γεέννης νομὴ
ὡς ἀξίνης τομῇ
115 ἀποτεμνόμενοι γενησόμεθα,
ὃν τρόπον Ἰησοῦς ὁ τῶν ψυχῶν
κληροῦχος ἔφησε.
ψυχή μου, νεωθῶμεν
καὶ ποιήσωμεν γέννημα
120 ἀγαθὸν ὡς ἀγαθοῦ
σπορέως σπέρμα,
ἵν' ὅταν ἔρχηται
συναγαγεῖν εἰς ἀποθήκας
τοὺς καλοὺς καρποὺς αὐτοῦ,
125 μὴ ἀπομείνωμεν ἔξω
βοῶντες· Ἄνοιξον.

ζ' Ἔφθασεν, ἔφθασεν ὁ θερισμός·
τῆς συντελείας ἡ δρεπάνη
εὐτρέπισται καὶ μᾶλλον ἠκόνισται·
130 τῶν σεισμῶν ὁ αὐχμὸς
ὥσπερ καύσων σφοδρὸς
ἐπὶ τὴν ἄρουραν περικέχυται.
οἱ ταχεῖς θερισταὶ
πρὸς τὸ ἔργον αὐτῶν
135 τὰ ἐπιτήδεια ἐπιφέρονται·
καὶ μένουσιν ἰδεῖν, τί ὁ καλὸς
γαιοῦχος βούλεται.
ψυχή μου, τί τελοῦμεν;
ζιζάνιον γὰρ γέμομεν
140 καὶ χωρίζ⟨ουσιν⟩ ἡμᾶς
ἀπὸ τοῦ σίτου,

130 αὐχ . . . 131 σφοδρῶς 132 περικέχυτ . . 135 ἐ . . | φέρονται
137 γεοῦχος | βούλε . . . 140 χωρίζ . . . . .

111 f. Matth. 21, 19 114—117 Matth. 3, 10; 7, 19 123 Matth. 6, 26 u. ö. 127—129 Vgl. Marc. 4, 29 139—143 Matth. 13, 30.

πρὶν συνδεσμήσωσι,
καὶ παραδώσουσιν εἰς καῦσιν·
δεῦρο οὖν, προλάβωμεν
145 διὰ δακρύων καὶ ⟨γόων
βοῶντες· "Ανοιξον⟩.

η' "Ιδε, καιρὸς χαλεπὸς ὁ παρών·
τί ἀναμένομεν, ψυχή μου;
ἡμέρα γάρ ἐστιν ἐκδικήσεως.
150 ἐξεκαύθη θυμὸς
ἐφ' ἡμᾶς δι' ἡμᾶς,
ὅτι ἡμεῖς αὐτὸν ἐπανήψαμεν·
καὶ τὸ μέλλον γὰρ πῦρ
ἐξ ἡμῶν καθ' ἡμῶν,
155 οὐδὲ γὰρ ὕλη ξύλων εὑρίσκεται·
οὐ φαίνεται στοιβή, ἀλλ' ἀμοιβὴ
πυροῖ τὴν κάμινον.
ἑκάστου ἡ κακία
ὡς ἡ βάτος γενήσεται
160 καιομένη καὶ οὐ
κατακαιομένη·
ἀεὶ γὰρ ἅπτεται
καὶ οὐδέποτε δαπανᾶται,
εἰ μὴ φθάσῃ δάκρυα
165 τῶν ἀπεντεῦθεν ἐν θλίψει
⟨βοώντων· "Ανοιξον.⟩

θ' Νὺξ πρὸ νεκιὸς καὶ πρὸ σκότους ἀχλὺς
πάντας κατέλαβεν ἐξαίφνης
καὶ νῦν ἐσμεν ὡς πρὶν ⟨οἱ⟩ Αἰγύπτιοι
170 ἐν ὁμίχλῃ πληγῶν
καὶ θυέλλῃ σεισμῶν
καὶ τῶν πολέμων ζόφῳ κρατούμενοι·

---

143 παραδώσ. ' σιν | 144 οὖν] λοιπὸν | 145 das Wort nach καὶ ist am Zeilenschlusse zerstört | 146 fehlt | 148 ἀναμένουμεν | 162 ἅπτει | 166 fehlt | 169 οἱ fehlt

---

149 Deut. 32, 35 u. ö. | 159–161 Exod. 3, 2 | 169–172 Exod. 10, 22.

καὶ οὐ μέχρι αὐτῶν
ἐξαρκεῖ ἡ ὀργή·
175 *ἡ ἐρυθρὰ γὰρ πάντας ἐκδέχεται,*
ἡ γέεννα ἐκεῖ, οὐ πρόσκαιρος,
ἀλλ' εἰς ἀπέραντον.
πολὺ γὰρ παρωργίσθη
Ἰησοῦς ὁ σωτὴρ ἡμῶν,
180 *ὅτι θαύματα ποιῶν*
οὐκ ἐπιστεύθη·
διὸ ἐν μάστιξι
τὰς ἀδικίας τῶν ἀπίστων
ἀντιεπεσκέψατο,
185 *ἵνα κἂν οὕτω πεισθῶμεν*
⟨βοῶντες· Ἄνοιξον.⟩

ι΄ *Ὅσοι οὖν τὸν νοητὸν Φαραὼ*
καὶ τὴν πικρὰν αὐτοῦ δουλείαν
ἐφέρομεν, εἰς τέλος μισήσωμεν·
190 *ἐγεννήθημεν νῦν*
Ἰσραὴλ τοῦ θεοῦ·
μὴ ὑποστρέψωμεν εἰς τὴν Αἴγυπτον·
οὐκ εἰς χώραν, φημί,
ἥνπερ ἦλθε Χριστός,
195 *ἀλλ' εἰς τὴν τῷ Μωσεῖ μὴ πιστεύσασαν·*
καρδίαν γὰρ σκληρὰν καὶ ἀπειθῆ
νοοῦμεν Αἴγυπτον,
καρδίαν πτοουμένην
ἐπελθούσης τῆς θλίψεως,
200 *ἀπελθούσης δὲ αὐτῆς*
τραχυνομένην,
ἥνπερ ἐσχήκαμεν.
καὶ ὅτι ἔχομεν, δηλοῦμεν
ἀπὸ τῶν καρπῶν ἡμῶν·

---

184 *ἀντεπεσκέψατο* 186 fehlt 200 *ἐπαπελθούσης* 201 *τραχυνομένη,* 202 *ἥν,* aber am Rande mit Verweisungszeichen *περ*

---

203 Vgl. Matth. 7, 16.

205 ἐν ταῖς ἀνάγκαις γὰρ μόνον
βοῶμεν· Ἄνοιξον.

ια' ⟨Ὕπε⟩ρθε τῆς κεφαλῆς ἡ πληγὴ
καὶ ἡ καρδία οὐ λυπεῖται·
⟨ἀλ⟩γεῖ ἡ σὰρξ καὶ ὁ νοῦς οὐκ αἰσθάνεται·
210 μεμαστίγωται ⟨πᾶ⟩ς
καὶ οὐδεὶς ἐξ ἡμῶν
παρακαλεῖ θερμῶς τὸν μαστί⟨ζο⟩ντα.
ὡς ἱμάντα Χριστὸς
τὸν σεισμὸν καθ' ἡμῶν
215 ἀνεκαίν⟨ισεν⟩, ὅτι ἐζήλωσεν
ὁ πρὶν ἐν ἱερῷ φραγέλλιον
ποιήσας κύριος·
ἡμεῖς δὲ ὡς παιδία
ταῖς φρεσὶν ἐγενήθημεν
220 μεριμνῶντες ⟨τὸ⟩ φαγεῖν,
πιεῖν καὶ παίζειν·
ἐν ἀγοραῖς ἐσμεν
καθήμενοι καὶ προσφωνοῦντες·
Εἰ καὶ κρίσις ἔρχεται,
225 τέως τερφθῶμεν καὶ τότε
βοῶμεν· Ἄνοιξον.

ιβ' Ῥῖψον, ψυχή μου, τὸ ῥῆμα χαμαί·
πάτει τὸν νοῦν τῶν ἀπειθούντων·
ἡ κρίσις γὰρ ἐγγίζει, ὡς γέγραπται·
230 ὁ πατὴρ οὐ κρίνει,
ἵνα ⟨μή⟩ τις εἴπῃ
ὅτι οἰκτείρει τοὺς υἱοὺς αὐτοῦ·
ὁ υἱὸς δὲ κρίνει
καὶ δεικνύει ἡμῖν,
235 ἃ δι' ἡμᾶς ὑπέστη παθήματα·

207 . ρθε 209 ..γεῖ 210 πᾶς] ..ς 212 μαστί..ντα 215 ἀνεκαίν... 220 τὸ] .. 227 .ῖψον 231 μή] ..

216 f. Joh. 2, 15 230–233 Joh. 5, 22.

Ἐμβλέψατε, βοῶν, ⟨μὴ⟩ χρεωστῶν
τοιαῦτα πέπονθα.
ἢ ἔσχε τις ἀγάπην
κατὰ ταύτην, ἣν ἔδειξα,
240 τὴν ψυχήν μου δεδωκὼς
ὑπὲρ τῶν φίλων;
καὶ θανατούμενος
τοῖς μαθηταῖς μου διεθέμην
καὶ τὰς κλεῖς ἐπίστευσα
245 τῷ Πέτρῳ λέγων· Σὺ ἄρον
⟨βοῶντας· Ἄνοιξον⟩.

ιγ´ Ὢ ποταπὸν χαλινὸν καὶ κημὸν
οὗτος ὁ λόγος ἐμβάλλει μοι!
οὐκ ἔχω γὰρ πρὸς τοῦτόν τι φθέγξασθαι.
250 ἐὰν εἴπω Χριστῷ,
ὅτι θέλημα ἦν
καὶ οὐκ ἀνάγκη τοῦ σταυρωθῆναί σε,
ἀντεπάγει ἐμοί·
Καὶ γὰρ θέλημα ἦν,
255 ἀλλ' ὑπὲρ σοῦ ἐγένετο, ἄνθρωπε·
αὐτός ἦς χρεωστῶν ⟨μοι⟩, ἐγὼ δὲ
οὐκ ἐχρεώστουν ⟨σοι⟩.
ψυχή μου, σκέψαι λόγον,
ἵν' ἐκεῖσε προσάξωμεν
260 τῷ θεῷ, ἵν' ἐν αὐτῷ
δικαιωθῶμεν·
ἀλλ' οὐχ εὑρίσκομεν,
εἰ μὴ σκεψάμενοι σωθῶμεν
καὶ Χριστῷ βοήσωμεν·
265 Ὁ πάντας θέλων σωθῆναι,
καὶ ἡμῖν ἄνοιξον.

236 μὴ] .. 238 ἢ] εἰ 246 fehlt 256 μοι fehlt 257 σοι fehlt

240 f. Vgl. Joh. 10, 14 ‖ 214 f. Matth. 16, 19.

ιδ' Μάθε, ψυχή μου, τὸν νοῦν τοῦ κριτοῦ,
τί ἐβουλεύσατο, τί εἶπεν
τοῖς μαθηταῖς, ἡνίκα διέθετο!
270 Μὴ ἐκλίπῃ, φησί,
τῶν καρδιῶν ὑμῶν
ἡ προσδοκία τῆς παρουσίας μου·
μεθ' ὑμῶν γάρ εἰμι,
ἕως οὗ αἱ σποραὶ
275 αἱ τοῦ αἰῶνος τούτου ἐκλίπωσι·
καὶ ἔρχομαι πάλιν ἀπ' οὐρανῶν
μετὰ δυνάμεως.
εἰς τί οὖν κοπιῶμεν;
διὰ τί δὲ μοχθήσαντες
280 ἐνεβάλομεν οὐδὲν
τῷ βαλαντίῳ;
καὶ εἴθε κοῦφον ἦν
καὶ μὴ πεπλήρωτο ἀδικίας.
οὐ γὰρ ⟨ἐνε⟩πόδισε
285 τῇ διανοίᾳ σχολάζειν
τοῦ βοᾶν· Ἄνοιξον.

ιε' Ἄνοιξον, κύριε, ἄνοιξόν μοι
τῆς εὐσπλαγχνίας σου τὴν θύραν
πρὸ τοῦ καιροῦ τῆς ἀποδημίας μου·
290 ἀπελθεῖν με γὰρ δ⟨εῖ⟩
⟨καὶ⟩ ἐλθεῖν παρὰ σοὶ
καὶ περὶ πάντων ἀπολογήσασθαι,
ὧν ἐν ⟨λό⟩γοις λαλῶ
καὶ ἐν ἔργοις τελῶ
295 καὶ ἐν καρδίᾳ διαλογίζομαι·
καὶ θροῦς γὰρ γογγυσμῶν τὸ οὖς τὸ σὸν
οὐκ ἀποκρύβεται.

270 ἐκλίπη 275 ἐκλίπωσι 284 ... πόδισε 290 f. am Zeilenschluss γὰρ δ... 292 ἀπολογήσασθαι 293 ἐν ... γοις

273 275 Matth. 28, 20 296 f. Sap. 1, 10.

Ἐκτήσω τοὺς νεφρούς μου,
ὁ Δαυὶδ ψάλλων κράζει σοι,
300 καὶ ἐν τῷ βιβλίῳ σου
γέγραπται πάντα·
ἐν ᾧ τὰ στίγματα
ἀναγινώσκ⟨εις⟩ τῶν κακῶν μου,
τῷ σταυρῷ σου χάραξον,
305 ὅτι ἐν τούτῳ καυχῶμαι
βοῶν σοι· Ἄνοιξον.

ιϛ′ Ναί, ἀδελφοί μου, τὰ αὐτὰ καὶ ἡμεῖς
εἴπωμεν πάντες πρὸς τὸν πλάστην,
ἕως ἔστι πνοὴ ἐν ῥισὶν ἡμῶν,
310 πρὶν ἐπέλθῃ ἡμῖν
ἡ ὀργὴ ὡς ὠδὶν
τῇ ἐν γαστρὶ ἐχούσῃ αἰφνίδιον·
οὐ γὰρ πλεῖον ἡμῶν
οἱ ἐν Τύρῳ κακοὶ
315 οὐδ' οἱ ἐν τῷ Καρμήλῳ δεινότεροι·
ὡσαύτως καὶ ἡμᾶς ὀλέσθαι δεῖ,
ἐὰν μὴ νήψωμεν.
ἀρκοῦσαν Πτολεμαίοις
τὰ συμβάντα εἰς ἔλεγχον
320 τῆς σκληρότητος ἡμῶν
καὶ ἀπειθείας·
μετανοήσωμεν
πρὸς τὰ γενόμενα ὁρῶντες,
ἵνα τὰ ἐρχόμενα
325 φύγωμεν, ὅτι ἐν θλίψει
βοῶμεν· Ἄνοιξον.

---

298 ἐκ.. σω | 303 ἀναγινώσκ. (Zeilenschluss) | 309 ἔστι steht in der Hs | 313 ἡμῶν] ἡμεν | 315 οὐδὲ οἱ | 316 ὁσαύτως | 321 ἀπειθίας | 326 βοήσωμεν ἄνοιξον ἡμῖν

---

298 301 Ps. 138, 13 und 16 | 305 Gal. 6, 14 | 309 Vgl. Sap. 2, 2; Sir. 33, 21 | 313 f. Matth. 11, 21; Es. 23; Ezech. 26 ff. | 315 III Reg. 18, 20.

ιζ' Οὕτως ἡμῶν ἐσκληρύνθη ὁ νοῦς,
ὅτι τῶν ἄλλων τὰς συμπτώσεις
ἀκούσαντες οὐδὲν διωρθώσαμεν·
330 οὐκ ἔστι συνιῶν
οὐδὲ εἷς ἐκζητῶν,
ἀλλ' ἐξεκλίναμεν, ἠχρειώθημεν.
Νινευῖται ποτὲ
ἐπὶ μιᾷ φωνῇ
335 τῇ τοῦ προφήτου μετεμελήθησαν,
ἡμεῖς οὔτε φωνήν, οὔτ' ἀπειλὴν
ἐνενοήσαμεν.
κλαυθμῷ ὁ Ἐζεκίας
Ἀσσυρίους ἐτρέψατο
340 ἐξεγείρας κατ' αὐτῶν
τὴν ἄνω δίκην·
ἰδοὺ Ἀσσύριοι
καὶ πρὸ αὐτῶν Ἰσμαηλῖται
ᾐχμαλώτευσαν ἡμᾶς
345 καὶ οὐκ ἐκλαύσαμεν οὐδὲ
βοῶμεν· Ἄνοιξον.

ιη' Ὕψιστε δέσποτα, πάντων κριτά,
τί τῶν ἡμῶν μὴ περιμείνῃς·
οὐ χρεία γάρ σοι τῶν ἀγαθῶν ἡμῶν,
350 ὅτι ἔγκειται πᾶς
⟨ἐπὶ⟩ τὰ πονηρὰ
καὶ διανοίᾳ καὶ τῷ θελήματι.
διὰ τοῦτο, ⟨θεέ,⟩
τὰς ἡμέρας ἡμῶν
355 κατὰ τὸ θέλημά σου διοίκησον
μὴ ⟨μέν⟩ων τὴν ἡμῶν ἐπιστροφήν·
οὔτε γὰρ ἔρχεται·

336 οὔτε ἀπειλὴν | 340 ὁ ἐξεγείρας | 351 ...τὰ | 353 δια τοῦτο | ... 356 μη ....ων

330–332 Rom. 3, 11 | 333–335 Jon. 3, 5 | 338–341 IV Reg. 19.

κἂν ἔλθῃ ⟨εἰ⟩ς ὀλίγον,
οὐκ ἐμμένει εἰς τέλειον
360 ὡς τὸ σπέρμα τὸ πεσὸν
⟨κατ⟩ὰ τὰς πέτρας·
ὡς χόρτος δώματος,
πρὶν ἀναβῆναι, ⟨ἐξ⟩ηράνθη·
ἀλλ' ἐφάπλωσον ἡμῖν
365 τοὺς οἰκτιρμούς σου καὶ πᾶσι
βοῶσιν· Ἄνοιξον.

358 *εἰς*] [..*ς* | 361 *κατὰ*] [...*ὰ* | 362 *δόματος* || 363 [..*ηράνθη* || 366 *τοῖς βοῶσιν*

360 Matth. 13, 5; Luc. 8, 6 362 f. Vgl. Ps. 101, 12.

B. Das dritte Lied „Die zehn Jungfrauen".

Ἕτερον κοντάκιον κατανυκτικὸν τῇ μεγάλῃ τρίτῃ εἰς τὰς ι' παρθένους, οὗ ἡ ἀκροστιχὶς αὕτη· Τοῦ ταπεινοῦ ἐν ῥύμῳ. Ἦχος β'. Πρὸς τὸ Τὰ ἄνω ζητῶν.

Τὴν ὥραν, ψυχή,
τοῦ τέλους ἐννοήσασα
καὶ τὴν ἐκκοπὴν
τῆς συκῆς δειλιάσασα
5 τὸ δοθέν σοι τάλαντον
φιλοπόνως ἔργασαι, ταλαίπωρε,
γρηγοροῦσα καὶ κράζουσα·
Μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

10 α' Τί ῥαθυμεῖς, ταπεινὴ ψυχή μου;
τί φαντάζῃ ἀκαίρως;
τί μεριμνᾷς ἀνωφελῶς;
τί ἀσχολῇ πρὸς τὰ ῥέοντα;
ἐσχάτη ὥρα ἐστὶν ἄπαρτι
15 καὶ χωρίζεσθαι μέλλομεν τῶν ἐνταῦθα.
ἀλλ' ὡς καιρὸν
κεκτημένη ἀνάνηψον, βόησον·
Ἡμάρτηκά σοι, σωτήρ μου,
μὴ ἐκκόψῃς με ὥσπερ τὴν ἄκαρπον

Ueberlieferung: Q fol. 76r—77v. Das Gedicht wird hier zum ersten male ediert.

Abweichende Lesung des Codex Q:

14 ἀπάρτι (so!)

3 f. Matth. 3, 10; 21, 19 5 Matth. 25, 14 ff.

20 *συκῆν· καὶ πάντως ὁ εὔσπλαγχνος*
οἰκτειρήσει σε βλέπων ⟨σε⟩ κράζουσαν·
Μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

β′ *Οὕτως ποτὲ καὶ μωραὶ παρθένοι*
25 *ἔπαθον μὴ νοοῦσαι*
τοῦ νυμφίου Χριστοῦ
⟨⏑⟩ τὴν ἀθρόαν ἔλευσιν·
⟨–⟩ διὰ τοῦτο, ψυχὴ ἀθλία,
ἕως ἐστὶν ἡμέρα, ἐπὶ τὸ ἔργον
30 *μετὰ σπουδῆς*
ἐπεξέλθωμεν, μήπως συγκλείσῃ ἡ νὺξ
καὶ οὐ δυνηθῶμεν τότε
ἐργάσασθαι ὥσπερ ὁ κύριος
ἐβόησεν· ἀλλὰ δεῦρο νῦν
35 *τὸ δοθὲν ἐργασώμεθα τάλαντον,*
μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

γ′ *Ὕπνωσας ὕπνον κενόν, ψυχή μου,*
καὶ καθεύδουσα ῥέγχεις·
40 *ἐγρηγόρησον οὖν*
καὶ βλέψον τὰ ἐρχόμενα.
ὅτι ἀπειλαὶ ἐπαχθεῖς κατὰ
τόπον καὶ σεισμοὶ συνεχεῖς κατὰ πόλιν.
κτύποι πολλοὶ
45 *καὶ ἐπάλληλαι θλίψεις ἐπέστησαν·*
ἠχοῦσι καὶ τῶν σημείων
ἐν ἀέρι αἱ σάλπιγγες μηνύουσαι
τοῦ βασιλέως τὴν ἔλευσιν·
διὰ τοῦτο σπουδαίως προφθάσωμεν.
50 *⟨μὴ μείνωμεν ἔξω*
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

21 *σε* nach *βλέπων* habe ich ergänzt 45 Ueber *ἐπέστησαν* Verweisungszeichen und am unteren Rande *γρ καὶ δείματα* 50 f. fehlt

29—34 Joh. 9, 4.

δ' Ταῦτα ὁρῶσα, ψυχὴ ἀθλία,
καὶ νοοῦσα τοὺς λόγους
τοῦ ⟨Χριστοῦ⟩ καὶ θεοῦ
55 τὴν ῥαθυμίαν ἀπόρριψον·
οὐκ ἐκλείψει γὰρ οὐδὲν, ὡς προεῖπεν
ὁ Χριστός, ἀλλὰ πάντα ἐπιτελοῦνται·
καὶ γὰρ ⟨λι⟩μοὶ
καὶ λοιμοὶ καὶ ἐθνῶν ἐπιδρομαί·
60 τὰ ἔξω φοβερὰ καὶ τὰ ἔσω
πεπλήρωνται μάχης πολλῆς·
οὐκ ἔστι τόπ⟨ος⟩ τοῦ σώζειν νῦν,
εἰ μὴ μόνον σπουδαίως προφθάσωμεν,
⟨μὴ μείνωμεν ἔξω
65 τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

ε' Ἄκουσον ταῦτα, ψυχή, καὶ κλαῦσον,
στέναξον μετ' ὀδύνης,
πρὶν ἢ κλαύσεις πικρῶς
καὶ μὴ βουλομένη εἰς ὕστερον,
70 ὅτε ἡ γῆ πυρὶ δαπανᾶται,
οὐρανὸς δὲ εἱλίσσεται ὡς βιβλίον,
καὶ ὁ βυθὸς
τῆς θαλάσσης εἰς φυγὴν τραπήσεται·
πεσοῦνται καὶ οἱ ἀστέρες,
75 αἱ δυνάμεις αἱ ἄνω σαλεύονται·
δικαίους πάντας καλέσουσι,
μεθ' ὧν σπεῦσον ὀξέως καὶ πρόφθασον,
⟨μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

80 ϛ' Πόσην ὀδύνην φωνὴ ἡ τότε
τοῖς ῥαθύμοις ποιήσει,
ὅνπερ πρῶτος εἰμὶ
καὶ ῥάθυμος ὑπὲρ ἅπαντας·

---

54 τοῦ.. | 56 οὐδ.. | 58 .. μοὶ | 62 τόπ.. | 64 f. fehlt | 73 Ueber φυγὴν Verweisungszeichen und am Rande: γρ πυρὶ ἐκκαήσεται | 78 f. fehlt

ἐκριζοῖ γὰρ ἡμᾶς, ὦ ψυχή μου,
85 ὡς τὴν ἄκαρπον πάλαι συκῆν ἐξῆρε,
καὶ εἰς τὸ πῦρ
ἐμβαλεῖ· οὐ γὰρ ἔχομεν ἄξιον
καρπὸν τὸν ⟨τῆς⟩ μετανοίας,
ζιζάνιον δὲ γέμομεν πλησμονήν·
90 ἀλλὰ σὺν δάκρυσι σπεύσωμεν,
πρὶν κλεισθῆναι τὴν θύραν, καὶ φθάσωμεν,
⟨μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

ζ' Ἔφθασεν, ἔφθασεν, ὦ ψυχή μου,
95 θερισμὸς ὁ τοῦ τέλους·
ἡ δρεπάνη λοιπὸν
τῆς συντελείας ἐστίλβωται·
οἱ ταχεῖς θερισταὶ ἐπὶ τὸ ἔργον
καὶ χωρίσουσιν ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ σίτου
100 μετὰ δεσμῶν
ἐμβαλόντες εἰς καῦσιν αἰώνιον·
ἀλλὰ σὺν δάκρυσι σπεῦσον
τὴν πυρὰν κατασβέσαι τὴν ἄστεκτον
καὶ τὸν κριτὴν ἐκμειλίξασθαι,
105 ὅπως ἔνδον τῆς θύρας προφθάσωμεν,
μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

η' Ἴδε καιρός, ψυχή, μετανοίας,
καὶ ἡμεῖς ὡς ἐν ζόφῳ
110 Αἰγυπτιακῆς λοιπὸν
ἀχλέος ἀναπεπτώκαμεν·
διαδέξεται δὲ ὥσπερ ἐκείνους
ἐρυθρὰ καὶ ἡμᾶς ⟨τοῦ⟩ πυρὸς ἡ λίμνη.

---

88 *τόν..* 92 f. fehlt 109 *ὡς ἐν νυκτί*, oben am Rande mit Verweisungszeichen von 1. (?) Hand: *γρ ἐν ζόφῳ* 113 *τοῦ* habe ich ergänzt

---

87 f. Matth. 3, 8.

τὸν γὰρ καλὸν

115 νομοθέτην Χριστὸν παρωργίσαμεν·

τὰ θαύματα καθορῶντες

οὐδαμῶς ἐν αὐτῷ ἐπιστεύσαμεν·

διὸ ἐν μάστιξιν ἀνταποδῷ,

ἐὰν μὴ πρὸ τοῦ τέλους σπουδάσωμεν,

120 μὴ μείνωμεν ἔξω

⟨τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

θ′ ⟨Νῦ⟩ν ἡ πληγὴ ἡμῖν ἐπεδόθη

καὶ οὐδ᾽ ὅλως ἀλγοῦμεν

οὐδὲ τὸν ἰατρὸν

125 παρακαλοῦμεν ἰάσασθαι·

πρὸ τῶν θυρῶν ⟨ἕστ⟩ηκεν ὁ μαστίζων,

καὶ οὐ θέλομεν τοῦτον ἐκδυσωπῆσαι.

τοὺς γὰρ σεισμοὺς

δι᾽ ἡμᾶς ἐπεγείρει ὁ εὔσπλαγχνος·

130 ἡμεῖς ⟨δὲ⟩ ὥσπερ παιδία

ἐν ἀγοραῖς καθήμενα παίζομεν

τὴν κρίσιν μὲν ἐπελπίζοντες,

μὴ σπουδάζοντες δὲ οἱ ταλαίπωροι,

μὴ μείνωμεν ἔξω

135 ⟨τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

ι′ Οἴμοι, ψυχή μου, ῥῖψον τὸ ῥῆμα

τῆς πικρᾶς ἀπιστίας·

ὁ κριτὴς γὰρ ἐγγὺς

ὁ μέλλων κρίνειν τὰ σύμπαντα·

140 ὁ γὰρ πατὴρ ⟨αὐτὸς⟩ κρίνει οὐδένα,

ἵνα μὴ ὡς υἱοὺς ἡμᾶς οἰκτείρῃ·

ὁ δὲ υἱὸς

κρίνει πάντας δεικνύων τοὺς μώλωπας,

οὕσπερ δι᾽ ἡμᾶς ὑπέστη.

145 καὶ ἐλέγξει ἡμᾶς ῥαθυμήσαντας

---

121 fehlt 122 Νῦν] ..ν 126 ἕστηκεν] ...ηκεν 130 δὲ] .. 135 fehlt 140 αὐτὸς habe ich ergänzt 145 ἐλέγξῃ

καὶ μὴ αὐτὸν δυσωπήσαντας
          καὶ πρὸ τέλους σπουδάσαντας μετὰ κλαυθμοῦ,
μὴ μείνωμεν ἔξω
          ⟨τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

150 ια΄ Ὕπνον ἀπόῤῥιψον ἀμελείας,
          ὦ ψυχή μου ἀθλία,
καὶ κατάμαθε νῦν,
          ὅτι Χριστὸς ἀπεφήνατο
τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ ⟨⏑⟩ βοήσας·
155   Μὴ ἐκλείπῃ, φησί, τῆς ⟨⏑⟩ παρουσίας
ἡ προσδοκία
          τῆς ἐμῆς ὑμᾶς ὑπο⟨μι⟩μνήσκουσα·
ἐλεύσομαι οὐρανόθεν
          καὶ κρινοῦμαι τὸν κόσμον· εἰς τοῦτο γὰρ
160 τὸ πρῶτον πᾶσιν ἐπέφανα,
          ἵνα κλαύσωσι πάντες καὶ φθάσωσι,
μὴ μείνωσιν ἔξω
          τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

ιβ΄ Εὔσπλαγχνε κύριε, ἄνοιξόν μοι
165   θύραν τοῦ σοῦ νυμφῶνος·
εἰσέλθω καὶ ἴδω
          τὸ κάλλος σου τὸ ἀμήχανον,
καὶ μὴ εἰσέλθῃς μετ' ἐμοῦ εἰς κρίσιν
          καὶ ζητήσῃς με λόγον περὶ ⟨ἁ⟩πάντων,
170 ὧνπερ ἑκὼν
          καὶ ἄκοντός μου ἔπραξα ἀτόπων
ἐν λόγοις τε καὶ ἐν ἔργοις·
          τὰ γὰρ πάντα ἐν σοὶ πεφανέρωνται,
ὅτι καρδίας ἐξερευνῶν
175   ἐμβατεύεις, Χριστέ, τῶν βοώντων σοι·

---

149 fehlt 157 ὑπομνήσκουσα 159 κρινοῦμεν 161 καὶ φθάσωσι, aber am Rande mit Verweisungszeichen γρ σπουδάζοντες 169 περὶ πάντων

168 Ps. 142, 2 174 Rom. 8, 27.

Μὴ μείνωμεν ἔξω
⟨τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

ιγ' *Ναί, ἀδελφοί μου, δεῦτε προθύμως*
σπεύσωμεν, πρὶν ἐπέλθῃ
180 *ἐφ' ἡμᾶς ἡ φωνὴ*
καὶ μείνωμεν ἔξω κρούοντες·
ὥσπερ γὰρ ἡ ὠδὶν τῇ τεκτούσῃ
ἐπελεύσεται πάλιν ἡ παρουσία
τῆς φοβερᾶς
185 *καὶ δικαίας ἡμέρας ἁρπάζουσα*
ἑτοίμους καὶ ἀνετοίμους,
ἀμελεῖς, ἐμμελεῖς καὶ καθεύδοντας,
ἐγρηγορότας καὶ νήφοντας,
μεθ' ὧν ἄρτι σπουδαίως προφθάσωμεν,
190 *μὴ μείνωμεν ἔξω*
⟨τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

ιδ' *Βίβλοι τεθῶσιν ἐγγεγραμμένοι*
τὰ κρυπτὰ τῶν ἀνθρώπων·
μᾶλλον τὸ συνειδὸς
195 *ἑκάστου ἀναπτυσσόμενον*
κατηγορήσει τὰ πεπραγμένα
λογισμῶν μεταξὺ ἀπολογουμένων.
καὶ τίς ὀφθῇ
ἔχων βίον ἀνεύθυνον ἔμπροσθεν
200 *τοῦ βήματος τοῦ ἀστέκτου —*
ἁμαρτίαις πολλαῖς συνεζήσαμεν —,
εἰ μὴ ὁ εὔσπλαγχνος ⟨– ⏑ ⏑⟩
ἐλεήσει ἡμᾶς ἀνακράζοντας·
Μὴ μείνωμεν ἔξω
205 *τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ;*

---

177 fehlt 191 fehlt 196 *κατη.. ρήσει* 200 *τ.. βήματος* 201 *συνε.ήσα...*

---

193 Vgl. Apoc. 20, 12.

ιε΄ Ἴσχυσε πρὶν μετάνοια σῶσαι
Νινευίτας ἐκ πάσης
ἀπειλῆς τοῦ θεοῦ·
θερμῶς οὖν ταύτην κτησώμεθα
210 καὶ διὰ πένθους ἀπαρατήτου
πένθος φύγωμεν, ὅπερ ἡμᾶς προσμένει·
τὰς ἑαυτῶν
δὲ λαμπάδας ἀνάψωμεν ἄσβεστα
ἐλαίῳ τῆς εὐποιΐας
215 καὶ ἀγάπης αὐταῖς ἐπιχέοντες
καὶ γρηγοροῦντες ἀκοίμητα
καὶ νυμφίον τὸν εὔσπλαγχνον μένοντες,
⟨μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.⟩

220 ις΄ Ὥσπερ χαλκὸς ἠχῶν ἀλαλάζων
τούτους κράζω τοὺς λόγους·
τῶν δὲ ἔργων μακρὰν
ὑπάρχω ὁ ῥαθυμότατος
μετεωριζόμενος καθ' ἡμέραν
225 καὶ τοῖς βρόχοις τοῦ βίου ἐμπεπλεγμένος·
ἀλλ' ὁ θεός,
ὁ καλέσας βροτοὺς εἰς μετάνοιαν
πρὸ τῆς ἐμῆς ἐκδημίας,
τὴν λαμπάδα μου ἄσβεστον τήρησον
230 καὶ τοῦ νυμφῶνος ἀξίωσον
τῆς ἀχράντου σου δόξης κραυγάζοντι·
Μὴ μείνωμεν ἔξω
τοῦ νυμφῶνος Χριστοῦ.

---

214 ἐλέῳ 218 f. fehlt.

---

220 I Cor. 13, 1.

3. Kommentar.

A. Die Metrik der zwei Lieder.

a. Das erste Lied.

Der Hirmus *Τί ῥαθυμεῖς* (?).

Das erste Lied „Die zehn Jungfrauen“ ist nach einem sonst unbekannten Hirmus gebaut, der vorläufig nach den Anfangsworten dieses Liedes benannt sein möge. Pitra bemerkt in seiner Ausgabe (S. 52) über das Metrum und sein Verhältnis zum Gegenstande nur ganz kurz: „Hic novus adest hirmus, metri alacritate in moesto argumento notatu dignissimus“, gibt aber keinerlei Analyse und verfährt in der metrischen Konstitution des Textes mit einer Willkür und Nachlässigkeit, dass man fast daran zweifeln muss, ob er überhaupt das Schema sich graphisch vor Augen geführt hat. Jedenfalls hat er sich nicht an ein festes Schema gehalten, sondern, namentlich gegen den Schluss der Strophen, nach freiem Gutdünken und aufs Ungefähr den Text in Verse geteilt.

Obschon der Text des Liedes in der einzigen bis jetzt bekannten Hs vielfach verdorben ist, lässt sich doch der Hirmus durch sorgfältige Vergleichung der 18 Strophen mit Sicherheit feststellen. Zu diskutieren ist nur die Frage, ob Vers 3 mit Pitra als Viersilber zu konstituieren oder ob nicht vielmehr diese Kurzzeile mit dem folgenden Siebensilber zu einem Verse zu vereinigen ist. Wenn als einzige Basis der Entscheidung die Möglichkeit der Trennung anzunehmen wäre, so hätte Pitra recht; denn in allen 18 Strophen schliesst mit dem erwähnten Viersilber ein Wort; zwar wird der Schluss wiederholt durch die Partikel *γάρ* gebildet; doch wäre daraus kein genügendes Argument gegen die Trennung abzuleiten; vgl. meine St. zu Romanos S. 136 V. 33; 137 V. 55 u. ö.; auch S. 203. Dagegen

wird m. E. die Trennung der zwei Silbengruppen verhindert durch die Thatsache, dass in dem vorausgesetzten Kurzverse der Schlussaccent in unerlaubter Weise schwankt. Die Viersilber, die in anderen Hirmen vorkommen, sind nicht nur wie die übrigen Verse bezüglich des Schlussaccentes völlig konstant, sondern — eine natürliche Folge der Kürze des Verses — auch im Tone der übrigen Silben ungemein gleichmässig, und gerade dadurch heben sie sich trotz ihrer Kürze scharf und unverkennbar von der Umgebung ab, wie man das z. B. in den Liedern „Petri Verleugnung“ und „Der keusche Joseph III“ (St. zu Romanos S. 114 ff.) im Vers 6, im Hirmus *Τράνωσον* im Vers 7 (s. u. S. 128) und sonst deutlich beobachtet. In unserem Liede dagegen erscheint der angebliche Viersilber in folgenden Formen:

1 — ◡ ◡ —́ (Strophe 1, 5, 6, 9, 14, 15)
2 ◡ — ◡ —́ (Strophe 4, 8, 11, 12, 13, 18)
3 — ◡ —́ ◡ (Strophe 2, 16)
4 ◡ —́ ◡ ◡ (Strophe 3, 7, 10, 17)

Diese starke Unregelmässigkeit im Schlussaccent zeigt, dass wir es hier nicht mit einem selbständigen Verse, sondern mit einem Versteile zu thun haben. Dazu kommt noch, dass in allen Fällen, wo der vermeintliche Viersilber mit einer betonten Silbe schliesst (also in den Rubriken 1 und 2), der nach Pitras Abteilung folgende Vers mit einer unbetonten Silbe beginnt. Diese Scheu vor dem Zusammenstoss zweier unbetonten Silben hätte keinen Sinn, wenn der Viersilber vom Dichter als selbstständiger Vers gedacht worden wäre: denn in der Fuge zwischen zwei Versen ist das Zusammentreffen von zwei hochtonigen Silben durchaus erlaubt: vgl. in unserem Hirmus selbst V. 1 + 2, 4 + 5, 5 + 6, 7 + 8 u. s. w.

Durch die angeführten Beobachtungen wird völlig sicher erwiesen, dass der regelmässige Wortschluss nach der vierten Silbe auf Zufall beruht und dass Vers 3 und 4 des von Pitra angenommenen Schemas in einen elfsilbigen Vers zu vereinigen sind: und zwar erhalten wir — was natürlich auch wieder für

die Vereinigung spricht — denselben Elfsilber, der in dem Hirmus noch zweimal vorkommt (Vers 6 und 9); die kleinen Taktschwankungen ändern nichts an der Identität der drei Verse.

Im übrigen ist zu dem Hirmus wenig zu bemerken. Vers 18 verdient wohl dieselbe Littera wie Vers 14; denn wenn auch Vers 18 meist mit –́ ⏑ –̀, Vers 14 meist mit –̀ ⏑ –́ schliesst, so ist dieser Unterschied hier um so weniger zu beachten, als in Vers 10 der Schluss auch zwischen ´ ⏑ –̀ und –̀ ⏑ –́ schwankt. Vers 14 und 15 widerstreben in den Strophen 5, 8, 10 der Trennung; doch liegen hier wie an einigen anderen unmetrischen Stellen wohl sicher Textverderbnisse vor.

Der kunstvolle Parallelismus, der die meisten Werke des Romanos auszeichnet, ist in unserem Hirmus wenig ausgebildet; zwar wiederholt sich der Satz dde, der den ersten Abschnitt schliesst, im Anfange des zweiten Abschnittes; im übrigen aber lässt der harmonische Aufbau zu wünschen übrig.

Die Gliederung der Strophe nach Abschnitten und Absätzen habe ich nach der früher beschriebenen Methode (vgl. St. zu Romanos S. 87 ff.) festgestellt. Wie so oft empfiehlt sich auch hier die Teilung in drei grosse Abschnitte (V. 1—6; 7—11; 12—20). Die auf den ersten Blick störende numerische Ungleichheit der zu einem Abschnitte vereinigten Verse wird durch das Verhältnis der Silbenzahl der drei Abschnitte (53—39—63) ziemlich ausgeglichen; die Zahlen würden noch symmetrischer, wenn man den Refrain, der genau genommen nicht bloss zum dritten Abschnitt, sondern zur ganzen Strophe gehört, ausschiede und für sich stellte; doch habe ich ihn meiner früheren Uebung folgend zum dritten Abschnitt gezogen. In der Annahme von Absätzen könnte man namentlich im dritten Abschnitte noch weiter gehen; doch schien mir die Beschaffenheit und Zahl der Sinnespausen nicht für eine weitere Unterabteilung zu sprechen. Mithin ergibt sich das folgende Schema:

Τί ῥαθυμεῖς.

1	— ‿ ‿ — ‿ ‿ — ‿ ‿ —́	10 a	I	abc + ddc
2	— ‿ ‿ — ‿ — ‿ —́ ‿	9 b		30 + 23 = 53
3	— ‿ ‿ — ‿ — ‿ ‿ —́ ‿ ‿	11 c		
4	— ‿ — ‿ ‿ —́	6 d		
5	— ‿ — ‿ ‿ —́	6 d		
6	— ‿ ‿ — ‿ ‿ — ‿ —́ ‿ ‿	11 c		
7	— ‿ — ‿ ‿ —́	6 d	II	ddc + ef
8	— ‿ — ‿ ‿ —́	6 d		23 + 16 = 39
9	— ‿ ‿ — ‿ ‿ — ‿ —́ ‿ ‿	11 c		
10	‿ — ‿ — ‿ — ‿ — ‿ —́	10 e		
11	‿ — ‿ —́ ‿ ‿	6 f		
12	‿ — ‿ — ‿ —́ ‿	7 g	III	ghik + fbilf
13	— ‿ — ‿ ‿ —́ ‿ ‿	8 h		27 + 36 = 63
14	— ‿ — ‿ — ‿ —́	7 i		Summa: **155** Silben
15	‿ — ‿ —́ ‿	5 k		
16	‿ — ‿ —́ ‿ ‿	6 f		
17	— ‿ ‿ — ‿ — ‿ —́ ‿	9 b		
18	— ‿ — ‿ —́ ‿ ‿	7 i		
19	— ‿ ‿ — ‿ ‿ —́ ‿	8 l		
20	‿ — ‿ —́ ‿ ‿	6 f		

Das Prooemion des Liedes trägt in der Hs keine Hirmusnotiz. Das Schema ist folgendes:

Λαμπάδα ἄσβεστον.

1	‿ — ‿ — ‿ ‿ —̇ ‿ —́	9 a	aa + ab + cd
2	‿ — ‿ — ‿ ‿ —̇ ‿ —́	9 a	18 + 17 + 14 = **49** Silben
3	‿ — ‿ — ‿ ‿ —̇ ‿ —̇	9 a	
4	‿ — ‿ — ‿ —̇ ‿ ‿	8 b	
5	— ‿ ‿ — ‿ ‿ —́ ‿	8 c	
6	‿ — ‿ —́ ‿ ‿	6 d	

b. Das dritte Lied.

Das dritte Lied auf die Zehn Jungfrauen ist der Hirmusnotiz des Codex Q fol. 76[r] zufolge nach dem Hirmus *Τοῦ Συμεὼν τὸν ἄμεμπτον* gebaut. Das Gedicht, welches mit diesen Worten beginnt, ist uns zum Glück erhalten: es ist der von Pitra, An. Sacra S. 210 ff., herausgegebene Hymnus des Romanos auf den Styliten Symeon. Er trägt in der einzigen bis jetzt bekannten Hs, dem Cod. Crypt. *Δ. α. Ι*, keinen Hirmusvermerk; Pitra bemerkt aber in seiner Ausgabe mit Recht, dass er nach dem Hirmus *Τῷ ἄνωσον* gebaut sei. Beispiele des Tones *Τῷ ἄνωσον* verzeichnet Pitra a. a. O. S. LV; dazu vgl. S. LXI—LXVI. W. Meyer hat diesen Ton nicht behandelt.

Wenn wir nun den Bau des dritten Liedes auf die Zehn Jungfrauen mit dem des Liedes auf den Styliten Symeon und mit der Strophe *Τῷ ἄνωσον* selbst vergleichen, so finden wir, dass allen drei thatsächlich derselbe Hirmus zugrunde liegt. Zwar zeigt das Schema kleine Abweichungen; aber erstens sind diese nicht grösser als die Aenderungen, welche auch andere Hirmen bei der Anwendung in verschiedenen Liedern zu erleiden pflegen, und zweitens sind sie nicht etwa derart, dass sie auf eine Trennung des mit *Τοῦ Συμεὼν* beginnenden Liedes und des angeblich nach diesem Liede gebauten Liedes auf die Zehn Jungfrauen von der Gruppe des mit *Τῷ ἄνωσον* beginnenden Liedes und der nach handschriftlichen Notizen nach diesem Hirmus gebauten Lieder hinwiesen. Die wichtigste metrische Abweichung des Liedes auf die Zehn Jungfrauen von dem Hirmus *Τῷ ἄνωσον* ist vielmehr auch innerhalb der Gruppe von Liedern, die nach *Τῷ ἄνωσον* gebaut sind, zu bemerken, gehört also zu jenen Abweichungen, welche, wie schon oben bemerkt worden ist, demselben Hirmus bei seiner Anwendung in verschiedenen Liedern gestattet werden.[1])

[1]) Vgl. W. Meyer, Anfang und Ursprung S. 345 f., und meine St. zu Romanos S. 81. Ueber die Abweichungen im Hirmus *Τῷ ἄνωσον* selbst vgl. Pitra, An. Sacra S. 170 Anm. 3.

Es handelt sich um Vers 8. Er zählt in dem Liede auf die Zehn Jungfrauen (abgesehen von einigen offenbar verdorbenen Versen) 11 Silben und hat die Form, die sich in Vers 10 und 12 wiederholt (— ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡́ ◡ ◡). Dagegen hat Vers 8 im Hirmus *Τράνωσον* (Pitra S. 170) und in dem Liede auf den hl. Symeon, das nach der Notiz des Codex das metrische Vorbild des Liedes auf die Zehn Jungfrauen ist (Pitra S. 210 ff.), 12 Silben, die sich von dem erwähnten Elfsilber auch durch den verschiedenen Schlussaccent unterscheiden (— ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ ´). Die starke metrische Abweichung von unserem Liede ist also den beiden Strophen gemeinsam, die sich um die Ehre des Hirmus streiten. Ziehen wir aber noch andere Lieder des Hirmus *Τράνωσον* bei, so finden wir, dass Vers 8 bald 12, bald (wie bei Pitra S. LXI, 274, 328) 11 Silben hat.

Bezüglich einer zweiten Abweichung stehen allerdings das Lied auf den hl. Symeon und das dritte Lied auf die Zehn Jungfrauen zusammen gegen den Hirmus *Τράνωσον*: Vers 11 hat in den genannten zwei Liedern 6 Silben, in der Strophe *Τράνωσον* nur 5. Hier aber handelt es sich um eine kleine Differenz im Refrain, dessen Bau bekanntlich auch in verschiedenen Liedern desselben Hirmus kleinen Aenderungen unterworfen ist.

Mithin ergibt sich, dass sowohl dem Liede auf die Zehn Jungfrauen als seinem angeblichen metrischen Vorbilde, dem Liede auf den hl. Symeon, der Hirmus *Τράνωσον* zugrunde liegt. Es ist also ein und derselbe Hirmus bei seiner Anwendung in verschiedenen Liedern in den Hss verschieden benannt. Natürlich ist die handschriftliche Thatsache der Doppelbenennung, die mehrfach vorkommt,[1] nicht gleichgiltig: denn wahrscheinlich liegt ihr die litterarhistorische Thatsache

[1] Der Hirmus *Ὁ ὑψωθεὶς* wird auch nach der Strophe *Ὃν οἱ προφῆται* benannt. Vgl. Meyer, Anfang und Ursprung S. 332 und oben S. 71. Für den Hirmus *Τῇ Γαλιλαίᾳ* kommt auch die Bezeichnung *Ὁ μετὰ τρίτον οὐρανόν* vor. Vgl. oben S. 79. Ueber ein Lied, das nach *Χορὸς ἀγγελικός* gebaut ist, in einer Ausgabe aber den Hirmusvermerk *Τὸν τάφον σου, σωτήρ* trägt, vgl. meine „St. zu Romanos" S. 109.

zugrunde, dass der Hirmus mit der Zeit seinen Namen gewechselt hat. Wir hätten also in unserem Falle anzunehmen, dass das Lied auf den hl. Symeon und das der hs-lichen Notiz zufolge nach ihm gebaute Lied auf die Zehn Jungfrauen Jugendwerke des Romanos sind; dass er später nach demselben Schema andere Lieder baute und dass endlich das Schema nach einem der berühmtesten, vielleicht dem berühmtesten dieser Lieder, dem auf die hll. Apostel, benannt wurde. Vielleicht lässt sich über diese ganze Frage aus dem vergleichenden Studium der Hss Aufklärung schaffen. Namentlich wird darauf zu achten sein, inwieweit und in welcher Reihenfolge innerhalb derselben Hs verschiedene Benennungen desselben Hirmus vorkommen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, deren Untersuchung eine Monographie erfordert, näher einzugehen; nur will ich bemerken, dass im Codex Q die Hirmusnotiz *Τοῦ Συμεὼν τὸν ἄμεμπτον* noch einmal (fol. 152^r) vorkommt, dagegen einmal auch *Τῷ ἄνρωσόν μου* als Hirmus notiert ist (fol. 134^r). Diese Inkonsequenz erklärt sich wohl einfach aus der schon oben erwähnten Thatsache, dass der Bestand unserer Hss allmählich aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen ist. Uebrigens bietet Codex Q für diese Untersuchung eine schlechte Grundlage, weil hier die Hirmusnotizen häufig fehlen.[1])

Was die Benennung solcher doppelnamigen Hirmen betrifft, so empfiehlt es sich, sowohl der hs-lichen Ueberlieferung als der späteren Gewöhnung Rechnung zu tragen d. h. den Hirmus mit der in einem bestimmten Liede überlieferten hs-lichen Etikette zu bezeichnen, in Klammern aber die später üblich gewordene Bezeichnung beizufügen.

Noch ist eine Abweichung zu erwähnen, die nicht den Hirmus des Liedes auf die Zehn Jungfrauen verglichen mit der Form desselben Hirmus in anderen Liedern betrifft, sondern innerhalb des Liedes selbst vorkommt, mithin in die Gruppe der Schwankungen gehört, die ich in den „St. zu Romanos“ S. 74 ff. zum erstenmale mit völliger Sicherheit als

[1]) Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 95.

gesetzlich erwiesen habe: Vers 5 hat in 6 Strophen des Liedes 10 Silben (mit dem Schlussaccent ´ ◡), also dieselbe Form, wie im Liede auf den hl. Symeon und in der Strophe *Τοὺς ναούς*; in 6 Strophen aber besteht er aus 11 Silben; in 4 Strophen ist der Vers verdorben. Da die zehnsilbige Form des Verses mit Vers 1 identisch ist, die elfsilbige aber im ganzen Hirmus isoliert steht, so verändert sich natürlich auch das durch Buchstaben ausgedrückte Schema der Strophe, je nachdem die eine oder die andere Form in Geltung tritt.

Die übrigen Differenzen der Verse innerhalb des Liedes selbst betreffen nur den allenthalben erlaubten Taktwechsel und werden daher nicht im einzelnen besprochen.

Was die Architektur der Strophe betrifft, so scheint sich nach der Zahl und Stärke der Sinnespausen nicht die bei Strophen von ungefähr 20 Versen übliche Dreiteilung, sondern die bei Strophen kleineren Umfanges gewöhnliche Zweiteilung zu empfehlen. Wir erhalten zwei Abschnitte, von denen der erste in drei, der zweite in vier Absätze oder, wenn man den Refrain für sich stellt, ebenfalls in drei Absätze (+ Refrain) zerfällt. Das Zahlenverhältnis der Silben der zwei Abschnitte ist sehr symmetrisch: 54 + 66 bezw. 54 + 54 + 12 (Refrain).

Der Parallelismus ist weniger ausgeprägt als in anderen Hirmen. Im ersten Abschnitt fehlt er so gut wie ganz; denn die Wiederholung des ersten Verses (10 a) in Vers 5, die zudem in unserem Liede nicht konsequent durchgeführt ist, kann kaum gerechnet werden; erst der zweite Abschnitt ist parallelistisch gebaut, indem die drei kleinen Absätze mit demselben Verse schliessen (fg, hg, dg).

Mithin ergibt sich für den Hirmus *Τοὺς ναούς*, wie er im dritten Liede auf die Zehn Jungfrauen erscheint, das folgende Schema:

Τοῦ Συμεὼν τὸν ἄμεμπτον (= *Τράνωσον*).

1	— ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	10 a	I
2	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	7 b	
3	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́	6 c	
4	⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	9 d	ab + cd + ae (ef)
5	— ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	10 a	17 + 15 + 22 (23) = 54 (55)
	(— ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑	11 e)	
6	— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑	12 e (f)	
7	— ⏑ ⏑ —́	4 f (g)	II
8	— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	11 g (h)	
9	⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ ´ ⏑	8 h (i)	
10	⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	11 g (h)	fg (gh) + hg (ih)
11	⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	9 d	+ dg (dh) + ie (ke)
12	— ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	11 g (h)	15 + 19 + 20 + 12 = 66
13	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6 i (k)	Summa: 120 (121) Silben
14	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́	6 c	

Der Hirmus *Τὰ ἄνω ζητῶν*.

Als Fundstätten dieses Tones notiert Pitra, An. Sacra S. LXXXII seine Ausgabe S. 210, 316, 330, 361, 473, 479 (lies 480), 575, 488 (lies 588), 603, 615 (lies 605), 625, 627, 642, 657, 664. Dazu kommen noch S. 328, 622, 634. W. Meyer, Anfang und Ursprung S. 336, erläutert den Ton mit folgenden Worten: „19 Mal (findet sich) der Ton *τὰ ἄνω* 13 ⏑́ ⏑ ⏑́ aa; S. 316 ist *θεῖον* zu tilgen; S. 473 ist wohl *πεφάνωται* und S. 588 *ἐφάνωσας* zu schreiben; S. 480 *καὶ ὁ δόλιος*?; S. 328 weicht stark ab".

Da Pitra das Schema des Hirmus m. E. nicht ganz richtig erfasst und in den einzelnen Strophen viele Fehler unbeachtet gelassen hat und da auch W. Meyer nur die ersten vier Verse analysiert, so möge der Ton und die in den Beispielen Pitras vorkommenden Unebenheiten etwas näher besprochen werden. Der Hirmus *Τὰ ἄνω ζητῶν* besteht aus 62 Silben, die sich auf 9 Verse verteilen. Der Trennung des Refrains in zwei Verse

(6 + 5) widerstrebt nur S. 605, wo vielleicht *μαρτύρων ὁσίων* ⟨*οἱ*⟩ *ὁμόσκηνοι* zu schreiben ist. Die Grundform des Verses 9 ist offenbar fünfsilbig: — ⏑ — ⏑ ⏑. In den acht Fällen bei Pitra, wo er als Sechssilber (— ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑́) auftritt, wird der Verschluss siebenmal durch das Pronomen *ἡμῶν* oder *ἡμᾶς*, einmal durch *αὐτοῦ*, endlich im Prooemion unseres Liedes auf die Zehn Jungfrauen durch *Χριστοῦ* gebildet, also stets durch Wörter, die einsilbig behandelt werden können;[1]) wir haben also nicht nötig, in diesen Fällen ein sechssilbiges Schema anzunehmen, obschon eine solche Schwankung gerade beim Refrain leicht zugegeben werden könnte. Im einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken: S. 316 V. 6 ist *θεῖον* zu tilgen (so schon Meyer; s. o.). S. 473 V. 5 ist wohl *πεφάνωται* zu schreiben (Meyer; s. o.) und V. 6 ist *αὐτοῦ* einsilbig zu messen. S. 575 ist in V. 5 und 6 je eine Silbe überschüssig, also vielleicht in V. 5 *ἐν* zu tilgen, in V. 6 *ὅσιε τεμνόμενος* umzustellen und *ὅσιε* zu lesen. S. 588 ist V. 5 *Αἰμιλιανέ,* und V. 6, wie schon Meyer (s. o.) bemerkt hat, *ἐφάνωσας* zu lesen; V. 7 *αὐτοὺς* und V. 9 *αὐτοῦ* einsilbig zu messen. S. 605 ist V. 6 wohl *ἀσκήσεως* dreisilbig zu lesen. S. 622 V. 3 ist *οὐρανὸν* zweisilbig zu rechnen. S. 642 V. 6 ist eine überschüssige Silbe, also wohl *ἠξίωσεν* st. *κατηξίωσεν* zu lesen. S. 657 V. 7 ist entweder *αὐτῆς* einsilbig zu rechnen oder eine Aenderung vorzunehmen (etwa: *ἐκ τῆς νηδύος τοῖς βροτοῖς*). Bezüglich des Verses 6, der wiederholt (ausser den aus Pitra angeführten Stellen auch im Prooemion unseres Liedes auf die Zehn Jungfrauen) eine überschüssige Silbe hat, könnte man freilich auch annehmen, dass die Abweichung auf einer gesetzlichen Variante beruht.[2]) Im Prooemion des Liedes auf die Zehn Jungfrauen hat Vers 7 einen abweichenden Schlussaccent.

Ein zweites, etwas kürzeres Schema der Strophe, mit dem Anfange 5, 7 + 5, 7 Silben erscheint S. 480; V. 7 hat hier 9 Silben st. 8 und einen abweichenden Schlussaccent; in V. 9

---

[1]) Vgl. W. Meyer, Anfang und Ursprung S. 346.

[2]) Vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 81.

ist *ὁ δόλιος* zu schreiben, wie Meyer gesehen hat (s. o.). Derselbe kürzere Typus (5, 7 + 5, 7) liegt vielleicht auch der Strophe S. 328 zugrunde, wo aber auch der Schlussaccent in Vers 1 und 3 (?) abweicht; ausserdem scheinen hier mehrfache Verderbnisse zu sein. V. 3 f. ist wohl, wie W. Meyer in seinem Handexemplare angedeutet hat, *καὶ τῷ σταυρῷ τῷ | τιμίῳ φρουρούμενος* zu schreiben; V. 6 hat 12 Silben statt 10, wofür vielleicht der Eigenname die Entschuldigung gewährt.

Was endlich die Komposition der Strophe betrifft, so ist ein mit annähernder Konsequenz durchgeführter Einschnitt nicht bemerkbar; doch sind nach V. 2, 4, 6 häufig wenn auch schwache Sinnespausen. Man wird die Strophe daher am besten in die vier Absätze 1—2; 3—4; 5—7; 8—9 gliedern. Die Zusammenfassung von je zwei Absätzen in Abschnitte (1—4; 5—9) scheint sich nicht zu empfehlen. Mithin ergibt sich, wenn wir von dem kürzeren Schema (S. 480 und vielleicht S. 328) füglich absehen, folgendes Schema:

Τὰ ἄνω ζητῶν.

1	⏑ — ⏑ ⏑ —́	5 a	
2	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑	8 b	
3	⏑ — ⏑ ⏑ —́	5 a	
4	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑	8 b	ab + ab + cde + fg
5	— ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑	7 c	13 + 13 + 25 + 11 = 62 Silben
6	— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	10 d	
7	— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́	8 e	
8	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	6 f	
9	— ⏑ —́ ⏑ ⏑	5 g	

B. Kritische und erklärende Bemerkungen.

a. Zum ersten Liede.

Die Ausgabe von Pitra, die ebenso mangelhaft ist wie seine Ausgabe des Liedes „Der keusche Joseph III“ (vgl. meine „St. zu Romanos“ S. 93 ff.; 220 ff.) habe ich nur insoweit berücksichtigt, als tiefergehende Fehler im Texte oder in der Auffassung vorliegen; dagegen sind die zahllosen Druckfehler, falschen Accente, Irrtümer in der Interpunktion und Uebersetzung u. s. w. der Kürze halber mit Stillschweigen übergangen.

V. 3. Pitra schreibt *εἰσελευσώμεθα*; doch genügt der übliche Indikativ Futuri trotz des vorhergehenden *δείξωμεν*; denn der schnelle Wechsel der Tempora und Modi ist bei Romanos häufig. Vgl. „St. zu Romanos“ S. 243 f.

6 Pitra schreibt hier wie in den folgenden Strophen: *ἄνοιξον ἡμῖν*; aber *ἡμῖν* steht nirgends in der Hs ausser am Schlusse von Strophe *ιϛ'* (V. 326), und ist auch hier sicher nicht ursprünglich. Für sich steht die Form des Refrains in V. 266, wo das Verbum schon in V. 264 vorweggenommen ist.

9 Pitra ändert die überlieferte Lesart in *πᾶν ἀνωφελές*. Das Metrum zeigt aber, dass vielmehr *πάντα ἀνωφελῆ* zu lesen ist, obschon sprachlich *πᾶν ἀνωφελῆ* nicht ganz unmöglich wäre. Vgl. Dieterich, Untersuchungen S. 175 f. Statt des richtig überlieferten *ἀσχολῇ* schreibt Pitra sprachwidrig: *ἀσχολεῖς*.

17 Was mit *ἡ συγκύπτουσα* gemeint ist, zeigt Luc. 13, 11 (*καὶ ἦν συγκύπτουσα καὶ μὴ δυναμένη ἀνακύψαι*). Pitra übersetzt „*quasi humi inclinata*“; aber der Artikel *ἡ* weist doch auf einen bestimmten Vergleich.

19 Pitra schreibt gegen Ueberlieferung, Metrum und Sinn: *συγκαλύψῃς*, und übersetzt: *noli onerare dorsum tuum*. Der Sinn ist natürlich: Da du von den Fesseln befreit bist, so krümme nicht länger deinen Rücken!

20 Unter *γνωμικὴ κατοχή* ist wohl die Besetzung des Geistes durch die Sünde, die sittliche „Verblendung“, „Hals-

starrigkeit“ zu verstehen; unmöglich ist die Auffassung Pitras: „*sententia enim carceris lata non solvitur*“.

36 Pitra ändert ohne Grund das überlieferte *μένομεν* in *μενοῦμεν*. Ueber Präsens = Futur bei Romanos vgl. St. zu Romanos S. 210; 237.

40 Auch der überlieferte Aorist *οἴκτειραν* ist schwerlich mit Pitra in *ᾤκτειραν* zu korrigieren. Vgl. St. zu Romanos S. 236 zu V. 685.

42 Pitra schreibt für das überlieferte *ἀνήλεως*, in dem offenbar *ἀνίλεως* steckt, gegen Grammatik und Metrum: *ἀνηλεῶς*.

49 Pitra hat das metrisch unentbehrliche *νῦν* aus unbekanntem Grunde gestrichen.

52 ff. Die ganze Stelle ist entweder verdorben oder hat vom Dichter nicht die letzte Feile erhalten. V. 52 hat am Schlusse eine überschüssige Silbe, wenn man nicht etwa annehmen will, dass *αὐτῇ* wie andere häufig vorkommende Pronomina (vgl. oben S. 129) einsilbig gemessen ist. V. 53 und 54 haben falschen Schlussaccent; ausserdem fehlt V. 54 eine Silbe, wenn man nicht, wie schon Pitra gethan hat, *πολεμίων* statt *πολέμων* schreiben will. Auch die Interpretation des Sinnes ist schwierig; da zu *ἐφυγάδευσαν* sonst das Objekt fehlt und eine Sinnespause innerhalb eines Verses bei Romanos nicht üblich ist, so ist vielleicht *τὴν θάλασσαν* als Objekt zu *ἐφυγάδευσαν* zu ziehen, so dass eine Antithese zu *συνετάραξαν τὴν γῆν* gewonnen würde. Aber wie sollen die Schläge der Feinde (oder Kriege) das Meer verscheuchen?

65 f. Hier ist eine Lücke, vielleicht auch eine Korruptel, die ich nicht überzeugend zu ergänzen bezw. zu heilen vermag. Auch die nach dem Vorbilde unserer Strophe gearbeitete Strophe γ' im Liede III gewährt keinen brauchbaren Anhaltspunkt. Pitra hat in willkürlicher Weise, selbst ohne genügende Beachtung des Metrums, aus den überlieferten Worten einen unmöglichen Text hergestellt, mit dem er sich in der lateinischen Uebersetzung allerdings leicht zurecht findet: *κλείσει τὴν εἴσοδον τῶν σημείων· μὴ ἀπομείνωμεν ἔξω, | βοῶντες· Ἄνοιξον ἡμῖν*, was bedeuten soll: *claudet seriem signorum* etc.

67 Pitra schreibt, ohne eine Variante zu notieren, *Θαύματα* statt *Ταῦτα*, obschon dadurch nicht bloss das Metrum, sondern auch die Akrostichis ruiniert wird.

68 „Die Dinge sind schon geworden, nicht erst bevorstehend.“ Der Ausdruck *ἐπὶ θύραις* ist ja gewöhnlich: aber für das anscheinend ganz äusserlich daraus abgeleitete *θύραι εἰσίν* weiss ich keinen Beleg. Uebrigens scheint der Dichter das Bedürfnis gefühlt zu haben, den bildlichen Ausdruck im folgenden Verse noch zu erläutern.

71 Statt *εἶπε* (Hs) schreibt Pitra ohne Grund *ἔφη*.

80 f. „Nirgends ist eine Zuflucht, und doch bleibt allen nur die Flucht.“ Ueber die Wortspiele bei Romanos vgl. St. zu Romanos S. 267 s. v. Pitra schreibt *φυγῇ δὲ πᾶσιν* und verbindet diesen Vers ganz unmöglich mit dem folgenden („für die Flucht ist allen das Thor geschlossen“).

82 Pitra hat gegen das Metrum *ἡ* vor *πύλη* gestrichen.

85 f. Wie öfter in diesem Liede ist nicht bloss der Refrain selbst, sondern auch der Schluss des zum Refrain überleitenden Satzes weggefallen. Pitra ergänzt: *ἔνδοθεν εἶναι ⟨βοῶντες· Ἄνοιξον, ἄνοιξον ἡμῖν⟩*. Das ist aber unwahrscheinlich: denn der Wortlaut des eigentlichen Refrains wird in der Regel unverändert beibehalten.

87 Wie in der vorhergehenden Strophe ändert Pitra auch in Strophe *ε´*, ohne eine Variante zu notieren, das erste Wort, indem er *Θρήνησον* statt *Ἄκουσον* schreibt. Nun lautet bei ihm die Akrostichis *Θ Θ πενοῦ* statt *Τ Α πενοῦ*! Es scheint, dass in beiden Fällen sein griechischer Kopist — man fragt sich allerdings vergeblich, warum — das überlieferte Wort willkürlich geändert hat. Wie sollte Pitra, der doch gerade für die Akrosticha so begeistert war, dazu kommen, durch eine ganz überflüssige und im ersten Falle auch noch unmetrische Aenderung das Akrostichon zu zerstören?

89 „Ehe du überrascht auch wider Willen weinest.“ Pitra, der *φθασθεὶς* nicht verstand, schreibt sinnlos: *φθάσεις καὶ* etc. („*quam properes et fleas*“).

93 Pitra setzt statt des überlieferten *φεύγει* die unerhörte Form *φυγεῖ*, die ein Futur darstellen soll. Zum Wechsel des Tempus vgl. oben zu Vers 36.

95 Der überlieferte Vers hat drei Silben zu viel; Pitra streicht *ποτε*, wobei aber immer noch eine überschüssige Silbe bleibt und der falsche Schlussaccent *ἐφάνη* stört. Ich habe daher eine freiere Aenderung vorgenommen.

100 f. Die zwei Verse widerstreben der Trennung; doch lässt sich ohne tiefer greifende Aenderung nicht helfen.

102 ff. Das metrisch störende *τῷ* habe ich gestrichen und im folgenden Verse zur Ausfüllung des Metrums *ἄν* eingeschoben. V. 104 hat eine überschüssige Silbe, wenn man nicht etwa *ἀετοὶ* lesen will; Pitra belastet ihn aber noch mehr, indem er gegen die Ueberlieferung *οἱ ἀετοὶ* schreibt. Ob V. 103–106 als direkte Rede der „oberen Mächte" zu fassen ist (Pitra), bleibt mir sehr zweifelhaft.

111 Wegen des Metrums wird *ποτέ* besser nicht enklitisch behandelt.

118 Pitra schreibt statt *νεωθῶμεν*, ohne diese Lesung der Hs auch nur zu notieren, *νεοττῶμεν* („*nidum aedificemus*").

129 Pitra korrigiert ohne Grund *ηὐτρέπισται*. Vgl. oben zu V. 40.

131 Pitra bewahrt, sicher mit Unrecht, das überlieferte Adverb *σφοδρῶς*.

137 Pitra setzt das hs-liche *γεοῦχος* (st. *γαιοῦχος*) mit Unrecht in den Text.

138 Pitra ersetzt das richtige überlieferte *τελοῦμεν* durch eine neue Futurbildung: *τί θελοῦμεν* („*quid volemus?*")!

140 Das in der Hs deutlich erkennbare *χωρίζ* .... (Zeilenschluss) ist zweifellos in *χωρίζουσιν* zu ergänzen. Pitra schreibt *χωρίσαι*, wobei erstens eine Silbe vermisst wird, zweitens das Subjekt fehlt, drittens ein intransitives Verbum statt des transitiven gesetzt ist.

142 f. Gegen Hs und Metrum schreibt Pitra *συνδεσμηθῶσιν* und *παραδοθῶσιν*, ohne eine Variante zu notieren.

144 Statt des unmetrischen *λοιπὸν* habe ich *οὖν* geschrieben.

151 und 154 Zum Wortspiel vgl. zu V. 80 f.

156 f. „Es zeigt sich kein Reisig, sondern die Vergeltung setzt den Ofen in Brand." Pitra interpretiert ganz unmöglich: „*evanuit stipula mensae, immo eius copia incendit fornacem*".

162 Das Metrum und der Sinn verlangen gebieterisch die Aenderung des überlieferten *ἅπτει* in *ἅπτεται*.

169 Die Ergänzung des Artikels *οἱ* erfordert das Metrum und der Sinn.

173 Pitra schreibt *μέχρις*: die Hs bietet aber *μέχρι*, eine Form, die bei der völligen Gleichgiltigkeit der Hymnendichtung gegen den Hiatus zu konservieren ist.

184 Um den Siebensilber herzustellen, habe ich die Form *ἀντιεπεσκέψατο* gewagt.

192 Pitra schreibt (gegen die Hs) *ἐπιστρέψωμεν* und *εἰς τὸν Αἴγυπτον*.

195 Pitra hat den überlieferten Artikel *τῷ* gestrichen, obschon er metrisch unentbehrlich ist.

199 f. Pitra schreibt gegen Hs und Metrum *ἐλθούσης* st. *ἐπελθούσης*, konserviert dagegen im folgenden Verse das unmetrische und sinnlose *ἐπαπελθούσης*.

209 Zur Herstellung des Verses muss wohl *καὶ ὁ* zusammengelesen werden.

210 Pitra schreibt sehr unglücklich *μαστιγεῖ*(!) *τε ἡμᾶς* und notiert als Lesung der Hs *μεμαστίγωνται ἡμᾶς*; aber in Wahrheit ist nur das Schluss-*ς* gerettet, also *μεμαστίγωνται* ⟨*πᾶ*⟩*ς* zu schreiben, wie schon der Gegensatz zum folgenden *οὐδεὶς* verlangt. Es sind drei Antithesensätze: Kopf — Herz, Fleisch — Geist, jeder — keiner.

213 *ὡς ἱμάτια* übersetzt Pitra „*tamquam paludamentum*", als ob *ἱμάτιον* stünde, und missversteht daher auch das Folgende gründlich.

215 f. Pitra ändert ohne Grund *ὥσπερ ἐζήλωσεν τὸ πῦρ*.

216 Pitra schreibt *φραγγέλλιον*, was ja vorkommt: die Hs aber bietet die nicht nasalierte Form *φραγέλλιον*.

220 Statt *τὸ* könnte auch *τοῦ* ergänzt werden. Vgl. St. zu Romanos S. 233, 261.

225 Pitra findet die Lesart *τεφρωθῶμεν*, die er mit „*sic*“ notiert, unverständlich und schreibt dafür: *τεφρούμεθα* „*donec in cinerem eamus!*“ Der Sinn wird völlig klar, wenn man den Satz nach *προσφωνοῦντες* als direkte Rede fasst: „Wenn auch das Urteil naht, bis dahin wollen wir geniessen und dann erst rufen: Oeffne“.

227 Statt des richtig überlieferten *πάτει* schreibt Pitra *πατεῖ* und übersetzt ganz unmöglich: „*Reiice, anima mea, verbum, quod humi calcat spiritum infidelium*“. Für *τῶν ἀπειθούντων* habe ich zuerst *τὸν ἀπειθοῦντα* vermutet; doch lässt sich wohl auch der Genitiv rechtfertigen („den Sinn der Ungehorsamen, des Ungehorsams“).

230, 231, 233 stören falsche Schlussaccente; doch ist schwerlich etwas zu ändern. Denn wenn man auch in V. 230 und 233 durch Setzung des Futurs oder durch Umstellung helfen könnte, so bliebe der Fehler doch in Vers 232.

236 Pitra notiert als Lesart der Hs irrtümlich *τὸ χρεωστόν* und schreibt sinnlos: *τὸν χρεώστην*.

238 ff. Pitra konserviert das überlieferte *εἰ* und macht den Satz als indirekte Frage von *Ἐμβλέψατε* abhängig. Dagegen spricht aber die richtige Schreibung in V. 236 (s. o.) und die Komposition der Strophe, die hier eine starke Sinnespause wahrscheinlich macht. Der Satz ist eine direkte Frage, und es ist also *ἦ* zu schreiben.

246 Pitra ergänzt den fehlenden Vers: *τὰς κλεῖς καὶ ἄνοιξον*, was sowohl wegen des vorhergehenden *τὰς κλεῖς* als wegen des Sinnes unpassend erscheint.

256 f. Die zwei Personalpronomina habe ich dem Metrum zu liebe ergänzt; doch liegt vielleicht eine tiefere Verderbnis vor.

259 Pitra trennt *ἐκεῖ σοι*; doch ist als Objekt offenbar *λόγον* zu ergänzen.

260 Pitra streicht ohne Grund das kausal gebrauchte *ἐν*.

262 f. Der Sinn der Stelle ist nicht ganz klar; es scheint, dass *σωθῶμεν* ganz frei gebraucht ist: „wir finden nicht (das

Wort der Rechtfertigung), wenn wir nicht durch Nachdenken unser Seelenheil suchen u. s. w." Pitra schreibt, wohl durch einen Fehler in der Abschrift des Codex verführt: *οὐχ ὑβρίσωμεν* und interpretiert ganz unmöglich, als sei *σκεψάμενοι* negiert: „*sed ne insultemus ei, si re minus considerata, non salvemur*".

273 Ohne Grund schreibt Pitra *Χριστός εἰμι* für das hsliche *γάρ εἰμι*.

282 Pitra notiert als Lesung der Hs irrtümlich *καὶ εἶδε*, setzt in den Text *καὶ ἴδε* und fasst das Ganze, ohne sich durch *μή* und durch den Widerspruch, der nun im folgenden entsteht, beirren zu lassen, als Deklarativsatz: „*et ecce vacua est; non impleta est iniquitate*".

283 Der Vers hat eine überschüssige Silbe, wenn nicht etwa *πεπλήρωτ'* gelesen wurde.

284 Pitra schreibt gegen das Metrum: *ἐμπόδισε*.

290 *δ⟨εῖ καὶ⟩ ἐλθεῖν* habe ich ergänzt. Pitra schreibt *δεῖ, ἀνελθεῖν*. Doch ist das zweimalige *καὶ* hier wie in der folgenden Periode offenbar beabsichtigt.

292 Pitra setzt *ἀπολογίσασθαι* in den Text. Dagegen vgl. St. zu Romanos S. 224; 229.

293 f. Pitra ergänzt *ὧν ἐν ⟨ἔρ⟩γοις λαλῶ*, was unmöglich ist, wie sowohl das Verbum als der folgende Vers beweist. Im Vers 294 schreibt er der Hs, dem Metrum und dem Sinne zum Trotz *θέλω* statt *τελῶ*!

297 Pitra notiert als Lesung der Hs fälschlich *ἀποκρύεται* und schreibt im Texte *ἀποκρύπτεται*.

298 Pitra übersetzt *ἐκτήσω* mit „*extendisti*", als sei das Wort eine Form von *ἐκτείνω*!!

303 f. Pitra notiert als Lesung der Hs *ἀναγινώσκων*, schreibt *ἀναγινώσκω* und vermutet im Apparate *χαράζω* statt *χάραξον*. Meine Abschrift bietet *ἀναγινώσκ..* (Zeilenschluss). Es ist also *ἀναγινώσκεις* herzustellen und *χάραξον* zu konservieren, da es ja doch nicht Sache des Sünders ist, im Buche Gottes zu lesen und die Sündenmale (zur Sühne) dem Kreuze einzuritzen.

310 Pitra schreibt *ἐπεχθῇ* statt *ἐπέλθῃ*, ohne anzudeuten, zu welchem Verbum diese seltsame Form gehören soll (lateinisch „*prius in nos quam irruat furor*“).

313 Pitra schreibt *πλείων* und *ἡμῖν* für das überlieferte *ἧμεν*. Die ursprüngliche Lesung ist aber wohl *πλεῖον* (= *πλέον*) und *ἡμῶν* (Gen. compar.). Da das Fehlen des Verbums immerhin etwas auffällig ist, könnte man *ἦσαν* für das überlieferte *ἧμεν* vermuten; dagegen spricht aber der Schlussaccent des Verses (⏑ ⏓́).

318 Das Imperfekt *ἀρκοῦσαν* steht nach dem Gebrauch der späteren Gräcität ohne *ἄν* in irrationalem Sinne. Zur Vernachlässigung des Augments vgl. oben zu V. 40.

314—321 Zu dieser Stelle hatte Herr Geheimrat H. Gelzer, Jena, die Liebenswürdigkeit mir brieflich Folgendes zu bemerken: „*οἱ ἐν Τύρῳ κακοὶ* ist Anspielung auf Matthaeus 11, 21. Die Strafgerichte über das gottlose Tyros in den Orakeln des Esaias 23 und des Ezechiel 26 ff. *οἱ ἐν τῷ Καρμήλῳ* weiss ich nicht anders zu deuten als auf die 450 Propheten Baals und die 400 der Astarte, welche Elias und das Volk auf dem Karmel festnehmen und dann am Sturzbach Kisson abschlachten. Reg. III 18, 20: *καὶ ἐπισυνήγαγε πάντας τοὺς προφήτας εἰς ὄρος τὸ Καρμήλιον* .... 22: *καὶ οἱ προφῆται τοῦ Βάαλ τετρακόσιοι καὶ πεντήκοντα ἄνδρες καὶ οἱ προφῆται τοῦ ἄλσους τετρακόσιοι.* Der Dichter sagt also: Wir sind so arge Sünder wie die Leute in Tyros, welche Nabuchodonosor, der Knecht Gottes, strafte, und wie die Götzendiener, die Baalspfaffen, an denen Elias, der Thesbite, auf dem Karmel das Gottesgericht vollzog. *Πτολεμαίοις* (V. 318): Die Halsstarrigkeit des Volkes zeigte sich, als die Juden die warnenden Orakel des Propheten Jeremias verachteten und auch nach dem Untergang Jerusalems der Himmelskönigin räucherten und den Propheten nach dem Aufruhr des Ismael nach Aegypten schleppten. Dort haben sie aber die Ptolemaeer überführt. Das geht auf Dorotheus De vitis et sepulcris prophetarum. Dieser hatte von den bekannten alten Männern, den Zeugen für alle bedenklichen und unverbürgten Volkslegenden, vernommen, dass Alexander der Grosse die Leiche

des Jeremias nach Alexandria gebracht habe: *ἡμεῖς δὲ ἠκούσαμεν ἐκ τῶν παίδων Ἀντιγόνου καὶ Πτολεμαίου γερόντων ἀνδρῶν, ὅτι Ἀλέξανδρος ὁ τῶν Μακεδόνων βασιλεὺς ἐπιστὰς τῷ τάφῳ τοῦ προφήτου καὶ ἐπιγνοὺς τὰ εἰς αὐτὸν μυστήρια εἰς Ἀλεξάνδρειαν μετεβίβασεν αὐτοῦ τὰ λείψανα περιθεὶς αὐτὰ ἐνδόξως κύκλῳ.*[1] Die Juden steinigten ihn in Taphnae in Aegypten, aber die Aegypter bestatteten ihn ehrenvoll in Pharaos' Haus, weil sie Wohlthaten von ihm empfangen hatten. Denn er hatte für sie gebetet, und Staub von seinem Grab ist gut gegen Schlangenbiss und verjagt die Krokodile, und die Gläubigen beten bis heute daselbst (also Wallfahrtsort): *Ἱερεμίας ἦν ἐξ Ἀναθὼθ καὶ ἐν Τάφναις Αἰγύπτου λιθοβοληθεὶς ὑπὸ τοῦ λαοῦ ἀποθνήσκει, κεῖται δὲ ἐν τόπῳ τῆς οἰκήσεως Φαραώ· οἱ γὰρ Αἰγύπτιοι ἐδόξασαν αὐτὸν εὐεργετηθέντες ὑπ' αὐτοῦ· ηὔξατο γὰρ ὑπὲρ αὐτῶν· τῶν γὰρ ὑδάτων οἱ θῆρες ἠνώχλουν αὐτούς, οὓς καλοῦσιν οἱ Αἰγύπτιοι μενεφώθ* (*μὲν νέφωθ* Epiphanios), *Ἕλληνες δὲ κροκοδείλους, καὶ ὅσοι εἰσὶ πιστοὶ θεοῦ ἕως σήμερον εὔχονται ἐν τῷ τόπῳ ἐκείνῳ καὶ λαμβάνοντες τοῦ χοὸς τοῦ τόπου δήγματα ἀνθρώπων θεραπεύουσι, καὶ πολλοὶ αὐτὰ τὰ θηρία κατὰ τοῦ ὕδατος φυγαδεύουσιν, ἡμεῖς δὲ* (s. o.). Ferner verehren die Aegypter auf ein Orakel des Jeremias hin eine Jungfrau mit Kind: *Οὗτος Ἱερεμίας σημεῖον ἔδωκε τοῖς ἱερεῦσιν Αἰγύπτου ὅτι δεῖ σεισθῆναι τὰ εἴδωλα αὐτῶν καὶ συμπεσεῖν διὰ σωτῆρος παιδὸς ἐκ παρθένου γεννωμένου, ἐν φάτνῃ δὲ κειμένου· διὸ καὶ ἕως νῦν θεοποιοῦσιν παρθένον λοχὸν καὶ βρέφος ἐν φάτνῃ τιθέντες προσκυνοῦσιν. καὶ Πτολεμαίῳ τῷ βασιλεῖ τὴν αἰτίαν πυνθανομένῳ ἔλεγον, ὅτι πατροπαράδοτόν ἐστιν μυστήριον ὑπὸ ὁσίου προφήτου τοῖς πατράσιν ἡμῶν παραδοθέν.* Ich habe den Text nach dem Cod. Vindob. theol. gr. Nessel 40 (Lambec. 77) fol. 264v gegeben. Er ist besser als der im Chronicon Paschale ed. Bonn. I 293 ff."

326 Für *βοήσωμεν* habe ich mit Rücksicht auf das Versmass das Präsens gesetzt und *ἡμῖν* gestrichen. Vgl. oben zu V. 6.

---

[1] Offenbar zeigte man im 5. 6. Jahrhundert in Alexandria einen *τάφος Ἱερεμίου τοῦ προφήτου.*

328 Die Anwendung von *ὅτι* im konsekutiven Sinne ist auffällig; doch ist die Ueberlieferung schwerlich anzutasten.

331 *ἐκζητῶ* scheint hier im prägnanten Sinne „das Gewissen erforschen“ gebraucht zu sein.

340 Das unmetrische *ὁ* habe ich gestrichen.

348 Pitra fasst den Satz trotz *μὴ* als Frage und interpretiert: „*Quid a nobis non expectas?*“

351 *ἐπὶ* hat schon Pitra ergänzt.

356 Ohne auf die noch lesbaren Buchstaben zu achten, ergänzt Pitra ganz willkürlich: *μὴ κατὰ τὴν ἡμῶν*.

358 f. Pitra schreibt gegen das Metrum und die Ueberlieferung *ἐντὸς ὀλίγου* und *τέλεον* statt *τέλειον*.

361 Obschon . . . *ὰ τὰς πέτρας* deutlich sichtbar ist, schreibt Pitra *ἐπὶ τὰς πέτρας*.

366 Den metrisch überschüssigen Artikel *τοῖς* habe ich gestrichen.

b. Zum dritten Liede.

Da das Lied sich inhaltlich zu einem grossen Teile mit dem ersten Liede deckt und manche, namentlich metrische Fragen schon in der obigen Untersuchung über das Verhältnis der zwei Lieder behandelt worden sind, können die folgenden Bemerkungen kurz gefasst werden.

12 Zur Herstellung des Metrums müsste eine tiefgreifende Aenderung vorgenommen werden. Da aber, wie schon oben (S. 91 f.) bemerkt worden ist, die metrischen Verstösse sich durch das ganze Lied hinziehen und ihre Beschaffenheit sich mehrfach aus der zu engen Anlehnung an das Originallied erklärt, so muss die Schuld wenigstens zu einem grossen Teil am Autor liegen, und es wäre verfehlt, das Lied durch gewaltsame Korrekturen metrisch zu regulieren. Ich habe daher hier wie im folgenden den überlieferten Text konserviert; nur an einigen Stellen, wo die Störung auf späterer Verderbnis zu beruhen scheint und die Heilung mit ganz leichten Mitteln geschehen konnte, habe ich gebessert.

14 Die überlieferte und durch das Metrum gestützte Betonung *ἀπάρτι* ist auch sonst gegenüber dem attischen *ἀπαρτί* belegt. Vgl. den Thesaurus s. v.

52 Zum Wechsel des Tempus vgl. St. zu Romanos S. 236. 239.

69 *βουλομένη εἰς* muss wohl mit Synizese gelesen werden.

74 f. Vgl. zu V. 52.

98 Die Ellipse des Verbums ist syntaktisch unmöglich: selbst das Verbum finitum (*εἰσί* oder *ἔσονται*) durfte nicht weggelassen werden.

110 Das Metrum lässt sich zur Not befriedigen, wenn man *Αἰγυπτιακῆς* liest.

140 Zur Befriedigung des Metrums könnte *αὐτὸς* ergänzt werden.

157 Das Metrum wird leicht durch die Schreibung *ἐπο-⟨μι⟩μνήσκουσα* hergestellt.

159 Auffällig ist der Plural *κρινοῦμεν*, nicht wegen des direkt vorhergehenden Singulars *ἐλεύσομαι* — denn der Wechsel des Numerus an sich wäre wohl ebenso zu beurteilen wie der häufige Wechsel des Tempus und Modus —, sondern weil Christus oder Gott in den Hymnen sonst nicht im Plur. majestatis spricht, und als solcher muss die Form doch aufgefasst werden, da in der vorhergehenden Strophe ausdrücklich erklärt ist, dass Gott Vater nicht richten werde. Ob aber der Plural nicht aus der Medialform *κρινοῦμαι* verdorben ist? Die Medialform ist ja, vom Standpunkte der alten Grammatik aus, nicht zu rechtfertigen; sie liesse sich aber aus der spätgriechischen Neigung, das Medium für das Aktiv zu setzen, erklären. Vgl. St. zu Romanos S. 266 s. v. Medium.

160 *ἐπέφανα* analogische Aoristform von *ἐπέφανον* (wie *εἶπα* von *εἶπον*).

175 Die unerhörte Verbindung von *ἐμβατεύω* mit Genetiv ist ein interessantes Beispiel der spätgriechischen Scheu vor dem Dativ.

192. 198 Zum Konj. Aor. = Fut. vgl. St. zu Romanos S. 266.

213 Das Adverb *ἄσβεστα* statt des zu erwartenden *ἀσβέστους* ist wohl nur wegen des Metrums gewählt.

214 f. Nach dem Sprachgebrauch wäre entweder *ἔλαιον*, was aber dem Metrum widerstrebt, oder wenigstens *αὐτάς* zu schreiben; doch wollte ich wegen der besonderen Verhältnisse dieses Liedes (s. o. S. 96) nichts ändern.

231 Aus demselben Grunde wollte ich die Verbindung von *ἀξιόω* mit Dativ nicht antasten.

Anhang.

Ueber das Zeitalter des Romanos.

Im ersten Liede auf die Zehn Jungfrauen (oben S. 99 ff.), das der Akrostichis zufolge von Romanos verfasst ist, finden sich wiederholte Anspielungen auf Zeitereignisse wie Erdbeben, Hungersnot, Pest, innere Schrecknisse und äussere Kriege, endlich auf Niederlagen, welche die Rhomäer von den „Assyriern“ und „Ismaeliten“ erlitten haben (V. 342 ff.):

ἰδοὺ Ἀσσύριοι
καὶ πρὸ αὐτῶν Ἰσμαηλῖται
ᾐχμαλώτευσαν ἡμᾶς

Die erwähnten allgemeinen Hinweise auf Erdbeben u. s. w. lassen sich wegen der Häufigkeit solcher Ereignisse in der byzantinischen Geschichte zunächst nicht zur Zeitbestimmung verwenden; dagegen gewährt die letzte Anspielung mit den zwei Völkernamen einen festen Anhaltspunkt. „Ismaeliten“ ist in der byzantinischen Zeit die übliche Bezeichnung für die Araber. Hat das Wort auch in dem angeführten Verse des Romanos diese Bedeutung, so kann die von Pitra, Stevenson, Grimme, und zuletzt von mir[1]) verfochtene Ansicht, dass unter dem

[1]) Gesch. d. byz. Litt.[2] S. 664 ff.

Kaiser Anastasios, unter dem Romanos nach dem Berichte der Legende nach Konstantinopel kam, Anastasios I (491—518) zu verstehen sei, nicht länger gehalten werden; denn von Siegen der Araber über die Rhomäer ist im Ausgang des 5. und in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts nichts bekannt; die Araber waren damals noch gar nicht in den Wettbewerb mit den Griechen eingetreten. Es wäre also, wenn man die einzige positive Nachricht über die Zeit des Romanos, die erwähnte Legendennotiz, nicht ganz über Bord werfen will, unter dem dort genannten Kaiser Anastasios II (713—715) zu verstehen und die Lebenszeit des Romanos mit Christ, Funk und Jacobi in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts zu setzen; die entgegenstehenden Argumente wären zu beseitigen bezw. anders als früher zu interpretieren.

Dass die Ismaeliten nicht in das 6. Jahrhundert passen, hat schon Pitra richtig erkannt; doch ist seine sonstige Interpretation der historischen Anspielungen des Liedes oberflächlich und verfehlt. Er bringt Aegypten, Tyrus und Karmel (V. 314 ff.) irrtümlich in Verbindung mit den Persern und Ismaeliten (V. 342 ff.), wogegen oben S. 138 f. zu vergleichen ist, und nimmt seltsamer Weise daran Anstoss, dass die im Liede gestreiften Ereignisse sich nicht in die kurze Regierungszeit Anastasios' II zusammendrängen lassen, als ob Romanos nur unter dem Kaiser, unter dem er nach Kpel kam, gedichtet haben könne. Wegen der Seltenheit der Ausgabe Pitras möge seine ganze chronologische Erörterung (S. 53) hier wiederholt werden: „Hic notari incipiunt terrae motus, bella saeva, hostium impressiones, et paulo infra hostes sunt Persae et Ismaelitae, qui Aegyptum, Tyrum, Carmelum invadunt. Imperante autem Anastasio I., a. 494 susque deque solo vertuntur Laodicea, Hieropolis, Tripolis, Agathicum (Marcell. chron.); a. 503 simili clade Neocaesarea destruitur (Theophan.). Tum exardescit bellum Persicum a. 502—504, iterumque saevit a. 518 (Theophan.). Sed tunc Ismaelitae vix surgunt, qui sub Anastasio II, iam a multis annis per imperium palabundi, vexilla Arabum septies usque CPolim ferunt, Aegyptumque, Syriam et Africam

depopulantur; nec desunt terrae motus a. 677, 718. Sed pleraque vix concurrunt cum brevissimo Anastasii II. imperio, a. 713–716, neque omnino liquet an Romanus tunc floruerit circa infausta Iconomachorum tempora, novamque in Romam, dum persecutio atrox saevit, suas cantilenas induxerit."

Um über die wichtige Frage möglichste Klarheit zu gewinnen, fragte ich unseren besten Kenner der Geschichte der in Frage stehenden Jahrhunderte, Prof. H. Gelzer, Jena, um seine Ansicht über die historische Basis der erwähnten Anspielungen. Mit grosser Liebenswürdigkeit, für die ich ihm auch an dieser Stelle Dank sage, antwortete Herr Gelzer Folgendes:

„Das haben Sie richtig gedeutet. Die Assyrier sind die Babylonier. Ueber den Sprachgebrauch vgl. Unger, Manetho S. 283; Gelzer, Sextus Julius Africanus I 206. Babylon ist = Bagdād. Vgl. B. Z. I 278, wo ich die Stelle des Stephanos Asolik Taronetsi angeführt habe. Das stimmt nun prächtig. Uns haben in Gefangenschaft abgeführt 1) Die Ismaeliten = Araber d. h. Omaijaden Muʿawija, dann ʿAbd-al-Malik, dann Suleimān (Belagerung Kpels unter Leon dem Isaurier). Der Sprachgebrauch Ismaelitae = Arabes ist in vormohammedanischer Zeit allerdings auch schon nachweisbar; vgl. Hieronymus ad a. 86 (87 M: 88 AP) Abr. Abraham ex ancilla Agar generat Ismahel, a quo Ismahelitarum genus qui postea Agareni et ad postremum Saraceni dicti = Chronic. pasch. 94, 18—20. Sync. 186, 21–187, 6. Indessen als Feinde Gottes und Reichsfeinde wie hier erscheinen sie erst in der Zeit der muslimischen Herrschaft.

Die *Ἀσσύριοι* sind natürlich die *Μαυροφόροι*, die *Πέρσαι*, wie sie oft heissen, die Chalifen von Bagdād, die Abbāsiden. Sie sehen, wie schön alles stimmt. Sieh! Die Abbāsiden von Bagdād (*Ἀσσύριοι*) haben uns in Gefangenschaft abgeführt und vor ihnen die Omaijaden von Damaskos (*Ἰσμαηλῖται*). Krumbacher sagt in der Geschichte der byzantinischen Litteratur[2] S. 665: „Wenn wir nun seine Ankunft in Kpl." u. s. f. Wir können mutatis mutandum sagen: „Wenn wir seine Ankunft in Kpel

in die Regierung Anastasios' II (713—715) setzen und für den Dichter eine lange Lebensdauer annehmen, wie sie bei der Menge seiner Werke wahrscheinlich ist, so füllt seine Blütezeit leicht die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts. Unter den isaurischen Kaisern wurden die Araber zurückgedrängt und der Bürgerkrieg zwischen den beiden Dynastien lähmte sie. Aber 756 gelang es Mansūr Malatia (Melitene) und Mopsuestia wieder zu nehmen. Diese Ereignisse hat Romanos sicher wohl erlebt.[1])

Vgl. Theophanes a. 6248 *σεισμὸς κατὰ τὴν Παλαιστίνην καὶ Συρίαν*, a. 6258 grosse *ἀβροχία*, 6261 Belagerung von Kamachos. 6262 *τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσε Βανάκας τὴν Ῥωμανίαν καὶ πολλοὺς ᾐχμαλώτευσεν.* Vgl. 6263, 6264.

Alles passt so schön. Mir scheint die Sache damit entschieden. Daraus ergibt sich dann weiter, dass, wenn der Bericht über die Wunderthaten des hl. Artemios wirklich dem 7. Jahrhundert entstammt, der Gesang des Jünglings eine spätere Fälschung ist. Romanos wäre also Zeitgenosse des hl. Johannes von Damaskos. Vielleicht finden Sie auch eine Spur, dass er (natürlich feindlich) auf die Bilderstürmer Bezug nimmt. Werden nicht in irgend einem Hymnus die Fürsten mit Achaab oder Holophernes oder Herodes verglichen? Das wäre die passende Kanaanssprache dieser Leute. So scharf wie Johannes Damaskenos ist der hl. Sänger jedenfalls nicht aufgetreten; denn unter den Verfluchten des Conciliabulum von 754 erscheint er nicht. Dies meine Ansicht, die ich Ihnen zur Prüfung vorlege."[2])

---

[1]) Die Chalifen von Bagdād habe ich oben gesagt: es ist nicht notwendig, dass Romanos die Erbauung dieser Stadt 762 erlebte. Es sind einfach die Abbāsiden, welche das ismaelitische Damaskus verliessen und nach Kūfā zogen, also auch Assyrier (= Babylonier).

[2]) In einem Postskript berührt Gelzer noch die mit der Zeitfrage nicht zusammenhängende Frage nach der Heimat des Romanos (vgl. Gesch. d. byz. Litt.[2] S. 663 f.): „Endlich *ὥρμητο ἐκ Συρίας τῆς Μισηνῶν πόλεως.* Was die Konjektur von Papadopulos-Kerameus will, begreife ich nicht; denn *Μιασηνῶν* bringt uns nicht um ein Haar breit weiter. Der

Zu den Ausführungen Gelzers über die Ismaeliten und Assyrier kann ich im Augenblicke nichts Brauchbares hinzufügen. Dagegen will ich versuchen, die allgemeinen Anspielungen auf Naturereignisse u. s. w. etwas näher zu beleuchten. Unter den Ereignissen, die Romanos erwähnt, sind es offenbar die Erdbeben, die den grössten Eindruck auf ihn und die Zeitgenossen gemacht haben. Denn während Hungersnot, Pest und innere Schrecknisse nur einmal (V. 73 und 76) und auswärtige Kriege viermal (V. 54, 75, 172, 342 ff.) erwähnt werden, wird auf die Erdbeben nicht weniger als fünfmal ausdrücklich hingewiesen (V. 51, 74, 130 ff., 171, 213 ff.). Bei der grossen Frequenz der Erdbeben in den Gebieten des byzantinischen Reiches gibt es kein Jahrhundert, auf das diese Anspielungen nicht passen, und es bedarf eigentlich keines näheren Beweises, dass auch die in Rede stehende Zeit (c. 700 bis c. 775) von Erdbeben beunruhigt wurde. Ausdrücklich wird von solchen Naturereignissen berichtet aus den Jahren 713 (in Syrien), 718 (ebenda), 740 (in Kpel, Thrakien u. s. w.), 743 (in der Wüste des Sabas), 747 (in Palästina und Syrien), 750 (in Syrien, Mesopotamien u. s. w.), 756 (in Syrien und Palästina).[1] Für Kpel und seine Umgebung war besonders

Name klingt recht barbarisch, wie eine Gräcisierung eines semitischen Wortes, freilich welches? Ich habe den Abu'lfida von Reinaud durchgenommen und nichts gefunden. Ḥiṣn Manṣūr und Maʿarrat liegen lautlich zu weit ab. Abu'lfida bemerkt allerdings, dass der Einwohner von Maʿarrat Maʿarnasī heisse, daraus könnte man schliessen, dass *Μα⟨αρν⟩αση-νῶν* zu lesen sei. Allein das ist mehr als unsicher. Wer in der Geographie von Syrien sehr bewandert ist, kann vielleicht etwas Näheres angeben z. B. Th. Noeldeke oder G. Hoffmann."

[1]) Vgl. Theophanes ed. de Boor I 383, 4; 399, 20; 412, 6 ff.; 416, 11; 422, 25; 426, 17 ff.; 430, 2 f. Unter den neueren Zusammenstellungen der Erdbeben im Bereich des byzantinischen Reiches behauptet noch immer die erste Stelle die treffliche, auf primären Quellen beruhende Arbeit von Alexis Perrey, Mémoire sur les tremblements de terre ressentis dans la péninsule turco-hellénique et en Syrie, Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers de l'Académie royale de Belgique t. 23 (1848) 73 S. 4°. Nichts Neues bietet für unseren Zeitraum das schöne Werk von R. Mallet und J. W. Mallet, The Eartquake catalogue of

die Katastrophe des Jahres 740 verhängnisvoll. Ausserdem erscheint Syrien an den Erderschütterungen dieser Zeit stark beteiligt; da Romanos aus Syrien stammte, mussten auch die dortigen Erdbeben ihn nahe berühren. Die Pest wütete in den Jahren 700, 726, 733, 747—748. Besonders furchtbar war die letzte Epidemie, die von Italien über Griechenland nach Kpel kam und die Stadt so dezimierte, dass noch im Jahre 755 Provinzialen zur Wiederbevölkerung in die Hauptstadt gezogen wurden.[1] Von Hungersnot und Theuerung wird aus dem Jahre 743 berichtet.[2] Ungewöhnliche Trockenheit herrschte 764 und 767.[3] Sonstige Ereignisse, auf die man die allgemeine Andeutung V. 50 beziehen kann, wie Zeichen am Himmel, Kometen, Sternschnuppenfälle, Sonnenfinsternis werden verzeichnet aus den Jahren 734, 743, 745, 746, 760, 762, 764.[4] Wenn man nun die Abfassung des Liedes nach der bestimmten Anspielung auf Siege der Assyrier und Ismaeliten ins 6. oder 7. Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts

the British Association, London 1858 S. 11 f. Nachträge zu Perrey und Mallet gab J. F. Julius Schmidt, Studien über Erbeben, 2. Ausgabe, Leipzig 1879 S. 136 ff; doch konnte er für das Mittelalter nur abgeleitete Quellen und Uebersetzungen der Originaltexte benützen. Nichts als ein knapper und durch Weglassung der Belegstellen entwerteter Auszug aus diesem Buche ist der Aufsatz von J. F. Julius Schmidt, Vulcaneruptionen und Erdbeben im Oriente, Archiv f. mittel- und neugriechische Philologie, herausgeg. von M. Deffner 1 (Athen 1880) 105—113. Eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Erdbeben, durch welche Kpel in der byzantinischen Zeit beschädigt worden ist, bei Fr. W. Unger, Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte 1 (1878) 92—100. Zur allgemeinen Orientierung über die ungeheuere Frequenz der Erdbeben auf byzantinischem Boden und die Grenzen der wichtigsten Schüttergebiete dient Otto Weismantel, Die Erdbeben des vorderen Kleinasiens in geschichtlicher Zeit, Diss., Marburg 1891.

[1] Vgl. Theophanes ed. de Boor 371, 22; 401, 14; 410, 19 f.; 422, 29 ff. und 429, 22 ff.

[2] Vgl. Theophanes 419, 25.

[3] Vgl. Theophanes 434, 8; 441, 14 ff.

[4] Vgl. Theophanes 410, 24; 418, 14; 421, 16; 422, 19; 431, 21; 431, 27; 432, 24; 434, 6 ff.

setzt, so lassen sich auch die Anspielungen auf die Naturereignisse zur genüge erklären. Das grosse Erdbeben von 740, das in Kpel furchtbare Verwüstungen anrichtete, musste den Bewohnern der Hauptstadt, auf die wohl zunächst Rücksicht genommen wurde, noch frisch im Gedächtnis sein und das Bewusstsein der stets drohenden Gefahr wurde in den folgenden Jahren durch wiederholte Erdbeben in den Provinzen stets wach erhalten. Zeitlich noch näher liegt die ungeheuere Pestepidemie von 747—748, deren Folgen noch in der Mitte des 6. Jahrzehnts zu Massregeln der Regierung führten. Wie zur Erläuterung der erwähnten Anspielungen geschrieben liest sich eine Stelle des Theophanes[1]) aus dem Jahre 740: *σεισμοί τε καὶ λιμοὶ καὶ λοιμοὶ καὶ ἐθνῶν ἐπαναστάσεις.*

Auf eine genauere Untersuchung des chronologischen Details[2]) will ich hier nicht eingehen, und ebensowenig kann schon jetzt der Versuch einer abschliessenden Feststellung der Lebenszeit des Dichters gemacht werden. Der Zweck dieser Notiz ist nur, von der neuen Wendung, welche die Frage über die Zeit des Romanos genommen hat, vorläufige Nachricht zu geben und in groben Zügen anzudeuten, wie etwa der historische Teil der Untersuchung sich gestalten dürfte. Es wird ja unvermeidlich sein, später im grösseren Zusammenhang noch einmal auf die ganze Frage zurückzukommen, wenn einmal der Nachlass des Dichters vollständig publiziert vorliegen und dadurch auch eine systematische Erforschung und Darstellung seiner Theologie und besonders seiner Dogmatik möglich sein wird.

[1]) Ed. de Boor 413, 8 f.

[2]) Wenn es auch für die Hauptfrage ganz gleichgiltig ist, ob sich das Datum des einen oder anderen der erwähnten Ereignisse um ein Jahr verschiebt, so könnte doch u. a. Stellung genommen werden zu den Kontroversen über die Chronologie des Theophanes. Vgl. J. B. Bury, History of the Later Roman Empire, vol. 2 (1889) 425—427. H. Hubert, Observations sur la chronologie de Théophane et de quelques lettres de papes (726—774). B. Z. 6 (1897) 491—505. E. W. Brooks, The Chronology of Theophanes 607—775, B. Z. 8 (1899) 82—97. H. Hubert, Étude sur la formation des états de l'église. Revue historique 69 (1899) 418.

Neben der schärferen Interpretation der Anspielungen auf Zeitereignisse und der chronologischen Untersuchung der Theologie des Romanos wird es sich dann besonders darum handeln — was ich übrigens schon früher betont hatte[1]) — den griechischen Text der Erzählung von den Wunderthaten des hl. Artemios aufzufinden, aus dessen slavischer Uebersetzung der unserer Wissenschaft viel zu früh entrissene V. G. Vasiljevskij den Satz hervorgezogen hat „Ein Jüngling sang Verse des hl. weisen Romanos.“[2]) Steht dieser Satz auch in dem

[1]) Gesch. d. byz. Litt.[2] S. 667.

[2]) Viz. Vremennik 1 (1894) 256—258. Da Vasiljevskij keinerlei nähere Angaben über den slavischen Bericht macht und die Ausgabe desselben wohl den meisten unzugänglich sein dürfte, so mögen hier, um die Auffindung des griechischen Originals zu erleichtern, einige Notizen über die Ausgabe und den slavischen Text gegeben werden. Die altrussischen Berichte über das Leben und die Wunder des hl. Artemios stehen in den von der Archäographischen Kommission herausgegebenen „Denkmälern der slavisch-russischen Litteratur“ (Pamjatniki slavjano-russkoj pisjmenosti) in der Abteilung „I Velikija Minei Četii. Oktjabr, dni 19—31“ St. Petersburg 1880 Sp. 1570—1679. Nach einigen kurzen Notizen über den hl. Artemios und andere am 20. Okt. gefeierte Heilige (Sp. 1570—1573) stehen hier folgende drei Stücke: 1) Sp. 1573—1633 eine slavische Uebersetzung der Vita des hl. Artemios, deren griechischer Text bei A. Mai, Spic. Rom. IV 340—397, dann in den Acta SS. Oct. VIII 856—884, endlich bei Migne, P. Gr. 96, 1251—1320 gedruckt ist. Ueber den Verfasser dieser z. T. aus Philostorgios geschöpften Erzählung vgl. P. Batiffol, Die Kirchengeschichte des Philostorgios, Röm. Quartalschr. 3 (1889) 252 bis 289. 2) Sp. 1633—1675 ein aus 34 Kapiteln bestehender slavischer Bericht über die von dem hl. Artemios nach seinem Tode verrichteten Wunder, in dessen 18. Kapitel die von Vasiljevskij beigezogene Anspielung auf die Lieder des hl. Romanos vorkommt. Ich habe den Anfang und das Ende des wegen der Altertümlichkeit der Sprache und der Ungelenkheit des Stils nicht leicht verständlichen Berichtes, dessen griechische Vorlage noch nicht bekannt ist, so gut es mir gelingen wollte, wörtlich ins Deutsche übersetzt. Anfang der Einleitung (Sp. 1633): „Wie einer, der in einen Garten gegangen ist und viele Bilder von schönen Worten (für *sloves* vermutet der Hrsgbr. *plodov* „Früchte“) zu unserer Schwächung (für *v nas oslablenie* vermutet der Hrsgbr. *v naslaždenie* „zur Erquickung“) sah und die Farben verschiedener bunter Blumen, die reich an Wohlgeruch sind, und alles schien ihm rühmens-

(sicher vorauszusetzenden) griechischen Original, dann wäre zu untersuchen, ob die Annahme Vasiljevskij's, der Bericht stamme aus dem Ende des 7. Jahrhunderts, stichhaltig ist und ob, wenn das der Fall, nicht an eine spätere Interpolation der Stelle zu denken ist.

Alle übrigen von Pitra, Stevenson, Grimm und mir vorgebrachten Argumente zu gunsten des 6. Jahrhunderts[1]) beruhen auf mehr oder weniger wahrscheinlichen Kombinationen, können aber vor der positiven Thatsache einer deutlichen Anspielung auf Siege der Araber nicht stand halten. Selbst die scheinbar so brauchbare Beobachtung, dass Andreas von Kreta den Romanos imitiert habe,[2]) hat keine absolut beweisende Kraft; denn erstens könnte, wenn wir den Romanos unter Anastasios II nach Kpel kommen lassen, Andreas († 720),

wert und er ging von dort fort und war an einem anderen Orte und da wünschte er die Wohlthat des Anblickes auch seinen Nächsten mitzuteilen; da er aber nicht alles im Gedächtnis hat, sondern nur soviel besitzt, als er mit seinem Sinne umfassen kann, so erzählt er dieses, wobei er in Versuchung ist, aus kleinen Teilen sich alles vorzustellen: etwas Aehnliches haben auch wir erlebt; da die Wunder des hl. Märtyrers zahlreich und rühmenswert sind, und wir durch jenes Gesicht ihre Offenbarung haben und wir sie auch durch Hörensagen kennen, wollen wir einen Bericht schreiben, sind aber wahrhaftig sehr in Zweifel, sie im Gedächtnis zu fassen, da ihre Menge unzählbar ist." Ende des Berichtes (Sp. 1675): „Es existiert auch ein Grab (Sarg) der wahrhaftigen Gebeine des Märtyrers Artemios, der den Kopf der Schlange zertreten hat und der auch nach seinem Tode überall besungen und gepriesen wird und in den Gegenden bekannt ist, kräftigend ihn (*ukrjepiv ego*; die Beziehung ist mir unklar) um Christi willen, unseres wahrhaftigen Gottes, ihm sei Ruhm in alle Ewigkeit. Amen." Das erste Kapitel des Berichtes (Sp. 1653 f.) erzählt von dem zwanzigjährigen Sohne des Oberarztes Anthimos, der durch die Reliquien des hl. Artemios von einer Krankheit der Testikeln geheilt wurde. Auch in mehreren der folgenden Kapitel handelt es sich um Krankheiten des erwähnten Körperteils. 3) Sp. 1675—1679 folgt der kleine Bericht über das Leben und die Wunder des hl. Artemios, dessen griechisches Original in den Menäen zum 20. Oktober steht.

[1]) S. Gesch. d. byz. Litt.[2] S. 664—668.

[2]) S. ebenda S. 667.

wenn er seinen grossen Kanon im hohen Alter gedichtet hat, immerhin ein Jugendgedicht des Romanos vor Augen gehabt haben, und zweitens lässt die Vergleichung der zwei Texte noch die Möglichkeit offen, dass Romanos für seine Strophe aus dem grossen Kanon Nutzen gezogen habe oder dass die ähnlichen Ausdrücke beider Lieder auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Zwar könnte man, um den Romanos zum Vorgänger des Andreas zu machen, mit Jacobi annehmen, der Dichter sei vielleicht noch unter Anastasios II Geistlicher an der Blachernenkirche gewesen, aber schon viel früher nach Kpel gekommen. Allein dem widerstrebt der Wortlaut der Legende, der so deutlich als möglich besagt, dass Romanos erst, nachdem er unter Kaiser Anastasios nach Kpel gekommen war, die Gabe der Hymnendichtung empfing d. h. damals noch Anfänger war. Mit der Annahme Jacobis rechnen heisst also die Legende ganz beseitigen. Wollten wir uns aber zu einem so radikalen Schritte entschliessen, dann könnten wir den Romanos gerade so gut noch bedeutend früher ansetzen, etwa in den Anfang des 7. Jahrhunderts, eine Zeitbestimmung, zu der sich Bouvy zweifelnd geneigt hatte. Zunächst aber sehe ich keinen Grund, die Legende, die uns die einzige positive Nachricht über das Leben des Romanos bietet, einfach über Bord zu werfen.

Natürlich werden bei einer abschliessenden Untersuchung auch die Gründe, welche schon früher gegen das 6. Jahrhundert vorgebracht worden sind, von neuem zu prüfen sein. Das gilt allerdings weniger von den allgemeinen Erwägungen, nach denen Christ, Jacobi und Bouvy vom 6. Jahrhundert absehen zu müssen glaubten, als von den speziellen Argumenten, die v. Funk vorgebracht hat. Nachdem er schon früher (Tübinger Theolog. Quartalschr. 61 [1879] 493 f.) darauf hingewiesen hatte, dass Romanos einen Hymnus auf die Geburt der hl. Jungfrau (bei Pitra S. 198 ff.) schrieb, ein Fest, das erst im 7. Jahrhundert aufgetaucht sein soll, hat er seine Argumente neuerdings (Tübinger Theol. Quartalschr. 80 [1898] 140 f.) in folgenden Worten zusammengefasst: „M. E. hat das

Fest Mariae Geburt, das der Dichter kennt, bei Bestimmung seiner Zeit ein grösseres Gewicht als die anderen Gründe, die man in dieser Beziehung anzuführen pflegt. Zudem handelt es sich nicht um jenes Moment allein. Es kommt weiter in Betracht, dass der Autor wiederholt von zwei Willen in Christus spricht, also eine Frage berührt, die erst im 7. Jahrhundert eine eigentliche Bedeutung gewinnt, und noch mehr, dass er, wie der Byzantinischen Zeitschrift 1893 S. 604 zu entnehmen ist, ein Gedicht auf den Sonntag *τῆς τυροφάγου* verfasste und damit eine Stufe in der Entwicklung des Osterfastens voraussetzt, die für die Zeit Anastasios' I. schwer anzunehmen ist."

Alles in allem muss ich gestehen, dass ich schon jetzt meine frühere Position für völlig erschüttert halte und von heute an bei der Bearbeitung des Romanos mit der Voraussetzung, dass er ein Autor des 8. Jahrhunderts sei, wie mit einer Thatsache rechnen werde.[1])

[1]) Inzwischen hat sich H. Gelzer, wie ich eben bei der Korrektur sehe, auch öffentlich über die Zeit des Romanos geäussert. Vgl. seine ausgezeichnete Abhandlung „Die Genesis der byzantinischen Themenverfassung", Abh. d. phil.-hist. Cl. der Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Bd. XVIII Nr. V (1899) S. 76 f.

Register.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.

Inhalt.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 8. Juli 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr Ad. Furtwängler gibt als Fortsetzung der Mitteilungen von 1897:

Neue Denkmäler antiker Kunst

wird mit vier Tafeln in den Sitzungsberichten erscheinen.

Historische Classe.

Herr J. Friedrich hält einen Vortrag:

Der geschichtliche Heilige Georg

wird in den Sitzungsberichten erscheinen.

Sitzung vom 4. November 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr W. Christ legt von Herrn Professor Ph. Thielmann in Landau i. Pfalz vor:

Bericht über das gesammelte handschriftliche Material zu einer kritischen Ausgabe der lateinischen Uebersetzungen biblischer Bücher des alten Testamentes

wird in den Sitzungsberichten erscheinen.

Herr Wecklein hält einen Vortrag:

Beiträge zur Kritik des Euripides IV.

wird in den Sitzungsberichten erscheinen.

Historische Classe.

Die Classe bestimmt einem früheren Beschlusse gemäss, dass die von dem verstorbenen Mitgliede Stieve hinterlassene

VIII. (Schluss-) Abteilung der „Wittelsbacher Briefe“

in den Abhandlungen gedruckt werden soll.

Herr Simonsfeld hält einen Vortrag:

Mailänder Briefe zur bayerischen Geschichte des 16. Jahrhunderts I.

Der Vortrag wird in den Abhandlungen erscheinen.

Der geschichtliche Heilige Georg.

Von J. Friedrich.

(Vorgetragen in der historischen Classe am 8. Juli 1899.)

Der Heilige Georg ist in der morgen- wie abendländischen Kirche einer der gefeiertsten Heiligen. Doch kam hier, wie es scheint, sein Kult erst im 6. Jahrhundert auf, und zwar zunächst auf Sicilien und in Italien. Denn dort hat er bereits gegen das Ende des 6. Jahrhunderts längst bestehende Klöster und Kirchen, da Gregor d. G. schon im Dezember 590 dem Bischof Johannes von Orvieto verbietet, das Kloster des hl. Georg fernerhin zu bedrängen, und ihn anweist, darin Messe lesen und Todte begraben zu lassen (I, 12). In einem anderen Schreiben vom 19. Mai 592 erwähnt er ein Kloster des hl. Georg, das vor 30 Jahren, also 562, auf der Massa Maratodis auf Sicilien gegründet worden sei (II, 29), und in einem dritten zwischen September und Oktober 598 heisst es von einer der Reparatur bedürftigen Kirche des hl. Georg, welche sich an einem ad sedem geheissenen Orte auf Sicilien, wie es scheint, befand: der Abt Marinianus, mit dessen Kloster sie verbunden sei, solle sie wieder herstellen, die Obsorge über sie übernehmen und darin das kirchliche Officium halten lassen (IX, 17). Doch ist nicht zu übersehen, dass die Aeusserungen Gregors d. G. nur durch einzelne an ihn gebrachte Klagen veranlasst worden sind, und dass daher die Zahl der Georgsklöster- und -Kirchen zu seiner Zeit schon weit grösser gewesen sein kann.

Im Frankenreich ist hingegen der Kult des Heiligen in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erst im Entstehen be-

griffen, und wir können sogar noch erkennen, wie er hier verbreitet wurde. Der Zeuge dafür ist Gregor von Tours, der an verschiedenen Stellen von Trägern (portitores) spricht, welche Heiligenreliquien ins Land brachten, deren Aechtheit durch Wunder bestätigt zu werden pflegte. Solche Träger hätten unter anderen Reliquien auch eine des hl. Georg an einen Ort im Gebiete von Limoges gebracht, wo einige Kleriker ein hölzernes Oratorium errichtet hatten, hätten aber, als sie des anderen Tages weiter ziehen wollten, die Reliquienkapsel erst aufheben können, nachdem sie die Reliquie mit dem Vorstand des Oratoriums getheilt hatten. Ausserdem weiss Gregor nur noch von Reliquien Georgs in einem Flecken im Gebiete von Le Mans (de glor. mart. c. 101), aber von keinen Kirchen oder Klöstern, welche den Namen des Heiligen trugen. Eine Basilika zu seinen Ehren gründet jedoch schon in jenen Jahren der Bischof Sidonius von Mainz (Ven. Fortun. Carm. lib. II. 12); im J. 633 hat von einer Georgskirche zu Amanium bei Lüttich der Diakon Adalgisil Weinberge zur Nutzniessung, welche nach seinem Tode an sie zurückfallen sollen (Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte der ... mittelrhein. Territorien I, 17), und 712 wird eine Georgskirche auf der villa Teurino in der Diözese Speier genannt, von welcher der Schenkgeber ausdrücklich bemerkt, sie sei von seinem Grossvater (avo) gebaut worden (Zeuss, Tradit. Wizenb. nr. 234. 237. Vgl. Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands II, 357. 340. 389).

Gleichwohl ist der Heilige Georg eine der problematischesten Figuren, die, je mehr Gelehrte sich mit ihr beschäftigten, desto unfassbarer wurde, so dass die einen, wie Dillmann, gestehen: „Irgend eine geschichtliche Grundlage aus der vita s. Georgii erheben zu wollen, wird ... vergebliche Mühe sein“ (Sitzgsber. der k. preuss. Akad. d. W. 1887 S. 356), die anderen, wie Budge, meinen: Georg sei keine historische Persönlichkeit, vielmehr habe das von Eusebius h. e. VIII. 5 erzählte Martyrium eines ungenannten jungen Mannes beim Ausbruch der Diokletianischen Verfolgung später die Erdichtung des Martyriums eines hl. Georg eingegeben (The Martyrdom ... of S. George of

Cappadocia p. XXX). Insbesondere gilt es aber bei den Orientalisten für ausgemacht, dass Georg, wie Gutschmid ausführlich nachzuweisen suchte, mit Mithra identisch sei, oder dass die Legende den Kampf zwischen Licht und Finsterniss im christlichen Gewande darstelle. Doch ist die Unmöglichkeit, eine geschichtliche Grundlage aus der Georgslegende zu erheben, nur scheinbar und rührt lediglich daher, dass sämmtliche Forscher, welche sich mit ihr in neuester Zeit beschäftigten, gar nicht versucht haben, ihren geschichtlichen Kern aufzufinden, obwohl z. B. Gutschmid ihn, wenigstens entfernt, streifte, und auch Budge sich des Gedankens nicht entschlagen konnte, der Zauberer Athanasius, den der hl. Georg überwand, sei mit dem hl. Athanasius von Alexandrien confundirt (p. XXXI).

Es ist dies um so auffallender, als längst verschiedene Forscher auf eine historische Persönlichkeit hingewiesen haben, deren Leben der Legende zu Grunde liegen müsse. So Joh. Isacius Pontanus, Rerum et urbis Amstelodamensium historia 1611 p. 79 sqq., den der Bollandist Papebroch in seiner von allen späteren Forschern benützten Bearbeitung der Georgslegende zu widerlegen suchte (Acta SS. April. III, 112 sq.). Derselben Meinung wie Pontanus war auch Basnage (Migne, Patrol. lat. 110, 1139), Baronius und Detlefsen.[1]) Dann hat

[1]) Baronius in seinem Martyrologium, April. 23: Alludit nimirum auctor impius ad Georgium Arianum episcopum invasorem sedis Alexandrinae, et magni Athanasii eius sedis episcopi pugnacissimum persecutorem: Athanasium enim ab Arianis esse magum appellatum, acta Tyrii conciliabuli satis docent, apud Gentiles etiam eandem de eo sparsam esse calumniam, constat ex Amm. Marc. l. 15. At Georgium Arianum episcopum, defuncto Constantio Imp. occisum esse ob eius scelera Alexandriae, relatumque a suis inter martyres, liquet, testante id etiam Marc. l. 22. Ex quibus sane apparet totam illam de actis Georgii fabulam fuisse commentum Arianorum. Und Detlefsen, Ueber einen griech. Palimpsest der k. k. Hofbibliothek (Wiener Sitzgsber. 1858) wirft S. 404 die Frage, welche die Kirchenhistoriker zu beantworten hätten, auf: „ob nämlich nicht unter jenem Magier Athanasius, der berühmte Bischof von Alexandrien, der Gegner des Arius, und unter Georg sein arianischer Gegenbischof versteckt sei, so dass diese ganze Partie der Legende

neuestens auch Döllinger in einem Briefe die nämliche Ansicht ausgesprochen: „Der erste Gegner des Athanasius (im J. 341) hiess Gregorius. Dieser starb aber nach einigen Jahren, und Kaiser Konstantius setzte dem Athanasius im J. 355 einen zweiten Gegenbischof, nämlich eben den Kappadocier Georgius entgegen. Dieser Georgius wurde im J. 361 in einem heidnischen Volksaufstand (auf die Nachricht von Julians, des eifrigen Heiden, Thronbesteigung) erschlagen. Er ist der travestirte ritterliche Heilige Georg. Nach der Legende war der Zauberer Athanasius sein Feind und Verfolger, und als Zauberer hatten wirklich die Arianer den hl. Athanasius auf einem Konzil angeklagt. — Die Legende, wie sie jetzt noch lautet, existirte schon 494 und wurde damals von dem Papste Gelasius auf einem römischen Konzil als eine Erdichtung der Ketzer verworfen. Aber der Kultus des heiligen Märtyrers (er war ja als Christ von den Heiden erschlagen worden) kam mehr und mehr empor, besonders seit den Kreuzzügen ...“ (L. v. Kobell, Erinnerungen an Döllinger S. 68). Döllinger hat damit gewiss das Richtige getroffen, aber sein rasch hingeworfener Brief führt keinen eingehenden Beweis und leidet an manchen Schiefheiten, namentlich aber daran, dass er, wie die anderen Forscher, die jetzt vorhandene älteste Version der Legende für die Urlegende hält und von dem P. Gelasius verdammen lässt. Endlich habe ich nachträglich, als ich bereits meine Abhandlung in Arbeit genommen, gefunden, dass auch Ferd. Vetter, Der Heilige Georg des Reinbot von Durne (1896), den Georg von Alexandrien als die Unterlage der Georgslegende eingehend behandelt und Manches, was ich zu sagen habe, vorweggenommen hat. Gleichwohl ist ihm Manches entgangen, oder von ihm nur vermuthungsweise hingestellt; und auch die Entwicklung der Legende ist nach meiner Auffassung eine andere, als er annimmt; ohne deren richtige Erkenntniss hängt

nichts anderes wäre, als eine von den griechisch-ägyptischen Arianern verfasste Tendenzschrift, ein Pamphlet gegen die siegreiche katholische Kirche. In diesem Punkte liegt die Bedeutung, welche unser Palimpsest für den eigentlichen Kirchenhistoriker haben könnte.“

aber immer noch die Behauptung, der Märtyrer Georg sei der Gegenbischof des Athanasius, mehr oder weniger in der Luft.

Das spätere Leben Georgs von Kappadokien ist, da er in Alexandrien dem hl. Athanasius als Bischof entgegengestellt wurde, ziemlich gut bekannt.

Der arianische Streit war noch nicht ausgetragen, und die Folge davon war eine allgemeine Beunruhigung des Reiches. Kaiser Konstantius lag es daher, wie er wenigstens angab, sehr am Herzen, den Frieden unter den Parteien wieder herzustellen, was nach seiner Meinung nur dadurch geschehen konnte, dass die nicänisch glaubenden Bischöfe mit den Arianern in kirchliche Gemeinschaft treten würden, und auf der Synode von Mailand 355 gelang es ihm in der That, dass auch sämmtliche abendländische Bischöfe bis auf einige wenige Athanasius, den Hauptstreiter für das Nicänum, aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen und in die der Arianer eintraten. Athanasius wurde als Papas von Alexandrien abgesetzt und vertrieben, und an seine Stelle der arianisch gesinnte, gelehrte Georg von Kappadokien gesetzt (355), der, wenn er nach der historia acephala 18 volle Monate in Alexandrien gewesen und am 2. Oktober 357 von dort vertrieben worden wäre, im Februar 356 angekommen sein müsste.[1]) Es musste ihm aber erst Platz gemacht werden, und der Dux Syrianus und der Notar Hilarius führten es aus. Sie sandten alle Truppen aus Aegypten und Libyen nach Alexandrien voraus und drangen, als sie selbst angekommen waren, Nachts in die Kirche des Theonas, wo Athanasius Gottesdienst hielt. Er entkam indessen und hielt sich verborgen. Gleichwohl blieben die Athanasianer noch vier Monate im Besitze der Kirchen, bis der Präfekt Kataphronius als Rektor und Eparch und der Comes Heraklius nach Alexandrien kamen, vier Tage nach ihrer Ankunft den Athanasianern die Kirchen

[1]) Vetter p. V lässt Georg schon ein erstes Mal Bischof von Alexandrien unmittelbar nach dem Kappadokier Gregor werden. Der „Vorbericht zu den Festbriefen des hl. Athanasius“ und die historia acephala wissen nichts davon. Larsow, Die Festbriefe des hl. Athanasius etc. 1852. S. 32 ff.

nahmen und den Anhängern des Georg übergaben. Endlich in der Fastenzeit kam der neue Papas selbst an und „übte", wie der „Vorbericht zu den Festbriefen des hl. Athanasius" sich schablonenhaft[1]) ausdrückt, „viele Gewaltthaten aus", welche Athanasius weiter ausmalt: Jungfrauen seien nach der Osteroktav in den Kerker gestossen, Bischöfe in Fesseln von Soldaten abgeführt, Waisen und Wittwen die Wohnungen und Getreidespenden entzogen worden u. s. w. Noch Schlimmeres sei in der Woche nach Pfingsten verübt worden, als das Volk, welches die Kirchengemeinschaft des Georg verabscheute, auf dem Cömeterium zum Gebete zusammengekommen, und der Dux Sebastianus, ein Manichäer, von dem erzbösen Georg aufgestachelt, mit seinen Soldaten auf die Betenden eingedrungen sei. Da habe man Jungfrauen, um sie zu zwingen, Arianerinnen zu werden, an das Feuer eines angezündeten Scheiterhaufens gebracht, und als sie standhaft blieben, ihr Gesicht so zerschlagen, dass sie noch nach vielen Tagen kaum zu erkennen waren; 40 Männer aber habe man mit neu geschnittenen stacheligen Palmzweigen so zugerichtet, dass einige längere Zeit sich der Chirurgen bedienen mussten, andere an ihren Verletzungen starben; die noch übrigen habe man auf die grosse Oase verbannt, während die Verstorbenen unbegraben liegen blieben.

Doch diese Schilderung stammt von dem persönlichen Gegner Georgs, und auch sonst haben wir keine unparteiische Berichte über diese Vorgänge, welche zum Theil gewiss nur die Folgen der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Alexandrien und Aegypten waren, zum Theil auf die Rechnung der Ausführenden zu setzen sind, und wobei noch überdies verschwiegen ist, was die Anhänger des Athanasius gegen Georg und die Seinigen thaten, obwohl sich nachweisen lässt, dass auch sie nicht vor aggressivem Widerstande zurückschraken. Doch auf diese Weise, sagt die historia acephala, behauptete

[1]) Das Gleiche sagt der „Vorbericht" auch von Gregorius dem Kappadokier, Larsow, S. 30.

sich Georg als Papas 18 volle Monate auf dem alexandrinischen Patriarchenstuhl, während Athanasius sich in der Stadt verborgen hielt. Er trat aber nicht blos gegen die Athanasianer schonungslos auf, sondern verletzte auch die Heiden tief. Denn da sein Gönner Konstantius eben 356 das schon früher zugleich mit seinem Bruder Konstans erlassene Gesetz erneuerte, welches die Schliessung aller Tempel anordnete und bei Todesstrafe und der Strafe der Vermögenskonfiskation jedes Opfer verbot (c. 4. Cod. Theod., XVI. 10 und c. 6. Cod. Theod., XVI. 10, vgl. Löning, Gesch. des deutsch. Kirchenrechts I. 44), so glaubte Georg es mit allem Eifer in Alexandrien ausführen zu sollen, um, so viel an ihm lag, das Wenige noch zu leisten, was nach diesen Gesetzen fehlte, um „den Teufel gründlich zu Boden zu schlagen und die unheilbringende Ansteckung des Götzendienstes zu vernichten" (Matern. Firmic., de err. profan. relig. c. 21, bei Löning S. 45). Der „Götterfeind", wie Kaiser Julian ihn nennt, verbot den Heiden, Opfer darzubringen und ihre festlichen Tage nach ihrem Ritus zu feiern, rief den Dux von Aegypten und nahm mit seiner Hülfe die Bilder, Weihegeschenke und sonstigen Schmuck der Tempel hinweg. Und als die Heiden sich darüber empörten und ihres Gottes oder vielmehr dessen, was ihm geweiht war, annehmen wollten, wagte der Dux auch noch Bewaffnete gegen sie zu senden. Das ertrug das wüthende Volk nicht mehr. Am 29. August 357 stürzte es sich auf die Kirche des Dionysius, wo Georg Gottesdienst feierte. Es fehlte wenig, so hätte es ihn ermordet. Nur mit Gefahr und unter grossem Kampfe wurde er befreit; aber halten konnte er sich nicht mehr. Zehn Tage nach der Empörung vertrieben die Athanasianer ihn auch aus Alexandrien, und nahmen nach weiteren neun Tagen auch die Kirchen in Besitz, um sie nach zwei Monaten und vierzehn Tagen wieder an die Georgianer, denen der Dux Sebastianus zu Hülfe kam, zu verlieren.

Nun brachten sowohl Georg, der sich nach Sirmium an das kaiserliche Hoflager begab, als die Alexandriner ihre gegenseitigen Beschwerden bei Kaiser Konstantius an, der auch in

einem Schreiben die Synoden von Rimini (?) und Seleukia beauftragt haben soll, über die dem Georg von den Aegyptern vorgeworfenen Unthaten (rapinas et contumelias) zu erkennen (Soz. IV. 17). Aber noch ehe die Synode von Seleukia ihren Anfang nahm, erschien der Notar Paulus in Alexandria, legte einen kaiserlichen Befehl zugunsten Georgs vor und nahm Rache an den Aufständischen. Musste dieses bereits den Zorn der Alexandriner aufs neue gegen Georg erregen, so noch mehr, dass er nach Ammianus Marcellinus (XXII. 11, 6) den Kaiser u. a. belehrte, alle Häuser Alexandriens, das von seinem Gründer Alexander auf staatlichem Grunde erbaut worden sei, müssten rechtlich dem Fiskus nutzbar gemacht werden.

Zugleich nahm Georg, da Kaiser Konstantius eben wieder die Abhaltung einer Synode befohlen hatte, lebhaften Antheil an den kirchlichen Angelegenheiten, unterschrieb die in Sirmium entworfene und vom Kaiser bestätigte vierte syrmische Formel (Socrat. II. 37; Hefele, Conc. Gesch. I, 699) und betheiligte sich an der Synode von Seleukia, welche Mitte September 359 zusammentrat und von ungefähr 160 Bischöfen, etwa 140 Semiarianern und nicht über 30 Homousiasten, besucht war. Auf Seite der ersteren stand auch der hl. Cyrillus von Jerusalem, auf der der letzteren der hl. Hilarius von Poitiers, der sich nicht weigerte, sich von den Anwesenden in ihre Kirchengemeinschaft aufnehmen zu lassen und mit ihnen zu verkehren, „in einer Zeit, wo nur dadurch die Besiegung des eigentlichen Arianismus gehofft werden konnte, und die meisten der Semiarianer selbst nicht äusserlich von der Kirche getrennt waren“ (Hefele I, 713).

Die Synode begann schon mit Streitigkeiten über die Frage, was zuerst verhandelt werden solle, die Anklagen, welche gegen eine Reihe von Anwesenden, auch gegen Georg, erhoben worden waren, oder der Glaube, und theilte sich in zwei Parteien. An der Spitze der einen, nur etwa 30—40 Köpfe starken, standen Acacius von Cäsarea in Palästina, Georg von Alexandrien etc., welche zuerst über den Glauben verhandelt

wissen wollten, an der Spitze der anderen Georg von Laodicea in Syrien etc. Endlich überwog gleichwohl die Meinung, dass über den Glauben zuerst verhandelt werden solle. Als dann aber Acacius, Georg und ihre Anhänger das nicänische Glaubensbekenntniss abrogirt und ein anderes abgefasst, die Gegenpartei an dem von Antiochien in encaeniis (341) festgehalten wissen wollte, verliessen jene, nachdem bis zum Abend discutirt worden war, die Sitzung, und unterzeichneten Georg von Laodicea und seine Anhänger — ob auch die Homousiasten und unter ihnen Hilarius von Poitiers, ist ungewiss — hinter verschlossenen Thüren das antiochenische Glaubensbekenntniss. Nun gingen auch die anderen vor. Am dritten Tage verlas der kaiserliche Kommissär Leonas eine Glaubensformel des Acacius, welche auch Georg von Alexandrien und die übrigen zu Acacius Haltenden unterschrieben: „Wir fliehen nicht vor der authentischen Glaubenserklärung, welche zu Antiochien in encaeniis veröffentlicht wurde, zurück, sondern führen sie voraus an, wenn auch unsere Väter zumeist zu dem damals gegebenen Zwecke zusammengekommen waren. Nachdem aber die Ausdrücke *ὁμοούσιον* und *ὁμοιούσιον* viele in früheren Zeiten verwirrt haben und noch jetzt verwirren, ausserdem neulich der Ausdruck *ἀνόμοιον* in Betreff des Verhältnisses des Sohnes zum Vater als Neuerung von einigen eingeführt worden sein soll, so verwerfen wir deshalb sowohl das *ὁμοούσιον* als das *ὁμοιούσιον* als der Schrift unbekannt, belegen das *ἀνόμοιον* mit dem Anathem und halten dafür, dass alle diejenigen, welche so denken, ausser der Kirche stehen. Wir bekennen aber unbezweifelt, dass der Sohn dem Vater ähnlich ist, nach dem Apostel, der vom Sohne sagt: „Welcher ist das Bild Gottes, des Unsichtbaren“ (Kol. 1, 15). Wir bekennen also und glauben an Einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und Erde, der sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Wir glauben aber auch an unseren Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, der aus ihm, ohne ihn zu verändern (*ἀπαθῶς*), vor allen Zeiten geboren wurde, Gott Logos aus Gott, eingeboren, Licht, Leben, Wahrheit, Weisheit, durch den alles ge-

worden ist, was im Himmel und auf Erden ist, Sichtbares und Unsichtbares. Wir glauben, dass dieser am Ende der Zeiten zur Tilgung der Sünde Fleisch aus der heiligen Jungfrau Maria angenommen hat, Mensch geworden ist, für unsere Sünden gelitten hat, auferstanden und in den Himmel aufgefahren ist, sitzet zur Rechten des Vaters und wiederkommen wird in Herrlichkeit, zu richten Lebende und Todte. Wir glauben auch an den hl. Geist, den der Heiland unser Herr auch Paraklet genannt hat, versprechend, dass er ihn nach seinem Weggange den Jüngern senden werde, den er auch sandte, durch den er auch die in der Kirche Glaubenden und im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Getauften heiligt. Wer ausser diesem Glauben etwas anderes verkündigt, gehört nicht der Kirche an" (Socr. II. 40).

Dieses Glaubensbekenntniss hat insofern für unsere Frage einen Werth, als man aus ihm Georgs kirchliche Stellung genau erkennen kann. Er war ihm zufolge aber vor allem kein Anomöer (gegen Theodoret. II. 23 und Epiphan. haer. 76) und bekannte sich mit den anderen Konzilsmitgliedern zu dem Glaubensbekenntnisse von Antiochien in encaeniis, nur insofern über dasselbe hinausgehend, als dieses das *ὁμοούσιον* gar nicht erwähnt, Georg es aber wegen der darüber entstandenen und noch immer fortdauernden Streitigkeiten zugleich mit dem *ὁμοιούσιον* verwirft und dennoch die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater bekennt. Freilich findet es Hilarius tadelnswerth, dass es heisse: ähnlich mit dem Vater, nicht mit Gott, woraus er folgert: sie wollten sagen: der Sohn sei Gott unähnlich. Das scheint mir indessen zu weit gegangen, da das Glaubensbekenntniss die Aehnlichkeit ausdrücklich mit dem Apostel auf den unsichtbaren Gott bezieht.

Wichtiger müsste der Vorgang in der vierten Sitzung erscheinen, in welcher die Acacianer auf die Frage: wie sie es verstehen, dass der Sohn dem Vater ähnlich sei? erklärt hätten: nur dem Willen, nicht der *οὐσία* nach sei der Sohn dem Vater ähnlich; allein dem widerspricht ihre eidliche Ver-

sicherung in Konstantinopel, sie behaupteten keineswegs, dass der Sohn der Substanz nach dem Vater unähnlich sei (Sozom. IV, 23). Man kann indessen darüber hinweggehen, da nichts davon gesagt ist, ob auch Georg jene Ansicht vertrat oder in welchem Sinne er die Aeusserung auffasste: denn die Worte: nur dem Willen, nicht der *οὐσία* nach sei der Sohn dem Vater ähnlich, können auch bedeuten: der Sohn ist „Gott Logos", wie es in ihrem Glaubensbekenntnisse heisst, und das ist eben seine Natur, seine *οὐσία*, wie die des Vaters das Gott-der-Vater-sein, wonach dann allerdings eine *ὁμοουσία* wie eine *ὁμοιουσία* geleugnet werden konnte.

Mit dieser vierten Sitzung schloss das eigentliche Konzil, da sich der kaiserliche Kommissär Leonas zur Wiederaufnahme der Sitzungen nicht mehr bewegen liess. Es war demnach auch nur eine ausserkonziliare Versammlung, wenn die Majorität gleichwohl noch zusammentrat, um über die gegen eine Anzahl von Bischöfen erhobenen Anklagen zu erkennen. Auch Georg wurde mehrmals von ihr zum Erscheinen aufgefordert und da er sich nicht stellte, zugleich mit mehreren anderen abgesetzt, nicht aber, wie Asterius u. a., aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Selbstverständlich kümmerte sich aber Georg nicht um diesen Spruch und kehrte, wie es scheint, von Seleukia aus nach Alexandrien zurück (Hefele I, 719), obwohl die historia acephela ihn erst am 26. November 361 dort ankommen lässt. Auf dem Konzil von Konstantinopel 360, das ihm in einem Schreiben die Verdammung des Aëtius, des Begründers des Anomöismus, mittheilte, war er wenigstens nicht mehr (Theodoret. II, 24).

In Alexandrien standen die Dinge für Georg nicht günstig. Die Bewohner hatten inzwischen durch den Notar Paulus erfahren müssen, dass der Kaiser ihnen gegen Georg Unrecht gegeben habe, und viele von ihnen waren sogar wegen des Papas gestraft worden. Dann hatten der Eparch Faustinus und der Dux Artemius, „um den Bischof Athanasius aufzusuchen, das einfache Haus und die kleine Zelle des allzeit keuschen Eudämonis betreten und diesen grausam gemartert",

war Artemius an der Spitze seiner Truppen sogar ins Kloster Phbou, am östlichen Nilufer, wo er Athanasius vermuthete, gedrungen (Larsow S. 37), und hatte sich nach Sozomenus zu den übrigen Gegnern Georgs ein neues feindliches Element gesellt — die Mönche, welche ihn der Perfidie und Arroganz beschuldigten und wegen ihrer Tugend und philosophischen Lebensweise die Menge auf ihrer Seite hatten (Sozom. IV. 10). Es bedurfte nur eines Anlasses, und der Volkshass musste sich Luft machen. Doch wie wenn Georg die Gefahr, in welcher er schwebte, nicht gekannt hätte, fuhr er auch nach seiner Rückkehr fort, in seiner früheren Weise zu handeln. Heiden und Christen, erzählt Sozomenus, welche nicht wie er dachten, nicht wie er Gott verehrten, wurden von ihm unterdrückt und verfolgt, bis er endlich an die Zerstörung eines Tempels ging und dadurch die Volkswuth gegen sich entfesselte — eine Thatsache, welche feststeht, aber von den Schriftstellern verschieden erzählt wird.

Nach Ammianus Marcellinus hätte Georg, als er an dem Tempel des Genius vorüberging, und nachdem Fackeln an das Gebäude gelegt, gesagt: „Wie lange wird dieses Grabmal noch stehen?" — eine Aeusserung, die viele, welche sie hörten, wie ein Blitz getroffen habe, weil sie fürchteten, „dass er auch ihn zu zerstören trachte," und sie, so viel sie konnten, im Geheimen Anschläge zu seinem Verderben habe schmieden lassen. Als nun gar die erfreuliche Kunde eingetroffen, Artemius sei hingerichtet worden (ex duce Aegypti Alexandrinis urgentibus atrocium criminum mole supplicio capitali multatus est), sei das Volk, gehoben von der unerwarteten Freude und knirschend vor Wuth, auf Georg eingedrungen und habe ihn gefangen, verschiedenartig gepeinigt und mit den Füssen zertreten. Zugleich mit ihm seien aber auch der Vorsteher der Münze Dracontius und der Comes Diodorus, welche sich ebenfalls an dem heidnischen Kult vergangen hatten, getödtet worden. Doch damit nicht zufrieden, habe die unmenschliche Menge noch die zerfleischten Leichname der Gemordeten auf Kameele geladen, ans Ufer oder an den See (litus, al. lacus) geführt und ver-

brannt, die Asche aber ins Meer (oder in den Mareasee, Marea, *Magεία?*) gestreut (XXII, 11, 7—10).[1])

Nach Sokrates, dem Sozomenus nacherzählt, hätte Georg das längst verlassene und leere Mythräum, welches Kaiser Constantius der alexandrinischen Kirche geschenkt hatte, reinigen lassen, um eine Kirche dort zu bauen. Als man nun bei dieser Arbeit eine tiefe Höhle mit den Mysterien der Heiden und Schädel von Jünglingen und Greisen, welche einst dort geschlachtet worden, gefunden, hätten die Christen die Mysterien zur Schau und zum Spott öffentlich ausgestellt und die nackten Schädel der Menge gezeigt. Diesen Spott hätten die Heiden nicht ertragen: zornentbrannt wären sie auf die Christen eingestürmt und hätten viele von ihnen hingemordet, den Georg aber aus der Kirche, wo er nach Philostorgios eben einem Konzil präsidirte und die aëtianisch Denkenden zur Unterschrift des gegen Aëtius gerichteten Schreibens der Synode von Konstantinopel zwang (ex libr. VII, 2), herausgezogen, auf ein Kameel gebunden, zerfleischt und zugleich mit dem Kameel verbrannt (III, 2).

Und ebenso schildert gleich nach Georgs Tode Epiphanius dessen Ende. Von den Heiden umzingelt, habe Georg vieles leiden müssen; darauf habe man ihn auf ein Kameel gesetzt, mit Knütteln geschlagen und beinahe durch die ganze Stadt gezogen, — Misshandlungen, unter denen er seinen Geist aufgegeben. Den Leichnam aber habe man zugleich mit vielen Gebeinen von Thieren und Bestien verbrannt, die Asche in die Winde zerstreut (haer. 76).

Doch so summarisch war nach der um 385 in Alexandrien geschriebenen historia acephala das Verfahren nicht. Sie

---

[1]) Diese Exekution scheint in Alexandrien öfter vorgekommen zu sein. So zitirt Euseb. h. e. IV, 41 aus einem Schreiben des Alexandrinischen Bischofs Dionysius an Bischof Fabius von Antiochien: Alter nomine Cronion qui Eunus cognominabatur, nec non et senex ipse Julianus, quum Christum confessi essent, per universam urbem . . . camelis insidentes, flagris sublimes verberati, tandem ardentissimo igne circumfusa totius populi multitudine consumpti sunt.

erzählt: Fünf Monate nach dem Notar Paulus und nach einer Abwesenheit von drei Jahren und zwei Monaten ist Georgius am 26. November 361 nach Alexandrien zurückgekehrt, hat aber nur drei Tage dort in Sicherheit zugebracht: denn als am vierten Tage nach seiner Rückkehr der Präfekt Gerontius den Tod des Konstantius und die Alleinherrschaft des Julianus verkündigte, erhoben die Alexandriner und Alle ein Geschrei gegen Georg, nahmen ihn in Haft, fesselten und warfen ihn in den Kerker, wo er 24 Tage blieb. Am 25. Tage holte fast das ganze Volk der Stadt ihn zugleich mit dem Comes Drakontius, dem Vorsteher der fabrica Dominica, quae dicitur Caesarium, aus dem Kerker, tödtete beide, führte ihre Leichname mitten durch die Stadt, den des Georg auf einem Kameel, den des Drakontius an Stricken, und verbrannte sie, nachdem es ihnen diese Beschimpfungen angethan, um die siebente Stunde (Larsow S. 38).

Die Thatsache steht demnach fest, dass Georg gefesselt, in den Kerker geworfen, getödtet und verbrannt, seine Asche aber entweder ins Meer (Maream?) nach Ammianus Marcellinus oder in die Luft nach Epiphanius zerstreut wurde, — und ich konstatire sie, weil ich später darauf zurückkommen werde.

Die grausame That machte ungeheures Aufsehen und veranlasste sogar Kaiser Julian, den Alexandrinern darüber Vorwürfe zu machen (ep. 10). Wenn sie, wie er vermuthe, Zorn und Wuth, die sie übermannt, geltend machten, so könne er diese Entschuldigung nicht angehen lassen. „Sagt mir, beim Serapis, welche Unthaten waren es, derentwegen ihr euren Unmuth an Georg ausliesset. Ihr werdet sagen, dass er Konstantius hochseligen Angedenkens gegen euch aufreizte und ein Heer in die heilige Stadt führte, dass der Strategos Aegyptens den heiligsten Tempel des Gottes nahm, die Bilder, Weihegeschenke und den Schmuck der Tempel raubte, über euch, als ihr darüber mit Recht unwillig waret und den Gott oder vielmehr seine Schätze schützen wolltet, ungerechter und unbilliger Weise Bewaffnete zu schicken wagte, der aber vielleicht, mehr Georg als Konstantius fürchtend, sich selbst vor-

sah." Aber trotzdem hättet ihr nicht eigenmächtig vorgehen, sondern die Gerechtigkeit walten lassen sollen; sie hätte euch unschuldig und rein von jedem Verbrechen bewahrt, den aber, welcher unsühnbare Verbrechen begangen, gestraft und die Verächter der Götter gewitzigt. Unlängst habe ich euch in einem Schreiben gelobt; „jetzt, bei den Göttern, kann ich euch eurer Gesetzwidrigkeit wegen nicht loben. Ein Volk wagt es, wie Hunde einen Menschen zu zerfleischen," ohne sich dessen nachher zu schämen. „Aber Georg verdiente, solches zu leiden. Gewiss, ja ich gestehe, vielleicht noch Schlimmeres und Bitteres," aber ich kann nicht zugeben, dass er es von euch leiden musste. Dafür sind die Gesetze da, die von allen privatim und öffentlich beobachtet werden müssen. Doch will ich es bei dieser Mahnung bewenden lassen und nicht strafend gegen euch einschreiten.

Nach Ammianus Marcellinus wäre der Kaiser zu dieser Milde durch den Umstand bewogen worden, dass die zu grausamem Tode geführten erbarmungswürdigen Menschen mit Hülfe der Christen hätten vertheidigt werden können, wenn nicht alle unterschiedslos von Hass gegen Georg erfüllt gewesen wären. Und diese schlimme Anklage scheint auch die historia acephala zu bestätigen, wenn sie beim Ausbruch der Empörung „die Alexandriner und alle" gegen Georg schreien, ihn fesseln und in den Kerker werfen und nur an seinem Tode „fast das ganze Volk der Stadt" betheiligt sein lässt. Es ging auch sogleich die Rede, entweder dass, wie Philostorgius angibt, Athanasius selbst durch seinen Rath zu dem Verbrechen aufgestachelt habe, oder dass diejenigen Georg gemordet haben, welche ihn um des Athanasius willen hassten (Socr. III, 3). Erst Sozomenus lässt die Arianer selbst das Gerücht verbreiten (V, 7). Aber es bleibt immerhin merkwürdig, dass beide den Verdacht nicht durchaus abzuweisen wagen. So erklärt Sokrates: „Ich meine, dass die Hassenden in Aufständen mit den Unrecht Thuenden zugleich angreifen; wenigstens beschuldigt das Schreiben des Kaisers (Julian) mehr die Heiden als die Christen;" und Sozomenus schreibt: „Ich glaube, es war mehr die That

der Heiden, wenn ich erwäge, dass sie mehr und schwerere Gründe des Hasses gegen Georg hatten ... Und dass es sich so verhalte, bezeugt der Kaiser selbst, der es gewiss nie gestanden hätte, wenn ihn nicht die Wahrheit selbst dazu gezwungen hätte; denn ich meine, er würde es lieber gesehen haben, dass die Christen oder andere die Mörder des Georg gewesen wären, als die Heiden."

Wie dem immer sein möge, sogar dem Heiden Ammianus Marcellinus kommt sogleich der Gedanke, Georg und seine Genossen seien christliche Märtyrer, indem er die Mörder aus dem Grunde Georgs Asche in das Meer streuen lässt, damit ihm nicht, wie anderen christlichen Märtyrern, eine Kirche errichtet werde (cineres proiecit in mare id metuens, ut clamabat, ne collectis supremis aedes illis extruerentur ut reliquis, qui deuiare a religione compulsi pertulere cruciabiles poenas, ad usque gloriosam mortem intemerata fide progressi, et nunc martyres appellantur, XXII, 11, 10). So dachten ohne Zweifel auch die Athanasianer, nicht aber, wenn darüber auch nichts gemeldet wird, die Georgianer und die Semiarianer überhaupt. Sie waren geradezu gezwungen, Georg als christlichen Märtyrer zu betrachten, und es wird sich zeigen, dass sie es wirklich thaten, und dass der Kult des Georg gerade in Alexandrien seinen Ursprung hat. Wurde doch auch der mit Georg so eng verbundene Dux Artemius, den man gewöhnlich unter dem von Kaiser Julian erwähnten Strategos Aegyptens (al. *βασιλεὺς τῆς Αἰγύπτου*) versteht, als Märtyrer, und zwar zunächst von den Semiarianern, gefeiert.

Doch auch die Nicäner legten sich schon ein Jahrzehnt nach Georgs Tode die Frage vor, ob er nicht als Märtyrer gefeiert werden müsse. Denn so ist Epiphanius (haer. 76) zu verstehen, nicht, wie Pontanus meint, dass er den bereits von einigen begonnenen Kult des Georg tadeln wollte (p. 79), worauf dann allerdings Papebroch antworten konnte, Pontanus habe mala fide den Epiphanius dafür angeführt, dass zu seiner Zeit einige Georg als Märtyrer zu verehren angefangen hätten (Acta SS. April. III, 113). Davon sagt Epiphanius nichts.

aber auch Papebroch hat mit dieser Antwort das Zeugniss des Epiphanius nicht überhaupt beseitigt. Die Hauptsache ist vielmehr, dass Epiphanius zuerst Georg als Arianer darstellt: Er habe den Aëtius, den Urheber des Anomöismus, zum Diakon geweiht (was unrichtig ist) und sei der Bischof der Arianer und Meletianer zugleich gewesen, der nämliche, der auf die schon oben geschilderte Weise ermordet und verbrannt worden sei; dass er dann aber fortfährt: „Wegen des Georg könnte uns jemand den Einwurf machen: Wenn er dieses von den Heiden gelitten hat, kann er nicht als Märtyrer betrachtet werden?" Muss diese Frage, sofern sie einen Semiarianer betraf, schon überraschen, so noch mehr die darauf gegebene Antwort: „Gewiss; wenn er für die Wahrheit einen solchen Kampf bestanden und von den Heiden aus Missgunst oder wegen des Bekenntnisses des christlichen Namens diese Strafen erlitten hätte, so würde er zweifellos unter die Märtyrer und in Wahrheit unter die nicht kleinen zu versetzen sein" (*ὄντως ἐν μάρτυσι καὶ οὐκ ἐν μικροῖς ἐτέτακτο*); aber nicht wegen des Bekenntnisses Christi habe er dies ausgestanden, sondern wegen der Unthaten und Gewaltthätigkeiten, mit welchen er zur Zeit seines Episkopats, wie er diesen immer geführt haben mag, die ganze Stadt und das Volk unterdrückt hat u. s. w. Dass Georg Arianer und der Gegenbischof des Athanasius war, das hätte es also nicht unmöglich gemacht, ihn als Märtyrer zu betrachten und zu verehren; die einzige Frage ist vielmehr die: Ist Georg von den Heiden aus Missgunst oder um des christlichen Bekenntnisses willen gemordet worden? Epiphanius, der merkwürdigerweise Georg nicht als den „Götterfeind" kennt und sein Auftreten gegen den heidnischen Kult verschweigt, verneint allerdings die Frage, aber gerade aus seiner Erörterung ergibt sich mit Nothwendigkeit die Folgerung, dass diejenigen, welche sie bejahten, nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hatten, Georg als Märtyrer zu feiern, und zwar *οὐκ ἐν μικροῖς μάρτυσι*, also als Megalomartyr, als welcher er wirklich später verehrt wurde, gleichwie sein Gefährte, der Dux Artemius (Simeon Metaphr. bei Migne 115, 1160).

Die nächste Entwicklung ist, da positive Zeugnisse nicht darüber aufklären, dunkel. Doch meine ich, einige Spuren entdeckt zu haben, welche die Lücke auszufüllen geeignet sein dürften. Es wurde oben bemerkt, dass die Anhänger und Gesinnungsgenossen Georgs, welche sich ja in Alexandrien noch länger hielten und unter Kaiser Valens aufs neue im Reich erstarkten, sich ihren Glaubenszeugen nicht entreissen lassen konnten. Dann musste aber eine ihrer nächsten Sorgen die Abfassung eines Martyriums für Georg sein, um die Erinnerung an sein Geschick wach zu erhalten. Nun ist ein solches allerdings nicht mehr vorhanden, aber wenn sich noch in den sehr späten Ueberarbeitungen der Legende Spuren nachweisen lassen, welche auf eine bestimmte Zeit, Gegend und kirchliche Richtung hindeuten, so müssen sie wohl zur Grundlage der Legende gehört haben. Das ist hier wirklich der Fall. So, wenn in dem Gebet vor der ersten Hinrichtung, welches noch gegenwärtig eine Formel eines Glaubensbekenntnisses zur Grundlage hat, Phrasen vorkommen, welche auf Origenes und das Alexandrinische Symbolum sowie auf die semiarianischen Symbole des 4. Jahrhunderts hinweisen, z. B. im Sangallensis (= S, Ber. der k. sächs. Ges. der Wiss. 1875, XXVII, 296) c. 8: Deus, qui es ante omnem creaturam und qui ante secula eras. Origines: ante omnem creaturam natus ex Patre: Forma Alexandrina: *τὸν πρὸ αἰώνων ἀϊδίως τοῦ πατρὸς γεννηθέντα*; Professio Arii: *τὸν ἐξ αὐτοῦ πρὸ πάντων τῶν αἰώνων γεγεννημένον* (Denzinger Enchir.[3] p. 6); Socr. II, 10 (und 30): *πρὸ πάντων τῶν αἰώνων ὑπάρχοντα*, und: *τὸν γεννηθέντα πρὸ πάντων τῶν αἰώνων ἐκ τοῦ πατρός*, — Phrasen, welche Denzinger (p. 6) geradezu als dem Arius und den arianischen Formeln eigenthümlich erklärt. Und das nämliche gilt von S c. 8: domine deus, quia tu voluisti aparere in tempore novissimo de celo sancto tuo, denn auch diese Phrase ist ächt Alexandrinisch, wie Denzinger zeigt, und kommt immer wieder in semiarianischen Bekenntnissen vor (Socr. II, 10 (zweimal), 30).

Die gleiche Erscheinung bietet aber auch die Version des Gallicanus (= G, Ber. der k. sächs. Ges. der W. 1874, 26, 53).

G c. 8: Memor sum domine Jesu Christe mandatorum tuorum, cuius imperium permanet in eternum et in seculum seculi, von welchem Satze der zweite Theil wieder der Forma Alex. eigenthümlich ist und sich in den semiarianischen Bekenntnissen wiederholt (Socr. II. 18. 19. 30). Ferner G c. 8: Antequam caelum et terram faceres ipse es . . . quem nullus hominum novit, eine Formel, welche, soweit ich augenblicklich sehe, ebenfalls nur in semiarianischen Symbolen, an deren Abfassung Georg selbst betheiligt war, sich findet (*καὶ τούτου τὴν γένεσιν . . . μηδένα γινώσκειν*, Socr. II. 30. 37). Endlich auch in G c. 8: domine deus meus, qui in postera tempora misisti nobis unicum filium tuum d. J. C.,[1]) welche letzte Phrase sich auch in der koptischen Uebersetzung findet: O Lord God Who, in the last days, send into the world Thy only begotten Son (Budge S. 211): und die folgende: I will worship one God the Father of our Lord Jesus Christ (S. 205) kommt meines Wissens nur im Symbolum apostolicum der Alexandrinischen Kirche vor: *Πιστεύω εἰς ἕνα . . . θεόν, τὸν πατέρα τοῦ Χριστοῦ.*

Ich schliesse daraus, dass die ursprüngliche Legende des Georg wirklich in dem semiarianischen Kreise in Alexandrien, und zwar zu einer Zeit entstanden ist, wo die semiarianischen Symbole aus der Zeit Georgs noch in frischer Erinnerung und Geltung gewesen sein müssen. Ein ähnliches Beispiel bietet die Legende des Dux Artemius. Sie ist zwar ganz im nicänischen Sinne umgearbeitet, aber eine semiarianische Phrase der Synode von Antiochien in encaeniis (341), welche mehr oder weniger vollständig immer wieder von den Semiarianern, z. B. zu Sirmium und Seleukia, wo Georg selbst anwesend war, gebraucht wurde, ist doch darin stehen geblieben. Migne. 115.

[1]) G c. 8 (auch Budge S. 212): qui in ventris cubiculum virginis ei maiestas inclusit, quod nullus hominum potuit intelligere unicum dei filium natum d. J. C. — scheint auf die historia Josephi c. 14 zurückzugehen: peperit me in terra mysterio, quod nec penetrare nec capere potest ulla creatura, oder im sahidischen Text: genuit me mater mea in spelunca, quam nec nominare licet nec quaerere, neque est in tota creatione homo, qui eam noverit . . . Tischendorf, Evang. apocr.[2] p. 128

1207: Deus ex Deo, solus ex solo, rex ex rege, qui es ... Socr. II. 10: Deum ex Deo, totum ex toto, solum ex solo, perfectum ex perfecto, regem ex rege (vgl. Socr. II. 37. 41). Der Verfasser der ursprünglichen Artemius-Legende muss daher in der Zeit gelebt haben, wo man noch an diesen Bekenntnissen festhielt, also nicht lange nach dem Tode des Artemius. Wenn man aber für diesen Genossen des Georg ein Martyrium abgefasst hat, so gewiss noch eher für den letzteren.

Doch auch bei den Nicänern tritt in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, wenigstens in der Behandlung des Dux Artemius, insofern eine Aenderung ein, als auch sie ihn als Märtyrer für den christlichen Glauben bezeichnen — ein Stadium der Entwicklung, das uns in Theodoret's Kirchengeschichte entgegentritt, wo Artemius nicht blos unter die Blutzeugen während der julianischen Regierung gezählt wird, sondern es ausdrücklich von ihm heisst: Sogar Artemius, den Dux militum per Aegyptum, beraubte der Kaiser seiner Güter und enthauptete er, weil er während seiner Amtsführung unter Konstantius sehr viele Idole zertrümmert hatte (III. 14). Und ebenso tritt eine Wendung in der Behandlung des Georg ein: man anerkennt auch bei ihm, er sei um des christlichen Bekenntnisses willen gestorben und als Märtyrer zu verehren. Nun kann freilich nicht auf Jahr und Tag, auch nicht auf ein Jahrzehent bestimmt werden, wann dies geschah, da ein bis daher festgehaltenes Zeugniss, das sogenannte Decretum Gelasii P., wie ich schon 1888 in diesen Berichten nachgewiesen habe, dem P. Gelasius nicht angehört[1]) und, wie ich jetzt hinzusetze, kaum vor Justinians I. Tode (565) verfasst sein kann. Doch wenn auch dieses Zeugniss hinwegfällt, so muss Georg dennoch in der zweiten Hälfte des 5. oder spätestens in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein in der katholischen Kirche anerkannter und verehrter Heiliger geworden sein, da nunmehr die zuver-

[1]) Mein Ergebniss bestätigt Dzialowski, Isidor und Ildefons als Litteraturhistoriker, in den „Kirchengeschichtl. Studien, herausg. von Knöpfler“ etc. IV. 2. S. 30. 98.

lässigen Nachrichten über Kirchenbauten zu seinen Ehren beginnen. So bei Prokop. der von Kaiser Justinian I. berichtet: *ἔν τε Νικοπόλει τὸ τῶν τεσσαράκοντα πέντε καλούμενον μοναστήριον, καὶ ἱερὸν Γεωργίῳ τῷ μάρτυρι ἐν Βιζανοῖς ἐδείματο* (de aedif. III. 254, 2, Bonn. Ausg.). Und in die gleiche Zeit ungefähr reicht schon das von P. Gregor erwähnte Kloster des hl. Georg auf der massa Maratodis auf Sicilien.

Diese Wendung in der Verehrung Georgs musste natürlich auch eine Katholisirung seines Martyriums zur Folge haben: denn als Gegenbischof des hl. Athanasius durfte er da nicht mehr erscheinen. So geschah es ja auch mit dem Dux Artemius. Seine, wie oben gezeigt, aus semiarianischem Kreise stammende Legende wird, soweit es der Ueberarbeiter verstand, der semiarianischen Spuren entkleidet: Artemius erscheint ebenso als glühender Liebhaber des nicänischen Glaubens, wie Kaiser Konstantius, der nur zuletzt, als er im Begriffe steht, gegen Julian zu ziehen, „von den gottlosen Arianern gegen das Homoousion aufgebracht“ wird und ein Konzil nach Nicäa berufen will. Sonst erinnert an den geschichtlichen Artemius noch, dass er Dux in Aegypten war, aber von seiner Amtsthätigkeit und seiner Beziehung zu den Alexandrinischen Bischöfen Georg und Athanasius wird nichts erwähnt. Er erleidet auch nicht den Tod, wie Ammianus Marcellinus angibt, auf Drängen der Alexandriner und wegen der Menge seiner Verbrechen oder wegen Zerstörung der Götterbilder, wie Theodoret erzählt, sondern wegen seiner Betheiligung an der Ermordung von Julians Bruder Gallus. Da aber dieses einen Anspruch auf den Titel eines Märtyrers nicht begründen kann, so fingirt der Ueberarbeiter, Julian habe Artemius Begnadigung angeboten, wenn er den Göttern opfere u. s. w. Es steht somit nicht nur die Thatsache fest, dass man wirklich, wenn man es für gut fand, Heiligen eine ganz neue Legende unterschob, sondern auch die Art und Weise, wie man dabei verfuhr, erkennt man aus dieser Ueberarbeitung der Artemius-Legende. Wie hier, brauchte man bei Georg nur seine geschichtliche Beziehung zu Alexandrien und Athanasius zu unterdrücken und den Alexandri-

nischen Vorgängen ein Verhör vor einem Kaiser zu substituiren, und man hatte, was man wünschte. Es geschah dies aber am leichtesten dadurch, dass man seinen bischöflichen Charakter strich und ihn als einen jungen Krieger darstellte, was bei Georg um so näher lag, als er thatsächlich in seinen jüngeren Jahren Militärbeamter war.

Das ist aber keine blosse Vermuthung, sondern ein nachweisbares weiteres Stadium in der Entwicklung der Georgslegende. Es geht nämlich, wie schon Gutschmid (Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1861. 13. 183) gesehen hat, der jetzt bekannten ältesten Version der Legende noch eine andere voran, welche dadurch charakteristisch ist, dass sie das Martyrium Georgs noch nicht mit seiner Enthauptung, sondern mit seiner Verbrennung schliesst, und am ausführlichsten bei Venantius Fortunatus (Carm. lib. II. 12) erhalten ist:

De basilica S. Georgi

Martyris egregii pollens micat aula Georgi,
cuius in hunc mundum spargitur altus honor:
carcere caede fame vinclis site frigore flammis
confessus Christum duxit ad astra caput:
qui virtute potens orientis in axe sepultus
ecce sub occiduo cardine praebet opem.
ergo memento preces et reddere vota, viator:
obtinet hic meritis quod petit alma fides.
condidit antistes Sidonius ista decenter,
proficiant animae quae nova templa suae.

Die gleiche Version der Legende mit dem schliesslichen Verbrennen des Georg vertritt das syrische Festbrevier, aus welchem Zingerle in der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" (15, 645) mittheilt, es werde „erzählt, die Asche des im Morgenlande hochgefeierten Märtyrers Georgius sei nach seinem Feuertode auf die Berge weithin zerstreut worden auf Befehl des Tyrannen: da 'Gebot Christus der König Allen Gebirgen: Bewahret mir sorgsam Diese Asche auf'."

Diese Version ist auch dadurch wichtig, dass sie die Asche Georgs auf die Berge statt ins Meer oder in den See streuen lässt, wofür vielleicht Epiphanius massgebend war, nach dem sie ebenfalls nicht ins Meer, sondern in die Winde gestreut wird.

Endlich stimmt zu dieser Version auch die Georgslegende der Moslems bei Mas'ûdi, welche, obwohl sie bereits eine dreimalige Ermordung und eine zweimalige Wiedererweckung kennt, dennoch mit der Verbrennung Georgs schliesst. One of the persons who live after Christ, in the Fatrah,[1] was George. His birth fell within the liftime of some of the apostles. God sent him to the King of el-Mausil, to call him to the true religion, and through the King killed him. God restored him to life, and sent him a second time to him: the King killed him again; but God resuscitated him once more, and sent him a tird time: now the King burnt him, and threw the ashes into the Tigris. God destroyed the King, and all his subjects who had followed him. So the story is related by believers of the Scriptures, and in the books on the beginning and on the biography (of Mohammed), by Wahb Ben Monabbih and others authors (Sprenger, El-Mas'ûdi's historical Encyclopaedia p. 128).

Hier ist die ursprüngliche historische Begebenheit, dass Georgs Asche ins Meer oder in den See gestreut wurde, zweifellos nur deswegen durch den Tigris ersetzt, weil Mas'ûdi Georg zu dem König von Mosul senden lässt.

Aber ist — das ist die Frage — der Georg des Venantius Fortunatus der Georg von Alexandrien? Ganz gewiss. Man braucht zum Beweise nur die Quellen mit ihm zu vergleichen: Hist. acephala: in carcere ferro vinctus . . . occiderunt . . . combusserunt (Larsow S. 38); Amm. Marc.: raptum . . . proterens et conculcans . . . exanimati . . . igne crematis; Epiphanius: ab gentilibus circumseptus ac multa perpessus . . . fustibus percussus . . . in iis suppliciis extinctus . . . post obitum concrematus; Sozomenus: vincula . . . carcerem . . . trucidant . . . incendio;

[1] In der Periode zwischen Christus und Mohammed.

Venantius Fortunatus: carcere caede ... vinclis ... flammis — und die Identität des Georgius bei Venantius Fortunatus mit dem Alexandrinischen ist in die Augen springend. Doch ist Georg bei Venantius Fortunatus (wie auch bei Gregor von Tours de glor. mart. c. 101) bereits der bischöflichen Würde entkleidet, spielt sein Martyrium im Orient, und handelt es sich nur noch um das Bekenntniss Christi (confessus Christum), d. h. darum, dass er Christum nicht verleugnen und den Göttern nicht opfern wollte. Auch muss in dieser Version der Legende schon von einem Grabe des Georg die Rede gewesen sein, wenn Venantius Fortunatus nicht selbst, was wahrscheinlicher ist,[1] den Zug wegen der viel und weit verbreiteten Reliquien des Heiligen hinzugefügt hat. Endlich scheint ihm ein ähnlicher Schluss vorgelegen zu haben, wie im Sangallensis. Denn wie hier (c. 20) die Stimme vom Himmel zu Georg sagt: Per me ipsum iuro, quia, quicquid me petierit aliquis in nomine tuo, dabo illi, so heisst es bei Venantius Fortunatus: Ergo memento preces et reddere vota, viator: obtinet hic meritis quod petit alma fides. Doch von mehrmaligem Tode und von Wiedererweckungen Georgs konnte er noch nichts wissen, da er sonst gewiss diese ganz aussergewöhnlichen Vorgänge erwähnt hätte.

Unterdessen, aber, wie sich unten zeigen wird, nicht vor ungefähr 450, war nach einer Notiz in dem sogenannten Decretum Gelasii P. die Legende wieder neu bearbeitet worden: Item gesta sanctorum martyrum, qui multiplicibus tormentorum cruciatibus et mirabilibus confessionum triumphis irradiant ... Sed ideo secundum antiquam consuetudinem singulari cautela in s. Romana ecclesia non leguntur, quia et eorum, qui conscripsere, nomina penitus ignorantur, et ab infidelibus vel idiotis superflua aut minus apta, quam rei ordo fuerit, esse putantur: sicut cujusdam Quirici et Julittae, sicut Georgii aliorumque

[1] Weder S und G noch die koptische Uebersetzung wissen schon von einem Grabe des Martyrers, und auch Dillmanns arabischer und syrischer Text scheinen noch nichts davon zu haben.

hujusmodi passiones, quae ab haereticis perhibentur compositae. Propter quod, ut dictum est, ne vel levis subsannandi oriretur occasio, in s. Romana ecclesia non leguntur. Nos tamen cum praedicta ecclesia et omnes martyres et eorum gloriosos agones, qui Deo magis quam hominibus noti sunt, omni devotione veneramur (Thiel, Ep. Rom. Pont. I, 458).

Hier ist aber zunächst einem Irrthum entgegenzutreten. Man hat nämlich, da man dieses Dekret für ächt hielt, bisher behauptet, P. Gelasius habe bereits 494 die Legende, welche später unter dem Namen eines Pasecras geht und in ihrer ältesten Gestalt in den Codices Gallicanus und Sangallensis erhalten sei, gekannt und verdammt. Das kann nicht der Fall sein, da das Dekret unächt und viel später verfasst ist. Gleichwohl enthält es dadurch, dass es die Legende Georgs in die engste Verbindung mit der des Quiricus und der Julitta setzt und beiden den gleichen Charakter zuschreibt, für unsere Frage einen wichtigen Fingerzeig. Geht man nämlich der Legende des Quiricus und der Julitta nach, so findet man, dass bereits vorher in der orientalischen Kirche selbst Anstoss an ihren Ungeheuerlichkeiten genommen wurde, und dass der Verfasser des sogenannten Decretum Gelasii seine Weisheit daher bezogen, also erst nach Justinians I. Tode geschrieben hat. Es beweist dies der gegen Ende der Regierung dieses Kaisers oder gleich darauf geschriebene Brief eines Bischofs Zosimus, worin er den Bischof Theodor von Ikonium fragt, ob auch in der Stadt der Lykaonier „jenes bei vielen, besonders aber bei Unwissenderen (*ἀγροικοδεστέροις*, agrestioribus; Ps.-Gelas. ab idiotis) beliebte Martyrium der Julitta und ihres Sohnes Quiricus, welches der Wahrheit Widersprechendes enthält und weder eine Ordnung noch eine Konsequenz in den Gedanken und Ausdrücken bewahrt, sich finde“ (*καὶ οὐδὲ τάξιν τινὰ σῷζον*, neque ordinem servans; Ps.-Gelas. superflua aut minus apta, quam rei ordo fuerit). Und darauf antwortet Theodor: Er habe jenes Machwerk erhalten und, nachdem er es genauer durchgegangen, gefunden, dass Zosimus recht habe. Er glaube, es sei eine Komposition der Manichäer oder anderer Häretiker

oder vielleicht auch von Heiden (*ἑτεροδόξων ἢ πολλάκις ἐθνικῶν*: Ps.-Gelas. ab infidelibus . . . esse putantur . . . quae ab haereticis perhibentur compositae), eine lügenhafte Arbeit derjenigen, welche die Verkündigung der Wahrheit verlachen und das Kreuz Christi für ein Aergerniss und eine Thorheit erachten. Nachdem er nachgeforscht, berichte er nunmehr, was er über beide Märtyrer erfahren habe (Anal. Bolland. I, 201). Man sieht, Pseudo-Gelasius geht nur insofern über Theodor hinaus, als er auf die gleiche Linie mit der Quiricuslegende die des Georg und andere gleichartige stellt. Und er hatte Grund dazu. Denn offenbar hatte er eine Handschrift vor sich, in welcher wie gewöhnlich die Quiricuslegende mit der Georgs und ähnlichen verwandten,[1] z. B. mit der des Christophorus,[2] verbunden war.

Diese „älteste litterarische Gestalt der Georgslegende" glaubt man nun „in einer griechischen Vita erkannt zu haben, die uns hauptsächlich in den Bruchstücken eines griechischen Palimpsestes zu Wien und in zwei vollständigen lateinischen Bearbeitungen, denjenigen des Cod. Gallicanus in der Bibliothek der Bollandisten zu Brüssel und des Cod. Sangallensis in der Stiftsbibliothek zu S. Gallen Hs. 550, erhalten ist". Von den Fragmenten des Wiener Palimpsestes vermuthet der Herausgeber Detlefsen auf Grund der Sprachformen der Niederschrift, dass sie dem 5. Jahrhundert angehören, und als Verfasser be-

[1]) Dillmann, Ueber die apokr. Märtyrergeschichten des Cyriacus mit Julitta und des Georgius (Sitzgsb. der Berl. Akad. 1887, Stück XXIII, 352) konstatirt die Verbindung beider in den von ihm besprochenen arabischen und syrischen Handschriften, aber ebenso im syrischen Manuskript des Vatikans und im karschunischen des Britischen Museums.

[2]) Dieses ist offenbar in Antiochien verfasst worden, da Christophorus die von ihm bekehrten Soldaten nach Antiochien hineinführt, um sich mit ihnen von Bischof Babylas taufen zu lassen. Wäre der rex oder imperator Dagnus, unter dem Christophorus gemartert wurde (Acta SS. Julii IV, 146; Anal. Boll. I, 121. 517), wie es wahrscheinlich ist, mit dem Kaiser Dacianus der Georgslegende identisch, so wäre diese wahrscheinlich ebenfalls in Antiochien verfasst worden.

zeichnet er einen wenig gebildeten Geistlichen des 4. oder 5. Jahrhunderts, am wahrscheinlichsten einen Aegypter. Der Gallicanus und Sangallensis sollen zwei von einander unabhängige Uebersetzungen desselben griechischen Originals sein oder die Uebersetzung zweier unter sich abweichender griechischer Texte repräsentiren (Vetter p. XVII).

Dieser Ausführung kann ich schon aus dem Grunde nicht beistimmen, weil nach meiner vorausgehenden Darlegung der im Wiener Palimpsest repräsentirten Redaktion zwei frühere, die Alexandrinisch-semiarianische und die des Venantius Fortunatus, vorausgegangen sein müssen. Sie kann aber auch nicht „die älteste litterarische Gestalt“ der Legende sein, welche man von Pasecras geschrieben sein lässt, weil es in dem einzigen wichtigeren Fragmente bereits heisst, Georg werde während seines siebenjährigen Leidens dreimal sterben und dreimal auferweckt werden; sei er das vierte Mal gestorben, dann werde Jesus ihn bei sich aufnehmen. Denn wenn ich auch meine Annahme nicht belegen kann, dass die zu Grunde liegende Version so wenig als die Legenden des Christophorus und Artemius[1]) von einer Auferweckung von einem ein-, zwei- oder dreimaligen Tode etwas wusste, so kann ich doch zeigen, dass die dreimalige Wiedererweckung erst allmälig in die Legende Eingang fand. Es ergibt sich das unwiderleglich aus den von Dillmann zergliederten arabischen und syrischen Texten. Denn während der syrische Text Georg nur erst einmal vom Tode auferweckt werden lässt, nachdem er mit dem Rade getödtet, sein Leib in zehn Theile getheilt und die Stücke in eine Grube geworfen worden waren, wird er nach dem arabischen schon zweimal auferweckt, einmal nachdem er mit dem Rade getödtet, das anderemal, nachdem er mit einer Dreschmaschine zerrissen, dann verbrannt und seine Asche nach

[1]) In der vita Artemii sagt Julian: *οὐ γὰρ ἔτι γε αὐτὸν [illegible] θανάτῳ, ἀλλὰ πυρί*: Artemius stirbt aber gleichwohl nicht vor der Enthauptung und wird auch nicht auferweckt, sondern in den grausamsten Leiden, die im Wesentlichen die nämlichen sind, wie die Georgs vor seiner ersten Auferweckung (G und S c. 9), am Leben erhalten.

allen Winden zerstreut worden war. Aber nach beiden Texten wird er schliesslich schon enthauptet (S. 355). Und das nämliche beweist auch die Legende der Moslems, welche Georg erst zweimal vom Tode auferweckt werden lässt.

Die Hauptfrage bleibt indessen: Ist auch der Georg der Pasecras-Redaktion noch der Alexandrinische? Sie wird schon deswegen zu bejahen sein, weil kein Mensch daran zweifelt, dass der Georg des Venantius Fortunatus, des syrischen Festbreviers und der Moslems, den ich als den Alexandrinischen Bischof nachgewiesen habe, auch der Georg der Pasecras-Redaktion ist; weil ferner noch in dieser mehrere Phrasen in dem Gebete Georgs vor seiner ersten Hinrichtung (S und G c. 8, auch die koptische Uebersetzung) nach Alexandrien und auf die semiarianischen Bekenntnisse hinweisen, und weil endlich auch der ein- oder mehrmalige Tod und die darauf folgenden Wiedererweckungen auf die Geschichte des Alexandrinischen Georg und die verschiedenartigen Traditionen von dem Streuen seiner Asche entweder ins Meer (See?) oder in die Winde oder auch auf die Berge zurückgehen. Aber freilich muss man dabei die schon dargethane allmälige Entwicklung der Legende mit einer ein-, zwei- und dreimaligen Todtenerweckung und infolge dessen die eigenmächtige Erfindung der Martern im Auge haben, um die Räthsel zu lösen.

Das schon mehrmals erwähnte Gebet mit seinen semiarianischen Spuren leitet, das erkennt man ohne Schwierigkeit, zur Todesszene über, welche nach Ammianus Marcellinus mit dem Werfen der Asche ins Meer (oder in den See?) endet. Ganz so, mit dem Werfen der Ueberreste Georgs in die Grube oder auch in den See, schloss ursprünglich die Pasecras-Redaktion, wie man an dem syrischen Text bei Dillmann sieht, der ganz summarisch erzählt: Georg sei mit dem Rade getödtet, sein Leib in zehn Theile getheilt und die Stücke in eine Grube geworfen worden; denn wenn er fortfährt, Georg sei darauf wieder erweckt und endlich enthauptet worden, so ist das eine spätere Zuthat, zu welcher ein neuer Ueberarbeiter sich nur deswegen veranlasst sah, weil er den zum Krieger gewordenen

Georg gemäss der bei den Römern gesetzlichen Hinrichtungsweise standesgemäss enthaupten lassen wollte. Das eine forderte das andere: Der Krieger musste enthauptet und zu dem Zwecke, wenn man die ursprüngliche Legende nicht ganz aufgeben wollte, vorher vom Tode wieder erweckt werden. Dass aber die ursprüngliche Paseeras-Redaktion wirklich mit dem Werfen der Ueberreste Georgs in die Grube oder in den See endete, das geht auch daraus hervor, dass sämmtliche Versionen die erste Todesart in dieser Weise schliessen, besonders merkwürdig S c. 9, der statt Grube oder Brunnen noch zweimal See hat: Tunc iussit, ut ossa s. Georgii mitterentur in lacum, und: Michael, descende in lacum istum et iunge ossa Georgii, eine Version, welche nicht nur die Lesart „lacus" des Ammianus Marcellinus wiedergibt, sondern m. E. die Annahme einer andern Redaktion neben der syrischen Dillmanns fordert. Es geschieht aber auch das Werfen der Ueberreste Georgs in die Grube oder in den See wie bei Ammianus Marcellinus aus der Erwägung: Ne aliquando eas inveniant christiani (S c. 9) oder: ne quis christianorum rapiat de membris eius ut suscitet martyrium eius, et confidant in eum (G c. 9).

Nun phantasiren die Ueberarbeiter immer weiter. Da die ursprüngliche Redaktion des angeblichen Paseeras die Tradition über die Leidensgeschichte Georgs, wonach er nicht blos ermordet, sondern auch verbrannt und seine Asche in die Luft oder auf die Berge zerstreut wurde, nicht erschöpfte, so musste diese Lücke ausgefüllt werden, und nachdem einmal eine Wiedererweckung eingeführt war, konnte man leicht noch eine zweite einfügen, um die Legende mit der Tradition in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses Stadium der Entwicklung zeigt die arabische Version bei Dillmann. Nach ihr wird Georg schon zweimal vom Tode erweckt: „einmal, nachdem er mit dem Rade getödtet, sein Fleisch gebraten und den Hunden hingeworfen war, die es aber nicht anrührten, und das anderemal, nachdem er mit einer Dreschmaschine zerrissen, dann verbrannt und seine Asche nach allen Winden zerstreut worden war." Zu Grunde gelegt ist aber die Darstellung von Georgs Tode

bei Epiphanius: concrematus.... ossibus in cinerem redactus, atque in ventos dispersus.

Wieder Neues weiss die abgeschlossene Paseeras-Redaktion zu erzählen. Anfänglich behielt auch sie die Angabe des arabischen Textes Dillmanns bei, wie man noch deutlich an G c. 10 erkennt: ut membra eius disrumperent et fierent sicut pulverem, quem proiicit ventus a facie terrae (vgl. Budge S. 211); aber die Prozedur sank schon in G zu einer nebensächlichen, nicht mehr zum Tode führenden Marter herab, während sie in den anderen Handschriften bereits ganz verwischt ist und wie in G durch eine andere Art des wirklichen Feuertodes ersetzt wird. Der angebliche Paseeras ist aber dadurch selbst so unsicher geworden, dass er bei dieser von ihm ersonnenen Prozedur bald von übrig gebliebenen Gebeinen bald von Asche spricht und deshalb auch ein neues Verfahren mit den Ueberresten Georgs erdichtet, dem aber auch jetzt wieder der Ammianische Gedanke zu Grunde liegt, kein Christ solle von Georgs Gebeinen etwas nehmen und ihm ein Martyrium errichten können: Tunc iussit imperator adduci caccabum aereum, et misit in eum picem...., et corpus sanctum ibi mitti precepit ... Tunc bullibat caccabus et sibilat cubitos XV, et nuntiatum est imperatori quoniam solute sunt carnes, et ossa eius sicut cera facta sunt. Tunc iubet imperator eum ipso caccabo operire eum dicens: ne aliquis christianus accipiat de ossibus eius et faciat martyrium eius. Erdbeben, Verdunklung der Sonne und grosse Finsterniss treten ein, der Herr aber steigt mit seinen Engeln herab und befiehlt dem Engel Michael: Amen, dico tibi, effunde caccabum super terram et collige omnem pulverem et guttas, que erant altrinsecus, quod per bullientem effusa. Dem Kaiser aber wird gemeldet: Georgius resurrexit, cuius membra in caccabo aereo exarserant ab igne, et vivens deambulans in civitate docet christianos (G c. 11. 12).

Damit nicht genug, muss Georg noch ein drittes Mal den Feuertod erleiden. Er brennt wie das vorausgehende Mal „wie Wachs“. Sein Leichnam wird aber auf den Gipfel eines hohen Berges gebracht, damit die Vögel des Himmels ihn verzehren,

und seine Gebeine über die Erde zerstreut, damit kein Christ davon nehme und Georg ein Martyrium errichte: Tunc iussit imperator eici eum de domo mulieris et venire in palatium. Et extenso eum fustibus carminare precepit, et cassidem igneam super capud eius poni precepit, et ungulis ferreis radi corpus eius, et defecerunt ministri eius operantes in eum et in nullis tormentis prevalebant ei. Iterum iussit candelas subponi per latera eius, et tribulatus est. Ardebat enim corpus eius sicut cera et ... emisit spiritum. Tunc imperator portare corpus s. Georgii et in vertice montis excelsi poni precepit. Descendant, inquid, volatilia caeli et comedant eum, et ossa eius dispergant super terra, ne quis christianus vir aut mulier tollat de ossibus eius et recondat in linteum, et eum sibi pro medicina reservet, et suscitet martyrium eius. Et positus est in vertice montis excelsi, qui dicitur Asinaris (S Seres, ebenso bei Budge S. 224). Das ist aber nichts anderes als eine Reminiscenz an die Tradition des syrischen Festbreviers, welches, wie wir wissen, die Asche Georgs nach seiner Verbrennung auf den Befehl des Tyrannen auf die Berge weithin zerstreuen, Christus aber allen Gebirgen befehlen lässt, ihm diese Asche sorgsam aufzubewahren. Nur müssen in dieser Ueberarbeitung, weil sie Georg noch enthaupten lässt, die Ueberreste, statt aufbewahrt, sofort wieder ins Leben gerufen werden, was auf Befehl des Herrn der Engel Michael ausführt.

An den Ueberarbeitungen der Pasecras-Redaktion fällt aber noch der Umstand auf, dass sie sämmtlich keinen Abschluss haben. Denn obwohl sie Georg am Ende enthaupten lassen, so gibt doch keine an, was mit seinem Leichname geschehen ist. Es beweist dies zunächst, dass die Ueberarbeiter noch nichts von einem Grabe Georgs wussten, dann aber noch, dass die Enthauptung auch in dieser Redaktion eine spätere Zuthat sein muss, dass also auch aus diesem Grunde die ursprüngliche Pasecras-Redaktion in der That, wie oben gezeigt wurde, mit dem Werfen der Ueberreste Georgs in eine Grube oder in den See geschlossen haben muss. Man hat denn auch später diesen Mangel beseitigt und ein Grab des Heiligen erfunden.

Die allmälige Ausbildung der Paseeraslegende liegt nunmehr klar vor uns, und es war ein fundamentaler Irrthum Gutschmids, wenn er meinte, in dem dreimaligen Sterben und Auferwecken sei ein ächt alterthümlicher und ursprünglicher Bestandtheil der Legende als Mithra-Mythus enthalten. Zuerst wird, wie im syrischen Texte Dillmanns, eine Enthauptung und zu diesem Zwecke eine Wiedererweckung von dem ersten Tode angefügt — ein Rahmen, den auch die übrigen Versionen beibehalten. Dann schiebt man, wie Dillmanns arabischer Text und G c. 10 zeigen, eine Verbrennung und Zerstreuung der Asche in die Winde ein, welcher Zusatz in den späteren Ueberarbeitungen durch eine andere Todesart ersetzt wird, und endlich wird noch eine dritte Verbrennung eingefügt, um die Ueberreste auf einem Berge aussetzen lassen zu können. Alle diese Zusätze, mit Ausnahme der Enthauptung, wurden aber dadurch veranlasst, dass man die verschiedenen über die Behandlung der Ueberreste Georgs umlaufenden Traditionen in die Legende aufnehmen wollte, wobei stets wie ein Refrain die Angabe Ammians wiederkehrt, es sei das geschehen, damit die Christen Georgs Ueberreste nicht nehmen und ihm ein Martyrium errichten.

Dieses kombinirende Verfahren kann nicht überraschen, wenn man sieht, dass auf die gleiche Weise Georg auch mit Palästina und Diospolis oder Lydda in Verbindung gebracht wurde. Denn ursprünglich enthielt die Legende davon nichts, wie Dillmann ausdrücklich von seinen syrischen und arabischen Texten konstatirt (S. 354). Es kann davon aber auch nichts in der S und G zu Grunde liegenden Redaktion gestanden sein, da in beiden Versionen die Angabe noch eine verschiedene Stellung hat, G c. 3 Georg erst auf die Frage des Kaisers nach Herkunft und Namen antworten lässt: fui super numerum militum multum et bene egi in Christo propitio, fui et in provincia Palaestina, S c. 2 seine Erzählung schon damit beginnt: Unus solus nomine Georgius erat ex genere Cappadociae et nutritus est in Paltene patrie. Aber gerade an diesem Zusatze lässt sich durch ein positives Zeugniss nachweisen, dass

in die Georgslegende alle Traditionen aufgenommen wurden, welche sich irgendwo fanden, hier, bei Diospolis, eine, welche mit ihm in gar keiner anderen Beziehung stand, als dass in ihr der Name Georg vorkommt.

Die Georgslegende in Diospolis geht auf Adamnanus († 704) de locis sanctis lib. 3 c. 4 (Mabillon, Acta SS. O. B. IV, 470; Migne, 88, 840) zurück, der ausführt, der von einer Pilgerfahrt zurückgekehrte Bischof Arkulf habe erzählt, dass er in Konstantinopel von unterrichteten Bürgern erfahren habe, in der Stadt Diospolis gebe es in einem Hause eine marmorne Statue eines gewissen „Bekenners" Georg an einer Säule, an welche er bei seiner Geisselung zur Zeit der Verfolgung gebunden war; er sei aber nach der Geisselung losgebunden worden und habe noch viele Jahre gelebt. Obwohl nun Adamnanus diesen Georg nicht als Märtyrer sterben lässt und ihn in seiner weiteren Erzählung durchgehends als „Bekenner" bezeichnet, wurde er, der sich in keinem Zuge mit dem Märtyrer Georg berührt, doch mit diesem identifizirt und zur Ergänzung der Georgslegende herangezogen — ein Verfahren, dessen sich noch Papebroch schuldig machte, indem er von dem Texte Adamnans nur den zweiten Theil anführte, überall, den Georg von Diospolis mit dem Märtyrer identifizirend, confessor durch martyr ersetzte und auf diese Weise alle ihm unbedenklich folgenden Gelehrte täuschte (Acta SS. April. III, 147).

Dass Diospolis erst spät in die Legende kam, beweisen übrigens auch die Martyrologien. So heisst es noch in dem Bedas: IX kal. Maii. Natale s. Georgii martyris, qui sub Datiano, rege Persarum potentissimo, qui dominabatur super septuaginta reges, multis miraculis claruit, plurimosque convertit ad fidem Christi, simul et Alexandriam uxorem ipsius Datiani usque ad martyrium confortavit: ipse vero novissime decollatus martyrium explevit, quamvis gesta passionis eius inter apocryphas connumerentur scripturas (Migne 94, 886). Und die gleichen Worte hat das Martyrologium Hrabani Mauri, das aber statt: quamvis gesta ... inter apocryphas connumerentur scripturas, schreibt: cuius vitam et passionem scriptam

legi (Migne 110, 1139). Dagegen taucht schon bei Ado von Vienne Diospolis, aber in Persien, auf, IX kal. Maii: in Perside, civitate Diospoli, passio s. Georgii martyris, dem Usuard (Migne 123, 251. 963) und Notkerus Balbulus nachschreiben, dieser unter Benützung des Beda oder des Hrabanus Maurus und einer Version, welche 72 Könige statt 70 hatte (Migne 131, 1069).[1]) Nun erst kann an die volle Abrundung der Pasecraslegende, an die Anfügung eines Grabes für den enthaupteten Georg, gegangen werden. Es tritt eine neue Figur, Pasecras, auf, der zuerst, in G und in der koptischen Uebersetzung, nur Diener und Verfasser der Legende ist, zuletzt aber auch den Auftrag erhält, den Leichnam des Märtyrers nach Palästina zu bringen.

Steht somit fest, dass der Märtyrer Georg der Alexandrinische Bischof ist, so werden auch die weiteren Züge der Legende, welche auf ihn hindeuten, über blosse Vermuthungen hinausgehoben. Das gilt vor allem von seinem Gegner, dem Zauberer Athanasius. Er kann kein anderer als sein Gegenbischof Athanasius sein, der ohnehin als Zauberer galt. Es geht letzteres nicht blos, wie Döllinger angibt, daraus hervor, dass die Meletianer Athanasius auf der Synode zu Tyrus beschuldigten, er habe den meletianischen Bischof Arsenius von Hypsele ermordet und von dem Leichname die rechte Hand abgehauen, um mit ihr Zauberei zu treiben (Socr. I. 27. 29). Auch Ammianus Marcellinus berichtet: dicebatur enim fatidicarum sortium fidem, quaeue augurales portenderent alites scientissime callens, aliquotiens praedixisse futura (XV. 7, 8), und Sozomenus, der ihn schon durch Eingebung Gottes Zukünftiges voraussehen lässt und mehrere Beispiele seiner Voraussagungen anführt, versichert: Athanasius sei deswegen von

---

[1]) Ich vermeide es, das Martyrol. Hieronym. anzuführen, da man auch aus der Ausgabe der Act. SS. Boll. Nov. II. 1, 1—195, die allmählich gemachten Einträge nicht erkennen kann, und in den Angaben offenbar eine grosse Verwirrung herrscht. So hat Cod. Eptern. XVII kl. Mai. (ganz am Ende) et alibi sĉae Georgiae (sĉi Georgii im Bernens. u. Wissenburg.); VIII kl. Mai. et sĉae georgae; VII kl. Mai. et in persida passio s. Georgii martyris; Non. Mai. in civitate diospoli passio s. Georgi.

seinen Gegnern, häretischen und heidnischen, verläumdet worden, dass er dieses mittels magischer Künste vollbringe (IV. 10). Es stand demnach der Alexandrinische Georg nach dem Glauben seiner Anhänger und der Heiden schon zu seinen Lebzeiten dem Zauberer Athanasius gegenüber wie in der Legende. Wenn die Dinge in Alexandrien aber schon zu Lebzeiten Georgs so standen, so wird man fast als sicher annehmen dürfen, dass in dem ersten dort entstandenen Martyrium desselben Athanasius, der vom Kaiser als Bischof abgesetzt und von den Semiarianern als solcher nicht anerkannt war, nicht als Bischof, sondern nur als Zauberer bezeichnet war, vielleicht mit dem Zusatze des Philostorgius, dass auf seinen Rath Georg ermordet worden sei. Ganz so, natürlich der Anlage der Legende angepasst, ging Athanasius in diese über. Sowohl Georg um seiner christlichen Wunder willen als Athanasius erscheinen mit magischen Künsten ausgestattet, doch hält sich Athanasius für den überlegeneren, dem es wenig Mühe kosten werde, Georg zu überwinden. Nachdem er dem Kaiser seine Künste vorgeführt, geht er an die Besiegung seines Gegners, deren Zweck noch deutlich in der Legende zu erkennen ist. George, propter te adquisivi hunc magum, aut certe solvas magicas eius aut certe solvat magica tua; aut certe perdat te, aut certe perdas eum, sagt Kaiser Dacianus nach G c. 7 zu Georg, und in S c. 7 giesst Athanasius Schlangengift und andere magische Dinge in den Kelch, den er Georg mit den Worten reicht: Si biberit calicem istum et nihil eum nocuerit ... Nun verlangt natürlich die Tendenz der Legende, dass Georg den Kelch, ohne Schaden zu nehmen, trinkt, also über Athanasius Sieger bleibt, dieser aber sich bekehrt und hingerichtet wird. So ist denn auch der Verlauf des Kampfes zwischen beiden Männern nach den historischen Quellen: Georg wird von seinem Gegenbischof, dem Zauberer Athanasius, nicht überwunden und gestürzt, sondern fällt als „Götterfeind“ und Zerstörer der Götterbilder, wie in der Legende, nach welcher er schon mit den Worten an Kaiser Dacianus herantritt: minas vestras proicite, reges, quae nihil prevalent, et nolite nominare deos, qui non

sunt dii nisi opera hominum. Dii enim, qui non fecerunt caelum et terram, pereant[1]) (G c. 2; vgl. S c. 2). Daraus könnte man dann auch erklären, warum Georg gerade sieben Jahre gemartert werden musste (G und S c. 5; G c. 20), denn ungefähr ebenso lange dauerte seine Amtszeit, die eine Zeit ununterbrochenen Kampfes mit Athanasius und seinen Anhängern war. Doch auf diese Zeitangabe ist kein Gewicht zu legen, da sie auf dem dreimaligen Sterben und Wiedererwecken Georgs beruht und daher erst später als c. 5, den Text unterbrechend, in G und S eingefügt sein kann. Die starke Betonung seines siebenjährigen Leidens in G c. 20 hat S gar nicht, und der arabische Text Dillmanns spricht überhaupt nicht von demselben.

In Alexandrien und im Orient verstand man es, wenn Athanasius in dem ursprünglichen Martyrium nur als Zauberer bezeichnet wurde, während es später in Vergessenheit gerathen mochte, dass unter ihm der Alexandrinische Bischof zu suchen sei. War aber einmal diese Beziehung des Zauberers Athanasius zu Alexandrien aus der Erinnerung geschwunden, so konnte man auch fallen lassen, dass Georg, für die Nicäner ohnehin ein unrechtmässiger Bischof, sein Gegenbischof war, und sich mit der Angabe begnügen, dass er aus Kappadokien stammte; und war gar in dem Martyrium erwähnt, dass er, ehe er Geistlicher wurde, Armeelieferant war, so konnte die spätere Legende ihn ohne besondere Gewaltsamkeit zu einem Krieger machen und als solchen martern lassen. Durch die Unterdrückung jeder offenen Beziehung zu Alexandrien wurde er ja auch für die nicänischen Kreise unanstössig. Dass wenigstens auf diese oder ähnliche Weise der Alexandrinische Bischof Georg zu einem Tribunus oder Comes werden konnte, geben die Kenner der Legendenlitteratur ohne Bedenken zu; ja, Döllinger hat sogar nachgewiesen, dass der berühmte Kirchenschriftsteller

[1]) Jerem. 10, 11: Sic ergo diceris eis: Dii qui coelos et terram non fecerunt, pereant de terra et de his quae sub coelo sunt. Auch angeführt in der Artemiuslegende, Migne 115, 1182, und in der des Christophorus c. 9. Anal. Boll. I, 130.

und Gegenpapst Hippolytus später ebenfalls unter Erdichtung einer ganz neuen Legende in einen militärischen Befehlshaber umgewandelt wurde (Hippolytus und Kallistus S. 30. 251). Wie aber Dux Artemius in seiner überarbeiteten Legende ganz anders, als in den geschichtlichen Quellen erscheint, ist schon erwähnt.

Noch möchte ich auf eine andere Figur der Legende aufmerksam machen — auf den magister militum, welcher sich bekehrt und auf Befehl des Kaisers enthauptet wird. Er heisst bald Anatholis (S c. 9) oder Anatolius (Budge S. 213), bald Athanasius (G c. 9), bald Antoninus (S bei Dillmann S. 354), und der syrische Text Dillmanns hat schon die Ueberschrift: Martyrium des Georgios und des Antoninus *στρατολάτης* und der Königin Alexandra etc. Könnte dieser *στρατολάτης* nicht der *στρατηγὸς τῆς Αἰγύπτου* sein, welchen Kaiser Julian mit dem die Tempel plündernden Georg in die engste Verbindung bringt, der Dux per Aegyptum Artemius, welchen der nämliche Kaiser enthaupten liess und später die Semiarianer und Nicäner als Megalomartyr feierten? Unter den Händen eines über die Personen unorientirten Kopisten könnte wohl aus Artemius die Lesart Antoninus (Antonius)[1]) entstanden sein, woraus wieder in der koptischen Uebersetzung Anatolius und in S Anatholis wurde. Wie aber diese Frage beantwortet werden möge, es bleibt immerhin auffallend, dass wie mit dem historischen Bischof Georg ein Dux militum, so mit dem Märtyrer ein *στρατολάτης* oder magister militum den Tod erleidet.

Man fragte auch: wer wohl die Kaiserin Alexandra, welche Georg bekehrt und ihr Gemahl Dacianus hinrichten lässt, sein möge? und stellte allerlei Vermuthungen auf. Gutschmid, der in der Legende nur den christianisirten Mithra-Mythus sah, hielt sie für die „dem Mithra häufig beigegebene weibliche Gottheit Anâhitâ“ (S. 190). Vetter aber fragt, ob unter ihr

---

[1]) Antoninus und Antonius wechseln in den Handschriften häufig. Im Martyrol. Hieron. wird z. B. VII kl. Febr. aus Arthematis Anthemasii, Antemiasius, Añmisiasius.

nicht etwa die Stadt Alexandria oder Alexandrinerin zu verstehen sei, und erinnert an „den geheimnissvollen geistigen Verkehr seines Gegners Athanasius mit einer alexandrinischen Dame, in deren Gemach er des Nachts kommt, wie der Georg der Legende zu der Königin Alexandria oder Alexandra, später Alexandrina" (p. XXXV. XXXIX. XI). Die Sache scheint jedoch sehr einfach zu liegen. Der Name ist natürlich erdichtet; das Vorbild aber, nach dem die Rolle der Kaiserin Alexandra geschaffen wurde, ist ganz bestimmt nachzuweisen und ist die Gemahlin des Pontius Pilatus.

Hier ist G besonders wichtig. Nach ihm gefällt sich Kaiser Dacianus, obwohl Heide und als solcher der Verfolger des Galiläers Georg, nicht nur in biblischen Worten, sondern in einer ganz biblischen Rolle. So lassen ihn G c. 9 und die koptische Version (Budge S. 212) schon nach der ersten Hinrichtung Georgs sagen: ne quis christianorum rapiat de membris eius . . . et veniat sanguis eius super capita nostra (vgl. Matth. 27, 25). Nach der Hinrichtung der Kaiserin Alexandra wird Dacianus selbst plötzlich ein anderer als bisher. Er sagt c. 20 zu Georg: cum reginam perdideris, modo nobis cogitans? zögert das letzte Todesurtheil über Georg zu fällen, so dass die anwesenden Könige es ihm diktiren, und verfällt überhaupt in die Rolle des Pilatus: Tunc dixit imperator: audite me omnes filii, quia ego innocens sum a sanguine eius. Tunc accipiens aquam lavavit manus suas, et subscripserunt omnes reges ad sententiam eius, qui congregati erant cum eo (vgl. Matth. 27, 24. 25). Nachdem aber Dacianus die Rolle des Pilatus nach Matthäus zu spielen angefangen, ist es naheliegend, dass, wie Matth. 27, 19 die Gemahlin des Pilatus auftritt (Sedente autem illo pro tribunali, misit ad eum uxor eius, dicens: Nihil tibi et iusto illi; multa enim passus sum hodie per visum propter eum), so auch die des Dacianus herangezogen wird. Nur wird bei Matthäus einem Traume zugeschrieben, was in der Georgslegende durch eine Unterredung Georgs mit Alexandra bewirkt wird, und sendet diese nicht, wie die Gemahlin des Pilatus, die Botschaft, sondern kommt Dacianus selbst zu seiner

Gemahlin. S c. 19: Et intravit rex in palatium ad reginam. Dicebat ad eum regina: Quid fecisti Georgio? Et dixit rex: Jussi eum in carcerem mitti. Et dixit regina: Tolle te a christianis, quia deus ipsorum verus est (vgl. Jerem. 10, 10: Dominus autem deus verus est). Respondit rex et ait ad eam: Tu credis in Christo? In G c. 19, wo im Ganzen die ursprüngliche Darstellung bereits verwischt ist, tritt die Verwandtschaft der Alexandra mit der Gemahlin des Pilatus doch auch in folgenden Sätzen hervor: Iratus dixit ad eam Imperator: ve mihi de Alexandra, quid factum est maletitium tibi, ut sis pro eo. Video maletitia Georgii prevalere in te et concidere te. Nimmt man aber letztere, über Matthäus hinausgehende Stelle mit der aus S c. 19 zusammen, so ergibt sich, dass der Ueberarbeiter der Georgslegende hier den Acta Pilati c. 2 in einer der koptischen Version verwandten Form [1]) folgte: Quod ubi vidit Pilatus, timuit, iamque quaerebat surgere e tribunali. Dum hoc secum cogitabat, eius uxor misit ad eum dicens: Expedi te ab hoc homine iusto (S c. 19: Tolle te a christianis), magnos enim dolores experta sum hac nocte de eo somnians (G c. 19: ora pro me . . . quia multum laboro in his doloribus). Tunc Pilatus accivit Judaeos omnes eisque dixit: Scitis uxorem meam piam esse in deum atque adhaerentem sectae Judaeorum non secus ac vos. Responderunt: Probe novimus. Dixit eis Pilatus: Ecce uxor mea misit ad me dicens: Expedi te ab hoc homine iusto . . . Responderunt Judaei Pilato: Nonne diximus tibi eum esse magum? Ecce uxori tuae immisit somnium. (Tischendorf, Ev. apocr. p. 224). Der Unterschied zwischen den Acta Pilati und denen Georgs besteht nur darin, dass in den letzteren ihrer ganzen Anlage nach Dacianus selbst die Worte der Juden sprechen muss, wie er auch schon vorher G c. 9 die des jüdi-

[1]) Expedi te ab hoc homine iusto (S c. 19: Tolle te a christianis: koptische Version, Budge S. 232: Have I not told thee many times to let alone this race of Christians?) hat nämlich nur die koptische Version, während die griechische mit Matth. 27, 19 übereinstimmt: *μηδὲν σοὶ καὶ τῷ ἀνθρώπῳ τῷ δικαίῳ τούτῳ.* — Auch magnos enim dolores experta sum hat nur die koptische Version.

schen Volkes: ne veniat sanguis eius super capita nostra, auf sich und die Könige angewendet hat, und dass Georg nicht direkt als magus bezeichnet wird. Das letztere konnte jedoch schon deswegen unterbleiben, weil Georg überhaupt als magus und maleficus, seine Thaten als magica, malefitia durch die ganze Legende hindurch dargestellt werden (G c. 7: aut certe solvas magicas eius aut certe solvat magica tua; S c. 7: George, penis te vocavi istum magum: aut tu solve istius malefitia aut iste solvat tua. — G c. 14: non vobis dixi, quia hic homo magus et maleficus permanet).

Sieht man aber näher zu, so sind die Acta Pilati auch die Quelle des Ueberarbeiters für den Schluss der letzten Gerichtsszene, wenn nicht überhaupt der Rahmen der ganzen Georgslegende. In c. 9 der Pilatus-Akten suchen die Juden Pilatus zur Verurtheilung Christi dadurch zu bewegen, dass sie diesen beschuldigen, er wolle König sein, und belegen ihre Anklage damit, dass sie auf die Huldigung der Magier aus dem Morgenlande vor dem neugeborenen Könige der Juden, die Flucht der hl. Familie nach Aegypten und den Bethlehemitischen Kindermord hinweisen. Das genügt Pilatus: Pilatus cum haec audisset a Judaeis narrata, extimuit, atque indicto silentio universae turbae clamanti dixit: Hiccine ille est quem Herodes quaerebat? Responderunt: Utique ille est. Tum Pilatus sumpta aqua lavavit manus suas coram omnibus, dicens: Mundus sum a sanguine isto iusti, vos dispicietis. Rursus clamarunt Judaei: Sanguis eius super nos et super filios nostros. Tunc Pilatus iussit contrahi velum, quod erat in tribunali, in quo sedebat; sententiam protulit. Huiusmodi sententia Pilati in Jesum: Gens tua accusat te uti regem. Quare ego sententiam dico. Primum iubeo te flagellis caedi propter leges celsorum regum (*διὰ τὸν θεσμὸν τῶν εὐσεβῶν βασιλέων*; Gesta Pilati c. 9: propter statuta imperatorum): deinde in crucem agi . . . Gerade so ist in der koptischen Uebersetzung die Hinrichtung der Alexandra die Veranlassung zur letzten Verurtheilung Georgs, wird diese mit der Missachtung der Dekrete der Statthalter motivirt, und erklärt sich Dacianus für un-

schuldig an dem Blute Georgs: After these things the governors called Saint George and said to him, „Behold thou hast destroyed te Queen, and now we will gain the mastery over thee" (S c. 20: Postaec adductus est s. Georgius ad tribunal et dixit ad eum rex: Ecce, reginam perdidisti, iam non tibi parcam. Et scripsit sententiam eius et dixit ...). And Magnentius one of the governors said, „Let us pass sentence of death upon him", and the thing pleased them all. Then Dadianus the governor sat down and wrote his sentence of death, saying, „I give George, the chief of the Galileans, who hath put the decrees of the governors behind his back, over to the sword: and know, O ye peoples, that we are innocent of his blood this day": and the sixty-nine governors who were with him signed the writing (Budge S. 233). Die Differenz zwischen den Pilatus-Akten und der koptischen Version besteht nur darin, dass der die Rolle des Pilatus spielende Dacianus erst nach dem Urtheile sich für unschuldig erklärt, die Hände nicht wäscht, und auch die Gouverneure das Urtheil unterschreiben: dann darin, dass aus leges celsorum regum oder *τὸν θεσμὸν τῶν εὐσεβῶν βασιλέων* wird: hath put the decrees of the governors behind his back. Der Ueberarbeiter der Georgslegende wusste offenbar nicht, was er aus leges celsorum regum machen solle, und bezieht es auf die Gouverneure, welche nach der Einleitung der Legende gefordert hatten, dass die Christen den Idolen opfern, und nach Empfang der Edikte Dacians, welche das Gleiche befahlen, herbeigeeilt waren, um Dacianus in der Durchführung derselben zu unterstützen. Und so fasst auch G c. 20, wo von leges celsorum regum oder the decrees of the governors überhaupt keine Rede ist, aber statt the governors reges beibehalten wird, den Hergang auf: Post hec autem imperator ad s. Georgium dixit: cum reginam perdideris, modo nobis cogitans? Tunc omnes reges dixerunt: domine imperator audi nos, et dictamus tibi sententiam, quoniam nullum tormentum prevalet adversus eum, dicentes Georgium Galileum genus christianorum, qui non audivit deos nostros nec adoravit eos, gladio preciperunt percuti. Tunc dixit imperator: audite me

omnes fili, quia ego innocens sum a sanguine eius. Tunc accipiens aquam lavavit manus suas, et subscripserunt omnes reges ad sententiam eius, qui congregati erant cum eo. Die Entwicklung aus den Acta Pilati heraus ist klar: die celsi reges derselben werden in der Georgslegende zu handelnden Personen, zu Gouverneuren oder Königen, wie es besonders deutlich in der koptischen Version hervortritt. Sollte es dann aber ein Fehlschluss sein, dass der Ueberarbeiter der Georgslegende die Anregung zu der Erfindung der den Kaiser Dacianus umgebenden Könige durch die Pilatus-Akten erhielt? Wenn aber Dacianus rex super quatuor cardines seculi, prior super omnes reges terrae war und diese durch ein Edikt zu sich rief, so waren sie die Vertreter aller Zungen, und da es deren 70 sein sollten, so mussten die Könige ebenfalls 70 sein.

Es gibt aber noch andere Gründe, welche mich bestimmen, den Acta Pilati einen so durchgreifenden Einfluss auf die Entstehung der Pasecras-Redaktion zuzuschreiben. Nach der koptischen Version sagt Dacianus, nachdem er das Urtheil über Georg gefällt: and know, O ye peoples, that we are innocent of his blood this day. Der sonst nicht vorkommende Zusatz „this day", heute oder an diesem Tage, welcher nach dem Schlusse der Version (Budge S. 235) Lord's day, Sonntag, ist, bleibt unverständlich, weil der die Bemerkung erklärende Gegensatz in der Version fehlt. Derselbe ist aber in G c. 9 erhalten: ne . . . veniat sanguis eius super capita nostra. Fuit enim in illo die sabbatum, und zeigt auf einmal den Heiden Dacianus, nachdem er die Worte der Juden in der Leidensgeschichte Christi auf sich und seine Könige angewandt, in der jüdischen Furcht befangen, dass der Sabbat verletzt würde und er sich dadurch Strafe zuziehen könnte. Das ist nicht aus den Evangelien, wohl aber aus den Acta Pilati zu erklären, in denen eine Hauptanklage, welche die Juden dem Pilatus vortragen, die Verletzung des Sabbats ist: Scimus Jesum esse filium Josephi fabri natum ex Maria; hic porro dicit se esse filium dei et regem, violat sabbata legis patrum nostrorum, volens solvere legem nostram. Dixerunt ei Judaei: Lex nostra vetat ne quis

alteri medicinam faciat die sabbati . . . (c. 1 p. 216). Tunc eis dixit: Qua causa permoti volunt eum trucidare? Responderunt Pilato: Quia zelotypi criminantur eum medicinam facere die sabbati (c. 2 p. 228). Nolite facere sic, nulla enim est accusatio vestra de curatione et violatione legis (c. 4 p. 232). Judaei Pilato dixerunt: Interroga eum qua die est sanitati restitutus. Pilatus sanatum alloquens candide ait: Dic qua die te sanitati restituit. Ille vero dixit: Die sabbati. Tum Judaei: Nonne hoc est quod diximus, eum die sabbati facere medicinam et daemonia expellere (c. 6 p. 238). Tunc Judaei irati comprehenderunt Josephum et iusserunt custodiri in crastinum. Dixerunt ei: Scito tu hanc non esse horam perpetrandi aliquid in te, cras enim est dies sabbati (*ὅτι σάββατον διαφαύει* — c. 12 p. 253. 254). Offenbar nur um Dacianus von seiner Ansicht zu befreien, muss Georg nach G c. 13 Todte erwecken, damit einer derselben, Jobius, den Kaiser über den Sonntag belehre: Audi vero imperator: ego exponam tibi, quoniam omnis homo qui natus fuerit super terram, confiteatur D. J. C. . . . et si habuerit multa peccata et recesserit de hoc saeculo et venerit in novissimis loco, verum etiam diem dominicorum accipiet indulgentiam, ut respiciat ad dominum Jesum Christum, quem confessus est, ut videat eum deambulantem cum angelis suis. Ego enim nec diem dominicorum indulgentia habui, quoniam Christum non sum confessus (S c. 13: Audi me, rex, et tu convertere ad Christum qui crucifixus est. Omnes, qui nati sunt, confiteantur nomini eius, et si in multis (sc. peccatis) confitebuntur nomini eius et custodierint, dominica ipsa dies interpellat pro peccatis eorum, et accipient refrigerium. Ego autem propter dominicam quod non observavi, quod Apollini sacrificavi, refrigerium nunquam inveni, vgl. Budge S. 220). Doch Dacianus bekehrt sich nicht und sagt zu Jobius: Deliras. Er kann daher nach der Logik des Ueberarbeiters der Georgslegende ganz folgerichtig, nachdem er Georg zum Schwert verurtheilt hat, sagen: Ich bin unschuldig an seinem Blute „an diesem Tage", der kein Samstag (Sabbat), sondern ein Tag des Herrn, Sonntag, ist.

Es gibt aber noch andere Elemente in den Acta Pilati, welche die Phantasie des angeblichen Pasecras angeregt zu haben scheinen. So sagt dort Pilatus c. 3: Sol testis est, und c. 9 heisst es: *καὶ λαβὼν ὕδωρ ὁ Πιλᾶτος ἀπενίψατο τὰς χεῖρας αὐτοῦ ἀπέναντι τοῦ ἡλίου* (c. 12: coram sole lavisse manus suas). In der Georgslegende gebraucht aber sowohl der König Magnentius als der Kaiser Dacianus die Formel: per dominum (deum) Solem (G c. 11. 16; S c. 11; Budge S 215. 225). Die Acta Pilati c. 12 lassen Joseph von Arimathäa, nachdem ihn die Juden eines Grabes unwürdig erklärt, sagen: Hic sermo est sermo pervicax, tamen haud timeo, habeo deum vivum; porro deus dixit: Committe mihi iudicium et ego retribuam, ait dominus. Modo vidistis eum, qui non carne sed corde circumcisus est, accepisse aquam, coram sole lavisse manus suas dicentem: Mundus sum a sanguine iusti huius hominis. Tum vidistis ac respondistis Pilato dicentes: Sanguis eius super nos et filios nostros. Jam vero timeo ne ira dei descendat super vos et filios vestros, quemadmodum dixistis. Dann wird c. 15 und 16 Elias herangezogen, um zu beweisen, dass, wie dieser, so auch Christus in den Himmel aufgenommen werden konnte, oder, wie die Acta Pilati B c. 15 sagen, als *προτύπωσις τοῦ Ἰησοῦ*. In der Georgslegende vollzieht sich nur sogleich auf das Gebet des Märtyrers, was Joseph von Arimathäa blos befürchtete, und wird ebenfalls Elias das Vorbild Georgs. Wie nämlich nach 4. Kön. 1, 10—12 an zwei Führern von Fünfzig nacheinander zugleich mit ihren Untergebenen das Gebet des Propheten Elias sich erfüllte: „Wenn ich ein Mann Gottes bin, so falle Feuer vom Himmel und verzehre dich und deine Fünfzig", so betet auch Georg mit ausdrücklichem Hinweis auf Elias, dass das nämliche Feuer vom Himmel auf Dacian, seine Könige und das sie umgebende Volk falle. Und sein Gebet wird erhört: O my Lord Jesus Christ who didst send fire from heaven by Saint Elijah to devour the two captains of fifty and their hundred soldiers, let now I pray Thee that same fire come down from Thee and devour these seventy governors and those round about them, that not one of them may be left . . . (Budge S. 234; G c. 20).

Die Figur der Kaiserin Alexandra findet sich sowohl in den Texten Dillmanns als in G und S und in der koptischen Version, sie muss daher schon der ursprünglichen Pasecras-Redaktion angehört haben. Ist sie aber der Gemahlin des Pilatus in den Acta Pilati, und zwar, wie es scheint, in einer der koptischen verwandten Version nachgebildet, und sind die Acta Pilati in ihrer jetzigen Gestalt nach Tischendorf (Proleg. p. LXVII; Harnack, Gesch. der altchristl. Litteratur S. 21) nach 424 entstanden, so kann auch die Pasecras-Redaktion der Georgslegende nicht schon im 4. Jahrhundert, sondern frühestens in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vorgenommen worden sein, ganz so wie es sich schon oben aus ganz anderen Gründen ergeben hat.

Weiter verfolge ich den Gegenstand nicht. Denn nachdem es sich herausgestellt, wer der Georg der Legende ist, und wie diese sich allmählig gebildet hat, sind noch spätere Ueberarbeitungen von keiner wesentlichen Bedeutung mehr. Es wird sich aber auch verbieten, fernerhin aus den lokal gefärbten Reden und Gebeten, den Kreuzzugssagen oder gar der Legenda aurea ohne Berücksichtigung der historischen Grundlage Schlüsse auf einen rein mythologischen Ursprung der ganzen Legende zu ziehen, sie als die christianisirte Mythe des Kampfes zwischen Licht und Finsterniss darzustellen oder Georg mit Mithra, dem koptischen Rā, auch dem babylonischen Marduk (Budge p. XXXIII) zu identifiziren. Vielmehr kann es sich m. E. nur um den Nachweis handeln, welche lokale Traditionen später in die ursprüngliche Legende hineingetragen wurden, auf welche aber kein so grosses Gewicht gelegt werden darf, dass sie die historische Gestalt des Georg vollständig alteriren.

N a c h t r a g. Zu S. 177—179, wo von dem martyrium s. Artemii die Rede ist, möchte ich noch auf Batiffol, Fragmente der Kirchengeschichte des Philostorgios, Röm. Quartalschr. III, 252—289, verweisen, wenn auch der Artikel sich mit meiner Abhandlung wenig berührt.



Bericht über das gesammelte handschriftliche Material zu einer kritischen Ausgabe der lateinischen Uebersetzungen biblischer Bücher des alten Testamentes.

Von Professor Dr. **Ph. Thielmann** in Landau i. d. Pfalz.

(Vorgelegt von W. Christ in der philos.-philol. Classe am 4. Nov. 1899.)

Der gehorsamst Unterzeichnete ist in den letzten Jahren damit beschäftigt gewesen, mit Hilfe der ihm von der Kgl. Akademie bewilligten Unterstützung Material zu einer kritischen Ausgabe der lateinischen Uebersetzungen der biblischen Bücher Weisheit, Sirach, Esther, Tobias und Judith zu sammeln. In ausgedehnterem Masse sind für mich die Herren Karl Weyman (München) und Hugo Linke (Breslau), der erstere auf der Nationalbibliothek zu Paris, der letztere während einer wissenschaftlichen Reise durch Italien thätig gewesen. Als einen besonders glücklichen Zufall muss ich es bezeichnen, dass Hr. Cand. theol. Wilhelm Schulz aus Landau nahezu drei Jahre (von Weihnachten 1894 bis Juni 1897) als Vikar des Pastors Fritz Fliedner in Madrid verweilte. Derselbe hat mir Kopien bezw. Kollationen einer Anzahl seltener und wichtiger Texte verschafft, die nach vorausgehender Durchsicht durch mich regelmässig von ihm nochmals nach den Originalien revidiert wurden. Da es bekanntlich sehr schwer ist, gerade aus Spanien genügende Kollationen zu erhalten, so darf man in der That der Gunst des Zufalls dankbar sein.

Bei meinen Bemühungen um Erlangung der Texte und Kollationen habe ich die regste Unterstützung bei den Gelehrten des In- und Auslandes gefunden. Insbesondere hat mir Prof. Samuel Berger in Paris, Verfasser der histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du moyen âge (Paris 1893), eine Reihe wertvoller Notizen aus seinen Sammlungen zur Verfügung gestellt. Diese Notizen haben mich oft in den Stand gesetzt, den Wert und die Beziehungen einer Handschrift festzustellen und danach meine Massregeln zu ergreifen. Berger hat auch für die Verwertung mehrerer Pariser Handschriften (durch die Herren Friedrich Macler und Cäsar Meyer) Sorge getragen.

Eine Anzahl Codices ist von mir selber hier in Landau verglichen worden. Grossen Dank schulde ich mehreren Bibliotheksverwaltungen; namentlich hat die Vorstandschaft der Nationalbibliothek zu Paris und der Stiftsbibliothek zu St. Gallen sich durch ihre Liberalität um das beabsichtigte Werk verdient gemacht, auch die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, die K. K. Hofbibliothek zu Wien und die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Stuttgart, ferner die Kgl. Bibliothek zu Bamberg, die Grossherzogl. Bibliothek zu Karlsruhe, die Universitätsbibliotheken zu Erlangen, Leipzig und Würzburg, die städtischen Bibliotheken zu Bern, Colmar, Metz und Nürnberg haben mir wichtige Handschriften überlassen.

Schliesslich drängt es mich, dem Kgl. bayerischen Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten für seine wohlwollende und förderliche Vermittelung in der Beschaffung einer Anzahl seltener Codices meinen ehrerbietigsten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

Ich führe jetzt das von mir gesammelte Material vor.

A. Die Texte.

I. Die handschriftlichen Texte.

a. Das Buch der Weisheit.

Ich besitze die Kollationen folgender Handschriften:

α. Spanische Texte:

1) Cod. Complut. 1 saec. IX (Madrid, Universitätsbibliothek Nr. 31; Berger, histoire de la Vulgate pag. 22. 392); verglichen (nach dem offiziellen Texte der Vulgata) von Hrn. W. Schulz. Der Text charakterisiert sich als eine auf Grund der gewöhnlichen Fassung veranstaltete, sehr eigenartige Rezension, die sich vielfach mit den im unechten Speculum Augustins vorliegenden Lesarten berührt. Ueberhaupt ist Compl. 1 für Text und Geschichte der lateinischen Bibel von grösster Wichtigkeit. Zur Orientierung setze ich einiges her: Sap. I 6 *ἐπίσκοπος*: circumspector Compl., scrutator Vulg.; II 3 *χαῦνος ἀήρ*: lapsus aer Co., mollis aer Vg.; II 7 *ἄνθος ἔαρος* flos temporis uerni Co., in allen übrigen Handschriften sowie in Vulg. fehlt uerni; II 19 Contumelia et tormenta [-o Vulg.] interrogemus illum Co.; über tormenta -ae im Citat dieser Stelle bei Laktanz vgl. Wölfflins Archiv V 286 ff.; III 2 *κάκωσις*: malitia Co., afflictio Vg.; IV 1 *κρείσσων ἀτεκνία μετὰ ἀρετῆς*: Melior est enim infecunditas cum claritate Co., O quam pulchra est casta generatio cum claritate Vg. u. s. w.

2) Cod. Complut. 2 saec. IX—X (Madrid, Universitätsbibliothek Nr. 32; Berger pag. 15. 392); verglichen von Hrn. Schulz. Auch diese Handschrift bietet eine grosse Anzahl eigentümlicher Uebersetzungen, die aber ihrerseits von denen des Compl. 1 abweichen. Der zweite Complutensis ist aufs engste verwandt mit dem

3) Cod. Toletanus saec. X, nach andern saec. VIII (Madrid, Nationalbibliothek; Berger p. 12. 391); vergl. von Hrn. Schulz. Die Abweichungen der 1. Hand des Tol. vom Texte des Compl. 2 sind nur gering. Eine eingehende Untersuchung wird lehren.

ob eine der beiden Handschriften aus der andern abgeschrieben ist oder ob beide auf einen Archetypus zurückgehen. Damit wird sich dann wohl auch die Frage nach dem Alter des Tolet. erledigen. Die Varianten des Tolet. hat bekanntlich seiner Zeit Christoph Palomares auf Befehl Sixtus' V. nach Rom geschickt behufs Verwendung bei der von dem Papste geplanten neuen Bibelausgabe. Aber wie die Kollation des Hrn. Schulz zeigt, kann die Vergleichung des Palomares nicht genau genannt werden, noch weniger übrigens der Abdruck dieser Vergleichung bei Blanchinus Vindiciae pag. XLVII sqq. und bei Migne patr. lat. tom. XXIX col. 923 ff. Auf die Orthographie z. B., die doch gerade bei spanischen Hdschr. so charakteristisch ist, nimmt Palomares keine Rücksicht.

4) Cod. Vatic. 8484 (Kopie des Cod. Cavensis saec. VIII—IX: Berger p. 14. 379): vergl. von Hrn. Dr. Tschiedel. Eine Kollation des Cavensis selber konnte ich nicht erlangen.

β. Angelsächsische Texte:

5) Cod. Egerton. 1046 (London, Britisches Museum: Berger p. 389) besteht aus zwei Manuscripten, von denen das zweite in das erste eingefügt ist. Das erste (saec. IX) enthält Eccli. 4, 10—44, 13, das zweite (saec. VIII—IX) Sap. 1, 1 — Eccli. 1, 35; das letztere ist per cola et commata geschrieben. Verglichen durch Hrn. Gilson. Der Text enthält eine Reihe besonderer Lesarten, die auf eine speziell angelsächsische Rezension zurückgehen. — Im Kloster Jarrow in Northumberland ist geschrieben

6) der Cod. Amiatinus saec. VIII in. (Florenz, Laurentiana: Berger p. 37. 383), der Text geht aber auf eine italische Vorlage zurück. Genauer als von Heyse-Tischendorf, Biblia Sacra Latina Veteris Testamenti (Leipzig 1873), ist Sapientia (mit Eccli.) aus dieser Hdschr. von Lagarde veröffentlicht: Die Weisheiten der Handschrift von Amiata, Mitteilungen I p. 241 ff.

γ. Vorkarolingische französische Texte:

7) Cod. Paris. lat. 11553 saec. IX (Berger p. 65. 408); vergl. von Hrn. Weyman. Schon von Sabatier (als Sangerm. 15)

benützt. Der Text der Weisheit ist durch den Verlust eines Quaternio nicht mehr vollständig und beginnt erst mit Kap. 10, 1.

8) Cod. Paris. 4² saec. IX—X, Bibel von Puy (Berger p. 73. 400); vergl. von Hrn. Cäsar Meyer.

9) Cod. Paris. 112 saec. X (Berger p. 83. 402); vergl. von Thielmann. Der Text, der auf spanische Grundlagen zurückgeht und sich teilweise mit dem des Compl. 1 berührt, ist durch seine singulären Lesarten namentlich im 7. Kapitel interessant. Leider bricht infolge Verlustes eines Quaternio Sap. bereits mit Kap. 7, 27 ab.

10) Cod. Paris. 11505 saec. IX, Bibel von St. Riquier (Berger p. 93. 407), enthält von Sap. nur die Kap. 15—19; vergl. von Hrn. C. Meyer. Gleichfalls aus St. Riquier stammt

11) Cod. Paris. 93 saec. IX (Berger p. 96. 401); vergl. von Hrn. C. Meyer. Der Text ist aufs engste verwandt mit dem von

12) Cod. Vindobon. 1190 saec. IX (Berger p. 108. 421); vergl. von Thielmann.

13) Cod. Divodurensis (Metz, Stadtbibliothek Nr. 7; Berger p. 100. 393) saec. IX in. Die Handschrift gehört zu den wichtigsten; auf spanische Grundlagen zurückgehend, bietet sie eine sehr grosse Anzahl beachtenswerter oder besonderer Lesarten. Sie ist aber durch Korrekturen und Rasuren stark mitgenommen, indem eine zweite Hand saec. IX die Lesarten Alkuins, eine dritte saec. XIII vermutlich den Text der Pariser Bibel hergestellt hat. Ich habe also die Weisheit dreimal verglichen und glaube, eine ziemliche Anzahl der unter den Rasuren verborgenen Varianten entziffert zu haben.

14) Cod. Paris. 11940 saec. IX, von Berger in der histoire nicht eingehend behandelt, enthält proverbia, ecclesiastes, canticum canticorum, Sap. (fol. 70ʳ—101ᵛ), Eccli. (fol. 102ʳ—185ᵛ), 1. und 2. paral. 302 fol.; 2 Kolumnen zu 24 Zeilen. Liturgische Bemerkungen am Rand. Verglichen von Thielmann.

15) Amiens, Stadtbibliothek Nr. 12, saec. VIII, Bibel des Mordramnus (Berger p. 102. 374); vergl. von Thielmann.

16) Cod. Paris. 11532 saec. IX (Berger p. 104. 407). Schon von Sabatier (als Corbeiensis 1) benützt, von Hrn. Weyman neu verglichen.

δ. Süddeutschland, Schweiz und Italien:

17) Cod. Stutgard. 35 saec. VIII, von Berger noch nicht erwähnt. Auf fol. 1r oben: Monasterii Weingartensis. A° 1680 (die Zahl 8 nicht ganz sicher). libri biblie ab eccs^{a}te (d. i. ecclesiaste) usq: ad Neemiā. Liturgische Bemerkungen; verglichen von Thielmann.

18) Cod. Sangall. 11 saec. VIII (Berger hist. 121. 414. id. Notice p. 16 ff. und besonders p. 23 ff. ‚Extraits des livres de Salomon') enthält auf pag. 230—271 Auszüge aus Sap. und Eccli. (Proben solcher Auszüge aus prov., eccle. und cant. gibt Berger a. a. O.). Die Anführungen aus Sap. haben nur geringen Umfang. Vergl. von Thielmann.

19) Cod. Sangall. 7 saec. IX, von Hartmut (Berger p. 126. 413); vergl. von Thielmann.

20) Cod. Ambros. E 26 inf. saec. IX—X (Berger p. 138. 394); vergl. von Hrn. Linke.

21) Cod. Laurent. plut. 21, 38 saec. X (von Berger nicht erwähnt); vergl. von Hrn. Linke.

ε. Theodulfbibeln:

22) Cod. Paris. 9380 saec. IX (Berger p. 149. 405); vergl. von Hrn. C. Meyer. Die für Theodulf charakteristischen Randvarianten nebst den zugehörigen Textworten hatte bereits früher Hr. Weyman abgeschrieben.

23) Cod. Londin. Mus. Brit. ms. add. 24142 saec. IX, Bibel von St. Hubert (Berger p. 179. 390). Die Handschrift gehört zu den Theodulfbibeln späterer Ordnung und ist wie die unter 22) genannte der älteren Art für Weisheit *στιχηδόν* geschrieben. Verglichen durch Hrn. Gilson. Aufs engste verwandt mit der Hubertusbibel ist

24) Cod. Stutgard. (Hofbibliothek) II Bibl. 16 saec. IX—X, von Berger noch nicht erwähnt, gleichfalls eine Theodulfbibel

jüngerer Ordnung. Die Weisheit auch hier στιχηδὸν geschrieben. Verglichen von Thielmann.

ζ. Alkuinbibeln:

25) Cod. Bamberg. No. A. I. 5 saec. IX (Berger p. 206. 377), einen der besten und ältesten Alkuintexte enthaltend; vergl. von Hrn. Gymnasialprofessor Ignaz Schneider.

26) Cod. Paris. 1 saec. IX. Bibel Karls des Kahlen (Berger p. 215. 399); verglichen von Hrn. Weyman.

27) Cod. Paris. 9397 saec. IX (Berger p. 224. 407). Beginn: 2, 13 scienτiā dĩ habere. Da der Text nichts Neues bietet, so habe ich die Handschrift bloss bis zum 10. Kapitel (einschliesslich) verglichen.

Nur Fragmente liegen vor in folgenden Handschriften:

28) Cod. Veron. I (1) fol. 3 saec. VI (also der älteste handschriftliche Repräsentant unserer lateinischen Uebersetzung) enthält Sap. 10, 10—11, 2; abgeschrieben von Hrn. Linke.

29) Cod. Veron. 4 fol. 3—5 saec. VII, mit dem bereits von Blanchinus Vindiciae pag. CCLXXXIX veröffentlichten Bruchstück der Weisheit in eigenartiger Rezension. Geschrieben per cola et commata; neu kopiert von Hrn. Linke.

30) Orléans, Stadtbibliothek Nr. 16, Sammlung biblischer Fragmente in Uncialschrift, saec. VIII (Berger p. 84. 397). Die auf die Weisheit bezüglichen Abschnitte hat Hr. Bibliothekar Cuissard in Orléans gütigst für mich verglichen.

Ausserdem wurden einer Anzahl von Handschriften teils durch mich teils durch andere Proben entnommen, deren Umfang in den meisten Fällen hinreicht, um über Wert und Beziehungen der geprüften Codices ein sicheres Urteil fällen zu lassen. Folgende Handschriften wurden excerpiert:

a. Spanische Handschriften:

1) Cod. Goth. Legionensis saec. X (Berger p. 18. 384); Kap. 1—2 (Violet) und Kap. 7 (Schulz).

2) Cod. Vatic. 4859 (Kopie des eben genannten Cod. Goth. Legion.); Kap. 17—19, Tschiedel.

3) Cod. Paris. 6² saec. X. Bibel von Rosas (Berger p. 24. 400); Kap. 7 und 12, C. Meyer.

4) Burgos, biblioteca del seminario, saec. X—XI; Kap. 7, Schulz.

5) Madrid, Nationalbibliothek Nr. A. 2 saec. XI (Berger p. 20. 391); Kap. 7, Schulz.

6) Biblia de Huesca saec. XII (Madrid, Museo arqueologico 485; Berger p. 20. 393); Kap. 3 und 14, Schulz.

7) Cod. Complut. 3 saec. XII—XIII (Madrid, Universitätsbibliothek Nr. 33 und 34; Berger p. 20. 392); Kap. 7, Schulz. Die Handschrift zeigt neben ganz gewöhnlichen Lesarten auch solche, die mir schon im Compl. 1 begegnet sind, aber nirgends eigentlich neue und besondere.

8) Bibel von Avila saec. XIII (Madrid, Nationalbibliothek E. R. 8; Berger p. 23. 392); Kap. 7, Schulz.

9) Sevilla, Universitätsbibliothek (Zeit der Entstehung und Nummer nicht angegeben); Kap. 7, Schulz.

β. Französische Handschriften:

10) Paris. 16740 saec. X; Kap. 1 und 5, Weyman.

11) Paris. 5² saec. X (Berger p. 83. 400); Kap. 7 und 12, C. Meyer.

12) Paris. 7 saec. XI. Bible de Mazarin (Berger p. 73. 401); Kap. 7 und 12, C. Meyer.

13) Paris. 113 (Berger p. 83); Kap. 7, C. Meyer.

14) Bern, Stadtbibliothek No. A. 9. saec. XI (Berger p. 62. 377); Kap. 7, Hr. Prof. Blösch.

15) London, Britisches Museum, Harley 4773 saec. XIII (Berger p. 76. 388); Kap. 7, Gilson.

γ. Deutschland, Schweiz:

16) Cod. lat. Jenensis ms. elect. in fol. 14. 36 saec. XII; Kap. 17—19, Hr. Heinrich.

17) Cod. Erlang. 588 (Universitätsbibliothek) saec. XIII; Kap. 1—2, Thielmann.

18) Cod. lat. Monac. 14507 saec. XIII (= Emmeram. 507); Kap. 1—3, Hr. Prof. v. Wölfflin.

19) Cod. Sangall. 75 saec. IX, von der Hand Hartmuts korrigierte Bibel (Berger p. 127. 417): Kap. 7. Hr. Bibliothekar Fäh.

20) Cod. Sangall. 81 saec. IX (Berger p. 126. 418): Kap. 7. Hr. Fäh.

21) Cod. Einsidlensis 7 saec. X (Berger p. 382): Kap. 7. Hr. Bibliothekar G. Meier.

22) Cod. Einsidl. 1 saec. XI—XII (Berger p. 382): Kap. 7. Hr. G. Meier.

δ. Italienische Handschriften:

23) Cod. Ambros. E 53 inf. saec. X. Bibel von Biasca (Berger p. 143. 394): Kap. 17—19. Hr. B. Nogara.

24) Cod. Vindob. 1168 saec. XI (Berger p. 142. 421): Kap. 1—5. Hr. J. Zycha. Die Handschrift stammt aus S. Giustina in Padua.

25) Cod. Casinensis 35 saec. XIV: Kap. 4. 10. 12. 14, Tschiedel.

26) Cod. Marcianus 3 saec. X (Berger p. 421): Kap. 4. 10. 14. Tschiedel.

ε. Theodulfbibeln:

27) Chartres, Stadtbibliothek 67 saec. XI—XII (Berger p. 181. 379): Kap. 7, durch Vermittelung der Hrn. Bibliothekars Rossard de Mianville.

ζ. Alkuinbibeln:

28) Cod. Vallicellianus (Rom. Vallicelliana No. B. 6) saec. IX (Berger p. 197. 413); Kap. 17—19, Tschiedel.

29) Bibel von Grandval. London. Britisches Museum. ms. addit. 10546 saec. IX (Berger p. 209. 389); Kap. 7, Gilson.

30) Zürich, Kantonalbibliothek Nr. C. 1 saec. IX (Berger p. 207. 422); Kap. 7, Hr. E. Müller.

31) Bern, Stadtbibliothek 4 saec. IX (Berger 208. 377): Kap. 7, Blösch.

η. Andere Karolingische Bibeln:

32) Rom. Bibel von S. Paolo fuori le mura saec. IX (Berger p. 292. 412); Kap. 17—19, Tschiedel.

33) Rheims, Stadtbibliothek Nr. 1 u. 2 saec. IX, Bibel Hinkmars (Berger p. 281. 422): Kap. 7, durch Vermittelung des Hrn. Bibliothekars Courmeaux.

Zu Sap. (und Eccli.) hat Sabatier bekanntlich keine Rezension geliefert, sondern sich damit begnügt, den offiziellen Text abzudrucken und zu demselben aus den ihm zu Gebote stehenden (vier) Handschriften Varianten zu fügen. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der beiden Bücher soll also jetzt zum ersten Mal unternommen werden. Beigegeben wird der in den Handschriften mehrfach (z. B. im Paris. 9380, Londin. Mus. Brit. ms. add. 24142 u. a.) begegnende Prolog (Liber sapientiae apud hebraeos nusquam est etc., vgl. Migne patr. lat. tom. 82, 253).

b. Das Buch Jesus Sirach (Ecclesiasticus).

Ich besitze die Kollationen folgender Handschriften:

α. Spanische Texte:

1) Cod. Compl. 1; vgl. was über diese Handschrift oben zum Buche der Weisheit bemerkt worden ist.[1]) Die Rezension des Eccli. in diesem Codex ist zwar nicht so eigenartig wie die von Sap., bietet aber immer noch eine Anzahl sehr guter, sonst nicht nachgewiesener Lesarten. Verglichen von Hrn. Schulz.

2) Cod. Compl. 2; Schulz.

3) Cod. Toletanus. Da die Handschrift auch in diesem Buche die grösste Aehnlichkeit mit Compl. 2 aufweist, so beschränkte sich Hr. Schulz auf die Vergleichung von Kap. 1—17 und 44.

4) Cod. Vatic. 8484 (Kopie des Cavensis); Tschiedel.

β. Angelsächsische Texte:

5) Cod. Egerton. 1046. Vgl. die Bemerkungen oben zum Buche der Weisheit. Darnach ist aus dem ersten Manuscript

---

[1]) Zu den im vorausgehenden schon erwähnten Handschriften werden im folgenden Notizen über Alter, Wert u. ä. sowie über den Fundort bei Berger nicht mehr gegeben.

verglichen eccli. 1, 10—11, 13, aus dem zweiten eccli. 1, 1 bis 1, 35, beide Stücke von Hrn. Gilson.

6) Cod. Amiatinus. Der Text ist veröffentlicht von Heyse-Tischendorf und Lagarde.

γ. Vorkarolingische französische Texte:

7) Cod. Paris. 11553. Eine Ergänzung der Kollation Sabatiers lieferte Hr. Weyman.

8) Cod. Paris. 112. Beginn: 3, 32 & in operibus. Der Text bietet in diesem Buche nichts Besonderes. Verglichen von Thielmann.

9) Cod. Vindob. 1190. Die Kapitel 1—12. 21. 30. 44 sind von mir vollständig verglichen, aus den übrigen Kapiteln alle bemerkenswerten Varianten, insbesondere alle Doppellesungen aufgezeichnet.

10) Cod. Divodur. 7: zweimal verglichen von Thielmann.

11) Cod. Paris. 11940; Thielmann.

12) Amiens, Stadtbibliothek 12; Thielmann.

δ. St. Gallen und Italien:

13) Cod. Sangall. 11 enthält pag. 25—50 die Laus patrum, d. h. Kap. 44—50 des Sirach: Anfang: Et incipit laus patrum iuxta eclesiasten. Vergl. von Thielmann.

In demselben Sangall. 11 stehen auch die schon zu Sap. erwähnten Auszüge, die aber hier viel reichhaltiger ausgefallen sind als bei dem andern Buche. Vergl. von Thielmann.

14) Cod. Sangall. 7; Thielmann.

15) Cod. Ambros. E 26 inf.; Nogara.

16) Cod. Laurent. plut. 21, 38; Linke.

ε. Theodulfbibeln:

17) Cod. Paris. 9380; C. Meyer. Die Randvarianten nebst den zugehörigen Textworten hatte auch hier bereits Hr. Weyman abgeschrieben.

18) Cod. Stutgard. 16: Thielmann. Da in dieser Handschrift durch Verlust eines Blattes Kap. 31, 34—37, 16 fehlt, so habe ich aus der engverwandten Hubertusbibel.

19) Cod. Londin. Mus. Brit. ms. add. 24142, durch Hrn. Gilson die Kap. 31—37 (vollständig) vergleichen lassen.

ζ. Alkuinbibeln:

20) Cod. Paris. 1; Weyman.

Dazu kommen noch folgende handschriftliche Fragmente:

21) Cod. Veron. I (1) fol. 1 saec. VI enthält eccli. 34, 12 bis 34, 31; abgeschrieben von Hrn. Linke.

22) Cod. Ambros. D 30 inf. (olim Bobbiensis) saec. VI enthält vorn und hinten zwei Blätter mit Bruchstücken des Eccli. aus der laus patrum (Kap. 44—50). Geschrieben per cola et commata, kopiert durch Hrn. Linke.

23) Das fragmentum Tolosanum saec. VIII–IX, herausgegeben von Douais (une ancienne version latine de l'ecclésiastique, Paris 1895), umfasst eccli. 21, 20—22, 27. Der Text ist anzusehen als durchgreifende Rezension der alten Uebersetzung auf Grund der griechischen Vorlage.

Von der in manchen Handschriften am Schlusse des Eccli. angefügten oratio Salomonis (Et inclinauit salomon genua sua) habe ich Abschriften bezw. Kollationen aus der Bibel von Avila (Madrid. Nationalbibliothek No. E. R. 8), ferner aus Amiat., Paris. 1. 112. 9380. 11553. 11940. Metz 7. Vindobon. 1190. Ambros. E 26 inf. u. a.

Proben besitze ich aus folgenden Codices:

α. Spanische Handschriften:

1) Cod. Goth. Legion.: Kap. 1 und 44 (Schulz), ferner Kap. 9—10 (Violet).

2) Burgos. Seminarbibliothek: Kap. 1 und 44, Schulz.

3) Madrid. Nationalbibliothek No. A 2: Kap. 1 u. 44, Schulz.

4) Biblia de Huesca; Kap. 22 und 50, Schulz.

5) Cod. Compl. 3; Kap. 50, Schulz.

6) Biblia de Avila; Kap. 1 und 44, Schulz.

7) Madrid. Nationalbibliothek No. A. 5, saec. XIII (Berger p. 142. 392): Kap. 1 und 44, Schulz.

8) Sevilla. Universitätsbibliothek (Zeit und Nummer nicht angegeben): Kap. 1 und 44, Schulz.

β. Französische Handschriften:

9) Cod. Paris. 1[2]: Prolog und Kap. 1—6. C. Meyer.
10) Cod. Paris. 11532; Prolog, Weyman.
11) Cod. Paris. 16740: Kap. 1. Weyman.

γ. Italienische Handschriften:

12) Cod. Ambros. E 53 inf.: Prolog und Kap. 1—6. Nogara.
13) Cod. Marcian. 3; Kap. 6. 8. 18, Tschiedel.
14) Cod. Vindob. 1168; Kap. 1—3, Zycha.

c. Esther.

a. Die vorhieronymischen Versionen.

Ich besitze das gesamte bis jetzt bekannte Material teils abschriftlich teils in Kollationen:

1) Cod. Lugdun. 356 (Lyon. Stadtbibliothek) saec. IX in.: vgl. Berger p. 62. 391. In der Notice S. 31 ff. gibt Berger aus diesem Codex vom Buche Esther zwei längere Abschnitte. Der Text ist verhältnismässig rein. aber nicht vollständig: die Handschrift enthält nur etwa ein Drittel des Buches. Auf Veranlassung des Hrn. Prof. L. Clédat in Lyon hat Hr. Buche für mich eine Abschrift gefertigt. Da diese aber manchen Zweifel liess, so erbat ich mir den Codex nach Landau und kopierte nach Gewährung meiner Bitte das Fragment möglichst genau Zeile für Zeile mit allen Abkürzungen der Vorlage.

2) a. Cod. Lat. Monac. 6225 saec. VIII—IX (Berger p. 62. 395); abgeschrieben von Hrn. Prof. v. Wölfflin.

b. Cod. Ambr. E 26 inf.; abgeschrieben von Hrn. Linke.

c. Cod. Vallicellianus B 7. heute verloren, abgedruckt bei Blanchinus Vindiciae pag. CCXCIV sqq., der ihn ‚ante duodecimum saeculum' geschrieben sein lässt.

d. Cod. Casinensis 35 saec. XIV; den in der Bibliotheca Casinensis tom. I p. 287—289 abgedruckten Text hat Hr. Tschiedel neuerdings abgeschrieben.

Diese vier Handschriften haben das Gemeinsame, dass sie vom vorhieronymischen Texte des Buches Esther nur die beiden

ersten Kapitel enthalten, an die sich dann der vollständige Vulgatatext dieses Buches anschliesst. Sie gehen auf einen Archetypus zurück, dessen Text zu rekonstruieren ist.

3) Cod. Lat. Monac. 6239 saec. VIII—IX (Berger p. 396), kopiert durch Hrn. Gymnasiallehrer H. Lieberich, dessen Abschrift ich nach dem Original durchgesehen habe. Nicht ganz vollständig: Ende: Kap. 10, 11 et dies iudicii in omnib; genτib; in conspe[ετu]. Auf die in dieser Handschrift enthaltenen vorhieronymischen Texte hat schon L. Ziegler, ‚die lateinischen Bibelübersetzungen vor Hieronymus' S. 106, aufmerksam gemacht und eine Ausgabe derselben geplant, die aber nicht ausgeführt worden ist. Herausgegeben ist der Text von Esther (nebst Tobias und Judith) aus diesem Codex von Belsheim: Liber Tobit, liber Judit, liber Ester (Drontheim 1893), aber in einer für wissenschaftliche Zwecke ungenügenden Weise.

4) Cod. Paris. 11549 (= Corbei. 7) saec. XII, von Sabatier veröffentlicht, von Hrn. Weyman neu verglichen. Die Handschrift weist mehrfache durch Homoioteleuta entstandene Lücken auf.

5) Cod. Compl. 1, abgeschrieben durch Hrn. Schulz. Das Buch Esther in dieser Handschrift hat zur Grundlage den alten lateinischen Text der abendländischen Kirche, stellt sich aber durch eine Reihe von Aenderungen, insbesondere durch Erweiterungen und Zusätze als eine eigenartige Fortbildung der ursprünglichen Fassung dar. Zur Charakterisierung der Version setze ich (mit Uebergehung der weniger auffälligen Einleitung, des somnium Mardochaei) den Anfang des ersten Kapitels her: Et factum est in diebus artaxei, qui regnans ab india usque in eziopia centu uiginti et septe regionibus dominabatur, que subdite erant illi. Qui cum in diebus uisus mardocei requiesceret in trono suo, in anno duodecimo regni sui fecit conuibium omnibus principibus, qui erant circa territorium regni eius, uolens hostendere glorias diuitiarum et honorem regie presumtionis et constituit potum fieri in susys ciuitate preposito inuitationis edicto ante centum octuginta diebus, ut superhabundanti temporis spatio in omnes regiones exiret precepti forma u. s. w. Das bei dem Verfasser der Schrift de uocatione

omnium gentium I 5 (Migne patr. lat. LI 651) vorliegende Citat aus Esther stimmt genau zum Texte unserer Handschrift. Daraus schliessen wir, dass die uns im Complut. 1 begegnende Rezension weitergehende, wohl offizielle Geltung hatte.

6) Cod. Pechianus, einst im Besitze des Canonicus Pech zu Narbonne, ist heute verloren und muss daher nach Sabatier benutzt werden, dessen Abschrift allerdings manchen Zweifel lässt. Der Text stellt sich dar als Auszug der in den übrigen Handschriften enthaltenen längeren Fassung.

Also verfügt der Unterzeichnete für seine Ausgabe über 9 Handschriften, während Sabatier deren nur 3 (2c, 4 und 6) kannte.

β. Die Vulgata.

Mein Bestreben war, aus der gewaltigen Masse von Handschriften die ältesten beizuziehen, dabei aber die einzelnen Länder und Rezensionen thunlichst zu berücksichtigen.

1) Cod. Compl. 2; vergl. von Hrn. Schulz.

2) Cod. Toletanus. Eine Vergleichung der ersten vier Kapitel durch Hrn. Br. Violet ergab auch hier engste Verwandtschaft mit dem Complut. 2.

3) Cod. Amiatinus. Da die Kollation bei Heyse-Tischendorf namentlich in orthographischen Dingen nicht ganz zuverlässig ist, so hat Hr. Prof. Biagi in Florenz auf mein Ersuchen eine Nachkollation veranstalten lassen.

4) Cod. Paris. 11553; C. Meyer.

5) Cod. Divodur. 7; Thielmann.

6) Cod. Stutgard. 35; Thielmann. Die Handschrift bietet einige sonst nicht nachgewiesene sehr gute Lesarten.

7) Cod. Lat. Monac. 6225 (vgl. oben die vorhieronymischen Versionen 2a). Ende Kap. 11, 3 aulae regiae. Verglichen von Hrn. Prof. v. Wölfflin.

8) Cod. Sangall. 6 saec. VIII (Berger pag. 124. 113). Der Text ist durch zahlreiche Vulgarismen der Aussprache entstellt, bietet aber eine Anzahl singulärer Lesarten, die allerdings nicht auf Hieronymus zurückzugehen scheinen. Es fehlen: Kap. 11, 1

bis 13, 7 und das 16. Kapitel mit Ausnahme der Ueberschrift. Verglichen von Thielmann.

9) Cod. Ambros. E 26 inf. (vgl. oben die vorhieronymischen Versionen 2b); verglichen durch die Hrn. Linke und Nogara.

10) Cod. Stutgard. 16: Thielmann. Die Handschrift ist für das Buch Esther nur von geringem Wert und soll deshalb im kritischen Kommentar nur ausnahmsweise Verwendung finden.

11) Cod. Bamberg. No. A. I. 5: verglichen durch die Hrn. J. Schneider und A. Köberlin.

Probeweise wurde noch aus Cod. Goth. Legion. das 1. Kapitel von Hrn. Dr. Violet, ferner aus Cod. Sangall. 9 saec. IX (Berger p. 129. 413) das 1. Kapitel von mir kollationiert.

Der Vulgataausgabe des Buches Esther soll auch der Prolog des Hieronymus beigegeben werden, der z. B. im Amiat., Compl. 2 (Schulz), Bamb. A. I. 5 (Köberlin) vorliegt.

7. Die Esthergeschichte im lateinischen Josephus.

Da die bei Josephus Antiquit. Jud. XI Kap. 6 vorliegende Fassung der Esthergeschichte nicht bloss im ganzen, sondern auch in Einzelheiten auf die von Josephus gebrauchte griechische Bibel zurückgeht, so erschien es wünschenswert, den lateinischen Uebersetzungen des Buches Esther die aus dem Kreise Cassiodors stammende Uebersetzung des genannten Kapitels beizufügen. Hr. Oberbibliothekar K. Boysen in Berlin, der den lateinischen Josephus für das Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum bearbeitet, hat die Güte gehabt, mich über das in Betracht kommende handschriftliche Material eingehend zu belehren und mir seine von ihm und andern gefertigten Kollationen zur Verfügung zu stellen. Letztere erstrecken sich auf folgende Handschriften:

1) Cod. Neapol. V F 34 saec. IX—X (nach Nieses Urteil); Kollation des Hrn. E. Kalinka.

2) Cod. Wizeburgensis saec. X (jetzt in Wolfenbüttel); Kollation des Hrn. Boysen. Die Handschrift war schon vorher durch Hrn. Gymnasialdirektor a. D. Fr. Köhler für mich verglichen worden.

3) Cod. Hafniensis (Kopenhagen, Kgl. Bibliothek Nr. 157) saec. X; Kollation des Hrn. Boysen.

Ich selber habe ausserdem kollationiert:

4) Cod. Bernens. 118 saec. IX.

5) Cod. Wirceburg. Mp. th. fol. 5 saec. X.

6) Cod. Bamberg. E III 15 saec. X.

7) Cod. Bern. 50 saec. X,

und zwar Nr. 4 zur Hälfte, die drei übrigen vollständig.

Daran reihen sich Proben aus nachstehenden Handschriften:

1) Cod. Vatic. Palat. lat. 814 saec. IX—X (Kalinka).

2) Cod. Fuld. C 1 saec. XII (Boysen). Der Text stimmt fast durchweg mit dem des Wizeburgensis.

3) Cod. Stutgard. hist. fol. 418 saec. XII (Hr. Bibliothekar Dr. Schott, Stuttgart).

Bei der Arbeit ergab sich mir das Resultat, dass der Uebersetzer für seine Uebertragung der beiden Erlasse des Königs Artaxerxes (vgl. Joseph. ant. Jud. XI 6 § 216—219 und § 273 bis 283) aus dem Vulgatatexte des Buches Esther die Kapitel 13 V. 1–7 und 16, welche eben die erwähnten beiden Briefe enthalten, einfach herübergenommen hat. Somit sind die Handschriften des lateinischen Josephus an den beiden genannten Stellen für den Vulgatatext unseres Buches beizuziehen.

Der kritische Apparat für die Esthergeschichte im lateinischen Josephus wird sich voraussichtlich sehr einfach gestalten. Der Text lässt sich nahezu vollständig auf den Neapolitanus und Wizeburgensis aufbauen, die übrigen Handschriften sind nur ausnahmsweise heranzuziehen.

d. Tobias.

a. Die vorhieronymischen Versionen.

Auch hier ist das bis jetzt bekannte Material vollständig gesammelt.

Eine schon von Sabatier an erster Stelle publizierte Version, die wohl für den offiziellen Text der alten Kirche zu halten ist, liegt handschriftlich mehrfach vor:

1) Cod. Paris. 93 (bei Sabatier Reg. 3564): von Hrn. Weyman neu verglichen.

2) Cod. Paris. 11505 (bei Sabatier Sangerm. 4): von Hrn. Weyman neu verglichen.

3) Cod. Divodur. 7; vergl. von Thielmann.

Die in den übrigen Handschriften vorliegenden Rezensionen weichen von dieser Version mehr oder weniger ab. Die folgenden beiden Handschriften bilden eine einheitliche Bearbeitung.

4) Cod. Vatic. 4859, abgeschrieben durch Hrn. Linke. Dieser Codex ist bekanntlich eine 1587 durch den Bischof von Leon, Fr. Trugillo, veranstaltete Kopie des Cod. Goth. Legion. Aus dem Legionensis selber hat Hr. Violet grössere Abschnitte (Kap. I 1—II 2; VII 18—IX 3; XIV 11 bis Schluss) abgeschrieben, zur Kontrolle des Uebrigen dient der den nämlichen Text wie der Goth. enthaltende

5) Cod. Paris. 161 saec. XIII, geschrieben in zwei Kolumnen in sehr feiner Schrift. Verglichen von Thielmann.

Auch die beiden nächsten Handschriften bilden eine Gruppe:

6) Cod. Compl. 1, abgeschrieben durch Hrn. Schulz. Der Text ist wie beim Buche Esther sehr eigentümlich. Ich setze Kap. 1 V. 6 ff. her: Ego solus ibam in ihrslm in diebus festis seruans, quod scriptum est fieri oportere ab omni israel. Et custodiens preceptum sempiternum constitutum a deo, primitias et decimas armenti et pecodum et initia tonsure ouium mearum portabam mecum et dabam sacerdotibus filiis aaron et secundum morem legis de trittico et uino et oleo et ficis et ceterorum fructuum primitiis diuidebam leuitis et omnibus quodquod ministrabant in ihrslm deo et secundum legem decimationis quod commutandum erat commutabam. Et congregabam pretium redemtorum per sexsennium et postea ibam. Et conputato unius cuiusque anni fructu adnumerabam pecuniam in loco sco ita ut tertii anni decimationem darem prosilitis et orfanis et uiduis faciens omnia que precepta sunt a deo in israel u. s. w. Ich bemerke dazu, dass das im unechten Speculum Augustini (ed. Weyrich p. 547) vorliegende Citat aus

Tob. 1, 6 ff. bis auf einige Einzelheiten mit dem soeben angeführten Texte unserer Handschrift stimmt, dass uns also der vom Verfasser des Speculum benutzte Text im Compl. 1 wenigstens für das Buch Tobias in vollständiger Fassung vorliegt.

7) Biblia de Huesca saec. XII, abgeschrieben bezw. kollationiert von Hrn. Schulz. Der Text beginnt wie Compl. 1, geht aber schon nach dem 1. Kapitel in den oben unter 1)—3) genannten gewöhnlichen Text über, bietet also im ganzen nichts Neues.

Die noch übrigen Handschriften weichen auch unter einander mehr oder weniger ab:

8) Cod. Paris. 6[3] saec. X, Bibel von Rosas; das 1. Kapitel abgeschrieben von Hrn. Weyman, die übrigen durch Vermittelung des Hrn. Prof. S. Berger von Hrn. Fr. Macler.

9) Cod. Paris. 11553. Schon von Sabatier (als Sangerm. 15) benützt, neu abgeschrieben von Hrn. Weyman.

10) Cod. Lat. Monac. 6239, abgeschrieben durch Hrn. H. Lieberich, die Abschrift von mir nach dem Codex revidiert.

11) Cod. Ambros. E 26 inf., abgeschrieben durch Hrn. Linke.

12) Cod. Vatic. Reg. 7 saec. X enthält Tob. 1, 1—6, 13 in vorhieronymischer Uebersetzung, den Rest des Buches in Vulgata. Veröffentlicht von Blanchinus Vindiciae p. CCCL sqq. und darnach bei Sabatier. Das vorhieronymische Stück aufs neue abgeschrieben durch Hrn. Linke.

Demnach bei Sabatier 4 Handschriften (Nr. 1. 2. 9. 12), bei Thielmann 12.

β. Die Vulgata.

Folgende Kollationen nach dem offiziellen Text der Vulgata liegen vor:

1) Cod. Complut. 2; Schulz.

2) Biblia de Huesca; Schulz. Die Bibel von Osca enthält das Buch Tobias zweimal, zuerst in vorhieronymischer Fassung (vgl. oben unter Nr. 7), dann in der Uebersetzung des Hieronymus.

3) Cod. Amiatinus; Kollation bei Heyse-Tischendorf.

4) Cod. Vindobon. 1190; Thielmann.

5) Cod. Stutgard. 35; Thielmann.

6) Cod. Lat. Monac. 6225; v. Wölfflin.

7) Cod. Sangall. 6; Thielmann. In der Handschrift sind zahlreiche Buchstaben verwischt, manche nachgefahren, einzelne Stücke von Blättern abgerissen. Diese Uebelstände machen sich auch, wenngleich in geringerem Masse, bei den Büchern Esther und Judith geltend.

8) Cod. Sangall. 8 saec. IX (Berger p. 129. 413); Thielmann.

9) Cod. Sangall. 9; Thielmann.

10) Cod. Stutgard. 16; Thielmann.

Probeweise hat Hr. Cuissard aus Orléans, Stadtbibliothek 13 saec. X (Berger p. 117. 397) die beiden ersten Kapitel für mich verglichen.

Der Prolog des Hieronymus zum Buche Tobias findet sich z. B. im Amiatinus, im Stutgard. 35, in der Bibel von Huesca u. ö. Den Prolog des Isidor bietet z. B. Stutgard. 16: Tobi filius hananihel ex tribu neptalim u. s. w.

Die Konstituierung des Vulgatatextes bietet bei diesem Buche insofern ein eigentümliches Problem, als namentlich in der zweiten Hälfte die einzelnen Handschriften infolge von Zusätzen, Auslassungen und Aenderungen der Wortstellung starke Diskrepanzen zeigen. Man ist zu der Annahme berechtigt, dass Hieronymus, der laut seinen eigenen Worten in der praefatio auf die Bearbeitung unseres Buches nur unius diei laborem verwandte, nachträglich an seiner ersten etwas eilfertig ausgefallenen Arbeit manches zu ändern und zu bessern fand und dass die so entstandenen Varianten in verschiedener Form und in verschiedenem Masse in die einzelnen Abschriften übergingen.

e. Judith.

α. Die vorhieronymischen Versionen.

Vollständige Sammlung des bis jetzt bekannten Materials.

Die schon von Sabatier an erster Stelle publizierte Version, die auch hier wohl für den offiziellen Text der alten Kirche zu halten ist, bieten folgende Handschriften:

1) Cod. Paris. 93 (= Reg. 3561 bei Sabatier): von Hrn. Weyman neu verglichen.

2) Cod. Paris. 11505 (= Sangerm. 4 bei Sabatier): von Hrn. Weyman neu verglichen.

3) Cod. Divodur. 7: abgeschrieben von Thielmann.

4) Cod. Vatic. 4859 (Kopie des Cod. Goth. Legion.): verglichen von Hrn. Linke.

5) Cod. Ambros. E 26 inf.: verglichen von Hrn. Linke.

6) Biblia de Huesca: durch Vermittelung des Hrn. Pastor Fritz Fliedner in Madrid für mich verglichen.

7) Cod. Paris. 161; verglichen von Thielmann.

Abweichende Rezensionen enthalten die folgenden Handschriften, die auch unter sich mehr oder weniger differieren:

8) Cod. Complut. 1: abgeschrieben von Hrn. Schulz. Ich setze auch hier den Anfang der durchaus eigenartigen Fassung her: Anno duodecimo regni sui nabuquodonosor qui fuit rex in ninnibe magna assyriorum conmisit bellum aduersus artaxeum regnans medis in hecbethanis. Edificabit circa hecbethana muros ex lapidibus qui cesi sunt in ladicinis (so). Lati erant cubitis ternis et longi cubitis senis et fecit ex his altitudinem muri cubitorum LXX. Et erexit turres in portis murorum cubitorum centum. Nam altitudinem muri illius fundabit in cubitis numero LX. Et fecit portas illius elebatas in altitudinem cubitis LXX et latitudo illarum cubitis XL ad exitum euntum et redeuntum multitudinem (so). Et cum conmisisset bellum in diebus illis rex nabuquodonosor cum rege artaxeo in campo magno, qui appellatur campus ragau. conuenientibus ad bellum omnibus qui habitabant in montana et uniuersis commorantibus in eufrate et tygre et ydaspe et his qui tenebant campos ariat regis elimeorum etc.

9) Cod. Paris. 6[3], Bibel von Rosas: das 1. Kapitel abgeschrieben von Hrn. Weyman, die übrigen durch Vermittelung des Hrn. Prof. S. Berger von Hrn. Fr. Macler.

10) Cod. Paris. 11553 (= Sangerm. 15 bei Sabatier): von Hrn. Weyman neuerdings abgeschrieben.

11) Cod. Lat. Monac. 6239, abgeschrieben von Hrn. Lieberich; auch überliess mir Hr. Ziegler seine Abschrift.

12) Cod. Stutgard. 35: abgeschrieben von Thielmann. Höchst interessanter, eigenartiger Text. Um aber ein Urteil darüber zu ermöglichen, wie weit die verschiedenen Rezensionen bisweilen auseinander gehen, setze ich zur Vergleichung den Schluss des Buches Judith sowohl aus Compl. 1 als aus Stutgard. 35 her. Im Compl. heisst es: Et erat iudit magna nimis in gloria et manens in bapelua. quum procedens in diebus suis et (so) senuisset in domo uiri sui uixit annis CV. et moriens in bapelua dimisit famulam suam liberam et sepelierunt eam in speleo mariti sui manasse et luxit eam domus manasse et omnis domus israel diebus septem. dimisit aūm substantiam suam antequam moreretur proximis manasse mariti sui et proximis generis sui. et non fuit quisquam intimidans filios israel in diebus iudit et post mortem eius diebus multis. Davon weicht die Fassung im Stutgard. wesentlich ab: & facta est clara (sc. iudith) in omni ĩra & multi concòpierunt eam & nescinit uir illā ex quo mortuus ẽ manasses maritus illius. & procedente tempore clara facta est. & senuit in domo mariti sui annos agens uitę · CV · & mortua est in b&ulia (m radiert) & sepulta ẽ in monumento (to von m. 2 aus tū) mariti sui. & planxerunt eam oṁ domus isrl diebus · VII · & dimisit bona sua priusquā moreretur omnib: proximis uiri sui manasse. & proximis ex genere suo & reliquid habram suam liberam & ñ fuit adhuc qui in terrorẽ mitter& filios israhel in dieb: uitae iudith &iam post dies mortis illius. Es leuchtet schon jetzt ein, dass es unmöglich ist, so verschiedene Rezensionen auf eine gemeinsame Urübersetzung zurückzuführen.

13) Cod. Paris. 11549 (= Corb. 7 bei Sabatier): neu verglichen von Hrn. Weyman. An die in dieser Handschrift vorliegende Fassung des Textes hat sich bekanntlich Hieronymus bei seiner Uebertragung des Buches Judith aufs engste angeschlossen.

14) Cod. Bodleian. (Oxford) auctar. E infr. 2 saec. XII (Berger p. 399): durch Vermittelung des Hrn. Prof. Sanday

von den Hrn. W. Slater und J. Riddlesdell für mich verglichen.

15) Cod. Pechianus, jetzt verloren, also nach Sabatier zu benützen. Die Handschrift enthält wie beim Buche Esther nur einen Auszug aus der gewöhnlichen längeren Fassung.

Das im Cod. Vatic. Regin. lat. 11 saec. VIII vorliegende Canticum Judith hat Hr. Linke abgeschrieben.

Demnach bei Sabatier 5 Handschriften (Nr. 1. 2. 10. 13. 15), bei Thielmann 15.

β. Die Vulgata.

1) Cod. Compl. 2; Schulz.

2) Cod. Amiatinus: Kollation bei Heyse-Tischendorf.

3) Cod. Lat. Monac. 6225; v. Wölfflin.

4) Cod. Sangall. 6; Thielmann.

5) Cod. Stutgard. 16; Thielmann.

Ferner habe ich Proben entnommen dem Cod. Sangall. 9 (Kap. 1—2) und dem Cod. Vindob. 1190 (Kap. 1).

Der Prolog des Hieronymus (Apud hebraeos liber Judith etc.) steht z. B. im Amiatinus, den Prolog des Isidor (Judith uidua filia merari etc.; vgl. Migne patr. lat. tom. 83, 118) habe ich z. B. im Cod. Colmar. 130 gefunden.

II. Die Ausgaben.

Von gedruckten Texten soll die Clementina, die offizielle katholische Vulgata, für alle Uebersetzungen des Hieronymus beigezogen werden, und zwar nach der Ausgabe von Vercellone (Rom 1861). Aus der Sixtina (Rom 1590), von der die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Stuttgart mir ein Exemplar zum Gebrauche gütigst überlassen hat, habe ich Weisheit und Sirach verglichen.

Auch aus der berühmten Editio Complutensis des Kardinals Ximenes, von der ich gleichfalls ein Stuttgarter Exemplar benutzte, habe ich einzelne Kapitel (von Esther, Weisheit und Sirach) kollationiert, gedenke aber nicht mit den Varianten den kritischen Apparat zu füllen, da diese Dinge besser der Einzeluntersuchung überlassen bleiben.

B. Die Citate der Väter.

Zahlreiche Fragmente der lateinischen Bibelübersetzung finden sich bekanntlich in den Schriften der Väter. Ich habe also zunächst die Indices der bis jetzt erschienenen (40) Bände des Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorm latinorum nach Citaten aus den oben genannten fünf biblischen Büchern durchforscht. Langwieriger war die Arbeit an der Patrologia latina von Migne, die ohne Indices ist. Von dieser sind bis jetzt 80 Bände durchgesehen, ich gedenke aber die Arbeit noch durch weitere 20 Bände fortzusetzen, nämlich bis zur Reform des biblischen Textes unter Karl dem Grossen. Beizuziehen sind auch noch mehrere Bände des griechischen Migne, und zwar alle diejenigen, in welchen griechische Schriften in lateinischer Uebersetzung vorliegen. Schon durchgesehen ist von den Monumenta Germaniae die Abteilung scriptores antiquissimi, soweit diese auf meine Arbeit Bezug haben, sowie die scriptores rerum Langobardicarum, ferner die nach Migne erschienenen Neuausgaben von Kirchenschriftstellern (z. B. des Pacian von Peyrot, des Tyconius von Burkitt u. a.), sowie die erst nach Migne ans Licht getretenen patristischen Schriften (z. B. die Anecdota Maredsolana). Namentlich für die Bücher Weisheit und Sirach ist mir auf diese Weise ein reichhaltiges, von Sabatier zum Teil noch nicht benütztes Material zusammengekommen, dessen Verwendung im kritischen Apparat aber nur eine beschränkte sein wird (vgl. den Schluss dieses Berichtes).

C. Die Beigaben zum Texte.

I. Die Kapitulationen.

Ueber die Bedeutung der Inhaltsangaben (capitulationes oder summaria), welche in einzelnen Handschriften den biblischen Büchern vorausgeschickt sind, handelt Berger histoire p. 307 ff. Sie sind in erster Linie geeignet, die Provenienz einer Handschrift und den Zusammenhang der einzelnen Codices unter sich zu bestimmen. Alles einigermassen beachtens-

werte Material (vgl. die Zusammenstellungen bei Berger p. 318 ff. 350 f.) ist von mir beschafft worden. Ich citiere im folgenden die Kapitulationen nach ihren Anfangsworten.

a. Das Buch der Weisheit.

1. De diligendo iustitiam et in simplicitate cordis quaerere deum etc. Diese Kapitulation liegt vor *α*. im Amiatinus (gedruckt bei Lagarde, Mitteilungen I p. 243 f.) und *β*. im Paris. 9380 (abgeschrieben von Hrn. Weyman).

2. Inueniri deum a simplicibus et non malignis:

α. Cod. Compl. 2; Schulz.
β. Cod. Tolet.; Schulz.
γ. Biblia de Huesca; Schulz.
δ. Cod. Paris. 112; Thielmann.

3. De diligenda iustitia. Sapientia in maliuolam animam non introibit:

α—ϑ. Cod. Paris. 1. 2. 3. 4. 5². 11532. 11535. 16740 (Weyman); schon bei Sabatier.
ι. Amiens, Stadtbibliothek 12 (Thielmann).

4. De dilectione iustitiae hortatur sapientia:

α. Cod. Casin. 35 saec. XIV, gedruckt in der Bibliotheca Casinensis tom. I p. 329 f.
β. Cod. Vallicell. B 7 (jetzt verloren), gedruckt in Thomasii opera ed. Vezzosi (Rom 1747) tom. I p. 170 f.

5. Sapientia quae est Christus praecepit:

Cod. Ambros. E 53 inf.; Nogara.

6. Quod diligenda sit iustitia et deus in simplicitate cordis querendus:

Orléans, Stadtbibliothek 13 (10); Cuissard.

7. De diligenda iustitia, quod in maliuolam animam non introeat:

Cod. Paris. 16267 saec. XIII; C. Meyer.

b. Das Buch Jesus Sirach.

1. Quod omnis sapientia a domino deo sit. quod plenitudo sapientiae sit timor dei:

α. Amiatinus (Lagarde p. 283 f.).

β. Cod. Paris. 9380; Weyman.

Die Kapitulationen in

γ. Orléans 13 (Cuissard) und

δ. Cod. Paris. 16267 (C. Meyer)

zeigen im ganzen denselben Text wie *α* und *β*, aber mit mancherlei Abweichungen im einzelnen.

2. Omnem sapientiam a deo esse:

α. Cod. Complut. 2; Schulz.

β. Cod. Toletanus; Schulz.

3. Omnis sapientia a domino deo est. Initium sapientiae timor domini:

α—ζ. Cod. Paris. 1. 2. 3. 4. 5². 11532; Weyman. Schon bei Sabatier gedruckt.

Zu bemerken ist, dass im Cod. Paris. 11532 mitten im Texte nach Kap. 43, 37 eine neue Kapitulation beginnt: I De enoch II de noe etc. bis XXXI de inquisitione sapientiae. Es ist dies ein neuer Beweis dafür, dass die Laus patrum (Kap. 44—50) im lateinischen Sirach ursprünglich ein selbständiges Ganzes bildete und von einem andern Uebersetzer herrührt als der Hauptteil (vgl. Wölfflins Archiv IX S. 247 ff.).

4. De aeterna dei sapientia. id est filio dei:

α. Cod. Casin. 35; abgedruckt in der Bibl. Casin. tom. I p. 330.

β. Cod. Vallicell. B 7, abgedruckt in Thomasii opera tom. I p. 176 ff.

5. De aeterna dei sapientia. quod semper cum patre sit ante saecula:

Cod. Ambros. E 53 inf.; Nogara.

c. Esther.

1. De regno assueri et de conuiuio eius:
   α. Cod. Casin. 35 (Bibl. Casin. tom. I).
   β. Cod. Vallicell. B 7 (Thomas. op. tom. I p. 111).
2. De conuiuio regis assueri. Vasthi regina quia euocata ad regem uenire noluit:
   α. Cod. Paris. 12² saec. XII; C. Meyer.
   β. Cod. Bamberg. A. I. 8 (Nr. 18) saec. XIII: Köberlin.
3. De rege assuero et magno conuiuio eius:
   Cod. Reg. Hisp. II. C. 1 saec. XV: eine Abschrift hat der Vorstand der Privatbibliothek S. M. des Königs von Spanien, Graf de las Navas, für mich anfertigen lassen.
4. De conuiuio regis assueri et de repudio regine uasthi: Cod. Paris. 16267; C. Meyer.

d. Tobias.

1. Quod tobias in captiuitate non sit pollutus:
   α. Cod. Casin. 35 (Bibl. Casin. tom. I p. 338).
   β. Cod. Vallic. B 7 (Thomas. opera tom. I pag. 133 ff.).
2. De thobia a salmanasar rege asyriorum ducto in captiuitatem:
   Cod. Ambros. E 53 inf.: Nogara.
3. De bonis operibus tobię:
   Cod. Paris. 12²; C. Meyer.
4. Unde tobias fuerit et qualiter in puericia conuersatus sit: Grenoble, Stadtbibliothek Nr. 5 saec. XIII; Abschrift durch die Güte des Hrn. Bibliothekars Maignien.
5. De uirtutibus thobie et beneficientia in concaptiuos fratres:
   Cod. Paris. 16267; C. Meyer.

e. Judith.

1. De regno arfaxath et de magnitudine ciuitatis eius:
   α. Cod. Casin. 35 (Bibl. Casin. tom. I).
   β. Cod. Vallic. B 7 (Thomas. op. I 136).
   γ. Cod. Amiat.: Heyse-Tischendorf p. XLVIII sq.

2. Arfaxat rex medorum superatis multis gentibus:
Cod. Paris. 12[2]; C. Meyer.

3. De arphasat et munitione ciuitatis ipsius:
Cod. Reg. Hisp. H. C. 1; Abschrift durch die Güte des Hrn. Grafen de las Navas.

4. Arfaxat regem egbathanis pugnando obtinet nabuchodonosor:
Grenoble 5; Abschrift durch die Güte des Hrn. Maignien.

5. De pugna inter arphaxat et nabuchodonosor:
Cod. Paris. 16267; C. Meyer.

II. Die Stichometrie.

Ueber dieses schwierige Kapitel vgl. Berger p. 316 ff. „la stichométrie". Angaben über die Zahl der Stichen der einzelnen Bücher finden sich in einer Reihe von Handschriften (vgl. Berger p. 363 ff.: Appendice III, Stichométrie): für Sap. wird diese Zahl gewöhnlich auf 1200, für Sirach auf 2800 angegeben (Berger p. 324).

Eine wissenschaftliche Ausgabe biblischer Bücher hat, soweit es möglich ist, die Einteilung des Textes in Stichen zum Ausdruck zu bringen, wie dies schon Wordsworth und White in ihrer Ausgabe des Neuen Testamentes (Nouum Testamentum Domini nostri Jesu Christi Latine, Oxford 1889 ff.) gethan haben. Da zunächst die Uebersetzung des Hieronymus per cola et commata geschrieben war, so soll für den Vulgatatext der Bücher Esther, Tobias und Judith die Stichometrie des Cod. Amiatinus zur Anwendung kommen; praktisch durchgeführt ist diese Kolometrie des Amiat. bereits bei Heyse-Tischendorf in ihrer Ausgabe des Alten Testaments. Für Weisheit und Sirach, die zu den poetischen Büchern des Alten Testamentes zählen und deshalb in mehreren Handschriften in stichometrischer Verteilung erscheinen, liegt reicheres Material vor. Schreibung per cola et commata findet sich bei diesen Büchern nicht nur im Amiatinus (Ausgaben von Heyse-Tischendorf und von Lagarde, Mitteilungen I p. 241 ff.), sondern auch, wie bereits

oben angedeutet, im Egerton. 1046 (2. Manuscript, Sap. 1, 1 bis Eccli. 1, 35) und insbesondere in den Theodulfbibeln älterer wie jüngerer Ordnung, im Paris. 9380, in der Hubertusbibel (London, Brit. Mus. ms. add. 24142) und im Stutgard. 16; auch die im Cod. Veron. 4 fol. 3—5 (vgl. oben S. 211) und im Cod. Ambros. D 30 inf. (oben S. 216) vorliegenden Bruchstücke von Sap. und Eccli. sind stichometrisch abgeteilt. Bei den Kollationen der genannten Handschriften wurde auch diesem Punkte die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und die Abweichungen vom Amiatinus hinsichtlich der Stichometrie notiert. Die Schreibung per cola et commata ist auf die Gestaltung des Textes nicht ohne Einfluss geblieben, indem der am Ende der Stichen leer stehende Raum häufig zu Interpolationen benützt wurde.

D. Sekundäre Hilfsmittel zur Verbesserung des Textes.

I. Die Korrektorien.

Ueber diese hat eingehend und lichtvoll gehandelt H. Denifle in seinem Aufsatz „die Handschriften der Bibelkorrektorien des 13. Jahrhunderts" (Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, Bd. IV S. 263 ff. und 471 ff.). Die Korrektorien entstanden im 13. Jahrhundert im Anschluss an das Exemplar Parisiense der Vulgata und hatten den Zweck, den stark korrumpierten Text der lateinischen Bibel zu verbessern.

Abgeschrieben sind von mir:

1. Aus dem von Denifle p. 264 so bezeichneten Korrektorium A und zwar aus Cod. Paris. 3218 saec. XIII die Bücher Weisheit, Sirach, Tobias, Judith und Esther (letzteres ohne die Bemerkungen zum Prologe). Für Weisheit und Sirach wurden noch die Varianten des Cod. Lipsiensis (Universitätsbibliothek 165 saec. XIII) hinzugefügt. Eingesehen wurde auch für einige Stellen eine Handschrift der Nürnberger Stadtbibliothek, ms. Cent. I 47 fol. 110—126 saec. XIV;

2. Aus Denifles Text B (= Cod. Paris. 16721 saec. XIII) einige Kapitel der Weisheit;

3. Aus Denifles Text C (= Cod. Paris. 15554 fol. 1—146 saec. XIII) die Bücher Weisheit, Tobias, Judith und Esther (letzteres auch hier ohne die Bemerkungen zum Prologe).

Die Korrektorien tragen zur Konstituierung des Textes nur wenig bei, da ihre Verfasser kaum über ältere Handschriften verfügten, als wir sie heute noch haben. Dagegen sind sie von grösster Wichtigkeit für die Geschichte des biblischen Textes. Sie werden also im kritischen Kommentar nur mässige Verwendung finden, vielmehr wird es sich empfehlen, den durch sie gebotenen reichen Stoff in einzelnen Aufsätzen zu verarbeiten. Ich bemerke noch, dass das Korrektorium C im Buche Esther auch auf Josephus und das hebräische Original Rücksicht nimmt, ferner dass die ‚alia translatio', auf welche die Korrektorien (z. B. A im Buche Judith) öfter sich beziehen, nichts anderes ist als die vorhieronymische Uebersetzung, die (wenigstens zu einzelnen Büchern) im 13. Jahrhundert noch bekannt war und auch noch abgeschrieben wurde (vgl. Tobias und Judith im Cod. Paris. 161 saec. XIII, oben S. 222. 225). Beispielsweise geht im Korrektorium A eine zu Judith VII 11. 12 citierte längere Partie (Tunc congregati ad oziam omnes uiri feminaeque iuuenes et paruuli etc.) auf den älteren Text dieses Buches zurück. Aber auch sonst enthalten diese Korrektorien neben einer unendlichen Menge leerer Spreu ein Material, das nach mancherlei Seiten hin interessant ist und eine genauere Durchforschung lohnen würde. Zum Beweise dessen setze ich einiges her.

1. Zu Act. apost. 17, 18 bemerkt Korrektorium A im Anschluss an das biblische Wort seminiuerbius (*σπερμολόγος*): Set interpres magis uoluit sequi expressionem idiomatis, iuxta quod transferebat. Sicut enim mandere [manducare *Lips.*] racemos quasi uulgare est in francia et manducare uuas uulgare est in lumbardia et cetera huiusmodi, sicut leuga in francia, miliare in italia, ita ewangeliste (so) iuxta idiomata terrarum, ubi erant, euuangelia (so) scripserunt, et interpretes eos proprie secuti sunt. Der Korrektor wusste also, dass die Evangelisten und ihre Uebersetzer sich bemühten, möglichst volks-

tümlich zu schreiben, er wusste auch, dass das Latein der verschiedenen Landschaften ein verschiedenes war (vgl. franz. manger, raisin, lieue, ital. manducare, uva, miglio). Die Bemerkung scheint nicht etwa auf Hieronymus zurückzugehen (Comm. in Galat. 2, 3 cum .. et ipsa latinitas et regionibus cotidie mutetur et tempore), sondern auf eigener Beobachtung zu beruhen.

2. Korrektorium A zu Cant. cant. 7, 1 ‚Junctura feminum tuorum'. De mare dico femur, de meliere femen. Der Pentameter (denn es soll einer sein) zeigt uns die volkstümliche Betonung muliere: vgl. Seelmann, die Aussprache des Latein p. 17.

3. Dasselbe Korrektorium zu 2 Macc. 3, 7 ‚heliodorum'. Quidam uolunt penultimam produci. Unde oratius [sat. 1, 5, 1 f.]. Egressum magna me cepit (so) aricia Roma. hospitio modico rethor (so) comes heliodorus. Sic etiam producitur penultima theodori. Unde Iuuenalis. [sat. 7, 176 f.] Grisogonus quanti doceat. uel pollio quanti. lautorum pueros. artem scribens (so) theodori. set usus non habet, d. h. man betonte volkstümlich heliodorus und theódorus; vgl. span. Isidro, was nur aus Isídorus hervorgegangen sein kann.

4. Animi causa stehe hier noch die Bemerkung von A zu 3 Esdr. 4, 44 (vgl. den Anhang) ‚qae separauit cirus, quando matauit babiloniam'. Quidam male habent mactauit id est occidit, quod nichil est dictu. Matare enim hic ponitur pro disconficere (vgl. franz. déconfit). uerbum frequentatum inter illos qui ludunt ad scoq̈f (d. i. scoquos, Schach) et aleas, quia alter alterum matare (d. i. mat machen) intendit.

II. Die Glossen.

Biblische Glossarien (von ungleichem Werte) gibt es eine grosse Menge. Soweit diese Glossen althochdeutsche Interpretamente haben, sind sie veröffentlicht von Steinmeyer und Sievers: Die althochdeutschen Glossen, 1. Band: Glossen zu biblischen Schriften (Tobias S. 475, Judith S. 481, Esther S. 488, Weisheit S. 554, Sirach S. 561).

Ich selber habe aus Cod. Sangall. 9 p. 316 ff. die zum Teil schwer lesbaren Glossen zu Weisheit und Sirach abgeschrieben: p. 316, 1. col. in ueste sacerdotali [= Sap. 18, 24] que a pedibus usque ad umbilicum pertingens. & (so) ibi stringebatur. Ferner hat Hr. Prof. Götz mir seine Abschrift des Leidensis Vossianus Q. 69 freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich habe daraus die Glossen zu Sap. und Eccli. entnommen: fol. 21^r De sapientia. fascinatio laudatio stulta u. s. w. Dieselben Glossen finden sich im Cod. Augiensis (Karlsruhe) IC (86) saec. VIII—IX, der eine Anzahl Varianten geliefert hat.

Die Glossen, welche Steinmeyer p. 493 No. CCII, p. 559 No. CCLXIII und p. 584 No. CCLXXII aus eben diesem (mehrere Glossarien enthaltenden) Augiensis zu Esther, Weisheit und Sirach anführt, wurden bei dieser Gelegenheit neu verglichen und eine Anzahl Lemmata ohne Interpretamente, die Steinmeyer absichtlich nicht angeführt hat, nachgetragen.

Aus dem gleichen Augiensis habe ich eine andere Glossensammlung zu Esther (fol. 108^r Susa exordium regni eius id est principium quia metropolis erat) abgeschrieben, sowie eine solche zu Tobias: fol. 108^v Neptalim ciuitas eodem uocabulo quo et ipsa tribus appellabatur. Während aber diese beiden Abteilungen sich auf den Vulgatatext beziehen, gehen die sich anschliessenden Glossen zu Judith (fol. 108^v Judith de tribu dan erat. podore castitate) auf eine vorhieronymische Version zurück, worüber bereits Steinmeyer p. 487 Andeutungen gibt. Es bleibt näherer Untersuchung vorbehalten, ob sich der betreffende Text unter den mir bekannten findet oder ob er als völlig neu zu betrachten ist. Auf alle Fälle müssen diese Glossen zu Judith im kritischen Kommentar verwertet werden. Im übrigen aber gilt von den Glossen dasselbe wie von den Korrektorien: Ihr Hauptwert liegt in der durch sie gebotenen Erkenntnis der Geschichte der Vulgata. Für die Verbesserung des Textes sind sie von untergeordnetem Werte und daher im Apparat nur spärlich beizuziehen.

III. Die Liturgie.

Schliesslich habe ich das römische Messbuch nach Citaten durchsucht. Bruchstücke namentlich aus Sap. und Eccli. finden sich hier nicht selten, und ohne Zweifel hat der liturgische Gebrauch auf die Form des biblischen Textes mitunter Einfluss geübt, was übrigens schon die Korrektorien hie und da anmerken. Dass in einzelnen Handschriften (z. B. im Stutgard. 35, Paris. 11940) sich zum Texte von Sap. und Eccli. am Rande liturgische Notizen finden, ist bereits im Vorausgehenden S. 209 bemerkt. Liturgische Bücher sind auch bei Migne patrol. lat. abgedruckt (z. B. im 85. Band das Missale Gothicum). Auch der Cod. Paris. 12050 (enthaltend fol. 16 einen Auszug aus dem Antiphonar des hl. Gregor saec. X) liefert ein interessantes vorhieronymisches Bruchstück des Buches Esther. Ueberhaupt ist anzunehmen, dass in alten liturgischen Handschriften noch beachtenswerte Fragmente stecken, allein bei dem weit zerstreuten Materiale und dem Mangel an Vorarbeiten auf diesem Gebiete ist es mir nicht möglich gewesen, die Sache anders als nur gelegentlich zu betreiben.

Anhang.

Enthielten die mir zugänglich gemachten Handschriften ausser den fünf oben genannten Büchern noch andere Teile der vorhieronymischen Bibel, so erachtete ich es für meine Pflicht, auch von diesen Stücken Abschriften bezw. Kollationen zu nehmen. Auch die dreijährige Anwesenheit des Hrn. Schulz in Madrid habe ich in der Weise benützt, dass ich durch ihn noch weitere lateinische Bibeltexte, die auf Interesse Anspruch erheben durften, kopieren und kollationieren liess. Bei der Durchforschung der Patrologie von Migne richtete ich meine Aufmerksamkeit natürlich auch gleich auf die im folgenden genannten Bücher.

a. Die beiden Maccabäer.

I. Von der Vulgata abweichende Versionen.

1) Complut. 1, abgeschrieben von Hrn. Schulz. Proben dieser Uebersetzung gibt Berger Notice pag. 33 ff.

2) Lyon Stadtbibliothek 356 (vgl. oben S. 217 zu Esther): Zeile für Zeile mit allen Abkürzungen abgeschrieben von Thielmann. Der Text weicht vom Complut. 1 nicht unerheblich ab. Proben bei Berger Notice p. 36 f.

II. Die Vulgata.

1) Cod. Complut. 2, verglichen von Hrn. Schulz.

2) Cod. Tolet. Eine Vergleichung von 1 Macc. Kap. 1—2 und 2 Macc. Kap. 1 durch Hrn. Schulz ergab auch hier engsten Zusammenhang mit dem Complut. 2.

Die im Complut. 2 vorliegende Capitulatio zu beiden Maccabäerbüchern (Ubi euersa ihrslm consenserunt iudei: cf. Berger hist. p. 353) hat Hr. Schulz abgeschrieben und dazu die Varianten aus dem Tolet., der Bibel von Avila, der Bibel von Huesca und der Bibel von San Millan (Madrid, Akademie der Geschichte No. F. 186; Berger p. 393) gefügt. Abgedruckt ist diese Capitulatio übrigens aus andern Handschriften in Thomas. op. tom. I p. 276 ff.

Die Capitalatio des Cod. Reg. Hisp. II. C. 1 (De regno Antiochi et uictoriis eius etc.) hat Graf de las Navas für mich abschreiben lassen.

Einen Prolog finde ich im Complut. 1: Maccabeorum libri licet non habeantur in canone ebreorum etc.: eine davon abweichende Fassung zeigt Cod. Colmar. 130 Machabeorum libri duo prenotant prelia etc.

b. Die Passio Maccabaeorum.

Die Passio Maccabaeorum, d. h. die lateinische Bearbeitung des fälschlich sogenannten vierten Buches der Maccabäer, liegt in doppelter Fassung vor, einer längeren, herausgegeben von Erasmus (hinter dem lateinischen Josephus, Basel Froben 1524

p. 889 ff.), aber handschriftlich noch nicht wieder aufgefunden, und in einer kürzeren, die bis jetzt noch nicht gedruckt ist, obwohl sie handschriftlich mehrfach vorliegt. Ich habe zu dieser letzteren kürzeren Rezension Material gesammelt aus:

1) Cod. Sangall. 12 saec. VIII—IX (Berger p. 124. 414): von mir abgeschrieben. Die Handschrift bietet den ältesten und, von den durch die vulgäre Aussprache des Schreibers verursachten Fehlern abgesehen, auch reinsten Text, ist aber leider nicht vollständig, sondern enthält bloss etwa ein Drittel des Ganzen.

2) Cod. Paris. 16260 saec. XIII: von mir abgeschrieben.

3) Cod. Colmar. 130 saec. XI: von mir verglichen.

4) Cod. Sangall. 35 saec. XV; von mir verglichen.

Ich setze den Anfang der Passio aus Sangall. 12 her: Principiũ meũ philosophico quidem sermone, sed xpianũ explicabitur sensũ. Necesse ẽ enim cogitationẽ humanã breuiter explicare & passionẽ ipsã deliberan̄ adsignare sententiae. Nam qui ad tollerandũ omnẽ pro dõ iniuriã semel dicauit animũ martyriũ mihi vid&ar implesse. Summa ergo meriti est semel fixisse sententiam, adq; ideo ut diximus cogitatio principatum obtin& (i aus e) passionis & si fors perpetrandi denegit facultatem pertulit tamen cuncta qui uoluit etc.

c. Baruch.

Hr. Dr. Bruno Violet, der bis vor kurzem in Spanien weilte behufs Sammlung von Material zu der von ihm geplanten Ausgabe des vierten Buches Esra, hat mich benachrichtigt, dass in der Bibelhandschrift Nr. 6 der Kathedrale zu León saec. X (vgl. Berger p. 384), ferner im Cod. Goth. Legion. und in der Kopie des Legion. (Collegio von S. Isidro Nr. 1. 3) eine eigentümliche Fassung des Buches Baruch vorliege. Abgesehen von der merkwürdigen Anordnung der einzelnen Kapitel und Teile (I 1—5. III 9—V 9. I 5—III 8) zeigt auch der Text nach der mir mitgeteilten Probe starke Abweichungen von den beiden bis jetzt bekannten Fassungen des genannten Buches.

Leider ist es Hrn. Violet nicht gelungen, das ganze Buch abzuschreiben; seine Kopie beschränkt sich auf Anfang und Schluss.

d. Das dritte Buch Esra.

Aus der Bibel von Avila (Madrid, Nationalbibliothek E. R. 8) hat mir Hr. Violet eine kleine Probe des 3. Buches Esra geliefert, nach der aber der Handschrift keine selbständige Bedeutung für die Konstituierung des Textes zukommt.

Ferner habe ich aus Cod. Paris. 3218 saec. XIII (= Korrektorium A) ein sehr eingehendes und reichhaltiges Korrektorium zum 3. Esra abgeschrieben, das einzig in seiner Art sein dürfte und namentlich deshalb von Wichtigkeit ist, weil es fortwährend auf die ‚alia translatio' (vgl. oben S. 234) Rücksicht nimmt. Anfang: Expliciunt correctiones biblie. De apocrifo esdre. Et fecit iosias pascha. Iste liber esdre apocrifus non ita ad plenum potuit corrigi, quia autentica eius ex ipso non potuit inueniri.

e. Das Hohe Lied.

Die oben mehrfach genannte Stuttgarter Handschrift ‚Hofbibliothek II Bibl. 35' saec. VIII enthält auch einen interessanten Text des Hohen Liedes, allerdings Vulgata, aber untermischt mit Reminiscenzen aus vorhieronymischen Uebersetzungen. Insbesondere aber beanspruchen hier die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Rubra hohes Interesse. Während diese Rubra in den übrigen Handschriften auf die allegorische Auslegung des Hohen Liedes vom Verhältnis Christi zu seiner Kirche Rücksicht nehmen (vgl. z. B. die Beischriften im Cod. Amiat. bei Heyse-Tischendorf p. 665 ff.: Vox synagogae; uox ecclesiae; uox Christi u. s. w.), beziehen sie sich hier ohne jede Allegorie auf das Verhältnis des Bräutigams zur Braut und repräsentieren so jedenfalls einen älteren Stand: Adulescentulis sponsa narrat de sponso; adulescentulae ad sponsum; sponsa adulescentulis significans eis sponsum u. s. w. Um aber für den im Stutgard. gebotenen Text einen Massstab zu haben, verglich ich das Hohe Lied aus Cod. Divod. 7 und liess dieses

Stück aus Compl. 1 durch Hrn. Schulz vergleichen. Beide Handschriften enthalten den Vulgatatext.

Zwei Punkte seien noch kurz erwähnt. Einmal fand ich im Colmar. 130 fol. 16v 2. Kol. nach dem 150. Psalm eine Uebersetzung des apokryphen 151. Psalms. Die Ueberschrift lautet: Hic psalmus proprie scriptus dauid extra numerum cum pugnauit contra goliat. Dann folgt: Pusillus eram inter fratres meos et adulescentior in domo patris mei. Pascebam oves patris mei. manus meę fecerunt organum. & digiti mei aptaverunt psalterium etc.: vgl. die Ausgabe der Septuaginta von Tischendorf-Nestle II p. 112 *μικρὸς ἤμην ἐν τοῖς ἀδελφοῖς μου καὶ νεώτερος ἐν τῷ οἴκῳ τοῦ πατρός μου* u. s. w. Kaulen, Einleitung pag. 45.

Sodann bemerke ich, dass die sogenannten Monosticha des Columbanus (gedruckt z. B. bei Gallandi, bibliotheca veterum patrum tom. XII p. 358 sqq.) in ihrer grossen Mehrzahl nichts weiter sind als versifizierte Bibelsprüche: namentlich sind Sirach und die Proverbien stark benützt. Vgl. z. B. Monost. 204 pone tuis uerbis uectes serasque loquelis mit Eccli. 28, 28 ori tuo facito ostia et seras. Der Kuriosität halber erwähne ich, dass Bährens poet. lat. min. III pag. 240 f. eine Anzahl dieser biblischen Sentenzen auf die Disticha Catonis zurückführt.

Nur in aller Kürze konnte ich mein Material aufzählen und nur hie und da knappe Bemerkungen über die sich ergebenden Resultate einstreuen. Aber auch aus diesen kurzen Darlegungen dürfte hervorgehen, dass ich mich bemüht habe, sämtliche bei der Bearbeitung lateinischer Bibeltexte in Betracht kommenden Gesichtspunkte thunlichst zu beachten. Es kam mir, wie bereits angedeutet, insbesondere darauf an, die nach den einzelnen Ländern (Spanien, Frankreich, England) und Kirchenprovinzen verschiedenen Rezensionen zur Darstellung zu bringen, sowie die Arbeiten eines Alkuin und Theodulf ins rechte Licht zu stellen. Wegweiser nach verschiedenen Richtungen hin ist mir S. Berger in seiner histoire gewesen: ohne dieses Buch wäre meine Materialiensammlung nur Stückwerk geblieben.

Der so zusammengebrachte Stoff lässt sich zu reichen, eingehenden und lohnenden Untersuchungen nach verschiedenen Seiten hin verwerten. Für Lexikon und Grammatik bietet insbesondere der erste Complutensis interessantes Material: canopeum *κωνωπεῖον* (vgl. franz. canapé); tormenta nach der 1. Dekl. (vgl. oben S. 207); acinacium *ἀκινάκης*: anxificare; quaestionare u. s. w. Was aber die Ausgabe der Texte selber anlangt, so habe ich über den Umfang der Verwendung des gesammelten Materials folgende Gedanken: Für die Uebersetzung des Hieronymus sowie für die beiden Bücher Weisheit und Sirach lässt sich ein einheitlicher Text feststellen. Auch bei den zwei letzten Stücken schälen sich die allerdings in ziemlicher Menge vorhandenen Rezensionen glatt ab, da sie sich regelmässig nur auf einzelne Wörter beziehen, und lassen sich im kritischen Kommentar reproduzieren. Anders ist es mit den vorhieronymischen Texten von Esther, Tobias und Judith. Hier lässt sich ein einheitliches Original nicht mehr rekonstruieren; die verschiedenen Rezensionen sind so gemischt und haben sich in einer Weise gegenseitig durchdrungen, dass ein Herausheben der ursprünglichen Vorlage nicht möglich ist. Es müssen also hier Paralleltexte in Kolumnen neben einander gestellt werden, und es wird sich empfehlen, zu diesem Zwecke Quartformat beim Drucke zu verwenden. Was schliesslich die Ausdehnung des kritischen Apparates anlangt, so werde ich darauf verzichten, bei der Uebersetzung des Hieronymus sowie bei Weisheit und Sirach jede einzelne Handschrift mit photographischer Treue wiederzugeben. Alles, was bloss zufällig ist, auf Nachlässigkeit oder Thorheit der Abschreiber beruht, soll weggelassen, das Orthographische nur insoweit berücksichtigt werden, als es zur Konstituierung des Textes unumgänglich notwendig ist; Dinge, die den Sprachforscher interessieren, können etwa in der Vorrede zusammengestellt werden. Umso schärfer wird dann das, was an den verschiedenen Rezensionen eigentümlich und wichtig ist, sowie die historische Entwickelung des Textes hervortreten. Dagegen soll bei den vorhieronymischen Versionen, insbesondere bei denjenigen Rezensionen,

für welche die geplante Ausgabe die editio princeps bilden wird, der kritische Kommentar etwas einlässlicher werden. Dass Citate, Korrektorien und Glossen nur beschränkte Verwendung im Apparat finden sollen, wurde bereits im Vorausgehenden betont.

Ich bin gegenwärtig mit dem Buche Esther beschäftigt und hoffe, binnen 1—1½ Jahren dieses erste Stück fertig zu stellen. Für eine etwaige Fortsetzung des Unternehmens würde sich eine Bearbeitung der beiden Maccabäer nebst der Passio Maccabaeorum, ferner der Bücher Baruch und 3. Esra empfehlen. Diese Stücke sind von Hieronymus nicht bearbeitet worden, liegen also durchgängig in alter Textesform vor. Das 4. Buch Esra, welches gleichfalls in diese Kategorie gehört, wird auch in seiner lateinischen Fassung von Hrn. Violet herausgegeben werden. Zu den genannten Büchern ist, wie der Anhang ausweist, von mir teilweise schon Stoff gesammelt. Wertvolles Material zu den lateinischen Bibelübersetzungen liegt namentlich noch in Spanien verborgen; eine wissenschaftliche Reise dorthin würde jedenfalls wichtige und interessante Aufschlüsse liefern.

Am Schlusse dieses meines Rechenschaftsberichtes angelangt, spreche ich der Kgl. Akademie der Wissenschaften meinen tiefgefühlten Dank dafür aus, dass sie mir Gelegenheit gegeben hat, auf dem vielumstrittenen, aber höchst lohnenden und anziehenden Gebiete der lateinischen Bibelübersetzungen meine Kraft zu erproben. An die Ausführung der Aufgabe, für die mir allerdings mehr Zeit zur Verfügung stehen sollte, werde ich mein ganzes Können setzen.



Ueber Wolga-Hunnen und Hiung-nu.

Von **Friedrich Hirth.**

(Auszug aus einem in der philos.-histor. Classe am 3. Juni 1899 gehaltenen Vortrag.)[1])

Dass der Ursprung der Wolga-Hunnen, deren Einfall in Europa um das Jahr 375 nach Chr. als eines der folgenschwersten Ereignisse unserer Kulturentwickelung betrachtet werden darf, bei dem Reitervolke der Hiung-nu zu suchen ist, gilt zwar als ein Axiom der Weltgeschichte; aber ein auf Schriftdenkmäler gegründeter Beweis liegt dafür bis jetzt nicht vor. In dem berühmten fünfbändigen Werke Deguignes'[2]) wird zwar die Identität der Hunnen mit den Hiung-nu gewissermassen a priori vorausgesetzt, aber es haben sich seither auch mancherlei Stimmen dagegen erhoben, sodass Ritter[3]) mit Rémusat über die Hiung-nu sagte: „Die Hypothese Deguignes', welche von ihm selbst so sicher geglaubt wurde, dass er sie nicht einmal durch Beweise zu belegen suchte, als seien eben diese die Stammväter der Hunnen Ammian's, ist, nachdem sie lange genug in

---

[1]) In der Sitzung vom 4. November beantragte Herr Hirth, wegen der Schwierigkeit des Druckes chinesischer Textstellen die vorliegende Arbeit der k. russischen Akademie in St. Petersburg vorlegen zu dürfen, unter deren Veröffentlichungen sich noch andere auf die Erforschung der Türken-Völker bezügliche Arbeiten befinden. Die Classe trat diesem Antrag bei mit dem Wunsche, dass in ihren Verhandlungen ein Ueberblick über die in der Arbeit enthaltenen Forschungsergebnisse veröffentlicht werde.

[2]) Geschichte der Hunnen und Türken, etc., deutsch von J. C. Dähnert, Greifswald 1768.

[3]) Die Erdkunde von Asien. Bd. I, Berlin 1832, p. 243.

den allgemeinen Weltgeschichten geglänzt, schon hinreichend widerlegt." Unsere Geschichtsschreiber haben sich seitdem über die Mängel wirklicher Beweise hinweggesetzt, indem sie bald die Identität als selbstverständlich voraussetzten, bald skeptisch läugnen zu müssen glaubten. Einer der neueren, Pallmann,[1]) stellt sich der Ursprungsfrage gegenüber auf den zweifellos verständigsten Standpunkt, wenn er sagt: „Die chinesischen Jahrbücher und die Mittheilungen französischer Missionare brachten lange Zeit die Hunnen mit den mongolischen Hiognus zusammen: Deguignes in seiner chinesischen Geschichte vertheidigte diese Ansicht zuerst mit Lebhaftigkeit. Wir gehen darauf nicht weiter ein, weil wir uns nicht ausgerüstet zu einer entscheidenden Untersuchung halten."

Damit ist die Raison d'être für erneute Anstrengungen gegeben, denen sich jeder mit der nöthigen Ausrüstung versehene Forscher unterziehen darf. Zu dieser Ausrüstung gehört in erster Linie eine gewisse Bekanntschaft mit der einschlägigen chinesischen Literatur. Diese enthält in ihrer Knappheit Andeutungen, die, bisher entweder unbekannt oder mangelhaft übersetzt und falsch gedeutet, nicht genügend ausgebeutet werden konnten, um den gewünschten Identitäts-Nachweis zur Befriedigung der Fachgelehrten zu begründen.

Die Geschichte der Wolga-Hunnen liegt ja in einer reichen, die Urquellen behandelnden Literatur vor uns. Ebenso bekannt ist in ihren Hauptzügen die Geschichte der Hiung-nu nach chinesischen Quellen, wegen der ich auf die russische Bearbeitung von Bitschurin und die englische von Wylie[2]) sowie namentlich auch E. H. Parker's ausführliche Arbeit The Turco-Scythian Tribes[3]) verweise. Worauf es uns ankommt, sind

[1]) Die Geschichte der Völkerwanderung von der Gothenbekehrung bis zum Tode Alarichs, Gotha 1863, Bd. I, p. 89, Anm. 1.

[2]) History of the Heung-noo in their relations with China, translated from the Tseen-Han-shoo im „Journal of the Anthropological Institute", London, Vol. III (1874), pp. 401—451 u. Vol. V (1875), pp. 41—80.

[3]) China Review, Vol. XX, pp. 1—24, 109—125 u. Vol. XXI, pp. 100—119, 129—137, 253—267 u. 291—301.

weniger die in den beiderseitigen Darstellungen geschilderten Ereignisse als der Nachweis des Zusammenhanges zwischen den beiden Völkern.

Den hauptsächlichsten Beweis für diesen Zusammenhang erblicke ich in einem kurzen Texte des der tatarischen Dynastie Toba, den von 386 bis 535 nach Chr. regierenden sogenannten nördlichen Weï, gewidmeten Geschichtswerkes Weï-schu.[1] Der Verfasser des ursprünglichen Textes dieses seitdem durch spätere Zusätze vermehrten und stellenweise veränderten Werkes, namens Weï Schóu, lebte von 506 bis 572 nach Chr.[2] Das Werk war allzu kurze Zeit nach dem Sturz der Dynastie, deren Geschichte es beschreibt, erschienen, und da der Verfasser mit ungewöhnlichem Freimuth Verhältnisse kritisirt hatte, an denen seine eigenen Zeitgenossen noch ein persönliches Interesse nehmen mussten, so fand es nicht den Beifall aller damals einflussreichen Kreise. So kam es, dass nach seinem Tode ein anderer Geschichtsschreiber namens Weï Tan von Kau-tsu, dem ersten Kaiser der Dynastie Sui (581—604), mit einer Bearbeitung desselben Gegenstandes beauftragt wurde. Ich schliesse jedoch aus den im Sui-schu (Kap. 58, p. 2) über das Leben Weï Tan's mitgetheilten biographischen Einzelheiten, dass die im Weï-schu enthaltenen Schilderungen fremder Länder in der Neubearbeitung kaum eine wesentliche Veränderung erfahren haben. Als daher zur Zeit der Sung-Dynastie die ersten Ausgaben der Historiker gedruckt wurden und der Grund zu dem uns heute vorliegenden Texte des Weï-schu gelegt wurde, ist zwar an den politischen, die innere Geschichte China's betreffenden Theilen des Werkes unter Benutzung des späteren Werkes und anderer Quellen Manches geändert worden;[3] aber

[1] Kap. 102 der Palastausgabe von 1739, p. 12.

[2] Giles, A Chinese Biographical Dictionary, p. 867. Seine Biographie findet sich im Peï-tsʻi-schu, Kap. 37, und im Peï-schï, Kap. 56.

[3] Wylie, Notes on Chinese Literature, p. 16: „Wei Show's work was revised and amended during the Sung dynasty, several additions being made to it from that of Wei Tan and other sources; in which shape it has come down to us, and is now esteemed a sterling work, while

wir dürfen annehmen, dass der Text, um den es sich in der vorliegenden Untersuchung handelt, in seiner jetzigen Form von Weï Schóu selbst herrührt, also etwa zwischen den Jahren 550 als dem Ende der Dynastie Weï und 572 als dem Todesjahr ihres ersten Historikers aus den damals noch vorliegenden Staatsakten über die Aussagen fremder Gesandten zusammengestellt wurde, insofern eine Beschreibung der fremden Länder nicht schon in den Berichten der chinesischen Reisenden Tung Wan und Kau Ming vorlag, die in den Jahren 435—440 bis zum Jaxartes gelangt waren.

Der Text, den ich für die Identification der Hunnen mit den Hiung-nu auszubeuten beabsichtige, besteht aus nur 90 Schriftzeichen, enthält aber trotz seiner Kürze Andeutungen, die uns in den Stand setzen, die wichtigsten Schlussfolgerungen für unsere Frage daraus zu ziehen. Ich lasse sogleich eine möglichst wörtliche Uebersetzung des als Anhang mitgetheilten Textes folgen.

„Das Land Suk-tak[1]) liegt im Westen des Ts'ung-ling. Es ist das alte An-ts'ai und wird auch Wön-na-scha genannt. Es liegt an einem grossen See im Nordwesten von K'ang-kü [Sogdiana] und ist von Tai [der im Norden der Provinz Schan-si gelegenen Hauptstadt der Toba-Dynastie Weï] 16000 Li entfernt. Seit der Zeit, da die Hiung-nu, indem sie seinen König tödteten, in den Besitz dieses Landes kamen, bis zum König Hut-ngai-ssï [alte Aussprache für Hu-ni-ssï] sind drei Generationen verflossen. Die Kaufleute dieses Landes waren früher in grosser Zahl nach dem Lande Liang gekommen, um dort Handel zu treiben, bis sie bei der Er-

none of the compositions that were intended to supplant it have survived the lapse of time." Vgl. a. die kritische Abhandlung im grossen Katalog der kaiserl. Bibliothek zu Peking, Kap. 45, p. 45 ff.

[1]) So nach der heutigen cantonesischen Aussprache, die nach den Transscriptionen des Alterthums und des Mittelalters bis zum 13. Jahrhundert zu urtheilen, der alten Aussprache des Chinesischen noch am nächsten steht. Im modernen Mandarin ist der Name Su-t'ö zu lesen.

oberung von Ku-tsang sämmtlich in Gefangenschaft geriethen. Im Anfang der Regierung des Kaisers Kau-tsung [= Wön-tsch'öng, 452—466] schickte der König von Suk-tak Gesandte mit der Bitte um Auslösung der Gefangenen, die durch Kabinetsbefehl genehmigt wurde. Von da ab hat das Land keine weiteren Tributgesandtschaften zu Hofe geschickt."

Dass dieses Land „im Westen des Ts'ung-ling" lag, darf nicht so gedeutet werden, als ob es in unmittelbarer Nähe an dieses Gebirge gegrenzt habe. Die chinesischen Geographen des Alterthums betrachten den Ts'ung-ling überhaupt als eine Völkerscheide und theilen die fremden Länder Central- und Westasiens in solche, die im Osten, und solche, die im Westen desselben liegen, gleichviel, wie weit sie davon entfernt sein mögen.

Von grundlegender Bedeutung ist für unsere Frage die Bemerkung, dass mit dem Lande Suk-tak „das alte An-ts'ai" gemeint ist. Wir dürfen in diesem Namen entweder eine Transscription oder eine Verstümmelung der Namen *Ἄορσοι*, Avorsi oder Alan-orsi erkennen, wie ich[1]) nachzuweisen versucht habe. Von Gutschmid, dem meine 1885 erschienene Arbeit zur Zeit der Niederschrift seiner von Nöldeke 1888 veröffentlichten posthumen Geschichte Iran's nicht bekannt gewesen zu sein scheint, kommt aus historischen Gründen zu demselben Ergebniss,[2]) das wohl kaum einer besonderen Beweisführung bedarf, sodass schon Deguignes (Dähnert, I, p. 84) lediglich auf Grund des Doppelnamens An-ts'ai und A-lan-na das Gebiet mit dem Lande der Alanen identificiren konnte. An dieser Ansicht ist seitdem nichts geändert worden.[3]) Der Name An-ts'ai, der jetzt auch Yen-ts'ai gelesen wird, kommt chinesischerseits zuerst im Berichte des 126 vor Chr. aus dem Westen

[1]) China and the Roman Orient, p. 139 Anm. 1.

[2]) Vgl. Tomaschek in Pauly-Wissowa's Real-Encyclopädie der class. Alterthumswissensch., Bd. I, p. 2659 f.

[3]) Vgl. Tomaschek, Centralas. St. I, Sitzgsb. d. W. Ak. d. W., Bd. 87, 1877, p. 157.

zurückkehrenden Generals Tschang K'ién vor. Im Schï-ki[1]) schildert auf Grund dieses Berichtes Ssï-ma Ts'ién das Land wie folgt: „An-ts'ai mag 2,000 Li nordwestlich von K'ang-kü [Sogdiana, Maracanda, Samarkand] liegen; es ist ein Nomadenvolk und hat dieselben Sitten wie K'ang-kü. Es hat reichlich 100,000 Bogenschützen[2]) und liegt an einem grossen See, der keine Ufer hat und den man deshalb für das Nordmeer hält.“ Im ersten Jahrhundert nach Chr. werden bereits die Alanen als damit identisch erwähnt, wie wir aus der Stelle Hóu-han-schu, Kap. 118 p. 13, schliessen müssen. In diesem Bericht wird gesagt: „Das Land An-ts'ai, nach verändertem Namen das Land A-lan-liau.[3]) Das bewohnte Gebiet und die Städte gehören zu K'ang-kü. Das Klima ist warm und das Land erzeugt viel Immergrün, Nadelhölzer und Steppengras. Sitten und Kleidung des Volkes sind wie bei K'ang-kü.“ Auch im Weï-lio, dessen Schilderungen sich auf das 3. Jahrhundert nach Chr. beziehen,[4]) wird das Land unter dem doppelten Namen An-ts'ai [Aorsen] und A-lan [Alanen] geschildert. „Die Sitten sind wie bei K'ang-kü. Im Westen grenzt das Land an Ta-ts'in [die Ostprovinzen des römischen Reichs], im Südosten an K'ang-kü [Sogdiana]. Das Land ist wegen seines Reichthums an Zobelfellen, Vieh und Weiden berühmt; es war in alten Zeiten ein Schutzgebiet von K'ang-kü, jetzt aber [d. i. im 3. Jahrhundert] gehört es nicht mehr dazu.“

Dass diese Schilderungen sich nur auf das durch die Literaturen des Westens wohlbekannte Gebiet der Alanen beziehen

---

[1]) Kap. 123, p. 4.

[2]) Brosset's „dix mille archers“ (Nouv. Journ. Asiat, II, 1828, p. 421) beruht auf Uebersetzungsfehler, weshalb von Gutschmid, op. cit., p. 68, mit Recht die geringe Zahl der Bogenschützen beanstandet.

[3]) So im Hóu-han-schu. Da jedoch in der diesem Texte vermuthlich entlehnten Parallelstelle im T'ung-tién (Kap. 193, p. 4) und bei Ma Tuan-lin (Kap. 338, p. 9) A-lan na zu lesen ist, so mag das liau in A-lan-liau auf Druckfehler beruhen.

[4]) Vgl. meine „Nachworte zur Inschrift des Tonjukuk“ in Radloff's Alttürk. Inschriften der Mongolei, 2. Folge, p. 41 Anm. 2.

können, geht nicht nur aus den mitgetheilten Charakterzügen hervor, sondern auch aus den beiden Namen An-ts'ai und A-lan. Zum Verständniss der Gleichung An-ts'ai = Arsai, als Wurzel für die Namen Aorsi, [Alan]orsi, etc., muss bemerkt werden, dass in den Transscriptionen der chinesischen Autoren des Alterthums und des Mittelalters bis zum 13. Jahrhundert auslautendes *r* in der Regel durch auslautendes *t*, *k* oder *n* ersetzt wird; ebenso scheint es, als ob der Laut des jetzt *ts* gesprochenen Anlautes sich früher mehr dem einfachen *s* genähert hat, wenn wir Beispiele wie den Titel s ä n g ü n heranziehen wollen, der in den alttürkischen Inschriften für t s i a n g - k ü n, „General", steht. Uebrigens soll sich eine Form A r z o a e nach Tomaschek[1]) bei Plinius neben Arsoae in der Tabula finden. Die Gleichstellung des Landes Suk-tak mit den Aorsen und Alanen der klassischen Autoren ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil wir dadurch einen deutlichen Fingerzeig für die Lage und Ausdehnung des Landes erhalten. Der chinesische Autor hatte wohl sicher nur die östlichen Grenzen im Norden des Aralsee's vor Augen, womit vielleicht der Ausdruck t a - t s' ö, d. h. „grosser See", gemeint ist; er war sich des Vorhandenseins der weiter nach Westen zu sich ausdehnenden Wasserflächen, des Caspischen Meeres und des Pontus, so wenig bewusst wie die früheren Geographen des klassischen Alterthums zwischen Aral- und kaspischem See unterschieden. Den Chinesen schwebte ein Land vor, das nur 16,000 Li von der chinesischen Hauptstadt Tai entfernt war. Diese Entfernungsangabe würde von zweifelhaftem Werthe sein, wenn wir sie nicht mit den in demselben Text mitgetheilten Entfernungen wohlbekannter anderer Länder vergleichen könnten. Im W e ï - s c h u werden nämlich u. a. die folgenden Entfernungsziffern, von Tai aus gerechnet, mitgetheilt.

W u - s u n, dessen Hauptstadt am Fusse des T'ién-schan im Norden von Aksu zu suchen ist: 10,800 Li; Differenz: gegen Suk-tak: 5,200 Li.

---

[1]) Sitzgsb. d. Wiener Ak. d. W., Bd. 117 (1888), p. 37.

Kü-schï (Tsch'ö-schï) mit der Hauptstadt in der Stadt Kiau-ho, dem heutigen Jarkhoto bei Turfan: 10,050 Li; Differenz: 5,950 Li.

Nun führen vom Tarim-Becken aus zwar verschiedene Wege nach der Aral-Gegend; aber welche Reiseroute wir auch wählen mögen, so bleibt uns nach den angeführten Differenzen doch nicht genug übrig, um uns über den Aralsee hinauszubringen, was eben nur für die Sitze der allieröstlichsten Alanen ausreicht. Glücklicherweise jedoch sind wir über die westliche Ausdehnung dieser Nomaden durch andere Quellen genügend unterrichtet, um die knappen Andeutungen der Chinesen auf Grund bestimmter Angaben zu ergänzen. Wissen wir einmal, dass Suk-tak dem alten An-ts'ai der Chinesen und deshalb dem Gebiet der Alanen entspricht, so sind wir ohne Zwang berechtigt, alles Topographische, Ethnographische und Historische, das uns über die Alanen anderweitig bekannt geworden ist, mit dem chinesischen Berichte in Zusammenhang zu bringen. Es soll uns nunmehr hauptsächlich darauf ankommen nachzuweisen, dass der letztere nichts enthält, das sich nicht mit der Ueberlieferung der westlichen Literaturen verträgt.

Mit dem ta-ts'ö (d. h. Grosser See) des Berichtes kann, wenn wir die Entfernungsangabe nur auf die Ostgrenze des Landes beziehen, im Uebrigen aber den Herrschersitz des Landesherrn im Auge haben, sowohl der Aralsee wie das Caspische Meer und der Pontus gemeint sein. Da der Bericht höchst wahrscheinlich auf Grund der Mittheilungen der Gesandtschaft vom Anfang der Periode Kau-tsung (452—466), sagen wir bald nach Attila's Tod, etwa im Jahre 455 entstanden ist, so bin ich geneigt, dabei hauptsächlich an den Pontus zu denken. Die Bemerkung des frühesten chinesischen Berichterstatters (Ssï-ma Ts'iën nach dem Berichte des Generals Tschang K'iën, 126 vor Chr.), wonach es sich um einen grossen See handelt, „der keine Ufer hat“, kann aus Mittheilungen entstanden sein, die man Tschang K'iën etwa am Hofe der Indoskythen oder in Baktrien über die Schiffbarkeit des Pontus gemacht hatte,

der einerseits als grosser See gelten konnte, andererseits mit dem Weltmeere zusammenhing.

Ist meine Vermuthung bezüglich der Abfassungszeit richtig, so sind mit dem Volke Suk-tak nicht mehr die unabhängigen Alanen, sondern die unter hunnischen Fürsten stehenden und mit hunnischen Stämmen vermischten zu verstehen, wie ja zweifellos aus den unserer Geschichte zu Grunde liegenden Quellen hervorgeht. Diese Thatsache wird nun vollauf bestätigt durch die kurze, aber Alles erklärende Bemerkung des Textes: „Seit der Zeit, da die Hiung-nu, indem sie seinen König tödteten, in den Besitz dieses Landes kamen, bis zum König Hut-ngai-ssï sind drei Generationen verflossen.“

Wir erfahren daraus nicht nur, dass die Hiung-nu im Kampfe gegen die Alanen den Fürsten der letzteren tödteten, sondern auch, dass sie sich zu Herren des Alanenvolkes machten. Es ist mir unbegreiflich, wie es kommt, dass weder Deguignes, noch Klaproth, Neumann und andere Sinologen gerade diesen Passus, um den sich doch der gesammte Identitätsbeweis drehen muss, genügend würdigen. Alles was z. B. Neumann in seiner 1847 erschienenen Preisschrift Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung (p. 35) über unseren Text zu sagen weiss, ist Folgendes:

„Bald erfuhr man im Mittelreiche, dass die nordwestlichsten Steppen von Alanen durchzogen würden, und nun ward berichtet, An-ts'ai habe seinen Namen geändert und heisse jetzt das Reich Alan. Die Hunnen [d. i. die Hiung-nu], wird hinzugefügt, hätten die Alan angegriffen und ihren König getödtet; höchst wahrscheinlich haben sie auch, was aber die Chinesen nicht sagen, sich eines Theiles des Alanenlandes bemächtigt.“

Neuman beruft sich dabei auf den Bericht des Ma Tuan-lin (Kap. 338 p. 9), eines Encyclopädisten, dessen im Anfang des 14. Jahrhunderts entstandenes, in Europa weit überschätztes Werk für alles Historische bis zum 8. Jahrhundert nur eine Umschrift des um jene Zeit entstandenen Tung-tiën von

Tu Yu (starb 812) bildet. Das T'ung-tién geht wiederum auf die damals vorliegenden älteren Historiker zurück, unter denen als älteste uns jetzt vorliegende Quelle für unsere Frage der mitgetheilte Bericht des Weï-schu zu betrachten ist. Nun steht aber in allen diesen Texten, auch bei Ma Tuan-lin, in unzweideutigen Worten dasselbe, was im Weï-schu zu lesen ist. So im T'ung-tién (Kap. 193 p. 4): „Die Historiker der späteren Weï[1]) berichten: seit der Zeit, als zuerst die Hiung-nu durch Ermordung des Landesfürsten in den Besitz dieses Landes gelangt waren,[2]) bis zur Tributgesandtschaft im Anfang des Kaisers Wön-tsch'öng[3]) [befindet sich] ihr König Hut-ngai-ki[4]) in der dritten Generation."

Der Text ist bei Ma Tuan-lin, wie in allen anderen Quellen, so klar, dass ich es nicht verstehe, wie Neumann zu der Behauptung kommt, die Chinesen sagen nichts von der Besitzergreifung des Alanenlandes durch die Hiung-nu. Was aber noch mehr befremden muss, ist die Gleichgültigkeit, mit der Neumann, Deguignes und andere Sinologen den ganzen übrigen, für die Hunnenfrage so werthvollen Theil des Weï-schu-Berichtes ignoriren.

Es scheint, dass sich bis jetzt niemand die Mühe gegeben hat, die Frage aufzuwerfen: Wer war der König Hut-ngai-ssï oder Hut-ngai-ki, da beide Lesarten möglich sind, der im

---

[1]) Bei Ma Tuan-lin durch Druckfehler „der späteren Han", während im Uebrigen die Stelle gleichlautend ist.

[2]) scha k'i wang ïr yu k'i kuo, wörtlich: necando illorum regem habuerunt illorum regnum; yu = „to be in possession of; before the name of a state often denotes the holder of it", Williams, Syllabic Dictionary, p. 1113; nach dem Yü-p'ién, citirt bei K'ang-hi (Rad. 74: 2, 1), soviel wie „erlangen" (tö), „Besitz ergreifen", to take hold of" (ts'ü), u. s. w.

[3]) Dies ist der bekanntere Name für den im Weï-schu genannten Kau-tsung, 452—466.

[4]) Hier ki für ssï; das Zeichen ki, „selbst", unterscheidet sich von ssï, einem Cycluszeichen, nur durch die geringe Verlängerung eines Striches im letzteren, sodass Verwechslungen der beiden Zeichen sehr häufig sind. Im Uebrigen ist die Schreibweise des Namens wie im Weï-schu.

Anfang der Periode 452 bis 466 über die in den Besitz des Alanengebietes gelangten Hiung-nu herrschte und der die dritte Generation seit der Besitzergreifung vertrat?

Ein Blick auf die Regententafel der Hunnen hätte darüber Auskunft geben müssen, wenn wir über die Verwandtschaftsgrade der als Hunnenführer zwischen Balamir und Attila genannten Persönlichkeiten zuverlässige Nachrichten besässen. Da jedoch die Besitzergreifung des Alanengebietes vor dem Jahre 375, um welche Zeit nach Jordanes die Hunnen unter Balamir in die Donauländer einbrachen, stattgefunden haben muss, so dürfen wir nach den landläufigen Begriffen von der Dauer einer Generation ein Jahrhundert als Aequivalent für drei Generationen, von der vermuthlichen Niederschrift des Berichtes, etwa 455 nach Chr., ausgehend, zurückrechnen, um die vermuthliche Zeit zu finden, in welcher die Hiung-nu sich zu Herren des Alanenvolkes machten. Dies führt uns auf das Jahr 355, also etwa 20 Jahre vor die Zeit der hunnischen Einbrüche. Wer die Herren der hunnisch-alanischen Horden von der Zeit ihrer Einbrüche bis auf Attila waren, darüber sind wir ja durch byzantinische, gothische und andere Quellen genügend unterrichtet. Erst von Attila's Tode an stellt sich eine gewisse Unsicherheit bezüglich der Schicksale der nunmehr getheilten und zersplitterten Hunnen und Alanen heraus. Wenn meine Schlussfolgerungen bezüglich der Identification des Landes Suktak und der Abfassungszeit des ihm gewidmeten chinesischen Berichtes richtig sind, so ist Hut-ngai-ssï oder Hut-ngai-ki derjenige Fürst eines möglichst weit nach Osten vorgeschobenen Theiles der von Hiung-nu beherrschten Alanen, der sich als Nachfolger und sicher auch als Sohn Attila's betrachtete, da seine Gesandten sonst schwerlich von „drei Generationen seit der Zeit der Unterjochung" gesprochen haben würden. Damit kann aber nur einer, und zwar der jüngste Sohn und Liebling Attila's gemeint sein, Irnas, Irnach oder Hernac.[1]) Als Priscus

[1]) *Ἠρνᾶς* neben *Ἠρνάχ* bei Priscus, Fragm. Hist. Graec. ed. Müller, IV, pp. 93 u. 107; Hernac (Hermac) bei Jordanes rec. Mommsen, 127, 1.

den Hof Attila's besuchte, vertraute ihm ein der lateinischen Sprache kundiger Barbar unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, dass Attila, der aus seinen anderen Kindern wenig zu machen schien, für diesen seinen jüngsten Sohn Irnas (Hernac) desshalb eine besondere Vorliebe hege, weil die Wahrsager ihm verkündigt hätten, sein Geschlecht werde zu Falle kommen, aber von diesem Knaben wieder aufgerichtet werden.[1]) Es scheint zwar nicht ausgeschlossen, dass es sich bei dieser Stelle um ein vaticinium ex eventu handelt, aber es ist auch möglich, dass Attila seinen jüngsten Sohn schon bei Lebzeiten zum Regenten über den in den Ursitzen wohnenden Theil seines Volkes einsetzte oder vorbestimmte, worüber uns die Geschichte allerdings keinen Aufschluss giebt. Fest steht jedoch, dass nach Attila's Tode (454) seine Söhne von Ardarich, König der Gepiden, mit Krieg überzogen wurden. Der älteste, Ellac, den Attila nach Jordanes ebenfalls über Alles geliebt hatte, starb den Heldentod in der Schlacht; die übrigen Brüder [zu denen, wie wir anderweitig erfahren, auch Dengisich und Hernac gehörten] wurden an den Pontus zurückgeworfen, wo früher Gothen gesessen hatten.[2]) An einer anderen Stelle deutet Jordanes an, dass die Hunnen sich an ihren alten Sitzen niederliessen.[3])

Dies können nun recht gut die von den Chinesen unter dem Namen Suk-tak beschriebenen Gebiete sein, deren Ausdehnung nach Westen bis zu den pontischen Küsten, genau dem alten Alanengebiet entsprechend, vorausgesetzt werden darf. Es verschlägt durchaus nichts, dass bald darauf eine abermalige Verschiebung unter den nach-attilanischen Hunnen

---

[1]) Priscus (p. 93): *ἐμοῦ δὲ θαυμάζοντος ὅπως τῶν μὲν ἄλλων παίδων ὀλιγωροίη, τοῦ δὲ ἐκείνου ἔχοι τὸν νοῦν, ὁ παρακαθήμενος βάρβαρος, συνιεὶς τῆς Αὐσονίων φωνῆς καὶ τῶν παρ' αὐτοῦ μοι σημανθησομένων μηδὲν ἐκλέγειν προειπών, ἔφη τοὺς μάντεις τῷ Ἀττήλᾳ προηγορευκέναι, τὸ μὲν αὐτοῦ πεσεῖσθαι γένος, ὑπὸ δὲ τοῦ παιδὸς ἀναστήσεσθαι τούτου.*

[2]) Reliqui vero germani eius eo occiso fugantur iuxta litus Pontici maris, ubi prius Gothos sedisse descripsimus. Jordan., Mommsen, 125, 29.

[3]) Gothi vero cernentes Gepidas Hunnorum sedes sibi defendere Hunnorumque populum suis antiquis sedibus occupare, etc. 126, 11.

verzeichnet wird. Hauptsache bleibt, dass Hernac als Nachfolger Attilas die Regentschaft im engeren Kreise der von Hunnen beherrschten Alanen fortsetzte, gleichviel, in welchem Theil des von der Donau bis über die Wolga hinaus reichenden Steppengebietes er seinen Herrschersitz aufschlug. Nachdem die Gepiden sich von den Römern Dacien als Wohnsitz ausbedungen hatten, wurde den Gothen Pannonien überlassen, und bei der nun folgenden Länderverschiebung nahmen die Scyren, die Sadagarier und gewisse Stämme der Alanen mit ihrem Führer Namens Candac[1]) Klein-Skythien und Nieder-Moesien von den Römern an.[2]) Unter Klein-Skythien (Scythia minor) versteht Jordanes die heutige Dobrudscha.[3]) Die Sadagarii sind vermuthlich mit dem bei Jordanes (128, 20 u. 25) auch Sadages genannten alanischen Volke identisch, das später in Pannonien sass, aber insofern zum hunnischen König Hernac Beziehungen hatte, als auch dieser, nachdem er vorher an den entfernteren (?) Ufern des Pontus gesessen hatte, „mit den Seinigen sich im äussersten Klein-Skythien Wohnsitze auswählte".[4]) Die beiden Namen werden von Zeuss[5]) für identisch gehalten, wenn er sagt: „Mit den Hunnen durch-

---

[1]) Man vergleiche die alanischen Namen Addac und Candac, die von Tomaschek („Kritik der ältesten Nachrichten über d. skythischen Norden, II", Sitzgsb. d. Wiener Ak. d. W. 117, 1888, p. 37 f.) als iranisches Gepräge tragend erklärt werden, mit unserem Suk-tak (Sugdak oder Sogdak), sowie den Eigennamen Ellac und Hernac, wenn dies die richtigen Formen sind.

[2]) Scyri vero et Sadagarii et certi Alanorum cum duce suo nomine Candac Scythiam minorem inferioremque Moesiam acceperunt. 126, 20.

[3]) partem Moesiae, quae nunc a magna Scythia nomen mutuatum minor Scythia appellatur, wo von der Königin Thomyris an der mösischen Küste des Pontus die Stadt Thomes gegründet ward. 71, 14. Wogegen Strabo (rec. Meineke, Z. cap. 311 p. 427) als *μικρὰ Σκυθία* ein mehr dem taurischen Chersones entsprechendes Gebiet beschreibt. . . . *Ταῦροι, Σκυθικὸν ἔθνος· καὶ ἐκαλεῖτο ἡ χώρα πᾶσα αὕτη, σχεδὸν δέ τι καὶ ἡ ἔξω τοῦ ἰσθμοῦ μέχρι Βορυσθένους, μικρὰ Σκυθία.*

[4]) Hernac quoque iunior Attilae filius cum suis in extrema minori Scythiae sedes delegit. 127, 1.

[5]) Die Deutschen und die Nachbarstämme, pp. 704 u. 709.

plünderten Alanen Thrakien und die benachbarten Länder. — Eine Abtheilung [Alanen] blieb im Reiche der Hunnen zurück und erhält nach dessen Untergang neue Sitze mit Skyren und Satagaren." „Die Hunnen selbst zeigen sich erst in ihren Abtheilungen nach ihrer Niederlage und Zerstreuung. Nachdem Ellak, Attilas ältester Sohn, im Kampfe gefallen war, wurden Hernach und Dengisich mit den ihrigen an den Pontus zurückgeworfen. — — Beide Brüder finden sich in der Folge mit den ihnen gebliebenen Haufen in den unteren Donaugegenden. Ernach nahm nach Jornandes eigener Angabe Sitze in Kleinskythien, Eminedzar und Uzindur, seine Verwandten, in Dacia ripensis, und Dinzio (Dengisich) erscheint, als die Ostgothen die S a t a g e n, V e r b ü n d e t e o d e r e i n e z u r ü c k g e b l i e b e n e A b t h e i l u n g der Hunnen, angriffen, alsbald an der Südgrenze von Pannonien. Die S a t a g e s sind noch von Jornandes S a t a g a r i i neben Scyri und Alani genannt, u n d e u t l i c h, o b e i n a l a n i s c h e s o d e r h u n n i s c h e s V ö l k c h e n. — — Die Hauptmasse des Volkes aber hielt sich auf der Nordseite des Pontus, wohin sie sich zurückgezogen hatten, wie Jornandes noch an anderen Stellen bezeugt, nach der ersten Niederlage."

Ich lege Gewicht auf die Ausführungen eines Kenners der Völkerwanderungs-Literatur wie Zeuss, weil sie uns eine, wie mir scheint, recht plausible Erklärung des Namens Suk-tag für ein Volk nahe legen, von dem auch Zeuss sagt, es sei „undeutlich, ob ein alanisches oder hunnisches", die Satages. Von allen in der Zeit der attilanischen Hunnen genannten Völkernamen scheint dies der einzige zu sein, der sich zum Vergleich heranziehen lässt.

Der Name S a t a g e s, auch S a d a g e s, dem eine Wurzel S a d a g zu Grunde liegen mag, fordert wiederum stark zum Vergleich mit dem der noch heute S u d a k genannten Festung an der Südküste der Krim heraus. Marco Polo der Aeltere unterhielt daselbst ein Geschäftshaus und sein Sohn Nicolo, der Vater des Reisenden Marco, lebte dort 1280, in welchem Jahre Marco der Aeltere sein bis auf unsere Tage erhaltenes

Testament niederschrieb.[1] Soldaia (Soldaya, auch Soldachia) war der europäische Ausgangspunkt für die grosse Reise Marco Polo des Jüngeren. Ueberhaupt hat die Stadt im 13. und 14. Jahrhundert eine in jeder Beziehung hervorragende Rolle gespielt.[2] Tomaschek macht in seinen Centralasiatischen Studien (l. c.) folgende Bemerkungen über diesen Ort, den ich, wenn sich die Zeit seiner Gründung im Jahre 212 authentisch nachweisen lässt, geradezu als einstigen Herrschersitz der Alanen bezeichnen möchte, nach dem das ganze Land Suk-tak oder Sugdak genannt wurde.

„— Weil die Osen oder As unstreitig Nachkommen der mächtigen Alanen sind, welche seit dem ersten Jahrhundert vor Chr. bis auf Timurs Zeit in der Geschichte eine Rolle spielen, so halten wir folgende Notiz über eine gleichnamige[3]) alanische Ortschaft in der Krym für keinen müssigen Beitrag zur iranischen Nomenclatur. Das heutige Sūdagh nämlich, ein schöner Hafenplatz an der Südostküste Tauriens, im Mittelalter Sitz eines bedeutenden Handels für Pelzwaaren, Sklaven und nordische Waaren, Station erst der Venetianer, hierauf der Genuesen, tartarisch seit 1223, heisst in den griechischen Episkopatlisten und bei den byzantinischen Historikern *Σουγδαία*, in dem Briefe des Khazaren-khāqān's Josef a. 960 (Russische Revue 1875, S. 87) Sugdaï, in der altslovenischen Legende vom hl. Kyrillos (Denkschr. der Wiener Akad., Bd. XIX, p. 227) Соугдаи, auf den italienischen Seekarten Sodaia oder Soldaia (Soldadia), während die arabischen Geographen die Form Sūdāq (سوداق) bieten; die echte Bezeichnung für diesen einem Synaxarion zu Folge (Zapiski Odeskago obšćestwa, V p. 605) bereits im Jahre 212 gegründeten Ort war ohne Zweifel Sughdag, dem ōsischen sughdag ‚heilig' entsprechend, eine

[1] Yule, The Book of Ser Marco Polo, 2. Aufl., Introd. p. 24. Anm.

[2] Wegen einer quellenmässigen Zusammenstellung von Nachrichten aus dieser Zeit s. Heyd, Hist. du commerce du levant au moyen-âge, I p. 299 f., und Tomaschek, Centralasiatische Studien, I, Sitzgsb. der Wiener Ak. d. W., Bd. 87 (1877), p. 75.

[3] Sughda-g oder Sughda-k, dialektisch für çughdha, Soghd.

Gründung der Alanen. Man erstaune nicht über diese Combination! *Ἀλανία* hiess im Mittelalter der taurische Küstenstrich bei Kapsi-khor, Uskut (Scuti), Tuak: im vierzehnten Jahrhundert stritten sich um denselben die Metropoliten von Cherson und von Gothia (Acta Patriarch. Cpol. II p. 67, 150). Eine Ansiedlung auch im westlichen Taurien, im Gebiete von Cherson, wird ausdrücklich in dem *λόγος Ἀλανικός* des Bischofs Theodoros a. 1230 bezeugt (Nova Patrum Bibliotheca ed. Mai, VI, p. 382—384). Bereits aus dem fünften Jahrhundert berichtet über Kaffa ein Periplus Euxini Ponti (§ 51, p. 415 M.): *νῦν δὲ λέγεται ἡ Θεοδοσία τῇ Ἀλανικῇ ἤτοι τῇ Ταυρικῇ διαλέκτῳ Ἀρδάβδα, τουτέστιν ἑπτάθεος.*"

Dies Alles scheint mir darauf hinzudeuten, dass die im Jahre 212 gegründete taurische Stadt, als deren wirklichen Namen auch Tomaschek den Laut Sughdag reconstruirt, von Alters her Hauptsitz der Alanen, mithin wohl auch der von Hunnen befürsteten Alanen nach Attilas Tode gewesen ist. Ich vermuthe, dass es dieser Theil der pontischen Küste war, auf den, wie Jordanes berichtet (s. oben p. 256), die Söhne Attilas, Hernac und Dengisich, zurückgeworfen wurden. Das Volk der Sadag(es) als Zweig der Alanen mag ursprünglich auch taurische Sitze inne gehabt und entweder der Stadt ihren Namen gegeben oder umgekehrt den ihrigen nach dem der Stadt erhalten haben. Der Name Suk-tak kommt in der chinesischen Literatur meines Wissens zuerst im Tsin-schu (Kap. 97, p. 13) vor, wo von K'ang-kü (Sogdiana) gesagt wird, das Land habe als Grenznachbarn die Länder Suk-tak (die Alanen) und Ili. Nach der jetzigen Aussprache wird der Name, wie er in der Schreibweise des Tsin-schu erscheint, allerdings Su-i, cantonesisch Suk-yik, im Hakka Siuk-yit gelesen, was mich anfangs veranlasst hatte, ihn als Transscription für Soghd anzusehen (Nachw. zur Inschr. d. Tonjukuk, p. 86, Anm.). Ich bin seitdem jedoch auf Gründe gestossen, die es als wahrscheinlich erscheinen lassen, dass das zweite Zeichen (i, yik, yit, „mit dem Pfeile schiessen": Giles, No. 5343) früher tak gelesen wurde, wesshalb auch im Berichte des T'ung-tién

(Kap. 193, p. 18) dieses Su-i und unser Su-t'ö für identisch erklärt werden, was ja leicht zu verstehen ist, so bald wir wissen, dass beide Namen ihrer Zeit Suk-tak ausgesprochen wurden. Da nun das Tsin-schu sich auf die Zeit der Dynastie Tsin, d. i. 265 bis 420, bezieht, so kann den Chinesen der Name Sughdak als Bezeichnung des Alanengebietes sehr wohl schon im 4. Jahrhundert, wenn nicht früher, bekannt gewesen sein. Wenn sich die Hypothese bezüglich seiner Beziehungen zu der 212 gegründeten taurischen Stadt Sughdag bewährt, kann er schwerlich von den Hiung-nu oder Hunnen kommen; vielmehr wird er als eine ursprünglich iranische Bildung schon vor der Zeit der Unterjochung vorhanden gewesen sein und als alter Name eines Theiles oder der Gesammtheit der Alanen angesehen werden müssen. Unter diesem Namen mögen Völker der verschiedensten Abstammung zu verstehen sein, wesshalb Müllenhoff[1]) ihn nach der Art, wie er von griechischen und römischen Schriftstellern verwendet wird, nicht unpassend als ein „Collectivum für alle Jäger- und Reitervölker nördlich vom Kaukasus und Kaspischen Meere“ bezeichnet.

Was nun den Namen des Fürsten von Suk-tak betrifft, der um die Mitte des 5. Jahrhunderts die in chinesische Gefangenschaft gerathenen Kaufleute seines Landes einlösen liess, so bilden die drei Silben Hut-ngai-ssï eine sehr wohl erklärbare Transscription des Namens Hernas oder Irnas. Das Zeichen für die erste Silbe, hu (Giles No. 4927), wird zwar im modernen Cantonesischen fat ausgesprochen, die alte Aussprache war jedoch sehr wahrscheinlich hut, da es sich zur Wiedergabe des Namens der Stadt Hulm (= Hut-lim) bei Hüan Tschuang im 7. Jahrhundert verwendet findet.[2]) Die koreanische Aussprache ist heute noch hul, was ebenfalls auf altchinesisches hut deutet, da im Koreanischen das auslautende t des Chinesischen regelmässig als l erscheint. Das zweite Zeichen, im Cantonesischen ngai und nga, im Mandarin ni gelesen, kommt

[1]) Deutsche Alterthumskunde, III, p. 42; vgl. p. 99.

[2]) Julien, Hiouen-thsang II, p. 29, u. III, p. 288 f.

in Sanskrit-Transscriptionen für palatales n vor.[1]) Da, wie schon erwähnt, auslautendes *t* in alten Transscriptionen für *r* stehen kann,[2]) so ergiebt sich als mögliche Urform des transscribirten Namens ohne Schwierigkeit ein Laut wie Hurnas, d. i. *'Ηρνᾶς*. Damit ist nun allerdings die zweite durch Priscus überlieferte Form *'Ηρνάχ* und Jordanes' Hernac nicht erklärt, und wenn auch zur Noth die im T'ung-tién vorkommende Variante Hut-ngai-ki den k-Laut im Auslaut rechtfertigen könnte, so würde doch diese Umschreibung für Hernak mehr der modernen als der antiken Transscriptions-Methode entsprechen, so lange dem Transscribenten für die zweite Silbe Laute wie ngak oder

---

[1]) Julien, Méthode pour déchiffrer, etc., p. 161, No. 1261.

[2]) Es wird den Herren E. H. Parker (China Review, Vol. XXIV, p. 31) und Prof. Arendt („Synchronist. Regententabellen", in Mitth. d. Seminars f. Orient. Spr., II, p. 200) schwer fallen, die Gesetzmässigkeit des Eintretens chinesischen auslautenden *t*, *k* oder *n* für *r*, beziehungsweise *l*, in Transscriptionen vor der Mongolenzeit zu bezweifeln. Seit der Veröffentlichung meiner Arbeit „Chinese Equivalents of the letter „R" in Foreign Names" im Journal of the China Branch of the R. Asiat. Society, Vol. XXI (1886) p. 214 ff., ergänzt durch de Lacouperie's Bemerkungen im Journ. of the R. A. S., London, Vol. XXI (1889), p. 442 ff., habe ich, wie ja auch Herr Parker, zahllose fremde Namen mit ihren chinesischen Transscriptionen zu identificiren versucht und kann versichern, dass die Fälle, in denen auslautendes r nicht durch einen der genannten alt-chinesischen Auslaute (*t*, *k* oder *n*) vertreten ist, zu den seltenen Ausnahmen gehören. Besonders oft bestätigt sich die Regel mit Bezug auf auslautendes *t*. Es handelt sich nicht nur um Sanskrit-Transscriptionen wie Tat-mo = Dharma, k'it-mo = Karma, su-fat-lo = suvarna, sondern um die Umschreibungen von Namen aus allen möglichen Sprachgebieten, namentlich auch dem Alttürkischen. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, dass Herr Parker ganz meiner Ansicht sein wird, sobald er sich angewöhnt, bei der Analyse alter chinesischer Transscriptionen den Versuch zu machen, ein bei Zugrundelegung der modernen Aussprache scheinbar verloren gegangenes *r* in Gestalt eines der drei Stellvertreter (*t*, *k* oder *n*) im alten Laute des Chinesischen wiederzufinden. Ich hoffe bei nächster Gelegenheit auf dieses Gesetz zurückzukommen, dessen Kenntniss mir selbst die Lesung mancher Transscription ermöglicht hat, die sich mir sonst schwerlich erschlossen haben würde.

nok im Altchinesischen zu Gebote standen. Ich bin deshalb geneigt, die chinesische Ueberlieferung des Weï-schu als ein die Form Hirnas unterstützendes Moment in Anspruch zu nehmen. Dem Geiste der türkischen Sprache entsprechend scheint es mir jedoch nicht ausgeschlossen, dass beide Formen, Hirnas bei Priscus und Hernac bei Jordanes, ihre Berechtigung haben, wenn wir annehmen, dass der Name durch verschiedene Dialecte des Türkischen überliefert wurde, da die Vertauschung der Auslaute s und k sich sogar bei einem diesem Namen auffallend ähnlichen Worte nachweisen lässt. Im Kirgisischen heisst ornas „eine Stelle einnehmen", und im Teleutischen findet sich in derselben Bedeutung ornak, ornyk: „die Stelle einnehmen, die einem zukommt", „in Ordnung sein, an seiner Stelle sein".[1] Ich will damit durchaus nicht sagen, dass der Name Hernac oder Irnas mit dieser Wurzel zusammenhängt;[2] aber es scheint doch, dass der dialectische Wechsel der Auslaute k und s bei sonst gleicher Bedeutung nicht gerade ausgeschlossen ist.

Zu den bisher genannten Namen für die von Hunnen beherrschten Alanen tritt im Berichte des T'ung-tién (Kap. 193, p. 18) ein neuer, in den früheren Aufzeichnungen nicht genannter, nämlich T'ö-kü-möng, cantonesisch Tak-k'ü-mung, was zunächst für Tarkümung stehen kann und worin wir vermuthlich eine Transscription für den bekannten ethnischen Namen Türkmen oder Turkoman erkennen dürfen. Da dieser Name bei den moslimischen Autoren erst nach dem Einfalle der Mongolen nachzuweisen ist,[3] so ist das Vorkommen seines Aequivalentes im T'ung-tién in doppelter Beziehung wichtig: einmal, indem daraus hervorgeht, dass Stämme dieses Namens den Chinesen bereits im 8. Jahrhundert bekannt waren, zweitens weil die Identificirung der Türkmen mit den von Hunnen

[1] Radloff, Wörterb. d. Türk-Dialecte, Bd. I, col. 1063.

[2] Nach Vambéry, (Ursprung der Magyaren, p. 44) ist Irnakh als „ein türkisches Compositum aus ir, er = Mann und inak = der jüngere Bruder" anzusehen.

[3] Vambéry, Das Türkenvolk, p. 384.

beherrschten Alanen (Suk-tak) auf die Genealogie dieses Volkes aufklärendes Licht zu werfen verspricht.[1])

Im Berichte des T'ung-tién[2]) fällt ausser dem Hinzutreten des neuen Namens Tö-kü-möng, dem Nicht-Erwähnen der Lage an einem grossen See und dem Hervorheben einer grossen Zahl kleiner Schutzgebiete besonders auch die Andeutung der Lage des Landes auf, das 5000 Li nördlich von An-si zu suchen war. Im Alterthum wurde mit diesem Namen das Reich der Parther bezeichnet.[3]) Daran ist natürlich im Zeitalter des T'ung-tién nicht zu denken. Wenn sich nun dieser Name An-si (cantones. On-sik. = Arsak) Jahrhunderte nach dem Untergang des Arsakiden-Reiches in der chinesischen Literatur immer noch findet, so ist dies daraus zu erklären, dass die östlichen Grenzgebiete der Parther unter anderen Herrschern, insbesondere dem indoskythischen Hause Tschau-wu, den Chi-

[1]) Vambéry sagt op. cit. p. 382: „Ihren genetischen Beziehungen nach eigentlich zu den Pontus-Türken gehörend, haben die Turkomanen seit geschichtlicher Erinnerung immer auf dem Steppengebiete im Nordosten und Osten des Kaspisees sich herumgetrieben, von wo aus einzelne Theile unter dem Sammelnamen Uzen (die *Οὖζοι* der Griechen und die غز Ghuzen der Araber) oder Kumanen wohl gegen Westen zogen und im Kampfe gegen eine andere Fraction der Pontus-Türken, d. h. gegen die Petschenegen, auftraten; die grosse Mehrzahl scheint jedoch auf dem früher erwähnten Gebiete zurückgeblieben zu sein, von wo aus sie ihre zeitweiligen Versuche, die benachbarten Culturrayons zu durchbrechen, unternommen hatten.“

[2]) Derselbe lautet in der Uebersetzung, wie folgt: „Su-ti [alter Laut: Suk-tak], das zur Zeit der späteren Wei-Dynastie mit China in Verbindung gestanden hat, ist ein grosses Land am Tsung-ling. Es wird auch Su-tö [Suk-tak] und Tö-kü-möng [Tak-kü-mung = Turkuman] genannt, erzeugt gute Pferde, Rinder, Weintrauben und andere Früchte, auch schönes [illegible]. Das Klima ist schön und beständig, und das Getreide wächst reichlich ein Tschang [ca. 11 Fuss] hoch mit erbsengrossen Körnern. Das Land liegt 5,000 Li nördlich von An-si. Es gehören zu diesem Lande reichlich 400 Städte kleinerer Schutzgebiete. Das Land schickte bis zur Zeit des Kaisers Wu-ti [424 bis 452] Tributgesandtschaften an den chinesischen Hof.“ Vgl. Klaproth, Tabl. hist., p. 175.

[3]) S. mein China and the Roman Orient, p. 138 ff., u. von Gutschmid, op. cit., p. 64 ff.

nesen gewissermassen als Fortsetzung des Partherreiches galten. So kommt es, dass in den Schilderungen des Sui-schu (Kap. 83, p. 9) und des T'ang-schu (Kap. 221 B, p. 2) das Land An (= Ar als Abkürzung für Arsak, wenn auch nur von den Chinesen so erklärt), das dem heutigen Bukhara entspricht, nebenbei auch An-si genannt wird. Die Entfernungsangabe des T'ang-tién würde nach dieser Auffassung weit in die Kirgisensteppe hineinführen. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, dass diese späteren Angaben auf eine mehr östliche oder nordöstliche Lage des Landes deuten, was ja mit der Vambéry'schen Ansicht über die Herkunft der Türkmen sehr wohl vereinbar ist. Wenn also der Sitz des Volkes Suk-tak kurz nach Attilas Tode am Pontus zu suchen war, so hatte er sich bis zur Niederschrift des T'ang-tién, d. h. bis zum 8. Jahrhundert, in die Kirgisensteppe nordöstlich vom Aralsee verzogen. Damit hängt es vielleicht auch zusammen, dass wir in den alttürkischen Inschriften der Mongolei bei Gelegenheit der im äussersten Westen unter Mo-tscho von den Osttürken geführten Kämpfe das Volk der Soghdak erwähnt finden. In der Inschrift des Kül Tägin sagt Bilgä Kakhan: „Als er [Kül Tägin] 26 [d. i. nach Marquart's rectificirter Deutung 16] Jahre alt war, hatte mein Onkel [Mo-tscho] seine Stammgemeinschaft und seine Regierungsgewalt so vermehrt, dass wir gegen die Alty-tschub Soghdak [die sechs Tschub der Soghdak?] zogen und sie besiegten.“[1] Dieses Ereigniss dürfte in das Jahr 701 oder 702 zu verlegen sein. Nach dem zweiten Krieg der Ost-Türken gegen die Türgäsch, der mit der Hinrichtung ihres Kakhan's So-ko endigte (vgl. m. „Nachworte“, etc., p. 77), heisst es in derselben Inschrift:[2] „Um das Soghdak-Volk in Ordnung zu bringen, zogen wir über den Jäntschü-Fluss [d. i. den Jaxartes,

[1] Radloff, Alttürk. Inschr., Neue Folge, p. 138. Vgl. Vambéry, Noten zu den alttürk. Inschr., Helsingfors, 1899, p. 54: „bis zu den sechs Stämmen der Sogdak“; dagegen Thomsen's Auffassung, der unter Alty tschub ein besonderes Volk versteht, Inscriptions de l'Orkhon, p. 154, Anm. 38.

[2] Radloff, p. 142, Thomsen, p. 110, Vambéry, p. 58.

Nachw., p. 80 ff.] setzend bis zum Tämir-kapyg [d. i. dem Thor von Derbend]."

Es fragt sich, ob wir unter den Soghdak der alttürkischen Inschriften etwa das im 8. Jahrhundert als Türkmen im Osten oder Nordosten des Aral-Sees sitzende Volk der Suk-tak (ehemals mit Hunnen vermischte Alanen) verstehen, oder diesen Namen als dialektische Variante für Soghd, das aus iranischen und türkischen Elementen bestehende Volk des Landes K'ang-kü, betrachten wollen, die nach Tomaschek[1]) aus einer ōsischen Adjectiv-Form zu erklären wäre. Vielleicht Beides, wenn der Name Sughdak als Bezeichnung der pontischen Alanen als Derivativ von Soghd aufgefasst werden kann. Als politische Begriffe sind die Namen Soghd und Soghdak wohl sicher zu trennen, so eng der Zusammenhang zwischen den beiden Nachbarvölkern auch zeitweise gewesen sein mag.

In dem Gesagten liegt meines Erachtens einer der hauptsächlichsten Beweise für die Identität der Wolga-Hunnen mit den Hiung-nu. Wie diese unter der Führung eines abtrünnigen Fürsten namens Tschï-tschï um die Mitte des 1. Jahrhunderts vor Chr. sich in einem unbewohnten Gebiete des Landes K'ang-kü, vermuthlich zwischen Balkasch- und Aralsee, festsetzten, von wo aus sie bereits damals von den Alanen Tribut erhoben; wie im Jahre 90 nach Chr. ein anderer Hiung-nu-Fürst, der sogenannte „nördliche Schan-yü", von einer chinesischen Armee bedrängt, durch das Land der Wu-sun am Issyk-kul zog, um ebenfalls im Lande K'ang-kü seine Zuflucht zu nehmen, darüber hoffe ich demnächst ausführlicher zu berichten. Ebenso über die Fortsetzung des oben nur theilweise erklärten Weï-schu-Berichtes. Hier sei nur kurz angedeutet, dass das Land Liang, wohin die Kaufleute von Su-t'ö (Suk-tak) Handel trieben,

[1]) Centralasiat. Studien, I. p. 75: „In Form und Bedeutung stimmt mit çughdha vollständig überein das ōsische Adjectiv (tag.) süghdä-g, (südl.) sighda-g, ,lauter, pur, rein, heilig', welches in dem reineren, digorischen Dialekte, dessen Sprachschatz noch nicht in wünschenswerther Vollständigkeit vorliegt, jedenfalls sughda-g oder sughda-k lauten müsste."

zu der Zeit, als das Haus Toba China eroberte, in den Händen eines nicht-chinesischen Herrschers war. Ku-tsang, das spätere Liang-tschóu,[1]) war der Sitz eines Herrscherhauses vom Geschlechte der Hiung-nu, das sich mit Ueberresten dieses Volkes noch bis zur Zeit der Weï erhalten hatte. Es ist identisch mit dem Wu-weï-kün der ersten Han-Dynastie, wo auch die Stadt des aus der ältesten Geschichte der Hiung-nu wohl bekannten Hiu-tschu-wang zu suchen ist, dessen goldenes Götzenbild 121 vor Chr. vom chinesischen Feldherrn Ho K'ü-ping als Kriegstrophäe nach China gebracht wurde. Der Name Ku-tsang war, wie es scheint, den alten arabischen Geographen durch die Formen Kadždžâ (كججا) und Kudžâ (كُجا) wohlbekannt.[2]) Noch zwei Jahrhunderte nach der Zeit, um die es sich hier handelt, war Liang-tschóu „ein Sammelplatz der Völker am Gelben Fluss, der benachbarten Si-fan und der Länder zur Linken des Tsung-ling". So nach Hüan-tschuang, der auf seiner Reise nach Indien dort längere Zeit verweilte.[3]) Der chinesische Reisende erzählt, wie er dort ersucht wurde, das Nirvâna Sutra und andere buddhistische Texte zu erklären. Merkwürdiger Weise war gerade das Nirvâna Sutra nebst anderen Texten von dem in China wohlbekannten indischen Buddhisten Dharmarakscha am Hofe des Hiung-nu-Fürsten Tsü-k'ü Möng-sun in Liang-tschóu in's Chinesische übersetzt worden.[4]) Der genannte Fürst des Hauses der nördlichen Liang-Dynastie starb 433. Der Verkehr des Volkes, in dem wir die Wolga-Hunnen wiedererkannt haben, mit den Hiung-nu an der Nordwest-Grenze China's, die ihrer Zeit den Durchgang vom Tarim-Becken her beherrschten, hat durch Zwischenhandel wohl manches von den Hunnen erbeutete Erzeugniss römischen oder byzantinischen Gewerbfleisses nach China gebracht, wie er umgekehrt geeignet ist, chinesische Funde auf ehemals hunni-

[1]) nicht Kan-tschóu, wie Deguignes (Dähnert, V p. 273) annimmt.

[2]) Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten, etc., I, Sitzgsb. d. Wiener A. d. W., Bd. 116 (1888), p. 743.

[3]) Julien, Hiouen-thsang, I, p. 15.

[4]) Ts'ö-fu-yüan-kui, Kap. 996, p. 4.

schen oder alanischen Gebieten zu erklären.[1]) Wegen der Geschichte der kurzlebigen Dynastie der „nördlichen Liang" (Peï-liang), verweise ich vorläufig auf Deguignes' Kapitel „Von den nördlichen Leam [d. i. Liang]" (in der Uebersetzung von Dähnert, 1. Band, p. 384 ff.). Eine Neubearbeitung dieser in mehr als einer Beziehung wichtigen Episode der Geschichte der Hiung-nu wird sich demnächst als höchst wünschenswerth herausstellen. Ebenso der chinesische Bericht über das Land Yüé-pan, ein am Ende des 1. Jahrhunderts nach Chr. von zurückgebliebenen Flüchtlingen der Hiung-nu besiedeltes Gebiet, das von Deguignes (Dähnert, Band I, p. 398) ganz willkürlich mit dem der Baschkiren von Ufa identificirt wird, während Klaproth (Tabl. hist. p. 109 f.), dessen Wiedergabe des chinesischen Textes (Weï-schu, Kap. 102, p. 10 f.) auch nicht fehlerfrei ist, wenigstens die Südgrenze des Landes in der Solfatare des T'ién-schan nördlich von Kutscha richtig wieder erkannt hat. Durch Klaproth's Schilderung wird der wirkliche Sachverhalt einigermassen entstellt, wenn er sagt: „Les débris des Hioung-nou septentrionaux, qui avaient choisi un nouveau Tchen-yu, passèrent dans leur fuite le mont Kin-wei, et dirigèrent leur marche à l'occident, vers le Khang-khiu, ou la Sogdiane; mais leur bétail étant très-maigre et excessivement fatigué, ils ne pouvaient plus avancer; ils furent donc contraints de s'arrêter au nord du Khueï-thsu, ou Koutché de nos jours, dans un pays qui avait quelques milliers de li d'étendue, et où ils se fixèrent pendant quelque temps, sous le nom de Yue-po ou Yue-pan. Plus tard, ils allerent au nord-ouest, et habiterent, sous le meme nom, le pays situé des deux cotes des monts Oulou-tau et Alghin-tau, qui bornent au midi la steppe de l'Ichim." Ich kann Klaproth, da er seine chinesischen Quellen nicht nennt, selbstverständlich nicht direct widersprechen, finde aber in dem genannten Bericht des Weï-schu sowie in dem fast identischen Parallel-Text des Peï-schï

[1]) z. B. die von Virchow im Kaukasus ausgegrabenen Metallspiegel, Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1891, p. 808.

keinerlei Andeutungen bezüglich einer späteren Wanderung in die Kirgisensteppe. Die historische Bemerkung über die Entstehung des Volkes der Yüé-pan lautet, wörtlich übersetzt, wie folgt: „Ihre Vorfahren waren die Stämme des nördlichen Schan-yü der Hiung-nu. Als dieser vom chinesischen General Tóu Hién verfolgt wurde, floh er über den Kin-weï-schan westlich nach K'ang-kü (Sogdiana); diejenigen, welche zu dem Marsche zu schwach waren, blieben im Norden von K'iu-tz'ï [Kutscha] zurück." Nach Klaproth's Darstellung könnte man annehmen, die Hiung-nu des nördlichen Schan-yü seien überhaupt nicht nach K'ang-kü gelangt; dem ist jedoch nicht so. Vom Vieh ist im Texte gar nicht die Rede, und zurück blieb nicht das ganze Volk, sondern nur ein Theil desselben, die Schwachen. Im Gegentheil dürfen wir in dieser Stelle einen Beweis dafür erblicken, dass die Hiung-nu des nördlichen Schan-yü, die im Jahre 91 n. Chr. dem Gesichtskreis der Chinesen entschwanden, in demselben Gebiete eine Zuflucht fanden, wo schon 130 Jahre früher der abtrünnige Schan-yü Tschï-tschï sich festgesetzt hatte, in den Staaten des Fürsten von K'ang-kü. Es ist ja für die Wanderungen der Hiung-nu charakteristisch, dass von dem grossen, von Haus aus schon muthigen, stets kampfbereiten Volke immer nur ein Theil, und zwar der muthigere, unabhängigere, thatendurstigere, sich von den Zurückbleibenden trennte, um auf entlegenen Sitzen ein freies Feld für die Unterjochung benachbarter Völker einzunehmen.

Schon im Jahre 53 vor Chr., als nach langen inneren Kämpfen die Brüder Hu-han-yé[1]) und Tschï-tschï um die Herrschaft stritten, machte sich bei dem Vorschlage, es sei

[1]) Cantones. U-han-yé, vielleicht aus uigur. okhan, „Gott", mit dem Suffix gi, okhangi, „göttlich", „der Göttliche", vgl. Divus Augustus; oder, wie mir Herr Barthold vorschlug, mit dem Suffix dschi, okhandschi, „einer, der mit dem Gotte zu thun hat", „Gottesdiener". So leicht sich der erste Theil des Ausdrucks als Transscription erkennen lässt, so bereitet doch die Identification des Suffixes, wie sich auch bei anderen Versuchen, Hiung-nu-türkische Stämme aus chinesischen Umschreibungen herauszuschälen, ergeben hat, grosse Schwierigkeiten.

doch wohl am besten, unter chinesischer Oberhoheit ein ruhiges Leben zu führen, der zielbewusste, nur auf das kriegerische Unterjochen der Nachbarvölker gerichtete, in der Weltgeschichte einzig dastehende Ehrgeiz dieses Volkes geltend. In den chinesischen Aufzeichnungen ist uns die angebliche Antwort der Staatsmänner des Schan-yü erhalten, womit diese den Vorschlag zur Unterwerfung zu bekämpfen suchten. Wenn auch, wie die sallustischen Reden, vielleicht nur ein stilistisches Schaustück des chinesischen Historikers, kann diese Antwort doch als ein Spiegelbild des Eindrucks betrachtet werden, den die Anschauungen der Kriegspartei im Rathe des Schan-yü auf die civilisirten Chinesen hervorgebracht hatten. „Nein!“ so sagten die Kampflustigen, „denn es ist bei den Hiung-nu alte Sitte, die Kraft zu schätzen und die Unterwürfigkeit zu verachten. Mit unserem kriegerischen Reiterleben bilden wir ein Volk, dessen Name alle Barbaren mit Schrecken erfüllt: denn Tod im Kampfe ist seiner Krieger Loos. Jetzt, wo zwei Brüder im Streite liegen, muss doch die Herrschaft bei dem Einen bleiben, wenn nicht beim älteren, so doch beim jüngeren: und ob auch wir sterben, so wird doch der Ruhm unserer Tapferkeit dauern und unsere Kinder und Kindeskinder werden anderen Völkern Führer sein“, u. s. w.

Hu-han-yé unterwarf sich trotzdem den Chinesen und mit ihm der weniger energische Theil des Volkes. Doch der Geist, der in jener Ministerrede ausgesprochen ist, durchleuchtet die Thaten seines Bruders Tschï-tschï, der als echtes Vorbild seines Nachkommen Attila, nachdem er sich von den Chinesenfreundlichen Hiung-nu getrennt hatte, das in jener Rede aufgestellte Programm zur Ausführung brachte. Er erfüllte Alles mit Schrecken, was sich ihm entgegenstellte. Er bekämpfte und besiegte zunächst das Volk der Wu-sun, deren Hauptstadt sich am Fusse des Tien-schan nördlich von Aksu befand. Darauf zog er weiter nach Norden und unterwarf das Volk Wu-kié,[1])

[1]) Alter Laut nach Scholie u-k'it = Ugir oder Ügir. Ein Volk

dessen Armee er zwang mit ihm „nach Westen“ gegen die Kien-k'un zu ziehen,[1]) die er ebenfalls unterjochte, worauf er noch im Norden derselben die Ting-ling[2]) unterwarf und seinem Reiche einverleibte. Im Gebiete der Kién-k'un, d. i. der Kirgisen, schlug er sein Ordu auf. In dem nunmehr gegründeten Reiche Tschï-tschï's finden sich bereits die verschiedensten Völkerelemente vereinigt, vermuthlich dieselben Elemente, die wir später unter dem Sammelnamen „Hunnen“ in Europa wiederfinden, einer aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzten Völkermasse, die ihren Namen nur nach der herrschenden Dynastie, oder sagen wir, nach der Nationalität der durch unwiderstehliche Energie zum Herrschen berufenen Minorität erhalten hat. Verwickelungen mit den Chinesen, die ihn wegen eines Gesandtenmordes verfolgten, und die drohende Haltung des mit ihnen verbündeten Volkes seines Bruders Hu-han-yé veranlassten Tschï-tschï auf ein ihm von seinem Schwiegervater, dem Fürsten von K'ang-kü (Sogdiana) angetragenes Unternehmen einzugehen, wonach beide sich zum Kampfe gegen das Volk der Wu-sun verbinden sollten. Tschï-tschï verlor auf dem Marsche vom Kirgisenlande nach K'ang-kü einen Theil seines Volkes durch Kälte und Strapazen; es blieben mit anderen Worten die Schwachen zurück, und nur ein Rest von 3000 Mann gelangte unter seiner Führung nach K'ang-kü, wo ihm „ein unbewohntes Gebiet im Westen“[3]) angewiesen wurde. Man kann sich denken, dass die kleine Schaar, die den Muth besessen hatte, den Gefahren einer Reise zu trotzen, deren

dieses Namens war bereits unter Mau-tun von den Hiung-nu unterworfen worden. Schï-ki, Kap. 110, p. 13.

[1]) Dies ist ein in der chinesischen Literatur wohlbekannter alter Name für die am Sajan-Gebirge zwischen Yenissei und Abakan wohnenden Kirgisen. Wir befinden uns hier auf festem Boden, und da Tschï-tschï mit den Wu-kié (Ugir, Ūgir) von Osten her gekommen war, so scheint es mir nicht ausgeschlossen, dass mit dem letzteren Namen die Uiguren gemeint sind.

[2]) Teleng als Wurzel des durch Pluralbildung entstandenen späteren Namens Teleng-ut oder Teleng-et für die Teleuten.

[3]) si-pién k'ung-hü pu-kü-tschö, Ts'ién-han-schu, Kap. 70, p. 7.

übergrossen Anstrengungen der grössere Theil des Zuges unterlag, aus den ausgesucht energischsten Individuen seines Volkes zusammengesetzt war. K'ang-kü (Sogdiana) war nach den Schilderungen des Ts'ién-han-schu ein aus städtebauenden und nomadischen Elementen gebildeter Staat. Zu den ersteren gehörten die Samarkander Fürstenthümer mit einer Reihe von Städten am Sarafschan und den angrenzenden Gebieten, zu den letzteren die nördlichen Striche des Reiches mit dem Steppenland zwischen Balkasch- und Aralsee. Nur in dieser letzteren Gegend kann die dem Hiung-nu-Fürsten angewiesene neue Heimat gelegen haben. Bald erstarkte Tschï-tschï in seiner dort angelegten Festung dermassen, dass er der Schrecken seiner Nachbarn wurde, einschliesslich seines Verwandten und Wohlthäters, des Fürsten von K'ang-kü, dessen Tochter er im Zorne mit einigen Hunderten seiner Unterthanen tödten liess. Durch die chinesischen Schilderungen erfahren wir bei dieser Gelegenheit, dass die Staaten Ho-su und Ta-yüan dem Schan-yü tributpflichtig waren. Ho-su, im Dialekt von Foochow: Hak-su, kann recht gut als Transscription für arsu = Aorsi, Alan-orsi, etc., gelten. In der That erfahren wir durch den Scholiasten Yen-Schï-ku (starb 645 n. Chr.), „1,000 Li nördlich von K'ang-kü liege ein Land An-ts'ai [= Aorsi, wie oben gezeigt], das auch Ho-su genannt werde". Ta-yüan war bekanntlich mit dem heutigen Fergana identisch und umfasste mit seinen nördlichen Gebieten das spätere Schï oder Taschkent. Aus der Thatsache der Tributpflichtigkeit dürfen wir nun mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass die genannten Gebiete an den Grenzen des von Tschï-tschï beherrschten Hiung-nu-Staates lagen, den wir mithin zwischen die Ostgrenze der Aorsen oder Alanen (Ho-su) und die Nordwestgrenze des Gebietes Taschkent-Fergana (Ta-yüan) verlegen dürfen. Der Sitz dieser Hiung-nu, die nach dem Falle ihrer Brüder allein die altberühmte rücksichtslose Energie des tapferen Reitervolkes bewahrt hatten, muss daher in der Nähe der Ufer des Jaxartes nahe seiner Mündung in den Aralsee zu suchen sein. Wenn auch Tschï-tschï schliesslich im Jahre 36 vor Chr.

von den Chinesen und ihren Verbündeten mit grosser Uebermacht besiegt und getödtet wurde, so dürfen wir doch mit Deguignes annehmen, dass das Volk der Hiung-nu mit bekannter Zähigkeit an der neuerworbenen Scholle festgehalten hat, bis neue Zuzügler aus der Mongolei seine Macht verstärken halfen. Gelegenheit zu solchen Zuzügen war in grösserem Massstabe vorhanden namentlich nach der Besiegung des Schan-yü der noch, oder wieder, unabhängigen nördlichen Hiung-nu im Jahre 90 nach Chr. durch die vereinigten Armeen der südlichen Hunnen und der Chinesen unter dem chinesischen General Tóu Hién beim Berge Ki-lo-schan. Derselbe verfolgte den nördlichen Schan-yü 3,000 Li über die chinesische Mauer hinaus und liess das Andenken an den grossen Sieg über den alten Erbfeind durch eine von Pan Ku, dem grossen Geschichtsschreiber und Verfasser des Ts'ién-han-schu, aufgesetzte Steininschrift auf dem Gebirge Yen-jan verewigen, deren Text uns im Hóu-han-schu (Kap. 53, p. 16 ff.) erhalten ist. Im folgenden Jahre wurden die nördlichen Hiung-nu beim Gebirge Kin-weï [Lage unbekannt] vollends aufgerieben, und, nachdem eine grosse Anzahl Gefangene gemacht, „floh der nördliche Schan-yü, man weiss nicht wohin".[1] Mit ähnlichen Worten wird das Verschwinden der letzten unabhängigen Hiung-nu im Hauptbericht (Kap. 119, p. 14) angedeutet. Dass es jedoch den Chinesen später bekannt geworden ist, wohin sich die Fliehenden gewendet hatten, geht aus dem oben berührten Bericht des Weï-schu über das Volk Yüé-pan hervor, wonach der Schan-yü „über den Kin-weï-schan westlich nach K'ang-kü" gelangt war. Nach dem T'ung-tién (Kap. 195, p. 25) floh er nach einem Gebiet von Wu-sun.

Es handelt sich dabei zweifellos um einen entscheidenden Sieg. Wäre aber die Niederlage einer gänzlichen Aufreibung gleichgekommen, so hätten die chinesischen Geschichtsschreiber darauf sicher Gewicht gelegt, und dass sie nur über das Verschwinden der Hiung-nu aus ihrem Gesichtskreis berichten

[1] Peï Schan-yü t'au-tsóu pu tschï so-ts'ai. Klaproth's „périt dans la déroute" (Tabl. hist., p. 109) beruht auf Uebersetzungsfehler.

können, lässt darauf schliessen, dass der Feind in nicht geringer Zahl entkommen ist. Als Ziel seiner Flucht dürfen wir nach der Lage der Dinge ohne Zwang die alten Schlupfwinkel des Tschï-tschï Schan-yü im Gebiete K'ang-kü bezeichnen. Es scheint mir darauf hin in hohem Grade wahrscheinlich, dass die Hiung-nu seit dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr., vielleicht sogar schon seit der Zeit des Tschï-tschï Schan-yü, d. i. dem 1. Jahrhundert vor Chr., zwar nicht im Besitze des Landes waren, aber doch mindestens in nachbarlichen Beziehungen zu den östlichen Alanen gestanden haben. Dadurch erhalten die hie und da mit Misstrauen angesehenen Stellen gewisser alter Berichterstatter, wonach die Hunnen schon lange vor der Völkerwanderung in Europa bekannt waren, eine Art Bestätigung, was selbst für die höhere Kritik klassischer Autoren in streitigen Fällen den Ausschlag geben kann, z. B. bei Dionysius Periegetes, den Bernhardy, weil im Texte von den Hunnen die Rede ist, in das Ende des 3. oder den Anfang des 4. Jahrhunderts versetzen möchte, während Karl Müller seine Zuflucht zur Textverderbniss nimmt, um den scheinbaren Anachronismus zu beseitigen.[1])

Wie Tschï-tschï auf seinem Zuge vom Lande der Kirgisen nach seinen neuen Wohnsitzen in Turkestan nur die kräftigste und energischste Auswahl seines Volkes rettete, so blieben auch auf der Wanderschaft des nördlichen Schan-yü „die marschunfähigen Schwachen" in einem Gebiete, dessen Südgrenze von der Solfatare des Tién-schan gebildet wird, zurück, wo sie das Volk Yüe-pan[2]) bildeten, — wie gesagt, ein Beweis dafür, dass der Stamm der Hiung-nu, der dreihundert Jahre später unter dem Namen der Hunnen eine so wichtige völkerführende Stellung

[1]) Müller, Geogr. Gr. Min., II, Prolegg., p. XX. [Dass die Periegese unter Hadrian zu setzen ist, steht jetzt fest; s. Christ, Griech. Litt.[3] p. 691. D. Red.]

[2]) Cantones. Üt-pan, was für Ürpän oder Örpän stehen könnte, womit in der Inschrift des Bilgä Kakhan eine Ortschaft des Volkes der Tschik bezeichnet wird. Volk und Ortschaft sind noch nicht identificirt. Da die Türken jedoch den Fluss Kem überschreiten mussten, um dorthin zu gelangen, so ist wenig Aussicht vorhanden, zwischen den Namen Üt-pan und Ör-pan einen Zusammenhang herzustellen.

einnehmen sollte, sich nur aus den energischsten Individuen des Urvolkes zusammensetzte. Diese in der chinesischen Geschichte bei zwei Gelegenheiten deutlich nachweisbare Erscheinung, das Vordringen der Elite unter Zurücklassung der Schwachen, darf vermuthlich als typisch auch für solche Wanderungen der Hiung-nu nach dem Westen gelten, deren Kunde für uns verloren gegangen ist. Das wegen seiner brutalen Tapferkeit seit Jahrhunderten bekannte Volk der altaischen Steppe wurde sozusagen durchgesiebt, um schliesslich den Kern einer Bevölkerung zu bilden, der jener sich in rücksichtsloser Energie äussernde Geist des Hiung-nu-Volkes in höchster Potenz innewohnte. Das Volk der Hunnen, ursprünglich eine kampf- und herrschsüchtige Minorität, die unter sich, neben sich und vor sich Alles, was Menschen hiess, mit sich fortriss, gewaltsam mit ihrem ungestümen Geiste imprägnirte und wieder zu Hunnen zu machen bestrebt war, ist gewissermassen durch Zuchtwahl zu dem geworden, was sein Lobredner vom Jahre 53 vor Chr. aus ihm gemacht sehen wollte, „ein Schrecken der übrigen Völker, ein Volk von Helden, die gern sterben, wenn nur der Ruhm ihrer Tapferkeit fortdauert, und deren Kinder und Kindeskinder anderen Völkern zu Führern werden“.

Wie die Hunnen nach dem Berichte des Weï-schu Caravanen von Kaufleuten zu ihren Stammesgenossen im Lande Liang schickten, deren Werth im eigenen Lande immerhin genügend empfunden wurde, um eine besondere Gesandtschaft zu ihrer Auslösung aus der Gefangenschaft auszurüsten, so haben sie sicherlich auch mit ihren am Wege liegenden Landsleuten im Lande Yüé-pan in Verkehr gestanden. Dieses Gebiet muss mit dem einstigen Lande der Wu-sun zusammenfallen, die ja ebenfalls die Thäler im Norden des Tién-schan-Gebirges am Issyk-kul und am Tekes-Flusse inne hatten. Ich lege auf das Zusammenfallen dieser Gebiete besonderes Gewicht, weil die Vermuthung nahe liegt, dass die Wolga-Hunnen auf ihren Handelsexpeditionen nach dem Lande Liang unterwegs bei ihren nächsten Verwandten, den Hiung-nu von Yüé-pan, Station

machten und dass mit ihnen zugleich die durch ihren Handelsgeist ihrer Zeit wohlbekannten Alanen in das ehemalige Land der Wu-sun gelangten. Wenn nun die Alanen, wie auf Grund der Schilderung Ammian's vielfach angenommen wird,[1]) zu den blonden Indogermanen gehörten, so wäre die Voraussetzung einer Vermischung einzelner Individuen dieser Rasse mit den nächsten Stammverwandten ihrer Kampfgenossen und Herren, der Wolga-Hunnen, wohl geeignet, eine Erklärung für die „blauen Augen und rothen Bärte" abzugeben, die von den Chinesen den Wu-sun zugeschrieben werden. Was mich gegenüber Klaproth's sensationeller Hypothese von der blonden Rasse im Herzen Asiens[2]) an diesen Erklärungsversuch denken lässt, ist der Umstand, dass in den Texten des Alterthums sich keinerlei Andeutungen über eine blonde Rasse bei den Wu-sun finden. Was Klaproth darüber etwa den späteren Encyclopädien[3]) entnommen hat, stammt aus einer Scholie des Mittelalters. Der einzige, der meines Wissens etwas von einem auffallenden Aeusseren der Wu-sun sagt, ist nämlich der 645 verstorbene Scholiast Yen Schï-ku. Derselbe bemerkt zum Wu-sun-Berichte des Ts'ién-han-schu (Kap. 96 B p. 1): „die Wu-sun sind in ihrer äusseren Erscheinung von den übrigen Barbaren der westlichen Gebiete sehr verschieden; die heutigen blauäugigen, rothbärtigen, affenartigen Tataren gehören von Haus aus zu dieser Rasse." Diese in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts niedergeschriebenen Worte können zwar wiederum einer älteren Quelle entlehnt sein, aber man darf wohl voraussetzen, dass dem General Tschang K'ién, der ja im Jahre 115 vor Chr. mit mehreren seiner Landsleute den Hof des Königs der Wu-sun besuchte, und anderen chinesischen Berichterstattern das Vorhandensein einer blonden Bevölkerung unter den Wu-sun nicht

[1]) Vgl. z. B. v. Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung, 2. Bd., p. 346 ff.

[2]) Tableaux historiques de l'Asie, p. 161 ff. Vgl. Ritter, Asien I, p. 434 ff.

[3]) vielleicht Ma Tuan-lin, Kap. 337, p. 8, was ich nur vermuthungsweise voraussetzen kann, da Klaproth seine Quellen nicht nennt.

entgangen sein würde, wenn sie in jener Zeit des Alterthums vorhanden gewesen wäre. Dass wir, nachdem doch so mancherlei über dieses Volk geschrieben, erst durch einen Autor des 7. Jahrhunderts über diese für den chinesischen Beobachter sicherlich höchst merkwürdige Erscheinung Nachricht erhalten, scheint mir darauf hinzudeuten, dass es sich um einen seit der Zeit des Alterthums zu der ursprünglichen Bevölkerung hinzugetretenen Zuwachs handelt, und dieser lässt sich durch die Handelsreisen, wenn nicht Handelscolonien der im Gefolge der Wolga-Hunnen in das alte Land der Wu-sun gelangten Alanen ohne Zwang erklären. Aehnlich mag es sich mit den Kirgisen im Saian-Gebirge verhalten. Auch hier sind Andeutungen bezüglich einer blonden Rasse erst im Mittelalter (im 7. u. 8. Jahrhundert) zu finden, obgleich das Volk unter anderen Namen den Chinesen bereits im Alterthum bekannt war. Auch ist in späteren chinesischen Aufzeichnungen, z. B. in dem der Mongolen-Dynastie gewidmeten Yüan-schï, von blonden Kirgisen nicht die Rede.[1]) Radloff's Vorschlag, in den heutzutage sporadisch auftretenden blonden Individuen die Nachkommen früher auf sajanisches Gebiet entflohener Russen zu erkennen,[2]) könnte, was die chinesischen und anderen Nachrichten des frühen Mittelalters betrifft, ähnlich wie bei den blonden Wu-sun, in den alanischen Handelscolonien aus der Zeit der Wolga-Hunnen einen Präcedenzfall erkennen lassen. Wie so manches andere Problem der Sinologie bedarf auch die Frage der blonden Rassen in Centralasien dringend einer gründlichen Neubearbeitung.

---

[1]) Schott, Ueber die ächten Kirgisen. Abhandl. d. Berliner Ak. d. W., 1864, p. 432, Anm. 3, u. p. 443, wo das Problem der blonden Rasse bei den Kirgisen ausführlich erörtert wird.

[2]) Schott, p. 446 f.

Chinesischer Text zur Uebersetzung auf p. 248 f.

粟特國在葱嶺之西古之奄蔡一名溫那沙居於大澤
在康居西北去代一萬六千里先是匈奴殺其王而有
其國至王忽倪已三世矣其國商人先多詣涼土販貨
及克姑臧悉見虜高宗初粟特王遣使請贖之詔聽焉
自後無使朝獻

Ueber zwei griechische Originalstatuen in der Glyptothek Ny Carlsberg zu Kopenhagen.

Von **A. Furtwängler.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 5. November 1898.)

Es ist Vorbedingung für eine erfolgreiche Erforschung der Statuenkopieen im Alterthum, dass erst die noch der schöpferischen Periode der griechischen Kunst angehörigen originalen Statuen ausgesondert werden (vgl. in den Abhandl. d. Akad. I. Cl., 21. Bd., 2. Abth., S. 277 ff., griechische Originalstatuen in Venedig).

Die an vortrefflichen statuarischen Werken so reiche Glyptothek des Herrn C. Jacobsen in Kopenhagen, die ich unlängst wiederzusehen Gelegenheit hatte, enthält auch einige originale griechische Statuen, von denen hier nur zwei hervorgehoben werden sollen, weil sich ein besonderes Interesse an sie knüpft.

Es sind die zwei von P. Arndt in der Publikation der Sammlung „La glyptoth. Ny-Carlsberg fondée par C. Jacobsen" auf Taf. 38—40 und 51. 52 veröffentlichten Statuen (Katalog von Hrn. Jacobsen No. 42. 257). Ich habe zuerst nur die eine, die eilende weibliche Gestalt durch Photographieen kennen gelernt, auf Grund deren ich ursprünglich hohe Aufstellung vermutete, an die Akroterienfiguren von Delos erinnerte und eine Arbeit phidiasischer Epoche, jedoch „schwerlich ein Originalwerk" erkannte (Berl. arch. Ges. 1891, s. Jahrb. d. Inst., arch. Anz. 1891, S. 70). Als ich bald darauf in Kopenhagen 1893 die Statue selbst kennen lernte, glaubte ich sie mit Bestimmtheit nicht nur als griechisches Originalwerk anerkennen, sondern auch für

zusammengehörig halten zu müssen mit einer anderen Statue derselben Sammlung, jenem liegenden Jüngling (pl. 51); da der letztere mir ohne Zweifel eine Giebelfigur zu sein schien, so glaubte ich nun auch jene eilende Frau demselben Giebel zuschreiben zu müssen, indem schon der Zustand vorzüglicher Erhaltung der Oberfläche meine frühere auf die Photographie begründete Vermutung einer Akroterienfigur ausschloss. Ich teilte diese meine Schlüsse damals Herrn Jacobsen mit, der mir seinerseits indess nur sagen konnte, dass er die beiden Figuren zwar beide aus Rom, doch zu verschiedenen Zeiten und nicht ausdrücklich mit der gleichen Provenienzangabe erhalten habe. Der Text der Publikation von P. Arndt nimmt auf jene von mir Herrn Jacobsen mitgetheilte Vermutung Bezug, doch nur um sie ohne Erörterung als grundlos abzuweisen (Text S. 66 f. 82). Von dem liegenden Jüngling wird bei Arndt als Fundort die Villa Spithöver, die Gegend der sallustischen Gärten in Rom angegeben, von der eilenden Frauenfigur wird



nur gesagt, dass sie 1873 zu der Zeit, wo die grossen Grundaushebungen auf dem Esquilin stattfanden, in Rom zu Tage gekommen sei. Die beiden Angaben schliessen sich also nicht aus, und die Statuen können sehr wohl zu verschiedenen Zeiten in derselben Gegend gefunden worden sein. Wie wenig auf die Genauigkeit derartiger Angaben im Kunsthandel übrigens zu geben ist, weiss jeder in diesen Dingen Erfahrene. Von

Seiten der Provenienz steht unserer Vermutung also wenigstens nichts Entscheidendes im Wege.

Im Jahre 1898 habe ich die beiden Statuen in Kopenhagen wiederzusehen Gelegenheit gehabt, und hier ward nun mein



früherer Eindruck dermassen verstärkt und befestigt, dass ich jetzt die Zusammengehörigkeit der beiden Figuren, ihre einstige Herkunft aus einem Giebel und ihren griechischen Ursprung im 5. Jahrh. v. Chr.[1]) nicht mehr als Vermutung,

[1]) welch letzteren auch Arndt a. a. O. S. 82 für die eine Figur, den Jüngling wenigstens, zugiebt. Die andere, die Frau hat auch C. Robert im 21. Hall. Winckelm.-progr. S. 32 als Original des 5. Jahrh. besprochen.

sondern als eine aus untrüglichen Indizien zu erschliessende Thatsache ansehe.

Es stimmen zunächst Material und Technik an beiden Figuren völlig überein. Beide bestehen aus demselben feinen parischen Marmor. Beide sind mit einer gewissen trockenen gewissenhaften Sorgfalt ringsum ausgeführt. An beiden ist nicht der laufende Bohrer, wohl aber der Stichbohrer verwendet. An beiden sind z. B. die Mundwinkel in gleicher Weise mit dem Bohrer gemacht (der Mund der Frau hat durch Putzen etwas gelitten); an beiden ist die Form der einzelnen Löckchen mit aufgerolltem Ende gleich, und die Bohrlöcher in diesen gerollten Enden, die am Haare der Frau vor ihrem linken Ohre besonders deutlich sind, finden sich ebenso, nur etwas flacher auch an einigen Stellen des in gleichen Löckchen geformten Haares des Jünglings, das sonst im Ganzen etwas flacher und nur mit dem Meissel ausgeführt ist. Ganz besonders übereinstimmend ist ferner die Technik der zahlreichen Anstückungen an beiden Figuren; an beiden waren nämlich eine Reihe von kleinen Endstücken besonders angesetzt und zwar mit glatten Anschlussflächen und runden Dübeln, deren saubere Bohrlöcher auf jenen glatten Flächen wohl erhalten sind. An der Frau war das Vorderteil des linken Fusses und das den dritten und vierten Zehen umfassende Stück des rechten Fusses besonders angesetzt, und ganz ebenso waren an dem Jüngling die vorderen Enden beider Füsse besonders angestückt; ebenso ferner an dem letzteren der Vorderteil der linken Hand und die rechte Hand mitsamt dem Gelenke, an der Frau zahlreiche kleine Endstücke des Gewandes.[1] Ausser den Dübellöchern der Anstückungen finden sich an beiden Figuren noch einige gleichartige feine Bohrlöcher für verlorene wahrscheinlich aus Metall angesetzte Dinge; so am Jüngling

[1] Die Ansatzflachen des Schleiers auf dem Kopfe, auf Taf. 40 der Publikation besonders deutlich, sind aber modern; der Schleier war nicht angestückt; deshalb ist auch die Haube hinten und die Umgebung des r. Ohres wenig ausgeführt.

zwei kleine Bohrlöcher auf der Sohle des linken Fusses und im Nacken an der Grenze des Gewandes ein tiefes rundes Bohrloch von 24 mm Durchm. Dies Borloch ist für die Deutung der Figur von grosser Wichtigkeit; es muss ein längerer runder Gegenstand hier hereingesteckt gewesen sein; die rechte Hand scheint darnach gegriffen zu haben: es kann kaum etwas anderes als ein Pfeil gewesen sein. Ich habe den Versuch gemacht und ein pfeilartiges Stäbchen hereingesteckt: wenn man die Figur dann aus der Tiefe von unten betrachtet, ist das Stäbchen, resp. der Pfeil vortrefflich zwischen Kopf und Schulter sichtbar. Es ist klar: der Liegende ist ein von einem Pfeil in den Nacken getroffener Gefallener. — An der Frau sieht man zwei feine Bohrlöcher am Gürtel vorne zum Ansetzen einer Schleife von Metall, ferner ein Loch im linken Ohr für den Ohrring (im rechten fehlt es, offenbar weil dies Ohr bei der Aufstellung der Figur nicht sichtbar war); ferner am Kopfe vorn herum auf dem Haare an der linken Seite fünf (eines verstopft), an der rechten zwei Bohrlöcher, die nur zur Befestigung eines Schmuckes von Metall gedient haben können, der das ganze breite Band über der Stirne vorne als Diadem bedeckte. — Eine zu der feinen Stückungstechnik der Figuren wohl passende Besonderheit, die an den Gebrauch der Bronzegiesser erinnert, ist die, dass die Brustwarzen des Jünglings als kleine Pflöcke von Marmor besonders eingesetzt sind.

Beide Figuren haben endlich sehr knappe Plinthen; diejenige der Frau ist in eine moderne runde Basis eingelassen; die des Jünglings ist unberührt erhalten. Letztere zeigt auf der Rückseite zwei horizontale Spuren starker Klammern von $5^1/_2$—6 cm Breite und 4 cm Tiefe; die Klammerspuren greifen nicht nach unten um; vielmehr zeigt die Abarbeitung des Plinthenrandes, dass die Plinthe eingelassen und überdiess mittelst jener auf die anstossende Fläche übergreifender Klammern festgehalten war. Die beiden Klammerlöcher befinden sich hinten nahe den Enden der knappen, nur von der Schulter- zur Kniegegend reichenden Plinthe. Auch diese Befestigungsart der Plinthe an ihrer Rückseite spricht sehr für Aufstellung in einem Giebel.

wo besondere Festigkeit erwünscht scheinen mochte.[1]) Der linke Arm des Jünglings ruht nicht auf der Plinthe auf, die sich dahinter befindet; er scheint jetzt in der Luft zu schweben; dies erklärt sich daraus, dass die Plinthe eingelassen war; wenn dann die Figur noch von unten betrachtet wurde, so musste der Arm auf der Fläche, in welche die Plinthe eingesenkt war, — es war ohne Zweifel ein Giebelgeison — fest aufzuruhen scheinen. Ebenso lag das linke frei gearbeitete Unterbein, wenn die Plinthe eingelassen war, und für die Unteransicht, fest auf dem Grunde auf. Auch musste der rechte Arm erst in der Unteransicht in natürlicher Weise über dem Kopfe liegend erscheinen. Dass aber auch die weibliche Figur für die Ansicht von unten bestimmt war, ist ebenfalls sehr deutlich, wie dies denn auch längst erkannt worden ist an den kurzen Verhältnissen des Unterkörpers.

Die beiden Figuren stimmen aber ferner auch in der Grösse überein; sie sind beide von knapper Lebensgrösse und an beiden beträgt die Distanz vom inneren Augenwinkel zum Kinn 10 cm.

Endlich stimmt der Stil an beiden Statuen, soweit der verschiedene Gegenstand Vergleiche zulässt, durchaus überein. Charakteristisch ist insbesondere das Gewand; es ist ein keineswegs gewöhnlicher, sondern ein recht eigentümlicher Gewandstil, der uns an beiden Figuren entgegentritt. Mit dem Gewandstück des Jünglings vergleiche man namentlich die Falten des Kolpos und die unten zwischen den Füssen der Frau. Hier wie dort dieselbe Art subtiler Falten mit runden schmalen Rücken in absichtlich zurechtgelegt wirkenden welligen Linien. Auch wie der Gewandzipfel zwischen den Schenkeln des Jünglings sich einklemmt, wirkt befangen und absichtlich.

Das Gewand der Frau ist nicht gleich auf den ersten Blick verständlich; mit Unrecht hat man es getadelt und als Zeichen eines unverständigen Kopisten ansehen wollen, dass

1) Nicht in die Giebelwand griffen die Klammern indess, wie Arndt a. a. O. vermutet, sondern in den horizontalen Giebelboden, in den die Plinthe eingelassen war.

die Gewandmasse, welche sie emporzieht, in den Kolpos über dem Gürtel übergeht: es ist eben kein gewöhnlicher Ueberschlag, den sie emporzieht, sondern es ist die Stofffülle des Kolpos selbst, in welche sie greift und die sie im Schreck über den Kopf zieht. Denn das Motiv der Figur ist offenbar das des Schrecks und des Bestrebens sich mit dem Gewande zu schützen. Analogieen für das Gewandmotiv der Frau finden sich namentlich im strengeren Stile des fünften Jahrhunderts.

Wie sehr die Art der nicht grosszügigen, wohl aber gewissenhaften und subtilen Ausführung des Ganzen, die sich auch auf die Rückseiten erstreckt, an beiden Figuren übereinstimmt, haben wir schon angedeutet. Man vergleiche die Arbeit der Arme und ihrer Gelenke und die der Füsse, soweit sie erhalten. An den Fersen des Jünglings an der Rückseite, also an einer bei der Aufstellung der Figur unsichtbaren Stelle, ist die Faltung der rauhen Haut überaus wahr und fein wiedergegeben. Der Künstler zeigt überhaupt Sinn für feine Hautfältchen, wie er dergleichen auch am Unterleib des Jünglings und dem Nabel sehr zart wiedergegeben hat. Man beachte auch die Gegend der Gurgel am Halse wegen der feinen wahren Beobachtung, die sie zeigt. Besonders merkwürdig ist aber an dem Jüngling, wie neben den Zeichen von einer gewissen relativ altertümlichen Befangenheit, die in den parallelen Beinen und dem Kopfe erscheinen, sich vollendete Freiheit in der schwierigen Drehung des Oberleibes, der weichen wahren Bildung von Bauch und Brust und dem entwickelten Sinne für die die Muskeln bekleidende weiche fettige Haut kundgiebt.

Schliesslich kommt noch hinzu, dass die beiden Figuren sich auch auf sehr einfache Weise einer gemeinsamen Deutung fügen: der Jüngling mit dem Pfeil im Nacken kann ja kaum etwas anderes sein als einer der Söhne der Niobe, von einem Pfeile Apollons getroffen. Die linke Schulter lehnt an felsig unebenem Boden:[1] ein schmaler Mantel liegt im Rücken und auf den Schenkeln. Die Figur erinnert an den einen gefal-

[1]) Arndt, S. 82, sah den Fels irrtümlich als ein Kissen an.

lenen Niobiden des attischen Kraters von Orvieto (Monum. d. Inst. XI, 40; Roscher's Lexikon III, 399), dem der Pfeil im Nacken steckt. Wie vortrefflich nun aber das Motiv der Frau zu dieser Deutung passt, ist offenbar.

Also Reste eines Giebels, welcher das traurige Loos der Niobiden schilderte! Wir dürfen hinzufügen, dass der Tempel, zu dem der Giebel gehörte, wohl dem Apollon galt. Welch geeigneterer Giebelschmuck für einen Apollotempel liess sich denken als jene Geschichte von der Bestrafung irdischer Ueberhebung! In diesem Sinne war der Niobiden Untergang an dem einen der Thürflügel des palatinischen Apollontempels geschildert, und C. Sosius weihte die berühmte grosse Niobidengruppe in Rom in einem Tempel des Apoll. Dem Apoll und der Artemis (Lunus und Luna) galt sehr wahrscheinlich der Haupttempel auf dem Forum zu Luni, dessen einer in Fragmenten erhaltener Giebel die Geschichte der Niobiden darstellt (L. A. Milani in Museo ital. di antich. class. I, 1884, p. 23 und Museo topograf. dell' Etruria, 1898, p. 75 f.).

Auch die Zeit unserer Giebelfiguren lässt sich annähernd bestimmen. Arndt glaubt die weibliche Gestalt um 460—450 datieren zu müssen und erinnert bei dem Jüngling an die Olympia-Skulpturen. Dies ist indess etwas zu hoch datiert. Die Olympia-Giebel, die um 460 fallen, sind ganz entschieden wesentlich altertümlicher, sowohl in den Köpfen wie im Nackten und im Gewand. Dagegen sind unsere Niobiden gewiss älter als die Parthenongiebel (die wahrscheinlich in die nächsten Jahre nach 438 fallen), wie die Stilisierung des Haares und die Zeichen von Befangenheit dort beweisen. Wir werden in die Epoche mitten zwischen Olympia- und Parthenongiebeln verwiesen, also ungefähr in die Jahre 450—440.

Der Künstler gehörte aber jedenfalls (wie auch C. Robert a. a. O. in Bezug auf die Frauenstatue richtig hervorhebt) einem ganz anderen Kreise an als dem des Phidias und der ihm folgenden am Parthenon, wenigstens der an Fries und Giebel thätigen Meister. Ihm fehlte vor allem der grosse flüssige Zug in der Bildung des Gewandes und die Fähigkeit momentane

rasche Bewegung in den Falten glaubhaft darzustellen, die wir dort so ausgeprägt finden. Auch äusserlich unterscheidet er sich durch die verschiedenen technischen Gewohnheiten und die Verwendung des parischen Marmors.

Die Niobiden stehen indess nicht vereinzelt; es giebt vielmehr manche Denkmäler des fünften Jahrhunderts, die sich mit ihnen vergleichen lassen. Sehr verwandt scheinen mir z. B. die zwei schönen wahrscheinlich von einem grossen attischen Grabmal stammenden Köpfe in Triest bei Arndt-Amelung, Einzelverkauf Nr. 585. 586. Der Frauenkopf ist sehr ähnlich, selbst äusserlich in dem das Haar über der Stirne deckenden Tuche und den runden Bohrlöchern zur Befestigung eines Schmuckes über demselben; die subtile eigenartige Ausarbeitung des Haares des Mannes ist, wenn auch die Einzelformen, da es schlichtes nicht gelocktes Haar darstellt, verschieden sind, der Art unseres Künstlers verwandt. Ich habe mir diese Köpfe in den Photographieen zu denjenigen Werken gelegt, die mit Kresilas, dem bedeutendsten und eigenartigsten der neben Phidias in Athen wirkenden Künstler, in Beziehung stehen. In dieselbe Rubrik gehört aber auch der schöne Riccardi'sche Jünglingskopf Arndt-Amelung, EV. 314. 315, an welchem auch die Einzelformen des gelockten Haares mit dem Niobiden nahe übereinstimmen; die Stirne mit dem nächst ansetzenden Haare ist überaus ähnlich. Für den eigentümlichen Gewandstil möchte ich vor allem an einen Torso im British Museum, der dort im Parthenonsaale aufgestellt ist, erinnern (nackt, männlich, bis zu den Knieen erhalten, schmaler Mantelstreif auf linker Schulter, der bis zur Mitte des Oberschenkels herabfällt); die welligen schmalrückigen Falten seines Mantelstreifs sind der Weise unseres Künstlers sehr ähnlich. Ferner scheint mir die Faltenbehandlung an dem Kolpos der kresiläischen verwundeten Amazone der an unserer Frauenstatue besonders verwandt, wenn man die Verschiedenheit des dargestellten Stoffes berücksichtigt.

Aber auch unter den erhaltenen Monumentalskulpturen Athens finden unsere Niobiden nahe Parallelen: nicht am Parthenon freilich, um so mehr aber am Friese des sog. Theseion.

Die Gewandung ist hier ebenso vom Parthenon verschieden, wie sie unseren Figuren verwandt ist. Auch am Theseionfries wirkt das Gewand vielfach absichtlich zurechtgelegt, und auch hier finden wir eine subtile Behandlung in vielen Falten mit schmalen runden Rücken. Auch hier liegt es ferner nahe die kresiläische Amazone heranzuziehen, deren feinfaltiger Chiton, den Kopieen nach, denen des Theseions recht verwandt gewesen sein muss. Soweit die verstümmelten Jünglingsköpfe am Theseion sich vergleichen lassen, sind sie im wesentlichen, in Schädel- und Untergesichtform unserem Niobiden auch besonders verwandt. Die Verwandtschaft hat sogar Br. Sauer ohne Kenntniss des Originales nur nach der Publikation bemerkt (Theseion, Nachtrag S. 264; ebenda weist er mit Recht Arndt's Hinweis auf Polyklet zurück). Namentlich wichtig ist aber die volle Uebereinstimmung einer oben an dem liegenden Jüngling hervorgehobenen Eigenschaft: die neben einer gewissen Befangenheit auffallende Geschicklichkeit des Künsters in Drehungen des nackten Oberkörpers und Beobachtung der weichen faltigen Haut und ihrer Falten charakterisiert den Theseionfries nicht minder wie den Niobiden. An jenem Friese ist gerade die überaus gelungene Wiedergabe der weichen Teile am Bauche bei kühner Bewegung das weitaus merkwürdigste des ganzen Stiles, da gewisse Härten und Befangenheiten sonst auch dort nicht fehlen; die feine Hautfalte über dem Schamberg erscheint dort ganz wie an dem Niobiden.

Nun kommt aber das Merkwürdigste — so merkwürdig, dass ich nur mit aller Vorsicht davon reden möchte: unsere Giebelfiguren entsprechen ganz wunderbar genau, und zwar gerade in ihren charakteristischsten, von anderen Giebelgruppen abweichenden Eigenschaften, all denjenigen Eigenthümichkeiten, welche nach den eindringenden Untersuchungen von B. Sauer[1]) die verlorenen, höchst wahrscheinlich schon im Altertum sauber aus ihren Standplätzen entfernten Giebelfiguren des „Theseions" ausgezeichnet haben müssen!

[1]) B. Sauer, Das sogen. Theseion und sein plastischer Schmuck. Leipzig 1899.

Diese verlorenen Figuren waren sicherlich wie der übrige plastische Schmuck des Tempels nicht von pentelischem, sondern von parischem Marmor (Sauer S. 184) — wie unsere Niobiden. Am Theseiongiebel war wahrscheinlich recht Vieles angestückt: die erhaltenen Reliefs zeigen jedenfalls allerlei Stückungen, zum Teil recht künstliche, die feine und saubere Marmorarbeit und überdies ein sehr haltbares Bindemittel verlangten (Sauer S. 185) — ganz dasselbe, mehrfache sehr geschickte saubere Stückungen zeigen unsere Niobiden. An den Theseionskulpturen ist der Bohrer zwar reichlich verwendet, doch kommt der laufende Bohrer nicht vor (Sauer S. 185 f.) — ebenso bei unseren Figuren. Besonders wichtig aber ist: die verlorenen Theseiongiebelfiguren hatten knappe Plinthen — ebenso wie unsere Niobiden; und diese Plinthen waren eingelassen in den Giebelboden und zum Teil noch mit hakenförmigen Dübeln am Rande befestigt, ein äusserst sorgsames mühevolles Verfahren, das von besonderer Vorsicht zeugt und sich zwar bei den ganz knappen Plinthen der Aegineten, nicht aber bei den Olympia- und Parthenongiebeln findet (Sauer S. 188; vgl. S. 19), — diese selbe auffällige Befestigungsweise fanden wir aber bei unseren Niobiden! es ist dies eine besonders gewichtige Uebereinstimmung. Dem Theseionmeister ist ferner eine gewisse skrupulöse subtile Sorgfalt eigen (Sauer S. 185), und seine eigenste Technik war wahrscheinlich der Erzguss (Sauer S. 207), — an den Niobiden hoben wir dasselbe hervor, und die eingesetzten Brustwarzen wiesen auf einen die Erztechnik gewöhnten Meister. Dass vielerlei in Bronze angesetzt war hier wie dort (Sauer S. 186), mag auch erwähnt werden, obwohl dies Verfahren weniger charakteristisch ist. Endlich aber stimmen unsere Niobiden auch in der Grösse genau mit derjenigen überein, die wir für die verlorenen Theseiongiebel zu verlangen haben. Der Giebelrahmen am Theseion ist 1.556 hoch, wozu 55 mm durch das Kyma der schrägen Geisa kommen, wogegen 28—30 mm durch die Basisstufe abgehen (Sauer S. 19), wodurch die verfügbare Höhe also 1.561 ist. Im Ostgiebel war die Mitte durch eine Figur gefüllt, die, wie H. Bulle in

seiner Recension von Sauer's Buch, Berliner Philol. Wochenschr. 1899, S. 821 mit Recht bemerkt, nach allen Analogieen eine aufrecht stehende war, welche den Massstab für alle übrigen abgab. Dieser Massstab, eine Körperhöhe von ungefähr 1,50 m oder wenig darüber ist nach Bulle für alle Figuren vorauszusetzen — unsere Niobiden entsprechen ihm genau! Wie sich Jeder mit Hilfe der den Bruckmann'schen Aufnahmen beigefügten Massstäbe überzeugen kann, beträgt die Körperhöhe beider Figuren, wenn man sie sich aufgerichtet denkt, gerade circa 1,50 m.

Wenn nun so von allen Seiten alles zusammentrifft, so sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden, zwischen denen ich im Augenblick nicht entscheiden kann: entweder die beiden Kopenhagener Statuen entstammen wirklich einem der beiden Theseion-Giebel — dies kann leicht dadurch entschieden werden, dass man mit Abgüssen der Plinthen der Figuren auf den Giebelböden des Theseions Einpassungsversuche macht, die ich hoffe später selbst vornehmen zu können — oder jene beiden Statuen entstammen einem anderen Giebel, der in Grösse, Technik, Material und Stil jenem des Theseions völlig glich und von demselben Künstlerkreise herrührte wie jene.

Die Giebelgruppen des Theseions sind einmal sauber aus ihren Bettungen gehoben und vollständig entfernt worden, so dass sich nicht die geringste Spur von ihnen in Athen erhalten hat. Es ist das wahrscheinlichste, dass sie dem Kunstraub eines vornehmen Römers zum Opfer fielen. Sie in Rom auftauchen zu sehen, wäre also gar nichts Auffallendes. Mit der Mittelfigur des Ostgiebels des Parthenon ist, wie ich vermutet habe (Sitzungsberichte 1898, I, 367 ff.) dasselbe geschehen; auch sie ist einst — ob zusammen mit den Theseiongruppen? — wie ich vermute, geraubt worden und ist in Rom wieder aufgetaucht und uns im „Torso Medici" erhalten. Die neuerdings nachgewiesenen Repliken dieser Athena (Oesterr. Jahreshefte II, 1899, S. 155 ff.) berühren, wie ich hierbei bemerke, an anderem Orte aber genauer ausführen werde, meine Vermutung nicht im geringsten. Denn es ist bei genauer Vergleichung kein

Zweifel daran möglich, dass der Tors Medici das Original, jene anderen beiden Statuen römische Kopieen sind; es ist aber ganz in der Ordnung, und war ja eigentlich nur zu erwarten, dass ein so hervorragendes Werk wie die Athena aus dem Ostgiebel des Parthenon, wenn nach Rom entführt, hier auch kopiert worden ist. Die eine der Kopieen hat glücklicherweise den Kopf bewahrt; auch dieser fügt sich vollkommen meiner Vermutung der ursprünglichen Aufstellung im Parthenongiebel; doch darüber mehr an anderem Orte.

Dass die phantastischen Rekonstruktionen der Theseiongiebel in dem sonst so verdienstlichen Buche von Br. Sauer, die ihr Verfasser seltsamerweise statt als luftige Trugbilder vielmehr als Wirklichkeiten angesehen hat, unserer Vermutung über die Kopenhagener Statuen nicht das geringste Hinderniss entgegenstellen können, versteht sich von selbst; ihre Haltlosigkeit ist von Bulle in Berl. philol. Wochenschr. 1899, S. 817 ff. nachgewiesen worden (vgl. auch Amelung in Neue Jahrb. 1900, S. 1 ff.).

Die technische Uebereinstimmung unseres liegenden Jünglings mit den Theseionskulpturen hat indess Sauer selbst, schon nach der Publikation, erkannt (Theseion, Nachtrag S. 263, zu S. 189), wie ihm auch ihre stilistische Verwandtschaft nicht entgangen ist (vgl. oben S. 288); er fügt indess hinzu, er erwähne die Figur nur, „um ausdrücklich zu erklären, dass sie in keine der Standspuren unserer Giebel passt" — natürlich nicht, da er so ganz andere Figuren in ihnen als erwiesen ansieht. Dass Sauer aber überhaupt die Kopenhagener Figur schon nach der Publikation als so nah den Theseionskulpturen verwandt erkannte, dass er sie in seinen Nachträgen deshalb erwähnte, dient mir zur willkommenen Bestätigung der eigenen Beobachtungen.

Bevor ich nicht Versuche im Theseiongiebel selbst habe vornehmen können, kann ich hier nur vermuten, dass der Jüngling vielleicht die linke Ecke des Westgiebels (A—C), die weibliche Figur den Platz gleich rechts von der Mitte desselben Giebels (H) eingenommen haben könnte; die Grösse der Plinthen scheint zu stimmen. Indess die Entscheidung kann

nur jener Versuch geben: vielleicht entscheidet er ja eben auch für jene zweite Möglichkeit, dass die Figuren aus einem dritten anderen, aber völlig gleichartigen Giebel stammen.

Der Westgiebel des „Theseions" hatte keine Mittelfigur; unmittelbar rechts von der Mitte stand jene Figur H, in der ich einstweilen unsere Kopenhagener eilende Frauengestalt vermute; links davon war eine Gruppe zweier Figuren, deren Plinthen ineinander griffen: hier, möchte ich vermuten, standen Apoll und Artemis eng nebeneinander, im Begriffe die Pfeile zu versenden auf die Niobiden. Die hehre Frauengestalt mit dem aus Metall angesetzten Diadem, die erschreckt zurückweicht, die Kopenhagener Statue, sie stellte Niobe selbst dar, und weiterhin nach rechts und links folgten Söhne und Töchter von ihr, von Pfeilen getroffen. Die Plinthenbettungen nach rechts hin (in welche Sauer glaubte Rosse hineinsetzen zu müssen) weisen auf zwei Gruppen von je zwei Gestalten und eine liegende in der Ecke; die links zwischen dem als erhalten vermuteten Jüngling und der Gruppe der Gottheiten mögen eine einzelne Figur und eine Gruppe von zweien enthalten haben, so dass im Ganzen neun Kinder der Niobe dargestellt gewesen und jede Giebelhälfte sechs Figuren enthalten hätte. Die Zahl der Niobidenkinder, die schon in der Literatur sehr schwankte, war in künstlerischen Darstellungen natürlich vom vorhandenen Raume abhängig: die derselben Epoche angehörige attische Vase des Louvre stellt vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, eine Londoner Schale sechse, drei Söhne und drei Töchter dar.

Wir vermuteten oben, dass der Tempel, den unser Niobidengiebel schmückte, dem Apollon geweiht war. Wie passt dies zu dem „Theseion"? Hat nicht Sauer gemeint, dies letztere nunmehr sicher als Hephaisteion erwiesen zu haben? Freilich, allein nur durch seine vermeintliche „Entdeckung der Giebelgruppen", durch seine erträumte Rekonstruktion glaubte er „den Beweis geliefert, dass das sog. Theseion ein Tempel der Athena und des Hephaistos war" (vgl. Bulle in Berl. philol. Wochenschr. 1889, S. 819)!

Eine sichere Benennung des Tempels ist, wie auch Sauer (S. 10 ff.) zeigt, mit den bisherigen Mitteln nicht möglich. Doch ist mir wie Löschcke von jeher unter den verschiedenen Bestimmungen diejenige am wahrscheinlichsten gewesen, die uns einst Ulrich Köhler in Athen vortrug und die den Tempel dem Apollon Patroos giebt: und es fügt sich gut, dass soeben C. Robert, wie mir scheint, den richtigen Weg zur Deutung des Ostfrieses des Tempels gefunden hat, in dessen übermenschlicher Hauptfigur er gewiss mit Recht Apollon erkennt und sich jetzt der Benennung des Tempels als Apollon Patroos-Tempels anschliesst (C. Robert, Der müde Silen, 23. Hallisches Winckelmannsprogramm 1899, S. 33).

Der Ostgiebel des „Theseion" enthielt eine stehende Mittelfigur (vgl. oben S. 290), vermutlich Apollon selbst, und rings wohl Gruppen von Gottheiten; der hintere westliche Giebel, wenn unsere Vermutung sich bestätigen sollte, stellte die Strafe der übermütigen Niobe und den Tod ihrer Kinder dar, nach der bekannten Gewohnheit, in dem hinteren Giebel eine bewegte Scene darzustellen, welche die Macht der Tempelgottheit offenbaret. Ganz ebenso hatte der Parthenon im Ostgiebel eine ruhig stehende Mittelfigur, im Westgiebel zwei bewegte Gestalten seitlich der Mitte.

Als Zeit der Ausführung unserer Statuen haben wir aus stilistischen Gründen ungefähr die Jahre 450—440 v. Chr. bezeichnet (oben S. 286). In dieselbe Zeit ist aber auch die Ausführung des „Theseions" zu setzen. Denn wenn Sauer S. 207 ff. 211 zu dem Schlusse kommt, das Theseion sei „jünger als der Parthenon, also nicht vor den dreissiger Jahren des 5. Jahrhunderts entstanden", so ist dies ein mir unbegreiflicher Rückschritt gegenüber der früher herrschenden richtigeren Anschauung, begreiflich vielleicht, aber nicht entschuldbar dadurch, dass Sauer die vorgefasste Meinung hat, das „Theseion" sei das Hephaisteion, dessen Tempelbilder von Alkamenes dem Schüler des Phidias geschaffen worden seien.[1]) Ich habe bereits

[1]) Sauer meint, diese Tempelbilder sicher rekonstruieren zu können und verfällt, was die Athena betrifft, auf dieselbe Hypothese, die Reisch

Meisterwerke S. 72, Anm. 1 bemerkt, dass die der Architektur entnommenen Gründe, aus denen man den jüngeren Ursprung des Theseion hat schliessen wollen, nichtig sind und was L. Julius ihnen entgegengesetzt hat, nicht widerlegt ist. Sicher ist, dass die Metopen am Theseion auf derselben stilistischen Stufe stehen wie die ältesten am Parthenon. An letzterem Baue können wir nun an den zahlreichen Metopen die rasche stilistische Weiterentwicklung verfolgen. Am Theseion aber nicht minder: der Fries des Theseion steht auf derselben Stufe freien Stiles wie die freiesten der Metopen und wie der Fries am Parthenon, nur offenbart er eine ganz andere künstlerische Eigenart. Es wäre durchaus grundlos und willkürlich, diese stilistische Entwicklung, die zum Abwerfen der Härten des vorangegangenen strengen Stiles führte und die wir an beiden Bauten ganz parallel vor sich gehen sehen, an dem einen Bau erst eintreten zu lassen, nachdem sie an dem anderen längst vorüber war. Das Natürliche ist vielmehr, dass die Entwicklung hier und dort gleichzeitig war, d. h. dass sie in der attischen Kunst überhaupt vor sich ging; wie verschieden die Künstlerindividualitäten trotz gemeinsamer Entwicklung des Gesamtstiles im einzelnen sich ausprägten, geht eben aus den starken individuellen Verschiedenheiten an Theseion und Parthenon hervor. Hiernach haben wir anzunehmen, dass das Theseion in die

---

aufgestellt hat. Diese Reisch-Sauer'sche Vermutung über einen erhaltenen Typus der Athena, der auf Alkamenes zurückgehen soll, ist dann neuerdings mehrfach als ein besonders gesichertes Resultat, das uns allein von Alkamenes einen wirklich zuverlässigen Begriff gebe, gepriesen worden. Auf wie schwanken Füssen sie indess steht, ist schon von Bulle in Berl. Philol. Wochenschr. 1899, S. 848 treffend nachgewiesen worden. Ja sie beruht einfach auf Unkenntnis von Wesen und Art der antiken Statuenkopieen: auf ein im Belieben der Kopisten liegendes Stützendetail (das gleich bei einer ganz anderen Athena ebenso wiederkehrt) kann niemals eine Rückführung begründet werden. Dieser Versuch, dem Alkamenes nahe zu kommen, ist, wie ich anderwärts noch genauer auszuführen gedenke, als völlig gescheitert zu betrachten. — Ueber eine flüchtige Nachbildung der Hephaistos-Athena-Gruppe auf einer Gemme s. meine Antiken Gemmen I, Taf. 44, 34 und III, S. 346, Anm. 2.

Epoche der Metopen des Parthenon, nicht aber in die der Giebel oder gar später gehört, dass es also um 450—440, ebenso wie wir die Kopenhagener Statuen datierten, zu setzen ist. Hier erklären sich auch allein die manchfachen Nachklänge älterer Traditionen in Stil und Technik an allen dem Theseion gehörigen Skulpturen.[1])

Bei jenen strengen Metopen des Parthenon und den ihnen verwandten des Theseion habe ich Meisterwerke S. 72 an die Schule des Kritios und Nesiotes gedacht. Sauer nimmt diese Vermutung auf und führt sie weiter (Theseion S. 220 ff.), indem er den ganzen Skulpturenschmuck des Theseion der Schule jener Meister zuweist. Ich kann ihm hierin nicht folgen. Nur die Reste älteren strengen Stiles in den Metopen lassen sich mit Kritios und Nesiotes zusammenbringen. Indess glaube ich jetzt, durch Sauer überzeugt, dass der ganze Skulpturenschmuck des Theseion einheitlich ist und von einem Künstler oder seinem Kreise ausgeht, dessen Entwicklung wir eben in diesen Skulpturen verfolgen. Nun treten in diesem Meister aber, da wo er sich selbständiger und freier giebt, Eigenschaften auf, die nicht das mindeste mehr mit Kritios und Nesiotes zu thun haben, so dass wir jenen Faden vollständig verlieren. Dagegen spinnen sich neue Fäden an. Wir haben auf einige dieser schon aufmerksam gemacht; sie sind allerdings dünn und zart, scheinen aber doch am meisten auf Kresilas hinzuführen,[2]) jenen eigenartigen grossen, neben Phidias in Athen wirkenden

[1]) Vgl. auch die treffenden Bemerkungen von Bulle a. a. O. S. 816, der ebenfalls das Theseion ungefähr gleichzeitig mit dem Parthenon, um c. 450 begonnen werden lässt; ähnlich Amelung, Neue Jahrb. 1900, S. 12.

[2]) An Kresilas hat auch Sauer vorübergehend gedacht (S. 217 ff.); er bemerkt dabei, dass er immer noch die Wiener sterbende Amazone glaube auf Kresilas zurückführen zu müssen — jenes affektiert altertümelnde Werk, das mit Kresilas und den ephesischen Amazonen ja wahrlich nicht das entfernteste zu thun haben kann (vgl. Meisterwerke S. 287, Anm. 2; zu dem hier genannten Skarabäus jetzt auch meine Antiken Gemmen Taf. 20, 24)! Es ist bei solchem Grundfehler aber natürlich unmöglich zu einem richtigen Begriffe von dem Künstler zu kommen. Ich gestehe daher nicht begierig zu sein auf Veröffentlichung des Ge-

Künstler, der an den Kreis des Myron sich angeschlossen zu haben scheint. Auch die Verwendung des parischen Marmors — während gleichzeitig am Parthenon der pentelische Stein schon ausschliesslich herrscht — würde wohl bei dem Fremden, dem Kydoniaten Kresilas am ehesten verständlich sein.

Und das ursprüngliche Kultbild dieses Tempels? — doch das ist zu viel gefragt. Allein welcher Apollon würde besser passen, nach Zeit und Stil und nach seiner Bedeutung, als jener, von dem so viele Kopieen erhalten sind, die man nach dem Casseler Exemplare benennt, der vermutliche *Ἀπόλλων Μύρωνος*, das vermutliche reifste und grossartigste Werk des Myron (Meisterwerke S. 378)? Der Apollon Patroos des Euphranor (Meisterwerke S. 588 ff.) erscheint dann im ganzen Motiv nur wie eine weichlichere spätere Auflage jenes gewaltigsten aller uns in Kopieen erhaltenen Götterbilder des fünften Jahrhunderts.

Wenn Myron wirklich die Tempelstatue gearbeitet haben sollte, würde es sich sehr gut verstehen lassen, dass durch seinen Einfluss der junge begabte Kydoniate, der sich ihm angeschlossen, die dekorative Arbeit an dem Bau erhalten haben würde.

Doch diese Vermutungen sind Ausblicke in ein Gebiet, das wir mit festen Füssen niemals betreten werden. Als völlig gesichert dagegen betrachten wir den Nachweis, dass uns in den zwei Kopenhagener Statuen die Reste eines Niobiden-Giebels aus der Zeit um 450—440 und aus der Werkstatt des Meisters vom „Theseion“ erhalten sind.

heimwissens von kresilaischer Kunst, auf das Sauer a. a. O. anspielt und kann es nicht bedauern, wenn ich, wie er andeutet, durch meinen Versuch über Kresilas seine Kreise gestört habe.

Beiträge zur Kritik des Euripides.

Von **Nik. Wecklein.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 4. November 1899.)

V.

Im III. Beitrage (Sitzungsb. 1897 S. 446 f.) habe ich für die Elektra handschriftliche Beweise der Herkunft der Handschrift G (Laur. 172) aus L (Laur. 32, 2) beigebracht. Für die Helena hat Vitelli in der Ausgabe von Herwerden (Leyden 1895) den gleichen Nachweis geliefert. Dem Widerspruch von E. B. England Class. Rev. X (1896) S. 258 f. gegenüber verweise ich auf folgende Ergebnisse der Kollation von Hinck und R. Prinz: V. 62 sind in L die Buchstaben *αι* von *παῖς* etwas verblasst, so dass man dafür *ω* lesen kann: daher hat G ebenso wie die Abschrift von L Laur. 31, 1 *πῶς*. 1268 ist in L von *πόσον* das zweite *ο* undeutlich und kann leicht für ein *ι* genommen werden: darum gibt G *πόσιν*, welches der corrector in *πόσον* verbessert hat. 1282 sieht in L *γ* aus wie das Compendium von *ον*. So wird die Lesart in G *οὐγ ἀντὶ* für *γ' ἀντὶ* begreiflich. V. 1317 ist *αὐγάζων* in L so geschrieben, dass *γ* sich wie *λ* ausnimmt. Richtig bietet G *αὐλάζων*; 1686 ist *καὶ* mit einem ungewöhnlichen Compendium geschrieben, welches augenscheinlich dem Schreiber von G nicht geläufig war, denn *καὶ* fehlt in G.[1]) Nirgends hat in diesem Stücke

[1]) Phoen. 491 geben die Handschriften A B *μάρτυρας δὲ τῶνδε δαίμονας καλῶ, καὶ πάντα πράσσων σὺν δίκῃ . . ἀποστεροῦμαι πατρίδος.* Die anderen Handschriften haben *ὡς* für *καὶ*, wie die Konstruktion des Satzes

G eine bemerkenswerte Lesart vor L voraus, und 1061, wo L auch nach der Angabe bei Herwerden κελεύων bieten soll, hat die Handschrift nach der nachdrücklichen Versicherung von Hinck und Prinz das richtige κελεύσω wie G.

Im Herakles bietet L 234 ὅσα so geschrieben, dass man versucht ist ἔστ' zu lesen: ἔστ' steht in G. Für συλλαβοῦσα 833 gibt L σὺν λαβοῦσα, aber für σὺν kann man leicht σὴν lesen: σὴν λαβοῦσα hat G. Ueberraschen kann 902 die Lesart von G παῖ statt πατέρα, aber in L ist πρα auf eine Rasur so geschrieben, dass man bei ungenauem Zusehen παῖ liest.

Von den Herakliden ist die Partie 1–1002 in P (Pal.-Vatic. 287), der Schluss von 1003 an in G erhalten. G ist ja das von P losgerissene Stück. V. 704 hat L μ' = μὲν, der Schreiber von P hat das Compendium falsch gelesen und μὴ geschrieben; 778 hat λάθει in L folgende Gestalt: λάθει. So erklärt es sich, warum P λεύθει gibt. V. 899 hat L τελεσιδότειρ', aber σαι ist so geschrieben: σαι. P las deshalb τελεσιδότειρ'; 915 gibt P χροΐζει d. i. χροΐοις, während L χροΐζει d. i. χροΐζει bietet. V. 346 scheint P eine treffliche Lesart ἀπαλλαχθῇ vor L vorauszuhaben, worin auch nach der neuesten Kollation ἀπαλλαχθῇς steht. Aber Prinz bemerkt zu der Stelle: ς potest ab m. tertia additum esse, sed valde dubium. Luce magis favente denuo inspexi et cognovi ς additum esse a m. tertia, quae etiam circumflexum paululum correxit. Atramentum literae ς paululo pallidius.

---

fordert. Aber Kirchhoff will die Lesart der besten Handschrift mit der Annahme einer Lücke vor καὶ τέκνα σώσομεν halten. Die Verwechslung von καὶ und ὡς klärt sich auf, wenn man erfährt, dass καὶ in A und B mit dem Compendium S geschrieben ist, welches der Abbreviatur von ὡς sehr nahe steht. Der Grund den Ausfall eines Verses anzunehmen fällt also weg.

Wie P an der eben angeführten Stelle der Herakl. *χροΐους* für *χροΐζει* hat, so gibt diese Handschrift im Kyklops 498 *ἐπαγκαλίους* für *ἐπαγκάλιζον*. Ich vermutete gleich, dass der Sachverhalt der gleiche sein müsse, und bat Heisenberg die Stelle in L daraufhin anzusehen. Dieser teilte mir mit: „Die Handschrift hat ἐπαγκαλί͂ d. i. *ἐπαγκάλιζον*; aber ich las selbst erst *ἐπαγκαλίους*, weil ich ~ (die Abkürzung für *ον*) nicht beachtete und das ζ fast genau so geschrieben ist wie die gewöhnliche Abkürzung für *ους*." Diese Erfahrung lässt mich vermuten, dass, wenn man die beiden Handschriften eigens auf diesen Punkt hin vergleichen würde, noch mehr solche Dokumente sich finden liessen. Doch werden die angeführten und die folgenden genügen. V. 506 hat L *σέλμα γαστρὸς*, P *σέλας σταστρὸς*. Nach Heisenbergs Mitteilung hat L *σέλμ̈* γαστρ͂ : „*σέλμα* ist höchstens durch grobe Nachlässigkeit falsch zu lesen, aber ich traue sie den meisten Abschreibern zu (also vor allem dem Schreiber von P). Sehr wohl kann dieses *γαστρὸς* in *σταστρὸς* verlesen werden".

Aus dem Jon hat die mir vorliegende Kollation kein so deutliches Anzeichen der Abhängigkeit der Handschrift P von L notiert. Aber P bietet auch keine Lesart, welche auf ein anderes Verhältnis der beiden Handschriften hinwiese.

Sehr wichtig für die Feststellung des Textes ist die Erkenntnis des Abhängigkeitsverhältnisses von P in der Taurischen Iphigenie. Schon Vitelli Riv. di Filol. XXIII (1898) S. 377 hat darauf aufmerksam gemacht; aber immer noch werden Bedenken laut und macht man einige Lesarten als Beweis für den selbständigen Wert von P geltend. Die bedeutendste Lesart ist *γυναικός* 1006, wo L *τὰ δὲ γυναικῶν ἀσθενῆ* bietet mit Verletzung der lex Porsoniana über den Ausgang des Trimeters; England (Class. Rev. X S. 258, vgl. XIII S. 309) bemerkt hiezu: I do not believe that any mediaeval scribe would have made this correction. Ferner gibt P *δυσφί-*

θησε, wonach Seidler *διερρόθησε* geschrieben hat, welche Verbesserung in den meisten Ausgaben sicher im Texte steht: L bietet *διηρόθησεν*. Endlich fehlt der fast allgemein als unecht erklärte Vers 1442 in P. Da feststeht, dass P, wenn nicht aus L, aus dem Original von L stammt, so bedeutet, wie schon Vitelli bemerkt hat, die letzte Abweichung wenig: denn der Vers stand jedenfalls im archetypus von L und es macht keinen Unterschied, ob der Schreiber von P denselben in L oder in dem Original von L übersehen hat. Dagegen kann ich mich in Betreff der ersten Abweichung nicht bei der Erklärung von Vitelli: un byzantino poteva correggerlo anche ignorando, come è certo, la legge del quinto pede del trimetro: il singolare *γνναικὸς* gli parve a ragione che meglio rispondesse all' *ἀνὴρ μὲν* precedente vollständig beruhigen. Glücklicher Weise lässt sich diese Frage nach der mir vorliegenden Kollation mit voller Bestimmtheit erledigen.

P gibt 164 *οἰγηρὰς* für *οἰνηρὰς*, in L ist das langgezogene *ν* dem *γ* sehr ähnlich. Aus dem gleichen Grunde gibt G El. 164 *ἐγκεκαρμένῳ* für *ἐν κεκαρμένῳ*. V. 177 hat P die sonderbare Form *σφαγχθεῖσα*, in L ist *σφαχθεῖσα* in einer Weise geschrieben, dass man leicht *σφαγχθεῖσα* lesen kann: Auch Vitelli bemerkt: *σφαχθεῖσα* in L è scritto in modo che un copista poco accorto vi potè leggere *σφαγχθεῖσα*. V. 263 ist *ἀγμός* in L, also fast wie *ἀρμός* geschrieben, daher P *ἀρμός*. 503 sieht *φθονεῖς* in L, also fast wie *φρονεῖς* aus, daher P *φρονεῖς*, ebenso *φθάσας* 669 fast wie *φράσας*, also P *φράσας*. 556 ist *παῖς*, wie Vitelli bemerkt, scritto in modo da leggervi facilmente *πῶς*, daher P *πῶς*. Das Gleiche haben wir oben bei Hel. 62 gefunden. V. 1028 sieht *διαφθάρμεσθα* in L so aus: , daher P *διαφάρμεσθα*. V. 1222 hat L nicht *δομάτων*, sondern *δωμάτων*, aber die Mittellinie von *ω* ist mit der ersten fast

ganz zusammengeflossen, so dass *ω* leicht als *o* erscheinen kann, daher P *δομάτων*. In ähnlicher Weise gibt L 974 *ἐπώμοσ᾽*: der zweite Teil des *μ* ist etwas dick geraten, so dass man *ἐπώμωσ᾽* lesen kann. So hat P von erster Hand und eine jüngere hat das zweite *ω* in *o* corrigiert. V. 655 gibt L *μέμηνε*, der Schreiber von P hat das übergeschriebene *o* als Klex angesehen und deshalb die Verbesserung in *μέμονε*, die von der ersten Hand herrührt, ausser Acht gelassen und *μέμηνε* geschrieben. V. 795 ist die Endung von *ἐκπεπληγμένος* mit einem *o* geschrieben, welches leicht für ein *η* genommen werden kann. Deshalb hat der Schreiber von P zuerst *ἐκπεπληγμένη* geschrieben, dann aber sein Versehen erkannt und *ἐκπεπληγμένος* gebessert. V. 1018 sieht *λαβεῖν* in L wie *λαθεῖν* aus, daher P *λαθεῖν*, eine von Kirchhoff und anderen sehr mit Unrecht bevorzugte Lesart.

Aus diesen Stellen erkennt man so deutlich wie möglich, dass auch in der Taurischen Iphigenie P aus L stammt, und zugleich erweist sich das Verfahren des Schreibers als ein rein mechanisches. P hat z. B. 857 das sinnlose *λέκον*, welches der geschicktere corrector von L in *λέκτρων* verbessert hat, treu nachgeschrieben und der corrector von P hat daraus das zwar griechische, aber möglichst unpassende Wort *λέκων* gemacht. V. 1263 gibt L von erster Hand *φάσματ᾽ ὀ*, welches der corrector zu *φάσματ᾽ ὀνείρων* aus dem Zusammenhang richtig ergänzt hat. Der Schreiber von P liess das ihm rätselhafte *ὀ* weg, aus *φάσματ᾽* machte dann der corrector von P *φάσματα*. V. 527 liest man in L *ὦ σκηρύσσεται*, P gibt *ὡς σκηρύσσεται*. Die Abweichungen von L, welche man in P findet, sind dreifacher Art, wenn man von der Herstellung der Elision und vereinzelten Schreibfehlern absieht. Wie El. 376 G von erster Hand *διδάσει γ᾽ ἄνδρ τη χρ* (mit übergeschriebenem *α*) für *διδάσκει γ᾽ ἄνδρα τῇ χρείᾳ* bietet, so fehlen in P öfters Buchstaben und Silben, welche der corrector ergänzt, manchmal auch zu ergänzen übersehen hat. Die Fälle sind so zahlreich, dass ich von einer Aufzählung absehe. Ich erwähne nur *διωγμὸς ὅσω* 1324,

welche Lesart Nauck zu der Conjectur *δίωγμ' ὅπως τι* veranlasst hat, und *φιλεῖσ'* für *φιληθεῖσ'* 983. Dem *ὦ φιλεῖσ'* zuliebe hat man *ὦ φίλη σύ*, *ὠφέλημον*, *ὦ φίλη χείρ* vermutet. Wenn 762 L *ἐρωτῶν σ'*, P *ἐρωτῶσ'* bietet, so hat *ἐρωτῶσ'* ebensowenig Wert wie *φιλεῖσ'* und *ὅσῃ* und gibt keinen Beweis für die Hermannsche Restitution. Nach Hermann soll *ἐρωτῶν σ'* duplicis scripturae notatio *ἐρωτῶν* et *ἐρωτῶσ'* sein. Die zweite Klasse häufiger Abweichungen beruht auf dem Itacismus. V. 1353 hat L *τὴν ξένην καθίεσαν*, auch aus P wurde bisher diese Lesart angegeben und Seidler hat dafür *τοῖν ξένοιν* geschrieben, welche Aenderung allgemein Aufnahme gefunden hat. Nach der mir vorliegenden Kollation hat P *τὴν ξένοιν* und erst der corrector hat *οιν* in *ην* verwandelt. Auf den ersten Blick kann man hierin eine Bestätigung der Emendation *τοῖν ξένοιν* finden, aber *τὴν* ist der beste Beweis, dass *ξένοιν* nur eine durch die Aussprache veranlasste Abweichung ist. Es erscheint aber auch die Aenderung *τοῖν ξένοιν* unrichtig, welche wohl vor allem deshalb Billigung gefunden hat, weil damit der letzte Buchstabe von *τὴν ξένην* erhalten wird, während die von uns im zweiten Teil behandelte psychologische Methode erkennen lässt, dass *τῇ ξένῃ* in *τὴν ξένην* geändert wurde, weil man in *πόντῳ δὲ δόντες τῇ ξένῃ καθίεσαν* das Objekt zu *καθίεσαν* vermisste. Vor allem handelt es sich um die Priesterin mit dem Götterbild, für diese wird zunächst die Leiter herabgelassen. Mit Recht hat also schon Musgrave und neuerdings wieder Nitzsch *τῇ ξένῃ* verlangt. Nur die Aussprache hat die Abweichung in 966 hervorgerufen, wo L *διηρίθμησε*, P *διηρίθμιζε* bietet. Seidler hat *διηρίθμιζε* geschrieben und diese Aenderung ist nur von wenigen, z. B. von Dindorf, nicht aufgenommen worden. Mit Recht ist Vitelli für *διηρίθμησε* eingetreten; denn es liegt nicht der geringste Grund vor an *ἴσας δέ μοι ψήφους διηρίθμησε Παλλὰς ὠλένῃ* Anstoss zu nehmen. Ihre Bevorzugung verdankt jene Aenderung nur der unrichtigen Wertschätzung von P. Die dritte Art der Abweichungen, auf welche es uns für die vorliegende Frage am meisten ankommt, findet sich überall da, wo die Endung in L durch eine Abkürzung wiedergegeben

ist. So 11 *ἑλληνικ'* = *ἑλληνικὸν*, P *ἑλληνικὴν*, was *ἑλληνικ̃* wäre. 91 *πέραν* L[1]), *πέρας* P. 193 *πτανᾶς* L, *πτανοῖς* P. 281 *πέτραν* L, *πέτροις* P, ebenso 1350 *πρῷραν* L, *πρῴροις* P. 552 *δεινῶς* L, *δεινὸς* P. 842 *ἡδονὰν* L, *ἡδονῆς* P. 1168 *τῶν* L, *τὸν* P. Verwechslung der Abbreviaturen hat diese Fehler veranlasst und hat auch einmal zufällig eine Verbesserung zur Folge gehabt, das oben besprochene *γυναικός*, denn *γυναικῶν* ist 1006 in L so geschrieben: *γυναικ̃*.

Diejenigen also, welche Conjecturen auf die Abweichungen von P begründeten, wie 11 Nauck und Weil *στολὴν* oder *πλάτην Ἑλληνικήν*, 263 Reiske *ὅρμος*, 291 Brodeau *πέτρας*, 669 Bergk *ἐκφράσας*, 1350 Reiske *κοντοῖς δὲ πρῳρεῖς εἶχον* u. a., haben ihren Scharfsinn an die Unkenntnis oder die Lässigkeit eines Abschreibers verschwendet. Die Wertschätzung der beiden Handschriften hat sich also dem Standpunkte Kirchhoffs gegenüber geradezu umgekehrt. Während früher nur P galt und L mit scheelem Auge angesehen wurde, ist jetzt P (oder G) wertlos und hat nur insofern einige Bedeutung, als diese Handschrift zur Feststellung der Lesarten erster Hand in L dient. Z. B. bietet El. 727 L von erster Hand *μεταβ**, der corrector hat zunächst *γρ. μεταβὰς* darübergeschrieben, dann wieder durchstrichen und auf die Rasur *ὰς* geschrieben; was unter der Rasur stand, ist nicht mehr ersichtlich. Dafür tritt G ein, wo *μεταβάλλει* steht. Wir haben also *μεταβάλλει* als Ueberlieferung zu betrachten. Gewöhnlich schreibt man mit Musgrave *μετέβασ'*. Da jedoch *μεταβὰς* sich als metrische Korrektur zu erkennen gibt, *μεταβάλλει* aber offenbar dem folgenden *ἐλαύνει* zuliebe aus *μετέβαλλ'* gemacht ist, so muss diese Heath'sche Emendation der von Musgrave vorgezogen werden. Vgl. Or. 1002 *ἄλιον μετέβαλεν ἅρμα.* In gleicher Weise geben L P Kykl. 60

---

[1]) „*πέραν* non *πέρας* compend. L; i copisti degli apografi parigini non hanno confusi i compendii, come hanno fatto i collazionatori moderni" bemerkt Vitelli.

ἀμφιβαίνεις. Der corrector von L hat *γρ. βάλεις* darübergeschrieben, dann wieder getilgt und *ἀμφιβαίνεις* in *ἀμφιβάλεις* geändert. Die metrische Korrektur *ἀμφιβαλεῖς* ist für den Sinn unbrauchbar. *ἀμφιλαφῆ* hat Hartung vermutet. Autoritären Wert haben überhaupt nur die Lesarten und die Korrekturen erster Hand in L wie beziehungsweise in P. Die Korrekturen von zweiter und dritter Hand, welche oft nicht mit Sicherheit auseinandergehalten werden können, haben nur die Bedeutung willkürlicher Aenderungen, die nicht selten als Verbesserungen einfacher Verschreibungen richtig, nicht minder oft aber falsch sind. Es lohnt sich nicht der Mühe, diese Hände genau zu unterscheiden. Bei der ersten Hand haben die Korrekturen natürlicher Weise gewöhnlich mehr Wert als die erste Schrift. Denn mit *μέμψε* z. B. hat der Schreiber sein Versehen verbessert. So ist auch 318, wo L *πέτρους* mit übergeschriebenem *οι* gibt, nicht *πέτρους*, sondern *πέτροις* als die beste Ueberlieferung aufzufassen und aufzunehmen.[1]) Auch 295 scheint die Korrektur, welche von erster Hand herrührt, *θανούμενοι*, auf den ursprünglichen Text *θάμβους πλέῳ* hinzuweisen: *ὡς θάμβους πλέῳ* bedeutet: „wie man sich leicht vorstellen kann, da wir ganz verblüfft waren". Ausser den oben angeführten Lesarten wird gewöhnlich noch *πορθμεύετε* 1358 als gute Lesart von P angeführt. Aber *πορθμεύετε* rührt nicht von erster Hand, sondern von dem corrector her, welcher *θμ* auf eine Rasur geschrieben hat, so dass klar ist, dass P von erster Hand ebenso wie L *πορθεύετε* gehabt hat. In gleicher Weise verhält es sich mit einer anderen Lesart, welche gewöhnlich ausser Acht gelassen wird, mit *πέλανον* 300. L und P haben von erster Hand *αἱματηρὸν πέλαγος ἐξανθεῖν ἁλός*, von dritter Hand ist *πέλαγος* in *πέλανον* verändert und die Richtigkeit dieser Korrektur wird durch Alk. 851 *αἱματηρὸν πέλανον*, Rhes. 430 *αἱματηρὸς πέλανος*, Aesch. Pers. 818 *πέλανος αἱματοσφαγής* sicher gestellt („es bildete sich im

[1]) Ebenso ist 1376 *πέτροις* (für *πέτρους*) *ἐβάλλομεν* zu schreiben, woran bereits Paley gedacht hat.

Meere eine rote Blutlache"). Hiernach ist auch die Verbesserung, welche P in der Hypothesis bietet, zu beurteilen. L hat nämlich jetzt *Ὀρέστης κατὰ χρησμὸν εἰς Ταύρους τῆς Σκυθίας μετὰ Πυλάδου παραγενόμενος.* P *Ὀρέστης κατὰ χρησμὸν ἐλθὼν εἰς Ταύρους τῆς Σκυθίας μετὰ Πυλάδου παρακινηθείς*, aber auch in L stand ursprünglich *ἐλθών* nach *χρησμόν* und von *παραγενόμενος* steht *όμενος* auf einer Rasur von 5 Buchstaben. Offenbar hatte also L von erster Hand *παραγενηθείς*, was dort in *παρακινηθείς*, hier in *παραγενόμενος* geändert wurde, weshalb *ἐλθών* weichen musste. Eben dieses *ἐλθών* beweist, dass *παρακινηθείς* richtig ist und an die Stelle des folgenden *φανείς* (*μανείς*?) treten muss (*προσελθὼν δ' ἀπὸ τῆς νεὼς καὶ παρακινηθείς*), wie ich schon früher bemerkt habe.

Die veränderte Wertung der handschriftlichen Ueberlieferung muss auf die Behandlung verschiedener Textstellen von Einfluss sein. Hier soll nur einiges wenige angeführt werden. In 452

> . . *γὰρ ὀνείρασι συμβαίην*
> *δόμοις πόλει τε πατρῴᾳ*
> *τερπνῶν ὕμνων ἀπόλαυ-*
> *σιν, κοινὰν χάριν ὄλβῳ*

steht nunmehr *ἀπόλαυσιν* als Lesart von L P fest, erst der corrector hat *ἀπολαύειν* geschrieben, augenscheinlich mit Rücksicht auf *συμβαίην*. Diese Feststellung lässt hoffen, dass eine Emendation des ersten Verses gefunden werden kann. Im Hinblick auf das Metrum des strophischen Verses möchte ich *ὀνείροις ἀνυσαίμην* für *ὀνείρασι συμβαίην* schreiben, woraus sich die Ergänzung der fehlenden Silbe ergibt:

> *ὡς γὰρ ὀνείροις, ἀνυσαίμαν.*

Eine vielbehandelte Stelle war bisher 576:

> ΧΟ. *φεῦ φεῦ· τί δ' ἡμεῖς οἵ τ' ἐμοὶ γεννήτορες;*
> *ἆρ' εἰσίν; ἆρ' οὐκ εἰσί; τίς φράσειεν ἄν;*

Da in P *τ' ἐμοὶ* von zweiter Hand nachgetragen ist, so konnte man in *τ' ἐμοί* die willkürliche Ausfüllung einer Lücke sehen.

Nunmehr steht *οἵ τ' ἐμοὶ γεννήτορες* als gute Ueberlieferung fest und sind alle Vermutungen über den ursprünglichen Text überflüssig. Mit *τί δ' ἡμεῖς* will die Griechin sagen: „auch an uns sollte man denken". In 692, wo sich in L *λήσειν*, in P *λέσειν* findet, wird man nicht mehr an *λέειν* denken, sondern das von Monk und Badham hergestellte *λιπεῖν* als richtig und evident anerkennen. In der schwierigen Stelle 893

> *τάλαινα, τάλαινα.*
> *τίς ἄρ' οὖν, τάλαν, ἢ θεὸς ἢ βροτὸς ἢ*
> *τί τῶν ἀδοκήτων*
> *πόρον ἄπορον ἐξανύσας*
> *δυοῖν τοῖν μόνοιν Ἀτρείδαιν φανεῖ*
> *κακῶν ἔκλυσιν;*

darf die Emendation nicht mehr davon ausgehen, dass *φανεῖ* in P fehlt. Wir haben keinen Grund mehr *φανεῖ* auszuwerfen und *ἐξανύσαι* mit Kirchhoff zu schreiben. Für *πόρον ἄπορον* hat Hermann zur Herstellung eines passenden Versmasses *πόρον εὔπορον* oder *ἀπόρων πόρον* vorgeschlagen. Ich ziehe *ἀπόρων πόρον* vor, einmal des Sinnes wegen, da es genügt irgend einen Weg aus der Not zu finden, dann weil *τῶν ἀδοκήτων* Erklärung zu *ἀπόρων* zu sein scheint, genommen aus den geläufigen Schlussversen *τῶν ἀδοκήτων πόρον ηὗρε θεός*. Als dieses *τῶν ἀδοκήτων* in den Text gekommen war, wurde dem Vorausgehenden entsprechend *ἢ τί* vorgesetzt. Schon das masc. *ἐξανύσας* ist diesem *τι* hinderlich, noch mehr der Sinn, da man die Gegenüberstellung von Göttern, Menschen und Zufällen nicht verstehen kann. Nicht *ἢ θεὸς ἢ βροτός*, sondern *ἢ θεὸς ἢ βροτῶν* ist stilgerecht. Ausserdem entbehrt *τάλαινα, τάλαινα* des Versmasses; *τάλαν* hat Badham für *τάδ' ἂν* gesetzt. Hier aber beklagt sich Iphigenie selbst. Wenn wir *τάλαιν'* für *τάλαν* setzen, wird auch das Versmass hergestellt, also:

> *τίς ἄρ' οὖν, τάλαιν', ἢ θεὸς ἢ βροτῶν*
> *ἀπόρων πόρον ἐξανύσας κτέ.*

Die Ergänzung von *χορῶν* in 1404, welche der corrector von P bietet, ist nunmehr erst recht wertlos geworden und die

Konjektur von Nauck *εὐχερῶς* hat jeden Halt verloren. Jene Ergänzung ist ebenso viel wert wie die des gleichen Korrektors Alk. 1072, wo *ὅστις ἦν* in L und P fehlt und p von kurzer Hand *ἐκ θεοῦ* eingefügt hat. In 1408 schreibt man bald *ἄλλος δὲ πλεκτὰς ἐξανῆπτεν*, bald *ἄλλοι δὲ πλεκτὰς ἐξανῆπτον*: die Lesart von L ist *ἄλλος* (*ος* ex *ο* corr. m. 1) *δὲ* . . *ἐξανῆπτεν* (*ε* ex *ο* correctum esse potest a m. 1 vel 2, sed dubium), die von P *ἄλλος* (*ος* in *οι* mut. m. 3) *δὲ* . . *ἐξανῆπτον*. Hiernach müssen wir *ἄλλος δὲ* . . *ἐξανῆπτεν* als die zuverlässigste Ueberlieferung betrachten.

Wie sehr P in die Irre führen kann, mag man z. B. an 655 ersehen. Hier bietet L *ἀμφίφλογα*, P schrieb dafür *ἀμφί-φλογα*, daraus machte der corrector *ἀμφίβολα*, wofür Markland *ἀντίλογα* vermutet hat. Das richtige *ἀμφίλογα* hat die ed. Brubachiana hergestellt.

In den Hiketides gewährt mir die Kollation von Prinz nur an zwei Stellen, an denen P von L abweicht, Einblick in die Schreibweise des Laurentianus. Uebrigens sind auch die Abweichungen minder zahlreich und bedeutend als in der Taur. Iphigenie. Die zwei Stellen sind V. 64, wo der Anfang von *δεξιτέροις* in einer Weise geschrieben ist, welche den Schreiber von P veranlasste *δελιτέροις* zu lesen, und 1164, wo *σε* in L leicht als *σῆς* gelesen werden kann, wie P gibt.

Ratlos stand ich einer Stelle dieses Stücks gegenüber, deren Erörterung die Wichtigkeit der vorliegenden Frage darthun und gewissermassen das letzte Wort sprechen soll. V. 171 f. gibt Kirchhoff in folgender Form:

> *ἐλθεῖν δ᾽ ἔτλησαν ἔξοροι ξένον πόδα*
> *θεῖναι μόλις γεραιὰ κινοῦσαι μέλη.*

Er bemerkt dazu: *ἐλθεῖν δ᾽ ἔτλησαν ἔξοροι ξένον πόδα* P, quod in *ἐλθεῖν δ᾽ ἔτλησαν δεῦρο καὶ ξένον πόδα* correxit manus secunda. Idem legi videtur in L. Hinc scribendum videtur: *ἐλθεῖν δ᾽ ἔτλησαν ἔξοροι 'ν ξένῃ πόδα θεῖσαι.* Nach dem Stand-

punkte Kirchhoffs erscheint diese Aenderung als durchaus methodisch. Da P als massgebende Handschrift galt, musste *ἔξορροι* als gute Ueberlieferung angesehen und auf irgend eine Weise im Text behalten werden. Heimsöth hat *αὗται δ' ἔτλησαν ἔξορροι 'ν ξένῃ πόδα θεῖναι* vermutet, ich selbst dachte früher an *θεῖναι δ' ἔτλησαν ἔξορροι ξένῃ πόδα ἐν γῇ*, indem ich mit Heimsöth *ἐλθεῖν* als Glossem zu *θεῖναι πόδα* betrachtete. Endlich hat Herwerden die Lesarten beider Handschriften vereinigt, indem er *ἐλθεῖν δ' ἔτλησαν δεῦρο κἄξορρον πόδα θεῖναι* vorschlug. Als methodisch kann diese Herstellung nur dann erachtet werden, wenn man den Handschriften L und P ungefähr gleichen Wert zuerkennt. Wilamowitz hat die Verbesserung von Herwerden in den Text gesetzt und dazu bemerkt: „*δεῦρο καὶ ξένον γρ. ἔξορροι* (debebat *ἔξορρον*) *Φ* (der angenommene archetypus von L und P). *δεῦρο καὶ ξένον* cum signo quod ad marginem relegat, omissa varia lectione L. *ἔξορροι καὶ ξένον πόδα* P cum *γρ. δεῦρο καί. ἔξορροι ξένον πόδα* p (d. i. corrector von P)". Mit dieser Angabe hätte sich immerhin auch die Ansicht, dass P aus L stammt, vereinbaren lassen. Denn es konnte auf irgend eine Weise die am Rande von L bemerkte Variante weggefallen sein, dem Schreiber von P aber sein *ἔξορροι* an die Hand gegeben haben. Damit schien mir die Sache erledigt, bis mir die Kollation von Prinz vorlag. Hier fand ich die Angabe: *ἔτλησαν δεῦρο καὶ ξένον πόδα* L, *ἔτλησαν ἐξορροὶ καὶ ξένον πόδα* et in marg. *γρ. δεῦρο καὶ* P, *ἔξορροι ξένον πόδα* p, dazu die Bemerkung: nullum signum adest sed sola macula atramenti super *πόδα* facta correctura in pagina antecedenti manus recentis literam *ω* v. 100 rescribentis. Woher sollte jetzt der Schreiber von P sein *ἐξορροὶ* genommen haben, nachdem sich das Zeichen, welches auf eine Variante hinweisen sollte, sich in einen Klex verwandelt hatte? Da die Ueberzeugung von dem Verhältnis der Handschriften bei mir feststand, drängte sich mir die auf den ersten Blick ganz unwahrscheinliche Vermutung auf, dass *δεῦρο* in L in einer Weise geschrieben sei, welche den mechanischen Schreiber von P veranlasste *ἐξορροί* zu lesen. Der Ver-

dacht wurde mir besonders durch das Vorhandensein des *καὶ* bestärkt. Ich bat deshalb Herrn Vitelli in Florenz, diese Stelle im cod. Laur. anzusehen. Mit der gewohnten Liebenswürdigkeit erteilte er mir folgenden Aufschluss: Nel Laur. 32, 2 c' è

ἔπλησε· δεῦρο. καὶ ξένον πόδα

Credo anche io che l' *ἐξορροὶ* del Palatino sia derivato appunto da falsa lettura del *δεῦρο.* È del resto frequente il caso che nel Laurenziano δ unito con ε ο η assuma la forma di un ἐξ. Correzioni e indicazioni di varianti nel codice non esistono a questo verso. Vgl. dazu das Facsimile der Stelle im Anhang. Zu dem Klex über *πόδα* wird bemerkt: macchia d'inchiostro prodotta da impressione sull' ῶ rifatto nella pagina precedente (v. 100). Der ganze für die Beurteilung des Wertes der Handschriften und der Korrekturen interessante Hergang ist demnach folgender: Als der Schreiber von P *ἐξορροὶ καὶ* für *δεῦρο καὶ* geschrieben hatte und das Original noch einmal verglich, erkannte er seinen Fehler und schrieb *γρ. δεῦρο καὶ* an den Rand. Der metrische corrector stellte sehr willkürlich mit *ἔξορροι* und Tilgung von *καὶ* einen metrisch richtigen Trimeter her. Bei der Herstellung des Verses hat also die Lesart *ἔξορροι*, welche nur von der Lässigkeit des Abschreibers herrührt, ausser Betracht zu bleiben. Der Text *καὶ ξένον πόδα θεῖναι* mag manchem richtig erscheinen; ich glaube, dass Dindorf mit *κὰν ξένῃ πόδα θεῖναι* das Ursprüngliche gefunden hat. Als *κὰν* in *καὶ* übergegangen war, lag *ξένον πόδα* nahe. Nebenbei bemerkt, ist mir die Bildung des Adjektivs *ἔξορρος* statt der regelrechten *ἐξόριος* zweifelhaft. Allerdings erwähnt Poll. VI 198 *ἐξόρους*, aber dieses *ἐξόρους* scheint aus Eur. Bacch. 51

ὀργῇ σὺν ὅπλοις ἐξόρους Βάκχας ἄγων,

wie der cod. P für *ἐξ ὄρους* gibt, hervorgegangen zu sein.

In der Aulischen Iphigenie ist mir nur eine Lesart aufgefallen, welche einen Beweis, freilich einen sehr schwachen, für die Abhängigkeit von P enthält: 278 nämlich ist *γονεὺς*

in L so geschrieben, dass man versucht ist *ἰοντὲς* zu lesen, wie P gibt. Aber es ist mir auch keine Lesart von P aufgestossen, welche einen Gegenbeweis liefern könnte. Auffällig ist das gegenseitige Verhältnis der Handschriften von V. 1570 an. Ueber L berichtet Prinz folgendes: v. 1570. 1571 et verba *δέξαι τὸ θῦμα* 1572 in spatio vacuo ser. m. antiqua. Manus prima ante 1570 *λει σπχ* scripserat, quod nunc erasum, sed *ε* primum verbi *ἔλεξε* loco literae *χ* scriptum. Mit V. 1578 beginnt fol. 155 und Hinck gibt an: quae inde a fol. 155[r] secuntur supplevit alia manus. Eadem esse videtur quam manum tertiam dixi. Fol. 155[v] et duo quae secuntur folia vacua. Ueber P bemerkt Hinck zu V. 1570: ab hoc versu incipit manus multo recentior. Scripsit eadem Danaes argumentum et exordium huius fabulae. Deinde foliis 148b et 149 vacuis relictis sequitur Hippolytus. Genauere Angaben macht jetzt R. Wünsch im N. Rhein. Mus. 51 (1896) S. 141 ff. In der ursprünglichen Vorlage von L war also nach 1569 eine Lücke und das Stück schloss mit 1577. Für den fehlenden Schluss des Stückes liess man 3 Blätter frei. Ebenso viele Blätter wurden, wie Wünsch bemerkt, in P freigelassen. Aber hier hatte der Schreiber schon bei der ersten Lücke abgesetzt. Hiernach zweifle ich nicht, dass die V. 1570—77 oder wenigstens 1572 (von *τόδ'* an) bis 1577 der ursprünglichen Vorlage angehören. Der Rest des Stückes aber stammt aus derselben Quelle wie das Fragment der Danae und gehört, wie der Charakter der Verse, besonders der nichtjambischen, zeigt, dem gleichen Verfasser an. Wünsch will den Nachweis liefern, dass der Verfasser der Danae kein anderer als Markos Musuros war. Die Fähigkeit und die Neigung kann man diesem gewiss zutrauen, wie schon die Interpolation in Bacch. 1257 zeigt. Die Handschrift P bietet

σοί τ' ἐστιν τι, αὐτὸν δεῦρ' ἂν ὄψιν εἰς ἐμὴν

Der Ueberschuss, welchen Kirchhoff mit *σοὐστίν* beseitigt hat, und das ein zweites *τε* oder *καί* erfordernde *τέ* bewog den Redaktor der Aldina zu folgender Interpolation:

> *σοί τ' ἔστι ⟨κἀμοὶ μὴ σοφοῖς χαίρειν κακοῖς.*
> *ποῦ 'στιν;⟩ τίς αὐτὸν κτέ.*

Eine ähnliche Zudichtung findet sich in L P von zweiter Hand Iph. A 1416 eingetragen. Die Handschriften geben den lückenhaften Trimeter *λέγω τάδε.* L mit dem Vermerk *λείπει.* Dieses *λείπει* ist radiert und der Vers in beiden Handschriften ergänzt: *λέγω τάδ' οὐδὲν οὐδέν'* (L *οὐδὲν*) *ἐκλαβουμένη*, gerade so wie wir es oben bei V. 1570 gesehen haben. Da Musuros beide Handschriften benützt hat (vgl. Beitr. III, S. 480, Anm. 1), könnte man ihn für alle diese Interpolationen verantwortlich machen, wenn es die Schrift gestattete. Wünsch gewann durch die Vergleichung der bei Legrand und Firmin-Didot veröffentlichten Schriftproben des Musuros die Ueberzeugung, dass in P die V. 1570 bis Danae 65 von Musuros selbst geschrieben seien. Aber Heisenberg, welcher auf meinen Wunsch eine erneute Vergleichung anstellte, behauptet mit Entschiedenheit, dass die Schrift des codex von jenen Schriftproben absolut verschieden sei, und teilt mir mit, dass auch Professor Heiberg, auf welchen sich Wünsch (S. 146) beruft, sich jetzt vom Gegenteil überzeugt habe. Wir müssen also die Frage nach dem Verfasser unentschieden lassen: denn wenn man auch annehmen will, dass Dichter und Schreiber nicht identisch zu sein brauchen und Musuros immerhin Verfasser der Ergänzungen sein könne, so fehlt uns doch vorderhand ein bestimmter Anhaltspunkt. Soviel steht fest, das der letzte Teil der Aul. Iph. von V. 1578 an mit den zahlreichen metrischen Fehlern ebenso wie das Danaefragment einem ganz jungen Verfasser angehört und nicht aus dem Altertum stammt.[1] Damit erledigt sich für mich ein Punkt, über welchen ich früher nicht zu voller Klarheit kommen konnte. Ich habe früher (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1878 S. 721 ff.) darzuthun versucht, dass die Umarbeitung der Aulischen Iphigenie den

[1] Trotzdem glaube ich nicht, dass der Verfasser 1595 *θάρσος* und *ταρσόν* verwechselt hat. Denn *ταρσόν* verlangt augenscheinlich der Zusammenhang

Plan verfolgte, dasjenige zu beseitigen, was an der dramatischen Oekonomie des Euripides vor allem getadelt wurde, nämlich den unvermittelten Prolog und den deus ex machina, und die neue Rolle des kleinen Orestes in das Stück zu bringen. Es blieb das Bedenken, dass der wüste Schluss einen anderen Charakter trägt als die anderen der Diaskeuase zufallenden Partien. Dieses Bedenken hebt sich nunmehr damit, dass der Schluss von 1578 an als byzantinisches Machwerk ausser Betracht zu bleiben hat.

Die Textkritik der 9 Stücke Helena, Elektra, Herakliden, Herakles, Hiketides, Iph. Aul., Iph. T., Ion, Kyklops beruht also in erster Linie auf L, während P nur den oben angegebenen sekundären Wert hat. Anders wird das Verhältnis in den Bakchen und in den 9 Stücken, welche in anderen Handschriften erhalten sind. In den Bakchen schliesst L mit 755, ohne dass der Handschrift ein nachträglicher Schade geschehen wäre; es hat also der Schreiber nur diesen Teil in seiner Vorlage vorgefunden. In P ist nicht nur der zweite Teil des Stückes erhalten, sondern auch V. 14 und das Wort *παρεῖται* 635. V. 46 und 511 hat P richtig *οὐδαμοῦ* und *παίσας*, L *οὐδαμῶς* und *πάσας*, 603 P *διὸς γόνος*, L *διὸς γόνος διόνυσος* (Scholion im Text). Solche Vorzüge, die P vor L hat, sind uns in den oben genannten 9 Stücken nirgends begegnet. In anderer Beziehung stehen sich auch in den Bakchen die beiden Handschriften sehr nahe, wie in beiden 631 *αἰθέρ'* fehlt. Wenn 102 P *θηροτρόφοι* gibt, was auf das richtige *ἄγραν θηροτρόφον* führt, so rührt *θυρσοφόροι* in L von zweiter Hand her und steht *ρσοφόροι* auf einer Rasur; ich kann nicht glauben, dass *υ* von erster Hand stammt, denn unter der Rasur kann nur *θηροτρόφοι* gestanden haben. V. 137 hat L *πίσῃ*, P *πιέσῃ* (die Angabe, dass ein Punkt unter *ι* stehe, wird von Prinz als unrichtig bezeichnet). Nauck hat *σαίῃ* vermutet; aber der Sprachgebrauch der Tragiker scheint die Form *σαίω* nicht zu kennen; *πίσῃ* führt vielmehr wie anderswo auf *παίσῃ* (intransitiv „hinschlagen, sich hinwerfen“).

Das gleiche Verhältnis wie bei den Bakchen tritt uns bei

den Stücken entgegen, welche in anderen Handschriften erhalten sind, z. B. in der Medea hat P richtig mit den anderen Handschriften 30 *δέρην*, L *κάρα*, 887 *ξυμπεραίνειν*, L *ξυγγαμεῖν σοι*, 963 *οὐδ' ἐγώ*, L *οὐδ' ὅτι*, 972 *διδόντες*, L *φέροντες* (*διδόντες* erfordert der im folgenden Satz angegebene Grund). In 110 hat P unrichtig mit den anderen Handschriften *κακοῖς ἡ τῆς μηδείας* (*ἡ τῆς μηδείας* ist Scholion zu *ψυχή*; was Barthold zu der Stelle bemerkt, ist mehr scharfsinnig als wahr), L richtig *κακοῖσιν*. Im Hippolytos gibt P richtig mit den anderen Handschriften 520 *τόκῳ*, L *τέκνῳ*, 926 *διάγνωσιν*, L von erster Hand *διαγνωστόν*, 927 *ὅς τε*, L *ὅστις*, 1331 *ἴσθι*, L *οἶσθα*, 1337 *λόγων ἐλέγχους*, L *λόγοις ἐλέγχους σ'*, 1338 *νῦν* (für *μὲν νῦν*), L *μὲν δή*, 1393 *τοῖσδ'* (für *τοισίδ'*), L *τοῖσδέ γ'*, 1403 *ὤλεσ' ᾔσθημαι κύπρις* (für *ὤλεσ', ᾔσθημαι, μία*), L *ὤλεσεν μία κύπρις*, 1432 *προσέλκυσαι*, L *προσέλκυσον*. V. 1386 fehlt *ἐμάν* allein in L, das Versmass dürfte *ἐμάν* als Glossem erweisen. Or. 1445 hat L allein das Glossem *παιδεῖν* (*ἔμελλε παιδεῖν*), Alk. 825 *μόνον* für *μόνη*. Phoen. 1346 fehlt in L (wie in B), nicht in G.

Dass P keine gute Lesart vor L voraus hat, die nicht aus einer Handschrift der anderen Familie stammt, und nicht aus dem gleichen archetypus wie L, sondern aus L selbst abgeleitet ist, hat inbetreff der Medea Vitelli Mus. Ital. di antichità classica vol. III p. 287—300 dargethan. Vitelli nimmt zwischen P und L eine vermittelnde Handschrift an, aber Lesarten wie *ἀμείψεται* (in L ist *ἀμείβεται* so geschrieben, dass man leicht *ἀμείψεται* liest), *ἐπεστρατεύετο* (in P wie in L) oder Stellen wie ebenda 1262 wo *ὦ* in L radiert, in P weggelassen ist, Hipp. 1139, wo *χλόαν* in L unleserlich geworden und von zweiter Hand in *ὕλαν* korrigiert, von P ausgelassen ist, lassen an eine direkte Abschrift, welche mit gleichzeitiger Beachtung einer Handschrift der anderen Familie verbunden gewesen sein muss, denken. Androm. 130 gibt die eine Handschriftenfamilie *ποντίας θεοῦ*, wie der Dichter sicher geschrieben hat; L bietet *ποντίου θεᾶς*, P das übel lautende *ποντίας θεᾶς* mit *ου* über *ᾶς*. Für die Textkritik ist die Sache gleich: jedenfalls steht fest, dass P (G)

in den oben genannten neun Stücken eine direkte Abschrift aus L ist und dass P, ausgenommen die Bakchen, in denen uns die neben L benützte Handschrift nicht erhalten ist, und die Troades, welche in L fehlen, keinen selbständigen Wert hat. Wenn also z. B. Weil Hipp. 1313 deshalb, weil *Θησεῦ* in P fehlt, schreiben will: *οἴμοι· δάκνει σε μῦθος, ἀλλ' ἔχ' ἥσυχος*, so ist die Stütze der Konjektur eine schwache. Im folgenden Verse hat Nauck *ὡς ἀνοιμώξει* vermutet, weil P *οἰμώξῃ* bietet. Hier ist der Sachverhalt ein anderer, da L zwar *οἰμώξῃς* hat wie die anderen Handschriften, aber die Endung von jüngerer Hand entweder korrigiert oder aufgefrischt ist, so dass auch L ursprünglich *οἰμώξῃ* gehabt haben könnte. Aber der Konjunktiv *ὡς ἂν οἰμώξῃς* entspricht allein dem Zusammenhang.

Von vornherein ist zu erwarten, dass G besonders in der byzantinischen Trias Hek. Or. Phoen. Zusätze aus anderen Handschriften erhalten hat. Mit E hat G in der Hekabe z. B. 821 *οἱ μὲν τοσοῦτοι παῖδες* (A L *οἱ μὲν γὰρ ὄντες παῖδες*), im Or. die Lesarten *ἐπερρόθησαν δ' οἱ μὲν* 901, *ὡς ἰδοῦσ' ἐν ὄμμασι* 1020, *τ' εἰς δόμους* 1220, *χροᾷ* 1318 gemeinsam. Ebenda 35 hat G sogar eine selbständige Korrektur. Die anderen Handschriften geben *ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ συντακεὶς νόσῳ νοσεῖ τλήμων Ὀρέστης ὁ δὲ* (*ὅδε* A von zweiter Hand) *πεσὼν ἐν δεμνίοις κεῖται*. Der Fehler liegt in dem überflüssigen *νοσεῖ*. Vielleicht hat es ursprünglich geheissen: *ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ σῶμα συντακεὶς νόσῳ τλήμων Ὀρέστης ὅδε πεσὼν ἐν δεμνίοις κεῖται*. Um die Satzkonstruktion zu ermöglichen ist in L *ὅδε* in *οὐδὲ* verwandelt, G aber gibt *ὃς πεσὼν . . κεῖται*. Auch in den Phönissen hat G besonders viele Lesarten mit E gemeinsam. Sehr sprechend ist V. 652 wo G ebenso wie E *ἔτι βρέφος εὐθὺς* für *εὐθὺς ἔτι βρέφος* gibt; 1721 hat G wie E (und a) *πόδα τίθει πάτερ*. Sehr häufig stimmt in den Phönissen G mit A überein. V. 1529 hat A über *νεκρῶν* die Ueberschrift *γρ. δισσῶν*, G hat *δισσῶν* für *νεκρῶν* im Text.

Mit Recht sagt Prinz von L: textum correxit manus prima, deinde mutavit manus recentior ita ut liber praestantissimus.

usque ad hoc tempus non satis cognitus, non recte aestimatus sit. Es kommt vor allem darauf an, die erste Hand von L zu kennen. Z. B. gibt Herc. 720 G *καὶ κόμιζε δωμάτων*, L angeblich *καὶ κόμιζ' ἐκ δωμάτων*, was Elmsley nicht hinderte *κἀκκόμιζε δωμάτων* vorzuschlagen. Da L ursprünglich *καὶ κόμιζε* ebenso wie G bietet und *κόμιζ' ἐκ* von Korrektur herstammt, kann die Emendation von Elmsley als sicher gelten. Iph. A. 1185 hat den Fehler in *θέσεις δὲ παῖδ'. ἔνθα τίνας εὐχὰς ἐρεῖς*, wie L P geben, die zweite Hand durch Einfügung des Artikels *τὴν*, neuere Kritiker auf verschiedene andere Weise verbessert. Aber in L ist über *δ'* in *παῖδ'* eine Rasur, es kann nur *ας* oder *α γ'* radiert sein. Der verallgemeinernde Plural *παῖδας* mochte Anstoss erregen, entspricht aber dem Zusammenhang aufs beste, besonders da das spezielle *σφάζων τέκνον* im folgenden Verse nachkommt.

Beide Handschriftenklassen haben ihren Wert und jede von beiden bietet treffliche Lesarten, welche die andere nicht hat. Das kritische Verfahren muss öfters ein eklektisches sein und Sprach- und Stilgefühl den Ausschlag geben. Wo die Wahl jedes Kriteriums entbehrt, verdient immerhin die Klasse A B E a den Vorzug.[1] Z. B. geben E A B richtig Med. 531 *τόξοις ἀφύκτοις*, Hipp. 1398 *οὐ δῆτ'· ἀτάρ μοι προσφιλής γ' ἀπόλλυσαι*. In L P steht *πόνον ἀφύκτον* und die starke Abweichung *ἀτάρ τοι δέσποτμός τ' ἀπόλλυσαι*. In C stand ursprünglich *τοι προσφιλής γ'*, jetzt steht *μοι δέσποτμος* auf einer Rasur. Aber der hohe Wert von L zeigt sich z. B. an Med. 1054 *θύμασιν* (die anderen *δώμασιν*), 1130 *ἑστίαν* (d. a. *οἰκίαν*).

[1] Bei Phoen. 980 *KP.* *Δελφοὺς περάσας φεῦγε* *ME.* *ποῖ με χρή, πάτερ, μολεῖν*, welcher Vers einen Fuss zu viel hat, war man bisher in Verlegenheit. In L ist *πάτερ* weggelassen. Kirchhoff bemerkt dazu: e correctura scilicet, rectius *φεῦγε* deletum in libro a. Schon Canter hat *φεῦγε* weggelassen. Aber auch durch Weglassung von *μολεῖν*, welche Schöne vorgeschlagen hat, kann der Vers in Ordnung gebracht werden. Nachdem aber die mir vorliegende Kollation mitteilt, dass *φεῦγε* in A fehlt und in a als Glosse über dem Texte steht, kann kein Zweifel mehr sein, dass *φεῦγε* wegzubleiben hat.

1206 *χέρας* (d. a. *δέμας*), vor allem an 816 *σὸν σπέρμα* (d. a. *σὼ παῖδε* oder *σὸν παῖδα*) und 929 *δῆτα λίαν* (d. a. *δὴ τάλαινα*), auch an 969 *πλησίοις* (d. a. *πλουσίοις*), an Hek. 256 *φροντίζετε* (d. a. *γιγνώσκετε*). Eine sehr bezeichnende Stelle für den Wert der Ueberlieferung ist Med. 509, wo nur a *μακαρίαν ἀν' Ἑλλάδα* bietet, während B E *μακαρίαν κἀθ' Ἑλλάδα*, L P (und in B von dritter Hand übergeschrieben) *μακαρίαν Ἑλληνίδων* haben. Wie Citate *μακαρίαν Ἑλλάδα* geben, so hat schon Matthiae den Sachverhalt richtig dargelegt: „cum pro *μακαρίαν ἀν' Ἑλλάδα* scriptum esset *μακαρίαν Ἑλλάδα*, *ἀν'* propter praecedentem versum (vielmehr syllabam) omisso, alius versum supplere conatus est scribendo *Ἑλληνίδων*, alius *κἀθ' Ἑλλάδα*". Die Korrektur von L P *Ἑλληνίδων* übertrifft die andern an Verwegenheit. Wie das oben erwähnte *σὸν σπέρμα* und *ἑστίαν* zeigt und wie Beitr. II S. 471 ff. ausgeführt worden ist, haben A B E a, vor allem B mehr durch Einsetzung von Synonyma gelitten, aber auch L P sind nicht frei davon. Phoen. 778 hat A allein *αὐδῶ*, alle übrigen *εἶπον*, welches bevorzugt zu werden verdient, weil *αὐδῶ* der Reminiscenz an 568 entsprungen zu sein scheint. Hipp. 1437 geben L P (mit C) *φθιτούς*, E a B *νεκρούς*. Alk. 558 L P *ἐχθροξένους*, B a C *κακοξένους*, 482 L P *συνέζευξαι*, B a C *προσέζευξαι* (*προσεζευγμέναι* kommt, wie Nauck Eur. Stud. II S. 63 beobachtet hat, in der älteren Gräcität nicht vor). Phoen. 1058 und 1078 L *ἐπάπτερα* und *ἐπάπτεροι* für *ἐπάπτερυγα*, *ἐπάπτερυγοι*, mit Verletzung des Versmasses, Med. 1078 L mit zahlreichen Citaten *δρᾶν μέλλω*, P mit den anderen *τολμήσω*. Hipp. 1053 haben L P mit B C das richtige *καὶ πόντον* bewahrt, allerdings B mit der Ueberschrift *γρ. τερμόνων*, A a geben das reine Glossem *τερμόνων*, in E ist mit *τερμόνων τ'* das Glossem adaptiert. Die Wahl zwischen *περιπτύξας χέρας* (L P) und *περιπτύξας δέμας* (B E a) Med. 1206 wird durch Androm. 117 *περιπτύσσων χέρας* zu Gunsten von L P entschieden. Ebenda 125 gibt a *δέμας* für *χέρας*. Androm. 251 haben B und E *ἐνθάδ' ἱκάνω* für *ἐστάλην*. Charakteristisch für diesen Brauch ist Hipp. 303, wo *λόγοις ἐθέλγεθ'* sicher die ursprüngliche Lesart ist und der Schol. uns mitteilt: *γράφεται*

δὲ τρυχῶς· λόγοις ἐπείθετο, λόγοις ἐθέλγετο, λόγοις ἐτέγγετο. Das Richtige haben A C und das Stück einer in Aegypten gefundenen Handschrift aus dem 6. Jahrhundert. *ἐτέγγεθ'* hatte ursprünglich auch L, wenn auch *ἐθέλγεθ'* darin steht, denn *θ* und *λ* hat eine zweite Hand auf eine Rasur geschrieben und hat *γρ. ἐτέγγεθ'* darübergesetzt. E gibt *ἐτέγγεθ'* mit einer Rasur über *ε* und *γγ*, wo offenbar *θ* und *λ* stand, ebenso a mit der Ueberschrift *ἐθέλγεθ'* von zweiter Hand. Das reine Glossem haben B und P (erst eine späte Hand hat in B *γρ. ἐτέγγεθ'* übergeschrieben). B hat Andr. 323 *ἀργείων* für *Ἑλλήνων*, Hipp. 254 *βροτοὺς* für *θνητούς*, mit C ebenda 1107 *βλέπων* für *λεύσσων*, B allein Alk. 262 *πράξεις* für *ῥέξεις*, Hipp. 1077 *δεικνύει* für *μηνύει*, Med. 1161 *δέμας* für *κόμην*, 1186 *κόσμος* für *πλόκος*, 1299 mit E *τυράννους* für *κοιράνους*, Phoen. 788 *μελοποιοί* für *χοροποιοί* (A hat *γρ. μελοποιοί* als Ueberschrift über *χοροποιοί*). Aber auch L ist, wie gesagt, nicht rein. Med. 915 geben L P *σωτηρίαν* für *προμηθίαν*, Alk. 55 *κλέος* für *γέρας*, Hipp. 432 mit Stob. und Christ. pat. *κομίζεται* (*δόξαν ἐσθλήν*) für *καρπίζεται*, Med. 949 *στέφος* für *πλόκον* (wie E 786), 1184 *ἀπώλλετο* für *ἠγείρετο*, 1404 *λόγος* für *ἔπος*.[1]) Alk. 427 hat B *κουρᾷ ξυρήκει καὶ μελαγχείμοις πέπλοις* (Laur. 31, 10 *μελαγχίμοις πέπλοις*), L P geben sehr abweichend *κουρᾷ ξυρήκει καὶ μελαμπέπλῳ στολῇ*, in a ist nach *κουρᾷ ξυρ* eine Lücke, welche eine späte Hand mit *κεῖ καὶ μελαμπέπλῳ στολῇ* ausgefüllt hat: le chois est difficile, bemerkt dazu Weil. Phoen. 372 *κάρα ξυρήκες καὶ πέπλους μελαγχίμους* spricht nicht für, sondern gegen *μελαγχίμοις πέπλοις*. So kann man Or. 901 zwischen *λαοὶ δ' ἐπερρόθησαν ὡς καλῶς λέγοι, οἱ δ' οὐκ ἐπῄνουν* (so L und a) und *ἐπερρόθησαν δ' οἱ μὲν ὡς καλῶς λέγοι* (so A B E G) schwanken, zumal A B *δ'* nach *ἐπερρόθησαν* auslassen, also auf die andere Lesart und *οἱ μὲν* als Glossem hinzuweisen scheinen, aber der gleiche Ausdruck Hek. 553 *λαοὶ δ' ἐπερρόθησαν*

[1]) Dies spricht für die Heimsöthsche Verbesserung Andr. 288 *ἐμβολαῖς δ' ἐπῶν εὐφρόνων* (*λόγων δυσφρόνων* die Handschriften, *λόγων δ' εὐφρόνων* Hermann).

stellt die erstere Lesart unter den Eindruck einer Reminiscenz. Die Aehnlichkeit von *μελαμπέπλους στολμούς τε* 819 würde gegen *μελαμπέπλῳ στολῇ* sprechen, wenn nicht diese Stelle unecht wäre: so ist sie eher ein Beweis für diese Lesart. Wir können also die Beobachtung, dass im allgemeinen die Ueberlieferung von L P bei synonymen Wendungen zuverlässiger ist, auch hier gelten lassen und müssen *μελαμπέπλῳ στολῇ* bevorzugen. Die Vertauschung von Synonymen erstreckt sich auch auf Partikeln wie *δή, τοι, νυν*. Hipp. 1338 geben E a C *μάλιστα μὲν νῦν* (d. i. *μέν νυν*) *σοί*, B *μάλιστα μέν σοι νῦν*, L *μάλιστα νῦν δή σοί*, in P fehlt *μὲν* (*μάλιστα νῦν σοί*). Nicht anders ist die Ueberlieferung in Alk. 487 aufzufassen, wo B a *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν τοῖς πόνοις*, L *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν μ' ἦν πόνους*, P *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν πόνους* geben und man gewöhnlich die Verbesserung von Monk *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν τοὺς πόνους* in den Text setzt. Der neueste Herausgeber dieses Stückes H. W. Hayley (1898) sieht in dieser Stelle einen Hauptbeweis dafür, dass P nicht aus L, sondern aus dem archetypus von L stamme. Dieser habe eine Lücke gehabt, welche P getreu wiedergegeben habe, während L sie mit dem unbrauchbaren *μ' ἦν* ausfüllte. Aber wie Weil und schon früher Dobree gesehen, ist *μ' ἦν* nichts anderes als *μήν* und die andere Lesart *τοῖς πόνοις* ist, da der Sinn *πόνους* fordert, aus *τοι πόνους* entstanden, so dass wir die Wahl zwischen *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν μὴν πόνους* und *ἀλλ' οὐδ' ἀπειπεῖν του πόνους* haben. Der Stellung halber wird wieder die Lesart von L *μήν* zu bevorzugen sein. Auf Aesch. Sieb. 791 *οὐδ' ἀμφιλέκτως μὴν κατεσποδημένοι* hat Weil hingewiesen.

Die Vertauschrung von Synonyma wird uns oft verborgen bleiben,[1] manchmal aber führt die Divergenz der Handschriften zu deren Erkenntnis oder wenigstens Ahnung. Med. 802 haben L P *δώσει δίκην*, die andern *τίσει δίκην*. Umgekehrt haben

[1] Phoen. 50 geben alle Handschriften der beiden Familien *αἴνιγμ'* für *μοῦσαν*, und nur aus dem Schol. *τοῖς γρίφοισι μούσας ἐμὰς παῖς ὃ καὶ μάθοι* erfahren wir die ursprüngliche Lesart.

Rhes. 812 L P *τίσει δίκην* (doch L *τί* in ras.), B C *δώσει δίκην*. Die Handschriften des Christ. pat. 2309 geben teils *δώσει* teils *τίσει*. Hiernach lässt sich die Neigung konstatieren, an Stelle des gewählteren *τίνειν δίκην* das gebräuchlichere *διδόναι δίκην* zu setzen, und darf man vermuten, dass auch anderswo eine solche Vertauschung stattgefunden hat. Aeschylos kennt die Redensart *δίκην τίνειν* nicht, während *δίκην διδόναι* sich öfters bei ihm findet. Bei Sophokles findet sich *τίσουσά γ᾽ ἀξίαν δίκην* (El. 298), *κεῖνος δὲ τίσει τήνδε κοὐκ ἄλλην δίκην* Ai. 113, *δώσουσι δίκην*, *δώσεις δίκην*, zweimal *δώσειν δίκην*, zweimal *δοῦναι δίκην*. Euripides scheint mehr Gefallen an *τίνειν δίκην* gefunden zu haben. Vgl. Or. 7 *τίνει ταύτην δίκην*, 531 *τίνεις μητρὸς δίκας*, 1090 *τίνεις δίκας*, Hik. 733 *τῶνδε τισάντων δίκην*, Herc. 733 *τίνων τε τῶν δεδραμένων δίκην*, Med. 767 *τίσειν δίκην*, (Rhes. 894 *ἀξίαν τίσει δίκην*), wozu die oben angeführten zwei Stellen kommen. Wenn Euripides Herc. 756 *διδοὺς γε τῶν δεδραμένων δίκην* nicht ebenso wie Herc. a. O. geschrieben hat, so liegt ein guter Grund in dem vorhergehenden *ἐκτίνων*. Dem Versmasse zuliebe musste er Formen wie *δέδωκας*, *δέδωκε*, *δίδωσι*, *δόντος*, *δῶ*, *δοίη* (*δίκην*) gebrauchen (El. 953, Andr. 1053, 52, 842, 1074, Iph. A. 384, El. 269, Or. 577). Auch *δοῦναι δίκην* scheint er dem *τῖσαι δίκην* vorgezogen zu haben (Andr. 1108, Hek. 853, Herakl. 887, 971, Bakch. 489, Or. 614). Dagegen könnte er Tro. 867 *ἔτισε* für *ἔδωκε* (*δέδωκε*), dann *τίνοντα* für *διδόντα* Andr. 1004, 1163, Or. 873, vor allem aber das Fut. *τίσω* (El. 977), *τίσεις* Alk. 731, Herc. 740, Or. 1597, *τίσει* Bakch. 847, fragm. 1131, 5, Herakl. 1025, Kykl. 422, Or. 1134, Med. 1298, *τίσετ᾽* Jon 445, *τίσουσιν* Hek. 803, *τίσειν* Kykl. 693, fragm. 564, 3, *τίσουσα* Jon 1281 für die entsprechenden Formen von *δώσω* geschrieben haben. Hek. 1024 wird *δώσεις δίκην* durch das vorhergehende *δέδωκας* geschützt, wenn dieses richtig überliefert ist. — Alk. 1098 haben L P *ἄντομαι* bewahrt, während die anderen Handschriften *αἰτοῦμαι* geben. Der Vers lautet

μή, πρός σε τοῦ σπείραντος ἄντομαι Διός.

Man wird im fünften Fusse das schwerfällige *αἰτοῦμαι* gerne missen. Aus dem gleichen Grunde aber wird man auch ebd.

1042 *γυναῖκα δ', εἴ πως ἔστιν, ἄντομαί σ', ἄναξ*
308 *μὴ δῆτα δράσῃς ταῦτά γ', ἄντομαί σ' ἐγώ*
Med. 336 *μὴ δῆτα τοῦτό γ', ἀλλά σ' ἄντομαι, Κρέον*

für *αἰτοῦμαι* erwarten. Erhalten hat sich *ἄντομαι* unter dem Einflusse des Metrums Med. 709 *ἀλλ' ἄντομαί σε τῆσδε πρὸς γενειάδος*, Androm. 921 *ἀλλ' ἄντομαί σε Δία καλοῦσ' ὁμόγνιον*. — Hipp. 895 geben die Handschriften *ἢ γὰρ Ποσειδῶν αὐτὸν εἰς Ἅιδου δόμους θανόντα πέμψει*, nur A hat *πύλας* für *δόμους*. Ebenso geben L P (mit Christ. pat. 878. 1505. 1537) Med. 1234 *κόρη Κρέοντος, ἥτις εἰς Ἅιδου δόμους*, während die übrigen *πύλας* haben. Elmsley hat zu dieser Stelle dargethan, dass *δόμους* richtig ist. Alk. 98 liest man in allen Handschriften

πυλῶν πάροιθε δ' οὐχ ὁρῶ
πηγαῖον ὡς νομίζεται
χέρνιβ' ἐπὶ φθιτῶν πύλαις.

Der Gen. der ersten Deklination in *ῶν* ist nicht beliebt bei den Tragikern und *πυλῶν* ist ohnedies unschön vor *πύλαις*. Es muss also *δόμων πάροιθε* heissen. Umgekehrt erwartet man Med. 382 *δόμους ὑπερβαίνουσα καὶ τεχνωμένη πύλας* für *δόμους*, vgl. Alk. 829 (und 795) *τάσδ' ὑπερβαλὼν πύλας*. El. 342 ist nicht bloss wegen der Wiederholung des Wortes *δόμους* für *πύλας* zu setzen. — Hek. 820 haben nur die Handschriften A a

τί οὖν ἔτ' ἄν τις ἐλπίσαι πράξειν καλῶς;

erhalten. Die übrigen geben *πῶς οὖν*. Auf dieses Bestreben den Hiatus bei *τί οὖν* und *τί οὐ* zu beseitigen, habe ich schon Beitr. I S. 536 hingewiesen und IV S. 422 für Jon 1342 die Aenderung von *πῶς οὖν* in *τί οὖν* gefordert. Auch Med. 1376

πῶς οὖν; τί δράσω; κάρτα γὰρ κἀγὼ θέλω

und Hipp. 598 *πῶς οὖν; τί δράσεις, ὦ παθοῦσ' ἀμήχανα;*

erscheint *τί οὖν* als stilgerechter. Einen weiteren Beleg bietet Hek. 1208

> πῶς, ὅτ' ηὐτύχει
> Τροία, πέριξ δὲ πύργος εἶχ' ἔτι πτόλιν,
> ἔζη τε Πρίαμος Ἕκτορός τ' ἤνθει δόρυ,
> τί δ' οὐ τότ' . . ἔκτεινας;

Hier wird mit *τί* das am Anfang des Satzes stehende *πῶς* wieder aufgenommen, *δέ* ist also nicht am Platze und nur zur Beseitigung des Hiatus eingefügt worden. Wenn man Andr. 449

> ὦ πᾶσιν ἀνθρώποισιν ἔχθιστοι βροτῶν
> Σπάρτης ἔνοικοι, δόλια βουλευτήρια,
> ψευδῶν ἄνακτες, μηχανορράφοι κακῶν,
> ἑλικτὰ κοὐδὲν ὑγιές, ἀλλὰ πᾶν πέριξ
> φρονοῦντες, ἀδίκως εὐτυχεῖτ' ἀν' Ἑλλάδα.
> τί δ' οὐκ ἐν ὑμῖν ἐστιν;

für *εὐτυχεῖτ' ἀν' Ἑλλάδα* wie anderswo (vgl. II S. 487, IV S. 429) *εὐκλεεῖς ἀν' Ἑλλάδα* erwartet, so muss es im folgenden *τί οὐκ* geheissen haben. Ebenso wird anderswo dieser legitime Hiatus herzustellen sein. Nebenbei bemerkt, dürfte auf diese Weise auch Hom. K 544 zu verbessern sein:

> εἴπ' ἄγε μ', ὦ πολύαιν' Ὀδυσεῦ, μέγα κῦδος Ἀχαιῶν,
> ὅππως τούσδ' ἵππους λαβέτην καταδύντες ὅμιλον
> Τρώων; ἤ τίς σφωε πόρεν θεὸς ἀντιβολήσας;
> αἰνῶς ἀκτίνεσσι ἐοικότες ἠελίοιο.

Eine Erklärung *ἐοικότες* scil. *εἰσίν* ist von vornherein bedenklich. Ohnedies fehlt die Verbindung. Eine Handschrift gibt *ἐοικότας*, aber es ist offenbar *ἐοικότε* zu schreiben. — Med. 282 geben die Handschriften BEa *παραμπέχειν*, LP *παραμπίσχειν*. Für die Form *ἀμπέχω* tritt Elmsley zu Med. 1159 (1128) ein. Demnach ist Hel. 853, wo LG *καταμπίσχουσιν* geben, *καταμπέχουσιν* und Suppl. 165 *ἀμπέχειν* oder vielmehr *ἀμπισχεῖν* für *ἀμπίσχειν* zu setzen. Die Form des Imperfekts ist *ἠμπεῖχον*, *ἠμπειχόμην* (wie *ἠνειχόμην*). Die Form *ἠμπείχετο* findet sich Plat. Phaed. 87 C, wo geringere Handschriften *ἠμπίσχετο* geben. Darnach ist Protag. 320 E, wo auch das Imperfekt nötig ist, *ἠμπεῖχεν* für *ἤμπισχεν* zu lesen. Aristoph. Thesm. 165 ist

ἠμπείχετο für ἠμπέσχετο von Buttmann hergestellt worden. Die gleiche Form ἠμπείχετο ist Med. 1159 für ἠμπέσχετο zu schreiben, da das Imperf. passender ist als der Aor. Der Aor., welcher Jon 1159 ἤμπισχεν lautet, sollte ἠμπέσχεν heissen. So geben Aristoph. Ekkl. 540 die Handschriften ἠμπισχόμην, aber ἠμπεσχόμην hat sich bei Bekk. Anecd. p. 381, 25 erhalten. Ebenso ist Ri. 893 περιήμπεσχεν (vielmehr περιημπέσχεν) nur noch im Ravennas vorhanden. Der Konjunktiv Aor. Med. ἀμπίσχῃ findet sich Iph. A. 1438. Das Participium ἀμπισχών ist Aristoph. Frö. 1063 im Ravennas erhalten (die anderen haben ἀμπίσχων) und Hipp. 193, wo die Handschriften ἀμπί-σχων oder ἀμπίσχον geben, ebenso wie Tro. 14 und 1148 herzustellen. Aristoph. Lys. 1156 hat ἠμπέσχον für ἤμπισχον Blaydes geschrieben. Aber den Imper. Aor. ἀμπίσχετε Wesp. 1153 hat derselbe Blaydes in ἄμπισχε σέ verdorben. Vgl. ebd. 1150 u. Ekkl. 332. Das Fut. ἀμφέξει findet sich Kykl. 344. Die Uebereinstimmung der besten Handschriften spricht also dafür, dass ἀμπίσχω sein Dasein nur falscher Analogie verdankt und aus den Aoristformen entstanden ist wie ἀλκάθω, ἀμυνάθω. Schon Buttmann Gramm. II 143 hat, wie ich sehe, darauf hingewiesen; man hat aber seine Theorie ausser Acht gelassen, weil man zwischen der Ueberlieferung der guten und der geringeren Handschriften nicht unterschied. An Einer Stelle widerstrebt ἀμπίσχομαι der Verwandlung in ἀμπέχομαι Hel. 422, aber der Text dieser Stelle ist überhaupt zweifelhaft, es könnte jedoch sehr gut ἠμπεσχόμην geheissen haben. In ähnlicher Weise hat falsche Analogie, nämlich der Schein der Reduplikation γεγώνω zu einer Perfektform gemacht und Formen wie γέγωνα, γεγωνώς hervorgebracht. Berechtigung haben nur die Formen γεγώνω, γεγώνειν (γεγωνέμεν), γεγώνων, ἐγέγωνον (γέγωνον), ἐγέγωνε (γέγωνε) und das Adjektiv γεγωνός. Das Fut. lautet γεγωνήσω. Daraus darf man ebensowenig auf γεγωνεῖν, ἐγεγώνευν schliessen wie von ἀλεξήσω auf ἀλεξεῖν. Die richtigen Formen von γεγώνω hat bei Homer Nauck hergestellt, nur hat er noch M 337 γεγωνεῖν stehen lassen, wenn auch nach Aristarchs Lehre (ὡς γὰρ ἐνόεον καὶ

φίλων, οὗτος καὶ ἐγγόνων ἔφη), doch inkonsequent. In dem formelhaften Verse *ἥκεν δὲ διαπρέπων Δαναΐδαι γεγονώς* hat Nauck *γεγονώς* geschrieben, es kann auch *γεγώνων* geheissen haben.

Was die übrigen Handschriften anlangt, sei nur bemerkt, dass E (Par. 2712) an einigen Stellen allein das Richtige erhalten hat, so Hipp. 750 *ἵνα βιόδωρος* d. i. *ἵν' ἁ βιόδωρος* (die übrigen *ἵνα* oder *ἵν' ὀλβιόδωρος*) und 387 *προγνοῦσ'* (die anderen *φρονοῦσ'*). In C (Havn. 417) fehlt ebd. 817 nach *πόνων* das interpolierte *ὤν*, was freilich nur Zufall sein kann. Ob man sich deshalb für 868

ἐμοὶ μὲν οὖν
ἀβίοτος βίου τύχα πρὸς τὸ κρανθὲν εἴη τυχεῖν

für die Aenderung *ἀβίοτον .. τύχαν* auf cod. C berufen darf, welcher *ἀβίοτον .. τύχαν* bietet, ist zweifelhaft. Jedenfalls erfordert der Zusammenhang für *εἴη* ein Wort, welches Besorgnis ausdrückt, und einen richtigen Sinn gewinnen wir mit:

ἐμοὶ μὲν οὖν
ἀβίοτον βίου τύχαν πρὸς τὸ κρανθὲν ἐλπὶς τυχεῖν.

Die Vergleichung der handschriftlichen Ueberlieferung an verschiedenen Stellen wird auch sonst auf manche Fehler führen, über welche man ausserdem wegliest. Herc. 242 geben L G *ἐπειδὰν δ' ἐσκομισθῶσιν πόλει* (nämlich *δρυὸς κορμοί*). Ebenda 850 liest man *οὗ σέ μ' εἰσπέμπεις δόμους*. Hec. 1148 *μ' εἰσάγει δόμους*, dagegen Alk. 1112 *αὐτὴν εἴσαγ', εἰ βούλει, δόμοις* in allen Handschriften; nur eine Abschrift von L (Marc. IX 10) gibt *δόμους*. So wird wohl auch in der ersten Stelle der Acc. *πόλιν* zu setzen sein. Umgekehrt muss Hel. 1566 *φέροντές τ' εἰσέθεντο σέλματα* wohl *σέλμασι* geschrieben werden.

Nachträge.

Zu I S. 521 ff. Med. 1351 hat Brunck *μακρὰν ἂν ἐξέτεινα* in *μακράν γ᾽ ἂν ἐξέτεινα* verändert mit der Bemerkung: sic euphoniae, non metri gratia scribendum. Elmsley erwidert darauf: de particula *γὲ* post syllabam longam in *ν* desinentem euphoniae causa addita dixit Brunckius etiam ad Soph. O. T. 1415 et alibi. Sed id non nisi Argentorati factum arbitror. Aber nicht bloss in Strassburg spukte diese Forderung einer eingebildeten Euphonie, sondern eine grosse Anzahl von Fehlern der handschriftlichen Ueberlieferung ist auf diesen Gebrauch, die Längung einer Silbe durch ein *τ᾽* oder *γ᾽* oder *δ᾽* zu unterstützen, zurückzuführen, wie ich bereits in meiner A. Soph. em. p. 27 an einer Reihe von Beispielen gezeigt habe. So ist auch an der erwähnten Stelle in einer Handschrift (E) *μακρὰν δ᾽* überliefert und Iph. A. 664 *μακρὰν ἀπαίρεις* in L von dem corrector in *μακράν γ᾽ ἀπαίρεις* verändert. Man schrieb aber nicht bloss *βίαν τ᾽ ἐμοῦ* für *βίαν ἐμοῦ*, sondern auch *πῶς γ᾽ ἂν* für *πῶς ἂν* oder *Ζεύς τ᾽ ἂν* für *Ζεὺς ἄν*. Soph. O. T. 265 gibt La von erster Hand *κἀπὶ πάντ᾽ ἀφίξομαι* d. i. *κἀπὶ πᾶν τ᾽ ἀφίξομαι*. Bei seinem feinen Sprachgefühl hat Nauck darin *κἀπὶ πᾶν ἀφίξομαι* als ursprüngliche Lesart erkannt. Aber die neuesten Herausgeber schreiben wieder *πάντ᾽* und Jebb thut der Emendation von Nauck gar keine Erwähnung. Zufällig bietet sich die vollste Bestätigung für *πᾶν* in der handschriftlichen Ueberlieferung von Eur. Hipp. 284, wo die eine Klasse der Handschriften *εἰς πᾶν ἀφῖγμαι*, die andere (L P) *εἰς πάντ᾽ ἀφῖγμαι* gibt. Mag immerhin die Fajjumer Handschrift *πάντ᾽* haben, was nicht sicher ist, so muss doch abgesehen von den Forderungen des Sprachgefühls das einfache Gesetz, dass in solchen Fragen das minder Gewöhnliche den Vorzug vor dem Naheliegenden und Geläufigen hat, die Lesart *πᾶν* als sicher erweisen. Vgl. Xen. Anab. III 1, 18 *ἆρ᾽ οὐκ ἂν ἐπὶ πᾶν ἔλθοι*. Alk. 1132 haben L P sogar *πάνθ᾽ ὅσαπερ* für *πᾶν ὅσονπερ*. Med. 1121 bieten Handschriften *ὦ δεινὸν ἔργον παρανόμως τ᾽ εἰργασμένον* für *παρανόμως εἰργα-*

σμίνῃ. Dieses *τ'* darf nicht verleiten die Lesart *παράνομόν τ'* zu bevorzugen. Ebenda 1156 und 1194 geben L P das richtige *ὡς ἐσεῖδε*, *δὶς τόσως*, die andere Klasse hat *ὅσα* (oder *ὡς τ'*) *ἐσεῖδε* und *δὶς τόσως τ'*. 1094 bieten alle *οἱ μὲν τ' ἄτεκνοι* für *οἱ μὲν ἄτεκνοι*. Die Fälle sind überaus häufig und die Beachtung dieser handschriftlichen Unart wird noch manchen Fehler auszumerzen vermögen. Med. 1150 *ὀργάς ἀφῄρει καὶ χόλον νεάνιδος* geben L P *ὀργάς τ'*, was auch Prinz aufgenommen hat. Die Sonderung der Begriffe *ὀργάς* und *χόλον* ist ungeeignet. Alk. 602 lautet die Ueberlieferung:

ἐν τοῖς ἀγαθοῖσι δὲ πάντ' ἔνεστιν σοφίας.

Dieses *πάντ'* widerspricht dem Sprachgebrauche, vgl. Thuk. VII 55 *οἱ Ἀθηναῖοι ἐν παντὶ δὴ ἀθυμίας ἦσαν*. Demosth. III 3 *εἰς πᾶν προελήλυθεν μοχθηρίας τὰ παρόντα*. Herod. VII 118 *ἐς πᾶν κακοῦ ἀπίκατο*. Plat. Rep. 579 B *ἔτι ἂν μᾶλλον ἐν παντὶ κακοῦ εἴη*. Sicherlich also hat es ursprünglich *πᾶν ἔνεστιν σοφίας* geheissen. Was hier durch den Sprachgebrauch sicher gestellt wird, das wird Med. 620

ὡς πάνθ' ὑπουργεῖν σοί τε καὶ τέκνοις θέλω

durch den Sinn erwiesen. Die Handschriften Ea K geben *πᾶν θ'* und *πᾶν ὑπουργεῖν* („jeglichen Dienst leisten") drückt die volle Bereitwilligkeit des Jason mehr aus als *πάνθ' ὑπουργεῖν* („alle Bedürfnisse darbieten").

Die Verkennung der im zweiten Teil behandelten Methode der Textkritik hat manche stilwidrige Konjektur zur Folge gehabt. So will man Soph. O. T. 709 *βρότειον οὐδὲν μαντικῆς ἔχον τέχνης* mit *τέκμαρ* oder *τέλος* einige Buchstaben der Ueberlieferung retten, während nur *μαντικὴν ἔχον τέχνην* oder *μαντικῆς ἔχον μέρος* annehmbar ist. Entweder hat der Einfluss von *οὐδέν* den Acc. in den Gen. verwandelt — nach der im ersten Abschnitt behandelten Methode — oder es ist *τέχνης* unter der Nachwirkung von *μαντικῆς* an die Stelle von *μέρος* getreten. Die letztere Annahme scheint den Vorzug zu verdienen. Med. 1201 geben die einen Handschriften (B E a) *γναθμοῖς ἀδήλοις φαρμάκων*, die anderen (L P) *γναθμοῖς ἀδήλων*

φαρμάκων. Das Scholion zu *γναθμοῖς ἀδήλοις*: *αἱ δὲ σάρκες τῶν γνάθων κατέρρεον ὑπὸ τῶν ἀδηλοποιῶν φαρμάκων. δοτική δὲ ἀντὶ τῆς γενικῆς γράφεται* scheint eine doppelte Lücke zu haben: *δοτικὴ δέ ἀντὶ τῆς γενικῆς* ⟨*καὶ γενικὴ ἀντὶ τῆς δοτικῆς*⟩. *γράφεται* ⟨*γναθμῶν ἀδήλοις φαρμάκοις*⟩, so dass die beiden handschriftlichen Lesarten *γναθμοῖς ἀδήλων φαρμάκων* und *γναθμῶν ἀδήλοις φαρμάκοις* gemeint sind. Man sieht hieran, wie die Umgebung den Text beeinflusst. In Herc. 177

Διὸς κεραυνὸν δ' ἠρόμην τέθριππά τε

ist *ἠρόμην* unbrauchbar, weil Amphitryon jetzt den Wetterstrahl des Zeus zum Zeugen anruft. Die treffliche Emendation von Reiske *δεῦρό μοι* ist wie so viele andere ältere Emendationen unbeachtet geblieben. Es muss aber dann *Διὸς κεραυνέ, δεῦρό μοι* heissen. Naturgemäss wurde, als *δεῦρό μοι* zu *δ' ἠρόμην* geworden war, *κεραυνέ* in *κεραυνόν* verwandelt. Herc. 1351 ist infolge falscher Auffassung des Zusammenhangs *ἐγκαρτερήσω βίοτον* in das gerade Gegenteil *ἐγκαρτερήσω θάνατον* verändert worden. In solchen Fällen kann die Buchstabenkritik nichts helfen. An der Herstellung von Hipp. 1014

ἀλλ' ὡς τυραννεῖν ἡδὺ τοῖσι σώφροσιν;
ἥκιστά γ', εἰ μὴ τὰς φρένας διέφθορεν
θνητῶν ὅσοισιν ἁνδάνει μοναρχία

hat man verschiedene Versuche gemacht. Ich sehe nicht, wie der logische Zusammenhang gewonnen werden soll, wenn man nicht kurzweg *μάλιστα* für *ἥκιστα* setzt. Man dachte nur daran, dass das *τυραννεῖν ἡδύ* zurückgewiesen werden soll, und machte deshalb *ἥκιστα* aus *μάλιστα*, ohne den folgenden Satz zu beachten. Hiket. 862

ἥκιστα δ' ὄλβῳ γαῦρος ἦν· φρόνημα δὲ
οὐδέν τι μεῖζον εἶχεν ἢ πένης ἀνήρ,
φεύγων τραπέζας ὅστις ἐξογκοῖτ' ἄγαν
τἀρκοῦντ' ἀτίζων· οὐ γὰρ ἐν γαστρὸς βορᾷ
τὸ χρηστὸν εἶναι, μέτρια δ' ἐξαρκεῖν ἔφη.

hat wohl der Gedanke an *μέγα, μεῖζον φρονεῖν* eingewirkt. Denn das folgende *φεύγων τραπέζας κτέ.* zeigt, dass nicht von

dem *φρόνημα*, sondern von dem *θοίνημα* oder vielmehr *θοίναμα* die Rede sein muss.

Die Methode, welche Fehler wie *δέξαι δὲ χώρᾳ καὶ δόμοις* (für *δόμων*) *ἐφέστιον* (Med. 713) beseitigt, gestattet uns auch einer Schwierigkeit Herr zu werden, welche Androm. 16 bisher unbeachtet geblieben ist. Der Schauplatz der Handlung wird in der Hypothesis richtig angegeben: *ἡ μὲν σκηνὴ τοῦ δράματος* ⟨*ὑπό*⟩*κειται ἐν Φθίᾳ*. Die Angabe ist gemacht nach V. 16

> *Φθίας δὲ τῆσδε καὶ πόλεως Φαρσαλίας*
> *σύγχορτα ναίω πεδία.*

Nach dem Scholion *Θεσσαλίας πόλεις αὗται*, auch nach dem anderen: *καὶ ἡ Φαρσαλία πόλις ἐστὶ τῆς Φθιώτιδος μοίρας. μητρόπολις γάρ ἐστιν ἡ Φθία πλειόνων πόλεων. ὡς ἀπὸ μέρους οὖν τὸ πᾶν κτέ.* soll Phthia als Stadt betrachtet werden. Das steht aber in Widerspruch mit den weiteren Angaben des Stückes, nach denen nicht eine Stadt, sondern das Thetideion (20) ausserhalb einer Stadt den Schauplatz bildet. Da nun bekanntlich besonders im Prolog mit *ὅδε* auf den Schauplatz der Handlung hingewiesen wird, kann man bei *Φθίας τῆσδε* nur an die Gegend denken und ist Phthia wie häufig mit *Φθιῶτις* gleichbedeutend. Zur Erklärung der Dazwischenkunft des Peleus und des Umstandes, dass bald nach dem Abgange der Sendbotin (90) der altersschwache Peleus erscheint, dient die Angabe, dass das Thetideion in der Nähe (*σύγχορτα*) von Pharsalos liegt, wo Peleus herrscht (22 f.). Ausserdem erwarten wir bei *σύγχορτος* den Dativ wie frg. 179 *Οἰνόῃ σύγχορτα ναίω πεδία ταῖς τ' Ἐλευθεραῖς*, Aesch. Hik. 5 *χθόνα σύγχορτον Συρίᾳ*. In Herc. 371 *σύγχορτοί θ' Ὁμόλας ἔναυλοι* bezieht sich *σύγχορτοι* auf die vorher genannte Gegend: *Πηλιάδων θεράπναις σύγχορτοι*. Wenn also Phthia als das Land, wo das Thetideion in der Nähe der Stadt Pharsalos liegt, bezeichnet werden soll, muss der Text ursprünglich gelautet haben:

> *Φθίας δὲ τῆσδε τῇ πόλει Φαρσαλίᾳ*
> *σύγχορτα ναίω πεδία.*

Dem *Φθίας τῆσδε* ist also das folgende *τῇ πόλει Φαρσαλίᾳ*

adaptiert worden. Jon 551 haben L P *ἐν τῷ* für *ἔν του* (in domo alicuius). Darnach ist wohl auch Andr. 1280

κἄτ' οὐ γαμεῖν δῆτ' ἔκ τε γενναίων χρεὼν
δοῦναί τ' ἐς ἐσθλούς

zu behandeln. Allerdings findet sich *ἣν σὴν εἰς ἔμ' εὔνοιαν διδῷς* Hel. 1425, *ἴσα δ' ἔς τε τὸν ὄλβιον τόν τε χείρονα δῶκ' ἔχειν οἴνου τέρψιν ἄλυπον* Backh. 421, *χάριν ἀχάριτον ἐς θεοὺς διδοῦσα*, aber in diesen Stellen wirkt der Begriff der Zuneigung, welcher in *εὔνοιαν* und *χάριν* sowie auch in *ἴσα* („in gleicher Weise zugethan") liegt, auf die Konstruktion ein, so dass damit das ganz ungewöhnliche *δοῦναί τ' ἐς ἐσθλούς* nicht gerechtfertigt wird. Ich glaube deshalb, dass es ursprünglich *ἐς ἐσθλῶν* geheissen hat.

Wenn von einer Sache länger die Rede ist, kann der Einfluss der erweckten Vorstellungen und das Vorschweben der betreffenden Ausdrücke eine unwillkürliche Alteration des Textes zur Folge haben. Im Prolog der Phönissen erzählt Jokaste, wie ihre Hand ausgeboten wurde: *τἀμὰ κηρύσσει λέχη, ὅστις σοφῆς αἴνιγμα παρθένου μάθοι, τούτῳ ξυνάψειν λέκτρα.* Dann heisst es V. 59 von Oedipus

μαθὼν δὲ τἀμὰ λέκτρα μητρῴων γάμων·

Der Ausdruck *τἀμὰ . . γάμων* ist stilwidrig und nur gezwungen erklärt man *μητρῴων γάμων* als gen. def. oder wie Matthiae *μαθὼν δὲ τὰ ἐμὰ λέκτρα μητρῷα sive μητρὸς λέκτρα ὄντα*. Augenscheinlich ist unter der Einwirkung des Vorhergehenden *τἀμὰ λέκτρα* aus *τἀμπλάκημα* entstanden. So scheint ebd. 572

φέρ', ἢν ἕλῃς γῆν τήνδ', ὃ μὴ τύχοι ποτέ,
πρὸς θεῶν, τρόπαια πῶς ἀναστήσεις Διί;
πῶς δ' αὖ κατάρξῃ θυμάτων ἑλὼν πάτραν,
καὶ σκῦλα γράψεις πῶς ἐπ' Ἰνάχου ῥοαῖς;
„Θήβας πυρώσας κτέ"

das dritte *πῶς* den beiden vorhergehenden sein Entstehen zu verdanken. Valckenaer hat *κεἰς* oder *κἀς* für *καὶ* verlangt. Hermann gibt zu, dass man mit *δέλτον γράφειν* (Iph. A. 35) die überlieferte Lesart nicht verteidigen kann, glaubt aber

Tro. 1188 *τί καί ποτε γράψειεν ἄν σε μουσοποιὸς ἐν τάφῳ* dafür anführen zu können. Aber hier ist mit Recht von Dobree *σῷ* für *σε* hergestellt und der von Hermann angenommene Sinn de spoliis scribes ist wenig geeignet. Stellt man aber *κὰς σκῦλα* her, so erwartet man auch *ποῖ'* für *πῶς* und an *ποῖα* schliesst sich die folgende Inschrift *Θήβας πορθήσας κτέ.* appositionell weit besser an als an *πῶς*. — Nach einem Verbum der Bewegung erwartet man eine Präposition wie *εἰς* oder *πρός*. Dies scheint die Verderbnis ebd. 748

ἐλθὼν ἑπτάπυργον ἐς πόλιν
τάξω λοχαγοὺς πρὸς πύλαισιν

verursacht zu haben: denn *πόλιν* ist sinnlos (*γελοίως τοῦτό φησιν ὡς μὴ ὂν νῦν ἐν πόλει* Schol.). Musgrave hat dafür *κύκλον* vermutet: aber wahrscheinlich hat Euripides mit *ἑπτάπυργον ἔξοδον* ebenso den Aeschyleischen Ausdruck Sept. 271 *εἰς ἑπτατειχεῖς ἐξόδους τάξω μολών* verschönt wie ebd. 469 mit *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ* das Aeschyleische *ἁπλᾶ γάρ ἐστι τῆς ἀληθείας ἔπη*. Ebd. 1405 hat an

συμβαλόντε δ' ἀσπίδας
πολὺν ταραγμὸν ἀμφιβάντ' εἶχον μάχης

noch niemand Anstoss genommen und der s. g. konservative Kritiker wird jede Aenderung ablehnen. Wenn man aber weiss, dass auch sonst *πάλη* und *μάχη* vertauscht werden, so wird man vermuten, dass der Dichter mit *πάλης* sowohl das vorausgehende *ἀμφιβάντε* erklärt als auch das für das Folgende bezeichnende Wort gesetzt habe. Dafür wie sich unter dem Einflusse des vorhergehenden Inhalts leicht ein naheliegendes Wort einschleicht, bietet Phoen. 1167 ein sehr sprechendes Beispiel. An

ὥστ' ἐπάλξεων
λιπεῖν ἐρίπνας φυγάδας· ἀλλά νιν πάλιν
κυναγὸς ὡσεὶ παῖς σὸς ἐξαθροίζεται,
πύργοις δ' ἐπέστησ' αὖθις

hat auch noch niemand sich gestossen. Aber man sollte meinen, dass das Sammeln die besondere Thätigkeit der Jägers wäre.

Die Vergleichung hängt ebenso in der Luft wie Hek. 178 *ὥστ' ὄρνιν*, wenn nicht dort *θάμνου τοῦδ'* für *θάμβει τῷδ'* geschrieben wird (vgl. Aesch. Ag. 1315 *οὔτοι δυσοίζω θάμνον ὥστ' ὄρνις φόβῳ ἄλλως*). Es braucht nur bemerkt zu werden, dass es heissen muss „durch lauten Jägerruf" *βοῶν κυναγὸς ὡσεί*, vgl. Iph. T. 284 *καὶ βοᾷ κυναγὸς ὥς*, wo freilich *κἀπιθωΰσσει φίλῳ* der poetischen Sprache angemessener wäre. Es hat sich also das nach dem Vorhergehenden naheligende *πάλιν* eingeschlichen, welches durch das folgende *αὖθις* überflüssig gemacht wird. Zur Not lässt sich die Konstruktion ebd. 1288

> *πότερος ἄρα πότερον αἱμάξει,*
> *ἰώ μοι πόνων,*
> *ἰὼ Ζεῦ, ὦ γᾶ,*
> *ὁμογενῆ δέραν, ὁμογενῆ ψυχὰν*
> *δι' ἀσπίδων, δι' αἱμάτων;*

verständlich machen, da *ὁμογενῆ δέραν . . ψυχήν* nach bekannter Weise appositionell zu *πότερον* hinzutritt. Aber wer an die Sprache des Dichters gewöhnt ist, wird besonders in Rücksicht auf *δι' ἀσπίδων, δι' αἱμάτων* einen Ausdruck wie *θενών* vermissen. Vgl. Herakl. 738 *δι' ἀσπίδος θείνοντα πολεμίων τινά*. Sehr leicht konnte *πόνων* unter dem Einfluss von *ἰώ μοι* an die Stelle von *θενών* treten. Bei der Beziehung auf den einen Bruder ist *δι' ἀσπίδος* weit geeigneter: der Plural *ἀσπίδων* scheint unter der Einwirkung von *αἱμάτων* entstanden zu sein. Ebd. 1509

> *τίς Ἑλλὰς ἢ βάρβαρος ἢ*
> *τῶν προπάροιθ' εὐγενετᾶν*

rechtfertigt man den auffallenden Gebrauch von *Ἑλλάς* für *Ἕλλην* mit der Angabe des Antiatt. p. 97, 4 *Ἑλλάς· ὁ ἀνήρ. Σοφοκλῆς Αἴαντι Λοκρῷ.* Aber ich glaube, das Citat könnte ebenso gut *Σοφοκλῆς Τραχινίαις* lauten. Denn bei Trach. 1060 *οὔθ' Ἑλλὰς οὔτ' ἄγλωσσος οὔθ' ὅσην ἐγὼ γαῖαν καθαίρων ἱκόμην* könnte auch jemand *Ἑλλάς* im Sinne von *Ἕλλην* auffassen, während sich *γαῖα* aus *ὅσην ἐγὼ γαῖαν* ergänzt. Eine solche Stelle des Aias Lokros dürfte auch der unglaublichen Angabe

des Antiatticisten zugrunde liegen. In der Stelle des Euripides aber wird der nachfolgende Casus von *βάρβαρος* den Einfluss gehabt haben, dass *Ἑλλάδος* in *Ἑλλάς* verwandelt wurde.

Zu II S. 484 und III S. 485. Die öfters vorkommende Vertauschung von *οὐρανοῦ* und *αἰθέρος* scheint auch Phoen. 504

ἄστρων ἂν ἔλθοιμ' ἡλίου πρὸς ἀντολάς

vorzuliegen. Von den zahlreichen Versuchen diesen Vers in Ordnung zu bringen, kann nur die Vermutung von Schöne *ἡλίου τ' ἀναπτυχάς* auf besondere Beachtung Anspruch machen; nur scheint die Hervorhebung der Sonne neben den Gestirnen der Kraft des Ausdrucks zu schaden. In dem Citat des Stobaeus steht *αἰθέρος* für *ἡλίου*: sowohl *αἰθέρος* wie *ἡλίου* kann auf *οὐρανοῦ* zurückgeführt werden; die unrichtige Verbindung von *οὐρανοῦ* mit *ἀντολάς* statt mit *ἄστρων* musste verleiten *ἡλίου* dafür einzusetzen. Vielleicht ist auch Jon 1516 *ἆρ' ἐν φαενναῖς ἡλίου περιπτυχαῖς* nicht nach Badhams Vermutung *αἰθέρος*, sondern *οὐρανοῦ* für *ἡλίου* zu setzen.

Zu II S. 517. Im Orestes haben sich uns umfangreiche Interpolationen ergeben, welche auf Schauspieler zurückzuführen sind und, wie es scheint, damit zusammenhängen, dass das Stück in der späteren Zeit häufig aufgeführt wurde. Diese Ansicht hat eine neue Stütze erhalten durch eine gründliche und scharfsinnige Abhandlung von Aug. Grüninger, De Euripidis Oreste ab histrionibus retractata. Diss. von Basel 1898. Die in trochäischen Tetrametern abgefasste komische Scene 1506—1536, in welcher Orestes den feigen Phrygier vor seinem Schwerte tanzen lässt, hat schon den alten Aesthetikern Anstoss erregt: *ἀνάξια καὶ τραγῳδίας καὶ τῆς Ὀρέστου συμφορᾶς τὰ λεγόμενα* (*ἑπόμενα*?), bemerkt der Schol. zu V. 1512. Grüninger hat dargethan, dass diese Scene mit der übrigen Handlung nicht in Einklang steht. Der Grund, dass von Helena nicht der Ausdruck *φόνος* und *νεκρός* gebraucht werden kann, gilt jedenfalls in Bezug auf *νεκρός* 1536, denn *φόνος* könnte 1534 auf die Absicht des Mordes gehen. V. 1544 ist für *φόνον* wohl

nach jüngeren Handschriften *πόνον* zu schreiben. Durch Beseitigung dieser Scene werden die V. 1503—1505 zwecklos. Grüninger möchte dieselben, indem er

ξιφηφόρον γὰρ εἰσορῶ πρὸ δωμάτων
φαίνοντ' Ἀτρείδην ἐπτοημένῳ ποδί

schreibt, an die Stelle der gleichfalls zu beseitigenden Tetrameter 1519—1553 setzen. Das ist unmöglich wegen *πρὸ δωμάτων*, et müsste *πρὸς δώματα* und wohl auch *ὁρμώμενον* heissen. Mit der Scene 1506—1536 müssen also auch die V. 1503—1505, welche die Scene einleiten, fallen. Eine zweite sich über das ganze Stück ausdehnende Interpolation knüpft sich an die Rolle des Pylades. Grüninger weist zunächst auf den mangelnden Abschluss der Handlung vor dem Auftreten des deus ex machina und auf die Beobachtung Hermanns hin, dass zwischen 1617 und 1618 der Zusammenhang fehlt. Die V. 1618—20 widersprechen der Handlung insofern, als nach V. 1150 ff. die Anzündung des Atridenpalastes nur erfolgen soll, wenn keine Rettung möglich ist, und Orestes und Elektra unter den Trümmern desselben einen ehrenvollen Tod suchen wollen. In dem folgenden V. 1621

ὦ γαῖα Δαναῶν ἱππίου τ' Ἄργους κτίται

wird gewöhnlich *κτίται* nach dem Schol. *οἰκήτορες* auf die Einwohner von Argos bezogen. Mit Recht erklärt sich Grüninger gegen diese willkürliche Deutung des Wortes *κτίτης* und versteht unter *Ἄργους κτίται* die Götter, welche Argos gegründet haben. Aber von den Göttern passt der Vers

οὐκ εἶ' ἐνόπλῳ ποδὶ βοηδρομήσετε;

schon wegen *ἐνόπλῳ* nicht, da die Götter keiner Waffen bedürfen; auch *γαῖα Δαναῶν* kann dann nicht aufgefordert werden zu Hilfe zu kommen. Ueberhaupt kann Menelaos, nachdem er sich der Gewalt gefügt hat, nur in ohnmächtiger Wut das Land und die Gründer von Argos zu Zeugen des empörenden Verfahrens von Orestes auffordern. Man erwartet also nach Tilgung des V. 1622 in V. 1623:

ὡς πᾶσαν ὑμῶν ὅδε βιάζεται πόλιν κτλ.

Den ungeschickten V. 33, welcher den Pylades als Helfer bei der Ermordung des Aegisthos und der Klytämestra bezeichnet, hat bereits Herwerden getilgt. Die V. 405 f., welche die gleiche Aussage enthalten, beseitigt Grüninger, weil sie den Zusammenhang unterbrechen. Damit fällt die Erwähnung des Pylades vor seinem Auftreten 725 hinweg. Ferner stehen die V. 765, 767 von der Verbannung des Pylades in Widerspruch mit 1075—77. Mit 765 und 767 muss die Partie 763—71 als fremde Einlage beseitigt werden. Der Grund dieser Interpolation wird in der Absicht gefunden, die zweite Reise des Pylades nach Argos zu motivieren. Denn wenn er bei der Ermordung des Aegisthos beteiligt gewesen und jetzt von Phokis nach Argos gekommen sein soll, so muss er unterdessen in die Heimat zurückgekehrt sein. Es ist bezeichnend, dass die zwei Verse 1224 und 1535, welche gleichfalls von der Teilnahme des Pylades handeln, schon aus anderen Gründen sich als unecht erweisen: der erstere V. ist bereits von Hermann und Nauck als späterer Zusatz erklärt worden und 1535 fällt mit der ganzen Scene 1503—36 hinweg. Wir müssen deshalb auch gegen die beiden anderen Zusätze der Art 1074 und 1089 Verdacht hegen. In den V. 1073 ff.:

> *ΟΡ. οὐκ ἔκτανες σὺ μητέρ', ὡς ἐγὼ τάλας.*
> *ΠΥ. σὺν σοί γε κοινῇ· ταὐτὰ καὶ πάσχειν με δεῖ.*
> *ΟΡ. ἀπόδος τὸ σῶμα πατρίδι, μὴ συνθνῄσκέ μοι.*

befremdet zunächst die Form *σὺν σοί γε κοινῇ*, wofür man *κοινῇ μὲν οὖν σοί* erwartet. Vor allem aber erregt der Uebergang von 1074 zu 1075 Anstoss, welcher wegfällt, wenn nach Beseitigung von 1074 der Satz *οὐκ ἔκτανες κτλ.* in ein causales Verhältnis zu der Aufforderung *ἀπόδος κτλ.* gesetzt wird wie etwa in Phoen. 99 *ἀλλ' οὔτις ἀστῶν τοῖσδε χρίμπτεται δόμοις, κέδρον παλαιὰν κλίμακ' ἔκπερα ποδί* oder ebd. 1714 *ἰδοὺ πορεύομαι, τέκνον, σύ μοι ποδαγὸς ἀθλία γενοῦ.* Auch den V. 1089

> *καὶ συγκατέκτανον γάρ, οὐκ ἀρνήσομαι,*
> *καὶ πάντ' ἐβούλευσ' ὧν σὺ νῦν τίνεις δίκας·*
> *καὶ ξυνθανεῖν οὖν δεῖ με σοὶ καὶ τῇδ' ὁμοῦ*

will Grüninger mit der Beeinflussung des Orestes die That zu begehen erklären. Von der Rühmlichkeit der That hat Pylades eine solche Vorstellung, dass *οὐκ ἀρνήσομαι*, welches eine Schuld zugesteht, sich als unpassend erweist. Czwalina hat den zweiten Vers als Interpolation erklärt, wir werden lieber den ersten weglassen. Eher kann 1159 *καὶ πλησίον παρῆσθα κινδύνων ἐμοί* auf das jetzige Erscheinen des Orestes im kritischen Augenblick bezogen werden. Es bestätigt sich jetzt die Ausscheidung von 1236, welche ich schon früher (II S. 514) empfohlen habe. Die ganze Partie aber erhält folgende Gestalt, welche in der Personenverteilung etwas von der früheren abweicht:

> *ΠΥ. ὦ συγγένεια πατρὸς ἐμοῦ, κἀμὰς λιτάς,*
> *Ἀγάμεμνον, εἰσάκουσον· ἔκσωσον τέκνα.*
> *ΟΡ. ἔκτεινα μητέρ', ΗΛ. ἡψάμην δ' ἐγὼ ξίφους.*
> *[ΠΥ. ἐγὼ δ' ἐπεβούλευσα κἀπέλυσ' ὄκνου.]*
> *ΟΡ. σοί, πάτερ, ἀρήγων. ΗΛ. οὐδ' ἐγὼ προύδωκά σε.*
> *ΟΡ. οὔκουν ὀνείδη τάδε κλύων ῥύσῃ τέκνα;*
> *ΗΛ. δακρύοις κατασπένδω σ'. ΟΡ. ἐγὼ δ' οἰκτροῖσί γε.*
> *ΠΥ. παύσασθε κτέ.*

Diese Aufforderung des Pylades beweist, dass in den vorhergehenden Versen Pylades nicht am Gebete teilgenommen hat. Die Rolle des Pylades hat in ähnlicher Weise zu Einfügungen allerorten Anlass gegeben wie die in die Aulische Iphigenie eingeschwärzte Rolle des bambino Orestes. Deshalb glaube ich auch, dass die Erwähnung des Pylades in 1591 f. auszumerzen ist:

> *ΟΡ. οὐκ ἂν κάμοιμι τὰς κακὰς κτείνων ἀεί.*
> *ΜΕ. ἦ καὶ σύ, Πυλάδη, τοῦδε κοινωνεῖς φόνου;*
> *ΟΡ. φησὶν σιωπῶν. ἀρκέσω δ' ἐγὼ λέγων.*
> *ΜΕ. ἀλλ' οὔτι χαίρων, ἤν γε μὴ φύγῃς πτεροῖς.*
> *ΟΡ. οὐ φευξόμεσθα κτέ.*

Die Rolle des Pylades wird durch ein *κωφὸν πρόσωπον* gegeben; es müsste also die Antwort des Orestes *φησὶν σιωπῶν* bei den Zuschauern ein gelindes Lächeln hervorgerufen haben.

Ferner erwartet man, wenn inzwischen von Pylades die Rede ist, dass ἀλλ᾽ οὖν χώρειν auf diesen bezogen werde. Deshalb hat Paley φύγῃ verlangt und so bietet die Handschrift a: dagegen fordert wieder die Antwort des Orestes οὐ φευξόμεσθα die Beziehung auf diesen, also φύγῃς, wie die andern Handschriften geben, und damit die Tilgung von 1591 f.

Die II S. 517 vorgebrachte Beobachtung, dass ἦν als erste Person ein Wahrzeichen der Interpolation ist, befreit uns von einem lästigen Verse Hipp. 1012

μάταιος ἆρ᾽ ἦν, οὐδαμοῦ μὲν οὖν φρενῶν.

Damit wird eine Antwort auf eine rhetorische Frage gegeben, auf welche man keine Antwort erwartet.

Zu II S. 524 (und I S. 522, IV S. 421). Einen weiteren handschriftlichen Beleg zu der Vertauschung von Präsens- und Futur- oder Aoristformen bietet Med. 109, wo L P σπεύσατε, die anderen σπεύδετε geben. Die Wahl ist hier schwierig, denn auch das folgende φυλάσσεσθε kann nicht als Beweis für σπεύδετε dienen. Alk. 513

θάπτειν τιν᾽ ἐν τῇδ᾽ ἡμέρᾳ μέλλω νεκρόν

verlangt der III S. 471 f. festgestellte Sprachgebrauch der Tragiker θάψειν. Vgl. Hel. 1545, wo L G συνθάπτετε für συνθάψετε geben. Ebenso Phoen. 283

μέλλων δὲ πέμπειν μ᾽ Οἰδίπου κλεινὸς γόνος

πέμψειν. Vgl. Tro. 1018, Rhes. 955 wo die Handschriften zwischen πέμπειν und πέμψειν schwanken, und Soph. Phil. 1399, wo nur eine geringere Handschrift πέμψειν für πέμπειν gibt. Iph. A 670

οὔ πού μ᾽ ἐς ἄλλα δώματ᾽ οἰκίζεις, πάτερ;

ist nach der vorausgehenden Frage der Iphigenie und der Antwort des Agamemnon das Futur οἰκιεῖς weit passender als das Präsens. Androm. 311 hat Dobree σώσειν für σῶσαι hergestellt. Phoen. 783 schwanken die Handschriften wie zwischen προσευχόμεσθα und προσευξόμεσθα, so auch zwischen διασώζειν und διασῶσαι. Ebd. 560

πότερα τυραννεῖν ἢ πόλιν σῶσαι θέλεις;

gibt A allein σώσειν. Dem Sinn entspricht σῴζειν besser als σῶσαι. Kirchhoff hat σώσειν auf σῴζειν zurückgeführt, diese Aenderung aber nicht aufzunehmen gewagt.

Man wird solche Aenderungen nicht für unstatthaft halten, wenn man die grosse Zahl der von uns zur Charakteristik der Ueberlieferung angeführten Stellen würdigt, und wird sich nicht scheuen auch anderswo dem Sinne gerecht zu werden und z. B. Hom. Il. 16, 830 Πάτροκλ', ἦ που ἔφησθα πόλιν κεραϊζέμεν ἁμήν das vom Sinn und obendrein von dem nachfolgenden ἀξέμεν geforderte Fut. κεραϊξέμεν herzustellen. Ebd. 19, 62 τῷ κ' οὐ τόσσοι Ἀχαιοὶ ὀδὰξ ἕλον ἄσπετον οὖδας δυσμενέων ὑπὸ χερσὶν ἐμεῦ ἀπομηνίσαντος scheint, mag man dem Worte ἀπομηνίειν die eine oder die andere Bedeutung geben, der Sinn entschieden ἀπομηνίοντος zu fordern. Die Aoristform wurde gesetzt, weil die Länge des ι (2, 769 μήνιεν) nicht geläufig war.

Die Beobachtung dieser Untugend der Ueberlieferung dürfte Anlass sein bei manchen Stellen genauer zuzusehen, was der Sinn erfordert. Phoen. 81 ἐγὼ δ' ἔριν λύουσ' ὑπόσπονδον μολεῖν ἔπεισα παιδὶ παῖδα hat Valckenaer λύσουσ', Hek. 1197 ὃς γῆς Ἀχαιῶν πόνον ἀπαλλάσσων διπλοῦν Ἀγαμέμνονός θ' ἕκατι παῖδ' ἐμὸν κτανεῖν hat Nauck ἀπαλλάξων vermutet. Diese Auffassung geht nicht in die Tiefe. Die Nebenhandlung läuft neben der Haupthandlung her, das Präsens ist also an seiner Stelle. Wenn dagegen Hek. 1201 überliefert ist:

τίνα δὲ καὶ σπεύδων χάριν
πρόθυμος ἦσθα; πότερα κηδεύσων τινὰ
ἢ συγγενὴς ὢν ἢ τίν' αἰτίαν ἔχων;
ἢ σῆς ἔμελλον κτλ.

so scheint nach τίνα σπεύδων χάριν der passende Gedanke zu sein: „haben Dich Rücksichten auf einen Verschwägerten dazu bestimmt?“; dieser Gedanke aber fordert κηδεύων.

Wer an einzelnen Stellen haftet, wird die Notwendigkeit solcher Aenderungen zu bestreiten geneigt sein und sich mit einer notdürftigen Erklärung zufrieden geben. Wer aber die

ganze Ueberlieferung eines Schriftstellers wie Euripides überblickt, wird den Eigentümlichkeiten derselben die Mittel entnehmen, einem feineren Sprach- und Stilgefühl Rechnung zu tragen. Ich will noch einige Beispiele hiefür anführen. I S. 182 und II S. 508 habe ich auf die häufige Vertauschung von ὅ und ἅ, τοῦτο und ταῦτα, τόδε und τάδε aufmerksam gemacht. Besonders gern ist der gebräuchlichere Plural an die Stelle des Singular getreten. Einen recht lehrreichen Fall habe ich dort nicht angeführt. Hek. 998 *ΕΚ.* οἶσθ' οὖν ἃ λέξαι σοί τε καὶ παισὶν θέλω; Die Aenderung von ἃ würde jedermann ablehnen, wenn nicht die Antwort lautete: οὐκ οἶδα· τῷ σῷ τοῦτο σημανεῖς λόγῳ. Porson hat erkannt, dass dieses τοῦτο vorher ὃ fordert, wie in einer jüngeren Handschrift steht. Brunck hat es vorgezogen, ταῦτα für τοῦτο zu setzen, was mit der erwähnten Beobachtung nicht in Einklang steht. Wenn Hipp. 510 die Amme sagt:

ἦλθε δ' ἄρτι μοι γνώμης ἔσω,
ἅ σ' οὔτ' ἐπ' αἰσχροῖς οὔτ' ἐπὶ βλάβῃ φρενῶν
παύσει νόσου τῆσδε,

so beweist die folgende Frage der Phädra: πότερα δὲ χριστὸν ἢ ποτὸν τὸ φάρμακον; dass die Amme von einem bestimmten einzelnen Mittel gesprochen hat. Dieser Zusammenhang verlangt also den Singular ὅ. Ebd. 475

οὐ γὰρ ἄλλο πλὴν ὕβρις
τάδ' ἐστί, κρείσσω δαιμόνων εἶναι θέλειν

handelt es sich nur um Eines, die Gesinnung gegen die Gottheit (θέλειν κρείσσω εἶναι). Auch zu ἄλλο passt τόδε besser als τάδε. — Hek. 1107

συγγνώσθ', ὅταν τις κρείσσον' ἢ φέρειν κακὰ
πάθῃ, ταλαίνης ἐξαπαλλάξαι ζόης

befremdet der in dieser Weise ungewöhnliche intransitive Gebrauch von ἐξαπαλλάξαι. Man beruft sich dafür auf Hel. 302 σμικρὸς δ' ὁ καιρὸς ἄρτ' ἀπαλλάξαι βίον. Gibt man aber die Richtigkeit der Hermannschen Emendation σάρκ' ἀπαλλάξαι βίον

zu, so muss man auch in der Stelle der Hekabe *τάλαιναν σάρκ' ἀπαλλάξαι ζόης* erwarten. — Elmsley hat zu Eur. Med. 798 festgestellt, dass in der attischen Sprache mit *δυοῖν* regelmässig der Dual verbunden wird. In gleicher Weise heisst es bei Euripides Or. 1555 *δισσοῖν λεόντοιν*, Andr. 516 *δισσαῖν ἀνάγκαιν*, Phoen. 1263 *δισσοῖν τέκνοιν*, Hik. 146 *δισσοῖν κνωδάλοιν*. Man kann hiernach annehmen, dass es ursprünglich auch Med. 1395 *δισσοῖν τέκνοιν*, frg. 189 *δισσοῖν λόγοιν*, Hek. 124 *δισσοῖν μύθοιν*, 1051 *παίδοιν δισσοῖν*, auch Phoen. 1354 *διπτύχοιν παίδοιν*, Iph. T. 474 *οἵοιν διπτύχοιν νεανίαιν* geheissen hat. — Hipp. 31 geben die Handschriften A a B P *ναὸν Κύπριδος ἐγκαθίσατο*, E C L *ἐγκαθείσατο* (Nauck *καθίσατο* nach Hes. *καθίσατο· ἱδρύσατο* und *καθῖσαν· καθίδρυσαν*, Musgrave *καθείσατο*); Phoen. 1188 geben die Handschriften *ἔξω τάφρου καθεῖσεν Ἀργείων στρατόν*. L. Dindorf hat *καθῖσεν* hergestellt. Und Nauck Eur. Stud. II S. 1 bemerkt, dass der erste Aor. *καθεῖσα*, wo er sich bei den Attikern findet, nichts zu sein scheine als eine falsche Schreibung statt *καθῖσα* oder *ἐκάθισα*. Wir haben es hier augenscheinlich mit dem Brauch der Handschriften und Inschriften zu thun langes *ι* mit *ει* zu bezeichnen und dürfen den Vorschlag von J. C. Vollgraff stud. palaeogr. Leiden 1871 p. 33 f., überall *ἶσα* für *εἶσα* zu setzen, jedenfalls für die attischen Schriftsteller acceptieren. Demnach müssen wir Iph. T. 946, wo L *εἷσαν* wie an der angeführten Stelle des Hipp. *ἐγκαθείσαν* bietet, *ἶσαν* herstellen, Soph. O. K. 713 *ἵσας* für *εἵσας*, Thuk. III 58 *ἱσαμένων*. Und auch bei Herodot wird, wie in Uebereinstimmung mit *κάτισον* Cobet *ἐπίσας* verlangt hat (III 126 und VI 103), I 66 *ἱσάμενος* zu schreiben sein.

Mit den nunmehr zum Abschluss kommenden Studien wünsche ich gezeigt zu haben, dass der Erfolg der Textkritik nicht bloss von Geschmack, Kenntnis der Sprache, von Sprach- und Stilgefühl abhängt, sondern auch ein Sicheinleben in die Arten und Unarten der Ueberlieferung erfordert, welches auf Fehler aufmerksam macht, an denen man vorher achtlos vorüberging, und zum richtigen Heilverfahren anleitet. Wer

z. B. nicht die zahlreichen Fälle übersieht, an denen der Aor. von *ἄρω* dem Präsens von *αἴρω* oder *αἱρέω* hat weichen müssen, der mag Kykl. 131 *οἶσθ' οὖν ὃ δρᾶσον, ὡς ἀπαίρωμεν χθονός;* oder Tro. 342 *βασίλεια, βακχεύουσαν οὐ λήψῃ κόρην, μὴ κοῦφον αἴρῃ βῆμ' ἐς Ἀργείων στρατόν;* oder Plat. Prot. 319 C *ἕως ἂν ἢ αὐτὸς ἀποστῇ ὁ ἐπιχειρῶν λέγειν ἢ οἱ τοξόται αὐτὸν ἀφελκύσωσιν ἢ ἐξαίρωνται* (*ἐξέρωνται* cod. Clark.) für „grammatisch" tadellos erklären und die durch das Sprachgefühl geforderte Herstellung des Aor. ablehnen. An zahllosen Stellen sind Präsens und Futurum, sind Formen wie *πέμπειν* und *πέμψειν*, *μηνύω* und *μηνύσω*, *κτείνειν* (*κτανεῖν*) und *κτενεῖν* vertauscht worden: muss dann nicht *κτενεῖν ἔμελλε* hergestellt werden, wenn sich aus der Uebersicht der Fälle ergibt, dass der Gebrauch des Präsens bei *μέλλω* in der Bedeutung „ich bin im Begriffe" sich auf den Zwang des Versmasses beschränkt? Fast durchweg ist die jüngere Form *ἦν* an die Stelle der älteren *ἦ* getreten. Darf dann z. B. die Willkür der handschriftlichen Ueberlieferung hindern, *ποταμίῳ κώπᾳ* für *ποταμίᾳ κώπᾳ* herzustellen, nachdem festgestellt ist (Beitr. IV), dass Euripides in solchen Fällen den Wohllaut beachtet hat? Die Annahme einer Willkür des Dichters wird durch die Willkür der Handschriften ausgeschlossen. An endlos vielen Fällen sind die späteren Formen *σέσωσμαι*, *κλαυστός*, *καυστός* u. s. w. an die Stelle der älteren (ohne *σ*) getreten. Die grosse Zahl der Aenderungen darf nicht der Tradition der Grammatiker und den Spuren unverfälschter Ueberlieferung, die sich sei es in Handschriften sei es in Inschriften finden, im Wege stehen.[1]) An ausserordentlich vielen Stellen musste man nach dem Vorgange Elmsleys aus metrischen Gründen *ἀχεῖν* für *ἰαχεῖν* und *ἀχή* für *ἰαχή* herstellen. Die Cur. crit. p. 12 ausgesprochene Ansicht möchte ich nach wiederholter Erwägung und Vergleichung der Stellen in folgender Weise modificieren: Bei den Tragikern findet sich das epische Verbum *ἰάχω*,

[1]) Mit Recht hat man Thuk. III 54 *δεδραμένον* für *δεδρασμένον* hergestellt. Die Analogie könnte auch an *ἐδράθην* und *δρατέος* denken lassen.

häufiger *ἰαχέω, ἀχέω (ἠχέω)*, die Substantiva *ἰαχή, ἀχή (ἠχή)*. Tro. 829 entspricht *ἴαχον* weder dem Versmasse noch dem Sinne, welcher das Präsens *ἀχοῦσιν* fordert. Ich schliesse mit einer Stelle, an welcher gleichfalls die Vergleichung ähnlicher Fehler den Sitz der Korruptel erkennen lässt, Hek. 1080

> *πᾷ στῶ, πᾷ κάμψω, πᾷ βῶ,*
> *ναῦς ὅπως ποντίοις πείσμασι, λινόκροκον*
> *φᾶρος στέλλων;*

Nauck und Weil wollen mit *ναῦς ὡς* (oder *ἅτε*) *ποντίοις* einen Dochmius gewinnen. Den fehlerhaften Ausdruck kennzeichnet die gewöhnliche Interpunktion nach *πείσμασι*, durch welche *λινόκροκον φᾶρος στέλλων* von *ναῦς ὅπως ποντίοις πείσμασι* getrennt wird. Richtiges Sprachgefühl hat allein hier Musgrave bewiesen, dessen Vermutung *ναὸς ὅπως* bisher vollständig unbeachtet geblieben ist. Weniger geläufig war und ist manchen Grammatikern die poetische Ausdrucksweise, in welcher — sozusagen auf halbem Wege zwischen Vergleichung und Metapher — bildlicher und eigentlicher Ausdruck sich ohne Vermittlung verbindet (z. B. *μ᾽ ἐντυχοῦντ᾽ ἐνόσφισας θείνης λόγχα* oder *ξυνάρας Ἄρης ἔθραυσε λαίφη τῆσδε γῆς μέγας πνέων*). Die Unkenntnis dieses *σχῆμα λόγου* führte zur Interpolation von *ὡσεὶ* oder *ὅπως*. So hat sich Androm. 854 *ἔλιπες ἔλιπες, ὦ πάτερ, ἐπακτίαν μ᾽ ἀκτάδ᾽ ἔρημον οὖσαν ἐνάλου κώπας* ergeben für *ἐπακτίαν ὡσεὶ μονάδ᾽*. Tro. 147 hat Dindorf *ὄρνις* für *ὄρνισιν ὅπως* hergestellt. An unserer Stelle aber erhalten wir richtigen poetischen Ausdruck mit richtigem Versmass, wenn wir *ναὸς ποντίοις πείσμασι λινόκροκον φᾶρος στέλλων* schreiben. Sehr gut würde hiezu *πᾷ κέλσω* passen, wie Weil für *πᾷ κάμψω* nach 1057 vermutet hat. Ausserdem hat Porson, um 1080 mit 1056 f. in Uebereinstimmung zu bringen, *πᾷ βῶ*, welches 1080 nach *πᾷ κάμψω* steht, vor *πᾷ στῶ* gestellt. Die Notwendigkeit einer völligen Uebereinstimmung kann man nicht anerkennen; im Gegenteil kann die Wiederholung von *πᾷ κέλσω* anstössig erscheinen. Aber ein anderer

Punkt ist unbeachtet geblieben. An der ersten Stelle folgt auf *πᾷ κέλσω;* womit doch ein zur Ruhe kommen bezeichnet ist, ein Vergleich, welcher sich auf eine Fortbewegung bezieht: *τετράποδος βάσιν θηρὸς ὀρεστέρου τιθέμενος ἐπὶ χεῖρα κατ' ἴχνος,* an der zweiten Stelle folgt umgekehrt auf *πᾷ βῶ* ein Vergleich, welcher das Ausruhen veranschaulicht. Jeder Anstoss wird gehoben, wenn die beiden ähnlichen Verse vertauscht werden und man 1056 f. *ὤμοι ἐγώ, πᾷ στῶ, πᾷ κάμψω, πᾷ βῶ;* an der zweiten Stelle *πᾷ βῶ, πᾷ στῶ, πᾷ κέλσω;* schreibt.

Cod. Laur. 32, 2: Eur. Suppl. 161—184

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 2. Dezember 1899.

Philosophisch-philologische Classe.

Herr Ed. v. Wölfflin berichtet über:

Organisation der Arbeiten zum Thesaurus linguae latinae

ist nicht zum Druck in den akademischen Schriften bestimmt.

Herr Krumbacher legt eine Abhandlung vor von Gymnasiallehrer Dr. Heisenberg dahier:

Studien zu Georgios Akropolites

erscheint in den Sitzungsberichten.

Sitzung vom 2. Dezember 1899.

Historische Classe.

Herr v. Sicherer hält einen Vortrag:

Consalvi und der Abschluss des französischen Concordats von 1801. I. Die Einleitung der Verhandlungen

erscheint in den Sitzungsberichten.

Herr v. Heigel trägt vor:

Die Wahl des Prinzen Philipp Moriz von Bayern zum Bischof von Münster und Paderborn 1717—1719

erscheint in den Sitzungsberichten.

Oeffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Majestät des Königs und Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten

am 15. November 1899.

Der Präsident der Akademie, Herr K. A. v. Zittel, eröffnet die Sitzung mit einer Rede: Rückblick auf die Gründung und die Entwickelung der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert, welche in den Schriften der Akademie erscheinen wird.

Dann verkündigten die Classensekretäre die Wahlen und zwar der Sekretär der I. Classe, Herr W. v. Christ, die der philosophisch-philologischen Classe.

Von der philosophisch-philologischen Classe wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätiget:

I. zu ordentlichen Mitgliedern:

1. Freiherr v. Hertling Georg Fr., Reichsrath, ord. Professor der Philosophie an der Universität München (bisher ausserordentliches Mitglied),
2. Lipps Theodor, ord. Professor der Philosophie an der Universität München (bisher ausserordentliches Mitglied);

II. zu correspondirenden Mitgliedern:

1. Gelzer Heinrich, Geheimer Hofrath, ord. Professor für classische Philologie und alte Geschichte an der Universität Jena,
2. Grünwedel Albert, Professor und Directorialassistent am k. Museum für Völkerkunde in Berlin,
3. Heinzel Richard, ord. Professor der deutschen Philologie an der Universität Wien.

Von der historischen Classe wurden gewählt und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätiget:

I. zu ordentlichen Mitgliedern:

1. Traube Ludwig, Privatdozent an der Universität München (bisher ausserordentliches Mitglied),
2. Grauert Hermann, ord. Professor der Geschichte an der Universität München (bisher ausserordentliches Mitglied);

II. zu correspondirenden Mitgliedern:

1. Rooses Max, Conservator des Museums Plantin-Moretus in Antwerpen,
2. Holder-Egger Oswald, Professor und Mitglied der Zentraldirection der Monumenta Germaniae historica in Berlin.

Hierauf hielt das ord. Mitglied der math.-physikal. Classe, Herr Dr. phil. Karl v. Orff, k. Generalmajor a. D., die Festrede: Ueber die Hülfsmittel, Methoden und Resultate der Internationalen Erdmessung, welche ebenfalls in den Schriften der Akademie veröffentlicht wird.

Die Wahl des Prinzen Philipp Moriz von Bayern zum Bischof von Paderborn und Münster.

Von **Karl Theodor Heigel.**

(Vorgetragen in der historischen Classe am 2. Dezember 1899.)

Als vor einigen Jahren das Mitglied eines regierenden katholischen Fürstenhauses in den geistlichen Stand trat, erregte das Ereignis grosses Aufsehen in Deutschland. Und doch war es noch im 18. Jahrhundert die Regel, dass die jüngeren Mitglieder der katholischen Herrschergeschlechter mit geistlichen Pfründen versorgt wurden. Namentlich in Kurbayern gehörte es sozusagen zur Hausordnung, dass bayerische und ebenso rheinische und westfälische Bischofssitze an bayerische Prinzen vergeben wurden. Der glückliche Besitzer gedachte dann milde der jüngeren Brüder, Neffen oder Vettern und gab sich redlich Mühe, schon bei seinen Lebzeiten einem von ihnen die Nachfolge im Amt und Einkommen zu sichern. Aufgabe der bayerischen Diplomaten — zuweilen ihre Hauptaufgabe — war es, am kaiserlichen wie am päpstlichen Hof für die Kandidaten Stimmung zu machen.

Die Vererbung von Talenten ist ein edles Gut, die Vererbung von Aemtern, namentlich geistlichen Aemtern, eine bedenkliche Sache. Unausbleiblich war es, dass manche zum Hirtenamt berufen wurden, ohne den inneren Beruf in sich zu tragen. Manches fürstliche Weltkind mag nur ungern, vielleicht mit blutendem Herzen auf kriegerische Ehren und Familienglück verzichtet haben. Es ist der Kirche wie den Staaten Glück zu wünschen, dass mit der Gepflogenheit, die Bischofs-

sitze als Versorgungsanstalten im bezeichneten Sinne zu gebrauchen, gründlich aufgeräumt worden ist.

Zunächst ein Zufall, dann sorgfältige Nachforschung in Briefen und Akten setzen mich in den Stand, Ihnen heute ein Begebnis im bayerischen Hause zu erzählen, das mit dem erwähnten Brauch zusammenhängt, nicht ohne romantischen Anflug, aber sicherlich auch ein beachtenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist. —

Bei einem Besuche der Kirche S. Maria della Vittoria in Rom sah ich an der Wand neben dem Eingang zur Sakristei eine Marmortafel mit dem bayerischen Wappen und einer lateinischen Inschrift, nach welcher unter dem Stein ein Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, Philipp Moriz, gestorben 1719 zu Rom im 20. Jahre seines Lebens, begraben liegt.[1])

Ein Wittelsbacher, in der Blüte der Jahre in der Fremde gestorben, erregte sowohl Mitgefühl, wie Wissbegier nach seinen Schicksalen. Mein Interesse wuchs, als ich in Haeutles genealogischen Tafeln die Nachricht fand, dass Prinz Philipp Moriz am 12. März 1719 in Rom gestorben, am 14. März aber die Wahl zum Bischof von Paderborn, am 21. März zum Bischof von Münster erfolgt sei. In Rom selbst konnte ich nichts von Bedeutung über ihn erfahren, dagegen wurde mir im k. geheimen Hausarchiv zu München von Herrn Geheimsekretär Dr. Weiss freundlichst mitgeteilt, dass über den in Rom verstorbenen Prinzen ein interessanter Akt vorliege und dass insbesondere ein Brief des Kurfürsten Max Emanuel als ein Dokument von allgemeinerem historischen Wert gelten könne.

Ich studierte den Akt, unterrichtete mich über die weitläufigen Verhandlungen wegen Besetzung jener westphälischen Bischofsstühle, stöberte noch das eine und andre Schriftstück

---

[1]) V. Forcella, Iscrizioni delle chiese ed altri Edificii di Roma dal Secolo XI. fino ai giorni nostri, IX, p. 69: (S. Maria della Vittoria) „Hic jacet Philippus Mauritius Princeps Electoris Bavariae Maximiliani Emanuelis Filius Obiit Romae Aetatis suae XX Annorum MDCCIX“. — Die mit dem kurbayerischen Wappen versehene Tafel stammt wohl erst aus der Mitte des ablaufenden Jahrhunderts.

auf, das über den jugendlichen Bischof Aufschluss gab, und gelangte so zu einem Lebensbilde, das in seinem Realismus rührend, ja erschütternd wirkt. Da haben wir einen Fürstensohn im Kampfe mit der Ueberlieferung seiner Familie und mit dem leiblichen Vater. Das Mädchen, das er liebt, soll die Frau seines Bruders werden, er selbst für alle Zeit der Welt entsagen, den Purpur eines Kirchenfürsten ergreifen, der ihm keine Entschädigung dünkt. Der Jüngling unterliegt in diesem Kampfe, fügt sich den Wünschen der Seinen, schwört die irdische Liebe ab und gelobt der Kirche ewige Treue — da befällt ihn eine leichte Krankheit, die jedoch überraschend schlimmen Verlauf nimmt, nach wenigen Tagen rafft der Tod den Zwanzigjährigen von der Erde, und es bleibt zweifelhaft, ob das jähe Ende dem Opfer schrecklich oder als Erlösung erschien. —

Ich habe an andrer Stelle nachgewiesen, dass die im bayerischen Volk lebendige Tradition von der schimpflichen Behandlung der gefangenen Familie des geächteten Kurfürsten Max Emanuel nicht der geschichtlichen Wahrheit entspricht, dass die bayerischen Prinzen in Klagenfurt, später in Graz mit aller ihrem Stande gebührenden Rücksicht behandelt und mit grösster Sorgfalt erzogen wurden.[1]) Aus den Berichten, die der „Oberdirektor" des kleinen Hofes, Graf Breuner, wöchentlich an den Kaiser zu erstatten hatte, ist zu ersehen, dass sich Philipp als Knabe nicht in vorteilhafter Weise von seinen Brüdern unterschied.[2]) Während dem Kurprinzen Karl Albert für unermüdlichen Lerneifer und musterhafte Führung in jedem Berichte Lob gespendet wird, finden sich über den zweitältesten

[1]) Heigel, Die Gefangenschaft der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, 1705—1714; Quellen u. Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns, II, 205. — Leider konnte ich zu meiner Abhandlung noch nicht die interessanten Akten über die Erziehung der bayerischen Prinzen benützen, die seitdem vom Wiener Archiv an das Münchner geh. Hausarchiv abgegeben worden sind.

[2]) K. geh. Hausarchiv. Nr. 713. Erziehungsgegenstände, des Churfürsten Max Emanuels Söhne betr.

Prinzen nicht selten Beschwerden, dass er sich „ad studia nit genugsamb applicieret“, dass er Professoren „auf schnöde Weise traktieret“, dass er „eine mehrere Inclination zu denen Damen zeige, als die anderen Prinzen“ etc. Als der Kaiser ein Gutachten forderte, welcher von den fünf Prinzen „besser ad statum militarem oder ecclesiasticum angeleitet werden“ könnte, erklärte Breuner (Graz, 14. Jänner 1714), dass Klemens wohl am besten für den geistlichen Beruf, Ferdinand für den Militärstand tauge, Philipp dagegen weder militärische Anlagen, noch die mindeste Lust zum geistlichen Stand verrate. Auch „geheime Klag“ lief beim Kaiser ein, dass „ein und anderer Prinz nichts als die Weiber und das Spielen im Kopf hätten“; als darauf Breuner einräumte, dass Philipp, Ferdinand und Theodor „die Gesellschaften zuweilen missbrauchet“, wurde eine strengere Tagesordnung eingeführt und das Spiel „erheblich moderiret“. Doch auch später noch wurde darüber geklagt, dass Prinz Philipp „unruhigen genii und mehrers geneigt zu eitlen Zeitvertreibungen“.

Am 8. April 1715 fand sich die ganze kurfürstliche Familie zum erstenmal nach zehnjähriger Trennung auf Schloss Lichtenberg wieder zusammen. Bald darauf, am 5. August 1715 wurde Kurprinz Karl Albert für grossjährig erklärt; zum Hofmeister der jüngeren Prinzen wurde Graf Thürheim, zum Instruktor in literis et artibus altioribus Herr von Schütz ernannt;[1]) beide hatten schon in Graz die nämlichen Aemter bekleidet.[2])

Es entzieht sich unsrer Kenntnis, aus welchem Grunde der zweite Sohn des Kurfürsten, geboren am 5. August 1698 zu Brüssel, trotz der bereits gewonnenen, eine ernste Warnung enthaltenden Erfahrung für den geistlichen Beruf bestimmt wurde,[3]) während der dritte, Ferdinand Maria, geboren am

[1]) Friedr. Schmidt, Gesch. der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher; Mon. Germ. Paedagogica, 14. Bd., CVII.

[2]) „Herr von Schütz, Secundarius instructor“ (Dermahliger Hofstatt, 21. März 1712).

[3]) Im Jahre 1711, als Cosimo III. beabsichtigte, die Erbfolge in Toskana dem verwandten bayerischen Hause zuzuwenden, wollte Max

5. August 1699, in weltlichem Stand bleiben sollte; der vierte, Klemens August, geboren am 17. August 1700, und der fünfte, Theodor Johann, geboren am 3. September 1703, wurden ebenfalls für den Dienst der Kirche erzogen.

Auch der Bruder Max Emanuels, Joseph Klemens, Erzbischof und Kurfürst von Köln, entwirft nach einem Besuche des Münchner Hofes in den Herbsttagen 1715 von seinem Neffen Philipp ein ungünstiges Bild. Während er den Kurprinzen trotz „allzu grosser inclination vor die Weiber, spillen und den Wein“ als einen „braven Herrn“, der dem Vaterland und der Familie gewiss noch Ehre machen werde, bezeichnet, scheint ihm „der zweite Prinz Philipp nicht also, sondern un enfant fort mal tourné mit iblen inclinationen, Duckhelmauser, (voll) ambition, dur de coeur“, Prinz Klemens dagegen „ein hauptguter Herr, still, aber das beste gemüth von der Welt zu sein.“[1]) Auch damals gaben die beiden jüngeren Prinzen Abneigung gegen den geistlichen Beruf zu erkennen. Bei Klemens schien dem Oheim nur ein „kindisches sistema“ zu Grunde zu liegen, „nemblich es ist ihme angst, er mus als abbé aufziehen und seine schöne lange Haare ihm abschneiden müssen lassen, woriber der ibel gesindte Prinz Philipp immer ihn vexirt, so disem auf vätterlichen bevehl ernstlich verboten worden“. Der Oheim gab den Rat, den Prinzen Klemens möglichst bald nach Rom zu senden, damit er von seinem Bruder wegkomme; nach Köln den Neffen mitzunehmen, sei nicht rätlich, da gerade dadurch die Aussicht, den Kurstuhl von Köln dem bayerischen Hause zu erhalten, zu nichte werden könnte, denn Klemens sei „zwar sehr wolgestalt, mais il est un tres grand colin“. Joseph Klemens war sogar unschlüssig, ob es unter den gegebenen Verhältnissen zulässig sei, dem

---

Emanuel noch seinen zweiten Sohn Philipp dafür bestimmen (Rosenlehner, Die Stellung der Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und Joseph Klemens von Köln zur Kaiserwahl Karls VI., 15).

[1]) Joseph Clemens an Kanzler Karg von Bebenburg, Schleisheimb den 4. novembris 1715; Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg u. der Churfürst Joseph Clemens von Cöln, Anhang, CXCVII.

wenig geeigneten Kandidaten zur Koadjutorie der Probstei Berchtesgaden zu verhelfen, doch müssen diese Bedenken bald geschwunden sein, denn Klemens wurde am 19. Dezember 1715 Koadjutor, am 26. März 1716 Bischof von Regensburg und Probst von Berchtesgaden.

Für Philipp Moriz wurde anfänglich das Erzstift Trier ins Auge gefasst.[1] Als Kurfürst Karl Joseph am 4. Dezember 1715 starb, liess der kurbayerische Kanzler v. Unertl sofort an die bayerischen Gesandten am Wiener Hofe, Franz von Mörmann und Max Franz Grafen von Seinsheim, die Weisung ergehen, sie möchten für Uebertragung der erledigten Würde an Prinz Philipp wirken; auch am Reichstag zu Regensburg sollte durch Graf Königsfeld ausgehorcht werden, ob für einen bayerischen Kandidaten günstige Aussicht bestände. Die Diplomaten pflogen genaue Erörterung, welche Nebenbuhler in Betracht kommen, wie sich die Stimmen der Domherren verteilen würden und was jede einzelne Stimme kosten könnte. Doch von Wien kam bald Nachricht, ein bayerischer Bewerber werde nicht durchzusetzen sein, da der Deutschmeister, ebenfalls ein Wittelsbacher, Franz Ludwig, ein Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, das erledigte Erzbistum anstrebe und diese Bewerbung vom Kaiser selbst begünstigt werde. „Mit Trier ist nichts zu thun“, schrieb Max Emanuel am 8. Februar 1716 an seinen Bruder, „weillen des Herrn Teutschmeisters Liebden und der daselbstige Thumbdechant bereits die mehrere Parition an sich gebracht“. Auch der Plan, die bisher vom Deutschmeister innegehabte Probstei Ellwangen einem bayerischen Prinzen zuzuwenden, schlug fehl, da Franz Ludwig auch als Erzbischof von Trier die Pfründe behalten durfte.

Bald darauf tauchte aber ein Gerücht auf, der Bischof von Münster und Paderborn, Franz Arnold von Metternich, gehe mit der Absicht um, einen Koadjutor aufzustellen. Zu-

[1] Geh. Hausarchiv. Nr. 724. Correspondenzakt über die am päbstl. u. kaiserl. Hofe von den churfürstl. Gesandten gethane Einleitungen, die Prinzen Philipp und Clemens zu verschiedenen Hochstiftern zu befördern, 1715—1717.

nächst gedachte der Kurfürst von Köln davon zu profitieren. Eine Anfrage in Rom erzielte jedoch nicht den gewünschten Bescheid: am römischen Hofe war man nicht geneigt, eine weitere Vermehrung der Pfründen des weltlich gesinnten Kirchenfürsten zuzulassen; auch in Münster selbst stiess die Bewerbung auf Hindernisse. Da dies in München nicht unbekannt geblieben war, wurde in den massgebenden Kreisen der Plan ins Auge gefasst, dem Prinzen Philipp die Koadjuterstelle zu verschaffen. Im März 1716 wurde der bayerische Gesandte im Grafenhaag, von Heidenfeld, nach Münster abgeordnet, damit er, da „die Hauptsache doch durch die Metternich'sche Familie laufen werde", unter der Hand die entsprechenden Mittel und Wege ausforsche. Vielleicht um die bayerische Bewerbung von Münster wegzuziehen, gab Joseph Klemens (7. Juni 1716) seinem Bruder den Rat, Prinz Philipp möge nach Paris oder Rom in geistliche Zucht gegeben werden, damit er „dadurch sowohl bey Sr. Päbstlichen Heyligkeit als bey meinen Dombcapitularen zu Cöln, Hildesheim und Lüttich sich so recommandabel mach', dass er zu seiner Zeit mein Coadjutor daselbst werden mög". Noch im August 1716 gab Joseph Klemens die Hoffnung, Koadjutor in Münster zu werden, nicht gänzlich auf, da ja „durch die Länder Cöln und Lüttich sambt Münster ein solches contingent gemacht wäre, welches einen Herrn formidable macht", womit natürlich „bono religionis und dieser Kirchen" am besten gedient wäre.[1] Da aber seine Schwachheit ohnehin schon durch drei Stifter beschwert sei, werde ihm ebenso lieb sein, wenn die Domherren von Münster einen von seinen Neffen erwählten. Ja, auch um seines Gewissens willen könne es ihm nur lieb sein, wenn von seiner Person abgesehen werde, denn ohne Simonie werde es dabei nicht abgehen. „Sowohl der Bischoff als Dombherren wollen absolute nichts ohne gelt thun und geben dieses so ärgerlich offen zu erkennen, dass sie darvon also ohne scheu

[1] Joseph Clemens an Graf Rechberg in München, 25. August 1716; Ennen, CCII.

reden, als redete man von einem Pferdtskauf . . . . Ihre bereits in dem Geltgeiz versenkten Herzen haben frey ausgestossen, dass das Bistumb Münster niemand, er seye auch, wer er wollte, ohne geltgeben bekommen werde. Diese declaration ist mir schon genugsamb, dass Ich für Mich wenigstens die Partei quitire, dann umb ein zeitliches Bistumb zu besitzen nicht des Deuffels werden will; ob in diese gefahr Seine Liebden Mein Herr Bruder und einer Meiner neveu sich wollen begeben, das lasse Ich ihren Theologis über, zu urtheilen."

Am Münchner Hofe bestand diese Besorgniss nicht. Da der Kurprinz gerade in Rom verweilte, wurde er angewiesen, seinen Bruder auf geeignete Weise dem Papst zu empfehlen, und zwar sollte ein „breve eligibilitatis auf 3 undeterminirte Bistumb" erwirkt werden. Karl Albert brachte denn auch diesen Wunsch bei seiner Abschiedsaudienz zur Sprache und Papst Klemens spendete gnädige Worte. Darauf wurde von Kanzler Unertl unverzüglich begonnen, die Figuren auf dem Schachbrett zu verteilen, um die Bewerbung des bayerischen Prinzen durch Mittel aller Art zum Ziel zu führen.

Ohne auf die heikle Frage der Koadjutorie einzugehen, zeigte Kurfürst Max Emanuel im Juni 1716 seinem Bruder an, dass er, dem guten Ratschlag Folge leistend, seine beiden, dem geistlichen Stande gewidmeten Söhne nach Rom senden wolle, damit sie an heiliger Stätte ihre Studien zu würdigem Abschluss brächten. Joseph Klemens war völlig einverstanden und gab den ad limina apostolorum ziehenden Neffen mancherlei Mahnungen und Warnungen auf den Weg.[1]) Als Erzbischof von Köln und Bischof von Lüttich habe er das Recht, an den älteren Neffen, der in der Eigenschaft eines Domherrn der beiden Stifter ihm unterworfen sei, ein mahnendes Wort zu richten; der junge Clerikus möge aber darin nur einen Beweis wahrhaft väterlicher Zuneigung erblicken. Vor Allem möge der junge Mann in Rom „mehrers Gott, als dem Pabst allein

[1]) K. geh. Hausarchiv. Nr. 725. Prinzenreise nach Rom betreffend. 1716—1719. Joseph Clemens an Max Emanuel, 5. Juli 1716.

gefallen wollen und sich aldort vor aller Gleisnerei hüten, denn Gott ein abgesagter Feind von aller Hypocrisie ist"; die Pharisäer hat Christus allzeit als genus viperarum gescholten, weil er nie das Aeusserliche, sondern das Innerliche ihres Herzens angesehen. „Weillen zu Rom man oft mit dem Eisserlichen mehrers contentiret, als man besser vor das Innerliche Sorg tragen sollte", so möge der Neffe dem schlimmen Beispiel nicht folgen und „zuvorderst Gott suchen, ehe er auf einige Beneficia ansucht, dann diese doch nicht fehlen können, so der Erste Gott ist: qui fideliter agunt, placent domino".[1])

Die beiden Prinzen sollten in Rom einen kleinen Hofstaat um sich haben. Zum obersten Hofmeister wurde der kurfürstliche Kämmerer und Malteserritter Graf Santini ausersehen. Eine von Unertl entworfene Instruktion vom 21. Dezember 1716 erläuterte die Gesichtspunkte, nach welchen während der Reise und während des Aufenthalts in Rom Alles eingerichtet werden soll. Der Obersthofmeister soll nicht bloss für Gesundheit und Wohlergehen, sondern auch für gute Aufführung und Fortschritte der Prinzen verantwortlich sein. Um gefährliche Zerstreuung fern zu halten, soll die Reise so rasch wie möglich vor sich gehen. An den Höfen in Innsbruck, Mantua, Modena etc. sollen die Prinzen zwar den hohen Verwandten die schuldige Visite abstatten, aber nicht länger als unbedingt erforderlich, verweilen. Auch soll ihr incognito überall streng gewahrt bleiben; Herzog Philipp soll den Titel eines Grafen von Wasserburg führen, Herzog Klemens nach der den Bischöfen von Regensburg zuständigen Herrschaft den Titel eines Grafen von Hohenburg. Beide sollen sich in welscher und lateinischer Sprache zu vervollkommnen suchen und auch die übrigen studia fortsetzen; für Philosophiam ethicam, jura canonica und studium historicum könne der Unterricht der im Gefolge befindlichen Väter der Gesellschaft Jesu als Lehrer als ausreichend ange-

---

[1]) K. geh. Hausarchiv. Joseph Clemens an Philipp Moriz, 16. Dezember 1716.

sehen werden.[1]) Den Prinzen soll nicht gestattet sein, dem hl. Vater oder einem Kardinal ohne den Obersthofmeister oder den bayerischen Gesandten am römischen Hofe, Abbé Scarlatti, einen Besuch zu machen. Herzog Klemens soll für die Bestätigung der Regensburger Wahl und, falls das breve eligibilitatis für die Koadjutorie Freising während der Reise eintreffen sollte, auch dafür seinen Dank aussprechen, sich auch „zur continuation anderer Stifter" empfehlen; Herzog Philipp soll ein generale breve ad quaseunque ecclesias für sich erbitten. Kardinal von Schrottenberg werde die Vermittlung bei päpstlicher Heiligkeit übernehmen. „Wir wollen hoffen, Seine Heiligkeit werden den Herzog Philippen mit solchem general breve oder einem andern, welches auf 5 unbenambsete Kirchen eingerichtet, ihrer Zusag gemess begnaden, dabei die Ursach, warumb Wir ein dergleichen Generalbreve suchen, nit zu vergessen, so in deme besteht, dass wir mit einem special breve, ob Wir schon uf die Kirchen, welche Unsers Herrn Bruders des Herrn Curfürsten zu Cöln Liebden besüzen, vornemblichen antragen, dieselbe nit gern betrieben und ihn in die Gedanken sezen mechten, als ob wir Ihr zeitliches Ableiben gern sehen mechten." Doch soll auch für diesen Fall schon Alles vorbereitet werden, damit nicht erst dann der Recurs nach Rom ergriffen und damit viel nützliche Zeit verloren werden müsse. Ueber alle wichtigeren Vorkommnisse, über ihr Befinden und ihre Fortschritte sollen die Prinzen wenigstens jeden anderen Posttag, abwechselnd in deutscher, welscher und lateinischer Sprache an den Vater schreiben; ausserdem werde aber auch von Graf Santini oder einem der Sekretäre regelmässiger Bericht erwartet.

In das Gefolge wurden ausser dem Obersthofmeister drei Kammerherrn, Graf Trauner, Graf Aloys Fugger und Baron

[1]) Die Bonner Hofbibliothek verwahrt fünf handschriftliche Bände: „Cursus philosophicus praelectus Clementi Augusto duci Bavariae a Flor. Riden soc. Jesu et ab ipso principe conscripta Romae 1718 logica, summa logices, metaphysica et ethica, physica universalis et particularis." (Mehring, Clemens August, Kurf. u. Erzb. zu Köln, 12).

Schurff, aufgenommen, ferner ein gentilhomme de bouche, Baron Ott, ein Sohn des kurmainzischen Gesandten am Regensburger Reichstage, zwei Pagen, Baron Spar und Baron Schurff, — ferner Priester Kulniz als Instruktor und Hofkaplan, die Jesuitenpatres Molitor und Ellerspacher als Beichtväter und Präceptoren, Dr. Riederauer und Dr. Weyhers als Leibärzte, Urban Heckenstaller als teutscher und Persiaro Cornachi als welscher Sekretarius, der „sogenannte Abbate“ Philibert als Zahlmeister, Andreas Kofler als Kontroleur, ferner fünf Kammerdiener, ein Sommelier, zwei Zuckerbäcker, zwei Kammerknechte, ein Tafeldecker, drei Silberdiener, vier Köche, ein „Parruckenkampler“, fünf Lakaien und ein Postillon. Auch „ein junger Bluem, der der Musik halber, und ein junger Langenbucher, der ratione der Marmoraturkunst Italien besuchen“ wollte, durften die Reise mitmachen. In Rom kamen noch etliche Schweizer, Stallbediente etc. dazu, so dass der Hofstaat nahezu 80 Personen umfasste. Für ihren Unterhalt setzte das kurfürstliche Hofzahlamt den jährlichen Betrag von 72000 Gulden aus.

Ueber den Verlauf der Reise und den Aufenthalt in Rom werden wir durch zwei ziemlich ausführliche Diarien unterrichtet. Das eine stammt aus der Feder des „teutschen Sekretarius“ Urban Heckenstaller, der mit jeder Post über die Vorfälle im Hause Scarlatti, über Besuche, Ausflüge etc. der Prinzen an den Münchner Hof berichtete.[1]) Das andere Tagebuch verfasste der Kammerherr Baron Schurff, der später zum

[1]) Urban Heckenstaller, kurf. geh. Ratssekretär, Gründungsmitglied der „Nutz und Lust erweckenden Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrom“, war 1705 in den Aufstand gegen Oesterreich verwickelt und hatte nach der Niederlage der Bauern im Franziskanerkloster zu Freising eine Zuflucht gefunden; nach der Rückkehr des Kurfürsten wurde er in seine frühere Stellung wieder eingesetzt (Pl. Stumpf, Denkwürdige Bayern, 206). Heckenstallers Berichte finden sich in dem obengenannten Akt des k. geh. Hausarchivs Nr. 725. Die Münchner Staatsbibliothek verwahrt ein zweites Autograph Heckenstallers (Cod. germ. 1978) „Diarium über beeder Durchleuchtigster Churbayrischer Prinzen Philipp Morizens und Clement Augusts, Bischofs von Regenspurg, auf

Oberstkämmerer und Konferenzminister des Kurfürsten Klemens August von Köln ernannt wurde.[1])

Die wichtigste Quelle sind Herzog Philipps eigenhändige Briefe an seine um zwei Jahre ältere Schwester Maria Anna, die über lustige und leidige Erlebnisse während der Reise und in der ewigen Stadt berichten und von dem lebhaften, leidenschaftlichen Temperament des jungen Mannes Zeugnis geben.[2]) Die Geschwister waren sich aufs zärtlichste zugethan; vielleicht darf damit in Zusammenhang gebracht werden, dass die Prinzessin bald nach dem Tode des geliebten Bruders als Nonne in das Klarissinenkloster zu München eintrat. Fast in jedem Briefe Philipps wird das Gelübde ewiger Treue und Anhänglichkeit wiederholt; immer wieder versichert er, dass er die Zuneigung der Schwester höher achte als alles Erdengut, und dass er bereitwillig Alles aufgeben und opfern wolle, nur nicht

gn. Verordnung Dero Herrn Vattern Churfürstl. Durchlaucht nacher Italien verrichte Raiss und deren aldortigen Aufenthalt". (Ex dono d. v. Hertzogii centurionis Bavarici hoc diarium autore Höckenstaller conscriptum Romae possidet Andr. Felix Oeffelius 1750.) Die in dieser Handschrift enthaltenen Angaben stimmen wörtlich mit den an den Münchner Hof gerichteten überein, doch sind darin auch Nachrichten über die Reise des Gefolges, sowie über einige in den offiziellen Berichten nicht berührte ärgerliche Vorkommnisse aufgenommen.

[1]) Tagbuch, worin die Reisen nach Rom und der dasige Aufenthalt der Dchl. Herzogen Philipp und Clemens aus Baiern von seit den 30. December 1717 (soll 1716 heissen) bis den 6. April 1718 (soll 1719 heissen) beschrieben ist von Max Freiherrn von Schurff auf Wildenwarth, welcher gemelten Herzogen als Kammerherr zugegeben gewesen und hernach bey letzteren als Churfurst zu Koln in dem Caracter als Oberst-Kammerer und Conferenz-Minister gestorben ist den 22. July 1749 (Abschrift von einer Hand des 18. Jahrhunderts in einem Miscellaneenband der Münchner Staatsbibliothek. Cod. lat. Mon. 1382, pars III, p. 216). — Die zum bayerischen Uradel zählende Familie Schurff war 1695 ausgestorben; darauf hatte ein Neffe des letzten Schurff, Christoph Freiherr von Thann zu Puechtsried, Namen und Wappen des erloschenen Geschlechts mit dem seinen vereinigt. Die Freiherrn v. Schurff, genannt Thann, starben mit dem in der Kirche zu Prien begrabenen Johann Ferdinand 1779 aus.

[2]) Bayer. geh. Hausarchiv. Nr. 756 1/2. IV. Briefe Philipp Morizs an seine Schwester Maria Anna Karolina, 1717—1718.

den Verkehr mit seinem „herzliebsten Schatz“. Da einmal die Schwester nicht pünktlich geantwortet hat, zieht er sich schmollend zurück. „Ich mag Ihr heunt nicht schreiben, dann ich wiederumb keinen (Brief) von Ihr bekhommen; so ungelegen, als Ihr ist, so ist es mir auch, endige also, nichts Ihr zu schreiben wissent.“ (25. April 1717.) Darauf scheint sich die Schwester — deren Briefe leider nicht erhalten sind — beklagt zu haben, dass er mit seinen unbändigen Possen den Anstand verletzt habe, denn er erwidert: „Ich bitte Sie unterthänigst um Vergebung, dass ich Ihr als meiner durchleuchtigsten Frauen, Frauen und Frau nicht ceremoniöser geschrieben habe, habe dieses nit alzeit gethan, in Hoffnung, Sie wird mein Einfalt verzeihen, werd aber ins künftige alle meine Kräften und Verstand also anspannen, dass Sie vielleicht ein gnediges Contento daran haben wird und sich meiner Vermessenheit nicht mehr wird zu beklagen haben.“ Er gelobt, in seine Briefe nichts mehr einzuflechten, was die keuschen Augen der Schwester verletzen werde, immer nur, wie es die Etiquette verlange, auf ganze Bogen zu schreiben und getreulich den vollen Titel auf die Adresse zu setzen. Der nächste Brief (21. Mai 1717) ist denn auch auf einen grossen Bogen geschrieben und trägt die Aufschrift: „Durchlauchtigste Prinzessin von Bayern!“ Die „hohe Frau“ wird gebeten, sie möge doch vergeben, dass „er früher nicht respectuoser geschriben, das nur seinem blöden Kopf zu gute zu halten“. Darauf scheint Maria Anna erklärt zu haben, dass sie mit Beantwortung der Briefe niemals im Rückstand geblieben, also der eine oder andere Brief wohl verloren gegangen sei. Er begrüsst dieses Wort mit überschwänglicher Freude als einen wahren Herzenstrost. Gewiss, die Briefe werden in unrechte Hände geraten und zerrissen worden sein; man muss also trachten, sie auf sicherem Wege ans Ziel zu leiten! Um die Schwester zu versöhnen, beteuert er aufs Neue: „Sie kann versichert sein, dass ich nach meinen Eltern keinen Menschen auf der Welt lieber habe und allzeit haben werd als Sie.“ Von ihr verlangt er nur „den vierten Teil der Lieb“, die er zu ihr im Herzen trägt.

„dann dies vielleicht gleichwohl noch mehrer als eine Ordinari Lieb ausmachen thäte“. (14. August 1717) Leider besitzen wir nur die Briefe Philipps an die Schwester aus dem Jahre 1717 und noch einen aus dem Jahre 1718; damit versiegt die Quelle.

Zur Ergänzung der Nachrichten über den römischen Aufenthalt dienen die Berichte des Jesuitenpaters Molitor an den geheimen Kanzler v. Unertl.[1]) Während der Beichtvater fast immer zu Gunsten des Prinzen Partei nimmt, lauten die Meldungen des Obersthofmeisters Santini und anderer Hofbeamten wesentlich ungünstiger.[2]) Der Briefwechsel zwischen Philipp und seiner Mutter, der Kurfürstin Therese Kunegunde,[3]) beschränkte sich auf höfische Komplimente und Danksagungen. —

Am 26. Dezember 1716 brach ein Teil des Gefolges „per postam“ auf, am 30. Dezember traten die Prinzen selbst die Fahrt an; in Innsbruck traf die ganze Reisegesellschaft zusammen. Der Statthalter von Tirol, Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, ein Vetter der bayerischen Prinzen, war gerade nicht in Innsbruck, aber seine Tochter, die mit Herzog Karl Emanuel von Sulzbach verlobte Prinzessin Elisabeth Auguste, und sein Bruder Alexander, Bischof von Augsburg, bereiteten den Gästen festlichen Empfang. Da gab es ein Pastorale, eine Schlittenfahrt, ein „Königsfest“, bei welchem Philipp den König und Prinzessin Elisabeth die Königin spielten, und andere Vergnügungen. „Haben uns 11 Tage lang unvergleichlich delektirt“, ist in Schurffs Tagebuch vermerkt. Auch Prinz Philipp war befriedigt. „Die Prinzessin“, schrieb er (4. Jänner 1717) an seine Schwester, „hab ich mir nicht so schön eingebildet, als ich sie gefunden, dann sie unerhört weisse und gar zu schöne Händ hat, auch gar hübsche Augen, gar ein zartes Fell und sehr voll gewachsen; sie hat auch unerhört vill Vernunft;

[1]) Geh. Hausarchiv. Nr. 725. Briefe des P. Germain Molitor aus Rom 1717—1719.

[2]) Ebenda. Nr. 725. Prinzenreise nach Rom 1716—1719.

[3]) Ebenda. Nr. 754 1/8. Briefwechsel der Kurfürstin Therese Kunegunde mit ihrem Sohne Philipp Moriz 1705—1718.

wir seyn von früh morgen biss auf die nacht stets bey ihr". Auch die Hofdamen erregen sein Wohlgefallen, wenn auch mit einiger Einschränkung. „Es gibt nicht gar vill gutte Danzerinnen alhier, absonderlich die eine oder die andere, die danzen sehr schlecht, aber stinken brav davon aus den irxen." [1]) „Nach dem Pastorale hat man wider getanzt biss 11 zum nachtessen; nach dem essen hat man wider getanzt bis um halbe 6 Uhr." Die Reise nahm nicht so raschen Verlauf, wie es durch die kurfürstliche Instruktion angeordnet worden war. Heckenstaller erklärt die Verzögerung damit, dass dem Gesandten in Rom Zeit gelassen werden musste, sein Haus für den hohen Besuch einzurichten. In Brixen wurde vom Bischof nur zu „einer Musik, so ziemlich schlecht", eingeladen. In Trient wurde die Konzilskirche besichtigt und die berühmte Orgel im Dom gehört. In Verona wandelte die Prinzen und ihre Begleiter die Lust an, en masque zu gehen, „so uns aber recht langweilig vorkommen, weil wir keine einzige Dame angetroffen". Dagegen wurde hier wie in Mantua mit Damen der feinen Gesellschaft fleissig Ombra gespielt, in letzterer Stadt auch in domino getanzt und das Theater besucht. In allen Residenzen richteten die Prinzen „ein schönes Compliment" aus und erhielten dafür Einladungen zu Korsofahrten und anderen Festen. Gewöhnlich wurden die Vormittagsstunden dem Besuch von Kirchen und der Besichtigung von Reliquien gewidmet, der Abend und die Nacht dem Korso und der „Redota".

Erst am 7. Februar um die elfte Stunde „nach deutscher Uhr" trafen die Prinzen in sechsspänniger Karosse, in der ihnen Abbé Scarlatti ein Stück Weges entgegengefahren war, in der ewigen Stadt ein.[2]) Der erste Besuch galt dem Profess-

[1]) Irxen, Oerxen, altbairisch = Achselhöhlen (Schmeller, I, 26).

[2]) Schurffs Tagebuch a. a. O. — „Zu mercken ist sonsten, dass bey der Bagage ankonfft nit allein die darmit beladenen Wägen, sondern auch die Chaisen und Gutschen selber alsogleich der Päpstlichen dogana oder Mauth zuefahren, alles abladen und der visitation undterwerffen müssen, doch, nachdem denen Mauthbedienten mit Manier zu einem recompens Hoffnung gemacht und versichert worden, dass keine Handels-

haus der Gesellschaft Jesu, wo eine hl. Messe gehört wurde, dann ging es zur Besichtigung des Pferderennens auf den Korso, Abends in das Opernhaus. Ueberhaupt gingen die Prinzen auch in Rom den weltlichen Genüssen keineswegs aus dem Wege. Zwar musste sich Herzog Klemens, was er so lebhaft befürchtet hatte, „um sich der Gewohnheit des päpstlichen Hofes zu accomodiren", seine schönen, blonden Locken abnehmen lassen, doch ziemlich häufig findet sich im Diarium der Eintrag: „Den Abend bei Madame Bolognetti zugebracht, wo gespielt wurde." In den Vormittagstunden wurden Kirchen und Galerien besucht. Die Herrlichkeit römischen Lebens leuchtet sogar aus den dürftigen Meldungen des Diariums hervor. Bald ging es zum „Coliseum, so alle Verwunderung meritieret, ist Schad, dass es nicht conserviert wird, sondern die Päbst davon bauen lassen", bald in die Peterskirche, „von welcher man sagt, dass sie wegen Schönheit ein englisches, wegen Grösse ein Werk der Riesen sey", bald in die Kirche S. Maria della Vittoria, „in welcher am Choraltar das Maria-Bild, so Churfürst Maximilian in der Prager Schlacht gehabt und hierhero geschenkt hat", und in das dazu gehörige Kloster, „wo in einem Zimmer die Schlacht in vier Stücken abgemahlen und vor der Sakristey das Porträt Maximiliani" etc. Ein andermal wurde eine „camera della nudetà" im Palazzo Borghese besucht, „in welcher eine Menge Venusbilder gemahlen sind", oder der Palast des Grafen Palavicino, wo „die Meublen so magnifiques, dass dergleichen niemahls gesehen und ist ihnen keine Ausstellung zu machen, als das sie gar zu reich an Gold sind" u. s. w.

Auch Besuche wurden abgestattet und empfangen. „Hab kein Zeitlang", schreibt Philipp an die Schwester, „dann alleweil schier frembde leut bey uns seyn". An den römischen Salons hatte Herzog Philipp auszusetzen, dass nur „höchstens zwey oder drey Damen zugegen, das übrige seynd das meiste

---

waaren mitgeführt wurden etc., liessen sie es bey der blossen eröffnung der Kisten und Truhen und also bey einer quasi pro forma beschehenen Durchsuchung beruhen." (Heckenstallers Diarium)

lauter Pfaffen, welche alle ihre hüt in der Gesellschaft aufsetzen, und die meisten haben beständig prillen auf der nasen".

Daneben gab es noch andere Schauspiele, wenn z. B. anstössige Schriften oder ein im Munde des Pasquino gefundenes Pasquill auf offenem Marktplatz durch den Henker verbrannt wurden oder eine Jüdin öffentlich die Taufe empfing oder das hl. Officium Atheisten und Zauberer foltern liess etc.

Hie und da schickte Seine Heiligkeit in die Küche des Hauses Scarlatti einen „rinfresco", einen besonders prächtigen Storione oder ein Fässchen Wein; ähnliche Spenden kamen von Mitgliedern des hohen Adels und des Kardinalkollegiums, u. a. einmal von Monsignore Cibi „eine Refraichirung, daran 42 Bediente zu tragen gehabt".

Doch der Hauptzweck des römischen Aufenthalts blieb lange Zeit unerfüllt: der Papst weigerte sich, die Prinzen zu empfangen. Die Ursache lag in einem Etiquettestreit. Schon am 10. Februar wurde der Beichtvater Herzog Philipps, P. Molitor, vom Papst empfangen. In längerer lateinischer Rede führte der Jesuitenpater aus, welch hohe Verdienste das bayerische Haus von jeher um die katholische Religion sich erworben habe: einen neuen Beweis seiner Ehrfurcht vor der Kirche biete der Kurfürst, indem er zwei von seinen Söhnen in den geistlichen Stand treten lasse: möge nun auch der hl. Vater dazu beitragen, dass so fromme Gesinnung gebührenden Lohn finde, zum Wohl der Kirche wie des bayerischen Hauses. Darauf erwiderte Papst Klemens, er werde sich jegliche Unterstützung der bayerischen Prinzen angelegen sein lassen.[1])

Allein sowohl der Papst, als die Kardinäle lehnten ab, die Prinzen zu empfangen, wenn sie nicht vorher das incognito ablegen würden, „zu dem Ende pro et contra allerhand Vorstellungen geschahen". Die Sache kam auch am kaiserlichen Hofe zur Sprache und wurde dort gar ernsthaft behandelt. Der Reichsvizekanzler Graf Sintzendorff erklärte dem bayerischen Gesandten, der Kaiser hege die zuversichtliche Erwartung, dass

[1]) Bericht Molitors an Unertl v. 11. Febr. 1717.

der Kurfürst von Bayern den unberechtigten Ansprüchen der Kurie festen Widerstand entgegensetzen werde; das Ansehen vornehmer deutscher Fürsten müsse gewahrt bleiben; ein französischer Prinz würde sich eine so anmassende Forderung gewiss nicht gefallen lassen; deshalb möge Kurbayern „die Prätensionen der Kardinäle auch nit zu dissimulieren suchen, denn sonst würden selbe nur noch gesteigert werden“.[1]) In München wurde die kaiserliche Mahnung mit Misstrauen aufgenommen; es wurde befürchtet, dass es der kaiserlichen Regierung weniger darum zu thun sei, das Ansehen der deutschen Fürsten zu wahren, als der bayerischen Bewerbung in Rom einen Riegel vorzuschieben. Mit kühler Zurückhaltung wurde deshalb erwidert, es sei von dem Kurbayern zustehenden Ceremonial bisher noch nicht abgewichen worden.

Am 26. Februar schreibt Philipp an seine Schwester: „Es ist nun morgen schon, Gott sey es gedankt, drei ganzer Wochen, dass wür in dieser weitschichtigsten, grossmächtigsten, heyligsten Clementis XXXXIV. papstlichen Haubstatt angelangt seyn und haben disen heyligen mann zu unser aller grossen bestürzung und allgemeinen wehklagen noch mit keinem aug gesehen . . . .“ Am 13. März wiederholt er die übermütige Klage: „Die Füess des Pabsten steh ich noch alleweil in der Hoffnung zu küssen.“

Endlich wurde wenigstens die Audienz bei dem hl. Vater ermöglicht; Abbé Scarlatti hatte nachweisen können, dass schon früher einmal pfalz-neuburgische Prinzen trotz des incognito zu Sr. päpstlichen Heiligkeit Zutritt erlangt hätten.

Am 16. März wurden die Prinzen im Quirinal empfangen. Um das incognito zu wahren, durfte das Gefolge erst eine halbe Stunde später den päpstlichen Palast aufsuchen. „Seine päbstliche Heiligkeit waren sehr guten humeurs und überaus affable. Dero Anred in der Audienz an die durchlauchtigsten Prinzen enthielte anfänglich die Ihro von Sr. Durchlaucht dem Chur-

---

[1]) Geh. Hausarchiv. Nr. 719. Tom. II. Churprinzens Reisen von 1715—1718. Bericht des v. Mörmann v. 23. Februar 1717.

fürsten über Sie, die gnädigsten Prinzen, überlassene väterliche vices, dagegen die durchlauchtigsten Prinzen in französischer Sprach ihre submissions- und verthrauens-compliments abgeleget, in specie auch Serenissimus dux Clemens von Ihrer päbstlichen Heiligkeit für Ihre übernommene Dötenschaft[1]) anregung gethan."

P. Molitor war vom Verlauf der Audienz hochbefriedigt: kein Vater, schreibt er an Unertl, hätte gütiger und zärtlicher sich äussern können.

Ein paar Tage darauf wohnten die Prinzen der feierlichen Einführung des Kardinals Boromei in das Kollegium bei. Als der Papst vorüber kam, erteilte er ihnen mit gnädigem Lächeln eine „absonderliche Benediktion", was von den Begleitern als günstiges Vorzeichen der Erfüllung aller Wünsche angesehen wurde.

Am Palmsonntag empfingen die Prinzen in St. Peter aus den Händen des Papstes geweihte Palmzweige; bei den Kirchenfesten in der Karwoche, der feierlichen Verlesung der Bulle wider die Ketzer, der Fusswaschung im Vatikan, der Anbetung des hl. Kreuzes, der Segensprechung des Papstes vom Söller der Peterskirche etc. waren den Gästen aus Bayern Ehrenplätze eingeräumt. Befremdend wirkt, dass auch in dieser Woche im Tagebuch des Baron Schurff der Eintrag immer wiederkehrt: „Abends spielte Herzog Philipp bei Madame Bolognetti."

Auch über die ehrwürdigen Ceremonien spricht der Prinz in leichtfertigem Tone. „Von hier", schreibt er am 2. April an die Schwester, „weiss ich Ihr weiter nichts zu schreiben, als dass wür alle Funktionen in der Charwochen, welche alle recht schön waren, gesehen haben, absonderlich aber die schöne Musiquen, die man die letzten täg gehört hat. Es waren aber allzeit so vill leith darbey, dass Sie Gott danken kann, dass mir kein Haubtgliet darbey ist abgetruckt worden. Am Char-

[1]) Döttenschaft, altbairisch = Pathenschaft (Schmeller, I. 633).

freitag haben wür auch den Himmel in der Prozession, als wie der Churprinz vor einem Jahre, getragen und die leuth also darbey auferbauet, dass sie uns vor halbe Heylige haben aussgerufen. Der Pabst hat heuer alle Ceremonien selber gemacht und hat mir also über 50 benedictionen des tags geben, welche mir sehr ungelegen waren, dann man alle Augenblicke niederknieen musste.“ [1])

Nach Ostern wurden die Prinzen wiederholt zur Audienz befohlen. Der hl. Vater nahm sie mit sich in sein „innerstes Zimmer“ zu langer, vertraulicher Unterredung. Was den Inhalt des Gesprächs bildete, erhellt aus einer Bemerkung P. Molitors. „Ich hoffe zuversichtlich, dass Herzog Philipp nun nach den Festen andre Bahnen einschlagen und sich nach den gütigen Absichten und ernsten Mahnungen des hl. Vaters richten wird, — die Worte Sr. Heiligkeit hätten ja ein Herz, härter als Felsgestein, erweichen können.“

Dem Papst waren offenbar Klagen über den allzu weltlichen Lebenswandel der bayerischen Prinzen, insbesondere des älteren, zugegangen; es wurde ihnen deshalb eine neue, vom Papst mit eigenhändigen Bemerkungen versehene Instruktion, wie sie sich während ihres Aufenthaltes in Rom von Stunde zu Stunde verhalten sollten, eingehändigt.

Die Einschränkung der Musse entsprach aber gar nicht dem Geschmack Herzog Philipps. Zwar P. Molitor wusste bald (10. April) von auffälliger Besserung seines Zöglings zu berichten; der Prinz selbst habe eingesehen, dass es so nicht weiter gehen könne, benehme sich jetzt beim Unterricht nicht mehr so gewaltthätig und halte sich ziemlich pünktlich an den neuen Stundenplan; es müsse nur der schlimme Einfluss der Herren Kämmerer noch mehr eingeschränkt und dem in die Nacht ausgedehnten Würfelspiel gesteuert werden.

Herzog Philipp sollte täglich zwei Vorlesungen eines Rechts-

[1]) Ueber die Fronleichnams-Prozession in Rom urteilt der Prinz: „Man macht ein grausames werk darauss, ist doch bey weitem nicht so schön, als die unsere zu München.“

lehrers hören; ausserdem erteilte P. Molitor Unterricht in Moraltheologie und Ethik.

Vielleicht wurde — wenigstens lässt sich derartiges aus den Berichten des Beichtvaters herauslesen — der Bogen überspannt und den Prinzen zu wenig Erholung gegönnt, — genug, es kam der Tag, an dem sich Herzog Philipp offen gegen das ihm angesonnene „Sklavenleben“ auflehnte. „Diesen bösen Geist scheint das schöne Geschlecht eingeflösst zu haben“, meint P. Molitor, „es ist ja immer darauf ausgegangen, unter der Maske der Wohlanständigkeit und Artigkeit den Charakter von Fürstensöhnen zu verderben“. Am 3. Juni kam es zwischen Herzog Philipp und dem Obersthofmeister zu einer stürmischen Szene. Die amtlichen Berichte Heckenstallers erwähnen den Vorgang nicht, aber in dem nicht für den Hof bestimmten Tagebuch wird erzählt, der Prinz habe sich „wider Ihro Excellenz Herrn Obersthofmeister nit wenig formalisirt“. Die Schuld am Zerwürfnis, meint Heckenstaller, verteile sich unter beide: Graf Santini habe „in recusirung der von Ihro Durchlaucht an ihn verlangten Willfährigkeit bissweilen circa modum zimblich excediret“, der Prinz dagegen manches begehrt, was mit den Vorschriften des Kurfürsten und des Papstes schlechterdings nicht in Einklang zu bringen gewesen wäre. Eingehend berichtete der Zahlmeister im Gefolge der Prinzen, Philibert, über den ärgerlichen Streit an Unertl (31. Juli). Auch er lud einen Teil der Schuld auf den Obersthofmeister, der im Verkehr mit den Prinzen nicht den rechten Ton finde und dadurch dieselben nur beleidige, ohne zu ihrer Besserung beizutragen. Freilich sei auch fast unmöglich, mit Prinz Philipp auszukommen. „Seine Unfolgsamkeit, sein Eigensinn, sein zügelloser Freiheitsdrang haben vor allem die in unserem Kreis eingerissene Unordnung verschuldet .... Alle Welt weiss, dass Prinz Philipp viel Geist besitzt, aber ach! welchen Geist! Der schuldige Respekt lässt meine Feder hier stocken; ich darf mich nicht deutlicher ausdrücken. Prinz Klemens scheint schwerfälliger und weniger begabt zu sein, wäre aber, wenn ihn nicht sein älterer Bruder verführte, leicht zu lenken.

Seine Neigung ist auf das Gute gerichtet, seine Frömmigkeit aufrichtig, seine Sanftmut macht ihn liebenswert; er widerspricht niemals, er wäre niemands Feind, wenn er nicht durch seinen Bruder aufgehetzt würde. Diesen fürchtet er, und deshalb wagt er nichts ihm Missfälliges zu thun, — daraus sind die Reden zu erklären, die man auch aus Klemens' Munde häufig hören kann. Es verlohnt sich wenig, den Prinzen vorzustellen, dass sie, gerade weil sie durch ihre Geburt über die anderen Menschen gestellt sind, auch durch Tugend und Verdienst sich hervorthun sollen. Sie antworten darauf kurz angebunden, dass sie weder Doktoren der Rechte, noch der Weltweisheit werden wollen. Spiel und Tändelei sind ihre Hauptbeschäftigung, und nur im Vorübergehen werden dem Studium ein paar Augenblicke gewidmet . . . Wenn auch der Obersthofmeister zu wenig Verständnis und Kraft besass, um seine Schutzbefohlenen zum Guten anzuleiten, so vermied er wenigstens das Aufsehen, das sonst die heftige Widersetzlichkeit des Prinzen leicht hätte hervorrufen können; das scheint mir kein geringes Verdienst zu sein, und ich muss hinzufügen: ich bezweifle stark, ob sich überhaupt ein richtiger Obersthofmeister finden wird für einen Prinzen, dem dieser Name schon die Galle erregt, der alles kommandiren will und ohne jegliche Anleitung dazu selbst im stande zu sein glaubt." „Ich weiss nicht, ob ich mich richtig ausgedrückt habe und ob Ew. Exzellenz mit meiner langen und langweiligen Auseinandersetzung zufrieden sein werden, doch weiss ich wenigstens gewiss, dass alles, was ich niedergeschrieben habe, auf Wahrheit beruht!"

Prinz Philipp selbst schrieb in übelster Laune an seine Schwester (10. Juli 1717): „Sie kann ihr unmöglich einbilden, was ich täglich vor verdruss dahier ausstehen muss, förcht, mich wurde dieser Chagrin, noch vor der sommer ein end haben wird, bettlegerig machen! Ich fang schon an, ein (unleserlich) ausschlag zu kriegen, welches ein zeichen ist, dass mein geblieth im grund nichts nuz ist, welches unmöglich anderst seyn kann, dann ich alle meinen verdruss hereinbeissen muss . . . Des Santini sein Grobheit wird doch endlich auch gestraft werden!"

Ein Zugeständnis machte aber Philipp, um seine Ankläger zu entwaffnen, er legte, ohne vorher eine Andeutung gemacht zu haben, am 25. Juli geistliche Kleidung an. Es geschah hauptsächlich dem Vater zu Liebe. Bei allem Leichtsinn scheint Philipp ein guter Sohn gewesen zu sein und den Missmut des Vaters peinlich empfunden zu haben. „Ich trag wohl", schrieb er (17. Juli) an die Schwester, „ein unerhörtes mitleiden mit Ihr, dass Ihr der Churfürst noch so ungnädig ist, ich weis es laider selber, was einem dises vor verdruss und chagrin verursachen kann. Sie kann aber disen, wie ich es ihr schon nächstmahlens gerathen, leichtlich remediren, wann sie ihme nur alles, wie es an sich selber ist, selbsten vor die augen stellet, dann er so ein gnädigster vatter vor uns ist, dass er nit leicht lang ein ungnad über uns haben kann." Sie soll sich nur, mahnt er ein paar Wochen später, wenn sie wieder zum Herrn Vater kommt, „ein Herz fassen und das maul recht aufthun", dann werde sie vielleicht des Kurfürsten Gnade wieder erlangen. Ihm selbst werde es leider nicht so gut gehen, denn gegen ihn sei der Vater heftig aufgebracht, „dann noch von tag zu tag erschreckliche lügen von mir hinausgeschrieben werden, welche der Churfürst glaubet und also alleweil ungnediger auf mich wird". Obwohl er seit zwei Monaten alles vermeide, was ihn in üblen Ruf bringen könnte, obwohl er fast nicht mehr aus dem Haus gehe, ausser abends in einen „einfältigen" Garten, obwohl er den Stundenplan des Papstes gewissenhaft einhalte, glaube der Kurfürst von ihm nur das Schlimmste und lasse ihn immer noch seine Ungnade fühlen. „Meines leids kein end mehr wüssend, hab ich es halt Gott und unser Frau von Loreto befolhen, bey welcher ich jetzund eine andacht dessentwegen angefangen."

P. Molitor erblickte namentlich in dem Umstand, dass der sonst so weltlich gesinnte Prinz freiwillig geistliche Kleidung anlegte, ein erfreuliches Zeichen. „Mit Seiner Hoheit Herzog Philipp", schrieb er am 31. Juli nach München, „ist seit verflossenen Sonntag eine gründliche Wandlung vor sich gegangen." Ohne dass jemand vom Hofe darum wusste, habe er sein welt-

liches Kleid Gott geopfert und bei diesem wichtigen Akt so viel Anstand und Edelsinn bewiesen, dass gute Folgen nicht ausbleiben könnten, ja, die günstige Wirkung jetzt schon an den Tag trete. Auch ein Unfall scheint dazu beigetragen zu haben, den Prinzen wenigstens vorübergehend ernster zu stimmen. Eine Hündin, deren Junge er wegnehmen wollte, biss ihn ins Bein; als das Tier bald darauf wegen Tollwut erschossen werden musste, fürchteten Philipp und seine ganze Umgebung, dass auch bei ihm die furchtbare Krankheit ausbrechen werde. „Bin gleich den andern tag zu einem gewissen heyligen gefahren, wo man mir ein geweichtes brod mit Weichbrunnen bespritzt zu essen gibt, welches unerhört mirakulos vor die wueth ist, und die nacht darauf noch zu dem mann, wo ich mich dreimahl hab müessen völlig hineintunken lassen, welches auch ein unfehlbares mittel davor seyn soll."

Im August schickte Max Emanuel, um über das Betragen und die Aussichten seines Sohnes zuverlässige Kunde zu erhalten und den Streit mit dem Obersthofmeister zu schlichten, einen Vertrauensmann, Hofrat Triva, nach Rom; zugleich richtete er an den Sohn eine neue zornige Mahnung zu würdigerem Lebenswandel. Philipp empfand über den ungnädigen Brief, wie er an die Schwester schrieb, „so viel chagrin", dass er sich „lieber tot wünschte als alleweil umsonst solche verdriesslichkeiten zu haben". „Denn was mich zum ärgsten schert, ist, dass wir hier das verfluchtigste, langweiligste leben von der welt führen, und mit allem disem kann ich doch nichts recht thun und muss ich mir wie ein Kind die empfindlichsten und härtesten expressionen vom Churfürsten sagen lassen." „Dass ich das kragel angelegt, hat weiter auch nit disen effect, den ich erhofft gehabt, gemacht, dann der Papa kein besondres wohlgefallen dariber gezeigt, indem er meine ibrige aufführung so ibel findet, dass er fürchtet, es möchte solches mehrer vor eine masquerade passieren, — weis also absolute nicht mehr, was ich anfangen solt, dann ich mit nichts kein ehr aufheb." Einen günstigeren Umschwung erhoffte auch er durch die Vermittlung Triva's. „Er ist ein braver und ehrlicher Mann."

Ihm werde hoffentlich der Kurfürst Glauben schenken, wenn dem „verlorenen Sohn" ein günstigeres Zeugnis ausgestellt werde.

Der vertrauensselige P. Molitor frohlockte schon, dass das Unwetter so rasch dem Sonnenschein gewichen sei. Die Vermittlung des klugen Triva habe Wunder gewirkt, schrieb er (21. August) an Unertl, sein Zögling sei wie umgewandelt, Triva selbst sei durchaus zufrieden. „Man muss dem Prinzen gegenüber nur immer am Gleichgewicht zwischen Güte und Ernst festhalten!" Am päpstlichen Hofe herrsche aufrichtige Freude über die Wandlung des Prinzen, und da auch die Haltung des bayerischen Kurprinzen im Türkenkrieg allgemeine Anerkennung und Bewunderung ernte, so werde den Wünschen des bayerischen Hauses wohl bald Rechnung getragen werden.

Um der bayerischen Bewerbung den Boden zu ebnen, wurde im August 1717 der auch in Westfalen begüterte bayerische Generalwachtmeister Graf Seibolstorf[1]) nach Münster abgeordnet.[2]) Die von Unertl ausgearbeitete Instruktion enthielt die Weisung, vorerst abzuwarten, ob nicht der Erzbischof von Köln mit seinem Wunsche, die Koadjutorie von Münster zu erlangen, durchdringen werde; falls sich dazu keine Aussicht bieten würde, sollte Seibolstorf bei Fürstbischof Franz Arnold und den Domherren für Herzog Philipp Stimmung machen. Bald schon konnte Seibolstorf berichten, dass Joseph Klemens keine Hoffnung habe; von „guten Freunden aus Hollandt" sei ihm ernstlich versichert worden, dass die Generalstaaten so unerhörter Anhäufung von geistlichen Pfründen in einer Hand aufs Entschiedenste sich widersetzen würden. Freilich gebe es einen gefährlicheren Nebenbuhler, den Kardinal von Sachsen-

---

[1]) Aus dem alten bayerischen Geschlecht, das seine Herkunft vom gleichnamigen Schlosse bei Vilsbiburg herleitet. Die auch in Westdeutschland weitverzweigte Familie war 1692 in den Grafenstand erhoben worden.

[2]) Bayer. St.-Arch. K. schw. 98/8. Münsterische Coadjutorie 1717. Information über die Münstersche Coadjutoriesach für Generalwachtmeister und Kämmerer Graf Seibolstorf.

Zeiz, dem der Kaiser seine Hilfe zugesagt habe, doch sei Bischof Franz Arnold selbst der bayerischen Bewerbung nicht abgeneigt, und auf einige Kapitelherren könne schon jetzt mit Sicherheit gezählt werden.

Am 7. Oktober 1717 schrieb Joseph Klemens an seinen Bruder, er habe auf Münster endgiltig verzichtet und werde fortan für Herzog Philipp wirken, „wann bei einigen Münsterschen Dombeapitularen etwas mit nutzen und ohne Simonie zu richten ist". Am schwersten werde es halten, den Widerstand der Generalstaaten, die keinen Bewerber mit ansehnlicher Hausmacht, sondern nur einen einfachen Edelmann auf den Bischofssitz bringen wollten, unschädlich zu machen. Auch von England und Preussen werde gegen einen bayerischen Bewerber Partei genommen, von allen diesen Staaten aus keinem anderen Grunde, als dass sie dann „besser das Religionswesen im Nachbarlande bedrücken könnten, was sie bey einem bayrischen Prinzen wohl unterlassen wurden".

Um diese Gegner zu bewältigen, war vor allem die Hilfe des Kaisers nötig. Max Emanuel wandte sich deshalb sowohl an den kaiserlichen Hofkanzler Grafen von Sintzendorff, als unmittelbar an Kaiser Karl selbst.[1]) Ersterem wurde vorgestellt, die Erhebung des bisher vom kaiserlichen Hofe begünstigten Kardinals von Sachsen-Zeiz werde auf „sondere Difficultäten" stossen, da der Bischof von Münster bereits dem Herzog Philipp, „der den geistlichen stand anzunehmen sich freywillig erkleret", klipp und klar seine Unterstützung zugesagt habe. Dem Kaiser wurde ans Herz gelegt, er möge doch den bayerischen Prinzen, „die ihm ihre erste education zu danken hätten", auch zu einem standesmässigen Unterkommen behilflich sein; dies werde ihm sicherlich durch treue Unterordnung der dankbaren Zöglinge unter den kaiserlichen Willen und durch entschlossene Förderung der Reichsinteressen und des katholischen Wesens vergolten werden.

1) Bayer. St.-Arch. Schreiben Max Emanuels an Graf Sintzendorff v. 8. Sept. 1717. Schreiben Max Emanuels an den Kaiser von gleichem Datum.

Das Verhältnis zwischen den Höfen von Wien und München, das auch nach den Friedensschlüssen von Rastatt und Baden ein gespanntes geblieben war, hatte sich etwas freundlicher gestaltet, seit Max Emanuel seine Söhne Karl Albert und Ferdinand mit einem bayerischen Hilfscorps im Sommer 1717 am Türkenkrieg hatte teilnehmen lassen.[1] Nach glücklicher Beendigung des Feldzuges wurde den beiden Prinzen in Wien ehrenvolle Aufnahme zu teil. Max Emanuel sprach dafür (10. Oktober 1717) gerührten Dank aus: für ihn und alle seine Söhne, erklärte er, gebe es fortan kein höheres Ziel, als die Gewogenheit und Gnade Kaiserlicher Majestät festzuhalten.[2] Insbesondere Prinz Eugen, an den sich der Kurprinz während des Feldzuges enger angeschlossen hatte, wirkte eifrig für eine ehrliche Aussöhnung der beiden ersten katholischen Familien des Deutschen Reiches, insbesondere für den Plan einer Vermählung des Kurprinzen mit Kaiser Josephs ältester Tochter. Die Unterstützung Prinz Eugens sollte nun der bayerische Gesandte in Wien, von Mörmann, auch für die Münster'sche Angelegenheit zu erlangen suchen, doch der geradsinnige Soldat war dafür nicht zu haben. Die ganze Handelschaft widerstrebe ihm, erklärte er rundweg, er könne darin nichts anderes als Simonie erblicken. Umsonst suchte ihm Mörmann dies auszureden, umsonst wurde versichert, der Kurfürst habe sechs Münchner Theologen zu Gutachten aufgefordert und von allen sei übereinstimmend die beruhigende Erklärung gegeben worden, dass die Erwerbung so wichtiger Bistümer für ein gut katholisches Haus nicht als unerlaubte Simonie angesehen werden könne: Prinz Eugen war für den Pfründenhandel nicht zu haben. Andere Würdenträger und Beamte am Wiener Hofe waren jedoch weniger ängstlich; mit ihrer Hilfe suchten Mörmann und der im November 1717 als ausserordentlicher

---

[1]) Heigel, Briefwechsel zwischen Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Kurprinz Karl Albert und Prinz Eugen von Savoyen 1717—1724; Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns, II, 268.

[2]) Bayer. St.-A. K. schw. 98/11. Münsterische Coadjutoriehandlung für Herzog Philipp Moriz von Bayern. 1717.

Gesandter nach Wien entsandte Oberstlandzeugmeister Graf Törring-Jettenbach zu Gunsten Philipps zu wirken. Graf Törring kam nicht mit leeren Händen. Dem obersten Hofkanzler Philipp Ludwig Grafen von Sintzendorff wurde, „falls er die Coadjutorie ad effectum bringen würde“, Anwartschaft auf die bayerische Grafschaft Ortenburg als bayerisches subfeudum eröffnet:[1]) dem Grafen von Althann sollte Törring „in anständiger Weis“ dreitausend Dukaten in Aussicht stellen;[2]) andere weniger einflussreiche Beamte mussten sich mit geringeren Summen begnügen.[3])

[1]) Bayer. St.-Arch. K. schw. 98/15. Münster- und Freysingsche Coadjutorie Handlungen, 1718. Max Emanuel an Törring, 2. Jan. 1718. — Sogar der in seinem Urteil immer milde und vorsichtige Arneth bezeichnet den obersten Hofkanzler als gewissenlosen, nur auf seinen Vorteil bedachten Beamten, der immer nur für den zu haben, von dem er sich den namhaftesten Gewinn versprechen konnte. (Prinz Eugen von Savoyen, I, 7, 62—69 etc.)

[2]) Michael Johann, aus dem spanischen Zweige der Althann, 1714 von Karl VI. mit dem Reichserbenschenkenamt belehnt, 1715 zum spanischen Granden erhoben. (Arneth. Prinz Eugen v. Sav., III, 37—41)

[3]) Wie solche „Handsalbe“ zur Verwendung kam, wird in einem Berichte Törrings an den Kurfürsten v. 16. Nov. 1718 (Bayer. St.-Arch. K. schw. 98/15. Münster- und Freisingsche Coadjutoriehandlungen 1718) köstlich geschildert. Es handelte sich darum, in Erfahrung zu bringen, ob das Schreiben des Kaisers an den Papst eine Empfehlung des bayerischen Bewerbers enthalten habe oder nicht. Graf Törring wandte sich deshalb an einen Sekretär des Reichsvizekanzlers, namens Heffner, und dieser gab bereitwillig den gewünschten Aufschluss. Darauf bot ihm Törring „zur Erkanntniss seiner Willfährigkeit“ 50 Kremnitzer Dukaten, die aber Heffner „zu Handen zu empfangen sich geweigert, mit vermeldten: dass er solche nit verdienet, und wann er etwa auf das künfftige damit gekaufft werden solle, so wäre solches nit recht. Da aber mit einiger Contestation ich das praesent auf dessen Tisch niedergelegt, so hat er es dabey bewenden lassen und nebst wörtlicher Danksagung bey waserley Begebenheiten seine Dienstfertigkeit dagegen zu bezeigen zugesagt, auch wann etwa bey des Herrn Reichsvicekanzlers Exzellenz dero Geschäfte oder sonstiger Verhindernuss wegen schwer beyzukommen wäre, nur an ihme sich zu adressieren erinnert, mit der dabey gegebenen Versicherung, dass, ob er schon wenig wort mache, gleichwohlen in der That seine Dankbarkeit man verspiehren werde.“

Auf den Kardinal von Sachsen-Zeiz wurde durch den bayerischen Gesandten am Regensburger Reichstag, Graf Königsfeldt, eingewirkt. Schliesslich liess sich der Kardinal zur Erklärung herbei, dass er seine Bewerbung um Münster aufgeben wolle, jedoch bat er „bei den Wunden Christi", man möge von seiner Nachgiebigkeit nichts in Wien verlauten lassen; er wolle schon selbst durchsetzen, dass der Kaiser dem bayerischen Prinzen nicht länger widerstrebe. Zum Ersatz wurde dem Kardinal das Versprechen gegeben, dass der Kurfürst ihm zur Koadjutorie von Eichstädt verhelfen wolle.[1])

Damit war das wichtigste Hindernis aus dem Wege geräumt. Wenn auch der Papst noch immer zögerte, das erbetene Breve zu bewilligen, und wenn auch der kaiserliche Kanzler die bayerische Bewerbung um Münster nie „ohne Machung einiger Grimassen" erwähnte, so war doch mit einiger Sicherheit darauf zu rechnen, dass die Gegnerschaft in Rom und Wien zu besiegen sein werde.

Plötzlich drohte das mühsam aufgerichtete Werk der Diplomaten mit einem Mal zusammenzubrechen; heftiger Widerstand erhob sich von einer Seite, wo ihn niemand erwartet hatte.

Die „Umkehr" Herzog Philipps war nicht von langem Bestand.

Im Herbst 1717 nahmen die bayerischen Prinzen längeren Aufenthalt in Albano. „Es ist hier gar reizend zu leben", schrieb P. Molitor (23. Oktober 1717), „die Umgebung ist herrlich, das Wetter prächtig, die Spaziergänge und Jagdausflüge verlaufen also ganz nach Wunsch. Unsere Prinzen machen davon ausgiebigen Gebrauch und erfreuen sich vollkommener Gesundheit. Gott erhalte sie darin und sei dafür gepriesen!" Nach der Rückkehr scheint sich aber Herzog Philipp rückhaltloser denn je weltlichen Vergnügungen zugewendet zu haben, während sein jüngerer Bruder, wie Baron Schurff versichert, nur den Studien und dem Gebet lebte. Die

---

[1]) Bayer. St.-Arch. Bericht Königsfeldts v. 12. Juli 1718. Erlass an Mörmann v. 4. Aug. 1718.

Freuden des Karneval genoss Philipp in vollen Zügen. Eines Tages verlor er sich im Maskengedränge und erschien nach einiger Zeit zum Schrecken seiner Begleiter in weiblicher Kleidung. Da ein Neffe des Papstes, Don Albani, dabei anwesend war, kam der Vorfall zur Kenntnis des Quirinals, „und gleichwie der Papst es nicht am besten aufgenommen, also auch causirte solches undter denen gemeinen Bediendten unsres Hofes viel ungleiches Discurirens und Auslegens".[1])

Zur Katastrophe vollends schien eine Nachricht aus München zu führen.

Leider ist der Brief des Prinzen an den Vater vom 19. März 1718, der erschöpfenden Aufschluss über die Episode bieten würde, nicht erhalten, nur die Antwort des Vaters, die jedoch auf die Klagen und Forderungen des Sohnes eingehend Bezug nimmt.[2])

Philipp hat Nachricht erhalten, dass sich sein jüngerer Bruder Ferdinand mit der Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg verloben wird. Nun bestürmt er den Vater, diese Verbindung nicht zum Abschluss gelangen zu lassen! Er selbst liebe die Prinzessin und werde von dieser Neigung nimmer lassen. Was liege ihm an kirchlichen Würden? Darauf wolle er gern verzichten, ja er müsse im weltlichen Stand bleiben, denn nur so könne er sein Seelenheil retten; ausserdem habe er als älterer Bruder, als der nächste Kognate nach dem Kurprinzen, ein Recht darauf, vor Ferdinand seinen Beruf selbst zu wählen und einen eigenen Hausstand zu gründen.

Darauf antwortet der Kurfürst mit einem langen, eigenhändigen Schreiben, in dem mit kluger Abwechslung bald väterliche Strenge, bald väterliche Milde zu Worte kommt. Der Kurfürst erinnert daran, dass er selbst erklärt habe, er werde niemals einen seiner Söhne zwingen, in den geistlichen

[1]) Heckenstallers Diarium. 2. Martii 1718.

[2]) S. Anhang I. Der Brief Max Emanuels trägt kein Datum. Da er jedoch als Antwort auf einen Brief Philipps vom 19. März bezeichnet wird, kann er mit Rücksicht auf den Inhalt nur in den März oder April 1718 eingereiht werden.

Stand zu treten; Philipp habe sich freiwillig dazu erboten. Auch jetzt habe sein Sohn keine Nötigung zu befürchten, doch die Hoffnung, die er an seinen Uebertritt zum weltlichen Stande knüpfe, werde nicht in Erfüllung gehen. Nur der Erstgeborne habe ein ausgesprochenes Vorrecht; unter den übrigen Söhnen bestehe keinerlei Rangunterschied, und Ferdinand werde die ihm zugedachte Braut heimführen, dies werde kein neidischer Beschluss Philipps aufhalten! Philipp möge also wohl bedenken, was er thue, ehe er einen so entscheidenden Schritt wage, ehe er dem geistlichen Stande den Rücken wende. Gerade jetzt, da sich endlich sichere Aussicht auf die Koadjutorie von Münster eröffne, so erheblichen Zuwachs der Hausmacht aufs Spiel zu setzen, sei eine Thorheit! Er möge also wenigstens warten, bis die Entscheidung gefallen, dann könne er immerhin noch zu gunsten eines jüngeren Bruders Verzicht leisten, dann bleibe die Pfründe dem bayerischen Hause erhalten. Grosse Summen seien für Betreibung der Wahl schon ausgegeben worden, für Entschädigung der Familie des Bischofs nicht weniger als 100000 Gulden; einem Minister des kaiserlichen Hofes habe die Anwartschaft auf das Ortenburgsche Lehen, das in wenigen Jahren an das Kurhaus fallen werde, übertragen werden müssen, — alle diese Opfer sollten nun vergeblich sein? Philipp möge doch bedenken, was die Ehre des Hauses erheische, wie er selbst vor dem Richterstuhl der Welt bestehen werde. „Suchen Sie sich also durch treuen Gehorsam der Fortdauer meiner väterlichen Fürsorge würdig zu machen, — lassen Sie sich weder unziemliches Betragen, noch anstössige Reden zu schulden kommen, damit die Verleihung des päpstlichen Breve nicht länger verzögert werde, — geben Sie sich Mühe, auch Ihrerseits dazu beizutragen, dass der Gewinn der mit so grossen Opfern angestrebten Würden für unser Haus in Sicherheit gebracht werde, — und Sie werden ebenso von meinen väterlichen Anordnungen befriedigt sein, wie ich mich freuen werde, Ihnen zu beweisen, dass ich immer war und immer sein werde Ihr treuer und guter Vater!"

Die Mahnungen des Vaters scheinen wenigstens so viel

bewirkt zu haben, dass Philipp den Gedanken, in den weltlichen Stand zurückzutreten, aufgab oder doch keine auffälligen Schritte nach dieser Richtung sich erlaubte. Dagegen gab es bald wieder über Unbotmässigkeit und Leichtfertigkeit des Prinzen zu klagen; insbesondere der vertrauliche Umgang mit dem jungen Grafen Charolais[1]) scheint ungünstigen Einfluss geübt zu haben. Als der Franzose den Prinzen in einer schönen Mondnacht zu einer Spazierfahrt einlud, der Obersthofmeister aber diese Ausschreitung wehren wollte, kam es wie im vorigen Jahre zu „vielen gegeneinander gebrauchten contradictionen und eingriffigen expressionen“, ja, als Santini einem Schweizer Gardisten Befehl gab, den Prinzen mit Gewalt von der Kutsche wegzuziehen, liess sich Philipp vom Zorn zu Thätlichkeiten gegen seinen Erzieher hinreissen.

Der schwer beleidigte Santini suchte sofort um eine Unterredung mit Scarlatti nach, und früh morgens ritt ein Eilbote mit einer Klageschrift nach München ab. Auch der Papst erhielt Kenntnis von dem peinlichen Vorfall, und P. Molitor musste in päpstlichem Auftrag dem Prinzen eine Rüge aussprechen. Strenger trat der Vater gegen den Schuldigen auf. Es wurde ihm gewissermassen ein Ultimatum gestellt: wenn nochmals eine Klage einläuft, soll der Unverbesserliche seiner Standesrechte verlustig erklärt, in ein Kollegium gesteckt und dort in allem und jedem den übrigen Alumnen gleichgestellt werden.[2]) Zugleich wurde aber, um dem Störenfried

[1]) Charles de Bourbon, Graf von Charolais, geb. 1700 zu Chantilly, gest. 1760 zu Paris, ein Sohn des Prinzen Louis von Condé, hatte 1717 den Türkenkrieg mitgemacht und war dann, weil er sich in seinem Vaterland nicht sicher glaubte, nach Rom gegangen. Erst nach längerem Aufenthalt in Italien und Bayern kehrte er nach Frankreich zurück und wurde zum Gouverneur der Touraine ernannt. Der Herzog von St. Simon schildert ihn als einen zügellosen Wüstling; Herzogin Elisabeth Charlotte behauptet sogar, er habe eine von seinen vielen Mätressen, Madame von Saint-Sulpice, bei lebendigem Leibe verbrennen lassen. (Nouvelle Biographie générale, IX, 952)

[2]) Bayer. H.-Arch. Nr. 725. Prinzenreise nach Rom, 1716—1719. Schreiben Max Emanuels an Herzog Philipp Moriz v. 19. Juli 1718. S. Anhang II.

jede Ausrede abzuschneiden, die Abberufung Santini's verfügt: die Prinzen mit dem gesamten Hofstaat sollten fortan dem Gesandten Abbé Scarlatti unterstellt sein. Eine strenge Instruktion schrieb aufs genaueste vor, wie sich Herzog Philipp fortan zu verhalten habe.[1]) Für die Tagesordnung sollte der von Sr. Heiligkeit selbst entworfene Stundenplan massgebend sein. Demgemäss soll der Prinz zu den festgesetzten Stunden aufstehen, beten, studieren, essen und zu Bette gehen, ohne sich auch nur die kleinste Abweichung zu gestatten. Aufs strengste soll Scarlatti darauf achten, dass sein Zögling, „der erst und einzige aus dem ganzen bayerischen Hause, so aus diser anererbten und eingeflessten schuldigen veneration abweicht, nicht mehr verächtlich von geistlichen Dingen spreche, auch über Papst und Kardinäle keine ärgerlichen Reden führe und, da er doch selbst ungezwungen und ungedrungen mündlich und schriftlich den geistlichen Stand erwählt", der Religion und allen geistlichen Pflichten gebührende Verehrung erweise. Unpassende oder verbotene Bücher sollen sofort weggenommen, auch soll nur Umgang mit solchen Kavalieren zugelassen werden, von denen der Prinz „gut und christlich profitieren" könne. Billard- und Kartenspiel soll im Hause nicht mehr gestattet sein, die Korsofahrt zum Spanischen Platz nicht über den Abend hinaus verlängert werden und nachts für alle Hausbewohner die Pforte verschlossen bleiben. Falls sich der Herzog auch nur in einem Punkte gegen die Vorschriften verfehlen würde, sollte er sofort in ein Kollegium gesteckt und dort „zu Gottesfurcht und auch in den studiis instruirt, in Allem aber anderen alumnis gleichgehalten und nicht mehr distinguirt werden".

Die Weisungen des Kurfürsten wurden durch Hofrat Triva überbracht, der noch ausdrücklich zu erklären hatte, dass der Kurfürst wegen der üblen Aufführung seines Sohnes die Schriftstücke absichtlich durch die Kanzlei habe gehen lassen. Ausser-

[1]) Bayer. H.-Arch. Instruktion, wie sich Herzog Philipp Moriz gegen seinen Oberhofmeister Baron Scarlatti zu verhalten, 21. July 1718. (Konzept von Unertls Hand.)

dem sollte Triva dem „verlorenen Sohne“ mündlich einschärfen, der Kurfürst werde nicht länger mit sich spassen lassen: wenn Philipp auch ferner noch Unfug treibe, „so wollen Wir ihn für Unsren Sohn und einen Herzog aus Bayern nicht mehr anerkennen“. Philipp müsse thatsächliche Beweise von Besserung geben, um vom Papst das breve eligibilitatis zu erlangen, und zwar so bald wie möglich; vom Bischof von Münster werde verlangt, dass die Zustimmung des Papstes binnen zwei Monaten erfolge, widrigenfalls alle übernommenen Verpflichtungen als aufgehoben gelten sollten, jene Verpflichtungen, für welche Bayern schon 500000 Gulden geopfert habe! Auch den Kavalieren und Beamten im Hause Scarlatti soll Triva „ein Feuerchen anzünden“; dem Baron Schnepf soll ein Verweis gegeben werden, weil er sich mit dem Prinzen „allzu gemein machte“, dem Leibarzt Weyers, dass er „seinen unruhigen, hoffärtigen Geist ablege, mit denen officianten und auswendigen besser consortieren und sich des trunks mehrers enthalten möge“ u. s. w.

Ob nun Philipp von aufrichtiger Reue erfasst, zur Aenderung seines Lebenswandels sich entschloss oder ob er, um der angedrohten Strafe zu entgehen, nur äusserlich solche Umkehr zur Schau trug, entzieht sich unsrer Beurteilung. Thatsächlich wird aber fortan nur selten eine Klage laut, im allgemeinen wird dem sittlichen, bescheidenen Verhalten des Prinzen von seiner Umgebung hohes Lob gespendet.

Unmittelbar nachdem Triva den Rügebrief des Vaters übergeben hatte, erklärte Philipp unaufgefordert, er wolle in das Novizenhaus der Gesellschaft Jesu übersiedeln, um dort einige Zeit geistlichen Uebungen zu obliegen.[1] So geschah es, und die Väter der Gesellschaft Jesu waren des Lobes voll über das erbauliche, andächtige Betragen des Büssers. „Wie geistreich“, berichtet Triva (27. August 1718) an den Kur-

[1] „Am 22. August resolvierte sich Herzog Philipp, die exercitia spiritualia zu machen, und fuhr zu dem ende in Begleitung Scarlatti's nach dem Jesuiternoviziathaus“ (Diarium). „Am 27. August ist Herzog Philipp von seinen Exercitien zurückkommen, welche er mit grösstem Lob und Auferbaulichkeit gemacht hat“ (Schurffs Tagebuch).

fürsten, „Ihre Durchlaucht Herzog Philipp seine exercitia spiritualia vergangnen Montag in der Früe angefangen und heint zu Nacht vohlendet, ist nit zu beschreiben; der Penitentiarius P. Guelfi, Jesuiter al noviziato, bey welchem ich mich alle Tag informieret, khan nit genuech den Herzog loben und sagt bey seiner geistlichen Würden, dass er eine mehrer Andacht, embsigkeit und eifer nit begehren thue von einem alten mann, geschweige von einem solchen jungen Fürsten". Auch der Papst zog im Novizenhause Erkundigung ein und liess sodann dem Herzog zu den vielverheissenden Anfängen der Besserung Glück wünschen.

Trotzdem wurde die Erteilung des Breve immer wieder hinausgeschoben. Triva, der im Verein mit Scarlatti die Sache betreiben sollte, schrieb an Unertl, die Treulosigkeit der Leute im Quirinal verursache ihm nicht weniger Pein, als das römische Klima, „ob wolen die Hitz unerträglich, man kan und darf sich nit riren, sonst ist einer gleich Wasser". So bald es angehe, wolle er die ungastliche Stadt verlassen, da er „der Romanischen Politica und Falschheit unerträglich mide". Nicht am Papst liege die Schuld der Vorenthaltung des Breve, der Gesandte des Kaisers stecke dahinter; dies lasse sich schon aus der finsteren Miene erkennen, die Herr Graf Gallas jedem Bayer zeige. Offenbar sei der Kaiser eingeschüchtert durch die protestantischen Mächte; Kardinal Schrottenbach habe geäussert, er müsse angesichts der Haltung des Kaisers die Bewerbung des bayerischen Prinzen als hoffnungslos bezeichnen.

Die Aussichten gestalteten sich etwas günstiger, seit sich Kardinal Albani, von Scarlatti dafür gewonnen, zu Gunsten Philipps bei dem Papst, seinem Vetter, verwendete. Am wirksamsten jedoch empfahl Philipp selbst seine Bewerbung durch die überraschenden Proben seiner Besserung; Papst Klemens sprach immer wieder seine Befriedigung und seine Freude über den gottgefälligen Wandel des Prinzen aus. Triva selbst bat den Kurfürsten, es möge den beiden Prinzen mit Rücksicht auf den in letzter Zeit bewiesenen Fleiss und Eifer ein Ferienaufenthalt auf dem Lande bewilligt werden. „Es ist in ganz Rom kein

einziger vornehmer Herr, der nit hinauss gehet auf seine güeter; unsere Prinzen seint das gantze jahr eingespehrt, mithin ist es meines wenigen erachtens auch billich, dass sie sich auf etliche wenige wochen auf das landt divertiren sollen, besonders weillen sie sich so woll verhalten." Dem Antrage Triva's entsprechend wurde denn auch gestattet, dass die Prinzen im Oktober nach Albano übersiedeln durften.

Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob der Aufenthalt in dem üppigen Lustort der vornehmen Gesellschaft einen Rückfall in frühere Gepflogenheiten mit sich bringen werde. Triva erfuhr durch einen „guten Freund", dass seine Schutzbefohlenen wieder jeden Tag grosse Gesellschaften besuchten und weit über Mitternacht dem Spiel fröhnten. Als Triva und Scarlatti in Albano selbst nachforschten, zeigte sich, dass das Gerücht nicht unbegründet war; die Begleiter der Prinzen erklärten aber, sie hätten in solcher „Recreation", zumal während der Ferien, nichts Unerlaubtes erblickt, und da die Prinzessin von Carbognano, in deren Hause meistens die Gesellschaften stattfanden, ohnehin nach Rom zurückkehrte, begnügte sich Triva damit, das Verbot des Besuches von Gesellschaften neuerdings einzuschärfen. Uebrigens schienen die beiden Prinzen förmlich ihre Rollen vertauscht zu haben. Während sich durch die Untersuchung herausstellte, dass Klemens in wenigen Wochen 500 Scudi im Pharao an die Edelknaben verspielt hatte, musste dem älteren Bruder bezeugt werden, dass er auch nach durchschwärmter Nacht niemals in der Frühmesse fehlte, nach der Messe jedesmal noch geraume Zeit in der Kirche verweilte und auch den Tag über sich „unbeschreiblich wohl verhielt".

Nach Rom zurückgekehrt, erklärte Herzog Philipp unaufgefordert, er wolle sich, da er in den geistlichen Stand einzutreten beabsichtige, die Weihen erbitten. Als dieser Entschluss im Quirinal bekannt wurde, äusserte der Papst, er könne nur ein Glück darin sehen, wenn die westfälischen Bistümer einen so würdigen Vorsteher erhielten, und die Ausfertigung des Breve werde nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es

drangen zwar noch wiederholt Gerüchte nach München, dass es im Hause Scarlatti an Zucht und Ordnung fehle, doch Triva nahm die Prinzen entschieden in Schutz. Nur „eine apassionierte Feder, die vielleicht selbst despotice regieren möchte", könne am Betragen der Prinzen, insbesondere des älteren, auch jetzt noch nörgeln. „Ich schwere, dass ich mein lebentag keinen Herrn so andächtig communiciren sechen, als eben vorgestert Ihre Durchlaucht; Sie haben bei drei viertelstundt in Ihrem Zimmer knieent ihr examen conscientiae gemacht." Auch P. Molitor versicherte, von allen Novizen der Gesellschaft Jesu lege keiner so viel Anstand und Andacht an den Tag, als sein Zögling.

In den Briefen Philipps an die Schwester ist nicht von Reue und Busse, freilich auch nicht mehr von Vergnügungen und weltlichen Wünschen die Rede; er hat sich in sein Schicksal ergeben. „Wir befinden uns beyde", schreibt er am 7. Dezember 1718 an die Schwester, „Gott Lob haubtgut und hoffen sie bald zu sehen, dann die Münsterische Sach bald ausgehen wird; Gott gebe, dass es gut ausschlag, allein ich kann vor gewiss noch nichts sagen". Auf die Meldung von der Hochzeit Bruder Ferdinands erwidert er nur, er möchte wohl auch dabei sein, und knüpft nur noch den Wunsch daran, seine Schwester möge auch jetzt, da die Freundschaft, d. h. der Verwandtenkreis neuen Zuwachs erfahre, in ihrer Neigung zu ihm nicht erkalten. Im letzten Briefe kommt die Sehnsucht nach der Heimat zum Ausdruck. „Ich bin, Gott Lob, so vill es zu Rom seyn kann, iezt ziemblich vergniegt, dann ich mich des Papa seiner gnad wiederumb völlig versichern kann, welches auch macht, dass ich die ibrigen verdriesslichkeiten desto ehender verschmerze. Es gehet auch alles vill ruhiger zu. Im Ibrigen bin ich von disem Rom doch schon so müed, so müed, dass ich vor meine grösste glickhseligkeit bald von hier hinwegzukhommen verlange." Und noch einmal regt sich seine schmerzliche Empfindung über das ihm auferlegte Opfer. „Glaub gar gern, dass jedermann das portrait[1]) flattiert gefunden . . ., dann

[1]) Die Schleissheimer Galerie besitzt zwei Porträts des Herzogs Philipp Moriz. Das eine, von Maingaud gemalt, stellt ihn als vier- oder

ich hier gwis nicht schöner worden und mir das kragl auf mein gewissen nicht so guet als der Degen ansteht." —

In Münster hatte der Anwalt Herzog Philipps, Graf Seibolstorf, schweren Stand, da ihm von englischen und holländischen Agenten mit allen erdenklichen Mitteln entgegengearbeitet wurde. Die beiden Mächte erboten sich nicht blos zur Bezahlung der Schulden des Bischofs und aller rückständigen Subsidiengelder, sondern wollten noch eine ansehnliche Summe dazugeben, wenn sich der Bischof einen Koadjutor e gremio capituli nach ihrem Gutdünken gefallen lassen möchte.[1] Insbesondere der Domdechant von Landsperg wurde von den Seemächten begünstigt. „Die holländischen Gulden flossen ihm nur so aus der Tasche." In Paderborn hatte der Domherr von Asseburg als Schützling Hollands „eine ziemliche Hoffnung". Auch der König von Preussen schloss sich der Politik der Seemächte an. Durch seinen Landdrosten von dem Busch liess er den Bischof von Münster dringlich mahnen, „nicht einen geborenen Fürsten, sonderlich aber nicht einen vom Haus Bayern" zum Koadjutor zu wählen.[2] Seibolstorf und die für Bayern gewonnenen Minister hatten Mühe, dem Bischof begreiflich zu machen, dass er mit Rücksicht auf sein und seiner Unterthanen Seelenheil auf den verlockenden Vorschlag nicht

fünfjährigen, in reiche Kavaliertracht gekleideten Knaben dar. Das von dem römischen Maler Trevisani gemalte Bild dürfte aus dem Jahre 1718 stammen, doch nach der Aeusserung des Prinzen mit dem oben erwähnten wohl kaum identisch sein; die Kleidung scheint eine geistliche zu sein; der Prinz trägt ein vollkommen geschlossenes, schwarzes Wams und um den Hals einen weissen, niedrigen Kragen. Während uns aus Maingauds Bildnis ein allerliebstes Bürschchen entgegenlacht, muss das aufgedunsene Antlitz mit den finsteren Augen auf Trevisani's Porträt eher als abstossend bezeichnet werden. (Ich verdanke die gütige Mitteilung Herrn Konservator Hermann Bever in Schleissheim.)

[1] Bayer. St.-Arch. K. schw. 99/1. Seyboltstorffsche Berichte aus Münster und Paderborn, die Bischofswahl betr., 1718. Bericht v. 2. Juli 1718. — Erhard, Geschichte Münsters, 573.

[2] Ebenda. K. schw. 98/16. Max Emanuel an Törring, 16. Sept. 1718. Die erzählten Vorgänge in München fallen in die Monate Juli und August.

eingehen dürfe, da es die protestantischen Mächte offenbar nur auf den Schaden der katholischen Religion abgesehen hätten. Von beiden Seiten wurde der Bischof mit Versprechungen und Drohungen bestürmt. Der Streit um die Koadjutorie wandelte sich, wie es Seibolstorf bezeichnete, in „eine Aktion um das katholische Wesen“. Für die preussische Regierung war noch eine Sonderabsicht massgebend. „Warumb Preissen sich der sach so eifrig annihmt, ist die Ursach der Succession zu den Clevischen Landen.“ [1])

Schliesslich erklärte sich Franz Arnold bereit, den Sohn des Kurfürsten als Koadjutor anzunehmen, wenn das Haus Bayern „dreimalhunderttausend Thaler Schulden, welche er auch selbsten zu Erlangung dieses Stifts hatte machen und negotiiren müssen, vor ihn abtrüge und bezahle“; als weitere Bedingung wurde festgesetzt, dass dem Bischof bald ein päpstliches breve eligibilitatis und ein kaiserliches Empfehlungsschreiben vorgelegt würden.

Seibolstorf riet dem Kurfürsten, mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung des Hochstifts Münster auch vor so namhaftem Geldopfer nicht zurückzuscheuen. „Da an dieser Münster'schen Koadjutorie die Osnabrüg- und Paderbornische und andere mehr gänzlich dependiren, weilen viele aus dem erstgedachten Stift zugleich auch in beyden andern capitulaires seynd und die majora ausmachen, also wer des ersteren Besitzer ist, beyde letztere ohne sonderbare mühe und kösten indoutable allezeit auf sich bringen kann, so wird auch in erwegung desselben die geforderte Summe desto weniger Dero durchlauchtigstes Churhaus von sothanem wichtigen gesuch abhalten, massen es jetzt heisset: aut nunc aut nunquam, und darf man sich sonsten auf die andere alle keine Gedanken machen.“ [2])

---

[1]) Bayer. St.-Arch. K. schw. 98/16. Max Emanuel an Törring. 25. September 1718.

[2]) Ebenda. Schreiben Seibolstorfs an Kurprinz Karl Albert v. 2. Juli 1718. — Auch die schöne Gemahlin des Gesandten scheint in Münster eine nicht unwichtige Rolle gespielt zu haben. In Wien waren folgende Stachelverse in Umlauf:

Wenn auch unter Weh und Ach verstand man sich am Münchner Hofe wirklich zu den geforderten Spenden. Am 25. September 1718 schrieb Bischof Franz Arnold an den Kaiser, er habe sich entschlossen, einen Prinzen aus dem gesinnungstüchtigen und mächtigen bayerischen Hause zum Koadjutor zu bestellen, da „ein Bischof von Münster seiner situation halber fast aller in diesen unteren Quartieren öfters sehr gedruckten armen Catholischen einziges refugium und folglich eines sehr starken rückens höchst benöthigt“ ist. Es habe grosse Mühe gekostet, schrieb Seibolstorf, den Bischof zur Absendung dieses Schreibens an den Kaiser zu bewegen, da er durchaus nicht eher, als der ganze Handel in Richtigkeit wäre, die letzte Karte aus der Hand geben wollte. Doch auch später noch fehlte es nicht an Schwankungen am bischöflichen Hofe und bei den Kapitelherren; es bedurfte eines kunstvollen und kostspieligen diplomatischen Apparats weitreichender Versprechungen, versteckter Drohungen und ausgiebiger Spenden, um die immer wieder sich aufrichtenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Vom Kaiser wurde dem Bischof kühl geantwortet, es werde, wenn erst der Wahltag festgesetzt sei, ein eigener Wahl-

---

„Eloges de Madame l'ambassadrice comtesse de Seiboldsdorff à l'election de l'éveeque de Münster.

Catons en cette ville,
Mettes vos armes bas,
La belle Ambassadrice
Tout mett a ses appas.
Elle sera l'arbitre
Du choix d'un coadjuteur,
Sa beauté et sa douceur
Charmera le chapitre,
Mais cet objet vainqueur
En veut à votre mitre
Plutôt qu'à votre coeur.
Pour faire à Son Altesse
Un digne successeur,
Madame votre épouse nous presse,
Monsieur l'ambassadeur.

C'est une rare dame,
Elle n'a d'autre blâme,
Que d'aimer trop l'honneur.
Ce seroit un bonheur,
Mais un bonheur extreme,
Si vous vouliez vous même
Preter l'objet qu'on aime,
Vous faire un coadjuteur,
Votre Excellence, qui s'oppose à nos veux,
N'a pas la complaisance de dire: Je le veux.“

kommissär nach Münster abgeordnet werden.[1]) In Wien wurde ja die bayerische Bewerbung, wie schon erwähnt, nicht mit freundlichen Augen angesehen. Namentlich da sich die seit vier Jahrhunderten verfeindeten Hauptlinien des Wittelsbachischen Hauses ausgesöhnt hatten, — im Mai 1717 waren die Kurfürsten von Bayern und Pfalz im Kloster Scheyern, wo sich die Gruft der gemeinsamen Ahnen befindet, zusammengetreten und hatten die Punkte vereinbart, die als Grundlage der Erb- und Hausunion von 1724 dienten.[2]) — schien es gefährlich, zu viele geistliche Fürstentümer an diese Familie gelangen zu lassen. Es galt, zu verhüten, dass die Wittelsbacher als eigene Gruppe im Reiche selbständige Bedeutung erlangten, ebenso gegen das Haus Habsburg wie gegen die anwachsende Macht der protestantischen Fürsten.

Dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Philipp, war es sowohl im Interesse des katholischen Bekenntnisses, als um der Ehre des Hauses willen eine Herzenssorge, dass Herzog Philipp in den Besitz der westfälischen Bistümer käme. Freiwillig verpflichtete er sich, von den dafür erforderlichen Kosten die Hälfte zu tragen; auch empfahl er seinen Vetter angelegentlich den Domherren, die ja an Aufrechterhaltung freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Pfalz und Münster ein natürliches Interesse hatten. Max Emanuel selbst erkannte willig an, dass am Gelingen des Unternehmens den Bemühungen des pfälzischen Kämmerers von Wachtendonk der wichtigste Anteil beizumessen sei.[3])

---

[1]) Bayer. H.-Arch. Nr. 1164. Das Münster'sche Wahlwesen betr., 1716—1719. Schreiben des Obristkammerpräsidenten von Sickingen an den Kurfürsten von der Pfalz v. 19. Okt. 1718.

[2]) Heigel, Die Wittelsbachische Hausunion von 1724: Geschichtliche Bilder und Skizzen, 145.

[3]) Bayer. H.-Arch. Nr. 1164. Max Emanuel an Karl Philipp, 7. März 1719. „Wie Eur Liebden übrigens selbst güettig erachten werden, habe ich mich zu disem Wahlwesen, umb selbige Stiffter uf mein Churhaus zu bringen, hart angreiffen müssen, aber dahin bereits alle notturft umb so mehr verschaffet, als das von Eur Liebden uf den Lauingenschen Salzhandel angebottene anlehen weith hinausgesezet und nit so parat.

Auf eine neue Entwicklungsstufe kam die Angelegenheit, als der Bischof von Münster und Paderborn am 25. Dezember 1718 auf Schloss Ahaus starb. Am Sylvestertag traf die Nachricht von diesem Todesfall in München ein, gleichzeitig mit der erwünschten Kunde, dass endlich das Breve für Herzog Philipp vom Papst bewilligt und durch eine eigens berufene Kongregation bestätigt worden sei.[1] Nun wurde Graf Törring nachdrücklich angewiesen, in die Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung ein rascheres Tempo zu bringen.[2] Nachdem der Papst einen so sprechenden Beweis seines Wohlwollens für das bayerische Haus gegeben, möge auch der Kaiser seine versöhnliche Stimmung bekunden; es handle sich ja nicht darum, die Wahlfreiheit des Domkapitels zu beeinträchtigen oder ihm den bayerischen Bewerber aufzudrängen; es genüge eine Erklärung, dass der Kaiser dem Prinzen „den Zugang solcher Kürchen gern gönnete“. „Aus deme, dass man sich ex parte acatholicorum solche motus gebe, ist darzusehen, dass man es zu bestem der Kirche nit meine, so Uns glauben machet, dass ein solches Ihre Kayserl. Majestaet eben zu gemieth nemen werde.“

Die Sachlage war durch den Tod des Bischofs Franz Arnold

wie erforderlich wäre, angesehen habe. Eur Liebden und dero Landten wirdt aber die erhaltung diser Stüffter selbst zum besten kommen, und solte mir sonderheitlichen lieb zu vernemmen sein, wessen des Herrn Churfürsten zu Trier Liebden sich in der anderen Ihro bekandten Haussach (für den Fall, dass der Kurfürst von Trier, des Kurfürsten von der Pfalz Bruder, aus dem geistlichen Stande austreten und sich mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt vermählen würde, sollte dafür gesorgt werden, dass ein bayerischer Prinz das Deutschmeisteramt erhalte) vernemen lassen werden. Meines erachtens ist eine nothwendigkeit, dass beede unsere Hauser wohl zusamb sehen und ainmüethig aines für das andere stehe.“

[1] Heckenstallers Diarium, z. 8. Oktober und 22. Dezember 1718.

[2] Bayer. St.-Arch. K. schw. 99/5. Die für Herzog Philipp Moritz in Bayern und nach dessen Tod auf seinen Bruder Herzog Klemens August ausgefallene Münster- und Paderbornische Wahl betr. Vom Januar bis April 1719. Erlass an Törring v. 31. Dez. 1718.

insofern gründlich verändert, als es sich nunmehr darum handelte, zugleich mit dem Bistum Münster auch Paderborn zu erwerben. Zwei so wichtige Bischofssitze auf einmal dem bayerischen Hause zu überlassen, dazu wollte man sich in Wien nicht gern herbeilassen. Dazu kam, dass der Kaiser, mit Spanien in Krieg verwickelt und deshalb seit dem 2. August mit Frankreich und den Seemächten im Bunde, auf Englands Wünsche besondere Rücksicht zu nehmen hatte. Selbstverständlich wurde auch von den protestantischen Mächten auf die massgebenden Kreise in Wien mit klingenden Lockmitteln eingewirkt. Der Hofkanzler sprach dem Grafen Törring wiederholt sein Befremden über das Verhalten des Bischofs von Münster aus, „wodurch er andeuten wollen, dass hierunter ein actus simoniacus underloffen“.[1]) Der Beichtvater des Kaisers, P. Thenemann, erlaubte sich die spöttische Bemerkung, dass der Bischof in spe, Philippus Mauritius, dem Vernehmen nach „von etwas wunderlichem und unstätem Humor seyn solle“. Auch der Fürst von Trautson warf im Gespräch die Frage auf, ob denn Herzog Philipp selbst zum geistlichen Stande auch Neigung besitze; ein Zwang, fügte er hinzu — und die Ereignisse gegen Ende des Jahrhunderts lassen die Bemerkung wohlbegründet erscheinen —, möchte sich um so weniger empfehlen, da das Beispiel des Neuburgischen Hauses zeige, wie bedenklich es sei, zu viele Prinzen zu ehelosem geistlichem Stand zu befördern; jenes Haus, vor kurzem noch mit Kindern reich gesegnet, sei nunmehr dem Erlöschen nahe! Auch Zweifel an der vom Kurfürsten beschworenen Anhänglichkeit an den Kaiser wurden laut. Gewiss nur mit Unrecht, spottete der Kanzler, er persönlich sei davon so felsenfest überzeugt, dass er zur Bekräftigung seine Hand ins Feuer legen wollte, worauf der alte Mörmann ernsthaft erwiderte, der Herr Kanzler möge das getrost wagen, er werde sich seine Hand gewiss nicht verbrennen.

In Folge des Schwankens am kaiserlichen Hofe erfolgte

---

[1]) Bayer. St.-Arch. Bericht Törrings v. 18. Januar 1719.

auch in Rom ein neuer Umschwung der Stimmung. Als Scarlatti zum ersten Mal nach dem Tode des Bischofs von Münster in den Quirinal kam, fand er zwar den Papst „in Wahrheit“ geneigt, dem bayerischen Prinzen auch zum Bischofssitz in Paderborn zu verhelfen, allein es schien unmöglich zu sein, für die gleichzeitige Verleihung von zwei Breven an einen Bewerber einen günstigen Kongregationsbeschluss zu erwirken. Am Münchner Hofe wollte man wissen, dass „derlei indulta auf zwei distinguirte Bisthümer“ auch sonst schon vergeben worden seien; die Weigerung, schrieb Unertl an den Gesandten in Wien, sei vielmehr damit zu erklären, „dass eben der päbstliche Hof mit dem kayserlichen impegnirt ist, somit kein breve sine praescitu et consensu Ihrer Kayserlichen Majestaet auf einiges Stift in Teutschland zugeben werde“. Am 14. Dezember gab der kaiserliche Botschafter in Rom eine ziemlich unfreundliche Erklärung ab: der Kaiser werde zwar allezeit eine Freude daran haben, wenn dem Kurhaus Bayern etwas Angenehmes erzeigt werde, doch die Münster'sche Sache müsse er als eine Gewissenssache ansehen und die Entscheidung ganz und gar dem Papst überlassen.[1]) Tags darauf trat die Kongregation zusammen; der Beschluss fiel zu Ungunsten Philipps aus. Die meisten Kardinäle stimmten, wie der Papst selbst dem bayerischen Gesandten mitteilte, gegen Verleihung eines Breve für zwei Bistümer; es gebe aber noch einen Ausweg, fügte er zum Troste hinzu: er werde eine neue Sitzung anberaumen und dazu nur wohlgesinnte Votanten einladen. „Dass sich die Kardinäl widersetzet“, bemerkt Baron Schurff in seinem Tagebuch, „ist keine andere Ursach, als weilen sie von unsren Prinzen die Visite prätendiren und das Ceremoniell nach ihrem Willen einrichten möchten“. Am 22. Dezember fand die neue Sitzung statt. „Weil der Pabst lauter favorable Cardinäl genommen, haben wir schier alle vota gehabt, hat also der Pabst am 23. Vormittags das breve eligibilitatis für den Herzog Philipp verwilliget, so bey uns allen eine grosse Freud verursachet.“

[1]) Tagebuch Schurffs a. a. O.

Die Bewerbung um Paderborn wurde auch durch die Hilfe eines unerwarteten Bundesgenossen gefördert. Am 9. Dezember schrieb König Georg von England an Max Emanuel, es werde ihm grosse Freude machen, wenn er zu Erhöhung des kurbayerischen Hauses behilflich sein könnte.[1] Darauf erwiderte der Kurfürst, es werde mit besonderem Dank begrüsst werden, wenn England die Bewerbung Philipps um Paderborn patronisiren möchte, und thatsächlich wurden, wie Seibolstorfs Berichte ersehen lassen, in Paderborn von englischen Agenten gute Dienste geleistet.

Es war wohl kein Zufall, dass am 8. Januar 1719 gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Bischofs von Münster eine Weisung des Kurfürsten eintraf, die Prinzen sollten, von den bisher geltend gemachten Bedenken absehend, den Kardinälen den ersten Besuch machen. Zwei Tage später fuhren demnach die beiden Prinzen zuerst bei dem ältesten Kardinal Astalli vor, jedoch ohne Gefolge und nur in zweispänniger Kutsche, um auch jetzt noch etwas vom incognito zu wahren; ebenso wurde allen übrigen Kardinälen Besuch abgestattet.

Der Vorgang wurde besonders in Wien übel vermerkt. Der Reichsvizekanzler fand das Verhalten der Prinzen höchst anstössig. „Die Churfürsten und Fürsten in Teutschland", sagte Graf Schönborn zu Mörmann, „und selbig sammentliche nation solten von dem Römischen Hof sich nit, also gleich immerdar beschieht, zurückstöllen und traktiren lassen, wie es dann mit denen Französischen Prinzen ganz anders beobachtet wird und selbig, sowohl ächtige als unächtige und spurii, einem Cardinalen, bey dem in seiner Behausung sye sich befundten, auf keine Weis die Oberhand weder in Frankreich, noch in Rom verstatten". In Rom sei einem Pair von Frankreich sogar gestattet, mit dem Degen an der Seite zur Audienz bei dem Papste zu gehen, „hingegen ein teutscher Fürst des Reichs auf denen Knieen dahin rutschen soll".[2] Mörmann suchte die patriotische

---

[1] Bayer. St.-Arch. K. schw. 99/5. König Georg an Max Emanuel. London 28. Nov. (nach dem neuen Kalender: 9. Dezember) 1718.

[2] Ebenda. Bericht Mörmanns v. 4. Febr. 1719.

Entrüstung des Vizekanzlers zu beschwichtigen, indem er darauf hinwies, dass die beiden Prinzen schon geistliche Würden innehätten, „folglich schon respectu deren den Kirchen-Prälathen cediren müessten". Die unfreundliche Stimmung am kaiserlichen Hofe dauerte fort. Wenn man in Wien, schrieb Max Emanuel an Törring, schon an dem harmlosen Besuch bei den Kardinälen so gross Aergernis nehme, so habe er ganz anderen Grund zu Aerger und Zorn; der Kaiser wolle nicht blos von Paderborn nichts hören, auch „die kaiserliche Protektion auf Münster sei, wie die holländischen Gesandten wissen wollten, nicht für richtig zu achten und werden nur die Kapitularen irre zu machen getrachtet".

Eine günstigere Wendung mag vielleicht durch einen Bericht des P. Molitor aus Rom, den der Kanzler Unertl schleunig durch Törring in Wien vorzeigen liess, angebahnt worden sein. Noch wärmer und begeisterter kündete darin der Lehrer und Beichtvater das Lob seines Zöglings: niemals sei eine Bekehrung aufrichtiger und vollkommener gewesen, sie gemahne geradezu an ein Wunder! Immer wieder unterwerfe sich der junge Mann strengen Bussübungen mit einer Andacht und Zerknirschtheit, die alle Anwesenden zu Thränen rühre. „Ich bin mehr denn je überzeugt, dass dieser Prinz in Zukunft unerschütterlich sein wird in seinen heiligen Entschlüssen und immer gerade aus gehen wird den Weg des Heiles, und dass Gott sich dieses Fürsten bedienen will, um grosse Thaten rühmlich zu vollbringen: dazu besitzt er alle erforderlichen Fähigkeiten und darauf bereitet er sich durch eine tadellose Führung vor!"[1] Vermutlich mit Hilfe dieses auch dem kaiserlichen Beichtvater vorgelegten Zeugnisses wurde endlich durchgesetzt, dass der als kaiserlicher Wahlkommissär nach Westfalen abgeordnete Graf Metsch dahin instruiert wurde, dass der Kaiser die Erhebung Philipps auf den Bischofssitz von Münster empfehlen, einer Wahl in Paderborn wenigstens nicht widerstreben wolle. In Münster freilich verlor Graf Metsch, wie Max Emanuel voll

[1] Bayer. St.-Arch. K. schw. 99/5. P. Molitor an Unertl. 4. Febr. 1719.

Entrüstung den Wiener Gesandten mitteilte, „weder in capitulo, noch auch in privato bey denen Thumbcapitularen im namen Ihrer Kayserl. Majestät zu Herzog Philipps favor nicht ein Wort“, und ebenso unthätig verhielt er sich in Paderborn, obwohl ihm der Kurfürst „2000 Dukaten, dann seinem Secretario 50 Pistollen, welch letztere der Graf selbst gefordert, verehren lassen, darüber hin er noch von beeden Capitlen eine schöne Verehrung erhalten hat“.[1]) Auch von Braunschweig wurde trotz der kurz zuvor gespendeten gütigen Worte Alles gethan, „um das bayrische Dessin zu vernichten“. Insbesondere aber Friedrich Wilhelm I., der im Hinblick auf die Bedrückung des evangelischen Bekenntnisses in der Pfalz nicht auch noch einen anderen Wittelsbacher in rheinischen Landen zur Herrschaft gelangen lassen wollte, liess noch in zwölfter Stunde kein Mittel unversucht, um die Erhebung Philipps zu hintertreiben. Als Graf Seibolstorf in kurfürstlichem Auftrag bei einigen preussischen Bankhäusern eine Anleihe machen wollte, wurde den Inhabern bei Strafe der Ausweisung aus dem Königreich verboten, auf das Geschäft einzugehen.[2])

Allein die drohende Sprache der protestantischen Mächte vermehrte auch wieder den Anhang desjenigen Bewerbers, von dem sich eine nachdrückliche Vertretung der katholischen Interessen im Nordwesten des Reiches erwarten liess. Als die Wahlhandlung in Paderborn auf den 14., in Münster auf den 21. März anberaumt wurde, stand schon ziemlich fest, welchen Ausgang sie nehmen werde. „Aller menschlichen versicherung nach“, schrieb Max Emanuel am 14. März an Törring, „wird bey Baderborn und Münster die Wahl per unanimia für den Herzog aussfallen.“

Doch gerade in diesem Augenblick trat ein Ereignis ein, das alle Erwartungen — oder Befürchtungen — zusammenbrechen machte, wie ein Kartenhaus.

Die bayerischen Prinzen hatten den Winter in strenger

[1]) Anhang III.

[2]) Bayer. H.-Arch. Nr. 1164. Das Münster'sche Wahlwesen betr. Bericht Wachtendoncks an Kurfürst Karl Philipp v. d. Pfalz v. 17. März 1719.

Zurückgezogenheit zugebracht. Scarlatti selbst bat wiederholt den Papst, es möchte den Prinzen hie und da die Teilnahme an einem Faschingsfest gestattet werden, doch wurde das Verbot nur für die Gesellschaften der Gemahlin des kaiserlichen Botschafters aufgehoben.

Am 2. März befiel den älteren Prinzen ein leichtes Unwohlsein. Am nächsten Tage zeigte sich im Gesichte ein Ausschlag, doch erst am 5. wurden Masern festgestellt.[1]) Die Leute vom Gefolge durften nun nicht mehr das Haus verlassen, und ebenso wurde Fremden nicht mehr der Zutritt gestattet; die Kardinäle und Edelleute, die den Kranken besuchen wollten, durften nur vor dem Hause Erkundigung einziehen. Am 9. wurde dem Kranken zur Ader gelassen; darauf schien Besserung einzutreten, doch schon in der nächsten Nacht steigerte sich das Fieber. Philipp selbst verlangte nun, dass ihm sein alter Lehrer P. Molitor die Beichte abnehme; dann empfing er das Abendmahl „mit einer unaussprechlichen Andacht, sagend, dass er am Tod gar nicht erschröcke und Gott nur allein bitte, dass wenn er vorsicht, dass er ihme im geistlichen Stande nicht recht dienen würde, er ihn jetzt zu sich nehmen sollte". Eine Stunde später trat Fieberparoxysmus ein, „also zwar, dass der Herzog niemand mehr oder gar wenig erkannte". Der Papst nahm die Nachricht von der schweren Erkrankung des Fürsten mit schmerzlichem Bedauern auf und sandte seinen eigenen Leibarzt, den berühmten Dr. Lancisius, der sich fortan mit Dr. Weyhers in die Behandlung des Kranken teilte. Als auch die häufige Auflegung von Zugpflastern keine Besserung herbeiführte, wurden noch drei andere Aerzte berufen; von allen wurde jedoch die vorausgegangene Behandlung gebilligt und nur noch eine Wiederholung des Aderlasses angeordnet. Da sich der Herzog darauf wiederum etwas gekräftigter fühlte, schrieb er eigenhändig ein Gelübde nieder, das er nach seiner Wiederherstellung

[1]) Schurffs Tagebuch z. 5. März: „Den 5. hat man erst recht erkannt, dass es die Flecken sind."

als Genosse der Marianischen Kongregation einlösen wollte. Am 12. März wurden auf Befehl des Papstes in allen Pfarrkirchen Roms Andachtsübungen veranstaltet, um die Genesung des bayerischen Prinzen zu erflehen; vom Jesuitengeneral wurden hundert Messen und hundert Rosenkränze angeordnet; in der deutschen Nationalkirche dell' Anima und in der Kirche SS. Apostoli blieb Tag und Nacht das Allerheiligste ausgesetzt; an das Lager des Kranken wurden die Reliquien des hl. Ignatius und des hl. Franziscus Xaverius getragen, ihm selbst Gewandstücke des hl. Philippus Neri angelegt. Es fehlte auch nicht an sorgfältiger Pflege; der junge Graf Fugger, zu dem der Herzog immer „singulares Vertrauen" bezeigt hatte, wich nicht von dem Kranken, auch Herzog Klemens liess sich durch die Ansteckungsgefahr nicht abhalten, den Bruder häufig zu besuchen.

Am 12. März erschienen auf Brust und Armen neue Flecken, was von den Aerzten als günstiges Zeichen gedeutet wurde. Da gerade die Kardinäle Colonna und Busoni gekommen waren, um Erkundigung einzuziehen, ging Baron Schurff vor das Haus, um ihnen die erfreuliche Nachricht zu bringen. Als er zurückkehrte, sah er — „ich habe vermeint, in die Erde hineinzusinken!" — durch die geöffnete Thüre, dass im Zimmer Alles niedergekniet war, „um dem Sterbenden die Seele auszusegnen". Unerwartet war — wie die Sektion ergab, in Folge eines Schlaganfalles — die ungünstige Wendung eingetreten. „Mit den Worten: Christe Jesu, erbarme Dich meiner! nahm der Herzog suaviter und gottfertig einen wahrhaft christlichen und, wie fast zu vermuthen, von Ihro selbst vorher vermutheten Abschied von dieser Welt."

Der jähe Todesfall rief am kaiserlichen Hofe Zweifel wach, ob nicht ein Verschulden der Aerzte oder eine andere unaufgeklärte Ursache vorliege. Von kurfürstlicher Seite wurde dieser Vermutung widersprochen. „Von Unsres Sohnes Krankheit und erfolgten Todtfahl", schrieb Max Emanuel an seine Gesandten in Wien, „sind Wür vollkommentlich informirt. Die Haubtursach müssen Wür dem Göttlichen Willen zu-

schreiben, massen all erdenkhlich menschliche mittel zu seiner genesung angewendtet worden, der zuestandt niemahlen gefährlich geschienen, und die Fleckhen kheineswegs die sogenante Kindtsblattern, sondern sich solche gezaigt, die an ihme schon öfters und vast jährlichen ausgeworffen worden; er ist aber nit an selbigen, sondern an der wahren apoplexi verstorben, so Wür aus seinen ursachen nit offentlich melten wollen und Ihr noch alzeit in geheimb zu halten habt".[1]) Bei der Sektion ergab sich „nichts anders als zu viel Geblüth, dass alle Adern ganz aufgeschwollen gewesen".[2])

In Rom wurde das Ableben des wohlbekannten, jungen Deutschen aufrichtig betrauert. Den ganzen Tag über war das Haus Scarlatti's von Volksmassen, die ihrer Teilnahme durch lautes Klagen Ausdruck gaben, umlagert. „Vom Leidwesen Seiner Heiligkeit gaben ihre häufigen Thränen Zeugnuss." Trotz des Widerstrebens des bayerischen Botschafters ordnete Papst Klemens an, den Herzog mit den nämlichen Ehren, wie sie einige Jahre vorher dem in Rom verstorbenen Sohne Johannes Sobiesky's, Alexander, erwiesen worden waren, zu bestatten. Als Scarlatti an das Incognito erinnerte, wurde erwidert, „der Stand von incognito seye bey dem Herrn Grafen von Wasserburg expiriret und ein Churbayrischer Prinz gestorben". Demgemäss bewegte sich am 14. März vormittags ein stattlicher Trauerzug vom bayerischen Quartier bis zu der eine halbe Stunde entfernten Karmelitenkirche S. Maria della Vittoria, „wohin Kurfürst Maximilian der Erste das mirakulose Frauenbild, dem er die Ehre der Prager Schlacht zugeschrieben, geschenkt hatte". Voran schritten die Geistlichen der Kirche SS. Apostoli, der Pfarrkirche des bayerischen Quartiers, dann folgte die Marianische Sodalität, deren Mitglied der Verstorbene gewesen war. Die in den weiss-blauen Habit der Bruderschaft gekleidete Leiche wurde von zwölf Gugelmännern getragen. Zur Seite schritten vier bayerische Kammerherren,

---

[1]) Anhang III.

[2]) Schmids Tagebuch z. 13. März 1719.

sowie Abbé Scarlatti und Cavaliere Nomis, der Ehrenkavalier der Fürstin Casimira Sobieska. Dann folgten vier Kammerdiener mit bayerischen Fähnlein, hinter ihnen in langer Reihe Edelleute und Prälaten, darunter ein Vertreter des Papstes. Als der Leichenzug am Quirinal vorüber kam, gab Seine Heiligkeit von einem geöffneten Fenster herab den Segen. Der Trauergottesdienst wurde von dem Günstling des Papstes, Monsignore Batelli, abgehalten; vier andere Bischöfe leisteten Beistand; die päpstliche Kapelle sang das Requiem. Sodann wurde die Leiche, nachdem eine über den Todesfall aufgenommene Urkunde vom Notar verlesen worden war, „zwei Stiegen tief“ in einer Gruft niedergelegt.

Eine römische Zeitung „Diario ordinario“ widmete dem Verstorbenen einen freundlichen Nachruf. Von Allen, welche ihm im Leben näher getreten seien, werde ebenso die seltene Begabung, wie der heitere Sinn des Jünglings gerühmt; es sei als ein Unglück für die Kirche zu betrachten, dass der Tod, der — nach Horaz — ‚aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres‘, dem hoffnungsvollen jungen Deutschen in der Fremde ein so frühes Grab geschaufelt habe.[1])

Am 18. März $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags fuhr der Paderbornische Kavalier Baron Brenck mit vier lustig blasenden Postillons in den Hof der kurfürstlichen Residenz zu München ein; er war der Träger froher Botschaft: Herzog Philipp war am 14. März einstimmig zum Bischof von Paderborn gewählt worden. Noch in der nämlichen Stunde[2]) kam jedoch auch ein Eilbote aus Rom mit der Nachricht, dass Philipp nicht mehr unter den Lebenden weile.

„Ihr mögt selbst glauben“, schrieb Max Emanuel an Törring, „wie tief diese göttliche Verhängnuss uns zu Herzen dringet“. Nur ein Trost sei geblieben: Seine Heiligkeit habe sich sofort bereit erklärt, die Wählbarkeit für beide Hochstifte

---

1) Bayer. H.-Arch. Nr. 725. Diario ordinario No. 264 del 18. Marzo 1719.

2) Bayer. St.-Arch. K. schw. 94/5. Max Emanuel an Törring. 23. März 1719.

auf Herzog Klemens zu übertragen. Demnach sei es wohl am Platze, dass auch der Kaiser dem ohnehin für den geistlichen Stand geeigneteren Bruder des Verstorbenen zu den erledigten hohen Würden verhelfe. „Um so mehr, als durch disen Todtfahl ohne das die Glossen, die von denen Ministren Euch, als ob Wür alle Stüfter appetirten, öfters gemacht worden, gefahlen seind, weillen Uns nur noch ein einiger Sohn übrig, mit dem Wür auf geistliche Würden antragen köndten, darüber Wür gegen euch Uns nechstens eröffnen werden."

Am kaiserlichen Hofe bestand ebensowenig wie früher Geneigtheit, die bayerische Bewerbung zu unterstützen, doch zu ernstlichem Widerstande fehlte schon die Zeit.

Am 21. März wurde Herzog Philipp auch in Münster einstimmig zum Bischof gewählt.[1]) Als unmittelbar darauf die Todesnachricht eintraf, beschloss das Kapitel, ohne weiteren Aufschub noch vor Ablauf der Woche zu einer neuen Wahl zu schreiten; dazu bewog insbesondere die Rücksicht auf die für das Deutsche Reich geltende Bestimmung, dass die Verleihung eines Bischofssitzes, der drei Monate nach Ableben des letzten Inhabers noch unbesetzt wäre, dem Papst zustehen sollte. Deshalb wurde schon am 26. März in Münster, am 27. in Paderborn zur neuen Wahl geschritten; sie fiel hier wie dort einstimmig auf Herzog Klemens.[2]) Die rasche und glückliche Abwicklung des Wahlgeschäfts wurde insbesondere durch die eifrigen Bemühungen des Kurfürsten von der Pfalz ermöglicht. Klemens selbst erklärte in seinem Dankschreiben, es sei ihm wohlbekannt, dass er seine Erhöhung nur dem glaubenseifrigen Vetter zu danken habe.[3]) „Ist verwunderlich", schrieb Max Emanuel an Törring am 3. April, „und wohl pro omine zu nemen, dass die Wahl zu Münster am Tag des heiligen Ludgeri, ersten Bischove daselbst, die Baderbornische aber am

[1]) Bayer. St.-Arch. Max Emanuel an Törring, 28. März 1719.

[2]) Erhard, 579.

[3]) Bayer. St.-Arch. Münstersches Wahlwesen betr. Klemens an Karl Philipp, 31. März 1719.

tag Roberti, canonisierten selbigen Stüffts Bischoven, eingetroffen: alle Berichte geben von beiden Orthen eine ungemeine freud und frohlocken der Stände und Unterthanen mit denen Specialexpressionen, dass auch die ärmesten Insässen, welche ihr Brod samblen miessen, ihre herbergen illuminiert haben, dergleichen Jubel- und Freudenzeichen nit gedenckht werden sollen".

Am 23. April 1720 hielt der neue Fürstbischof Klemens August in Paderborn festlichen Einzug.

Anhang.

I.

Lettre que S. A. S. E. a écrite à S. A. S. Mgr. le Duc Philippe.

(März oder April 1718.)[1]

Mon très-cher fils. Je vous écris pour cette fois en langue allemande, parceque je dois vous repeter les termes dont vous vous étez servi dans vôtre lettre du 19. de Mars, non seulement pour vous mettre dans vôtre tort, mais aussi pour vous faire connaitre ma Surprise de voir par vôtre dite lettre, qu'après la déclaration que je vous ay faite de la destination de vos fréres, vous avez absolument resolu d'abandonner entierement toutes les dignités d'Eglise, et d'embrasser l'état seculier, comme celuy, en lequel seul vous croyez pouvoir sauver vôtre ame, et cela en consideration, que vous vous étez reservé la liberté de faire ce choix, méme avec mon consentement et agrement, en vertu duquel je vous ay promis de demander vôtre resolution, comme au premier de vos frères apres le Prince Electoral en cas que l'occasion se presentait. Ou vous marquez aussi, que sur ma parole, et sur cette assurance vous avez entrepris le voyage de Rome, vous fiant sur ma justice, et sur ma bonté, et qu'ainsy vous me priez de differer encore la conclusion du Mariage du Duc Ferdinand, et de le regler en vôtre faveur. Je me souviens tres bien de tout ce que je vous ay accordé, savoir que je ne vous

[1] Vgl. S. 376.

forceray jamais à l'Etat Ecclesiastique, et que je vous en demanderay vôtre resolution finale, dés que vous aurez procuré à nôtre maison les dignités d'Eglise auxquelles vous étez destiné à present et en cas qu'apres la possession des dites dignités vous trouviez la méme repugnance pour l'Etat Ecclesiastique. A cet effect je vous ay declaré positivement que vous pouvez en attendant suspendre vôtre resolution pour la prétrise, afin que vous ayez le chemin et le retour libre à l'Etat seculier. C'est ce que je vous ay promis; voyons à present ce, dont vous m'avez asseuré, et en quoy vous m'avez manqué. Après la premiere proposition, que je vous ay faite moy méme sur le choix de votre Etat, vous vous estez declaré de vôtre propre mouvement, et avec beaucoup de prudence à mon entiere satisfaction pour l'Etat Ecclesiastique, vous avez ensuite pris la premiere Tonsure, et vous avez fait la méme declaration à mon conseiller d'Etat d'Unertl, lorsqu'il vous a fait connaitre mon chagrin de vôtre mauvaise conduite, que vous teniez alors, et qu'il vous a demandé de ma part la veritable resolution, que vous avez prise, et si je puis bien compter sur celle que vous m'avez assurée pour l'Etat Ecclésiastique, afin que je puisse faire mes dispositions pour l'établissement des autres Princes mes Enfants. Vous vous souviendrez sans doute, avec quelles expressions vous avez fait cette declaration au dit Unertl; à moy vous l'avez donné par écrit de vôtre propre main à Schleisheim, et vous me l'avez repeté par vos lettres de Rome dans le tems, que vous avez pris l'habit d'abbé sans mes ordres, méme à mon insú, quoyque toujours à ma satisfaction et consolation. Par vos lettres du 24. Juillet et du 14. Août de l'année passée vous me ditez, que vous avez choisi cet habit d'abbé, premierement pour faire voir à tout le monde, que vous avez pris la resolution de l'Etat Ecclesiastique, et secondement parce que vous croyez que par là vous obtiendrez du Pape plus facilement et sans un ulterieur delais le Bref d'Eligibilité, dont il s'agit. Monsieur l'Electeur de Cologne, mon très cher frere, a eu pour reponse cette méme declaration à la lettre, qu'il vous a écrite à l'occasion de l'habit d'abbé, ou il vous a representé les difficultés de l'Etat Ecclesiastique, et que l'habit seul ne suffit pas, si l'interieur n'y correspond pas; vous Luy avez mandé positivement, qu'avant que vous avez choisi cet habit, vous avez si bien digeré la chose et ponderé avec Dieu, que jamais ne repentir vous en viendroit, et que vous feriez de sorte par vôtre conduite, qu'il serait connu à tout le monde, que l'habit convient à vôtre inclination et qu'il est conforme à votre resolution, puisque vous avez fait reflexion au proverbe qui dit, bene delibera et

deliberatum tene. Je me suis entierement fié sur ces assurences reiterées, et méme j'ay actuëllement travaillé sur cette idée. Je ne repete plus ce que j'en ay écrit à Monsieur l'Electeur de Cologne, mon tres cher frere, je vous l'ay dit par ma lettre precedente, et je vous ay expressement marqué, que le Prince Electoral méme sera le negociateur de cette affaire. Pour vous faire avoir au plus tôt la Coadiuterie de Munster, je vous ay nommement proposé à l'Empereur, à l'Eveque, et aux chanoines du dit Minster. J'en ay déja fait des dépenses tres considerables, et j'ay accordé pour l'indemnisation de la famille de l'Eveque de Minster une somme de quelques cent mille florins.

En cette vüe, et uniquement pour reussir en ce prospect en vôtre faveur j'ay donné à un Ministre de la Cour de Vienne la Survivance de la Comté d'Ortenbourg fief masculin, qui n'est pas éloigné de me revenir en peu d'années, et j'ay oté encore cet agrandissement à mes Etats pour faire vôtre établissement. Pour vous, et à vôtre nom la specification des ayeuls a été signée de Monsieur l'Electeur Palatin, de Monsieur le Prince de Sulzbach, et de deux Comtes de l'Empire; et cette specification est actuellement envoyée à Cologne et à Liege. Combinez à present mes soins paternels fondés sur vos assurances avec le changement de vôtre réponse. Est ce donc, que ce changement imprevu me doit suffire pour le fruit de tant de dépenses? N'avez vous pas le point d'honneur d'étre honteux, que tout le monde sçache l'inconstance, que vous avez, et qui me cause, et à toute la maison une perte irreparable, car après tout ce qu'on a fait pour vous, et qui est déja trop avancé, toutes les negociations seraient entierement renversées. Le Comte de Piosasque, que je vous envoye à cet effect, vous dira plus particulierement combien je suis touché de cette inconstance et de vôtre caprice, comme aussi de ce que j'ay fermement resolú, en cas que contre mon esperance et attente vous voulússiez persister en cette desobeissance et changement de vôtre resolution.

Je vous repete pourtant que malgré tout cela je suis ferme dans l'intention de ne vous jamais forcer à la prétrise, comme je vous l'ay dit la premiere fois, et que le retour à l'Etat seculier vous reste libre et ouvert, dès que par vous les dignités de l'Eglise seront devenúes en nôtre maison, et lorsque vous serez en état et que vous aurez la liberté de les posseder personnellement, ou de les resigner à vos frères. Il ne manquera pas en suite ny occasion, ny Princesse de vous établir en ce dernier cas, à moins que par vôtre propre faute vous n'empechiez pas, que ma bonté et volonté paternele ne puisse effectuer les desseins et projects

favorables à vòtre égard. Mais je vois avec un sensible deplaisir, que la demande que vous me faitez, nommement de la Princesse, que l'on destine au Duc Ferdinand, est plus tòt un effect de l'animosité, que vous avez contre Luy, comme s'il n'y avait plus d'autre party au monde, que celuy que vous enviez à vòtre Frere, et qui, méme que vous ne soyez pas dans l'Etat Ecclesiastique par beaucoup de raisons, qui me sont connües, ne vous convient en aucune maniere. Il seroit à present aussi desavantageux à rompre les mesures prises pour ce mariage, qu'il me seroit desagreable et prejudiciable de changer faute de vòtre fermeté toutes les negociations faites aux chapitres en vòtre consideration. La personne du Duc Ferdinand a été agrée par l'Empereur, l'Imperatrice Mere, et par la Mere de la Princesse, et vous sçavez déja par quelle rencontre on est venu dans la negociation de ce mariage. Je veux bien encore esperer, que vous ne persisterez pas en cette resolution, mais si cela arrivoit, je vous declare bien expressement que dans notre Maison après le Prince Electoral, à qui la Naissance a donné le rang, il n'y a ny prerogation ny droit, qui distingue les autres Princes soit 2. 3. ou 7. nés. Leur destination dépend uniquement de la disposition paternele, qui doit étre reglée selon leurs merites, qualités, aplication et conduite à l'avantage et agrandissement de la Maison. Le Duc Ferdinand a fait voir qu'il a l'ambition de le pousser par la guerre, et de rendre par là à son temps des services à la Maison, ayant les qualités requises à cette résolution; à cette profession de guerre, selon vòtre propre aveu, votre volonté repugne aussi bien que vòtre génie. Faitez donc par vòtre obeissance, que je puisse vous continuer mes soins paternels, gardez vous bien, que le Bref d'Eligibilite ne soit point retardé, ny par vòtre mauvaise conduite, ny par vos indecents et scandaleux discours, et tachez, que par vous les dignités d'Eglise, que l'on recherche avec tant de peine et interest, parviennent en nòtre maison, et vous aurez lieu de vous rejouir de mes dispositions paternels, de méme que j'auray la satisfaction de vous faire connoitre, que j'ay toujours été, et que je seray toujours tres cher fils Vòtre fidel et bon Pere.

(Uebersetzung des deutsch geschriebenen Originals. Bayer. geh. Hausarchiv. Nr. 725. Prinzenreise nach Rom. 1716—1719.)

II.

Schreiben Max Emanuels an Herzog Philipp Moriz vom 19. Juli 1718.

„Mein Sohn! Nachdem Du, aller meiner vätterlichen so villmahligen erinderung ungehindert in deiner bisherigen üblen auffiehrung continuirest, also dass Ihre Päbstl. Heyligkheit sogar selbige nit mehr übertragen khönnen, sondern mich hieryber nothdürffig erindern lassen, Du auch bishero deine nichtige aussflucht uff den Oberhofmaister Chevalier Santini gesezt, dem Du in seinen gerechten verfiegungen erst seither als er die päbstl. intention eröffnet hat, mit aller Ungebühr abermahlen solchergestalten begegnet bist, dass ich mich in seiner persohn hechstens beleidiget finde und demselben geziemendte satisfaction zu verschaffen mich schuldig erkenn, So habe dich, auf dass du ohne fernere ausred seyest, von seiner direction entlassen, dich aber hiemit meinem ministro dem Abbé Baron de Scarlatti ybergeben wollen. Aus der beylag siehest du, was sein und deinige instruction seye, dabey ich dich leztmahlens noch vätterlichen ermahne, diser instruction in allem gehorsambist nachzukhommen, widerigens bleibt es dabey, dass ich die vätterliche sorg von mir legen, dich in ein Collegium sezen und der daselbstigen direction übergeben werde, weill du alle meine Gnad verwürffest und folglichen einer besseren achtung nit würdig bist. Der Triva, dene ich aigendts abgesendtet, würd dir ein weitteres schreiben von mir ausshendtigen und du hieraus vernemmen, was für eine vest genommene resolution dein beflissner unglickhseliger standt mir abgetrungen. Nun stehet die lezte Wahl bey dir. Und wie zumahlen sich der Bischoff von Münster ercleret, dich für seinen Coadjutorem anzunemmen, woryber mir mehr denn 500 000 fl. kosten erlauffen, so muss deine resolution vest und deine auffiehrung solchergestalten kinftig sein, dass hievon Ihre Päbstl. Heiligkheit yberziehen werden und ursach haben, inner zwey monath zeit, wie es Münster verlangt, dir das vertreste breve mitzutheilen.

München, den 19. July anno 1718.

(Konzept. Bayer. H.-Arch. Nr. 725.)

III.

Schreiben des Kurfürsten Max Emanuel an Graf Törring und v. Mörmann in Wien v. 24. April 1719.

Von Gottes gnaden Maximilian Emanuel, in Ober- und Nidern Bayrn auch der Obern Pfalz Herzog, Pfalz-Graf bey Rhein, des heyl. Röm. Reichs Erztruchsess, und Churfürst, Landgraf zu Leichtenberg etc.

Unseren Gruss zuvor, Wollgebohrener und Edler, Lieber Gethreuer! Eure Underthenigiste Berichten von 4. und 24. Merzen enthalten in sich, wie weith ihr es mit der von Uns angesuechten Kayserl. protection für Unseren nunmehr in Gott ruehenden Sohn Herzog Philipp Moritz auf das fürstl. Stüft Baderborn in Eurer obgehabten ersten, dann nach seinem absterben Euch übertragenen 2. negociation für Unseren 4. Sohn Herzogen Clement August für selbiges Stüft sowohl als Münster bringen können. Dann was Euch von den Braunschweigh. Gesandten den von Huldenberg, nicht weniger anderwerttig wegen übersehener Krankheit gedacht Unseres Sohnes wohlsel. gedechtnus, ferner ratione trimestris beygebracht worden.

Wie ihr selbst zu mehrmahlen berichtet, dass wegen ertheillung der Kaysl. protection uf Baderborn ihr keine aigentliche resolution erhalten können, so hat es sich auch in der ersteren dem 14. Merzen vorgangenen, für den Herzog Philipp per unanimia ausgeschlagenen Wahl bezaiget, wo der Graf von Metsch weder in capitulo noch auch in privato bey denen Thumbcapitularn in nammen ihrer Kayl. Maj. nicht ein worth zu seinen favor verlohren. Und ob Wir schon die Kayl. Assistenz für Münster in so weith alzeit sicher gehalten und derselben vertröstet gewesen, dass der Graf von Metsch zu melden befelcht sein sollte, wie allenfalls Ihro Kayl. Maj. berührt Unser Sohn angenemb sein wurde, so ist doch auch daselbst sein, Grafens, aufführung derjenigen, so er zu Baderborn gehalten, allerdings gleich gewesen, ohne dass er extra oder in capitulo Unser Haus nur ebenfalls mit einem Worth zu berihren sich hätte unternemmen derffen, wohl aber hat derselbe, nachdem er die Thumbcapitulares für Uns alle offentlich inclinirt gefunden, sich in den ganzen werkh passive gehalten, deme Wür 2000 Dukaten, dann seinem Secretario 50 Pistollen, welche letztere der Graf selbst gefordert, verehren lassen, darüber hin er noch von beeden capitlen eine schöne Verehrung erhalten hat.

Von seithen Chur Braunschweig hat man, umb Unser dessein zu vernichten, bey beeden Stüfftern, ungehintert der Uns gethanen

schrüftlichen Zuesag, all mögliches gethan, und vor der 2. für den Herzog Clement ausgeschlagenen Wahl sich offentlich erklert, dass über jenes, was Wür denen Thumbcapitularen zu Unserer erkhandtlichkeit abraichen solten, man das duplum geben, folglichen die ersezung respective in triplo erfolgen lassen wurde, worzue auch die gelter in paratis nacher Münster und Baderborn verschaffet worden, massen desfalls der König in England mit Holland und Preyssen causam communem gemacht, und jede potenz ain 3^tl. kosten zu tragen übernommen hat.

Von Unsres Sohns Krankheit und erfolgten Todtfahl seind Wür vollkhommentlich informirt. Die Haubtursach müssen Wür dem Göttlichen Willen zueschreiben, massen all erdenkhlich menschliche mittel zu seiner genesung angewendtet worden, der zuestandt niemahlen gefährlich geschienen, und die Flekhen kheines wegs die sogenante Kindsblattern, sondern sich solche gezaigt, die an ihme schon öfters, und vast jährlichen ausgeworffen worden; er ist aber nit an selbigen, sondern an der wahren apoplexi verstorben, so Wier aus seinen ursachen nit offentlich melten wollen, und Ihr noch alzeit in geheimb zu halten habt.

Was das trimestre anbelanget, verhalten Wür Euch nit, dass Wür sogleich selbigen Tag, als die Nachricht von des Herzogen Todt angelanget, von denen besten Canonisten der Soc. Jesu, nit weniger denen P. P. franciscanern alhier die Consilia gefordert, mit denen beede in gleicher mainung eingetroffen, solchergestalten, dass, weillen der Herzog den 12. Merzen, mithin vor der Wahl verstorben, folglich die eligentes ex errore facti mortuum eligirt haben, die vorgangene election nit pro nulla, sondern pro non facta zu achten, und mithin die Capitlen gehalten seyen, in primo trimestri, so sich zu Münster den 26., zu Baderborn aber den 27. geendtiget, zu beharren und zu eligiren. Man hat auch die anständt ratione convocationis absentium mit diesem behoben, dass selbe ihre procuratoria in generali ut eligatur, qui dignior capitulo vivus fuerit, erthailet, welche, weillen noch in primo trimestri eligirt werden sollen, ad primum actum electionis vermaint gewesen, folglichen nit exspirieren khönenn, wo die erstere Wahl pro non facta, mithin die zwayte pro prima geachtet werde. Mit dieser Unserer herobigen Canonisten Mainung, wo sich in jedem consilio fünf der gelehrtesten Männer unterschrieben, haben die P. P. Soc. in Münster und Baderborn nebst anderen vornemmen Canonisten, welche zu rat gezogen worden, correspondiert, ehe selbige die hiesige guettachten zu sehen bekhommen, dannenhero dan erfolget ist, dass die Thumb-Capitulares bey beeden Stüfftern ihr wahlrecht nicht in zweifel setzen, sondern die election noch in primo

trimestri vollziehen wollen, wohin Wür selbige nit hetten nöthigen können, wan sie nit selbst gewolt, dessen die zweyte ursach ist, dass sie gar wohl in erkhandtnus khommen, warumben ex parte acatholicorum Unserem Haus contraveniert werde, derentwegen dan auch einige geachtete Thumbherren dem Englischen gesandten Marquis de Nomis, welcher die Wahl, bis er von seinem König neue instruction erhalten, aufzuziehen verlanget hat, ins gesicht zu sagen sich nit geschiehen, wie sye nit wüssten, warumben sein König an ihrer election anthaill zu nemmen, und man das exempl mit Osnabrugg vor augen hette, welches so sehr untertrückhet seye und fast zur Saecularisation gezochen werden wolle. Sie wolten die election umb so geschwindter thuen, damit er Gesandte sowohl als andere dem König und ihren principalen kheine schwere unkosten zu machen und derentwegen balt auch an sie ein praetension zu stellen hätten. Die erhaltung ihrer Stüffter muessten sye alzeit dem Kaysl. Haus zueschreiben, und findeten sich in gewissen obligiert, hierumben sich bey jeder gelegenheit dankhbar zuerzaigen, wo es sonsten beeden Stüfftern, wie Osnabrugg ergangen währe. Als ihnen Capitularn auch ferners vorgeworfen worden, dass Ihre Kaysl. Maj. die Wahl voreilig ansehen und niemahlen approbieren wurden, ist ihme Marquis de Nomis hierauf ganz unerschrokhen zur andtwortt khommen, dass von Sr. Maj. Gerechtigkheit sye niemahlen hoffen, an der Freyheit ihrer Wahl gehemmet zu werden, Sye hetten ihnen solche durch den Grafen von Metsch selbst recommandiren, von einem competenten des Haus Bayern aber lediglich unfehlbahr darumb abstrahiren lassen, damit ihre libertet uf einigerlei weis eingeschrenckhet seye.

Euren werthen Bericht und Post Scripta vom 5.t., 7.t., 8.t. und 12.t. diess geben Uns zuevernemmen, wie die Euch notificirte auf Unseren Sohn Herzogen Clemens August ergebene Wahlen vorerdeuter Kürchen von denen Kayl. Ministris angesehen, wass Euch in der genommenen audienz von Ihro Kaysl. Maj. geredet, und ferers wegen der administration in temporalibus verscheidenes von einigen erindert worden. — So gnedigst sich Ihre Kayl. Maj. in der audienz gegen Euch eröffnet, so füreilent hat Euch der Kayl. Reichsvice Canzler gesprochen, dass beede Wahlen nullae et invalidissimae, wie es sich aus dem titulo juris canonici de electionibus clar bezaige, seyn sollen, weillen hierzue die absentes als zu Münster dess Herrn Churfürsten zu Tryer Liebden und der Bischov zu Fünfkirchen Graf von Nösselrod ordentlicher Weis zu berueffen gewest wehren und noch zu erwegen stundte, ob die Waahl zu ersagten Münster in trimestri vorgangen, wo über das der Kaysl. Commissarius sich nit beyder Wahl eingefunden.

Wür wissen nit, was der Münsterl. Thumb-Probst von Metternich dem Bischoven von Fünfkirchen geschrieben, dieses ist aber richtig, dass computando tempus legitimae notitiae a morte defuncti ultimi Episcopi der 26. tag Merzen der lezte intermino trimestri wahre, folglichen einer solchen die electio wie rechtens vorgangen, zu welcher wahl in trimestri beede obberihrte absentes nit allein ordentlich citiert worden, sondern auch Ihre procuratoria, wie oben gemeldet, abgegeben haben, also, dass ihnen hier wider, wie es die Canonisten docieren, kein behilf zuestehe, und nit de essentia seyn will, dass ein Kaysl. Commissarius mit denen Canonischen Wahlen concurrieren. Wozuemahlen die vocation des Grafen von Metsch, wan man von seithen des Münsterl. Thumb-Capitl das wahl-recht nit hette in zweifel sezen wollen, die zeit nit mehr zuegelassen, weill in termino trimestri nur 2 tag übrig, als Wür den Todtfahl des Herzogen Philipp notificiert haben. Denen beschworenen Scrutationibus et testibus ist zu wissen obgelegen gewesen, ob die Wahl per unanimia ausgefahlen, sye habe diese per unanimia anfänglich sowohl uf den Herzog Philipp, als hinach auf den Herzog Clement August bestättiget, und lauttet hierauf das instrumentum electionis in amplissima forma nebst der Supplication, so beede Capitlen an Ihre Päbstl. Heyligkeit pro confirmatione verschickhet und Wür Beede zu Unseren Handten und unter Unsern unbetriglichen augen gehabt und versendtet haben. Wir mögen aber eben auch nit persuadiert sein, dass der Reichsvice Canzler fundator legum und jener grosser Canonist seye, deme all anderer Doctoren mainung nachgesezet werden khöne, derentwegen er keine ursach gehabt, Euch zu instruireu, dass ihr von ungiltigkheit dieser Wahlen jemand nit reden sollet, wo ihme dazumahl als ihr, vermög Eures undterthänigsten Berichts vom 5. diess, denselben gesprochen, keine umbstendt wissend sein können, weillen die erste nachricht durch Unseren Courier an Euch kommen und weder von Münster oder Baderborn ein expresser nacher Wienn geordnet, gedacht Unser Courier aber ein stund nach erhaltener Wahl-notification von hier abgeferttiget worden.

Des P. Tenneman discours ist eben so praeoccupiert, und haben Wür hieraus seine Uns zuetragent ringe naigung zu erkhenen. Umb die Societet, welche Unseren Voreltern ihre introduction in denen österreichischen Erblanden zu dankhen, haben Wür diese eben so wenig verdient, als Ihre Päbstl. Heyl. hoffen khöndten, dass Ihro jemand aus der Societet uf Vorschlagung der Capitlen die aufsezung der Administration in spiritualibus et temporalibus in disput und anstandt, wie von ihme P. Tenneman geschehen, ziehen sollte. Mit gelegenheit kanst Du Mörman ihme

ain so anderes mit behuethsambkeit zu vernemmen geben, und melten, dass Uns keine ursach wissent, warumben er in mehrern, dessen Wür gar wohl informiert, Uns Contrariere. Liessen ihne ersuechen, er möchte denen instrumentis publicis et authenticis mehrern glauben als seinen privat informationen geben, und wan er Uns nit guettes thuen wolle, gleichwohl nit zu schaden begehren.

Ob nun schon aus deme, dass der Bischov von Nösslrod, lauth seines an Uns erlassenen schreibens, und der an den Münsterl. Thumb-Probsten beygelegten notification, die vorgangene Wahl uf den Herzog Clement laudiert, und derselben accredirt, Ein gleiches auch von des Herrn Churfürsten von Tryer Liebden gar williglichen geschehen, ist die sach umb so mehr aus allen zweifel, weillen auch Ihre Kayl. Maj. selbe beangenemmet, und Wür bereits berichtet seind, mit was Freuden Ihre Päbstl. Heyl. die nachricht solcher Wahlen angehört; So nemmen Wür doch aus allen ab, dass denen Kayl. Ministris dieser glückhliche Ausschlag nit geföhlig kommen, und nun selbe gehrn die administration unter sich ziehen wollten. Diese zu stöllen kommet Ihrer Päbstl. Heyl. zue, welche diesfahls die notturft beobachten und ein anständtiges Subiectum auszusuechen nit ermanglen werden, gleiches auch uf diese weis bey Regensburg und sonsten auch jederzeit observiert worden.

Wür glauben, dass Sye uf den Von Metternich bey beeden Stüfftern quoad temporalia verfallen werden, weillen derselbe zu Münster Thumb-Probst, zu Baderborn aber Thumb-Dechant ist, und mithin beede gar wohl würdet administrieren können. Wan Ihre Päbstl. Heyl. sich dessen entschlossen und die electionen confirmieret haben werden, solle Ihro sohin von Unseren Sohn dem neo electo dankh erstattet, ihre protection erbetten, und per modum einer nachricht die bestellung der administration dem schreiben einverleibt werden, und köndt ihr selbst leicht erachten, dass Wür weder Ihre Päbstl. Heyl[t]. noch denen Uns so wohl zugethanen Capitlen ihr Recht difficultieren, oder dubios machen solten, so gern man es auch am Kayl. Hof sehen mechte, von dessen, wenigst für Münster, versprochenen protection Wür Uns nit rüemmen khönnen. All Obiges aber haben Wür Euch zu Eurer nachricht und dem endte ausführlichen bedeuttet, dass ihr von sachen mehrers informiert seyet, und denen widerig redenten käkher begegnen möget.

Der Bischov von Fünfkirchen hat an seinem Beyfahl, seine Uns jederzeit contestierte devotion realisiert. Unser Dankhbarkheit werden Wür ihm schrüfftlichen in antwortt uf sein schreiben sogleich bezaigen, als das mit einem diamanten Creuz für ihne gemainte praesent verferttiget seyn würdet. Euch können Wür aber nit verhalten, dass seine Persohn, wie Wür nur allzu gewis wissen

thuen, bey dem Münsterl. Capitl nit angenemb und daselbst nit das mindeste absehen seye, dass er zur administration gezochen werden solle, weillen er seiner intriguen wegen nur allzu bekhandt, und Unsere intention ist, dass Unser Sohn mit denen Capitlen wohl und friedsamb regieren solle. Dem Grafen von Seyboltstorff sowohl, als dem Münsterl. Erbmarschallen Baron von Plettenberg, so das werkh so glückhlichen geführet, haben Wür ufgetragen, dass sye sein Bischoven von Fünfkirchen beschwehrlichkheiten ratione der von seinigem dortigen Canonicat zuekhommenten fructuum in seinen favor auszumachen ihnen angelegen seyn lassen.

Sonsten tragen Wür an, dass die Regierung bey beeden Stüfftern von Inlendern in dem jeztmahligen standt verbliebe, und werden Wür uf des Kayl. Reichvice Canzlers erinrung wegen des von Kocheimb reflectieren und da diese Bistumber schon von 4 Fürsten und Bischoven aus Unserem Haus löbl. und wohl regiert worden, So würdet man sich ein solches von Unserem 4. Sohn, als deren 5. Bayr. Bischoven gleichermassen verthrauen können. Wollen Wür Euch Gnädigst Bedeutten und sind Euch anbey mit Gnaden wohl gewogen.

München, den 24. April anno 1719.

Max Emanuel Churfürst.

Dem Wollgebohrenen, Unseren Cammerer, Hofkriegs Rhat, General-Wacht- und Obristlandzeugmeister, auch Obristen über Ein Regiment Courassiere, Ignati Grafen von Thöring zu Yettenbach, dann dem Edlen, Unseren Geheimben Rhat, und Pfleger zu Waltmünchen, Franz Hannibal Herrn von Mörman, beeden Unsern Gesandten am Kayl. Hof: und liben Gethreuen.

Wienn.

(Original. Bayer. Staatsarchiv. K. schw. 98/15. Münster- u. Freisingsche Coadjutorie-Handlungen, vom Januar bis Ende August 1718.)





Ueber ein auf Cypern gefundenes Bronzegerät

Ein Beitrag zur Erklärung der Kultgeräte des salomonischen Tempels

Von **A. Furtwängler**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 3. Juni 1899)

Durch Gefälligkeit des Besitzers Herrn M. Caremfilaki zu Larnaka auf Cypern habe ich unlängst Photographieen sowie Zeichnungen in originaler Grösse von einem nach seiner Angabe in der Nähe von Larnaka aufgefundenen Bronzegeräte erhalten; mit Erlaubniss des Besitzers wird dasselbe danach obenstehend in ungefähr ein Viertel seiner Grösse abgebildet.

Was mir beim ersten Anblicke auffiel, die Aehnlichkeit des Gerätes mit den in der Bibel im salomonischen Tempel beschriebenen ehernen Gestühlen, bestätigte sich mir bei genauerem Zusehen in überraschender Weise; ja jene schwierige Beschreibung empfängt nun ein unerwartetes Licht von dem gleichartigen erhaltenen Gegenstande.

Das aus gegossener Bronze bestehende Gerät ist vorzüglich erhalten und nur mit der bei cyprischen Bronzen gewöhnlichen körnigen lebhaft grünen Oxydation bedeckt. Es ist 39 cm hoch; der viereckige Aufbau ist jederseits 23 cm breit; der Durchmesser der Räder beträgt 12 cm, das Gewicht des Ganzen 9,250 kg.

Auf vier sechsspeichigen Rädern, von denen je zwei durch Achsen verbunden sind, erhebt sich ein viereckiger Aufbau mit vier Pfosten an den Ecken, die auf den Achsen ruhen. Auf dem Viereck liegt oben ein runder ringförmiger Aufsatz, der ohne Zweifel bestimmt war, einen Kessel aufzunehmen. Das Ganze ist also ein fahrbarer Kesseluntersatz, ein *ὑπόθημα*, ein *ὑποκρητηρίδιον* auf Rädern.

Die vier tragenden Stäbe, die an der nach innen gekehrten Seite etwas ausgehöhlt sind, steigen gerade empor; von ihnen aus gehen je zwei schräge stützende Stäbe, die rund sind, nach beiden Seiten; ihr oberes Ende ist aufgerollt; sie dienen als Stützen für den viereckigen Aufbau; die vier nach aussen gerundeten geraden Stäbe gehen durch Abflachung unmittelbar in die Ecken dieses Aufbaus über. Derselbe bildet auf jeder Seite einen Rahmen in Gestalt eines liegenden Rechtecks. Der Rahmen ist mit plastischem Strickornamente geziert. In der Mitte desselben ist jederseits eine vertikale Stütze angebracht, die oben nach beiden Seiten eine Aufrollung zeigt, ähnlich einem ionischen Kapitell. Zu beiden Seiten der Stütze ist je eine Sphinx ruhig stehend gebildet, mit gehobenem Schweif. Der wahrscheinlich von einem Aufsatz bekrönt gedachte Oberkopf, der obere Flügelrand und das Schweifende stossen an den oberen Rand; die Füsse stehen auf einer besonderen Basis, die eben-

falls mit dem Strickornament geziert ist. Die Sphinxe sowie die Mittelstütze sind völlig flach gehalten wie ausgeschnittene Siluetten; sie sind ganz ohne plastische Innenzeichnung; ob das Innere vielleicht durch Gravierung belebt ist, müsste eine gründliche Reinigung des von Oxydation bedeckten Originales entscheiden. Auf den Ecken des viereckigen Aufbaus sitzt je ein Vogel, der nicht näher charakterisiert ist; doch scheinen am ehesten Tauben gemeint zu sein.

Der runde Aufsatz berührt das Viereck in der Mitte jeder Seite. Er ist geziert durch ein durchbrochen gebildetes Spiralband in der Mitte, das oben und unten von dem Strickornamente umsäumt wird.

Der Fund steht nicht ganz vereinzelt auf Cypern. Die so überaus erfolgreichen Ausgrabungen der Engländer zu Enkomi bei dem alten cyprischen Salamis (vgl. den vorläufigen Bericht von A. S. Murray im Journal of the R. Institute of British architects 1899, VII, 2, p. 21 ff. und meine Bemerkungen in Antike Gemmen Bd. III, S. 436, 437 f. 439 f.) haben ein Gerät des gleichen Typus zu Tage gefördert (umstehend nach einer Photographie abgebildet),[1]) das nur schlecht erhalten ist; es ist durch Oxydation ganz zerfressen und wesentliche Teile wie die Räder fehlen; sie können nach dem anderen hier veröffentlichten Stücke indess mit Sicherheit ergänzt werden. In dem Aufbaue stimmt alles überein; nur war das Exemplar des Britischen Museums noch reicher geschmückt. Nicht nur die schrägen Seitenstützen enden auch hier in eine Aufrollung (die Rollen der beiden Stützen jeder Seite berühren sich hier),

---

[1]) Ich verdanke die freundliche Ueberlassung der Photographie der Gefälligkeit von Herrn A. S. Murray, dem ich meine Vermutung über die Beziehung dieses Gerättypus zu den salomonischen Gestühlen mitgeteilt hatte; er verwies mich dagegen als Analogie für die aus dem Fenster schauenden Frauen des Exemplares des British Museum auf die Elfenbeinreliefs von Ninive (vgl. unten S. 426) und bemerkte, dass er an die salomonischen Geräte des Hiram nicht gedacht habe; doch erwähnt er in dem später erschienenen vorläufigen Berichte a. a. O. p. 24 meine Vermutung zustimmend.

sondern auch die vertikalen Eckstützen enden nach jeder Seite in eine Aufrollung, die an das ionische Kapitell erinnert; sie sind dadurch den Vertikalstützen gleich, welche auf unserem Exemplare zwischen den Sphinxen stehen. Der Rahmen des viereckigen Aufbaues zeigt am Exemplare des Britischen Museums nicht nur das Strickornament, sondern ein durchbrochenes



Spiralband, umgeben von dem Strickornamente. In der Mitte sieht man jederseits zwei plastisch rund gearbeitete weibliche Köpfe mit starken Haarlocken aus Oeffnungen hervorschauen, die offenbar die Fenster eines Holzbaues andeuten sollen; der Bau ist durch je drei horizontale Streifen bezeichnet, die wohl Holzbalken oder Bretter bedeuten. Die oberen Ecken des vier-

eckigen Aufbaues fehlen, so dass man nicht weiss, ob auch hier Vögel sassen. Der kreisrunde Aufsatz ist hier verhältnissmässig etwas niedriger; er ist ebenso wie der Rahmen des Vierecks mit durchbrochenem Spiralband, umgeben von Strickornament, geschmückt.

Wichtig ist nun, dass die Fundumstände dieses Stückes im British Museum bekannt sind; es stammt aus der spätmykenischer Epoche angehörigen Nekropole von Enkomi, dem alten Salamis auf Cypern. In demselben Grabe fanden sich (nach gefälliger Mitteilung von Herrn A. H. Smith) ein kleiner Bronzedreifuss mit Tierfüssen, ein Bronzemesser, ein Steatitwirtel mit eingeschnittenem Zeichen und drei kleine Becher, nach A. H. Smith Erinnerung, von mykenischer Technik mit aufgemaltem Spiralornament.

Im British Museum befindet sich noch ein aus denselben Ausgrabungen stammender kleiner dreifüssiger Bronze-Kesseluntersatz (97—4—1—1516, aus Grab 58 von Enkomi), der hier zu erwähnen ist, weil er künstlerisch von ganz derselben Art ist wie die uns beschäftigenden Stücke, wenn er auch einem anderen Typus von Untersatz angehört. Drei Stützen tragen einen Ring; am oberen Ende der vertikal aufsteigenden Stützen befindet sich eine Aufrollung nach jeder Seite hin; ferner steigen, von den vertikalen aus, seitlich schräge Stützen empor, die ebenfalls in je einer Aufrollung enden. Wir haben also hier ganz dieselbe charakteristische Behandlung der Stützen wie an jenem anderen Typus. Dies Stück stammt aus einem besonders reichen Grabe, das ausser goldenen Diademen auch eine grosse Elfenbeinbüchse mit Jagddarstellungen in dem den lokalen Arbeiten dieser Funde eigentümlichen syrisch beeinflussten mykenischen Stile (vgl. darüber meine Ausführungen in Antike Gemmen Bd. III, S. 437 f.), ein Eisenmesser mit Elfenbeingriff in Gestalt eines vorzüglich gearbeiteten Stierbeins und einen Hämatit mykenischer Linsenform, doch ohne Gravierung enthielt. Bemalte mykenische Vasen, die sonst in den gleichartigen umgebenden Gräbern zahlreich waren, fehlten hier offenbar nur zufällig.

Es wird durch diese Funde nun auch das Stück von Larnaka bestimmt: auch dieses wird aus einem Grabe der spätmykenischen Epoche stammen.

Ich habe bereits bemerkt, dass mich dies Gerät sofort an jene Gestühle des salomonischen Tempels erinnerte. Wir haben nun diese Aehnlichkeit näher zu prüfen.

Die Stelle I Könige 7, 27—37, wo diese „Gestühle“ beschrieben werden, gehört bekanntlich zu den schwierigsten des ganzen alten Testamentes. Im Bibelwerke von Kautzsch (wo der Abschnitt von A. Kamphausen übersetzt ist) heisst es (S. 360 Anm.), die Beschreibung sei durch Unbestimmtheit der Ausdrücke und starke Textverderbnisse so dunkel, „dass in diesem Stücke von einer sicheren Erkenntniss der geschichtlichen Wirklichkeit keine Rede sein kann“. Hier hilft nun der cyprische Fund, und er gestattet uns, wie mir scheint, ein volles Bild geschichtlicher Wirklichkeit zu gewinnen.

Von Bernh. Stade, der sich mit dem Texte besonders eingehend beschäftigt hat,[1]) ist nachgewiesen worden, dass jene salomonischen Tempelgeräte aus je drei Teilen bestehend vorzustellen sind, aus einem unteren mit Rädern versehenen viereckigen Gestell, ferner einem darauf sitzenden zweiten Gestelle mit rundem Rahmen und drittens aus dem darauf ruhenden Kessel. Eben diese drei Teile nun zeigt unser cyprisches Gerät: das viereckige Gestell auf Rädern, den runden Aufsatz und den verlorenen, aber mit Sicherheit anzunehmenden, getrennt gearbeiteten getriebenen Kessel. Auch die biblische Beschreibung trennt aufs deutlichste die „Gestühle“, die *mekônôth* als einheitliche Arbeit des Erzgusses, bestehend aus dem viereckigen Gestell auf Rädern und dem runden Aufbau, von der Arbeit der Becken, der *kijjôrôth*, von denen je eines für jede *mekônah* bestimmt war. Von den Becken wird nur gesagt, dass sie aus Erz, nicht dass sie in Gusstechnik ausgeführt seien; sicher waren sie von den *mekônôth* getrennt

[1]) Zeitschr. f. d. alttest. Wissensch. III, 1883, S. 159 ff. 176 f. Geschichte des Volkes Israel S. 335 ff.

gearbeitet, auf diese aufgesetzt; sie sind wahrscheinlich von getriebenem Erz zu denken, so wie die verlorenen (oder vielleicht bei der Ausgrabung wegen starker Beschädigung nicht beachteten) Kessel der cyprischen Fundstücke.

Allein nicht nur die Hauptgliederung stimmt an unserem cyprischen Gestell mit der biblischen Beschreibung der *mekônôth*, sondern auch wesentliche Einzelheiten stimmen überein. Mein Kollege F. Hommel hatte die Gefälligkeit, mir eine neue eigene Uebersetzung der Stelle nebst Erklärung der einzelnen Ausdrücke zur Verfügung zu stellen, und hat mich so in Stand gesetzt, meine These noch etwas genauer auszuführen. Natürlich aber muss ich es ihm selbst und den Gelehrten des mir fremden Faches überlassen, die Schlüsse für die Interpretation des Textes zu ziehen, die sich wohl ergeben werden, wenn meine Annahme als begründet anerkannt wird.

Dass man das viereckige Gestell sich fälschlich als aus massiven Platten bestehend gedacht hat, dass es vielmehr nur aus vier Eckpfeilern und verbindenden Leisten bestanden habe, hat schon B. Stade erkannt.[1]) Der cyprische Fund stimmt vollkommen hiezu.

Nach dem biblischen Texte (v. 30) hatte jede *mekônah* vier Räder von Erz und Achsen von Erz — ebenso unser Fundstück. Weiter heisst es ebenda (v. 30) „und vier (waren) seine Füsse (*pe'amôthāv*)", wozu mir Hommel bemerkt, das bisher rätselhafte Wort „Füsse", das man emendieren zu müssen geglaubt hat (Kamphausen und Klostermann übersetzen „Ecken") werde durch den cyprischen Fund klar: die von den Radachsen emporsteigenden vier Stäbe sind die „Füsse" *pe'amôth*, die das Ganze tragen. Weiter sagt die Beschreibung: „*ketephôth* (ὦμιαι, schulterartige Aufsätze) hatten sie (d. h. die Füsse); unterhalb des Beckens (*kijôr*) waren die(se) *ketephôth* angegossen." Diese Schulteraufsätze scheinen den auf den vier Eckpfeilern aufsitzenden Vögeln zu entsprechen; an den für den Jahwetempel bestimmten Geräten musste der Künstler, wie Hommel annimmt,

1) Geschichte des Volkes Israel S. 337.

um die Erinnerung an den Vogel der Astarte zu vermeiden, an deren Stelle nur tektonische krönende Aufsätze, die *ketephôth* anbringen. Weiter: „gegenüber von jedem waren *lojôth*, d. h. Windungen." So unklar das „gegenüber" ist, so sicher scheinen mir die *lôjôth*, die Windungen, durch die cyprischen Fundstücke als die Spiralbänder erklärt zu werden, die dort an verschiedenen Stellen vorkommen. Die *lôjôth* erscheinen in der Beschreibung noch zweimal in den gleich zu erwähnenden vv. 29 und 36, wo sie in dem Sinne von Spiralbändern, wie wir sie besonders an dem Exemplar des British Museum sehen, vortrefflich passen.[1])

v. 32—36 sind, wie mir scheint, offenbar Reste einer alten Dublette der Beschreibung. Die erwähnten Teile werden hier noch einmal genannt, und zwar die vier Räder (unterhalb der *misgerôth*, auf die wir gleich kommen) und die vier Schulteraufsätze (*ketephôth*) auf den vier „Ecken" (*pinnôth*), wie es hier heisst, während in v. 30 von den „Füssen" die Rede war.

Ganz voran in v. 28 steht die Beschreibung des zumeist in die Augen fallenden viereckigen Aufbaues: „und dies war die Arbeit der *mekônah* (so heisst der ganze gegossene Kesseluntersatz, vgl. oben): *misgerôth* haben sie [und *ślabbîm* haben sie] und *misgerôth* sind zwischen den [genannten] *ślabbîm*;" d. h. nach Klostermann's Uebersetzung: „sie haben Füllungen [und sie haben Eckleisten] und [die] Füllungen sind zwischen den Eckleisten." Dies wird nun durch die cyprischen Fundstücke klar: hier sehen wir ein Rahmenwerk (die *ślabbîm*) und dazwischen jederseits „Füllungen" (*misgerôth*). Die *misgerôth* befinden sich nach v. 32 oberhalb der Räder; auf den *misgerôth* aber, welche zwischen den Randleisten (*ślabbîm*) sind, arbeitete der Künstler, wie die Fortsetzung der Beschreibung in v. 29 angiebt „Löwen, Rinder (Glosse: *kerubîm*) und [Palmen]": in der Dublette v. 36 heisst es: „und er grub auf die Tafeln

[1]) Hommel denkt auch an die Möglichkeit, dass die schrägen Seitenstützen unten mit dem aufgerollten Ende die *lôjôth* seien, was mir aber sehr unwahrscheinlich ist.

(*luchôth*, dasselbe was v. 29 *misgeróth* heisst) — Glosse: auf die *misgeróth* — *kerubim*, Löwen und Palmbäume, je nach dem Raum einer jeden; und *lôjôth* (Windungen, vgl. oben) waren ringsum." Dies passt vortrefflich zu dem Funde von Larnaka: hier befinden sich eben als Füllung zwischen den Randleisten Figuren geflügelter Sphinxe, also Wesen von der Art der *kerubim*, wie sie die Beschreibung an derselben Stelle nennt. Das kleine cyprische Stück ist natürlich viel weniger reich, als es die salomonischen Geräte waren, wo ausser *kerubim* auch Löwen, Rinder und Palmbäume genannt werden. In der Mittelstütze zwischen den Sphinxen etwa einen stilisierten Palmbaum zu sehen, würde ich nicht für richtig halten. Einen anderen Schmuck, die aus dem Fenster schauenden Frauen, zeigen die *misgeróth* des Stückes von Enkomi im British Museum; dafür bietet dieses Stück durch das rings um diese Füllung herumlaufende Spiralband eine treffende Illustration zu den „*lôjôth* ringsherum", die v. 36 erwähnt, während die *lôjôth* in v. 29 nach Hommels Uebersetzung nur „unterhalb der Löwen und Rinder" angegeben werden. Sehr unrichtig war es, wie die Denkmäler jetzt zeigen, wenn man diese „Windungen", *lôjôth*, von später Kunst ausgehend, als Blumengewinde, Guirlanden, Festons erklärt hat.

In demselben v. 29 heisst es vor der Erwähnung der „Windungen": und auf den *śelabbîm* (den Randleisten) war ein *kên*, d. h. Gestell des Beckens (so heisst nach Hommel das Gestell des Beckens im Vorhof Exod. 30, 18; Lev. 8, 11). Damit ist offenbar der runde Aufsatz gemeint. Doch dieser Teil wird zunächst nicht näher beschrieben; es folgt, als wichtiger, in v. 30 erst die von uns schon erwähnte Beschreibung der Räder, der Füsse und schulterartigen Krönungen; dann aber v. 31 kommt die Beschreibung näher auf den runden Aufsatz zu sprechen: „und ihre Oeffnung (oder Mündung, sc. der *mekônah*, des ganzen ‚Gestühls') befand sich innerhalb des Aufsatzes (*kotéret*, das sonst Säulenknauf heisst, hier nach Hommel = dem oben erwähnten *kên*) .... ihre Mündung aber war rund wie ein *kên* ... und auch auf ihrer Mündung waren *mikla'ôth*

(Bildwerke); aber ihre (der *mekônah*) *misgerôth* (d. h. die v. 29 beschriebenen Füllungen mit Bildwerk) waren viereckig, nicht rund." Hier ist offenbar der kreisrunde Aufsatz auf dem viereckigen Gestell beschrieben wie ihn unsere Denkmäler zeigen. Diese runde Mündung, der eigentliche Träger des Kessels, ist an den cyprischen Stücken nur mit dem Spiralbande geziert; allgemein „Bildwerk" (*mikla'ôth*) führt die biblische Beschreibung an: natürlich war der Platz geeignet bei einem grossen prächtigen Exemplare mit reichem Bildfriese geschmückt zu werden. Am Schlusse hebt der Beschreiber noch einmal recht nachdrücklich den Unterschied zwischen dem mit Bildfries gezierten runden Aufsatze und den mit Bildwerk geschmückten viereckigen Feldern darunter hervor. — Von einer Dublette der Beschreibung des runden oberen Aufsatzes stammt v. 35: „und oben auf dem Gestühle (der *mekônah*) war eine halbe Elle Höhe rund (oder eine Rundung) rings herum." ....

Nach Abschluss der Beschreibung der zehn ganz gleichen, nach einem Modelle in Erzguss ausgeführten *mekônôth* heisst es dann weiter v. 38: „Und er machte zehn Becken aus Erz .... ein Becken (war immer) auf jeder einzelnen *mekônah*." Das sind die, wie wir schon oben bemerkten, wahrscheinlich getriebenen Kessel, die auf die Untersätze gestellt wurden und die wir bei den cyprischen Fundstücken hinzuzuergänzen haben.

Wir sehen also, es ist kein Zweifel, dass die Kesselträger des salomonischen Tempels demselben Typus angehörten wie die besprochenen cyprischen Fundstücke. Der hebräische Name für diese Kesselträger des Kultus war *mekônah*.

Die cyprischen Exemplare des Typus stammen nach den mitgeteilten Fundthatsachen aus spätmykenischer Epoche. Ich habe die Nekropole von Enkomi *Antike Gemmen*, Bd. III S. 440 um 1200—1000 datiert — die Datierung von Murray um 800 ist aus vielen Gründen als sicher zu spät ganz ausgeschlossen; um 800 herrscht eine völlig verschiedene, die ausgebildete „gräco-phönikische" Kultur auf Cypern —; wenn wir also unsere cyprischen Kesseluntersätze an das Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. setzen, so gehörten sie ungefähr in die-

selbe Epoche und waren nicht viel älter als die gleichartigen *mekonoth* des salomonischen Tempels, dessen Bau in die erste Hälfte oder die Mitte des zehnten Jahrhunderts datiert wird.

Allein die Kunstart, die wir an den cyprischen Fundstücken beobachteten, können wir noch in etwas späterer Zeit als in Geltung befindlich verfolgen. Zwar nicht solche Untersätze mit Rädern, wohl aber einfachere dreifüssige Kesseluntersätze derselben Kunstart können wir aus den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends v. Chr. nachweisen. Ein Grab bei Athen aus der sog. Dipylon-Epoche, das acht bemalte Thonvasen des üblichen geometrischen sog. Dipylonstiles enthielt, barg auch einen getriebenen Bronzekessel, der als Aschenurne diente und der auf einem gegossenen dreifüssigen Untersatze stand.[1]) Dieser zeigt nun unverkennbar noch dieselbe künstlerische Tradition wirksam, die wir an den cyprischen Stücken aus spätmykenischer Epoche lebendig fanden. Die drei gerade emporsteigenden Stützen zeigen dasselbe Strickornament, das dort so charakteristisch ist. Von den geraden Füssen gehen auch hier schräge Seitenstützen aus; dieselben vereinigen sich oben bogenförmig; doch ist ein Rudiment der Aufrollung ihrer Enden in dem an der Stelle des Zusammentreffens angebrachten Ringe sichtbar. Dafür ist die seitliche Aufrollung der geraden Stützen an ihrem oberen Ende noch genau so wie an dem Stücke von Enkomi; indem sie keine Ecke bilden, ist die Aehnlichkeit mit den ionischen Kapitell-Voluten hier noch stärker. Der ringförmige Aufsatz endlich, der auch hier bestimmt ist den Kessel aufzunehmen, ist noch genau so wie an den cypri-

---

[1]) Brückner in Athen. Mitteil. 1893, XVIII, S. 414 f.; der Dreifuss photographisch abgebildet auf Taf. 14. Vorher schon von mir, aber nach ungenügender Skizze und ohne Kenntniss der Fundumstände abgebildet Olympia IV, die Bronzen S. 131. Vgl. auch de Ridder, catal. des bronces de la soc. archéol. d'Athènes no. 1 und L. Savignoni in Monumenti antichi pubbl. dall' accad. dei Lincei vol. VII, 1897, p. 318, fig. 13; p. 319. Die olympischen Fundstücke no. 823. 824, die ich a. a. O. glaubte mit dem athenischen Dreifuss zusammenbringen zu können, sind indess doch anders und entschieden jünger.

schen Stücken geziert, nämlich mit durchbrochen gegossenem Spiralband (den *lôjôth* der salomonischen *mekônôth*), das beiderseits umgeben ist von dem charakteristischen Strickornament. Dieser athenische Fund wird durch die Vasen ungefähr ins neunte bis achte Jahrhundert datiert.

Wohl etwas jünger als dieses Stück ist eines aus Cypern in Sammlung Cesnola (abg. Cesnola-Stern, Cypern Taf. 70, 1.) Der dreifüssige Untersatz ist noch von demselben Typus wie der vorige; doch haben die Enden der drei Stützen die Form von Füssen eines Huftieres; das Strickornament und die Aufrollungen oben sind gleich, ebenso die Seitenstützen; der Ring aber, der den Kessel trug, zeigt hier statt des Spiralbandes einen Fries laufender Tiere. In den Huftierfüssen und dem Tierfries zeigt sich ein orientalisierendes Element, das in der späteren weiteren Entwicklung dieses Typus stabförmiger dreifüssiger Kesseluntersätze (vgl. Olympia Bd. IV, S. 126 ff.) herrschend wird, jenem athenischen Stück aber noch fremd ist.

Wir fanden den athenischen, mit Dipylon-Vasen gefundenen Dreifuss noch im Besitze derselben Kunsttradition, die wir an den aus spätmykenischen Gräbern stammenden cyprischen Stücken konstatierten. Wir können dieselbe Tradition aber in Griechenland noch weiter im Kreise der Bronzegussarbeiten der ersten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends vor Chr. verfolgen. Es sind die für diese Epoche so reichen Bronzefunde von Olympia, welche uns dies gestatten, und zwar ist es die älteste Gattung der dort vorkommenden Dreifüsse, welche charakteristische Teile jener Kunsttradition lebendig zeigen.

In meinem Werke über die Bronzen von Olympia (Olympia Bd. IV, die Bronzen, 1890) habe ich aus den zahlreichen erhaltenen Fragmenten die verschiedenen Typen von Dreifüssen zu rekonstruieren und ihre Entwicklung nachzuweisen gesucht. Ich verweise auf diese Darstellung und fasse hier nur in aller Kürze das dort ausführlich entwickelte Resultat zusammen. Die Dreifüsse (d. h. die Kessel mit drei einzelnen angenieteten Füssen, nicht jene dreifüssigen Untersätze, von denen wir vorhin im Anschluss an das athenische Stück sprachen) der alten Zeit

in Olympia lassen sich auf drei Typen zurückführen, von denen der erste der älteste ist, der zweite und dritte aber neben einander bestanden (a. a. O. S. 75—93). Jener älteste Typus hat selbst wieder eine lange Entwicklung, an deren Ende erst der ausgebildete geometrische Stil steht, in welchen sie nur eben hineinreicht, während die Gruppe im ganzen älter ist als die volle Ausbildung des geometrischen Stiles der Art der Dipylonvasen und der diesen gleichartigen Bronzen. Dagegen gehören die zweite und dritte Gruppe, nämlich diejenige, wo Henkel und Beine aus gehämmertem Blech mit eingeschlagenen Ornamenten bestehen, und diejenige, welche die hier entstandene Formgebung in der Gusstechnik imitiert, der Zeit der vollen Blüte jenes Stiles an. Der voranliegenden ältesten Gruppe nun sind gerade einige der Eigentümlichkeiten charakteristisch, die wir von den cyprischen und den danach zu rekonstruierenden salomonischen *mekônôth* kennen. Die Beine und Henkel sind in Gusstechnik ausgeführt, und ihr einziger Schmuck besteht in dem hier ganz typischen und viel verwendeten Strickornament, sowie aus denselben brillen- oder S-förmigen Spiralen, die wir dort kennen gelernt haben. Das Strickornament erscheint an den Beinen wie namentlich an den Henkeln ganz gewöhnlich (vgl. a. a. O. S. 75 ff., Nr. 549, 550, 551, 568 ff. 572); es ist die hier absolut herrschende und der Klasse ganz charakteristische Verzierungsweise. Dazu treten nun zuweilen jene Spiralen, die aber nur bei reicheren Stücken vorkommen (der ganze Ringhenkel ist von dem Spiralband umzogen bei Nr. 575 und Inv. 9229 a. a. O. S. 79; bei Nr. 570 Spiralbrille neben Strickornament; hierher gehört auch der Kesselhenkel-Typus Nr. 645 mit Spirale und Strickornament). Gegen Ende der in dieser Klasse deutlichen Entwicklung, bei dem beginnenden Auftreten des ausgebildeten geometrischen Stiles verschwinden aber allmählich zunächst die Spiralen, und auch das Strickornament tritt zurück; jene alte Dekoration ist den beiden folgenden gleichzeitigen Gruppen, denen des geometrischen, den Dipylonvasen gleichartigen Stiles, fremd; an Stelle der Spiralen ist hier das Band konzentrischer durch Tangenten verbundener

Kreise, an Stelle des Strickornaments, das nur noch in verkümmerter Gestalt als schmales Streifchen weiterlebt, ist zumeist der Zickzack u. dgl. getreten.

In Mykenä ist auf der Akropolis, aber ausserhalb der Schachtgräber und in nicht genauer bekannter Schicht ein wohlerhaltener Bronzedreifuss des ältesten olympischen Typus gefunden worden (von mir a. a. O. S. 79 beschrieben); auch dieser zeigt das Strickornament am Henkel, und zwar in plumper altertümlicher Form. In Tiryns wurde bei den Schliemannschen Ausgrabungen ein sechsseitiges Dreifussbein dieses selben ältesten Typus gefunden. Auf Kreta sind in der Zeus-Grotte allerlei den olympischen vollkommen entsprechende Teile von Dreifüssen gefunden worden: die Beschreibung (Fabricius in Athen. Mittheilungen X, 1885, S. 63 f., Halbherr im Museo ital. di antichità classica vol. II p. 741 f.) lässt bei der genauen Uebereinstimmung der in der Publikation kenntlichen Stücke mit den olympischen als wahrscheinlich erkennen, dass auch Stücke des besprochenen ältesten der olympischen Typen darunter sind; sicher sind Uebergangsformen der ersten zur dritten Gattung. Unter den Resten alter den olympischen völlig gleicher Dreifüsse von Dodona, von Delos, von der athenischen Akropolis und vom Ptoion in Böotien sind mir zwar nur solche der zweiten und dritten olympischen Gattung sicher bekannt, doch fanden sich dort solche der unscheinbareren ältesten Art wahrscheinlich auch.

Finden wir hier das Strickornament zu Hause, so ist dagegen das Motiv der Aufrollung der Stützenenden, das wir neben Strickornament und Spirale an den cyprischen Stücken sowie dem athenischen Untersatze fanden, diesem Dreifusstypus fremd; vielleicht nur zufällig, da seine Tektonik keine passende Stelle dafür bot; vielleicht auch nicht zufällig. Die Weiterentwicklung desjenigen dreibeinigen Untersatztypus, den jenes athenische Stück zeigt, erfolgte in Jonien im achten Jahrhundert und zwar unter assyrischem Einflusse (vgl. Olympia Bd. IV, S. 127). Ebenda in Jonien entwickelte sich das ionische Kapitell, und jene Aufrollungen sind doch höchst wahrscheinlich

eine der Vorstufen oder eines der Elemente, aus denen dieses sich bildete.

Der enge Zusammenhang der besprochenen Erscheinungen auf Kypros wie in Jerusalem, in Athen, Mykenä, Tiryns, Olympia, Kreta u. s. f., die alle auf den Beginn der Eisenzeit in jenen Gegenden, auf die Zeit vom Ende des zweiten und auf die ersten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends vor Chr. weisen, ist ganz unzweifelhaft und ganz offenbar.

Neben diese positive Thatsache engster Verbindung jener Kunsttradition im Osten mit dem Westen, mit Griechenland, ist aber die zweite negative Thatsache zu stellen, dass keine der dort beobachteten charakteristischen Erscheinungen in der eigentlichen orientalischen Kunst, der ägyptischen oder der babylonischen und assyrischen heimisch ist.

Die *mekōnōth*, die Kesselgestühle des salomonischen Tempels rücken mit einem Male ganz in einen nordwestlichen, einen europäischen Zusammenhang.

Und ihr Künstler war doch Hiram (oder richtiger Churamabi[1]), der Tyrier, der Sohn eines tyrischen Erzgiessers und einer Israelitin, der ausser den zehn Gestühlen mit den Kesseln auch das eherne Meer, das von zwölf Rindern getragene riesige Becken und die zwei grossen Säulen der Vorhalle in Erz goss. Man pflegt sich den Stil dieses Künstlers als Vertreters ächt phönikischer Kunst rein orientalisch zu denken. Bei den Rekonstruktionen hat man sich demgemäss ganz an jene ägyptisierenden und die assyrisierenden Formen gehalten, die wir aus der späteren phönikischen Kunst kennen.[2])

---

[1]) Vgl. Stade, Geschichte d. Volkes Israel S. 330 f.

[2]) Vgl. die Rekonstruktionen bei Stade, Gesch. des Volkes Israel S. 332 ff. und Perrot-Chipiez, hist. de l'art antique vol. IV, p. 322 ff., 331; pl. VI, VII; besonders unglücklich ist Chipiez' Rekonstruktion der ehernen Säulen, an deren oberem Knaufe er ein spätrömisches Blattornament anordnete! Einen ungefähren Begriff von der Art des Kapitells mag wohl das von Olympia (die Bronzen Nr. 810; S. 125; Taf. 48 und 49) geben, das ins achte Jahrhundert zu setzen ist; auf den runden Wulst hat man Gitterwerk und Granatäpfel zu denken. Auch die Blütenkapi-

Dies war ein Irrtum, wie die cyprischen Fundstücke nunmehr zeigen. Diese weisen mit der ganzen mykenischen Kultur, der sie angehören, auf eine Heimat von Cypern rückwärts im Nordwesten. Dort finden wir denn auch wesentliche Teile ihrer Kunsttradition noch in den nächst folgenden Jahrhunderten lebendig. Die Funde von Enkomi auf Cypern weisen indess auf besonders lebhafte nahe Beziehungen zu Syrien und zeigen sich direkter von dort beeinflusst als sonst die mykenische Kunst (vgl. Antike Gemmen Bd. III, S. 437); allein gerade die charakteristischen Elemente jener Kesseluntersätze gehören gar nicht zu jenen, bei denen syrischer Einfluss zu erkennen ist, sondern sie haben, wie wir sahen, ihren Zusammenhang mit einer durchaus nicht orientalisierenden europäischen Kunstgruppe. Die Sphinxe an dem Stück von Larnaka sprechen nicht hiergegen; denn sie sind von der mykenischen Kunst längst vorher aufgenommen, ja vielleicht in ihrem Kreise entstandene Wesen (vgl. Antike Gemmen Bd. III, S. 43). Bei den Frauen, die aus dem Fenster schauen, auf dem Stücke von Enkomi hat Murray an die bekannten Elfenbeintäfelchen aus dem Palaste des Assurnasirpal zu Ninive erinnert, die sicher phönikische Arbeit sind (Perrot-Chipiez, hist. de l'art antique II, p. 314, fig. 129. 130; Maspéro, hist. de l'orient classique vol. III, p. 116); auch hier schauen Frauen aus dem Rahmen eines Fensters; allein der Stil ist ein von dem der cyprischen Bronze total verschiedener; es ist eben ächt phönikische, im unmittelbaren Anschluss an das Aegyptische stehende Arbeit; die Köpfe folgen in Haartracht und Gesichtsschnitt vollständig ägyptischen Vorbildern. Das Herausschauen von Frauen aus

---

telle der Säulchen der phönikischen Elfenbeintäfelchen des neunten Jahrhunderts Perrot-Chipiez hist. de l'art II fig. 129 wären passend zu benutzen, obwohl sie keinen Knauf darbieten, daran sich Gitterwerk anbringen liess; vgl. ferner auch die zwei Säulen der cyprischen Terrakotta bei Heuzey, terrecuites du Louvre pl. 9, 6; Perrot-Chipiez, hist. de l'art ant. III p. 277, fig. 208; die Säulen stehen vor einem Tempel oder Hause, der das Grab bedeutet, in dessen Thür der Seelenvogel steht; sie haben einen Wulst und eine Blüte darüber.

einem Fenster wird, woran Murray erinnert, im alten Testament öfter erwähnt; es war aber überall natürlich, wo die Frauen im Obergeschoss ihre Wohnung hatten. An der cyprischen Bronze kann auch das Motiv nicht, am wenigsten aber der Stil als speziell orientalisch bezeichnet werden.

Selbst wenn diese cyprischen Untersätze, was angesichts der so sehr entsprechenden biblischen Beschreibung der *mekônôth* des Tyriers Hiram durchaus nicht unmöglich wäre, etwa in Tyros selbst gegossen sind, und wenn künftige Ausgrabungen gleiche Stücke in phönikischen Gräbern zu Tage fördern werden, so wird das Urteil über dieselben dadurch nicht verändert werden: sie sind keine rein orientalischen Schöpfungen, sie sind und bleiben in ihrem Kerne Arbeiten einer europäischen, der spätmykenischen Kunstgruppe, und sind aufs engste verknüpft mit Erscheinungen der ersten nachmykenischen Zeit in Griechenland.

Die Funde von Enkomi auf Cypern beweisen einen lebhaften künstlerischen Verkehr und Austausch der dort stationierten spätmykenischen mit der syrischen Kunst (vgl. oben Seite 415). Das „mykenische" Element wird dort stark von dem syrischen beeinflusst; umgekehrt fand aber auch in Syrien — wir dürfen jetzt spezieller sagen in Tyros — eine Uebernahme von Kunstformen von dorther statt.

Indess einen noch weiteren Ausblick gestatten andere Funde. Ich habe an anderem Orte, von den erhaltenen Denkmälern der Glyptik aus (Antike Gemmen Bd. III, S. 59 ff. 65 f.), darauf hingewiesen, dass in der Epoche um die Wende des zweiten und ersten Jahrtausends vor Chr. ein mächtiger Strom europäischen Wesens nach Syrien hinübergeflutet sein muss; eine grosse Gruppe glyptischer Arbeiten in Syrien steht in engster Beziehung zu denjenigen Gemmen in Griechenland, welche unmittelbar auf die mykenischen folgen und die rohen Anfänge des sog. geometrischen Stiles zeigen. Mit demselben europäischen Kulturstrome hängt das Auftreten der Fibel in Syrien in eben dieser Epoche und manches Andere zusammen. Ich habe zur Erklärung dieser Thatsache a. a. O. S. 66 darauf hingewiesen,

dass gerade in die Epoche gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor Chr. die Festsetzung von Stämmen an der palästinäischen Küste fällt, die von den Inseln des ägäischen Meeres und von Griechenland her gekommen waren.[1]) Es sind die Takkara am mittleren Teile der Küste mit der Seestadt Dor und südlich die mächtigen Philister, die Pulasati. Dies kriegerische ritterliche Volk, obwohl es schon zu Salomo's Zeit unter ägyptische Oberherrschaft gekommen zu sein scheint [2]) und, durch beständige Kämpfe deciniert, in den folgenden Jahrhunderten ganz semitisiert ward, hatte doch seine eigenartige Kunst [3]). Welch eigentümliches Licht auf diese Verhältnisse durch die Funde von Enkomi fällt, habe ich a. a. O. S. 439 f. angedeutet. Dort erscheinen auf Elfenbeinreliefs Figuren mit derselben charakteristischen eigentümlichen Kopfbedeckung wie sie die Takkara und Pulasati in den ägyptischen Darstellungen ihres Kampfes gegen Ramses III tragen. Da nun die Inhaber der Nekropole von Enkomi-Salamis auf Cypern ganz offenbar eben die ersten griechischen Ansiedler waren, welche die Tradition von Teukros geführt werden lässt, so wird hierdurch bestätigt, dass die „Takkara" eben Griechen waren; die Pulasati, die Philister aber, die über Kreta gekommen sein sollen, gehörten zu derselben Volksgruppe und sind in den ägyptischen Darstellungen von jenen nicht verschieden.

Die *mekonah* von Enkomi-Salamis ist in einem gleichartigen Grabe gefunden wie die Elfenbeinbüchse mit der „Takkara"-Figur. Wenn einmal die Nekropolen der „Takkara" und der Philister in der palästinäischen Küstenebene aufgedeckt werden, wird man vermutlich überraschende Uebereinstimmung mit den Funden von Enkomi-Salamis auf Cypern

[1]) Vgl. die a. a. O. genannte Literatur und a. a. O. S. 439 gegen die nicht hinlänglich zu begründende Herleitung jener Stämme aus Kleinasien.

[2]) Max Müller, Asien u. Europa S. 389 f.

[3]) Schon B. Stark, Gaza und die philistäische Küste nahm dies mit Recht an; insbesondere glaubte er eine eigenartig und reich entwickelte Metallarbeit dort annehmen zu dürfen (S. 165. 174. 326 f.).

konstatieren. Man wird auch hier wahrscheinlich zunächst spätmykenischen Stil, dann Uebergänge in den sog. geometrischen und zahlreiche rege Beziehungen zu den Funden auf Kreta und in Griechenland aufdecken. Allein während auf Cypern die Eigenart trotz steigender Semitisierung sich lange kräftig erhielt, ist sie an der palästinäischen Küste sicherlich bald geschwunden: wie die politische Selbständigkeit unter ägyptischer und später assyrischer Herrschaft dahinging, so die künstlerische. Seit dem achten Jahrhundert ist jener ägyptisch-assyrische Mischstil ausgebildet und wohl in ganz Palästina herrschend, den wir speziell den phönikischen zu nennen pflegen.

Anders aber war es im zehnten Jahrhundert, als Salomo seinen Tempel errichten liess. Damals spielte ohne Zweifel die von Nordwesten hergekommene Kunst der Takkara und Pulasati an der palästinäischen Küste noch eine grosse Rolle. Die Kunstthätigkeit der heimischen semitischen Stämme war allezeit eine jeder Selbständigkeit entbehrende gewesen. Wir dürfen nicht nur, wir müssen um jene Zeit bei den tyrischen Künstlern den Einfluss der von den Inseln hergekommenen Fremden annehmen. Salomo schloss mit dem schon seinem Vater David befreundeten König Hiram von Tyros einen Vertrag, weil er das Bauholz vom Libanon nötig hatte, der in tyrischem Machtgebiet lag; und von Tyros liess er sich auch den Erzgiesser kommen. Allein die ehernen Beckengestühle, die dieser Künstler ihm goss, waren, wie unsere Untersuchung uns nun gelehrt hat, in Erfindung und Formgebung im wesentlichen Eigentum jener kunstbegabten fremden altgriechischen Stämme.

Wir dürfen diese Betrachtungen nicht schliessen, ohne an etwas zu erinnern, woran vielleicht schon manche Leser gedacht haben: der früher oft behauptete Zusammenhang der bekannten europäischen ehernen „Kesselwagen“ mit den salomonischen Gestühlen rückt jetzt in ein ganz anderes überraschend neues Licht.

Münzen von Krannon in Thessalien zusammen mit der

Ueberlieferung bei Antigonos von Karystos[1]) lehren bekanntlich, dass es in jener nordgriechischen Stadt ein hochheiliges Gerät gab, das bei eingetretener Dürre zum Regenzauber benutzt wurde. Es bestand aus einem grossen Gefässe, das auf der Platte eines ehernen Wagens mit vier Rädern stand. Darauf sassen ausserdem zwei Raben, die Verkünder bevorstehenden Regens.[2]) Trat Dürre ein, so wurde der Wagen unter gleichzeitigem Gebet heftig hin und her bewegt.

In Mittel- und Nordeuropa sind nun mehrfach sog. Kesselwagen gefunden worden,[3]) die dem von Krannon mehr oder weniger ähnlich sind und die deshalb wahrscheinlich eine analoge religiöse Bedeutung hatten wie sie die kostbare zufällig erhaltene Ueberlieferung von jenem angiebt. Besonders ähnlich dem Typus von Krannon ist z. B. das Exemplar von Skallerup in Dänemark[4]): der Kessel ist hier auch mit Vorrichtungen versehen, dass er beim Hin- und Herbewegen einen klappernden Lärm hervorbrachte. Ferner sind vier Vögel angebracht, die an die Krähen des Krannonwagens erinnern. Vogelfiguren und Vogelköpfe spielen auch sonst bei diesen wagenartigen mittel- und nordeuropäischen Gebilden eine Rolle und sind auch oft nur mit Rädern verbunden, woraus man auf besondere Beziehung beider geschlossen hat.[5]) Obwohl in Gräbern gefunden, deren Inhalt sich sonst nur auf den Gebrauch des Todten bezieht,[6]) muss die religiöse Bedeutung dieser Geräte doch nach der Analogie von Krannon als das wahr-

[1]) Vgl. das Genauere in Meisterwerke d. griech. Plastik S. 259.

[2]) Vgl. a. a. O.

[3]) Undset, Zeitschr. für Ethnologie 1890, S. 56 ff. Hörnes, Urgeschichte d. bild. Kunst in Europa S. 449 ff. Montelius in Strena Helbigiana S. 204, 208.

[4]) Blinkenberg in Aarboeger for nord. Oldk. og Hist. 1895, S. 360 ff. „etrurisk kedelvogn“; Mémoires des antiqu. du Nord 1896, S. 70 ff. Wenn auch das Stück gewiss von Süden (oder Südosten) importiert ist, ist die Benennung „etrurisch“ doch nicht sicher.

[5]) M. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa S. 494.

[6]) Vgl. Blinkenberg a. a. O. S. 374, der deshalb eine religiöse Bedeutung leugnet.

scheinlichste bezeichnet werden; der mit diesem Gerät Bestattete konnte ja eine priesterliche Person gewesen, oder dasselbe konnte auch im gewöhnlichen häuslichen Kultus gebraucht und deshalb mitgegeben worden sein.

Diese Wagenbecken Mittel- und Nordeuropas und die nächstverwandten Dinge aus Italien (wie die vogelförmigen Gefässe auf Rädern[1]) stammen nun im Norden aus der späteren Bronze-, im Süden aus erster Eisenzeit, d. h. aus ungefähr eben derselben Epoche wie der salomonische Tempel, aus etwa dem zehnten Jahrhundert.[2])

Ich habe mich früher[3]) gegen die seit Piper oft behauptete Beziehung der salomonischen Gestühle zu den europäischen Kesselwagen erklärt, indem ich den letzteren ihre Eigenart gewahrt und sie nur mit dem durch die Münzen als sicher gleichartig erwiesenen Kesselwagen von Krannon in Verbindung gebracht wissen wollte, und vor allem weil ich nicht in den von der urgeschichtlichen Archäologie so häufig begangenen Fehler verfallen wollte, der darin besteht, dass man auf vermeintliche oberflächliche Aehnlichkeiten hin allerlei Erscheinungen alteuropäischer Kunst allzubereitwillig und unbesehen auf orientalische Einflüsse zurückführt. Auch den vortrefflichen Forschern Undset und Montelius kann ich nicht beistimmen, wenn sie ein auf altitalischen und entsprechenden nordischen Bronzen häufiges Motiv auf die ägyptische von den Uräusschlangen umgebene Sonnenscheibe zurückführen,[4]) obwohl kaum eine entfernte Aehnlichkeit und sicher keinerlei nachweisbare Beziehung zwischen jenen Erscheinungen besteht. Die Wirkung jenes ägyptischen Symbols war gewiss eine ausgedehnte, die wir weithin genau verfolgen können; aber mit jenem italisch-nordischen Ornamente, das vielmehr in einem

[1]) Undset, Zeitschr. f. Ethnologie 1890, S. 49 ff.

[2]) Vgl. Undset a. a. O. S. 58. Montelius nimmt jetzt als Zeit dieser Fundgruppe das elfte Jahrhundert an (vgl. in Strena Helbingiana S. 210).

[3]) Meisterwerke d. griech. Plastik S. 262 f.

[4]) Undset in den Annali d. Inst. 1885, S. 78; Zeitschr. f. Ethnol. 1891, 243. Montelius in Strena Helbingiana S. 207.

eigenen festen Zusammenhange steht, in welchem es seine volle Erklärung findet, hat es nichts zu thun. Gleichwohl hat man wichtige Schlüsse auf jene falsche Annahme gebaut. Das Buch von M. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1898, das ein schönes bedeutendes Thema leider mit weitschweifiger Verworrenheit und Oberflächlichkeit misshandelt hat, ist angefüllt von falschen Behauptungen jener Art: die Phantasie des Autors sieht überall in der europäischen Plastik der sog. Hallstatt-Epoche den Phöniker spuken; er sieht nichts anderes mehr als Umbildungen der „nackten Astarte, des Bes, der Kabiren",[1]) während in Wirklichkeit von dem allem auch nicht die Spur nachweisbar ist. Diese Art der Verirrung schwebte mir vor, wenn ich (a. a. O. S. 262) von einem „der schlimmsten Irrtümer der urgeschichtlichen Archäologie" gesprochen habe.

Indess was jene Kesselwagen betrifft, so liegt die Sache für mich jetzt anders. Eine Beziehung des Räderbeckens von Krannon und der sicher diesem gleichartigen, der Epoche des salomonischen Tempels selbst angehörigen Kesselwagen nördlicher Funde ist jetzt ganz anders wahrscheinlich und erscheint in neuem Lichte, nachdem wir erkannt haben, dass jene salomonischen Geräte selbst einer von Nordwesten nach Phönikien gekommenen Kunsttradition entstammen. Dass jene Erscheinungen alle untereinander in Beziehung stehen, ist jetzt kaum zu bezweifeln. Im Südosten ist der Typus der Räderkessel natürlich der reicheren Kultur dieser Gegenden entsprechend reicher ausgebildet und hat in den dekorativen Füllungen orientalische Elemente mit aufgenommen; aber im Grunde ist er derselbe wie der im fernen Nordwesten. Selbst die Vögel erscheinen wenigstens auf dem Exemplar von Larnaka; die Vögel sind unbestimmt wie an den nordischen Stücken; es könnten auch hier wie dort ebenso Raben wie Tauben sein. Die Technik des Gusses, die Form der Räder und ihrer Achsen sowie die Art der Befestigung der Stützen an den Achsen ist

[1]) a. a. O. S. 501.

an den cyprischen Untersätzen und jenen anderen nordischen Wagengebilden durchaus gleichartig.

Aber auch der ursprüngliche Sinn der Geräte wird hier und dort wohl derselbe gewesen sein. Einen praktischen Zweck hatten die Gestühle und Becken des salomonischen Tempels allem Anschein nach nicht:[1] die Räder dienten offenbar nicht, um die Gefässe zu wirklichem Gebrauche heranzurollen: es wird vielmehr berichtet, dass die Gestühle ihren festen Platz, fünf auf der südlichen und fünf auf der nördlichen Seite des Tempels hatten. Ihre Bedeutung wird eine symbolische gewesen sein.[2])

Sie zu erraten hilft uns nun die Ueberlieferung von dem Räderbecken zu Krannon.

Die Juno caelestis in Karthago, d. h. die grosse weibliche Himmelsgottheit, die Astarte Karthago's war eine „*pluviarum pollicitatrix*" (Tertull. apol. 23). Die ehernen Wagenbecken mit den Tauben, wie sie das kyprische Stück zu zeigen scheint, mögen in phönikischem Sinne der Himmelsgöttin als Herrin des Regens geweiht gewesen sein. Und analogen Sinnes waren gewiss die von dem Tyrier für Salomo gefertigten Geräte.

---

[1]) Ueber den Zweck derselben wird nirgends berichtet (vgl. Stade, Gesch. d. Volkes Israel S. 336); dass sie zum Spülen der Geräte beim Opfer gedient hätten, wie es 2 Chron. 4, 6 heisst, ist natürlich nur ungeschickte Erfindung des Chronisten, ebenso wie dessen Behauptung, das eherne Meer hätte den Priestern als Waschbecken gedient, die Stade a. a. O. mit Recht zurückweist.

[2]) Solche vermutet Stade a. a. O. auch für das eherne Meer.



Bemerkungen zu Aventins Karte von Bayern.

Von **Eugen Oberhummer.**

(Vorgetragen in der historischen Klasse am 3. Juni 1899.)

Im Folgenden beabsichtige ich nicht eine Beschreibung der Karte Aventins zu geben, nachdem dies jetzt in umfassender Weise durch Josef Hartmann in der von der Geographischen Gesellschaft in München veranstalteten Ausgabe[1]) geschehen ist, sondern hauptsächlich die Geschichte der Karte urkundlich klar zu stellen, woran sich noch einige diese selbst betreffende Bemerkungen schliessen mögen.

1. Aventins Selbstzeugnis.

Die erste Erwähnung einer Karte finden wir in dem „kurzen Auszuge" der 1521 vollendeten *Annales Bojorum*, welchen Aventin unter dem Titel *Bayrischer Chronicon* 1522 zu Nürnberg herausgab. Dort heisst es in der Inhaltsübersicht des ersten Buches:[2]) *Zum 4. ain beschreibung sambt ainer mappa nach rechter kunst des ganzen lands, stet, wasser, perg, und was sunst hierinnen anzuezaigen die notdurft eraischt.*

Dann folgen die Stellen aus der 1526—33 bearbeiteten, doch erst lange nach Aventins Tod (1534) durch Simon Schard

---

[1]) Aventins Karte von Bayern MDXXIII. Im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in München zur Feier ihres dreissigjährigen Bestehens herausgegeben und erläutert von Josef Hartmann. Mit einem Vorwort von Eugen Oberhummer. München 1899. Fol.

[2]) Blatt A III der Originalausgabe = Sämtliche Werke I 112.

1566 zum Druck beförderten „Bayerischen Chronik", deren Vorrede der Verfasser gleich nach der Ansprache an die bayerischen Herzoge Wilhelm und Ludwig mit den Worten[1]) beginnt: *E. F. G. pefelch nach hab ich nun die chronica im latein mitsambt ainer mappa, darzue gehörig, verfertigt und E. F. G. über geantwurt.*

Vor der Beschreibung Bayerns heisst es dann:[2]) *Nun weiter nach gestalt der sach, wie dan die rechte kunst der historien eraischt, wil ich kurzlich die breuch und landschaft des lands Baiern mitsambt einer mappen abmalen und herfür streichen.*

Weiter stehen vor der Schilderung Deutschlands[3]) die Worte: *Was aber Germanien für ein land sei, was für leut darinnen wonen, was für anstösser, wie vil näm es hab, wil ich jetzo, wie die notturft der zeit und sachen errodert, auf das kürzest, als ich oben verhaissen hab, mitsamt einer mappen eröffnen.* Schon aus dieser Stelle erhellt, dass Aventin es nicht blos bei einer Karte von Bayern bewenden lassen wollte. Näheres darüber erfahren wir aus der 1541 erschienenen „Deutschen Chronik", wo es in der Inhaltsanzeige[4]) heisst: *Zum sechsten ein mappa auf ein tisch nach rechter kunst über die ganz welt mit verzeichnus auf das kurzest, wo überal die alten schlacht, nemlich der Römer, grossen Alexanders und Teutschen geschehen sein. Zum sibenden ein ander mappa und beschreibung teutsches lands mit sampt alten und neuen namen* (im cod. Germ. 1584 der Münchener Staatsbibliothek von Aventins eigener Hand: *Ein mappa über ganz Teutschland nach rechter kunst mit sambt den alten und neuen nämen teutsches lands*). Weiter unten heisst es (S. 312): *Das erst buch des andern teils gêt von êgenantem römischen keiser Julio bis auf Theodosium den grossen — helt in im ditz buch die beschreibung, macht, aufheben, auch kriegsregiment des alten rechten römischen reichs und keisertumbs, beide land und leut, mit sampt einer mappa nach rechter*

[1]) Sämtliche Werke IV 5.

[2]) Ebenda S. 35.

[3]) Ebenda S. 53 ff.

[4]) Sämtliche Werke I 368.

art u. s. w. (cod. Germ. 1584: *Das erst buch beschreibt das ganz weit römisch reich und kaisertum mit sambt allen lands-haubtmannschaften und gestiftem kriegsvolk, entworfen nach* ***dem winkelhacken auf ainer charten.***)

Nach diesen Stellen muss angenommen werden, dass Aventin drei Karten herauszugeben beabsichtigte, nämlich je eine von Bayern und Deutschland und eine solche des römischen Reiches. Ob die beiden letzteren wirklich zur Ausführung gelangt sind, ist mir nicht bekannt; vielleicht könnte die Durchforschung des ungedruckten literarischen Nachlasses darüber Aufschluss geben.

Ueber die bayerische Karte sagt Simon Schard in seiner Ausgabe der *Chronica* (Frankfurt a. M. 1566) am Schluss der Einleitung in den Worten „an den guthertzigen Leser“: *So wil ich dir doch nicht verhalten, dass er Aventinus neben dieser Chronicken auch ein Beyerische Mappen oder Landtafel zugerichtet hat, wie er dann selber in seiner Vorrede an die Durchleuchtige Hochgeborne Fürsten unnd Herrn — vermeldet. Dass nun dieselbige mit und sampt dieser Chronicken nicht gedruckt, ist auss der ursach geschehen, dass er dieselbige im drey und zwentzigsten jar der mindern zal besonders im Druck hat lassen aussgehen und hochgedachten Fürsten und Herrn dediciert und zugeschrieben, und dass ich berichtet, wie der — Herr Albrecht — Herzog in Obern und Nidern Beyern eine andere auffs fleissigste habe zurichten lassen, die in kurtzem an den tag kommen und publiciert sol werden, also dass ich unnöthig geachtet, gedachte Landtafeln Aventini dissmal zu seiner Chronik drucken zu lassen.* Hier erfahren wir also zum erstenmal, dass die Karte von Bayern im Jahre 1523 als besondere Veröffentlichung herausgegeben wurde, und die oben angeführten Stellen bestätigen, dass dieselbe als Ergänzung zu den *Annales* wie zu dem 1522 erschienenen Auszug aus derselben gedacht war, während in den 1517—21 verfassten *Annales* selbst m. W. von einer *mappa* nirgends die Rede ist. Dagegen liess die Bearbeitung der grossen „Bayerischen Chronik“ (1526—33) den Verfasser wieder

auf seine Karte zurückkommen, die er nun aus diesem Anlass nochmals in neuer, verbesserter Gestalt herausgab. Die zweite Ausgabe von 1533, deren Originaldruck erst in neuerer Zeit wieder ans Licht gezogen wurde, war lange Zeit nur aus der Nachbildung bekannt, welche der Niederländer Abraham Ortelius davon in Umlauf setzte.

2. Abraham Ortelius.

Im Jahre 1570 gab Ortelius zu Antwerpen sein „Theatrum orbis terrarum" heraus, den ersten grossen Atlas, welcher unabhängig von der Kartensammlung des Ptolemäus die Länder der ganzen Erde in einem Sammelwerke vereinigte. Tafel 29 dieses Werkes enthält die Karte von Bayern mit dem rechts unten angebrachten Titel: *Tipus Vindeliciae sive utriusque Bavariae secundum antiquum et recentiorem situm, ab Joanne Aventino olim descriptus, Principibusque eiusdem regionis dedicatus, atque Landshuti editus Anno à Christo nato 1533.* Der „Catalogus Auctorum" am Eingang des Werkes verzeichnet *Joannes Aventinus, Bavariae Tabulam; Landshuti, Anno 1533.* Damit ist die Quelle unzweideutig bezeichnet, welche freilich bald durch jene weit bessere ersetzt werden sollte, auf welche Schard in den oben angeführten Worten schon hingewiesen hatte. Denn 1568 war die (in Holzschnitt bereits 1566 fertiggestellte) grosse Karte Bayerns von Philipp Apian erschienen, welche, ein Meisterwerk ihrer Zeit, auf dritthalb Jahrhunderte die Grundlage der bayerischen Topographie bildete.[1]) Ortelius, stets bestrebt, das neueste Kartenmaterial für seinen Atlas zu gewinnen, nahm in den späteren Auflagen an Stelle von Aventins Karte eine Reduktion der grossen Karte von Apian auf, welche den Titel führt *Bavariae olim Vindeliciae delineationis compendium Ex tabula Philippi Apiani Math.* und der „Catalogus auctorum" nennt nun neben Aventin auch

[1]) Vgl. zu Aventins und Apians Karten auch meinen Aufsatz „Ueber die Entwickelung und die Aufgaben der bayerischen Landeskunde" in „Altbayerische Monatsschrift" I (1899) S. 1 ff.

Philippus Apianus, Bavariae tabulam, Ingolstadij 1568. Die Frage, wann dies zuerst geschehen sei, ist auch von dem neuesten Herausgeber der Aventinkarte noch offen gelassen worden und schon deshalb nicht von kurzer Hand zu entscheiden, weil die Bibliographie der Orteliusgaben noch ziemlich im Argen liegt[1]) und auch die Kataloge der Bibliotheken hiefür keine Sicherheit gewähren. In den älteren Ausgaben trägt nämlich das Titelblatt ausser der reichen künstlerischen Umrahmung der Worte *Theatrum orbis terrarum* keinen Vermerk, erst in der Widmung und der MDLXX datierten Vorrede nennt sich der Herausgeber. Der Kolophon pflegt zu lauten: *Auctoris aere et cura impressum absolutumque apud Aegid. Coppenium Diesth. Antverpiae MDLXX.* Da nun Vorrede und Druckerlaubnis auch in den späteren Ausgaben meist unverändert abgedruckt sind, Titel und Kolophon aber oft im Stich lassen, so findet man in den Bibliothekskatalogen nicht selten spätere Ausgaben irrtümlich mit 1570 bezeichnet. Wo das Jahr der Ausgabe nicht ausdrücklich angegeben ist, gibt der im Catalogus auctorum genannte jüngste Autor einen sicheren terminus post quem, im Uebrigen muss die Uebereinstimmung jedes Druckes mit einer bestimmten Ausgabe, soweit dies nicht auf vorgenanntem Wege möglich ist, durch die Zahl und Auswahl der Karten sowie durch typographische Anhaltspunkte festgestellt werden. Ich habe darauf hin sämtliche Orteliusausgaben der beiden grossen Münchener Bibliotheken durchgesehen, von denen die k. Hof- und Staatsbibliothek deren 10, die k. Universitätsbibliothek deren 14 besitzt. Unter letzteren enthalten 3 die Aventinkarte, 10 die Apiankarte, 1 beide Karten nebeneinander. Die Drucke, welche die Aventinkarte enthalten, sind folgende:

Map. 24 fol. Ein in plano (quer folio) gebundener

[1]) Ungenügend sind die Angaben bei Graesse, Trésor de livres rares V 55 ff., dazu vgl. Brunet, Manuel du libraire IV[5] 242; E. G. Woltersdorf, Repertorium der Land- und Seekarten I (Wien 1813), S. 67 ff.; Bibliotheca Hulthemiana III (Gent 1836), S. 25 f.; Van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden XIV (Haarlem 1867), S. 209 u. s. w.

Atlas mit prächtig bemalten Karten und deutschem Text, ohne Titelblatt und Kolophon. Der Einband (Leder mit Goldpressung) trägt die Aufschrift „SSVSD 1611“. Der Atlas hat den Stempel „Ad Bibl. Acad. Land.“ und steht nicht in den alten Ingolstädter Katalogen, ist also wohl nach der Klosteraufhebung als Doppelstück an die Universität abgegeben worden. Er enthält 53 Karten, welche mit den ersten Drucken des Theatrum übereinstimmen und anscheinend der ersten deutschen Ausgabe (1572) angehören. Blatt 29 ist die Karte Bayerns nach Aventin; über die Bemalung und das Verhältnis zu dem herkömmlich als 1. deutsche Ausgabe bezeichneten Druck vgl. u. S. 441 f.

Map. 25 fol. Kolophon: *Antverpiae M.D.LXX.* 53 Tafeln, deren 29. Bayern nach Aventin, schwarz. Aber im Cat. auct. steht schon *Philippus Apianus, Bavariae Tabulam; Ingolstadij 1568.* Verschieden davon ist:

Map. 26 fol. Kolophon: *Antverpiae XX. Maii M.D.LXX,* auch sonst im Druck abweichend. 53 Tafeln, deren 29. Bayern nach Aventin, schwarz. Im Cat. auct. heisst es *Philippus Apianus, Bavariae tabulam: in Germania alicubi 1570.* Offenbar ist dies der erste Druck des Theatrum, während dessen Ortelius von Apians Karte wohl gehört, dieselbe aber noch nicht gesehen hatte. Noch im gleichen Jahr erfolgte, was allen Bibliographen bisher entgangen ist, die 2. Ausgabe[1] (Map. 25) bei welcher dem Herausgeber Apians Karte bereits vorgelegen haben muss.

Map. 27 fol. Kolophon: *Antverpiae M.D.LXX.* Dazu *Additamentum* mit Kolophon: *CIↃ.IↃ.LXXIII. Antverpiae Aduaticorum.* 78 Tafeln, mit den ursprünglichen Nummern 1–53 und Ergänzungen 1a u. s. f. Taf. 29, Bayern nach Aventin, Taf. 29a dgl. nach Apian, beide schwarz. Im Catalogus tab. additamenti ist auf die neue Karte von Bayern nicht Bezug genommen, aber im Cat. auct. des Hauptwerkes

[1]) Gewöhnlich wird als solche der Druck von 1571 bezeichnet.

ist Apian in der seit der 2. Ausgabe ständigen Form bereits aufgeführt.

Unter den übrigen Orteliusexemplaren der Universitätsbibliothek sind 6 lateinische Ausgaben, von denen Map. 23 fol. (1595, 115 Taf.) Apians Karte auf Taf. 65 (kol.), Map. 28 fol. (1573, 70 Taf.) auf Taf. 36 (kol.), Map. 33 u. 34 fol. (1592, 108 Taf.) auf Taf. 62 (schwarz und kol.), Map. 35 fol. (1603, 118 Taf.) auf Taf. 68 (kol.), Map. 36 fol. (1612, 128 Taf.) auf Taf. 72 (kol.) enthalten. In den 4 deutschen Ausgaben findet sich die kolorierte Apiankarte in Map. 29 fol. (1573) auf Taf. 29, in Map. 30 und 32 fol. (1580, 93 Taf.) auf Taf. 52, ebenso in Map. 31 fol. (1580; Reihenfolge in Unordnung).

Unter den 10 Orteliusausgaben der k. Hof- und Staatsbibliothek enthält nur ein einziges die Aventinkarte, nämlich:

Map. 133 fol. *Theatrum oder Schawplatz des erdbodems, warin die Landttafell der gantzen weldt, mit sambt aine der selben kurtze erklarüg zu sehen ist. Durch Abrahamum Ortelium.* Kolophon: *Antorff. M.CCCCC.LXXII.* 53 kolorierte Tafeln, deren 29. die Aventinkarte. Ein Vergleich mit dem oben beschriebenen Atlas der Universitätsbibliothek (Map. 24 fol.) zeigt, dass die Karten in Zeichnung und Druck vollständig, in der Bemalung aber nur teilweise übereinstimmen: so zeigt Map. 133 Niederbayern rosa, das Land N der Donau grün, Map. 24 umgekehrt: in letzterem haben die Berge durchweg, in ersterem nur im Salzkammergut[1]) eine braune Farbe aufgesetzt. Titel und Legende sind in Map. 133 schöner und sorgfältiger bemalt, während sonst Map. 34 die reichere Ausstattung in Farben, besonders in Anwendung von Gold aufweist. Eine Vergleichung des Textes ergibt sofort, dass Map. 133 und Map. 24 trotz der Uebereinstimmung in den Karten, zwei verschiedene Ausgaben sind. Schon äusserlich ist in Map. 24 der Satz von vornherein auf quer folio

[1]) Hierauf bezieht sich die Bemerkung Hartmanns (S. 5), dass „auf kolorierten Exemplaren österreichische Berge über der Hauptschrift rötlich und bräunlichgelb gefärbt“ sind.

(ungebrochen), in Map. 133 (wie in allen andern Ausgaben) auf halb folio berechnet, und stimmt in beiden Ausgaben meist wohl dem Sinne, nirgends aber dem Wortlaut nach überein. Ganz verschieden ist der Text zur Aventinkarte, der in Map. 24 eine Uebersetzung des Textes der lateinischen Ausgaben Map. 25, 26, 27 ist. Die in Map. 133 der Aventinkarte (auf deren gebrochener Rückseite) vorgedruckte Erläuterung dagegen deckt sich typographisch mit dem Text in Map. 29 (1573) und bezieht sich bereits auf die Apiankarte, ist übrigens auch verschieden von der Erläuterung, welche letzterer Karte in den lateinischen Ausgaben vorangestellt ist, z. B. in Map. 27 (1573), wo man beide Karten mit den zugehörigen Erläuterungen nebeneinander findet. Hieraus ergibt sich also m. E., dass Map. 24 älter als Map. 133, und somit die erste deutsche Ausgabe ist, während gewöhnlich jene mit dem Datum 1572 als solche bezeichnet wird.

Alle übrigen Ausgaben der Staatsbibliothek, ausser Map. 133 und dem unvollständigen Exemplar Map. 134[m] (1579, kol.), in welchen Bayern fehlt (sämtlich fol.), enthalten die Apiankarte. Es sind vier lateinische, nämlich Map. 131 (o. J.; angeblich 1570, aber der Cat. Auct. reicht bis 1578 und der beigebundene Nomenclator Ptolemaicus ist 1579 datiert) auf Taf. 52 (kol.), Map. 133 b (1574) auf Taf. 36 (kol.), Map. 134 (1575) dgl. (schwarz), Map. 139 (1603) auf Taf. 68 (schwarz); zwei deutsche, Map. 132 (o. J., wahrscheinlich 1580) auf Taf. 52 (kol.) und 136 (1580) dgl., eine französische (1598) auf Taf. 67 (kol.) und eine spanische (1588) auf Taf. 58 (kol.).

Das Gesamtergebnis aus der Vergleichung einer grösseren Zahl von Ausgaben des Theatrum orbis terrarum ist sonach folgendes: Als Ortelius den Plan zu seinem Werke entwarf, legte er für Bayern die einzige ihm bekannte Spezialkarte dieses Landes, welche Johannes Aventinus zu Landshut 1533 herausgegeben hatte, zu grunde, erlangte aber bereits während des Druckes (spätestens im Frühjahr 1570) Kenntnis von der grossen Karte Philipp Apians, die er sich bis zum Erscheinen des zweiten Druckes (noch 1570, s. o. S. 440 zu Map. 26)

zu erschaffen wusste. Da jedoch die Verkleinerung der aus 24 Blättern bestehenden Karte auf ein dem Format seines Theatrum entsprechendes Verhältnis längere Zeit erforderte, so finden wir die Apiankarte erst 1573 neben (Map. 27) und bald allein (Map. 29) an Stelle der Aventinkarte, die von diesem Jahre ab nicht mehr nachgedruckt wird. Wenn dagegen in Bibliothekskatalogen eine die Apiankarte enthaltende Ausgabe des Theatrum früher als 1573 datiert ist, so ist von vornherein anzunehmen, dass die Katalogisierung falsch ist. Anderseits fand ich die Zeichnung der Aventinkarte noch in späten Drucken der *Epitome Theatri Orteliani* zu grunde gelegt, jedoch ohne Quellenangabe und z. T. mit verbessertem Grundnetz, so in (quer 8°) H. aux.634 (1601 lateinisch), 632 (1602 französisch), 633 (1604 deutsch) der Universitätsbibliothek; ebenso in verschiedenen Exemplaren der Staatsbibliothek, wie Map. 34 (1589 lat.), 35 (1590 franz.), 40 (Ven. 1655 ital.), mit der Unterschrift *Typus Vindeliciae sive utriusque Bavariae.* Man hatte in der *Epitome* einfach den ursprünglichen Typus der Karte beibehalten, ohne sich um den späteren Ersatz derselben durch die Apiankarte zu kümmern.

Als Ergänzung zu Vorstehendem mag noch eine Stelle aus dem Briefwechsel des Ortelius dienen, welchen die niederländische Kirchengemeinde in London aus dem Archiv der holländischen Kirche *Austin Friars* in London herausgegeben hat.[1]) Hienach schrieb G. Mercator d. d. Duysburg 9. Mai 1572 an Ortelius: *Gratias ago maximas quod Bavariae tabulam mihi miseris, non enim quivi eam Francfordiae mihi comparare, sive quod negligentes essent quibus hoc commiseram, sive quod eo allata non fuerunt exemplaria semel atque iterum, librum eiusdem autoris de Bavarie descriptione plurimum desiderari, quem similiter nancisci non potui.* Dass unter *eiusdem autoris* Aventin gemeint ist, ergibt sich aus der Erwähnung der Beschreibung in Buchform, womit wohl die 1566 erschienene „Chronik" ge-

[1]) Abrahami Ortelii epistulae ed. J. H. Hessels, Cantabrigiae 1887. S. 88.

meint ist, während Apians Topographie ja nicht in Druck erschienen war. Ebenso ist es auch kaum zweifelhaft, dass die Karte, welche Mercator in Frankfurt vergeblich suchte und dann von Ortelius zugesandt erhielt, der Orignaldruck von 1533 war, da er ja die Nachbildung von 1570 in seinem Exemplar des *Theatrum* längst besitzen musste; denn Mercator hatte als einer der ersten das eben vollendete Werk empfangen und darüber in einem schmeichelhaften Brief d. d. Augsburg 22. Nov. 1570 quittiert, den Ortelius dann den späteren Ausgaben des *Theatrum* vordrucken liess.[1])

Von dem hier angeführten Briefe Mercators ab ist mir keine Erwähnung der Aventinkarte mehr bekannt bis auf Eberhard David Hauber, welcher in seinem „Versuch einer umständlichen Historie der Land-Charten" (Ulm 1724) S. 78 A. e. schreibt: „Von dem Hertzogthum Bayern hat der berühmte Aventinus schon A. 1533 eine Charte herauss gegeben, und mit folgenden Worten seinem Fürsten dediciret: *Clariss. ac optim: Principibus, Vilelmio, Litarico, atque Arionisto, fratribus germanis praefectis praetorio Rhenano, etc.* Sie stehet auch in denen ersten Editionen des Theatri Ortelii, und siehet freylich noch leer und rude auss; doch hat der Author ein und das andere besonder, da er ex. gr. *Augustam Vindelicorum*, nicht wo heut zu Tage Augspurg ist, sondern in Bayern an der Isar und dem Wirm-See setzet." Hienach erwähnt die Karte mit gleichlautender Anführung der Widmung auch der *Parnassus Boicus*[2]) und bemerkt richtig dazu: „Dise Charte ist auch zufinden, jedoch ohne kurtz gemeldte Zueschrifft in denen ersten Editionen dess Theatri Abrah. Ortelij" u. s. w. In der That findet sich, wie schon aus den Bemerkungen über die Orteliuskarte (o. S. 438) hervorgeht, die Widmung in der von Hauber angeführten und auf beiden Karten Aventins im Wesentlichen gleich lautenden Form bei Ortelius nicht. Hauber muss also eine der beiden Originalkarten Aventins vor Augen

[1]) Nach dem ebenfalls bei *Austin Friars* befindlichen Original abgedruckt von Hessels N. 32 (S. 73 f.).

[2]) II. Bd., 7. Unterred., S. 151 (1759). Vgl. u. S. 448.

gehabt haben, und zwar wahrscheinlich jene von 1533, da ihm sonst das von Ortelius abweichende Datum aufgefallen sein müsste. Da Hauber 1722—25 Repetent in Tübingen war,[1] so ist wohl anzunehmen, dass er bei Abfassung seines Werkes (vor 1724) dort Gelegenheit hatte, die Karte zu sehen, falls sie ihm nicht schon bei seinen Studien dort oder in Altdorf (1717) untergekommen war.

Die Nachricht im *Parnassus boicus* ist augenscheinlich nur aus Hauber übernommen, und so mag noch manches spätere Verzeichnis von Landkarten aus derselben Quelle geschöpft haben. Doch konnte ich bei Johann Georg Hager,[2] auf welchen H. Lutz[3] und nach ihm J. Hartmann (S. 5b) Bezug nimmt, keine Erwähnung Aventins finden. Dagegen nennt die Karte, ohne von der damals bereits erfolgten Entdeckung Aretins (s. u.) Kenntnis zu haben, J. G. Prändel[4]) mit dem irrigen Datum 1513, das offenbar nur ein Versehen oder Druckfehler für 1533 ist.

3. Christoph Frhr. v. Aretin.

Die zu Anfang des Jahrhunderts nahezu verschollene Originalkarte Aventins, über deren erste Ausgabe von 1523 seit Simon Schard (s. o. S. 437) überhaupt niemand mehr aus eigener Anschauung berichtet hat, während die zweite zuletzt von Hauber (s. o.) gesehen worden zu sein scheint, wurde durch die Klosteraufhebung wieder ans Licht gebracht. Der bayerische Oberhofbibliothekar Johann Christoph Freiherr von Aretin († 1824) erhielt nämlich am 11. März 1803 von der Generallandesdirektion den „Auftrag, alle baierischen Abteyen zu bereisen, die Bibliotheken derselben zu durchsuchen, und die brauchbaren Bücher daraus für die hiesige Hof- und National-

[1]) S. Allgem. Encyklopädie II 3 (1828), S. 130 f. Allgem. Deutsche Biographie XI 36 f.

[2]) Geographischer Büchersaal. 3 Bde. Chemnitz 1766—78.

[3]) Jahresber. d. Geogr. Ges. in München f. 1886, S. 78, A. 1.

[4]) Erdbeschreibung der pfalz-bairischen Besitzungen I (1805), S. 116.

bibliothek auszuwählen".[1] Ueber die Erledigung dieses Auftrages berichtete er in mehreren Briefen, deren fünfter „Tegernsee, den 12. April 1803" datiert ist.[2] In demselben wird ausführlich erzählt, wie die Schätze der Klosterbibliothek in Tegernsee nicht ohne passiven Widerstand der Mönche allmählich ans Licht gezogen wurden und anschliessend hieran ein Verzeichnis der wichtigsten dort vorgefundenen Handschriften und Bücher mitgeteilt. Unter letzteren wird in Abt. C „Incunabeln" N. 19 (S. 72) angeführt: „Aventins Landcharte von Baiern, nebst einer kurzen Unterweisung, Landshut bey Weissenburger. Fol. maj. Fehlt bey Panzer." Da der in dem Briefe abgedruckte amtliche Bericht vom 9. April, der vorhergehende (4.) Brief aber „Weihern, den 5. April" datiert ist, so muss die Auffindung unserer Karte in den Tagen vom 6.—8. April 1803 erfolgt sein.

Hienach hat, anscheinend ohne die spätere Beschreibung der Karte von Aretin (s. u.) zu kennen, E. Weller, Repertorium typographicum (Nördlingen 1864) N. 1325 (S. 160) die Notiz aufgenommen: „Aventins Landkarte von Baiern, nebst einer kurzen Unterweisung. Landshut, Joh. Weyssenburger, o. J. (c. 1520). — In München (Nationalmuseum u. Kriegsministerium). Aretins Beyträge. 1803. II. S. 72." Auffallend ist hier die Erwähnung des Nationalmuseums; sollte dies mit der zum erstenmal wieder durch Wiedemann i. J. 1858 (s. u.) bekannt gemachten Karte von 1533 zusammenhängen, oder liegt eine Verwechslung mit Apians Karte vor, deren Originalholzstöcke bekanntlich im Nationalmuseum aufbewahrt werden? Der Bibliothekar des k. Nationalmuseums, Herr Dr. W. M. Schmid, erteilte mir auf eine darauf bezügliche Frage die schriftliche Auskunft: „Das bayer. Nationalmuseum besass nach den angestellten Recherchen nie ein Exemplar der Aventinkarte von 1523. Es würde also, wie Sie bereits vermutet haben, eine Verwechslung mit den Stöcken der Apian-Karte vorliegen."

---

[1] Beyträge zur Geschichte u. Literatur I 1 (1803), S. 87.

[2] Beyträge I 2 (1803), S. 54 ff.

Eine nähere Beschreibung der Karte lieferte Aretin später in seinem „Literarischen Handbuch für die baierische Geschichte" (München 1810). Abt. „Lit. d. Geogr. u. Statistik" I. wo derselbe in dem „Verzeichniss der baierischen Landkarten" unsere Karte erwähnt (S. 39) unter Nr. 5 Aventins baierische Karte von 1523. [Anm.: „Bey welcher auch eine bisher ganz unbekannte und sehr merkwürdige Beschreibung ist" u. s. w.] Hier wird von dieser merkwürdigen, noch von Niemand beschriebenen, und in der Central-Bibliothek vorhandenen Karte nur soviel angeführt, als zur Erläuterung des römischen Zeitpunktes gehört. Nun folgen (S. 39 f.) Mitteilungen über die römischen Namen in der Karte, dann (S. 41) „6. Aventins Karte von 1533, die Ortelius seinem Theatro orb. terrarum 1570 eingeschaltet hat. Wir müssen auch diese Karte separiert anführen, so lange nicht bestimmt entschieden ist, dass sie nicht eine verbesserte Kopie von jener von 1523 ist. Ortelius muss das Original in Händen gehabt haben, allein welches? So wie er es nachgestochen hat, existiert keines mehr; wenigstens ist es mir ungeachtet alles Nachforschens nicht zu Gesicht gekommen." Verf. führt nun den Titel der Aventin-Orteliuskarte in abgekürzter und ungenauer Form an und bespricht dann die Abweichungen derselben von der Originalkarte Aventins von 1523 (S. 41 f.).

Ein späterer Abschnitt bei Aretin beginnt mit den Worten (S. 82): „§ 4. Neuere Karten von Baiern. I. Herzogthum Baiern. 1. Aventinische Karte vom Jahre 1523. Diese Karte besteht aus zwey in Holz geschnittenen Folioblättern, die in dem einzigen bisher bekannten, in der hiesigen Zentralbibliothek verwahrten Exemplar zusammengeklebt, und illuminirt sind." Nun folgt eine eingehende Beschreibung der Karte (S. 83—87), an deren Ende die Bemerkung steht: „Unstreitig sind die Lettern aus der Buchdruckerey des Johann Weyssenburger in Landshut; das rückwärts aufgeklebte Papier, um beyde halbe Bogen zusammen zu halten, verhindert das Zeichen des Papiers zu entdecken." Nach einigen Bemer-

kungen über die Geschichte der Karte, in welchen Aretin auf die Drucke der bayerischen Chronik von 1522 (Auszug, s. o. S. 435) und 1566 (von S. Schard, s. o. S. 436 f.) Bezug nimmt, folgt nun (S. 89—93) die Beschreibung der Aventin-Orteliuskarte, von welcher Aretin bemerkt (S. 90 A. 2): „Ortelius setzt bey: Aventin habe diese Karte zuerst im Jahre 1533 zu Landshut herausgegeben. Der Parnassus boicus, Hauber und alle anderen spätern Schriftsteller enthalten eben diese Angabe, doch keiner von ihnen beschreibt die Karte näher oder aus eigener Ansicht."[1] Folgt nun noch eine Bemerkung über die deutsche Ausgabe des Ortelius von 1572, in welcher dem Verf. bereits der Ersatz der ursprünglichen lateinischen Beschreibung Bayerns durch eine deutsche, schon auf Apian bezug nehmende Erklärung (s. o. S. 142) auffiel. Dass die später bei Ortelius aufgenommene Apiankarte verschieden von der kleinen „Landkarte" sei, welche Apian selbst als Auszug aus seinem grösseren Werke herausgab, hatte Aretin ebenfalls bereits bemerkt.

Wir entnehmen also aus den Nachrichten v. Aretins mit Bestimmtheit, dass im Jahre 1803 eine Karte Bayerns von Aventin aus dem Jahre 1523 im Kloster Tegernsee aufgefunden und noch vor 1810 in die k. „Centralbibliothek" verbracht wurde, offenbar dieselbe Karte, welche Schard in seiner Ausgabe der Bayerischen Chronik von 1566 erwähnte, aber verschieden von jener, welche Ortelius 1570 dem 29. Blatt seines Theatrum zu grunde legt. Das Original zu letzterem, das nach des Ortelius ausdrücklicher Angabe 1533 zu Landshut gedruckt war, blieb nach 1810 noch verschollen.

4. Theodor Wiedemann.

Nächst Aretin hat der Biograph Aventins, Theodor Wiedemann,[2] die Karte einer eingehenden Besprechung

[1] Dies trifft jedoch, wie o. S. 141 f. dargelegt, bezüglich Haubers nicht zu.

[2] Johann Turmair genannt Aventinus. Freising 1858. S. 327—34.

unterzogen, aus welcher für uns folgende Stellen besonders wichtig sind. S. 327: „Diese höchst merkwürdige Karte, die erste von dem Herzogthum Baiern, bestehet aus zwei in Holz geschnittenen Folioblättern, welche in dem einzigen bisher bekannten Exemplare, welches v. Aretin in dem Kloster Tegernsee fand und es der kgl. Hof- und Staatsbibliothek einverleibte, von wo es 1842 dem k. Topographischen Bureau übergeben wurde, zusammengeklebt und illuminirt sind.“ Hierauf folgt nun die Beschreibung der Karte (S. 327 bis 31) und dann folgende überraschende Mitteilung:

„Von dieser Karte veranstaltete Aventin 1533 eine neue Auflage unter dem Titel: *Joannis Aventini typus Vindeliciae, sive utriusque Bavariae secundum antiquam et recentiorem situm. Landishuti 1533 in officina Joannis Weyssenburger. Fol.*“, hiezu Anm.: „Das höchst seltene Original besitzt der k. bayer. Legationsrath C. M. Frh. v. Aretin.“ Nun wird auch diese Karte näher beschrieben (S. 332 f.), wobei auf die Abweichungen von der ersten Ausgabe hingewiesen wird, und zum Schluss bemerkt: „Diese zweite Auflage der Aventinischen Karte hat Ortelius in sein Werk *Theatrum orbis terrarum* eingeschaltet.“

Hier taucht also zum erstenmal auch die lange vermisste Vorlage des Ortelius wieder auf, ohne dass wir jedoch erführen, wo und auf welchem Wege der Sohn Johann Christoph v. Aretins, Karl Maria Frhr. v. Aretin († 1867), diese zweite, in seinem Privatbesitz verbliebene Karte erworben habe.

5. Der gegenwärtige Thatbestand.

Wiedemanns Mitteilung über das zweite Original scheint nicht viel Beachtung gefunden zu haben und auch die erste, der Plankammer überwiesene Karte drohte trotz Aretins und Wiedemanns Beschreibung wieder der Vergessenheit anheimzufallen. So wird in der grossen Ausgabe von Aventins Werken durch die k. bayerische Akademie der Wissenschaften die Karte

nur beiläufig erwähnt[1]) und H. Waltenberger führt dieselbe in seinem Verzeichnis der Karten Bayerns[2]) mit irriger Jahreszahl (1550?) und offenbar nicht nach eigener Anschauung an. Das Verdienst, die Aufmerksamkeit wieder darauf gelenkt zu haben, gebührt Herrn Topographen Heinrich Lutz, welcher für die Ausstellung des 4. Deutschen Geographentages in München 1884 das Original der Plankammer nachzeichnete und diese auch die Farben wahrende Nachbildung der Alpenvereinssektion München zum Geschenk überwies, in deren Bibliothek dieselbe seither aufbewahrt wird. Bald darauf gab H. Lutz in seinen dankenswerten Beiträgen „Zur Geschichte der Kartographie in Bayern" eine neue Beschreibung[3]) der Karte, welche zugleich zum erstenmal den Wortlaut des beiliegenden Textes enthielt. Auch wurde von Lutz zuerst aus dem angegebenen Meilenmasstab das Verjüngungsverhältnis zu etwa 1 : 800 000 berechnet; er bezeichnet indessen die Karte als „Unikum" (S. 78 A. 2) und hatte damals von dem Vorhandensein eines zweiten Originals keine Kenntnis. Auch mir galt das in der Plankammer aufbewahrte Exemplar als einziges, dessen Veröffentlichung mir schon längst als wünschenswert, aber wegen der Bemalung auch schwer ausführbar schien. Als nun Herr Professor Dr. Josef Hartmann in Ingolstadt 1898 mit seiner Schrift über „Aventinus in seinen Beziehungen zur Geographie" hervortrat, veranlasste ich den Verfasser dem Plane einer Herausgabe der Karte näher zu treten, welche wo möglich durch die Geographische Gesellschaft in München erfolgen sollte. Schon im Frühjahr 1898 hatte Herr Hartmann mit der Firma J. B. Obernetter Verhandlungen gepflogen, welche die Vervielfältigung der im Besitz der Plankammer befindlichen Karte in Lichtdruck unter Verkleinerung auf die halbe lineare Grösse des Originals betrafen. Inzwischen hatte ich selbst, ohne damals von den Angaben Wiedemanns und Riezlers Kenntnis zu haben, die Frage eines zweiten Originals

[1]) Von S. Riezler, Bd. III, S. 558 (1889).

[2]) Jahresber. d. Geogr. Ges. in München für 1882/3, S. 5, N. 13.

[3]) Ebenda für 1886. S. 76—81.

der Aventinkarte verfolgt, das nach mir zu teil gewordenen mündlichen Mitteilungen sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek befinden sollte. Die Kataloge derselben gaben jedoch darüber keinen Aufschluss. Ich wandte mich deshalb persönlich an den Direktor der Bibliothek, Herrn Geheimrat Dr. v. Laubmann, welcher mich in zuvorkommender Weise sogleich in das Zimmer des damaligen Oberbibliothekars Herrn Professor Dr. Riezler führte und mir in dessen Gegenwart die in Glas und Rahmen an der Wand hängende Karte vorwies. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich sofort, dass dieselbe, trotz der Uebereinstimmung im Gesamtcharakter, doch in der Ausführung sich erheblich von jener Karte der Plankammer unterschied, welche mir aus der Nachzeichnung von Lutz wohl bekannt war. Die Angelegenheit blieb indessen meinerseits zunächst ruhen, hauptsächlich weil es der Geographischen Gesellschaft an Gelegenheit zur Veröffentlichung fehlte, und ich mit anderen Arbeiten zu sehr beschäftigt war. Zu Ostern 1899 hatte indessen Herr Prof. Hartmann aus eigenem Antriebe die Sache wieder aufgenommen und mit Herrn Obernetter weitere Verhandlungen gepflogen, welche zum Ziele hatten, die Karte in der Grösse und den Farben des Originales zu vervielfältigen. Die Veröffentlichung sollte nach Vereinbarung mit mir als Vorsitzendem der Geographischen Gesellschaft in der Form einer besonderen Festgabe zum dreissigjährigen Bestehen der Gesellschaft erfolgen.

Um dieselbe Zeit war ich anlässlich der Drucklegung meines im historischen Vereine von Oberbayern gehaltenen Vortrages über „Entwicklung und Aufgaben der bayerischen Landeskunde“ durch Herrn Dr. K. Trautmann mit den Abdrücken aus einer Karte Aventins bekannt geworden, welche aus dem Nachlasse des 1879 verstorbenen Oberbibliothekars Heinrich Konrad Foeringer in den Besitz des historischen Vereines übergegangen waren und sich alsbald als von dem Exemplare der Staatsbibliothek abgenommen erwiesen. Es ist bekannt, dass Foeringer schon 1860 von König Maximilian II. zur Vorbereitung einer neuen Aventinausgabe aus-

ersehen war[1]) und sich ausserdem eingehend mit dem Rücklass Philipp Apians beschäftigte, dessen Jubelausgabe er seit 1877 vorbereitete.[2]) In Zusammenhang mit diesen Arbeiten steht offenbar der erwähnte Abdruck aus der Aventinkarte von 1533, von welchem ich einen Ausschnitt, der die Umgegend Münchens sowie die Unterschrift der Karte enthält, in dem oben S. 438 A. 1 angeführten Aufsatz, eine vollständige Wiedergabe bei Hartmann a. a. O. mitgeteilt habe.

Durch das Entgegenkommen der massgebenden Behörden, hauptsächlich des Chefs des Generalstabs der k. bayerischen Armee, welcher die Erlaubniss zur Vervielfältigung der Karte in der Plankammer erteilte, sowie der Direktion der k. Hof- und Staatsbibliothek, welche Herrn Hartmann bereitwillig die zweite Karte zum Vergleich überliess, und Dank der finanziellen Unterstützung, welche der Geographischen Gesellschaft durch die k. bayerische Akademie der Wissenschaften sowie durch die Schenkung des Freiherrn von Wichmann-Eichhorn zu teil wurde, konnte die Veröffentlichung, nachdem die erheblichen technischen Schwierigkeiten durch die Kunstanstalten von J. B. Obernetter bezüglich des Lichtdruckes und der gesamten typographischen Ausstattung, sowie von Hubert Köhler bezüglich des lithographischen Farbendruckes in glänzender Weise gelöst waren, im November 1899 erfolgen. Indem ich nun im Uebrigen auf diese jetzt allgemein zugängliche Ausgabe selbst verweise, erübrigt mir nur zu den beiden bis jetzt allein bekannten Originaldrucken noch einige ergänzende Bemerkungen zu machen.

Die Karte der Plankammer von 1523 liegt, einmal der Höhe nach gebrochen, in einer Mappe und trägt die Inventarnummer 903. Auf der Rückseite des Kartenblattes befindet sich ein schwarzer Stempel: in der Mitte das bayerische Rautenwappen, darüber die Buchstaben P. L. C., darunter die Buchstaben K. (?) S. T. B. (?), zu beiden Seiten die Jahreszahl

[1]) S. den Nekrolog von Chr. Haeutle im 42. u. 43. Jahresber d. hist. Ver. v. Oberbayern (für 1879/80), S. 190.

[2]) Ebenda. S. 194, 199 f., 202 f.

18 22 (oder 18 21). Unter diesem Stempel die anscheinend dazu gehörige Nummer 2740 in einfacher kreisförmiger Umrahmung. Die Rückseite des Textblattes zeigt denselben Stempel, nur scheint hier die Jahreszahl noch deutlicher 1821 zu sein und über der Nummer steht *ad.* Von der Plankammer scheint, nach freundlicher Mitteilung des Herrn Majors Heckel, der Stempel nicht zu stammen; seine Bedeutung (Zentralbibliothek?) ist mir vorläufig unbekannt.

Die Karte der Staatsbibliothek von 1533 (1535) trägt aussen am Rahmen einen kleinen blaugeränderten Zettel mit der Nummer 2375 aufgeklebt. Woher die Nummer stammt, ist nicht ersichtlich. Auf der Rückseite des Rahmens sind von der Hand Wilhelm Meyers, welchem 1878—1885 als Sekretär und Kustos der Bibliothek die Verwaltung der Handschriften unterstand, folgende Worte mit Blei geschrieben: „Diese Karte fand sich bei uns. Der Eigenthümer ist nicht sicher bekannt.“ Darunter steht jetzt die von Herrn Bibliotheksekretär Dr. Franz Boll beigefügte Bemerkung: „Jetzt aufgestellt als Cim. 300 4° = Rar. 95.“ Von demselben Beamten rührt auch der 1899 erfolgte Eintrag in den allgemeinen Zettelkatalog her, welchen Hartmann auf S. 6 f seines Textes im Wortlaut mitgeteilt hat. Dass nun diese Karte dieselbe ist, wie jene, welche Wiedemann a. a. O. im Jahre 1858 als Eigentum des bayerischen Legationsrates Karl Maria Frhr. v. Aretin bezeichnete, erscheint mir nicht zweifelhaft. Unaufgeklärt bleibt einstweilen noch, wann und wo Frhr. v. Aretin, der nicht nur (seit 1854) die Sammlungen für das zu begründende bayerische Nationalmuseum leitete,[1]) sondern auch persönlich ein eifriger Kunstsammler war,[2]) die Karte aufgefunden hat, ebenso wohin dieselbe nach seinem Tode (1868) gelangt ist, und woher sie Foeringer, wie angenommen werden muss, zum Zwecke seiner Studien für Aventin und Apian in die

---

[1]) Vgl. J. v. Hefner-Alteneck, Entstehung u. s. w. des Bayrischen Nationalmuseums (Bamberg 1890), S. 3 ff.

[2]) Vgl. Allg. Deutsche Biogr. I 519 f.

k. Hof- und Staatsbibliothek verbringen liess, wo sie auch von Riezler (1884) erwähnt wird.[1] Vielleicht könnte eines der überlebenden Mitglieder der Familie Aretin hierüber Aufschluss geben. Dass Frhr. v. Aretin selbst seinen Schatz ängstlich hütete, geht aus den Mitteilungen Hartmanns S. 6a hervor.

Bezüglich des Inhaltes der Karte möchte ich hervorheben, dass der Kompass derselben wie jener auf der Karte von 1523 östliche Abweichung zeigt, aber kleiner als 1^h, während dieselbe auf der älteren Karte, wie auch die Nachbildung deutlich erkennen lässt, grösser als 1^h erscheint; doch ist wohl anzunehmen, dass Aventin nur den Sinn, nicht den Wert der Missweisung andeuten wollte und von der Veränderlichkeit des letzteren kaum Kenntnis hatte.

Hinsichtlich des Verjüngungsverhältnisses, das Lutz a. a. O. zum erstenmal ermittelt hat (zu etwa 1 : 800000), möchte ich noch hinzufügen, dass nach meiner Messung, welche jetzt an der Vervielfältigung leicht nachzuprüfen ist, der Abstand eines Breitengrades (zwischen 45 u. 47° N. B.) im Mittel 0.136 m und sonach, den mittleren Wert eines Grades in dieser Breite[2]) zu 111138·95 m angenommen, das Verhältnis 1:817200 beträgt. Legt man den am untern Rand der Karte angebrachten Meilenmassstab unter der Voraussetzung von 15 M. = 1° des Aequators (1 M. = 7420 m) zu grunde, so ergibt sich 1 M. = 0.009 m oder ein Verhältnis von 1 : 824500.

Endlich sei hinsichtlich der Ortsbestimmung, deren Mangelhaftigkeit Hartmann S. 4 im allgemeinen bereits hervorgehoben hat, noch erwähnt, dass bei Aventin München unter 45° 50′ N. B. u. 31° 35—55′ O. L. gelegen ist, was gegenüber der wirklichen Lage von 48° 8′ N. B. und 29° 15′ O. L. von Ferro (Marienplatz) einen Fehler von etwa 2¼° in der Breite und 2½° in der Länge ergibt.

Zum Schlusse teile ich noch den zu beiden Karten gehörigen Text in vergleichender Zusammenstellung mit:

[1]) Aventins Werke III 558. Vgl. auch oben S. 446.

[2]) Nach den Tabellen im Geogr. Jahrb. III, S. XXXII.

1523	1533
Den durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnnd herrn: herrn Wilhelm Ludwigen vnd Ernsten, gebrüdern, Pfaltzgraffen bey Rhein, hertzogen in Obern vñ Nydern | bairn etc. Meinen genedigen herrn zů Eer, lob vnd gnedigen gefallen | Ein kurtze vnterweysung der Bairischen Mappa. Durch Johannsen Auentinum, vber dises land, Alt vnd new, Römisch vnd teutsch geordnet	Ein kurtze vnterwey- | sung der Bayrischen Mappa. | Durch Johannsen Auentinum, | über dises Landt, Alt vnd | New, Römisch vnnd Teütsch geordnet.
Die wappen an der obern leysten, bedewten die pistum, so die Furstē | in Bairn, gestifft haben, vnd in den alten briuen vñ geschichten bairn zůgeschriben werden, deron Höff noch zů Regennspurg (weyland | der Konig vnd Hertzogen, in Bairn haubtstat) verhanden sind	Diesen Absatz s. u. S. 462.
Vnder der vntern leysten syndt verzaichnet, die meyl doch geschnurt | vnd nach dem zirkel gemessen.	Vgl. u. S. 462.
Die schwartzē typfl inwendig allenthalben, bedewten dy alten burg- | stall, da vor zeytten, schloss vnd stett gewesen, vñ ytzo zerbrochē sind.	Diesen Absatz s. u. S. 461 f.
Die scheybel oder ringel, sindt stett vnd die ryss wasserflüss. |	
Die typflein so durch die mappa vber zwerch gen, tailen Obern vnnd Nidern Bairn.	Vgl. u. S. 462.
Bairn ihessem der thonaw gegē mitternacht, genandt das Nordgå oder Narca, haist cornelius tacitus, der kaiserisch vñ römisch hystorienschreiber Nariscos. |	Bayrn ihessen der Thunaw gegen, | Mitternacht, genandt das Nordgå oder | Norca, haist Cornelius Tacitus, der Kay- | serisch vnnd Römisch historien schreiber Nariscos
Bairn ehem des Inns, gegen welschem land vnnd pirgwertz, nennen	Bairn ehem des Inns, gegen Welschem land vnd | pirg wertz, nen-

| die Römer vñ Kriechen Noricum. Aber das land obern vnd nydern Bairn ytzo genandt, so zwischē der wasser flüss thonaw Lech, vñ Iñ | beschlossen, wird von Ptolomeo dem berumptesten der gantzen welt | beschreiber, Auch vō andern gelertē Krichen vñ Römern, Vindelicia | benambt vñ hat nach, ytz gemelter geschicht vñ lender beschreiber, an- | zaigūg, vō Nord die thonaw, von westen den Lech, von Osten den | Iñ, vñ vō Sudē dz Bairisch gepirg so Ptolomeus, alpes poenas od | penninas nennet, vnd in disem land werden nachgeschribne ortt vnd | gegendt, Stett vñ flecken, von den Kriechen vnd Römern erzelt die | dises lannd mer dan funff hundert iar ingehebt durch haubtleut re- | girt habē. Kaiser Augustus hats vor Christi gepůrt . XIII . iar, durch | sein zwen stieff sun, Tiberium, vnd Drusum zum Römischen Reich | bracht alda haben die Römer nachuolgent flecken, stet, besetzum, ge- | pawt, sind vō dē Bairn nachmals. als man zalt nach Christi gepurt | 508 iar. vertriben worden. |

nen die Römer vnnd Kriechen Nori- | cum. Aber das landt Obern vnnd Nidern Bayerñ | ytzo genandt, so zwischen der wasser flüss Thunaw, | Lech vnd Inn beschlossen, wirdt von Ptolomeo dem | berumbtesten der gantzen welt beschreyber, Auch von | andern gelerten Krichen vnnd Römern, Vindelicia | benambt, vnnd hat nach ytzt gemelter geschicht vnnd | lender beschreyber, annzaigung, von Nord die Thu- | naw, von Westen den Lech, von Osten den Iñ, vñ | vonn Suden das Bayrisch gepirg so Ptolomeus, | Alpes poenas oder penninas nennet, Vnnd in disem land | werden nachgeschribne Ortt vnd gegendt, Stett | vnd Flecken, von den Krichen vnd Römern erzelt, die | dises Lanndt mehr dañ Funff hundert Jar ingehebt | durch Haubtleut regirt haben. Kayser Augustus | hats vor Christi gepůrt XIIII . Jar, durch sein zwen | stieff sün, Tiberium, vnnd Drusum zům Römischen | Reich bracht, allda haben die Römer nachuolgendt | Flecken, Stett, besetzung, gepawt, Sindt vonn den Bayrñ nachmals, als man zalt nach Christi gepůrt | Fünff hundert vnnd acht jar vertriben worden. |

Die alten ort vnd gegendt.

An der Thonaw, Thunicates, nent der gmain man das Thunca, dz ist Thunagä. An dem Lech Lycates oder Lycatios, haissen wir nůn die Lechrainer. Zwischen der Amper vnd Lech Baelauni, von denē die statt Weilham genandt ist. Vmb die Glan vñ Amper Leuni vñ Geloni. Zwischen der Iser vnnd

Die alten Ortt vnnd gegendt. |

An der Thunaw, Thunicates, nent der gmain man | das Thunca, das ist Thunagä. An dem Lech, Lycates oder Lycatios, haissen wir nůn die Lechrainer. | Zwischen der Amper vñ Lech Baelauni, von denen die stat Weilhaim genandt ist. Vmb die Glan vnnd | Amper, Leuni vnd Geloni. Zwischen der Iser vnd |

dem Inn vor dem gepirg. Brenni Brenni, dauon noch ein holtz Brenner vñ der perg in der graffschaft Tyrol den nam behelt. Underhalb gegen dem auffgang vnd nord | Consuanetes, Cōsuatae, Senones, do nůn ist dy schwindaw marckt | vnd wasser sempta, etwañ ein mechtig alte graffschafft die Eber- | sperg vñ Geisenfelt die kloster gestifft hat. Das wasser Sempta, felt | bey Mosspurg in die Iser. Cattenates, nent Plinius die pirglewt. |

Nachuolgend alte stett vñ flecken setzt | Ptolomeus an der Thonaw. |

Lycostoma, Lechssgmund, ist ytzo zerprochen, daselbs felt der Lech | in die thonaw. sind vor zeitten Graffen alda gesessen, habē Schon- | felt, Kaissham, die closter gestifft, Graispach Bürgkham synd ir | gewesen. |

Artobriga, oberhalb Kelhaim, ein grosse statt gewesen, ob Regen- | spurg drey meyl, ist pyss an die altmül gangen. vñ die Thonaw mittē | dardurch gerunnen, die gräbē vñ ain tail der statt maur, siecht man | noch, ytzo ligt Weltenburg das Closter in disem burgstal, so in den | altē briffen Artssberg genandt wirt, soll auch Valentia in Romischer | zung gehaissen haben.

Boiodurum ist passaw, behelt noch den namen boidter, am Inn. |

Umb die Iser sind nachgeschriben drey stett, nach | aussweysung Ptolomei gelegen | Augusta Vindelicorum, ist gelegē oberhalb münchen, vñ Wolfratss | hausen oder Schefftlärn, nit weit von perlacher

dem Iñ vor dem gepirg. Brenni. Brenni, dauon noch | ein holtz Brenner vnnd der perg in der graffschafft | Tirol den nam behelt. Vnderhalb gegen dem Auff- gang vnnd Nord Consuanetes, Consuatae, Seno- | nes, do nůn ist die Schwindaw, marckt vnd wasser | Sempta, ettwann ein mechtig alte Graffschafft die | Ebersperg vñ Geysenfelt die klöster gestifft hat. Das | wasser Sempta felt bey Mosspurg in die | Iser. Cat- | tenates nent Plinius die pirgleut. |

Nachuolgent alte Stet vnnd | Flecken setzt Ptolomeus an | der Thonaw. |

Lycostoma, Lechssmünd, ist ytzo zerprochen, daselbs | felt der Lech in die thonaw, sind vor zeytten Graffen | alda gesessen, habē Schönfelt, Kaisshaim, die clöster | gestifft, Graispach, Bürgkhaim sind Ir gewesen. |

Artobriga, oberhalb Kelhaim, ein grosse Stat ge- | wesen, ob Regenspurg drey meil, ist biss an die Altmül | gangen, vñ die Thonaw mitten dardurch gerunnen, | die gräben vñ ain tail der stat maur, siecht man noch, | ytzo ligt Weltenburg dz Closter in disem bůrgstal, so | in den altē briffen Artberg genāt wird, soll auch Va- | lentia in Römischer zung gehaissen habē. Boio- | durum ist Passaw, behelt noch den namen Boidter | am Inn: |

Vmb die Iser sindt nachgeschriben | drey Stett, nach ausswevsung Ptolomei gelegen. |

Augusta Vindelicorū, ist gelegē oberhalb München, vmb Wol-

haid, Wirmse, vnd | Vinding. Da noch II. alt Römisch stein mit geschrift verhandē sind | vnd zwäy vast schnelle wasser, die Loysa vnd Iser, auss dem gepirg | fallend, zamlauffen. Dardurch auch dy römisch landstrass (ytzo hoch | strass genandt) etwan̄ von dem In̄ piss an den Lech gangen ist, alda | auch die römer vō den bairn zum andern mall geschlagē sin wordē. | Cambodunum, Kembaten, Bargeu, bey Tegernse. |

Inutrium, mittenwald. Do sin die Bairn zum dritten mall den rö | mern obgelegen. |

An dem In̄ setzt Ptolomeus. III. stet. |

Medulluz, bey Mildorff, alda alte zerprochne, purgstall, Medling | genandt, sind daselbs vorzeitten Graffen gesessen, Haben, Aw vnnd [1]) Gars die closter gestifft.

Carnodunum, bey wasserburg, Hohenaw, Atil dem closter, Cranholtz, Crayburg, werden noch vmb dieselben ryfier, genandt.

Abudiacum, ann dem Inn, Happing bey rosenhaym. |

Kaiser Antoninus der erst, so angehebt hat zu regiern Im iar nach | Christi gepurdt. 140. erzelt in der beschreybung, der landstrassen, des römischen reichs nachuolgend XII. flegken.

Pontes oeni ytzo Oeting.

Iseniscus, Ism, zwischen der Iser vnd dem In̄, ein wasser margkt | vnd Chorherrnstifft, das wasser Ism felt zu oting in den In̄.

Amiro, die Amper, wasser vnd

frattzhausen oder Schäflern, nit weyt von | Prelacher haid, Wirmse, vnd Vinding. Da noch II. | alt Römisch stein mit geschrifft verhanden sind, vnnd | zway vast schnelle wasser, die Loysa vnnd Iser auss | dem gepirg fallend, zamlauffen, Dardurch auch die | Römisch Landstrass (ytzo Hochstrass genant) etwan̄ | von dem Inn biss an den Lech gangen ist, alda auch | die Römer von den Bayrn̄ zům andern mal geschla- | gen sind wordē. Cambodunum, Kembatē, Bar- | geu, bey Tegernsee. Inutriū, Mittenwald, Da | sind die Bayrn zum dritten mal den römern obgelegē. |

An dem Inn setzt Ptolomeus drey Stett. |

Medullum, bey Myldorff, alda alte zerprochne purg | stall Medling genāt, sind daselbs vorzeyttē Graffen | gesessen haben Aw vnnd Gars die Clöster gestifft.

Carnodunum, bey Wasserburg, Hohenaw, Atil | dem closter, Cranholtz, Crayburg, werden noch vmb | dieselben refier genant. Abudiacum, an dem In̄, | Happing bey Rosenhaym. |

Kayser Antonius der erst, so angehebt | hat zů regirn im Jar nach Christi gebůrdt 140. erzelt | in der beschreybung, der Landstrassen, des Rö- | mischen Reichs nachuolgent XII. flecken.

Pontes Oeni ytzo Oeting. Iseniseus, Ism, | zwischen der Iser vnd dem Inn, ein Wasser, margkt vnd Chorherrn̄ stifft, das Wasser

[1]) Hier beginnt die zweite Spalte des Textes.

see. Amer. Amerge. von Parthenkirchen zwo meyl.

Parthani, Parthenkirchē im pyrg, gehort dem pistum Freysing zů.

Abuziacum, Fuessen am Lech, etwann der fursten in Bairn, nůn des | pistumbs zů Augspurg. |

Pontes Scaphonij, Schefftlaren das closter ober Munchen an der | Iser zwo meill.

Quintanorum colonia, Kyntzen an der thonaw bey Osterhofen. |

Augusta acilia, die altstat an Straubing, alda noch Azalburg.

Regium, Rogking an der Labar . III . meil von Regenspurg auff der strass gen Landsshůt: von Straubing der gleichen auff der landstrass gen Augspurg.

Abusina, Abennsperg. |

Vallatum auff dem pfal, Veilenforst. Veilenpach, oberhalb Abensperg, auff der strass gen Augspurg.

Sumuntorium, Hochenward. |

Nachuolgend . XIX . flegken hat Auenti- | nus auss den alten stainen vnd briuen, vnd der gleichen antiquiteten, | in seinem vmbreitten erforst.

Callatinū oder Galeodunū, ytz Kaisersspurg dergleichen Atilia, Altenburg . II . zerprochen alte purgstal an d thonaw, ober Neuburg.

Aureatū vnterhalb neuburg bei nassenfels, gegē nord vber die thona |

Caesarea, Kesching . I . meil von Ingolstat beseitz gegē mitternacht |

Epona, bey pfering, oberhalb d Neustat . I . meil, Pynburg eponburg |

Cenum, eyning vnderhalb d neu-

Isin felt bey öting in den Iñ. Ambro, die Amper, wasser vnnd See, | Amer, Amerge. vonn Parthenkirchen zwo meyl. | Parthani, Parthenkirchen im pirg, gehört dem Bistumb Freysing zů. Abuziacum, Füessen | am Lech, ettwann der Fürsten in Bayrñ. nun des Bisstumbs zů Augspurg. Pontes Scaphoni, Scheftlaren das Closter ober München an der Iser | zwo meil. Quintanorū Colonia, Kyntzen an der [1])Thunaw bey Osterhofen. Augusta Aci- | lia, die alt Stadt . . Straubing, alda noch | Azalburg. Regium, Rocking an der La- | bar III . meill von Regenspurg auff der Strass | gen Landsshůt, von Straubing dergleichen | auff der Landtstrass gen Augspurg. Abu- | sina, Abensperg. Vallatū auff dem pfal, | Veilenforst. Veilenpach,oberhalbAbensperg | auff der strass gen Augspurg. Sumuntorium, Hochenwardt. |

Nachuolgendt XVIIII . | Flecken hatt Aventinus auss denn alten stainen vnd briuen vñ der gleichen Anti- | quiteten, in seinem vmbreitten erforst. |

Callatinum oder Galeodunum, yetz Kay- | sersspurg, dergleichen Atilia, Altenburg II. zer- | brochē alte purgstal an der Thunau, obe . Neu | burg. Aureatum vnterhalb Neuburg bey | Nassenfels, gegen Nordt über die Thunaw. | Caesarea Kesching I. meil von Ingolstat beseytz gegen Mitternacht. Epona, bey | Pfering, oberhalb der Neustadt I. meil Pyn- | burg, Eponburg, Cenum, Eyning vn- | derhalb der

[1]) Hier beginnt die zweite Spalte rechts der Karte.

stat, gegē hoenhaym vñ yrnsing über

Abudiacum, Abach an der thonaw .II. meil oberhalb regenspurg. |

Augusta tiberij, regenspurg. Vetera castra, Pfeter zwischē regen- | spurg vñ straubing. |

Mocenia, Motzing .I. meil vō straubing. |

Pisoniū. Wischelburg zwischen straubing vnnd Degkendorff. |

Virunum, Berunum, Teurnia Bernaw vñ brien am Chiemse. |

Aurisium, am Iñ, da Rhod das closter ligt.

Tollusium, an der Iser, Töltz oberhalb munchen.

Fruxinum, Freysing. Juvavia, Saltzburg.

Damasia diessen am Amerse, vorzeitten ein stat sloss vñ grafschafft ytzo ein closter sand Augustin chorherrn, da gegē über Andex, etwan ein schloss, nūn benedicter closter, ytzt zum heyligen berg genandt. |

Das sind die alten stet an zall viertzig so die Romer, weyland herrñ diser land gepawt, vñ auff art irer sprach, also wie oben stet genendt | haben hernachuolgen die newen stet, von den Bairn nach dem sy die Römer vertriben haben erpawt vñ vernewt.

Ehem der thonaw gegen mitternacht, Wending. An der Tho- | naw Neuburg Ingolstat Voburg Pfergen Newstat Kel- | ham Abach Regenspurg Hofe daselbs Straubing Degkendorf Osterhofen Vilsshofen Passaw. An der altmül Aychstat | Diethfurt. An dem Lech Füessen Schonga Landsperg Frid- perg

Neustadt, gegen Hönhaim vnnd | Irnsing über. Abudiacum, Abach an der | Thunaw zwo meil oberhalb Regenspurg. | Augusta Tiberij, Regnspurg. Vetera | castra, Pfeter zwischen Regnspurg vñ Strau | bing. Mocenia, Motzing 1. meill von Straubing. Pisonium, Wischelburg, | zwischen Straubingen vnnd Deckendorff. | Virunum, Berunum, Teurnia, Bernaw | vñ Brien am Chiemsee. Aurisiū, am Iñ | do Rhod das closter ligt. Tollusiū, an der | Iser, Töltz oberhalb München. Fruxinū, | Freysing. Juuauia, Saltzburg. Da- | masia, Diessen am Amersee, vorzeytten ein | Stadt, Schloss vnnd Graffschafft, ytzo ein | closter Sant Augustin Chorherñ, da gegen | über Andex, ettwann ein Schloss nun Bene- | dicter closter, ytzt zům Heyligen berg genandt. |

Das sind die alten Stett an zall | Viertzig so die Römer, weyland Herrñ diser | land gapawt, vnd auff art jrer sprach, also wie | oben steht genendt haben, Hernach volgen die | newen Stet, von den Bayrñ nach dem sie die | Römer vertriben haben erpawt vnd vernewt. |

Ehem der Thunaw gegen Mitternacht, | zwischen der Thunau vnd Altmül, Wending |

An der Thunaw |

Neuburg, Inngolstat, Voburg, |
Pfergen, Newstatt, Kelhaym |
Abach, Regenspurg, Hofe daselbs, |
Straubing, Deckendorff, |
Osterhofen, Vilsshofen, Passaw, |

An der Altmüll, |

Aychstadt, Diethfurt. |

Augspurg Rhain. An der barr Aicha Schrobenhausen | Hochhenwardt. An der Wirm vn̄ wirmse Karlsperg, ein alt ze- | prochen geschloss, da Kaiser Carll geporn ist worden. An der Am- | per. Weilham. An der Ilm Pfaffenhofen Geisenfelt das closter | An der abenst Abensperg Sigenburg Maienburg. Ann der | Iser Mittenwald Toltz Wolfratsshausen Schefftlern Mun- | chen Freysing Mossburg Landsshuet Dingolfing Landaw. |

An der Semtha Erding. An dem Inn Hall Rattenberg | Kůfstein. Rosenham. Wasserburg. Myldorf. Otting. Brau- | naw Scherding Kytzpuhel felt in den krantz d schrifft da ein ringel | ist. An der Saltza Hellel Pertoldssgaden Saltzburg Lauffen | Diethmaning Purghausen. An der Traun Traunstain, vor dez | pirg daselbs Reichenhall. An der Rot Neuenmarck Eckenfeld | Im wald Cham Waldmunchen Furt Grafenaw. |

Vgl. oben S. 455.

Ann dem Lech. |
Füessen, Schonga, Landssperg, |
Fridberg, Augspurg, Rhain. |
Ann der Barr.
Aicha, Schrobenhausen, Hohenwart,
An der Wirm vnd Wirmsee.
Karlssperg, ein alt zerprochen geschloss, da | Kayser Carll geborn ist worden. |
An der Amber, Weylhaym. |
Ann der Ilm, |
Pfaffenhouen, Geysenfelt das closter, |
An der Abenst, |
Abensperg, Sigenburg, Mainburg
An der Iser, |
Mittewald, Töltz, Wolffratzhausn |
Schefftlern, München, Freysing, |
Mosspurg, Lanndsshůt, |
Dingolfing, Landaw, |
An der Semtha, Erding, |
Ann dem Inn, |
Hall, Rattenberg, Kytzpühel, |
Kůfstain, Rosenhaim, Wasserburg |
Braunaw, Schärding |
Müldorff, Otting |
An der Saltza. |
Hellel, Pertoldssgaden, |
Saltzburg, Lauffen, |
Diethmaning, Bůrghausen. |
An der Traun, |
Traunstain, vor dem pirg daselbs Reichēhall, |
An der Roth, |
Neuenmarckt, Eckenfeldn,
Im Waldt, |
Cham, Waldtmünchen,
Fůrt, Grauenaw. |

Die schwartzen tipfl an der Thonaw vnd | sunst allenthalben in der Mappa, bedeütn die | alten burgkstall, da vorzeytten Schloss vnnd | Stett gewesen, vnnd ytzo zerbrochen sindt.

Getruckt zue Landsshuet durch Johann Weyssenburg. |	Gedrůckt in der Fürstlichen | Stadt Lanndsshůt durch | Georgium Apianum. | M. D. XXXV. |

In der oberen Randeinfassung der 2. Karte steht links von dem ersten Wappen (Brixen):

Vgl. o. S. 455.	Das sindt die Wappen der Bisstumb, so die Fürsten in Bairñ, gestift | haben, vnnd in den alten brinen vnnd | geschichten Bayrñ zůgeschriben wer- | den, deron Hölt noch zů Regenspurg | (weyland der König vnd Hertzogen | in Bayrn haubtstat) verhanden sind. |

Ueber dem unteren Rande derselben Karte steht links neben dem Zirkel, der die Worte Die meylen umschliesst (vgl. o. S. 455):

Die vnter zeill zeyget dir also drat |
Wie vil meilen ein yetliche strasse hat |
So du mit fleis den cirkel thust austreckē |
Von einer stat, bis zů dem andern flecken. |

Die Worte Die tipflein tailen Obern | vnnd Nidern Bayrñ sind in der 2. Ausgabe in die Karte selbst aufgenommen, vgl. o. S. 455 und den Abdruck bei Hartmann hinter dem Vorwort.

Die Ueberschrift lautet:

Obern vnd Nidern Bairn bey den alten im Latein vnd Kriechischen Vindelicia etc. |	Obern vnnd Nidern Bairn bey den alten im Latein vnnd Kriechischen Vindelicia. |

Die Widmung, welche in der Ausgabe von Hartmann jetzt in Facsimiledruck verglichen werden kann, lautet:

Clariss: ac | optũm ; principibus, | Vilelmio, Litauico, atqũe | Arionisto fratribus german: | praefs praetorio rhenano ducib | Vtriusqũe boioarie DNNN | suis clementissimis. Is Auentinus dedi | MDXXIII. |	Clariss: ac | optum: principibus, | Vilelmio, Litauico, atque | Arionisto, Fratribus german: | praef. praetorio Rhenano ducib: | Vtriusque Boiarie D.NNN | suis clementissimis, Joann: Auentinus dedicat: Anno | Domini Millesimo | Quingentesimo | Tricesimo | tertio.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Studien zu Georgios Akropolites.

Von **August Heisenberg.**

(Vorgelegt der philosophisch-philologischen Classe am 2. Dezember 1899.)

A. Einleitung.

Das Geschichtswerk des Georgios Akropolites[1]) behandelt das politische Leben der Byzantiner nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Lateiner (1204). Dem Lauf der Jahre folgend zeigt der Schriftsteller, wie allmählich um das Herrscherhaus der Laskares in Nikäa sich die lebensfähigen Elemente des Reiches sammeln, wie mit ausserordentlicher Geschicklichkeit und mit bewundernswertem politischen Scharfblick Theodoros I Laskaris und namentlich sein ritterlicher Nachfolger Johannes Batatzes die Bedingungen des Wachstums zu erkennen und zu fördern wussten, wie schliesslich die von ihnen gesammelte Kraft durch den klugen Michael VIII Palaiologos im geeignetsten Augenblick zur Anwendung gebracht wurde, um das Reich wiederherzustellen. Nach der Schilderung des feierlichen Einzugs der Sieger in die alte Hauptstadt, wobei der theokratische Charakter der Staatsgewalt in unnötiger und für

[1]) Vgl. K. Krumbacher, Byz. Litt.[2] S. 286 ff.

jene Zeiten auch verhängnisvoll unmoderner Weise betont wurde, bricht die Erzählung des Akropolites ab. So ist sein Werk für uns eine Geschichte des Reiches von Nikäa oder der Wiederherstellung des byzantinischen Reiches geworden. Wollte man diesen Rahmen einmal annehmen, so liesse sich auch schwerlich nachweisen, dass Akropolites irgend etwas übersehen oder vernachlässigt hätte, was uns die Faktoren des Werdens und Wachsens des jungen Reiches, die allmähliche Entfaltung und die Bedingungen des endlichen Sieges möglichst deutlich erkennen liesse. Um solche Fehler zu begehen, war Akropolites zu gründlich historisch und philosophisch geschult, und das Material zu eingehender Darlegung der treibenden Kräfte war ihm durch die höchste amtliche und gesellschaftliche Stellung vertraut und geläufig geworden, es hatte sogar Zeiten gegeben, wo er selbst eine führende Rolle gespielt. Indessen unterscheidet sich Akropolites in der zeitlichen Begrenzung seiner Aufgabe nicht von den meisten der byzantinischen Historiker. So wenig sich leugnen lässt, dass alle auf gute, wohl überlegte Diktion, meist im Anschluss an antike Vorbilder, fast ebenso grossen Wert gelegt haben wie auf die Darbietung eines historisch gesicherten und glaubwürdigen Inhalts, und so gross auch der Vorzug ist, den ihre Werke in dieser Beziehung vor den meisten, der Zeit und dem Stoff nach zum Vergleiche geeigneten Produkten des Abendlandes verdienen, so zeigt sich doch bei den meisten Historikern die Beobachtung der Form mehr in der Behandlung der Details als in der Anlage und namentlich in der Begrenzung des Ganzen. Prokopios und vielleicht noch Simokattes haben auch in letzterer Beziehung der künstlerischen Form genügt, und die Strenge, welche die königliche Geschichtschreiberin Anna und ihr Gemahl Bryennios in dieser Beziehung walten liessen, ist auch ein charakteristisches Zeichen für die Renaissance, die das litterarische Leben in Byzanz unter den Komnenen erfuhr. Aber diese Art der aus künstlerischen Erwägungen entsprungenen Stoffbegrenzung ist etwas Seltenes in Byzanz; den Mönch Theodosios, der die Eroberung von Syrakus (880) durch die Sarazenen berichtete, Kameniates,

später Kananos und Johannes Anagnostes, die alle ähnliche Themata behandeln, kann man nicht vergleichen, da sie vielmehr ein vereinzeltes historisches Faktum isoliert darstellen als Geschichte im Zusammenhang schreiben. Nicht ungeschickt verfuhren diejenigen, die wie Genesios mit dem Tode eines Kaisers ihre Darstellung beschliessen; denn oft genug bildete ein Thronwechsel in Byzanz einen Abschnitt nicht nur in der Familiengeschichte der herrschenden Dynastie, sondern in der Geschichte des Reiches. Die meisten byzantinischen Geschichtschreiber aber griffen zur Feder von dem Wunsche getrieben, alles, was geschehen war, in gut geschriebener Darstellung der Nachwelt lediglich zum Zwecke des Wissens zu überliefern. *ἱστορίας μόνον χάριν καὶ τοῦ μὴ λήθης βυθῷ, ἣν ὁ χρόνος οἶδε γεννᾶν, παραδοθῆναι τὰ ὑπό τινων γεγενημένα, εἴτ᾽ ἀγαθὰ εἴτε φαῦλα τυγχάνοιεν* (Akrop. ed. B. S. 5). Daraus ergab sich die Begrenzung ihrer Aufgabe von selbst. Unnötig war es, darzustellen, was schon aufgezeichnet vorlag — so fällt der Anfang seines Werkes für den Geschichtschreiber mit dem Ende des Werkes seines Vorgängers zusammen; das Ende seines eigenen Geschichtswerkes aber liegt da, wo ihm der Tod oder andere äussere Ereignisse die Feder aus der Hand nehmen. Kleinere Abrundungen oder eine Zusammenfassung am Anfang sind die Regel, da die Autoren sich, wenn auch als Glieder einer Kette, so doch wieder auch als selbständige Individuen fühlten, die ein eigenes Werk lieferten; und wenn am Schlusse der Zusammenhang nicht fehlt und die Fäden nicht lose flattern, so verdanken wir das dem Ernst der Historiker, die keine zusammenhangslosen Details erzählen wollten und sich scheuten, die Ereignisse ihrer allerletzten Tage zu berichten, weil sie ihre Entwickelung noch nicht übersehen konnten. Zu den Geschichtschreibern dieser dritten Art gehört Georgios Akropolites, und wenn er selbst erst im Jahr 1282 starb, sein Werk aber mit den Ereignissen des Jahres 1261 abbricht, so sind nur äussere Umstände daran schuld. In der That berechtigt uns nichts anzunehmen, dass er nur die Ereignisse von dem Verluste der Hauptstadt an bis zu ihrer Wiedereroberung habe er-

zählen wollen. In der Einleitung steht davon nichts, und das letzte Kapitel wäre dann unbegreiflich. Dies Kapitel enthält nämlich den Anfang einer autobiographischen Mitteilung, die wohl erst das Folgende recht verständlich gemacht hätte. Es schildert uns die Vorbereitungen für die Verlesung eines *λόγος ἐπὶ τῇ ἀναρρήσει τῆς Κωνσταντίνου*, den Akropolites verfasst hatte, und der für den Kaiser eine besondere Ueberraschung enthalten sollte; aber mitten in dieser Erzählung bricht das Werk ab mit den Worten *ἤδη γὰρ μεσημβρινὰς τὰς ἀκτῖνας ὁ ἥλιος ἔβαλλε, καὶ ὁ τοῦ ἀρίστου παρῄει καιρός*. Es ist nicht schwierig nachzuweisen, dass Akropolites niemals mehr an dieser Arbeit geschrieben hat. Denn erstens trägt jede Seite des Werkes — und das macht die Textkritik so schwierig — die deutlichen Spuren des Fehlens der letzten Hand, und zweitens hat schon ein nur um wenige Jahre jüngerer Zeitgenosse das Werk unvollendet vor Augen gehabt. Der Verfasser der sog. Synopsis Sathas[1]) nämlich, ein Freund, wie er selbst sagt, des Patriarchen Arsenios (1255—60 und 1261—67), mit dem er oft zusammen gelebt, hat das Werk des Akropolites in seiner uns heute noch vorliegenden unvollständigen Gestalt gelesen, hat es durch Zusätze erweitert und einen notdürftigen Schluss hinzugefügt. Davon wird unten noch weiter die Rede sein. Und drittens endlich hat in einer späteren Zeit ein Bearbeiter das unvollendete letzte Kapitel abgeschnitten und das ganze übrige Werk nach seinem Geschmack zusammengezogen. Jede dieser drei vorliegenden Rezensionen ist für sich zu behandeln.

B. Das ursprüngliche Werk.

Das Geschichtswerk des Georgios Akropolites ist uns in seiner ursprünglichen Gestalt in folgenden elf Hss ganz oder teilweise erhalten:

1) *Σύνοψις χρονική* ed. K. N. Sathas *Μεσ. βιβλ.* 7 (1894) 1—556. Dazu vgl. die Besprechungen von A. Heisenberg, Byz. Z. 5 (1896) 168—185 und A. Kirpičnikov, Viz. Vr. 2 (1895) 442—449. — K. Krumbacher, Byz. Litt. [2] S. 388 ff.

Cod. Vaticanus Graec. 163 saec. XIV (A)
Cod. Vaticanus Graec. 166 saec. XIV/XV (B)
Cod. Barberinus Graec. II 85 saec. XVII (C)
Cod. Ambrosianus Graec. G 73 sup. saec. XV (D)
Cod. Marcianus Graec. 403 saec. XV (E)
Cod. Parisinus Graec. 3041 saec. XV (F)
Cod. Vindobonensis Hist. Graec. 68 saec. XV (G)
Cod. Britannicus Graec. add. mss. 28828 saec. XV (H)
Cod. Parisinus Graec. suppl. gr. 565 saec. XVII (I)
Cod. Riccardianus Graec. 10 saec. XVI (R)
Cod. Upsalensis Graec. 6 saec. XIV (U)

Eine Beschreibung der zehn ersten Hss und eine vorläufige Untersuchung über das Verhältnis der Hss zu einander veröffentlichte ich vor fünf Jahren unter dem Titel: Studien zur Textgeschichte des Georgios Akropolites. Münchener Dissertation. Landau 1894 (auch als Programm des k. human. Gymnasiums zu Landau (Pfalz)). Den in der Vorrede damals ausgesprochenen Dank an meinen hochverehrten Lehrer Karl Krumbacher, der mich auf die meisten Handschriften aufmerksam gemacht hatte, wiederhole ich heute mit grösster Freude.

Ueber den Cod. Upsalensis 6, den V. Lundström später entdeckte,[1]) habe ich in einem Aufsatze des Eranos 2 (1898) 117—124, „Zwei wiedergefundene Hss des Georgios Akropolites", gehandelt. Meine Ausführungen in der obengenannten Dissertation beruhten auf Probekollationen des Abschnittes ed. Bonn. S. 101—110, die mir aus den drei Hss in Rom Herr Dr. Tschiedel, aus dem Cod. Brit. Herr F. G. Kenyon, aus dem Cod. Riccard. Herr N. Festa angefertigt hatten, und auf vollständiger Vergleichung der übrigen Hss, die ich selbst mehrmals vorgenommen. Das wichtigste Resultat meiner damaligen Untersuchung bestand darin, dass wir zwei Gruppen von Codd. zu unterscheiden haben, A F H einerseits, alle anderen auf der

[1]) V. Lundström, De codicibus graecis olim Escorialensibus, qui nunc Upsaliae adservantur. Eranos 2 (1898) 1—7.

Gegenseite. Unter diesen wurden B C und G D E R als zusammengehörig erkannt. Paris. suppl. gr. 565 kam nicht in Betracht, da er nur eine späte nachlässige Abschrift des Paris. 3041 enthält; der Cod. Upsal. zeigte nahe Verwandtschaft mit der Gruppe B C.

Im vorigen Jahre konnte ich endlich die langersehnte Romfahrt antreten und die drei genannten Hss vollständig vergleichen. Zur Beschreibung der Hss, die ich in meiner Dissertation S. 6—13 auf Grund von Mitteilungen befreundeter Forscher gegeben habe, müssen einige unwesentliche Kleinigkeiten nachgetragen werden, doch möchte ich mich hier nicht damit aufhalten. In der Zwischenzeit hatte ich auch die übrigen Codd. nochmals verglichen, und meine Mitteilungen über den Text aller Hss beruhen heute auf mindestens dreimaliger genauer Kollation jedes einzelnen Codex. Es wäre indessen wenig erfreulich, wenn die Varianten aller dieser zehn Hss — der Paris. 565 kommt nicht in Frage — im kritischen Apparat der zu veranstaltenden Ausgabe mitgeteilt werden müssten. So ungünstig liegen aber auch die Dinge nicht, und das oben angegebene Verhältnis der Codd. lässt sich heute schärfer fassen und genauer darstellen. Zuvor indessen mögen einige Mitteilungen über die bisherigen Ausgaben des ursprünglichen Werkes hier ihren Platz finden.

Die erste Ausgabe veranstaltete Leo Allatius im Pariser Corpus der Byzantinischen Historiker, Paris 1651; seine Arbeit wurde mit den üblichen Druckfehlern im Venediger Corpus 1729 wiederholt. Ebenfalls nichts anderes als ein Abdruck der Ausgabe des Allatius war die Ausgabe von I. Bekker im Bonner Corpus 1836, und diese wiederum ist ohne Förderung in Migne's Patrologie mitgeteilt worden Bd. 140, S. 969—1220. Einzelne auf die Kreuzfahrer bezügliche Partien wurden auch im Recueil des historiens grecs des crois. t. I u. II wiederholt.

Die Ausgabe des Leo Allatius, der im Jahre 1651 Bibliothekar in der Barberinischen Bibliothek war, beruhte im wesentlichen auf einer einzigen Hs, dem ebenda befindlichen Cod. Barber.

II 85 (C). Allatius hatte das Werk nach seiner eigenen Angabe[1]) aus einer Hs auf Chios abgeschrieben, und kein anderer Codex stammt aus dem 17. Jahrhundert. Die Ueberschrift in ihm lautet ausserdem Georgii Acropolitae Magni Logothetae historia, que postea edita fuit Parisiis ex interpretatione Leonis Allatii. Beigebunden ist der Hs des Konstantinos Porphyrogennetos Biographie des Basileios, die ebenfalls zum erstenmal von Allatius herausgegeben wurde (*Σύμμικτα*. Colon. Agripp. 1653).

Die sich zunächst aufdrängende Frage lautet, ob die Vorlage von C vielleicht mit einer der uns bekannten Hss identisch sei. Früher musste ich dies verneinen, da zwar die Uebereinstimmung zwischen B (Vaticanus 166) und C auffallend gross war, immerhin aber an einer Stelle in C ein *τι* stehen sollte, das unmöglich durch Allatius hineingebracht sein konnte. So blieb damals nichts anderes übrig als auf Grund der von Herrn Dr. Tschiedel in Rom angefertigten Kollation des Abschnittes ed. B. S. 101—110 anzunehmen, dass B und C gemeinsam auf den vielleicht verloren gegangenen Chiensis zurückgingen: und bei der Entscheidung zwischen der Abschrift des Allatius und der eines unbekannten Klosterbruders gab ich natürlich der des Allatius, C, den Vorzug.

Heute muss ich anders urteilen. Jenes *τι* fehlt in der That auch in C, und die vollständige sorgfältige Kollation von B und C macht es unzweifelhaft, dass C aus B abgeschrieben, dieser also der gesuchte Cod. Chiensis ist. Denn von S. 21, Z. 14 an, — ich werde auf die ersten 20 Seiten gleich zu sprechen kommen — wo B und C *ἐπενδυθεὶς* statt *ἐπενδὺς* bieten, gibt es keine einzige richtige Lesart in C, die sich nicht auch in B fände, dagegen hat C alle Fehler in B getreulich herübergenommen und noch eine Reihe von neuen hinzugefügt. So gibt es keine einzige Lücke in B, die nicht in C vorhanden wäre, z. B. S. 36, 17 *διὰ ταῦτα* om. BC, 40, 4 *καὶ τὸν βασιλέα ἔλάνθανεν* om. BC, 67, 4 *καὶ τῶν περὶ*

[1]) Diatribe de Georgiis im Anhang der Ausgabe des Akropolites S. 356.

ταῦτα. εἶτα δὲ σπονδὰς ποιησάμενος om. B C, während C allein eine Reihe von Lücken aufweist an Stellen, wo B einen durchaus korrekten Text bietet, z. B. 56, 16 *ἐλέγη πρὸς γάμον κοινωνίαν ἐξενήνεκτο, τὰ μὲν ἐς συνουσίαν κτλ.* B mit allen anderen Codd., *ἐλέγη ἐς συνουσίαν* C; 58, 10 *τὸν ἴστρον διαπεράσαντες καὶ τὸν αἷμον ὑπερπηδήσαντες* B mit allen Codd., *τὸν ἴστρον διαπεράσαντες* cett. om. C; 96, 8 *ἐναντίους εἶναι τῇ τῶν ῥωμαίων ἀρχῇ* B mit allen Codd., *ἐναντίους εἶναι* C; 102, 4 *μιχαήλ. ὁ δὲ κατηγορῶν ἔφασκε συνειδέναι ταῦτα τὸν κομνηνὸν μιχαήλ* B mit allen Codd., *μιχαὴλ* cett. om. C. Diese Stellen dürften genügen, um nachzuweisen, dass B nicht aus C geflossen sein kann. Da nun B und C in zahllosen Kleinigkeiten übereinstimmen, so ist der Schluss nicht abzuweisen, dass C direkt aus B abgeschrieben ist. Ein ganz schlagender Beweis aber offenbart sich in dem Fehler 104, 6, wo statt *δεῖ σε* in B und C *δεσῖσε* steht, und in folgenden Thatsachen. 123, 10 sind von den Wörtern *τοὺς βουλγάρους* die beiden Silben *τοὺς βουλ* — in B mit der Ecke des Blattes abgerissen; in C aber finden wir an dieser Stelle eine Lücke und sehen diese beiden Silben später in anderer steiler Schrift nachgetragen; 124, 6 fehlen in B aus dem gleichen Grunde im Worte *συντέθλασται* die Silben *συντε* —; in C sind sie ebenfalls später eingesetzt. Das Gleiche ist geschehen 125, 13 in *τὰ σώματα καὶ ἀγαθοὺς* mit den Silben — *τα καὶ ἀγα* — und 126, 10 in *κατασχεθέντων* mit den Silben — *τασχεθέν* —. Jedenfalls hat Allatius hier beim Abschreiben eine Lücke gelassen, später hat er sie ergänzt. So scheidet Cod. Barber. II 85 (C) aus den für die Textkritik in Betracht kommenden Hss aus, denn Allatius ist natürlich nicht für seine Abschrift, sondern für den gedruckten Text seiner Ausgabe verantwortlich.

Es entsteht ferner die Frage, ob Allatius keine andere Hs ausser seiner Abschrift benützt habe. Er selbst scheint zwar diese Vermutung abzuweisen, wenn er in seiner Diatribe de Georgiis S. 356 über die von ihm benützte Hs schreibt: altera *ἔκδοσις* (d. i. die ursprüngliche) prolixa ac diffusa, quam annuente Deo inter nonnullos Codices manuscriptos Chii inve-

nimus, accurateque descriptam Romam adveximus. Sicherlich kannte Allatius noch den Cod. Vatic. gr. 981, der die kürzere Rezension des Geschichtswerkes enthält; aber aus ihr können eine Reihe von Eigentümlichkeiten nicht erklärt werden, die sich auf den ersten zwanzig Seiten (nach ed. B.) finden. Da fehlen z. B. in B 5, 3 die richtigen Worte *τῶν ἐνεργούντων γινωσκομένων*, bei Allatius aber nicht; 5, 14 schreibt er *οὖσα σύμπασιν* statt *σύμπασιν οὖσα*, was alle anderen Codd. bieten; nur Cod. Vatic. gr. 163 (A) steht ihm hier zur Seite; 6, 16 hat B mit allen Codd. *ἀθροίσας*, Allatius aber mit A *συναθροίσας*; 6, 19 schreibt er wiederum mit A *δυσωπηθείς*, während wir in B und allen anderen Codd. *καταδυσωπηθεὶς* lesen; 7, 20 schreibt B allein *ἀναγορεύεται παρὰ παντὸς τοῦ λαοῦ*, Allatius aber hat wie A die auch in den anderen Codd. überlieferte richtige Lesart *παρὰ παντὸς ἀναγορεύεται τοῦ λαοῦ*; 8, 5 finden wir in B und allen anderen Codd. *καὶ τούτου χάριν γογγυσμὸν ἐν τῇ πόλει γενέσθαι*, bei Allatius und in A dagegen *καὶ γογγυσμὸν ἐν τῇ πόλει τούτου χάριν γενέσθαι*; 8, 19 B und die anderen Codd. *πεποιήκασι*, Allatius und A *ἐποίησαν*; 9, 20 *ἐγκρατεῖς τῆς πόλεως γεγόνασιν ἰταλοὶ* B mit den anderen Codd., *ἐγκρατεῖς γεγόνασι τῆς πόλεως οἱ ἰταλοὶ* Allatius und A; 13, 1 *φημιζομένου παρὰ πᾶσι* B und die anderen Codd., *παρὰ πάντων φημιζομένου* Allatius und A. Die letzte Stelle, an der Allatius sichtbar mit A gegen B und die anderen Codd. übereinstimmt, findet sich 17, 20, wo Allatius aus *κρατεῖ* in A ein *κρατεῖν* macht, während B mit den anderen Codd. *κρατῆσαι* schreibt; die absolute Uebereinstimmung zwischen B und C beginnt aber sicher von 21, 14 an, wo B und C *ἐπενδυθεὶς* überliefern, während A und alle anderen Codd. *ἐπενδὺς* bieten. Dass Allatius für diesen ersten Abschnitt in der That den Cod. A zu Rate gezogen, geht ferner daraus hervor, dass seine Hs dieselbe Vorbemerkung trägt wie A: *Ἡ παροῦσα χρονικὴ συγγραφὴ τοῦ μεγάλου λογοθέτου τοῦ ἀκροπολίτου ἐστίν, ὃς ἔκτισε καὶ τὸ μοναστήριον τῆς ἁγίας τοῦ χριστοῦ ἀναστάσεως, περιέχει δὲ τὰ μετὰ τὴν ἅλωσιν τῆς κωνσταντινουπόλεως ἄχρι τῆς βασιλείας τοῦ βασιλέως μιχαὴλ τοῦ παλαιολόγου*; in B lesen

wir statt dessen nur: *τοῦ ἀκροπολίτου ἱστορικὸν ἀρχόμενον ἀπὸ τῆς ἁλώσεως τῆς κωνσταντινουπόλεως.* Uebrigens ist Allatius auch für diesen ersten Abschnitt nicht in allem A gefolgt, sondern einmal wenigstens schliesst er sich sicher an B an, wo dieser und A differieren, nämlich 5, 6 *παραλήψασθαι* A *παραλήψεσθαι* B a (Allatius); im ganzen aber folgt er, und durchaus nicht immer mit Recht, den Lesarten von A. Jedenfalls aber kommt für die Textkritik C, die druckfertige Reinschrift seiner Kopie, nicht mehr in Frage. — Der Vollständigkeit halber füge ich bei, dass der Cod. Barber. lat. II 12 die lateinische Uebersetzung des Allatius enthält mitsamt seiner Schrift de Georgiis, und dass im Cod. Vallicell. lat. L 19 sich die Reinschrift dieser Uebersetzung befindet, während Cod. Vallicell. N 39 eine Reihe von Excerpten aus Akropolites bewahrt, die sich wohl im 16. Jahrhundert ein mir Unbekannter zum Zwecke historischer Studien angefertigt hatte.

Als zusammengehörig wurden in meiner früheren Arbeit ferner die Codd. Vindob. Hist. Graec. 68 (G), Ambros. G 73 sup. (D) und Marcian. 403 (E) erkannt, doch bedarf die Frage nach ihrer Verwandtschaft untereinander einer erneuten Untersuchung auf Grund des gesamten Materials. Viele Kleinigkeiten, in denen D E G übereinstimmen, will ich übergehen; allein 16, 11 haben D E G *τὰς πόλεις ποιεῖ*, die anderen Codd. *τὰς λείας ποιεῖ*. 101, 3 *προσγενὴς αὐτοῦ* D E G *προσγενὴς αὐτοῦ καὶ οἰκονόμος τῶν κοινῶν* die übrigen; 107, 17 *μιχαὴλ* D E G, *ἰωάννης* die übrigen; 153, 5 *τῆς λυδίας χώρους* D E G, *τῆς λυδίας τόπους* die übrigen; 167, 3 *συμπαρῆν γὰρ αὐτοῖς καὶ ὁ πατριάρχης* die übrigen, om. D E G; 167, 7 *ὀπωρίζομένου ἢ καὶ ἀστραγαλίζοντος* die übrigen, om. D E G; 170, 11 *ἐκεῖνος καὶ γὰρ τῷ τότε τὴν ῥωμαϊκὴν στρατιὰν ἐπεκράτει* die übrigen, om. D E G. Den Ausschlag aber geben zwei völlige Umarbeitungen des Textes, die in D E G vorliegen. An Stelle des Abschnittes 188, 10—190, 4 nämlich, in dem Akropolites die innere kirchenpolitische Lage nach dem Tode Theodoros' II (1258) schildert und von dem Charakter des Patriarchen Arsenios und seinem

Verhalten gegenüber Michael VIII spricht, bieten D E G einen ganz umgearbeiteten Text. Ich werde später von diesem Abschnitt, in dessen Textgestaltung auch die anderen Codd. variieren, noch näher zu sprechen haben: hier sei nur soviel bemerkt, dass in D E G ein wörtlich übereinstimmender Text vorliegt, der von einem dem Arsenios entschieden freundlich gesinnten Autor verfasst worden ist; ob dies Akropolites selber sein kann, lasse ich hier ausser Acht. Ebenso findet sich S. 196, 19 hinter *Ἀρσένιος οὐ παρῆν* in D E G allein die Bemerkung, *οἷα ἐκεῖνος ἀνὴρ νωθρότερος περὶ τὰ καλὰ καὶ δύσνους πρὸς τὸν βασιλέα τελῶν, καὶ μικροῦ δυσχεραίνων ὅτι πρὸς τοῦ βασιλέως ἡ τῆς κωνσταντίνου τῇ τῶν ῥωμαίων ἀρχῇ συγκατείλεκται.* Hiemit dürfte der Beweis, dass D E G auf dieselbe Vorlage zurückgehen, genügend erbracht sein.

Es entsteht weiter die Frage, ob eine der drei Hss direkt aus einer der anderen geflossen ist. Da kann nun zunächst aus D keine der beiden anderen abstammen, denn D hat — um nicht alle zu erwähnen — folgende Lücken, die sich in E und G nicht finden: 101, 18 *μιχαὴλ* F G, om. D; 123, 15 *ἑαυτοὺς* E G, om. D; 148, 2 *καὶ καθ' εἱρμὸν* E G *καθ' εἱρμὸν* D; 171, 14 *ὄντα* E G, om. D, und ganz besonders 169, 14 *καὶ πρῶτα μὲν ἐν τῷ δεσποτικῷ τοῦτον ἀνήγαγον ἀξιώματι, καὶ ταινίαν δεσποτικὴν τῇ τούτου περιτιθέασι κεφαλῇ* E G, om. D. Andererseits können aus E nicht D und G abgeschrieben sein, weil E folgende, diese Annahme völlig ausschliessende Lücken aufweist: 27, 17 *μετ' οὐ πολὺ καὶ φονεύεται παρά του τῶν ὑπηρετῶν ὁ μιχαήλ* D G, om. E; 30, 16 *τυγχάνου, μετὰ καὶ αὐτῆς τῆς Ἀχυράους* D G, om. E; 78, 16 ff. fehlen in E gleich vier ganze Zeilen, von *καί τινες* bis Z. 20 *Σερρῶν ἄστυ*; 100, 12 *σύζυγον ἔχων τοῦ μεγάλου δομεστίκου πρωτεξαδέλφην* D G, om. E; 169, 1 *οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ ὁ ἱερὸς κατάλογος, ἐπεὶ τὸν κομνηνὸν ἑώρα μιχαὴλ* D G, om. E. — Es bliebe noch die Möglichkeit übrig, dass D und E oder einer von beiden aus G abgeschrieben wäre, ein Verhältnis, zu dem das Alter der drei Hss passen würde, und in der That bietet G nicht eine einzige Lücke, die sich nicht auch in D und E wiederfände. Denn auch 107, 7, wo

ich früher annahm, dass G *εὐλαβοῦς βίον*, E dagegen *εὐλαβοῦς καὶ βίον* überlieferte, kann ich heute die Uebereinstimmung *εὐλαβοῦς βίον* feststellen. Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, G hat nicht eine einzige falsche Lesart, die nicht auch D und E böten. Dagegen hat D ausserdem verhältnismässig viele, E sehr zahlreiche Fehler. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass sowohl D als auch E direkt jeder aus G abgeschrieben sind. Wie dies geschehen ist und in welcher Reihenfolge, lehren folgende Beispiele: 7, 17 *τὸν μάχιμον* G erste Hand = G_1, *τὸ μάχιμον* G zweite Hand = G_2, *τὸν μάχιμον* E *τὸ μάχιμον* D; 22, 20 *Ἰωάννῃ* G_1 *Ἰωάννου* G_2 *Ἰωάννῃ* E *Ἰωάννου* D; 28, 4 und 28, 18 *δηρουάγγιον* G_1 *δρουγγάριον* G_2 *δηρουάγγιον* E, *δρουγγάριον* D; 38, 15 *ἦλθον* G_1 *ἦλθεν* G_2 *ἦλθον* E *ἦλθεν* D; 50, 2 *διάγειν* G_1 und E, *διάγων* G_2 und D; 84, 15 *νευστάπολις* G_1 und E, *εὐτζάπολις* G_2 und D; 85, 12 *ἐνασχολάζον* G_1 und E, *ἐνασχολάζειν* G_2 und D; 87, 15 *μάλα πουτῷ* G_1 und E, *μάλα τούτῳ* G_2 und D; 91, 10 *ἀρχόμενον* G_1 und E, *ἀρχόμενα* G_2 und D; 114, 20 *ἀχριδὼν* G_1 und E, *ἀχριδῶ* G_2 und D. Ich will die Beispiele nicht vermehren, es wiederholt sich überall die gleiche Erscheinung. Zuerst ist E aus G abgeschrieben worden; dann hat diesen letzteren eine zweite Hand an zahlreichen Stellen geändert, und darnach ist D aus G kopiert. Der Wert ganz genauer Kollation zeigt sich hier besonders deutlich; nicht häufig lässt sich ein Hss-Verhältnis so klar feststellen.

E ist höchst eilfertig und liederlich abgeschrieben, hat zahllose Fehler und viele Lücken; der Schreiber von D war viel sorgfältiger, aber er konnte nicht immer gut lesen. Ein hübsches Beispiel bietet hier die Stelle 98, 11 wo G_1 und E *ἐγένοιτο* überliefern, während die 2. Hand in G später das erste *ε* durchstrich; der Verfertiger von D aber las das durchstrichene *ε* als *εν* und schrieb *ἐνγένοιτο*.

Zu der Gruppe D E G gehört noch der Cod. Riccard. 10 (R). Dieser ist indessen ebenfalls ganz wertlos, denn er ist eine direkte Abschrift von E. Das beweisen folgende gemeinsame Lücken und falsche Lesarten, die von allen Codd.

nur E allein sonst bietet: 3, 2 *ἐπῆλθεν* om. E R: 4, 1 *ἡμῖν λέξειν ἄξιον κτλ.* bis 4, 2 *καιροτέρων* om. E R: 11, 16 *αὐτοῦ* om. E R: 24, 20 hat E in dem Satze *ἐκ τοῦ παραυτίκα γνόντες τὸ γεγονὸς οὐκ ἐγνώρισαν* das falsche *γνόντες* eingeschoben; R sucht die Lesart zu verbessern und schreibt *μὴ γνόντες*; 27, 17 *μετ' οὐ πολὺ δὲ φονεύεται κτλ.* bis 18 *μιχαὴλ* om. E R: 28, 12 *ὧν ὁ μὲν ῥομπέρτος καὶ ὁ βαλδουῖνος* om. E R: 29, 11 *ἀνδρονίκῳ* om. E R: 29, 19 *καὶ τὸν θεῖον* om. E R: 30, 16 *τυγχάνον μετὰ καὶ αὐτῆς τῆς ἀχυράους* om. E R: 34, 11 *ὁ λάσκαρις* om. E. R; 38, 11 *κάστοχοι* E R statt *κάτοχοι*; 39, 19 *παρ' οὐδὲν θέμενος* E R statt *ἀπορρήξας δεσμόν*. So könnte ich noch längere Zeit fortfahren. Aber auch die zahllosen Schreibfehler in E von der Art des 39, 16 *σκεωρεῖται* statt *σκευωρεῖται* und 39, 17 *νεστέγγος* statt *νεστόγγος* hat R alle getreulich nachgemacht; aber er hat sich nicht daran genügen lassen, sondern eine sehr grosse Anzahl von neuen Fehlern zu denen in E hinzugefügt. Mit den Worten 72, 3 *οὐ συχνὰ παρῆλθον* bricht der Text in R am Ende eines Blattes ab; es ist mir aber sehr wahrscheinlich, dass die Abschrift einmal vollständig war und die jetzt fehlenden Teile noch einmal in irgend einer Bibliothek auftauchen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch einiges über eine lateinische Uebersetzung des Geschichtswerkes bemerkt, welche der Cod. Ambros. lat. D 93 inf. saec. XVI fol. 8ʳ—30ʳ enthält. Auf foll. 1ᵛ—6ᵛ lesen wir einen Index sämtlicher Kapitel des Werkes, erhalten ist die Uebersetzung aber nur bis zu den Worten fol. 30ʳ: capta urbe Tzurulo Latini in ea inventos una cum Petralipha vinctos Constantinopolim duxerunt et suis familiaribus vendiderunt = S. 64, 1 ed. B. Sie scheint nach dem Cod. Marc. (E) angefertigt zu sein, denn die Lücken, welche in E 4, 1 (s. o.), 40, 21 (*καὶ — βουλευσαμένου* om.) und 46, 4 (*τάχα — ἐνδεικνύμενος* om.) sich finden, kehren in der Uebersetzung wieder. Vielleicht aber hat der zudem des Griechischen wenig kundige Schreiber einen noch schlechteren Text von der Art des Cod. R vor Augen gehabt; seine Arbeit wimmelt von Fehlern.

Sie stammt aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Codex war einstmals im Besitz Pinelli's.

Von allen Hss B C E D G R kommen für die Textkritik nur B und G in Betracht; das ist eine wesentliche Vereinfachung.

In meiner früheren Arbeit S. 28 hatte ich aus der Thatsache, dass S. 110, 19 A F H sicher richtig überliefern: *ἐρώτων δὲ θήλεων ἡττᾶτο, ἐξ ὅτου ἡ σύζυγος καὶ βασιλὶς εἰρήνη ἐξ ἀνθρώπων ἐγένετο, καὶ πολλαῖς μὲν καὶ ἄλλαις εἰς φανερὰν ἐχρήσατο μῖξιν, μάλιστα δὲ τῆς ἐξ ἰταλίας ἐλθούσης ὡς θεραπαινίδος κτλ.*, während in B und G die Worte *καὶ πολλαῖς—μῖξιν* fehlen, den Schluss gezogen, dass A F H auf eine gemeinsame Vorlage zurückgingen, die von der Vorlage von B und G verschieden sei. Es fragt sich, ob dies Resultat einer Prüfung aller Varianten standhält. Leider besitze ich von H auch heute noch keine vollständige Kollation, denn eine Bitte um Uebersendung der Hs nach München ist mir abgeschlagen worden. Immerhin aber hat mir Herrn G. F. Kenyon's stets bereite Liebenswürdigkeit die Kollation grösserer Partien verschafft, und dieselbe genügt, um den Wert von H deutlich zu erkennen. Diese Hs bricht 185, 16 mit den Worten *καὶ πύλας ἔχειν παρ' αὐτοῦ* ab. Daher können wir nicht die Entscheidung über ihre Verwandtschaft in der Gestaltung des Abschnittes 188, 8 ff. suchen, wo wir sie sonst wahrscheinlich gefunden hätten. Indessen wird man aus den mir zur Verfügung stehenden Kollationen der Abschnitte S. 1—10, 100—110, 170—185 doch Klarheit gewinnen über die Verwandtschaft von H mit F. Da fallen zunächst eine ganze Reihe von falschen Lesarten auf, welche nur diese beiden Hss allein bieten, und welche sich nur durch die Annahme einer gemeinsamen Quelle oder direkter Abhängigkeit erklären lassen. 7, 10 *γε* alle übrigen Codd., die ich O nennen will, *γε* om. F H; 7, 17 *υἱὸς* om. O, add. F H; 8, 17 *τοῦ τοιούτου* O, *τούτου* F H; 9, 5 *ταῦτα* O, om. F H; 101, 3 *τούτου γοῦν* O, *τούτου δὴ* F H; 102, 1 *ἑαυτοῦ* O, *αὐτοῦ* F H; 102, 3 *τι* O, om. F H; 105, 4 *τοῖς* O, om. F H; 105, 9 *καὶ* O, om. F H; 106, 15

ἐξέπεσεν O. *ἐξέπεσε* F H: 171. 7 *ῥαοὺλ* O. om. F H: 171. 9 *ὁ βασιλεὺς μιχαὴλ* O. om. F H: von ausschlaggebender Beweiskraft sind aber die Lesarten 109. 6 ff.: *ἀλλ' ὁ βασιλεὺς ὅλην τε ταύτην τὴν νύκτα καὶ τὴν ἐπιοῦσαν ἡμέραν καὶ αὖθις τὴν ἑτέραν νύκτα ἀκίνητος ἔκειτο. ἀποπληξία γὰρ ἦν ἡ νόσος καὶ οὕτω βαρεῖα, ὥστε διαρκέσαι τοσοῦτον εἰς ἀκινησίαν καὶ ἀφωνίαν. μόγις οὖν ἀνέπνευσε καὶ εἰς ἑαυτὸν ἦλθεν. ἠλλοιωμένος δὲ ἦν τὸ χρῶμα·* O. *ἀλλ' ὁ βασιλεὺς ἔκειτο, ἀποπληξία γὰρ ἦν ἡ νόσος, ὅλην τε ταύτην τὴν νύκτα καὶ τὴν ἐπιοῦσαν ἡμέραν καὶ αὖθις τὴν ἑτέραν νύκτα ἀκίνητος. μόγις οὖν ἀνέπνευσε καὶ εἰς ἑαυτὸν ἦλθεν. ἦν δὲ ἠλλοιωμένος τὸ χρῶμα* F H.

Indessen ist weder F aus H noch H aus F direkt geflossen, denn folgende Lücken finden sich allein von allen Hss in H: 102. 1 *τούτους* om. H: 105. 23 *ἐβούλετο γὰρ πάντας κατ' αὐτοῦ συμψηφίζεσθαι* om. H: 106. 5 *ἐδόκει* om. H: 106. 18 *εἰς ὁμόκοιτιν. ἦν δὲ αὕτη πρὸς τὸν μιχαὴλ* om. H: und F hinwieder weist allein folgende Lücken auf: 5. 5 *τῇ* om. F: 105. 2 *ἐν ἡμῖν, προσταγῇ δὲ μόνον ἐνεργεῖται βασιλικῇ· καὶ ὅς ὦ μέγιστε ἱεράρχα θεοῦ, εἰ μὲν* om. F: 106. 21 *ἐκκλησία* om. F: 107. 21 *κοιμητηρῷ* und *μιχαὴλ* om. F: 170. 23 *καὶ οἱ πρώτιστοι* **τῶν ἐν ἀξιώμασιν** om. F.

So bleibt nur die Annahme einer gemeinsamen Vorlage von F und H übrig, die ich einstweilen *Φ* nennen will.

Wie verhalten sich nun dazu A, B und G? Es wird zu untersuchen sein, ob eine oder die andere dieser Hss dieselben falschen Lesarten und Lücken aufweist, wie eine andere, so dass wir notwendigerweise eine gemeinsame Vorlage annehmen müssen, die denselben Fehler enthielt; denn die Gemeinsamkeit richtiger Lesarten kann natürlich nichts beweisen. Ehe indessen diese Frage beantwortet werden kann, muss noch eine bisher nicht genannte Handschrift berücksichtigt werden, die, obwohl für die Konstruktion des Textes im einzelnen wohl unbrauchbar, weil sie einen eigentümlich frei behandelten Text bietet, dennoch für die Erkenntnis der Verwandtschaft der übrigen Codd. nicht unwesentliche Dienste leistet. Ich

meine den Cod. Upsal. gr. 6, den V. Lundström (vgl. oben S. 467) gefunden hat, und über den ich im 2. B. des Eranos S. 119 ff. ausführlich berichtet habe. Auf Grund einer Vergleichung des Abschnittes ed. B. S. 101—110 kam ich zu dem Resultat, dass U am meisten mit B verwandt sei; dies Resultat wird durch eine Vergleichung des gesamten Materials als gesichert erwiesen. B U bieten allein folgende falsche Lesarten gegen alle anderen Hss, deren Consensus ich mit O bezeichne: 8, 22 *αὐτοὺς* om. B U; 9, 11 *ἐν* om. B U; 12, 21 *σκοπὸν* O *κοπὸν* B U; 15, 10 *προσηρμοσμένην* O *ἡρμοσμένην* B U; 21, 14 *ἐπενδὺς* O *ἐπενδυθεὶς* B U; 23, 2 *ἥ τε γὰρ* O *ἥ τε* B U; 23, 9 *τὸν πέτρον εἰς βασιλείαν* O *εἰς βασιλείαν τὸν πέτρον* B U; 24, 10 *κατ' αὐτῶν χρήσασθαι* O *χρήσασθαι κατ' αὐτῶν* B U; 24, 15 *καταστρατηγοῦνται καὶ νικῶνται* O *καταστρατηγοῦνται* B U; 26, 9 *τῆς* add. B U; 27, 2 *τὰ μετὰ ταῦτα* O *μετὰ ταῦτα* B U; 27, 21 *πάνυ γε* O *πάνυ* B U; 34, 2 *βούλημα* O *θέλημα* B U; 34, 9 *τὸ γοῦν ἀμοιρεῖν* O *τὸ ἀμοιρεῖν γοῦν* B U; 36, 4 *ἔσω πολιορκεῖται* O *πολιορκεῖται* B U; 36, 17 *διὰ ταῦτα* om. B U; 40, 4 *πολυήμερος καὶ τὸν βασιλέα ἐλάνθανεν* O *πολυήμερος* B U; 42, 14 *συνερχόμενος* O *ἐρχόμενος* B U; 46, 2 *αὐτῶν* O *ἑαυτῶν* B U; 47, 20 *προειρήκειμεν* O *προειρήκαμεν* B U; 48, 12 *πολὺ ἐπερβάλλον* O *πολὺ ἐπερβάλλοντος* B U; 49, 6 *καλῶς ἂν* O *καλῶς* B U; 54, 14 *ἀνασώσας* O *διασώσας* B U; 57, 2 *ταῖς μετὰ τοῦ* O *ταῖς τοῦ* B U; 64, 5 *οὖν* om. B U; 64, 10. 18 *ἰσοφροὶ* O *ἰσφροὶ* B U; 67, 4 *καὶ τῶν περὶ ταῦτα. εἶτα δὲ σπονδὰς ποιησάμενος* om. B U; 68, 9 *τῆς γῆς* O *τῷ τῆς γῆς* B U; 68, 23 *αὕτη* O *αὐτὴ* B U; 69, 13 *καὶ* O *αἱ* B U; 71, 5 *ἅπασαν συλλεξάμενος* O *συλλεξάμενος ἅπασαν* B U; 76, 4 *τὸ* O om. B U; 91, 1 *καὶ* B U, om. O; 92, 18 *ἐν* B U om. O; 93, 1 *ὡρμημένος* O *ὡρμημένον* B U; 94, 12 *σπάνιν* O *σπάνις* B U; 94, 23 *διαπραξάμενος* O *διαταξάμενος* B U; 96, 15 *αὐτοῦ τοῖς* O *τοῖς αὐτοῦ* B U; 97, 23 *πάνυ αὐτοῦ* O *αὐτοῦ πάνυ* B U; 101, 13 *κρινόμενοι* O *διακρινόμενοι* B U; 101, 15 *βουλγαράρχον* O *βουλγάρον* B U; 102, 21 *φρικωδεστάτων* O *φρικτῶν* B U; 105, 11 *ἐποχαλῶν* O *χαλῶν* B U; 105, 12 *μὲν* om. B U; 106, 2 *τε* om. B U; 106, 13 *πολλοῖς* om. B U; 107, 15 *συζεύγνυσιν* O *ζεύγνυσιν*

BU: 114, 23 *οὖν* om. BU: 118, 15 *τὰ* add. BU: 119, 8 *τῶν* om. BU: 123, 5 *καὶ* om. BU: 149, 1 *πώποτε* O *ποτε* BU: 149, 14 *ἀμφὶ* O *περὶ* BU: 149, 22 *στρατόπεδα* O *στρατεύματα* U: 150, 12 *αὕτη* O *αὐτὴ* BU: 154, 2 *ταύτην* O *ταύτῃ* BU: 156, 3 *τοῖς* om. BU: 157, 6 *τούτους ἐτρέψαντο* O *ἐτρέψαντο τούτους* BU: 157, 20 *ὁ* om. BU: 161, 12 *ποτε* om. BU: 163, 3 *τε* om. BU: 166, 20 *ἐπέτρεψε* O (*ἔτρεψε* F) *ἐνεδέξατο* BU: 169, 11 *οὖν* om. BU: 170, 21 *ὡς* om. BU: 171, 8 *πολλοὺς* om. BU: 174, 11 *γὰρ* add. BU: 180, 2 *πεποίηται* O *πεποίηκεν* BU. Von einigen anderen Uebereinstimmungen werde ich gleich zu reden haben. Eines aber geht aus diesen in ihrer Beweiskraft freilich ungleichwertigen Stellen unwiderleglich hervor, dass nämlich U und B auf dieselbe Quelle zurückgehen. Die gemeinsamen Fehler sind zu zahlreich und meist zu eigenartig, als dass sie unabhängig von einander entstanden sein könnten, und vielleicht würde schon die einzige durch nichts als durch Nachlässigkeit des Auges zu erklärende Lücke 67, 4 den hinreichenden Beweis liefern. Gar nicht aufgeführt habe ich eine Reihe von gemeinsamen Schreibfehlern. Indessen ist, um auch darüber keinen Zweifel zu lassen, weder U aus B direkt geflossen noch B aus U. Ich begnüge mich hier damit, für U die in meinem oben genannten Aufsatz angeführten, auf der Kollation des Stückes S. 101—110 beruhenden Beweise zu wiederholen: 105, 15 *καὶ ταῦτα καὶ τὸν ἀναίτιον εἰς αἰτίαν ἄγων τῇ βίᾳ ἢ τῶν λόγων ἢ τῶν μαστίγων* B mit O, om. U: 105, 22 *ὡς ξύλων ἄν τινες μηδὲν διαφέροντες ἐνταῦθ' ἵστανται* B mit O, om. U: 108, 1 *καὶ ἀντιμισθίαν ἀντιλαμβάνει πρὸς θεοῦ τὸ κῆδος* B mit O, om. U. Umgekehrt finden sich in U nicht folgende Lücken oder Entstellungen von B: 5, 3 *τῶν ἐναρχούντων γινωσκομένων* U mit O, om. B: 12, 21 *παραδραμόντων* U mit O, *παρελθόντων* B: 52, 7 *τῆς ἐκ τῆς ἁλώσεως* U mit O, *τῆς ἁλώσεως* B: 53, 1 *δι' ἀλλήλων εἰς ἀλλήλους* U mit O, *δι' ἀλλήλους* B: 94, 8 *ἐμφιλοχωρεῖν* U mit O, *ἐγχωρεῖν* B: 123, 16 *κατ' αὐτοὺς* U mit O, *καθ' αὐτοὺς* B: 123, 18 *ἐκεῖσε* U mit O, *ἐκεῖθεν* B: 125, 6 *πολιορκῆσαι τοῦτον* U mit O, *πολιορκῆσαι* B: 125, 16 *ἀποδοὺς τὴν ἐλευθερίαν* U mit O,

τὴν ἐλευθερίαν B. Noch mehr Beispiele anzuführen, erscheint hier überflüssig.

Selbstverständlich ist auch das Verhältnis von U zu den anderen Codd. zu prüfen. U stimmt an manchen Stellen mit F überein in Fehlern wie 10, 19 *φωράσας* O *φοράσας* F U; 12, 4 *καὶ* om. F U; 14, 12 *ὑπῆρξε* O *ὑπῆρχε* F U; 14, 15 *φιλαδελφείας* O *φιλαδελφίας* F U; 15, 4 *σμικρὰν* O *μικρὰν* F U; 26, 2 *μοσυνούπολιν* O *μοσυνόπολιν* F U; 44, 15 *τῆς* om. F U; 55, 4 *βουλγάρων* O *τῶν βουλγάρων* F U; 58, 18 *τοῖς* O *καὶ τοῖς* F U; 68, 21 *προφέροντα* O *προσφέροντα* F U; solcher Art kommen noch eine Reihe von gemeinsamen Fehlern vor. Irgend welche nähere Verwandtschaft aus diesen Uebereinstimmungen wird aber niemand zu schliessen wagen; es sind Fehler, wie sie in jeder Hs jeder nicht ganz sorgfältige Abschreiber macht. Die gemeinsamen falschen Lesarten von A und U führe ich sämtlich hier an; es sind ihrer noch weniger, ein Zeichen, dass A besonders sorgfältig geschrieben ist: 21, 15 *παρὰ* O *πρὸς* A U; 22, 5 *ἱερέων* O *ἱερέως* A U; 28, 11 *γεγέννηνται* O *γεγένηνται* A U; 33, 17 *ἐχρᾶτο* O *ἐχρῆτο* A U; 39, 21 *φλαμούλιον* O *φλαμούλην* A U; 45, 11 *κλοκοτινίτζαν* O *κολοκοτινίτζαν* A U; 46, 17 *ἐχρᾶτο* O *ἐχρῆτο* A U; 59, 3 *διδυμοτοίχῳ* O *διδυμοτείχῳ* A U; 64, 11 *ὀχυρωτέρων* O *ὀχυρώτερον* A U; 73, 14 *γινώσκειν* om. A U an einer Stelle, wo das Wort ein richtiger, aber auch ganz überflüssiger Zusatz ist; 90, 17 *τὴν* om. A U; 91, 8 *ἀντ' αὐτοῦ* om. A U, leicht erklärlich, weil das vierte Wort vorher auch *ἀντ' αὐτοῦ* ist; 101, 21 *λελεγμένων* O *λεγομένων* A U; 161, 4 *ἐμοὶ* O *ἐμοῦ* A U; 179, 9 *τὸ πρᾶγμα* O *τὰ πράγματα* A U. Noch geringer aber ist die Zahl der falschen Lesarten, die G und U gemeinsam haben; es sind nämlich im ganzen nur die folgenden sechs: 46, 10 *Ἀλβάνων* O *ἀλβάνων* G U; 50, 1 *συγγενῆς* O *συγγενοῖς* G U; 61, 21 *τε* om. G U; 72, 17 *ἀπεβάλλετο* O *ἀπεβάλετο* G U; 75, 17 *τε* om. G U; 170, 1 *ἐπεφήμισαν* O *ἐπευφήμησαν* G U. An irgend einen näheren Zusammenhang ist dabei selbstverständlich nicht zu denken, und als Resultat ergibt sich: U s t a m m t a u s d e r s e l b e n Q u e l l e w i e B u n d i s t **mit keiner anderen Hs direkt verwandt.**

Die weitere Untersuchung ist verwickelter und bedarf in gewisser Weise auch einer anderen Methode. Die Vergleichung einzelner falscher Lesarten und Lücken, die bisher zu so guten und klaren Resultaten führte, hilft da nicht mehr weiter, wo der Schreiber einer Hs nicht nur blosser Kopist war, sorgfältiger oder nachlässiger im Abschreiben als ein anderer, sondern beim Schreiben auch mit Aufmerksamkeit und Kritik las und seine persönlichen Anschauungen über politische und kirchliche Fragen zur Geltung brachte, mit einem Worte, sich als Individualität dem Stoffe gegenüber fühlte. Ein derartiges Verhältnis kann bei Hss altgriechischer Texte nur selten oder gar nicht eintreten, deren Inhalt nicht mehr den Theologen oder Politiker, sondern nur noch den Chronisten und Historiker interessierte. Die byzantinischen Gelehrten und Staatsmänner dagegen, denen ein Werk über Zeitgeschichte oder über Ereignisse einer noch nicht allzu fernen Vergangenheit vorlag, lasen mit den Augen des Parteimannes oder wenigstens des Patrioten. Dazu kam der Mangel eines geordneten Buchhandels und die bekannte Thatsache, dass der Begriff des literarischen Eigentums fehlte. Standen also die Leser dem Verfasser an schriftstellerischer Begabung und an Kenntnissen gleich, so hielt nichts sie ab, ihre Anschauungen bei der Beschaffung eines eigenen Exemplars zum Ausdruck zu bringen; denn der Leser, der den Akropolites abschrieb, wollte, um ein Beispiel zu nennen, wohl selten ein Werk des Akropolites, sondern wohl stets eine Darstellung der Ereignisse von 1204 an besitzen. Diese Verhältnisse muss man im Auge behalten, wenn man an die Ueberlieferung byzantinischer Geschichtswerke herantritt, und auf Grund dieser Thatsachen kann man die Art der Ueberlieferung eine dreifache nennen. Da sind erstens die ungebildeten, oft stumpfsinnigen Schreiber, die den Gegenstand ihrer Arbeit nicht zu übersehen, kaum zu erfassen und von Seite zu Seite zu durchdringen vermögen. Sie schreiben, um müssige Stunden auszufüllen oder um die Hand kalligraphisch zu üben oder um auf Bitten eines interessierten Bekannten

eine Bibliothek zu bereichern. Diese Armen am Geiste sind dem modernen Textkritiker die liebsten Freunde; sie drehen und deuteln nicht viel, sie schreiben ab, was ihnen vorliegt, machen Fehler, wenn sie nicht richtig lesen können oder die Augen aus dem engen Stübchen ins Weite gehen lassen, und wir grollen nicht, wenn wir sehen, wie die Fehler plötzlich immer zahlreicher werden, zwei, oft drei in einer Zeile, bis die Feder der Hand entfällt und müde das Haupt sich zum Schlafe neigt; später fängt der Gute mit frisch gespitzter Feder und oft besserer Tinte und neuer Sorgfalt wieder an. Weniger willkommen sind uns diejenigen Abschreiber, denen die überlieferte Vorlage nicht gefiel. Sie tadeln Satzbau und Wortschatz, stellen alles auf den Kopf und drehen es um und um, haben dabei noch selten acht, den Sinn und Gedanken unversehrt zu lassen. Bald ist ihnen die Sprache des Autors zu trivial und vulgär, dann veredeln sie sie und geben ihr erst die vornehme Gestalt, die allein eines historischen Stoffes würdig sei; oder sie verstehen die klassisch angehauchte Diktion ihrer Vorlage selbst nicht recht, so übertragen sie alles in die Sprache, die sie und ihres gleichen verstehen und zu reden gewohnt sind. Bei solcher Arbeit wird ihnen dann noch öfter die Zeit zu lang, sie gehen sprungweise vor, lassen ganze Partien aus und holen später stückweise einiges nach, wenn sie sonst nicht weiter kämen. Solche Bearbeiter sind uns keine Freude, aber sie bereiten uns

	A	F (in H sind die betreffenden Folia ausgefallen)
1	*ὁ γὰρ πατριαρχικὸς ἐχήρευε*	*ὁ γὰρ πατριαρχικὸς ἐχήρευε*
	θρόνος, τοῦ πατριαρχεύσαντος	*θρόνος, τοῦ πατριαρχεύσαντος*
	νικηφόρου, ὃς ἀπὸ τῆς ἐφέσου	*νικηφόρου, ὃς ἀπὸ τῆς ἐφέσου*
	εἰς τὸν πατριαρχικὸν μετετέθη	*εἰς τὸν πατριαρχικὸν μετετέθη*
5	*θρόνον, ἀπάραντος τῶν ἐνθένδε*	*θρόνον, ἀπάραντος τῶν ἐνθένδε*

auch keinen grossen Kummer; wir rächen uns und lassen sie bei der Feststellung des Urtextes ganz beiseite. Die dritte Art aber sind die gefährlichen Gegner, die uns bei der Textkonstruktion das Leben sauer machen. Sie kämpfen nicht mit offenem Visir. Sie ändern nicht im ganzen, sondern sind scheinbar harmlose Leser. Aber da findet einer ein tadelndes Wort über einen Fürsten, der ihm oder seinem Hause nahe gestanden — flugs ersetzt er es durch ein lobendes Beiwort. Da spielt ein Kirchenfürst eine hässliche Rolle, dessen Namen seine Parteigenossen nur mit höchster Achtung nennen; so etwas darf in seiner Bibliothek nicht stehen, er hat es anderswo auch schon besser und richtiger gelesen; so ändert er ohne Bedenken. Jener Feldherr wird mit hohem Lobe bedacht, aber seine Nachkommen sind ihm feind: so kann der Baum, der solche Früchte trug, nicht von gutem Holz gewesen sein, da ist zu streichen und zu emendieren. Ein jüngerer Zeitgenosse, der auch einmal den gleichen Autor las, dachte anders; sein Exemplar redigierte er in anderem Sinn, ein dritter wieder anders. Ueberall gibt der Text und Zusammenhang auf den ersten Blick einen klaren widerspruchslosen Gedanken — was hat da der erste Verfasser geschrieben? Hier ein für Akropolites zugleich entscheidendes Beispiel. Ueber den Patriarchen Arsenios (1255—60, 1261—67) lesen wir ed. B. S. 188 ff. einen Bericht, der in den verschiedenen Hss folgendermassen lautet:

B U	G
ὁ γὰρ πατριαρχικὸς ἐχήρευε	*ὁ γὰρ πατριαρχικὸς ἐχήρευε*
θρόνος, τοῦ πατριαρχεύσαντος	*θρόνος, τοῦ πατριαρχεύσαντος*
νικηφόρου, ὃς ἀπὸ τῆς Ἐφέσου	*νικηφόρου, ὃς ἀπὸ τῆς Ἐφέσου εἰς*
εἰς τὸν πατριαρχικὸν μετετέθη	*τὸν πατριαρχικὸν μετετέθη θρό-*
θρόνον, ἀπάραντος τῶν ἐνθένδε	*νον, ἀπάραντος τῶν ἐνθένδε καὶ*

5 *τῶν*] *ἀπὸ τῶν* U

A

1 *καὶ πρὸς τὰς αἰωνίους μεταστάντος σκηνάς, μηδὲ εἰς ὅλον σχεδὸν ἐνιαυτὸν τὸν πατριαρχικὸν κοσμήσαντος θρόνον.*
5 *ὁ δὲ ἀρσένιος οὗτος ἦν προβεβλημένος εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον πρὸς τοῦ βασιλέως Θεοδώρου, ἀνὴρ καὶ εἰς λόγον καὶ εἰς πρᾶξιν παναφυέστατος.*
10 *οὔτε γὰρ λόγον εἶχε τὸν κοσμοῦντα τοῦτον, εἴτ' ἐκ παιδείας γεγενημένον εἴτ' ἐκ φύσεώς πως προβαλλόμενον, ἀλλὰ(?) καὶ τὸ ἦθος ὑπῆρχε δεινὸς καὶ σκληρὸς*
15 *τὸν τρόπον, καὶ ταχὺς μὲν εἰς ἔχθραν, εἰς δὲ φιλίαν β⟨ραδ⟩ύς, καὶ τὴν μνησικακίαν φέρων ὥσπερ τινὰ σκιὰν συνεφεπομένην τῷ σώματι. οὗτος κατ' ἀρχὰς τῆς*
20 *αὐτοκρατορίας τοῦ βασιλέως εἰς τὰ πεπραγμένα τοῖς πᾶσι συνήνει καὶ ἦν προσφιλῶς τῷ βασιλεῖ διακείμενος. ἐπεὶ δὲ καὶ τὴν αὐτοκρατορικὴν ἀπεπλήρου στεφη-*
25 *φορίαν, εὐθὺς μεταπεπτώκει πρὸς τοὐναντίον καὶ δύσνους ἐγεγόνει τῷ βασιλεῖ, ἔχων ἐν ταὐτῷ*

F

καὶ πρὸς τὰς αἰωνίους μεταστάντος σκηνάς, μηδὲ εἰς ὅλον σχεδὸν ἐνιαυτὸν τὸν πατριαρχικὸν κοσμήσαντος θρόνον. ὁ δὲ ἀρσένιος οὗτος ἦν προβεβλημένος εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον πρὸς τοῦ βασιλέως Θεοδώρου, ἀνὴρ καὶ λόγον καὶ πρᾶξιν πανευφυέστατος.

οὗτος κατ' ἀρχὰς μὲν τῆς αὐτοκρατορίας τοῦ βασιλέως εἰς τὰ πεπραγμένα τοῖς πᾶσι συνήνει καὶ ἦν προσφιλῶς τῷ βασιλεῖ διακείμενος. ἐπεὶ δὲ τὴν αὐτοκρατορικὴν ἀπεπλήρου στεφηφορίαν, εὐθὺς μεταπεπτώκει πρὸς τοὐναντίον καὶ δύσνους ἐγεγόνει τῷ βασιλεῖ, ἔχων ἐν ταὐτῷ

26 *δύσνους* correxi ex A *δείσας* F 27 *ταὐτῷ* corr. ex A *ταὐτὸ* F

BU

πρὸς τὰ οὐράνια, μηδὲ εἰς ὅλον σχεδὸν ἐνιαυτὸν τοῦ πατριαρχικοῦ ἀπολαύσαντος θρόνου. ὁ δὲ ἀρσένιος οὗτος ἦν προβεβλημένος εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον πρὸς τοῦ βασιλέως θεοδώρου, ἀνὴρ καὶ εἰς λόγον καὶ εἰς πρᾶξιν παρευφυέστατος, καὶ λόγον μάλιστα τὸν ἐκ φύσεώς πως προβαλλόμενον· τοῦ γὰρ ἐκ παιδείας μικρόν τι μετέσχεν. ὀλίγα γάρ τινα τῶν ἐγκυκλίων φιλοσοφήσας τοῦ μὴ δοκεῖν παντάπασι τῶν τοιούτων ἀπείρως ἔχειν μηδὲ ἀγνοεῖν ὧν ἐπειδεῖν ἐδοκίμασε, τῷ βέλει τοῦ πρὸς θεὸν ἔρωτος τρωθεὶς τὴν ψυχὴν πᾶσι τοῖς κατὰ κόσμον, ὧν οὐκ εὐχερῶς ἔχουσιν οἱ πλείους ἀφίστασθαι, χαίρειν εἰπὼν τὸν μονήρη βίον προείλετο. οὗτος τὴν αὐτοκρατορικὴν ἀπεπλήρου στεφηφορίαν τῷ βασιλεῖ. ἐπεὶ δὲ οὐχ ἑώρα τοῦ-

G

πρὸς τὰς αἰωνίους μεταστάντος σκηνάς, μηδὲ εἰς ὅλον σχεδὸν ἐνιαυτὸν τὸν πατριαρχικὸν κατασχόντος θρόνον. ὁ δὲ ἀρσένιος οὗτος ἦν προβεβλημένος εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον πρὸς τοῦ ἐν μακαρίᾳ τῇ λήξει γενομένου βασιλέως θεοδώρου τοῦ λάσκαρι, ἀνὴρ λόγου μὲν ἧττον ἀντιποιούμενος, ἀρετῇ δὲ τὸ πλέον προσκείμενος. εἰ γὰρ καὶ τὴν ἐγκύκλιον παίδευσιν ἔτι νέος ὢν ἠκριβώσατο, ἀλλὰ τὸν κατὰ θεὸν βίον εὐθὺς ἐξ ἀρχῆς προελόμενος οὔτε τοῖς ὑψηλοτέροις τῶν παιδευμάτων ἑαυτὸν ἐνδοῦναι προεθυμήθη, οὔτε αὐτῇ τῇ γραμματικῇ ἐπὶ πολὺ ἐνσχολάσαι ἠνέσχετο. καὶ τὰ μὲν εἰς λόγους τοιοῦτος, τὸ δὲ ἦθος, τὸν δὲ τρόπον ὡς λίαν ἐμβριθής τε καὶ βέβαιος, φιλίας προσώπων καὶ ἑταιρείας οὐ πάνυ διώκων· ἔνθεν τοι καὶ τοῖς ἐν τέλει οὐμενοῦν ἐράσμιος ἐτύγχανεν ὢν οὐδὲ αὐτοῖς τοῖς ἐπὶ τοῦ κράτους ἀποδεκτός. οὗτος καὶ τῆς

1 εἰς om. U | 5 εἰς — θρόνου om. U | 9 λόγον om. S | 11 προβαλλόμενον] προσβαλλόμενον U προβαλλόμενος S | 13 γὰρ om. S | 15 παντάπασι om. S | 15 τῶν τοιούτων post ἀπείρως pos. S | 18 τῷ] τῷ δὲ S | 19 τρωθεὶς] τρωθεὶς ἐκ νεότητος S | 23 χαίρειν εἰπὼν post πᾶσι pos. S | 25 ἀπεπλήρου] πεπλήρωκε U

24 οὐμενοῦν] οὔμενουν G

A

1 συνίστορας τὸν σάρδεων ἀνδρό-
νικον καὶ τὸν θεσσαλονίκης μα-
νουὴλ τὸν καὶ ὀψαρᾶν λεγό-
μενον. ἀλλ᾽ ὁ μὲν σάρδεων, ὅτε
5 ὁ βασιλεὺς κατὰ τῆς κωνσταντί-
νου ἐστρατοπεδεύσατο καὶ ἐγγὺς
ταύτης τὰς ἐπαύλεις ἐποιεῖτο,
τότε τὰ τῶν μοναχῶν ἐνεδέδυτο
ἄμφια ὑπὸ τοῦ φιλαδελφείας
10 ἰωαννικίου. ὡς γὰρ συχνῶς δι-
ηνώχλει τὸν βασιλέα ἐπιδημῆ-
σαι τῇ τῶν παφλαγόνων —
ἐκεῖθεν καὶ γὰρ ὥρμητο — τὸ
στρεβλόνουν τοῦ ἀνδρὸς ὁ βασι-
15 λεὺς ἀκριβῶς εἰδὼς οὐκ εἴα
τοῦτον περὶ τὰ ἐκεῖσε μέρη
ἀφῖχθαι· σκοπὸς γὰρ ἦν αὐτῷ
τὰ τῶν παφλαγόνων πάντα δια-
ταράξαι τῇ πρὸς τὸν βασιλέα
20 δυσνοίᾳ. ὁ βασιλεὺς δὲ δικαιό-
τατον πρὸς τοῦτον ἐποίει τὸν
λόγον, ὡς ʽμητροπολίτης κεχει-
ροτόνησαι σάρδεων, οὐκέτι γε
μὴν παφλαγονίας, καὶ δεῖ σε
25 τοῖς τῶν σάρδεων ἐμφιλοχωρεῖν
μέρεσι κἀκεῖσε καὶ διατρίβειν
καὶ σοῦ ποιμαίνειν τὸ ποίμνιον᾽.

F

συνίστορας τὸν σάρδεων ἀνδρό-
νικον καὶ τὸν θεσσαλονίκης μα-
νουὴλ τὸν ὀψαρᾶν καλούμενον.
ἀλλ᾽ ὁ μὲν σάρδεων, ὅτε ὁ βασι-
λεὺς κατὰ τῆς κωνσταντίνου
ἐστρατοπεδεύσατο καὶ ἐγγὺς ταύ-
της τὰς ἐπαύλεις ἐποιεῖτο, τότε
τὰ τῶν μοναχῶν ἐνεδέδυτο ἄμ-
φια ὑπὸ τοῦ φιλαδελφείας ἰω-
αννικίου. ὡς γὰρ συχνῶς διη-
νώχλει τὸν βασιλέα ἐπιδημῆσαι
τῇ παφλαγόνων — ἐκεῖθεν καὶ
γὰρ ὥρμητο — τὸ στρεβλόνουν
τοῦ ἀνδρὸς ὁ βασιλεὺς εἰδὼς
ἀκριβῶς οὐκ εἴα τοῦτον περὶ
τὰ ἐκεῖσε μέρη ἀφῖχθαι· σκο-
πὸς γὰρ ἦν αὐτῷ τὰ τῶν πα-
φλαγόνων πάντα διαταράξαι τῇ
πρὸς τὸν βασιλέα δυσνοίᾳ. ὁ
βασιλεὺς δὲ δικαιότατον πρὸς
τοῦτον ἐποίει τὸν λόγον, ὡς
ʽμητροπολίτης κεχειροτόνησαι
σάρδεων, οὐκέτι γε μὴν παφλα-
γονίας, καὶ δεῖ σε τοῖς τῶν σάρ-
δεων ἐμφιλοχωρεῖν μέρεσι κά-
κεῖσε καὶ διατρίβειν καὶ σοῦ
ποιμαίνειν τὸ ποίμνιον᾽. ἐπεὶ

12 τῇ corr. ex F τὴν A

9 φιλαδελφείας] φιλαδελφίας F
22 κεχειροτόνησαι] κεχειροτόνηκε F
24 τοῖς] τῆς F

B U

τον τοῖς ἑαυτοῦ θελήμασιν ὑπεικόμενον, δύσνους περὶ τοῦτον ἐγένετο, ἔχων ἐν ταὐτῷ συνίστορας τὸν σάρδεων ἀνδρόνικον καὶ τὸν θεσσαλονίκης μανουὴλ τὸν καὶ ὀψαρᾶν λεγόμενον. ἀλλ' ὁ μὲν σάρδεων, ὅτε ὁ βασιλεὺς κατὰ τῆς κωνσταντίνου ἐστρατοπεδεύσατο καὶ ἐγγὺς ταύτης τὰς ἐπαύλεις ἐποιεῖτο, τότε τὰ τῶν μοναχῶν ἐνεδέδυτο ἄμφια ὑπὸ τοῦ φιλαδελφείας ἰωαννικίου. ὡς γὰρ συχνῶς διηνώχλει τὸν βασιλέα ἐπιδημῆσαι τῇ παφλαγόνων — ἐκεῖθεν καὶ γὰρ ὥρμητο — τὸ στρεβλόνουν τοῦ ἀνδρὸς ὁ βασιλεὺς ἐπιστάμενος οὐκ εἴα τοῦτον περὶ τὰ ἐκεῖσε μέρη ἀφῖχθαι· σκοπὸς γὰρ ἦν αὐτῷ τὰ τῶν παφλαγόνων πάντα διαταράξαι τῇ πρὸς τὸν βασιλέα δυσνοίᾳ. ὁ βασιλεὺς δὲ δικαιότατον πρὸς τοῦτον ἐποίει τὸν λόγον, ὡς 'μητροπολίτης κεχειροτόνησαι σάρδεων, οὐκέτι γε μὴν παφλαγονίας, καὶ δεῖ σε τοῖς τῶν σάρδεων ἐμφιλοχωρεῖν μέ-

G

κατὰ νίκαιαν ἐκκλησίας προαπελήλαται καὶ αὖθις [αὖ] μετ' οὐ πολὺ καὶ τῆς κωνσταντίνου ἐξέωσται. ὃς δὴ τὴν ἀρχὴν αἰτήσας τε καὶ λαβὼν τὰ πιστὰ πρὸς τοῦ κομνηνοῦ μιχαὴλ ἐπὶ τῷ μὴ παραγκωνίζεσθαι τὸν τοῦ βασιλέως θεοδώρου υἱὸν τὸν ὑπόψηφον τῇ βασιλείᾳ ἰωάννην μήτε πως ἐπιβουλεῦσαί οἱ καὶ κατὰ τῆς αὐτοῦ ζωῆς ἐνσκαιωρῆσαί τι τὸ σύνολον, ἐνδέδωκε πρὸς τὴν τῆς βασιλείας ἐγχείρησιν ἢ μᾶλλον κυβέρνησιν, ἣν αὐτῷ οἱ ἐν τέλει ἐπεψηφίσαντο. ἐπεὶ δὲ καὶ πρὸς τὴν αὐτοκρατορικὴν στεφηφορίαν μετεκαλεῖτο καὶ μονωτάτῳ τὰ τοῦ κράτους ἀφοσιῶσαι κατηναγκάζετο, τῆς τε γνώμης μεταπεπτώκει καὶ μέχρι τινὸς σκληρότατος ἐνενόμιστο. βιασθεὶς δὲ τὰ πολλὰ καὶ τὰ μέγιστα καταναγκασθεὶς ἑκὼν ἀέκων τὸ κατὰ γνώμην τοῖς προὔχουσιν ἐξεπέρανεν. ἐφ' οἷς δὲ ἀνθίστατο πρὶν καὶ εἰς ἅπερ αὖθις ἀντέ-

1 ὑπεικόμενον] ὑποκείμενον U 3 ταὐτῷ] αὐτῷ U || 6 καὶ om. U 7 ὁ βασιλεὺς post κωνσταντίνου pos. U 9 τὰς ἐπαύλεις ἐποιεῖτο] ἐποιεῖτο τὴν ἄφιξιν U 17 ὁ βασιλεὺς om. U 19 ἀφῖχθαι] ἀφικέσθαι U 20 πάντα om. U || 22 βασιλεύς post δὲ pos. U 23 ἐποίει] ἐποιεῖτο U

A

1 ἐπεὶ οὖν ἐγνώκει ἀμετάπτωτον
εἶναι τὸ βασιλικὸν βούλημα, μὴ
ἔχων ὅ,τι καὶ δράσειε, τὸν μο-
νήρη βίον προείλετο. ὁ δὲ θεσσα-
5 λονίκης μανουὴλ ἄκων ἐξιὼν
τῆς νικαίας περί που τὰ ἐγγὺς
ἐκείνης διέτριβεν. ὁ δὲ πατρι-
αρχεύσας ἀρσένιος καὶ αὐτὸς
ἐξιὼν ἐκεῖθεν ἐν σμικροτάτῳ
10 τινὶ σεμνείῳ ἑαυτὸν ἐγκαθείρξας
διῆγεν, ἔμπρακτον κἂν οὐκ ἔγ-
γραφον τὴν παραίτησιν ποιη-
σάμενος. ἐντεῦθεν συνελθόντες
πάντες οἱ ἀρχιερεῖς περὶ τὴν
15 λάμψακον, ψήφῳ πάντων καὶ
προσταγῇ βασιλέως ὁ τῆς ἐφέσου
πρόεδρος νικηφόρος εἰς τὸν
πατριαρχικὸν ἀνήχθη θρόνον,
ἀνὴρ καὶ λόγον καὶ τρόπον σε-
20 μνότατός τε ἅμα καὶ κο-
σμιώτατος, καὶ πᾶσι τοῖς
ἰδοῦσιν αὐτὸν προσφιλέ-
στατος. ἀλλ' οὗτος, καθὰ προ-
ειρήκειν, μήπω ἀπενιαυτήσας
25 πρὸς θεὸν ἀπῆρε. τότε γοῦν ὁ
σεβαστοκράτωρ τορνίκιος οὐκ
οἶδ' ὅπως τῇ φιλίᾳ τοῦ ἀρσε-
νίου προσκείμενος ἠνάγκαζε τὸν
Hier endet fol. 301v. Das Folgende,
30 nicht mehr vor 1391 geschrieben.

F

οὖν ἐγνώκει ἀμετάπτωτον εἶναι
τὸ βασιλικὸν βούλημα, μὴ ἔχων
ὅ,τι καὶ δράσειε, τὸν μονήρη
βίον προείλετο. ὁ δὲ θεσσαλονί-
κης μανουὴλ ἄκων ἐξιὼν τῆς
νικαίας περί που τὰ ἐγγὺς ἐκεί-
νης διέτριβεν. ὁ δὲ πατριαρ-
χεύσας ἀρσένιος καὶ αὐτὸς ἐξιὼν
ἐκεῖθεν ἐν σμικροτάτῳ τινὶ
σεμνείῳ ἑαυτὸν ἐγκαθείρξας
διῆγεν, ἔμπρακτον κἂν οὐκ
ἔγγραφον τὴν παραίτησιν ποιη-
σάμενος. ἐντεῦθεν συνελθόντες
πάντες οἱ ἀρχιερεῖς περὶ τὴν
λάμψακον, ψήφῳ πάντων καὶ
προσταγῇ βασιλέως ὁ τῆς ἐφέ-
σου πρόεδρος νικηφόρος εἰς τὸν
πατριαρχικὸν ἀνήχθη θρόνον,
ἀνὴρ καὶ λόγον καὶ τρόπον
σεμνός.

ἀλλ' οὗτος
μήπω ἀπενιαυτήσας
ἀπῆρε. τότε γοῦν ὁ σεβαστο-
κράτωρ τορνίκιος οὐκ οἶδ'
ὅπως τῇ φιλίᾳ τοῦ ἀρσενίου
προσκείμενος ἠνάγκαζε τὸν βασι-
λέα τὸν ἀρσένιον εἰς τὸν πατρι-
αρχικὸν καὶ αὖθις θρόνον ἀνα-

BU

ρεσι κἀκεῖσε καὶ διατρίβειν καὶ
σοῦ ποιμαίνειν τὸ ποίμνιον.
ἐπεὶ οὖν ἐγνώκει ἀμετάπτωτον
εἶναι τὸ βασιλικὸν βούλημα, μὴ
ἔχων ὅ,τι καὶ δράσειε, τὸν
μονήρη βίον προείλετο. ὁ δὲ
θεσσαλονίκης μανουὴλ ἄκων
ἐξιὼν τῆς νικαίας περί που τὰ
ἐγγὺς ἐκείνης διέτριβεν. ὁ δὲ
πατριαρχεύσας ἀρσένιος καὶ αὐ-
τὸς ἐξιὼν ἐκεῖθεν ἔν τινι σεμ-
νείῳ ἑαυτὸν ἐγκαθείρξας διῆγεν.

ἐντεῦθεν συνελθόντες πάντες οἱ
ἀρχιερεῖς περὶ τὴν λάμψακον
ψήφῳ πάντων καὶ προσταγῇ
βασιλέως ὁ τῆς ἐφέσου πρόεδρος
νικηφόρος εἰς τὸν πατριαρχικὸν
ἀνήχθη θρόνον.

ἀλλ᾽ οὗτος, καθὰ προειρήκειν,
μήπω ἐνιαυτήσας τὸ βιοῦν ἐξε-
μέτρησε. τότε γοῦν ὁ σεβαστο-
κράτωρ τορνίκιος τῇ φιλίᾳ τοῦ
ἀρσενίου προσκείμενος ἠνάγ-
καζε τὸν βασιλέα τὸν ἀρσένιον
εἰς τὸν πατριαρχικὸν καὶ αὖθις
θρόνον ἀναγαγεῖν, θαύματά τινα

3 οὖν] γοῦν U 18 θρόνον] χρό-
νον U | 24 ἐνιαυτήσας] ἀπενιαυτήσας
U 26 τορνίκιος] τορνίκης U | 29
εἰς τὸν πατριαρχικὸν post αὖθις pos.
U | 30 τινα] τε U

G

πεπτε, συναιρομένους εἶχε τὰ με-
γάλα τόν τε τῶν σάρδεων ἀν-
δρόνικον καὶ τὸν τῆς θεσσα-
λονίκης μανουὴλ τὸν τοὐπίκλην
δισύπατον, ὃν καὶ ὡς ἐκ νεότη-
τος ἰχθυοφαγεῖν ἀσπαζόμενον
ἀρετῆς ἀντιποιήσει καὶ πόθῳ
ὑψηλοτέρας διαγωγῆς ὀψαρᾶν
ἐκάλεσαν οἱ συμφοιτηταὶ καὶ
συνήλικες. ἦν δὲ πλήρης οὗτος
παιδείας τε καὶ λόγων καὶ θεί-
ων εἰς ἄκρον ἴδρις γραφῶν.
οὗτος καὶ τῷ πατριάρχῃ ζήλῳ
θειοτέρῳ ἐφ᾽ οἷς ἐκεῖνος ἐδυ-
σχέραινεν ἐπὶ τοῖς νεωτεριζο-
μένοις, τὰ πολλά τε συνῄνει καὶ
εἰσηγητὴς ἰσχυρογνώμων ἐδεί-
κνυτο. ἀλλ᾽ ἡ βία τούτων κεκρά-
τηκε καὶ ὑπ᾽ ἀνάγκης συνάμα
κατηγορίσθησαν. καὶ γὰρ ὁ μὲν
τὸν τῶν σάρδεων θρόνον διέπων
ῥάκη μοναχικὰ καὶ ἄκων με-
ταμφιέννυται, ὁ δὲ πνευματικῶς
τῆς **τῶν θεσσαλονικέων ἐπιστα-**
τῶν, ὁ κόσμιος ἐκεῖνος ἀνὴρ
καὶ σεβάσμιος ἄνθρωπος, τῆς
νικαέων ἐκβέβληται καὶ περί
που τὸ τῆς ἀσκανίας παραλίμνιον
διατρίβειν καταδικάζεται. καὶ
αὐτὸς δ᾽ ὁ πατριάρχης ἀρσένιος

2 σάρδεων] σάρδεως G

A

stammt von jüngerer Hand und beginnt mit Fol. 302r.

ἠνάγκαζε τὸν βασιλέα τὸν ἀρσένιον εἰς τὸν πατριαρχικὸν αὖθις θρόνον ἀναγαγεῖν, θαύματά τινα καὶ τεράστια παρὰ τοῦ ἀρσενίου ἐνεργούμενα διηγούμενος. καὶ πράγματα διηνεκῶς προὐξένει τῷ βασιλεῖ, πατριαρχεύειν τὸν δύσνουν αὐτῷ βιαζόμενος. ἀλλ᾽ ὁ βασιλεὺς ἑκὼν ἄκων τῇ τοῦ σεβαστοκράτορος συμβουλῇ ξυντεθεὶς εἰς τὸν πατριαρχικὸν καὶ αὖθις θρόνον ἀνήγαγε τὸν ἀρσένιον. καὶ οὕτω μὲν τὰ ἐπὶ τῷ ἀρσενίῳ.

F

γαγεῖν, καὶ θαύματά τινα καὶ τεράστια παρὰ τοῦ ἀρσενίου ⟨ἐνεργούμενα⟩ διηγούμενος, καίτοι γε τῶν ἄλλων τῶν ἐν ξυμβουλῇ μὴ θελόντων τοῦτο γενέσθαι. ἀλλὰ τὸ τοῦ βασιλέως καλοκἀγαθὸν καὶ πρὸς τὸ εὖ ποιήσασθαι ἕτοιμον τῇ συμβουλῇ τοῦ σεβαστοκράτορος μᾶλλον ξυντεθῆναι πεποίηκε. καὶ ἀνήχθη καὶ αὖθις πρὸς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον ἀρσένιος, ἔγγραφὴν ποιησάμενος τὰ ὀρθὰ φρονεῖν καὶ πράττειν ὑπὲρ τοῦ βασιλέως.

13 ξυντεθεὶς corr. ex ξυντεθῆναι F ξυντιθεὶς A

10 ξυντεθῆναι] ξυντευθῆναι F

B U

καὶ τεράστια παρὰ τοῦ ἀρσενίου ἐνεργούμενα διηγούμενος,

καὶ πράγματα διηνεκῶς προὐξένει τῷ βασιλεῖ, πατριαρχεύειν τὸν δύσνουν αὐτῷ βιαζόμενος. ἀλλ' ὁ βασιλεὺς ἑκὼν ἄκων τῇ τοῦ σεβαστοκράτορος συμβουλῇ ξυντεθεὶς εἰς τὸν πατριαρχικὸν καὶ αὖθις θρόνον ἀνήγαγε τὸν ἀρσένιον. καὶ οὕτω μὲν τὰ ἐπὶ τῷ ἀρσενίῳ.

11 ἀλλ' ὁ] ὁ δὲ U 12 τοῦ om. U 13 συμβουλῇ] βουλῇ U 14 ξυντεθεὶς U ξυντιθεὶς B 17 τῷ ἀρσενίῳ] τοῦ ἀρσενίου U

G

ἐκεῖθεν ἐξιὼν ἐν σμικροτάτῳ σεμνείῳ καθείρκτο. ἐντεῦθεν καὶ συνελθόντες τὸ λοιπὸν τῶν ἀρχιερέων συνάθροισμα, βασιλικῇ προσταγῇ πειθαρχήσαντες εἰς τὴν τῆς πατριαρχείας περιωπὴν τὸν τῆς ἐφέσου νικηφόρον μεταβιβάζουσι, πάλαι ταύτῃ ἐποφθαλμίζοντα καὶ ἐκ μακροῦ ἔρωτα τοῦ θρόνου ἐγκυμονοῦντα. ἀλλ' οὗτος, ὡς προειρήκειν, μηδ' ἀπενιαυτήσας τὸ κοινὸν ἀπέδοτο χρέος. τότε γοῦν ὁ σεβαστοκράτωρ τορνίκιος τὸν βασιλέα προσιὼν κατηνάγκαζεν εἰς τὸν πατριαρχικὸν καὶ αὖθις θρόνον ἀναγαγεῖν τὸν θεῖον ἀρσένιον, θαύματά τινα καὶ ἔργα δυνάμεως θείας αὐτόχρημα πρὸς τοῦδε γεγονέναι δυσχυριζόμενος. εἶχε δὲ ἐπὶ τούτῳ καὶ τῆς συγκλήτου πλείστους καὶ τῶν πνευματικωτέρων πάνυ συχνοὺς συναιρομένους τε καὶ τὰ αὐτὰ συμβουλεύοντας, πατέρα κοινὸν νομιζόντων τε καὶ ὀνομαζόντων τὸν θεῖον ἀρσένιον καὶ γνήσιον τῆς ἐκκλησίας μνηστῆρα, μοιχοὺς δὲ νομιζομένων καὶ διαρρήδην ἀποκαλούντων τὸν τῆς ἐφέσου νικηφόρον καὶ εἴ τίς γε ἄλλος ἐπιλαβέσθαι τοῦ θρόνου κατατολμήσειε. τούτοις δὴ καὶ πείθεται βασιλεὺς καὶ ἀνάγει διὰ τάχους εἰς τὸν τῆς πατριαρχείας θρόνον τὸν μακαρίτην ἀρσένιον. καὶ ταῦτα μὲν ἔσχηκεν οὑτωσί.

21 τούτῳ] τῷ G

Aus dieser Nebeneinanderstellung geht zunächst die oben mit anderen Gründen bewiesene Zusammengehörigkeit von B und U aufs neue deutlich hervor, nur ist U auch in diesem Abschnitte seiner sonst stets beliebten Gewohnheit treu geblieben, die einzelnen Wörter umzustellen und zu verändern, was ihm unnütz scheint, auszulassen, mit anderen Worten, in bescheidenen Grenzen nach eigenem Geschmacke zu stilisieren. Dies ist für später besonders im Auge zu behalten. Im übrigen aber erkennt man leicht, wie A, F und B U zwar auch nicht ganz übereinstimmen, sondern Unterschiede zeigen, die später noch näher besprochen werden sollen, wie sie aber im ganzen gegen G übereinstimmen, wo ein Bericht von ganz anderer Färbung vorliegt, der nun, und das ist die Hauptsache, entschieden dem Patriarchen Arsenios freundlich gesinnt ist. Die Geschichte dieses merkwürdigen charaktervollen Mannes liegt noch im Dunkeln, und es ist bis jetzt aus den verschiedenen Berichten, zu denen wir hier aus den Hss des Akropolites noch ein paar neue hinzufügen, noch nicht ein klares Bild dargestellt worden. Immerhin lässt sich auf grund der Ueberlieferung bei Nikephoros Gregoras, Georgios Pachymeres und in den Akropolites-Codd. folgendes feststellen. Arsenios wurde auf Betreiben des Kaisers Theodoros II Laskaris, der in ihm ein gefügiges Werkzeug seiner Politik zu finden glaubte, in nicht ganz kanonischer Weise zum Patriarchen erwählt (1255). Nach Theodoros' Tode trat er den auf die Beseitigung des unmündigen Thronfolgers Johannes gerichteten Bestrebungen Michaels VIII Palaiologos entgegen, musste aber der Gewalt weichen und zog sich vom Amte zurück. Nach dem Tode seines von Michael bestimmten Nachfolgers Nikephoros erwirkte die mächtige Partei seiner Freunde seine Wiedereinsetzung 1261. Aber der Friede zwischen ihm und dem Kaiser dauerte nicht lange; Arsenios wagte die Exkommunikation auszusprechen, als Michael den legitimen Thronfolger Johannes blenden liess. Er wurde abgesetzt und starb bald darauf im Exil, aber noch lange lebte die Partei der Arse-

nimmer fort, und in ihr sammelten sich alle diejenigen Elemente, welche aus irgend einem Grunde zur Opposition übergingen, namentlich die Gegner der Union mit der lateinischen Kirche.

Die Darstellung nun, wie sie in G vorliegt, ist von einem entschiedenen Anhänger des Arsenios verfasst worden. Der weiss von dem Patriarchen nur Gutes zu sagen, und alle Fehler und Mängel, die sich in den anderen Berichten finden, sind hier ins Gegenteil verkehrt. Auch die Leidensgenossen des Arsenios werden mit Lob erwähnt, und ganz besonders nahe scheint dem Verfasser der Erzbischof Manuel von Thessalonike gestanden zu sein. Von den Gegnern des Patriarchen dagegen weiss er nur Schlechtes zu berichten, und die ganze Schale seines Zornes schüttet er über Nikephoros von Ephesos aus, der in seinem letzten Lebensjahr an Arsenios' Stelle den Patriarchenstuhl eingenommen hatte. — Kann dieser Bericht des Cod. G die Darstellung des Akropolites sein? Die Frage ist sofort und entschieden zu verneinen. Georgios Akropolites war durchaus Parteimann des Kaisers Michael. Als kaiserlicher Grosslogothet hat er strenges Gericht gehalten über die Arsenianer, die den Patriarchen Joseph (1268—75 und 1283) bekämpften, und ist mit blutiger Grausamkeit gegen sie vorgegangen.[1] Die kirchliche Union, die von Michael VIII so oft der päpstlichen Kurie als erreichbar vorgehalten wurde, wenn politische Gefahren vom Hause Anjou drohten, hat endlich auf dem Lyoner Konzil von 1274 im Namen des Kaisers Akropolites vollzogen und beschworen, nachdem er mehrfach litterarisch für sie eingetreten war. Arsenios und seine Anhänger aber waren die orthodoxe, entschiedene unionsfeindliche Partei. Akropolites erklärt ferner zwar in der Vorrede seines Werkes *οὔτε πρὸς χάριν οὔτε πρὸς φθόνον, ἀλλ' οὐδὲ πρὸς μῖσος ἢ καὶ πρὸς εὔνοιαν* zu schreiben für die Pflicht des Historikers; er selbst aber hat dieser Pflicht nicht genügt, denn überall, wo die Rede auf Michael VIII kommt, färbt er

[1]) Georg. Pachymeres ed. Bonn. I 316.

die Geschichte, und kein unbefangener Leser wird die Zeichnung für richtig halten, die er von dem schlauen, hinterhaltigen Palaiologen entwirft; die Berichte anderer Quellen und seine Thaten reden eine zu laute Sprache. Es ist ganz undenkbar, dass Akropolites an dieser Stelle mit der Feder den Arsenios und seine Parteigenossen so warm verteidigt haben sollte, die er mit dem Schwerte so rücksichtslos bekämpft hat. Uebrigens lässt sich auch an Einzelheiten die Unechtheit des Berichtes in G nachweisen. Wäre er nicht eingeschoben, so stünde wohl nicht am Anfang von Nikephoros von Ephesos der verhältnismässig wohlwollende Ausdruck *πρὸς τὰς αἰωνίους μεταστάντος σκηνάς*, den z. B. der auch arseniosfreundliche Bearbeiter von BU gestrichen hat, sondern schon hier bei der ersten Erwähnung wäre wohl anders von dem Manne geredet worden, der nachher mit so bitterer Verachtung und so glühendem Hass behandelt wird. Man beachte aber auch den Ausdruck *πρὸς τοῦ ἐν μακαρίᾳ τῇ λήξει γενομένου βασιλέως θεοδώρου τοῦ λάσκαρι*, der erstens einen geistlichen Verfasser verrät, wie manche andere Wendungen in dem ganzen Berichte, zweitens aber durch den Zusatz *τοῦ λάσκαρι* zeigt, dass der Verfasser in späterer Zeit schrieb; denn Akropolites nennt diesen Kaiser stets nur, und im Zusammenhang durchaus genügend deutlich, *βασιλεὺς θεόδωρος*. So geht auch aus Einzelheiten deutlich hervor: die Darstellung in G stammt nicht von Akropolites.

Aus den gleichen Gründen kann ich aber auch den Bericht von BU nicht für echt halten. Zwar ist sein Verfasser zaghafter und weniger charaktervoll gewesen als der von G, aber darum ist seine Hand nicht weniger leicht kenntlich. Er scheint keine politischen Interessen gehabt zu haben wie der Bearbeiter von G, er nahm nur Anstoss an dem harten Urteil über den obersten Kirchenfürsten. Aber dadurch verrät er sich. Denn es ist psychologisch nicht denkbar, dass ein Schriftsteller dieser Zeit das strenge Verfahren Michaels gegen die Gefährten und Parteigänger des Arsenios als gerecht bezeichnen und zugleich von dem Pa-

triarchen selber nur Gutes berichten sollte. Diesen Widerspruch hat der Bearbeiter von B U nicht vermieden. Er scheint ein gutherziger Geistlicher gewesen zu sein, in dessen Augen Arsenios der einzig rechtmässige Patriarch war. Daher hat er auch das lobende Beiwort *κοσμήσαντος* für den Nikephoros von Ephesos durch das farblose *ἀπολαύσαντος* ersetzt, und hat es nicht übers Gewissen gebracht, das Lob (488, 19) *ἀνὴρ καὶ λόγον καὶ τρόπον σεμνός* für ihn niederzuschreiben. Auch hat er am Schlusse die Bemerkung unterdrückt, dass Arsenios schriftlich dem Kaiser Gehorsam und Unterwerfung gelobte. Besonders aber hat er den harten Tadel seines Charakters und seiner Bildung gemildert (485, 4 ff.); und wenn man das harte entschiedene Urteil *οὔτε γὰρ λόγον εἶχε τὸν κοσμοῦντα τοῦτον εἴτ᾽ ἐκ παιδείας γεγεννημένον εἴτ᾽ ἐκ φύσεώς πως προβαλλόμενον* mit der Halbheit vergleicht, die er an die Stelle setzt, so kann das Urteil über die Frage, welche von beiden Fassungen die ursprüngliche sei, nicht schwer werden. Der Bearbeiter von B U hat die ganze Schilderung des harten, unversöhnlichen Charakters des Arsenios gestrichen, dafür aber einen längeren Zusatz gemacht, der die mangelnde Bildung des Patriarchen zwar nicht leugnet, aber mit seiner allem weltlichen Wesen und damit auch aller weltlichen Bildung abgeneigten Sinnesart zu entschuldigen sucht. Man erkennt deutlich, wie der Bearbeiter ihn hier gegen eine Anklage verteidigt, und diese lag eben in dem echten Text des Akropolites vor.

Erfreulich ist es, dass wir in diesem Fall auch nachweisen können, woher diese Bearbeitung von B U stammt. Sie ist nämlich keine Originalleistung wie die Redaktion von G, sondern zum grössten Teil nur eine Abschrift, deren Vorlage wir kennen. Das Geschichtswerk des Akropolites liegt uns, wie oben ausgeführt wurde, in einer dreifachen Redaktion vor: von der verkürzten und der durch Zusätze erweiterten wird unten noch genauer gehandelt werden müssen. Die letztere ist uns in der sog. Synopsis Sathas erhalten, und in meiner Besprechung dieser Ausgabe konnte ich auf meine Dissertation

verweisen,[1]) wo ich nach einer Mailänder Hs festgestellt hatte, dass der Bearbeiter, der den Text stilisiert und an verschiedenen Stellen Zusätze gemacht hat, ein jüngerer Zeitgenosse des Akropolites und ein naher Vertrauter des Arsenios war, mit dem er selbst längere Zeit täglich zusammen lebte (cf. Synops. Sath. S. 549, 24 ff.). Dieser Mann hat im Anschluss an die von uns oben behandelte Stelle des Akropolites über den Patriarchen Arsenios einen eigenen Abschnitt zum Lobe dieses seines Gönners eingeschoben, aber es ist auch natürlich, dass sein Wohlwollen nicht den harten Tadel hat ungeändert stehen lassen, den er in seinem Exemplar des Akropolites fand. Was er in seiner Vorlage las, geht deutlich aus seinen Worten (S. 549, 25) hervor: *οἱ τοῦτον δύσνοιαν περὶ τὸν βασιλέα ἔχειν αἰτιασάμενοι ἢ ἀγνόημα ἠγνόησαν μέγιστον ἢ διαβολῆς ἀπελέγχονται.* Es wird mir nicht widersprochen werden, wenn ich hierin eine direkte Beziehung auf die oben S. 484, 26 ff. stehende Bemerkung: *δύσνους ἐγεγόνει τῷ βασιλεῖ* A F *δύσνους περὶ τοῦτον ἐγένετο* B U erblicke, und dadurch werden wiederum diese Worte als echter Text des Akropolites erwiesen. Der Freund des Arsenios, der Verfasser der Synopsis Sathas, hat natürlich in seiner Bearbeitung diesen Passus gestrichen. Ferner aber hat er das ganze Werk des Akropolites textlich umgestaltet durch Umstellungen, Auslassungen u. s. w., wovon unten noch genauer die Rede sein soll. Dies Verfahren hat er auch in dem auf Arsenios bezüglichen Abschnitt befolgt, wo zu seiner Arbeit des Stilisierens also noch die Mühe kam, das Portrait des Arsenios umzugestalten. Die oben besprochene Stelle nun aber (S. 484, 4 ff.), wo B U von dem Texte in A abweicht, stimmt wörtlich mit der Synops. Sath. überein: die geringfügigen Varianten habe ich dort unter S notiert, sie sind verschwindend gegenüber den Aenderungen, welche die Synops. Sathas sonst mit dem Texte vorgenommen. Ein Gedanke übrigens, wie S. 485, 20 *πᾶσι τοῖς κατὰ κόσμον, ὧν οὐκ εὐχερῶς ἔχουσιν οἱ*

---

[1]) Byz. Z. 5 (1896) 168 ff. Vgl. K. Krumbacher, Byz. Litt.[2] 388 ff.

πλείους ἀφίστασθαι, verrät aufs deutlichste den geistlichen Verfasser und ist dem Weltmanne Akropolites ganz fremd. So bleibt nur die Lösung übrig, dass der Schreiber von B U diese Stelle aus der Synopsis Sathas abgeschrieben hat, die sicher einen unechten Text bietet. S. 489, 9 ff. und 29 ff., wo B G wieder übereinstimmend mit A und F den echten Text geben, lesen wir in der Synopsis Sathas eine vollständige Umarbeitung, wie sie dort die Regel ist. Die Abweichungen, die B U S. 491 sich gestattet hat, sind wohl selbständige Leistungen. Denn wenn natürlich der Passus S. 490, 13 ff. in F (und sicher A_1) über die Abdankung des Arsenios auch in S fehlt, und dort auch wie in B U das Lob des Nikephoros von Ephesos S. 488, 19 f. fortgelassen ist, so hat doch B U sich textlich vollständig an A und F angeschlossen. Dass ihm ausser der Synopsis Sathas auch der echte Text in F vorlag, lehrt der Schluss. Denn in S folgt hinter *δυσχεραινόμενος* (S. 491, 2) nur der Satz *ἀνήχθη οὖν καὶ αὖθις εἰς τὸν θρόνον τὸν πατριαρχικὸν ὁ ἀρσένιος*; die Worte dagegen in B U *ὁ βασιλεὺς ἑκὼν ἄκων τῇ τοῦ σεβαστοκράτορος συμβουλῇ ξυντεθεὶς* verraten deutlich die Vorlage von F S. 490, 9 *τῇ συμβουλῇ τοῦ σεβαστοκράτορος μᾶλλον ξυντεθῆναι πεποίηκε.* Das Gelübde des Gehorsams gegen Michael in F hat der Bearbeiter von B G selbstverständlich gestrichen.

Nachdem so die Unechtheit der in B U und G vorliegenden Fassungen erwiesen ist, bleiben noch die Unterschiede von A und F zu behandeln übrig.

Sie sind geringfügig und ihre Entstehung ist leicht zu erklären. Leider ist A unvollständig. Wie im Texte oben S. 488, 29 bemerkt wurde, hört die erste Hand mit den Worten *προσκείμενος ἠνάγκαζε τὸν* am Schluss von fol. 301^{v} auf, und die übrigen Blätter sind verloren gegangen. Mindestens um ein Jahrhundert jünger ist die Hand, die fol. 302^{r} die Fortsetzung lieferte und dabei eine direkte Abschrift von B gab. So kommt der Schluss von A für die Textkritik nicht in Betracht. Im übrigen ergibt die Vergleichung folgende Unterschiede. S. 484, 10 ff. ist die ganze so abfällige Schilderung der

Bildung und des Charakters des Arsenios in F gestrichen worden, und das zum folgenden allein passende *παναφυέστατος* einfach in das Gegenteil *πανευφυέστατος* verwandelt. Wir haben aus der Geschichte nachgewiesen, dass Akropolites dem Arsenios nicht solches Lob zuerteilen konnte, und bei der Betrachtung von B U ergab sich, dass sie den Text von A zur Voraussetzung haben. So bleibt nur die Annahme übrig, dass an dieser Stelle auch F einmal einem Anhänger des Arsenios nicht unversehrt aus den Händen gekommen ist. Wie aber ist S. 488, 19 ff. zu entscheiden, wo es sich um das Lob des Nikephoros handelt? In A ist es wärmer noch als in F, und es hinderte an sich nichts, anzunehmen, dass Akropolites so geschrieben habe.[1]) Allein weshalb sollte das ein Bearbeiter abgeschwächt haben? War er dem Nikephoros nicht gewogen, so strich er überhaupt die Bemerkung, wie es in B U thatsächlich geschehen ist. Viel erklärlicher aber scheint mir, dass einem Leser, der den Nikephoros persönlich gekannt hatte (*πᾶσι τοῖς ἰδοῦσιν αὐτόν*), das einfache Lob des Akropolites zu mager erschien und er aus Eigenem kräftiger Farbe auftrug. Am Schlusse endlich bietet ebenfalls F den echten Text des Akropolites, der, wie oben gezeigt wurde, auch dem Bearbeiter von B U vorlag; er nimmt auch hier entschieden Partei für seinen kaiserlichen Gönner.

Hiemit können wir diesen Teil der Untersuchung abschliessen. Als Resultat ergibt sich, dass B U und G

---

[1]) Nikephoros Blemmydes, der seiner Geistesrichtung nach eher zu den Anhängern als zu den Gegnern des Arsenios zu zählen ist, obwohl auch ihm die Eigenart des Patriarchen nicht sympathisch war, schreibt über Nikephoros von Ephesos in seiner Autobiographie (S. 38, 18 ff. meiner Ausgabe): *ἀνὴρ κατὰ θεὸν διάγων, ὁρῶν πρὸς θεόν, θεογραφικῆς γνώσεως ἔμπλεως, καὶ ἡμῖν ἐν αὐτοῦ γνωριζομένοις καὶ τιμωμένοις ἀντιγνωριζόμενος καὶ ἀντιτιμώμενος, τῷ πρὸ αὐτοῦ κατὰ πᾶσαν ἕξιν ἀντίθετος, πεπαιδευμένος τὸ ἦθος, σεμνοπρεπὴς ἁγνείᾳ καὶ παρθενίᾳ, διαλάμπων ἐπιεικείᾳ μετ' ἐμβριθείας τῆς ὅσης δεῖ, καὶ ἐν οἷς χρὴ τὸ ἥμερον ἅμα καὶ ἀρχικὸν ἐνδεικνύμενος, συμπαθείᾳ καὶ τῇ τῶν ἱερῶν ἐκδικήσει παρανομουμένων ἀντικοσμούμενος, ἐσθῆτος συνήθως εἰπεῖν οὐ κεχρωματισμένος, οὐκ ἐπίπλαστος, οὐ ψευδώνυμος.*

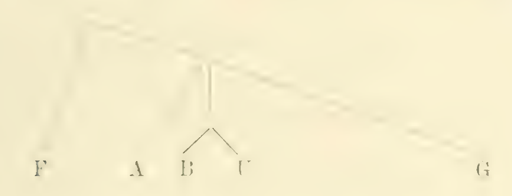
von fremder Hand überarbeitet sind, dass der reine Text des Akropolites nur in A und F vorliegt, dass aber weder der eine noch der andere ganz unversehrt von dem Hass und der Liebe ihrer Leser geblieben sind. Darf man nun verallgemeinern? Darf man sagen, dass überall, wo A F und B U G differieren, A F den Urtext bewahrt haben? Es würde vorschnell sein, die Frage zu bejahen, denn an anderen Stellen können andere Motive andere Folgen gehabt haben.

Jedenfalls aber dürfen in der Beurteilung des Arsenios sich keine Widersprüche im Werke des Akropolites finden. Vortrefflich passt nun zu dem eben als echt festgestellten Text die Erzählung von der Wahl des Arsenios zum Patriarchen unter Theodoros II Laskaris (Seite 113 ed. B.), wo alle Codd. übereinstimmend einen für Arsenios sehr ungünstigen Bericht geben. Die anderen Stellen, an denen der Patriarch erwähnt wird, sind ohne Bedeutung, aber bemerkenswert ist noch S. 196, 19. Leider ist uns hier nur B, die zweite auf B beruhende Hand in A, und G erhalten, die übrigen Codd. brechen vorher ab. In G allein findet sich hinter den Worten *ἐπεὶ δὲ ὁ μὲν πατριάρχης ἀρσένιος οὐ παρῆν* der in B und A_2 fehlende Zusatz: *οἷα ἐκεῖνος ἀνὴρ νωθρότερος περὶ τὰ καλὰ καὶ δύσνους πρὸς τὸν βασιλέα τελῶν καὶ μικροῦ δυσχεραίνων, ὅτι πρὸς τοῦ βασιλέως ἡ τῆς κωνσταντίνου τῇ τῶν ῥωμαίων ἀρχῇ συγκατείλεκται.* Es wäre nicht unmöglich, dass hier einmal ein Gegner des Arsenios seinem Hasse Luft gemacht hätte. Aber andererseits haben wir oben gesehen, dass G gerade von einem Freunde des Patriarchen ebenso wie B redigiert worden ist, und da liegt es denn doch näher anzunehmen, dass der Zusatz echt und in B gestrichen worden ist, während der Bearbeiter von G ihn übersah. Dazu kommt, dass im ganzen die Ueberlieferung in G eine vorzügliche ist, was sich von der in B durchaus nicht sagen lässt.

Haben wir auf diese Weise das sichere Resultat gewonnen, dass an einer bestimmten Stelle A und F den ursprünglichen Text bieten, so kommen wir durch folgende Erwägung ein

gutes Stück weiter. Im Jahr 1260 machte Michael Palaiologos den ersten Versuch, Byzanz selbst zu gewinnen. Akropolites (S. 185, 11 ff.) erzählt, wie er dabei auf die Hilfe eines in Konstantinopel wohnenden abendländischen Verwandten Anselm vertraute, der ihm versprochen hatte, die Thore zu öffnen. *καὶ ἐπιστεύετο λέγων ταῦτα. τό τε γὰρ συγγενὲς φαντασίαν ἐδίδου τοῦ ἀληθεύειν τὸν ἄνθρωπον καὶ τὸ πλειόνων δωρημάτων τε καὶ τιμῶν ὑποσχέσεις ἐνωμότους λαβόντα φράγγων . . . . ἐν τῇ τοῦ πρίγκιπος ἀχαΐας μάχῃ, καὶ προσδοκήσας δεινὰ μάλιστα εὐμοιρήκει πολλῶν ἀγαθῶν.* So überliefern A B U G — H bricht kurz vorher ab —, und jeder erkennt leicht die Lücke: nur U ergänzt nach seiner Gewohnheit der freien Textbehandlung hinter *μάχῃ* ein *κατασχεθείς*. In F dagegen lautet die Stelle . . . . *ἄνθρωπον καὶ ἐπὶ πλειόνων δωρημάτων τε καὶ τιμῶν ὑποσχέσεις ἐνωμότους λαβόντα, καὶ τὸ* (cod. *τῶ*) *συνεῖναι* [*τε*] *τὴν μητέρα τούτου τῷ βασιλεῖ. πάντα ταῦτα κατέπειθον ἀληθεύειν αὐτόν, καὶ μάλιστα ἐπεὶ καὶ οὗτος μετὰ τῶν λοιπῶν κατεσχέθη λατίνων ἐν τῇ τοῦ πρίγκιπος κτλ.* So ist die Lücke gut geschlossen, und dass hier allein in F der echte ursprüngliche Text des Akropolites vorliegt, lehrt ein Vergleich mit der in der Synopsis Sathas vorliegenden Bearbeitung durch den jüngeren Zeitgenossen und Freund des Arsenios. Der schreibt nämlich (ed. Sathas S. 547, 2 ff.) *καὶ ἐπιστεύετο διά τε τὸ συγγενὲς καὶ τὸ πλῆθος τῶν δωρημάτων ὧν ἀπέλαβε καὶ ὧν ἦν ἐν ὑποσχέσει λαβεῖν, καὶ ἐπὶ τούτοις δέσμιος ὅτι τῷ βασιλεῖ προσαχθεὶς ἐν τῇ τοῦ πρίγκιπος ἀχαΐας κατασχέσει, οὐ μόνον οὐδὲν δεινὸν ἔπαθεν, ἀλλὰ καὶ πολλῶν ἀπήλαυσεν ἀγαθῶν.* S hat hier stilisiert und den Passus über die Mutter des Anselm fortgelassen, im übrigen aber sieht man deutlich, dass er denselben Text las, wie er uns noch in F erhalten ist. Daraus folgt, dass A B U und G auf eine von F verschiedene Vorlage zurückgehen. Der Gewinn, der aus dieser Sachlage für die ganze Textkritik entspringt, ist so gross und so einleuchtend, dass man das Fundament doppelt kritisch sich ansehen muss. Ich sehe nun freilich nicht, wie man die gemeinsame

Lücke in A B U G anders als durch eine gemeinsame lückenhafte Vorlage erklären sollte, doch will ich noch eine zweite Stelle besprechen, wo nun freilich der Beweis umgekehrt geführt werden muss. Ist das eben angenommene Verhältnis der Codd., das sich durch folgendes graphische Bild



veranschaulichen lässt, richtig, so haben wir überall in F die Lesart des Archetypus aller Hss zu erkennen, wo F mit A gegen B U und G oder mit B U gegen A und G oder mit G gegen A und B U übereinstimmt. S. 135 ff. erzählt nun Akropolites, wie er einmal durch allzu kecke Gegenrede den Zorn des Kaisers Theodors II Laskaris herausgefordert und dieser ihn dafür habe durchpeitschen lassen. *ὁ δὲ χρηστότατος περὶ ἡμᾶς βασιλεὺς τοὺς πολλὰ πρὸς τοῦ πατρὸς αὐτοῦ δι' αὐτὸν πεπονθότας, ὃς ἐν πολλῷ πλήθει καὶ πολλάκις διαπρυσίῳ ἔλεξε τῇ φωνῇ ὡς 'πολλῶν μοι αἴτιος ἀγαθῶν οὗτος ὁ ἄνθρωπος γέγονε', περὶ τῆς λογικῆς φάσκων παιδείας, 'καὶ πολλῶν ὀφειλέτης τούτῳ τυγχάνω'. ὁ τὴν κλῆσίν μοι προθέμενος ἐν πολλοῖς καὶ γλυκὺ ταύτην κατονομάζων πρᾶγμα καὶ ὄνομα, δυοῖν κορυνοφόροιν προσέταξε τύπτειν με.* Der Satz *ὁ τὴν κλῆσιν — ὄνομα* fehlt in B und G (in U ist hier ein Blatt ausgefallen) und ist nur in A und F erhalten. Ist der Satz nun echt oder ist er fremde Zuthat? „Er nannte mich oft beim Vornamen und nannte diesen ein *γλυκὺ πρᾶγμα καὶ ὄνομα.*" Es müsste schon ein guter Freund des Akropolites dies hinzugefügt haben, und jedenfalls wäre es ein seltsamer Einfall. Aber wir haben den sichersten Beweis, dass dieser Satz auf historischer Wahrheit beruht, durch das Zeugnis des Theodoros selbst. Akropolites war, nachdem

Theodoros die Schule des Blemmydes verlassen hatte, längere Zeit sein Lehrer gewesen, wie aus den obigen Worten *περὶ τῆς λογικῆς φάσκων παιδείας* und aus anderen Zeugnissen hervorgeht.[1] Damals hat er dem Akropolites einen enkomionartigen rhetorischen Brief gewidmet, der uns in mehreren Hss, am besten, aber verstümmelt, im Cod. Paris. suppl. grec 472, und vollständig im Cod. Paris graec. 3048 erhalten ist.[2] Ich besitze von dieser und den übrigen rhetorischen Schriften Theodors seit Jahren eine vollständige Abschrift und Kollation. Der Brief an Akropolites führt den Titel (Par. 3048 fol. 2r): *κυροῦ θεοδώρου δούκα τοῦ λάσκαρι τοῦ υἱοῦ τοῦ ὑψηλοτάτου βασιλέως κυροῦ ἰωάννου τοῦ δούκα ἐπιστολὴ πρὸς τὸν μέγαν λογοθέτην κύριν γεώργιον τὸν ἀκροπολίτην καὶ εἰς ἄκρον φιλόσοφον.*[3] In demselben lesen wir fol. 11r: *ἀλλ' ὦ ἐμοὶ τριπόθητε γεώργιε, ἐμὸν παραμύθιον ἰσχυρόν, ἐμὸν ἐντρύφημα λογικόν, ἐμὸν ὅτι κάλλιστον καὶ πρᾶγμα καὶ ὄνομα, ἴδῃς με ἐν μικρῷ κτλ.* Das ist die Stelle, die der Verfasser jenes Satzes in A und F im Auge hatte. Kann das ein anderer als Akropolites selber sein? Undenkbar ist es nicht, allein nichts liegt näher als in ihm den Verfasser zu sehen, denn er wusste gewiss, wie Theodoros einst an ihn geschrieben, und wer weiss, wie wenige Zeitgenossen überhaupt die rhetorischen Schriften Theodors gelesen hatten? Ich halte, und ich glaube mit Recht, diesen Satz für echt, und dann hat das oben gefundene Verhältnis der Hss zu einander die Probe bestanden.

Damit bekommt nun der Text in zahlreichen Partien ein ganz anderes Aussehen als er in der Bonner Ausgabe trägt. Ich will hier nicht alles vorwegnehmen, was in der

---

1) Vgl. meine Ausgabe des Blemmydes prolegg. XII ff.

2) Vgl. Karl Krumbacher, Byz. Litt.² 95 f. 478.

3) Ausserdem schrieb Theodoros ein Enkomion des Akropolites, das in denselben Codd. ebenfalls erhalten ist. Cod. Par. suppl. grec 472 und Ambros. C 308 inf., beide saec. 13, bildeten ursprünglich eine einzige Handschrift und scheinen mir eine direkte Abschrift des Originals zu sein.

bald erscheinenden neuen kritischen Ausgabe deutlich erkennbar sein wird; nur auf einige wichtige Punkte sei hingewiesen, weil an ihnen zugleich sich zeigt, dass das gefundene Verwandtschaftsverhältnis richtig ist. Dabei treten die Beziehungen zwischen B U und G noch in ein helleres Licht. S. 29, 20 lesen wir in A F *ὅστις ἐρῆς πολλῶν πολέμων αἴτιος ἐγένετο τῷ βασιλεῖ Θεοδώρῳ καὶ πολλὰς πόλεις καὶ χώρας τῶν ῥωμαίων ἐφ' ἑαυτὸν ἐποιήσατο,* während in B U G dafür steht: *οὗτος καὶ γὰρ ὁ ἐρῆς πολλὰ πράγματα παρέσχε ῥωμαίοις καὶ αὐτῷ τῷ βασιλεῖ Θεοδώρῳ.* Nach meinen obigen Darlegungen ist die Lesart von A F die richtige. Auch hier aber lässt sich nachweisen, woher die abweichende Lesart in B U G stammt, nämlich wieder aus der Bearbeitung S in der sog. Synopsis Sathas, wo es heisst (ed. Sath. S. 462, 9) *ὃς καὶ πολλὰ ῥωμαίοις δεινὰ κατειργάσατο καὶ αὐτῷ δὲ τῷ βασιλεῖ Θεοδώρῳ παρέσχε πράγματα.* Ich zeigte oben, wie B U ein Stück wörtlich aus S entlehnten; wenn sie hier ein wenig abwichen, so erklärt sich das wohl daraus, dass in S alles durchaus falsch auf Robert, den Bruder Heinrichs von Flandern, bezogen ist. Ueber das Verhältnis von B zu G wird später noch mehr zu sagen sein.

S. 34, 5 wird in A F und in U nur e i n Sohn erwähnt, den Theodoros I Laskaris von seiner ersten Gemahlin Anna hatte: *ὃν γὰρ ἐκ τῆς βασιλίδος ἄννης ἔσχηκεν ἄρρενα παῖδα, τεθνάναι προὔφθασεν,* während in B und G überliefert wird *οὓς γὰρ δύο ἐκ τῆς βασιλίδος ἄννης ἔσχηκεν ἄρρενας παῖδας τεθνάναι προὔφθασαν.* Wer hier recht hat, lässt sich schwer nachweisen, denn andere Quellen schweigen und nur Nikephoros Gregoras, der übrigens stets auf Akropolites beruht, schreibt (I 24, 3 ed. Bonn.): *ἄρρην γὰρ ἦν αὐτῷ παῖς οὐδείς.* Uebrigens geht die Frage auch den Historiker an, ob Akropolites Recht hat; dass er aber nur von einem Sohn gesprochen hat, geht daraus hervor, dass diese Lesart sich auch in dem mit B aufs engste verwandten U erhalten hat. Woher B geschöpft hat, lässt sich erraten, und in der That lesen wir in der Bearbeitung S (ed. Sath. S. 165, 30): *οὓς γὰρ ἐκ τῆς*

βασιλίδος ἄννης ἐγέννησε δύο, νικόλαον καὶ ἰωάννην, ὁ θάνατος προαφήρπασεν. Den Mut, die Namen noch aufzunehmen, hatte der Bearbeiter von B nicht. Ob sie Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen können, weiss ich nicht recht, denn in dem direkt aus G abgeschriebenen jungen Cod. Ambros. D stehen auch Namen angegeben, nämlich *νικόλαον καὶ ἰβόλαν;* aus welcher Quelle sie stammen, lässt sich einstweilen nicht feststellen. Auch hier aber sehen wir wieder, wie die Lesart von B auch in G übergegangen ist. Die gleiche Erscheinung zeigt sich ed. B. S. 89, 21 wo *τετίμηκε δὲ ταύτην ὁ βασιλεύς, οἷα ἐκείνης σχηματιζόμενος τὴν ταπείνωσιν* in A F überliefert ist, während die Worte *οἷα — ταπείνωσιν* in B und G fehlen (in U ist ein Blatt ausgefallen). Der Urheber der Lücke in B und G ist aber wiederum S, wo der Passus gestrichen war, (ed. Sath. S. 497, 14). S. 110, 21 schreibt Akropolites in der Charakteristik des Kaisers Johannes Batatzes: *ἐρώτων δὲ θηλέων ἡττᾶτο, ἐξ ὅτου ἡ σύζυγος αὐτοῦ καὶ βασιλὶς εἰρήνη ἐξ ἀνθρώπων ἐγένετο, καὶ π ο λ λ α ῖ ς μ ὲ ν κ α ὶ ἄ λ λ α ι ς ε ἰ ς φ α ν ε ρ ὰ ν ἐ χ ρ ή σ α τ ο μ ῖ ξ ι ν, μάλιστα δὲ τῆς ἐξ ἰταλίας ἐλθούσης . . . . μαρκεσίνης . . . . τοῦ ἔρωτος ἥττητο.* So schreiben A F und U, wodurch die Echtheit genügend nachgewiesen ist, in B und G aber fehlen die gesperrt gedruckten Worte, ohne welche das folgende *μάλιστα δὲ* keinen rechten Sinn hat. Hier muss schon der Bearbeiter von B oder G selbständig gehandelt haben, denn in S ist die ganze Charakteristik des Kaisers Johannes erweitert und zu einem Enkomion umgestaltet worden, und von der fraglichen Stelle ist überhaupt nichts übrig geblieben. Nachher folgt in S in ganz geringfügiger Stilisierung die chronologische Angabe, wie sie auch in der ursprünglichen Gestalt des Geschichtswerkes in allen Hss sich findet, ed. B. 111, 10—15. Anstatt nun aber in der Erzählung fortzufahren, schiebt S ein ganz neues und ganz ausführliches Enkomion auf denselben Johannes Batatzes ein. Es ist merkwürdig, dass der Bearbeiter von S, der Freund des Arsenios, hier zum zweiten Male die Feder ansetzt, um den Kaiser Batatzes zu charakterisieren: es ist auffallend, dass

mitten hinein so die chronologische Berechnung fällt. Diesen Umstand erklärt aber der Stand der Ueberlieferung in A F und U, wo wir nach den letzten Worten der Zeitangabe folgendermassen lesen:

1 *σχεδὸν γὰρ τῇ πατρικῇ ἀναρρήσει καὶ ἡ γέννησις ἐκείνου συνέδραμεν. ἐλπὶς μὲν οὖν πᾶσιν ἦν Ῥωμαίοις καὶ μάλιστα τοῖς ἐν στρατείᾳ τελοῦσι καὶ τοῖς ἐν τοῖς βασιλείοις διάγουσι πολλῶν ἀγαθῶν πρὸς τοῦ νέου ἐπιτεύξασθαι βασιλέως,*
5 *καὶ εἴ τις ἦν πρὸς τοῦ πατρὸς ἐκείνου λελυπημένος ἢ στέρησιν χρημάτων πεπονθὼς ἢ καὶ κτημάτων, ἐλπίδας εἶχε λύσιν εὑρεῖν τῶν κακῶν· οὕτω μὲν οὖν οἱ πάντες ἤλπιζον. τό τε γὰρ νέον τῆς ἡλικίας καὶ τὸ πρὸς ἅπαντας χαρίεν καὶ τὸ πρᾴως τοῖς ξυνιοῦσι προσφέρεσθαι καὶ ἱλαρῶς τοῖς συντυγχάνουσιν ὁμιλεῖν,*
10 *ἃ δὴ πάντα φενάκη ἦν καὶ ὑποκριτικὸν προσωπεῖον, τοιαῦτα ἐποίουν φαντάζεσθαι. ἀλλ' ἥμαρτον τοῦ σκοποῦ, καὶ τὸ τῆς παροιμίας ἄνθρακες αὐτοῖς ἐκ θησαυρῶν ἀνεφάνησαν. τοιοῦτος γὰρ πρὸς τοὺς ὑπηκόους ἐφάνη καὶ οὑτωσὶ τοῖς ὑπὸ χεῖρα ἐχρήσατο, ὡς πάντας τὸν πατέρα μακαρίζειν καὶ βασιλέα, καὶ*
15 *εἰ λίαν ὑπῆρξέ τις δεινὰ παρ' ἐκείνου παθών, πρὸ τῆς αὐτοῦ τελευτῆς ἐξ ἀνθρώπων ἠγάπα ἑαυτὸν γενέσθαι καὶ ηὔχετο τὴν ζωὴν καταλῦσαι καὶ συναριθμηθῆναι τοῖς πλείοσιν. οὕτω μὲν οὖν ὁ βασιλεὺς Θεόδωρος τῶν βασιλείων ἐπειλήπτο θρόνων κτλ.*

Natürlich konnte dem Freunde des Arsenios, des Günstlings Theodors II, diese Schilderung nicht gefallen, und indem er sie fortliess, stellte er eine eigene Charakteristik zwar nicht Theodors, aber seines Vaters Johannes Batatzes an ihre Stelle. In B und G dagegen ist beides fortgeblieben, und wenn sie hinter *συνέδραμεν* fortfahren: *ἀλλ' ὁ βασιλεὺς μὲν Θεόδωρος τῶν βασιλείων κτλ.*, so erkennt man, wie eine späte Hand

2 *οὖν*] *ἦν* F | *πᾶσιν ἦν*] *πᾶσι* F U | 3 *μάλιστα*] *πᾶσι* U | 4 *ἐπιτεύξασθαι*] *τεύξασθαι* F *ἐπιτεύξεσθαι* U | 5 *εἴτις*] *ἤτις* U | 6 *πεπονθὼς*] *ἔχων* U | *ἐλπίδας*] *ἐλπίδος* F | *εἶχε — κακῶν*] *εἶχεν εὑρεῖν τι τῶν καλῶν* U | 7 *οὖν* om. U | *νέον* om. U | post *ἡλικίας* add. *ἠδὺ* U | 8 *ἅπαντας*] *ἅπαν* F U | *ξυνιοῦσι*] *ξυνοῦσι* recte? U | *προσφέρεσθαι — συντυγχάνουσιν* om. U | 10 *τοιαῦτα*] *ταῦτα* A *ταῦτα καὶ τὰ τοιαῦτα* U | 12 *ἐκ θησαυρῶν*] *οἱ θησαυροὶ* U | 13 *χεῖρα*] *χεῖρας* A | 15 *πρὸ*] *πρὸς* F | *ἠγάπα ἑαυτὸν γενέσθαι*] *γενέσθαι ἑαυτὸν ἠγάπα* A

nicht gerade geschickt versuchte, die Lücke zu verkleben. Zweifellos bieten A F U den echten Text des Akropolites, was auch schon daraus hervorgeht, dass U hier die gleichen willkürlichen Textänderungen vornimmt wie überall; dass aber Akropolites so von seinem einstigen Schüler und vielleicht Freunde redet, darf uns nicht Wunder nehmen. Als Kaiser liess Theodoros gelegentlich den Gefährten peitschen, eine völlige Entfremdung trat ein, und als Parteigänger Michaels durfte Akropolites nichts Gutes vom Hause der Laskares berichten, dem der Paläologe so feind war, weil er ihm so grausam Unrecht gethan hatte. Ob in B G der Abschnitt fehlt, weil der erste Bearbeiter ihn auch in S gestrichen sah, oder ob ihm, was ebensogut denkbar, überhaupt diese harte Beurteilung unangemessen schien, lässt sich nicht ausmachen. Wahrscheinlicher ist das letztere, denn ed. B. S. 112 ff., wo von der Wahl des Patriarchen Arsenios die Rede ist, weicht S ganz und gar von der Darstellung des Akropolites ab, der B G im ganzen treu bleiben. Hier lesen wir nun aber mit Bezug auf den anfangs für die höchste Kirchenwürde vorgeschlagenen Nikephoros Blemmydes:

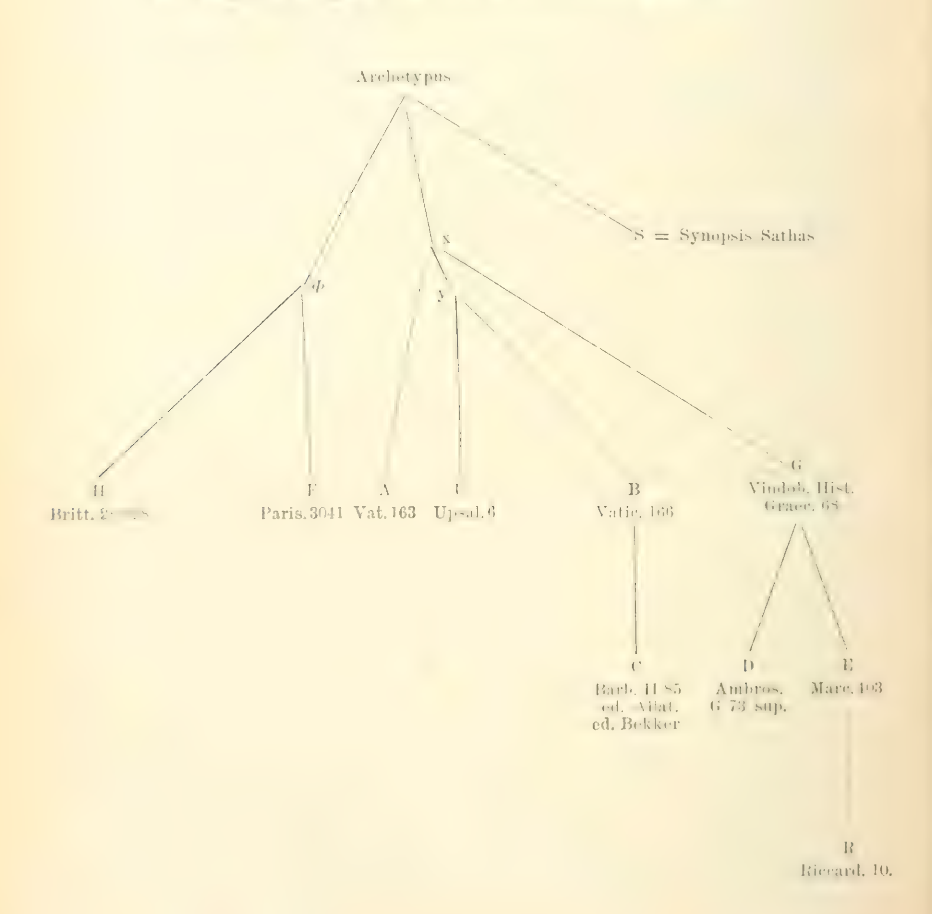
A F U	B G
οὗτος οὖν πρὸς τὸν βασιλέα θεόδωρον φιλίως διέκειτο καὶ παρ' αὐτοῦ ἐφιλεῖτο. τῶν γὰρ λόγων, ἐν οἷς τὰ πολλὰ ἐβρενθύετο, διδάσκαλον καὶ αὐτὸν ἐπεγράφετο. ὁ δὲ πρὸς τὸ ἦθος τοῦ βασιλέως ὁρῶν ὀκνηρότερος περὶ τὸ πρᾶγμα ἐτύγχανεν.	*οὗτος οὖν πρὸς τὸν βασιλέα θεόδωρον φιλίως διέκειτο καὶ παρ' αὐτοῦ ἐφιλεῖτο. τῶν γὰρ λόγων, ἐν οἷς πολλὰ ἐπεγάνυντο, διδάσκαλον καὶ αὐτὸν ἐπεγράφετο· σοφὸς γὰρ ἦν εἰς ἄκρον ταῖς ἀληθείαις ὁ βασιλεύς. ὁ δὲ ὀκνηρότερος πρὸς τὸ πρᾶγμα ἐτύγχανεν.*

Man sieht, wie in B G der Bericht zu Gunsten Theodors geändert ist, aber auch der Ausdruck *ταῖς ἀληθείαις* verrät die Interpolation; denn Akropolites sagt stets *τῇ ἀληθείᾳ*. Dagegen verdient vielleicht Beachtung, dass Georgios Pachymeres den jedenfalls ungewöhnlichen Plural *ταῖς ἀληθείαις* verwendet.

Mit den politischen Tendenzen eines Pachymeres, der das Werk des Akropolites kannte und fortsetzte, würde die Interpolation in Einklang stehen. — Die gleiche Umarbeitung des Textes in B G finden wir an allen auf Theodoros Laskaris bezüglichen Stellen, doch würde es zu weit führen, wollte ich dieselben alle einzeln besprechen; Neues lehren sie uns nicht über die Handschriftenfrage, und der kritischen Ausgabe will ich nicht vorgreifen. Erwähnen aber will ich noch, dass der Bearbeiter von B G ein Freund der Muzalones war, jener Familie, die Theodoros II Laskaris so nahe stand und die so schmählich auf Betreiben Michaels beim Leichenbegängnis im Kloster Sosandra niedergemacht wurde. Die Schilderung dieser Blutthat stimmt in B wörtlich mit der Synopsis Sathas überein (ed. Bekk. S. 166; Synopsis Sathas ed. Sath. S. 537, wo ein schlechterer Text vorliegt), und seltsamer Weise diesmal auch mit U, aber nicht mit G, wo sich die gleiche Ueberlieferung wie in A F erhalten hat. Ich kann mir diese merkwürdige Thatsache nur so erklären, dass der Zusatz aus S. — denn darum handelt es sich im wesentlichen — schon in die Vorlage von B U übergegangen ist, und damit stimmt der Umstand überein, dass das Stück in U schon die gleiche Stilisierung gefunden hat wie das ganze Werk. Diese Herübernahme aber ist zu trennen von derjenigen Bearbeitung von B, die ebenfalls der Familie der Muzalones freundlich gesinnt war, und deren Wirkungen sich auch in G erkennen lassen. Fassen wir zusammen, so ergibt sich folgendes. B zeigt die Spuren einer zweimaligen Bearbeitung, die beide Male aus der Erweiterung in S Synopsis Sathas sich ableitet. Die erste Bearbeitung erlitt schon die mit U gemeinsame Vorlage, daher die Uebereinstimmung von B U S. 166 und S. 188 ff.; die zweite Bearbeitung, die auch ihr Material aus S schöpfte, erfuhr B allein. Nicht mit Sicherheit ist es auszumachen, ob die Bearbeitungen von G direkt aus S stammen oder ob B vermittelt, oder ob umgekehrt B seine Verwandtschaft mit S der Vermittelung von G

verdankt. G bietet den ursprünglichen Text, abgesehen von diesen Aenderungen an einzelnen Stellen, in viel reinerer Gestalt als der auch im einzelnen recht fehlerhafte Cod. B; allein da wir sahen, dass in dem Abschnitte über den Patriarchen Arsenios eine neue Hand in G thätig war und B nicht dieser, sondern direkt S folgt, so ist es am wahrscheinlichsten, dass B nach der Vorlage von S umgestaltet wurde und diese Aenderungen dann in G übergingen.

Im folgenden gebe ich den Stammbaum der Hss:



Zum Schlusse dieser Untersuchung muss ich noch mit einigen Worten auf Cod. Brit. H zurückkommen. Es wurde oben S. 477 nachgewiesen, dass F und H direkt auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, dass aber der Text in H der bei weitem weniger gut erhaltene ist, recht nachlässig geschrieben und oft willkürlich entstellt. Darnach ist über die Verwertung von H folgendes zu sagen. H ist erstens in allen denjenigen Partien vollständig heranzuziehen, wo in F durch Ausfall von Blättern Lücken entstanden sind, zweitens an allen Stellen zu berücksichtigen, wo F allein einer Coalition A B U G gegenüber steht. Stimmt F dagegen mit einer Hs der anderen Gruppe überein, so hat die Lesart von F als diejenige des Archetypus zu gelten, und es ist irrelevant, ob H damit übereinstimmt oder nicht; nur wenn die so erschlossene Lesart des Archetypus in sich sprachlichen oder logischen Bedenken unterläge, müsste man auch H befragen.

C. Die erweiterte Bearbeitung.

Es ist oben öfter von einer Erweiterung des Geschichtswerkes des Akropolites die Rede gewesen, die uns in einem Teile der sog. Synopsis Sathas[1]) vorliegt. Im Jahre 1894 veröffentlichte Konstantin Sathas im siebenten Band seiner *Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη* eine *Ἀνωνύμου σύνοψις χρονικὴ* aus Cod. Marc. graec. 407. Die Hs stammt aus dem 15. Jahrhundert und enthält 142 Blätter. Sie ist nach den Bemerkungen auf den ersten Blättern von Johannes Argyropoulos geschrieben und war im Besitze eines Alexios Panaretes, später des Metropoliten von Kyzikos Theodoros Skutariotes, dann eines Arztes Johannes Konstantis und zuletzt Bessarions, mit dessen Bibliothek sie in die Marciana kam. Sie ist von Zanetti (catalogus codicum Nanian.) und von Sathas (Vorrede S. *σμζ'* f.) beschrieben worden. Der Herausgeber glaubte, einen Fund allerersten Ranges gethan zu haben,

---

[1]) Vgl. Karl Krumbacher, Gesch. der byz. Litt.[2] 388 ff.

und benützte die Publikation, um in der umfangreichen Vorrede eine neue phantastische und ganz verfehlte Auffassung der byzantinischen Welt vorzutragen. Um die Quellen des Anonymus hat er sich wenig gekümmert. Er sah zwar, dass sich starke Anklänge an Niketas Akominatos und Georgios Akropolites fänden, glaubte aber, sie müssten durch die Annahme einer gemeinsamen bisher unbekannten Quelle erklärt werden. In meiner ausführlichen Kritik der Ausgabe[1]) B. Z. 5 (1896) 168—185 hat E. Patzig nachgewiesen, dass der erste Teil der Synopsis, von der Erschaffung der Welt bis 1081 (S. 1—173), aus bisher unbekannter Quelle geschöpft ist;[2]) S. 173—188 enthalten eine Darstellung der Regierung des Alexios Komnenos, deren Vorlage ebenfalls nicht sicher bekannt ist; den dritten Abschnitt S. 188, 9—450, 9 habe ich a. a. O. als Excerpt aus Niketas Akominatos ed. Bonn. S. 12, 25—760, 14, und den letzten Abschnitt S. 450, 10—556, 17 als Bearbeitung des Georgios Akropolites 8, 19—198, 24 ed. Bonn. nachgewiesen. Auf die Bearbeitung des Niketas Akominatos durch den Anonymus will ich hier nicht eingehen; inhaltlich bietet sie mit Ausnahme eines Zusatzes über die Geographie Kappadokiens[3]) S. 205, 20—206, 4 (= Nik. Akom. 16, 6—8) und einer unten zu erwähnenden autobiographischen Notiz nichts Neues, dagegen ist sie mit der Vorlage rücksichtslos umgegangen und hat in der stärksten Weise gekürzt. In dem letzten Abschnitte, dem das Werk des Akropolites zu Grunde liegt, ist der Bearbeiter nicht so gewaltsam vorgegangen; da er einen Teil der erzählten Ereignisse selbst erlebt hatte, war sein Interesse daran grösser als an der Geschichte des 12. Jahrhunderts. Die nachfolgende Untersuchung wird sich auf die Person des Anonymus, den

---

[1]) Vgl. auch die Besprechung von A. Kirpičnikov, Viz. Vr. 2 (1895) 442—449.

[2]) Ueber das Verhältnis des Zonaras zur Synopsis vgl. E. Patzig, Ueber einige Quellen des Zonaras, Byz. Z. 5 (1896) 24—53.

[3]) Vielleicht aber ist in anderen Codd. des Akominatos, als sie der ed. B. zu Grunde liegen, auch dieser Abschnitt erhalten.

Anlass und die Absichten seiner Bearbeitung, ferner auf die inhaltlichen Abweichungen von Akropolites und auf die Behandlung des Textes zu beziehen haben.

Die Thatsache der Bearbeitung des echten Geschichtswerkes des Akropolites durch einen Zeitgenossen war auch vor der Veröffentlichung der Synopsis Sathas nicht unbekannt. Der Cod. Ambros. graec. A 202 inf. saec. XVI enthält das Geschichtswerk des Akropolites in einem ebenfalls stark umgearbeiteten Texte. Ausserdem aber befinden sich an verschiedenen Stellen grössere Zusätze im Texte, die als solche durch ein Sternchen und durch die Randnotiz *σῆ. ὅτι τὸ ἀπὸ ἀστερίσκου ἀρχόμενον καὶ εἰς αὐτὸν καταλῆγον οὐκ ἔστι τοῦ ἀκροπολίτου γεωργίου τοῦ συγγραφέως τῆς ἱστορίας* gekennzeichnet sind; ferner ist dem Werke ein Schluss angehängt worden. In meiner Dissertation S. 48 f. habe ich auf Grund dieser Zusätze festgestellt, dass der Verfasser derselben ein etwas jüngerer Zeitgenosse des Akropolites und ein dem Patriarchen Arsenios befreundeter Geistlicher gewesen sein muss. Nachdem später die Bearbeitung des Akropolites im Cod. Marc. 407 gefunden war, habe ich mich in meiner Besprechung der Ausgabe von Sathas a. a. O. damit begnügt zu bemerken, dass meine in der Dissertation gegebenen Ausführungen über den Verfasser der Zusätze im Cod. Ambr. A 202 inf. jetzt von dem Verfasser der Synopsis Sathas zu gelten hätten. Das Verhältnis des Ambros. zum Marc. und beider zum echten Werke des Akropolites ist nun genauer zu untersuchen. K. Krumbacher äusserte über die Verfasser Byz. Litt.[2] S. 389 die Vermutung: „Vielleicht sind sie sogar eine und dieselbe Person, sodass das Mailänder Exemplar des Akropolites als eine Art Vorarbeit des Verfassers der Synopsis zu betrachten wäre.“ Diese Annahme liegt nahe, denn auf eine gewisse Uebereinstimmung in der Textgestaltung zwischen dem Marc., den ich S nennen will, und dem Ambr., den ich mit P bezeichne, hatte ich B. Z. 5 (1896) 185 selbst hingewiesen. Indessen ist das Verhältnis ein anderes, wie der Vergleich eines kurzen Abschnittes zeigen möge.

	Akrop. ed. Bonn. 26, 20.	Cod. Marc. 407 (S)	Cod. Ambros. A 202 inf. (P)
1	τὸν δὲ τοῦ Ἀσὰν παῖδα ἰωάν-	ὁ δὲ τοῦ ἀσὰν παῖς ἰω-	τὸν δὲ τοῦ ἀσὰν παῖδα ἰω-
	νην ἀφήλικα ὄντα ἔτι, ὡς εἰρή-	άννης, οὔπω ἔφηβος ὤν,	άννην ἔτι ὄντα ἀφήλικον κρύ-
	κειμεν, κρύφα τις λαβὼν περὶ	παρά του κρύφα ληφθεὶς	φα τις λαβών, ὡς εἰρήκειμεν,
	τοὺς σκύθας κεχώρηκε.	εἰς σκύθας ἐχώρησε.	περὶ τοὺς σκύθας κεχώρηκε. καὶ
5	καὶ ταῦ-	καὶ ταῦτα μὲν οὕτως.	ταῦτα μὲν τὰ περὶ βουλγάρων.
	τα μὲν τὰ περὶ βουλγάρων.		ὁ λόγος δὲ ⟨τὰ⟩ μετὰ ταῦτα τοῖς
	ὁ λόγος δὲ τὰ μετὰ ταῦτα		οἰκείοις ἐξιστορήσει καιροῖς. ὁ
	τοῖς οἰκείοις ἐξιστορήσει		δὲ μιχαήλ, ὃν ἱστορήσας ὁ λόγος
	καιροῖς. ὁ δὲ μιχαήλ, ὃν ἱστο-	ὁ δὲ μιχαήλ, περὶ οὗ προειρή-	πέφθακε τῆς ἠπείρου κατάρξαι
10	ρήσας ὁ λόγος πέφθακε τῆς	καμεν ὡς τῆς ἠπείρου κα-	καί τινος μέρους τῆς χώρας ῥω-
	ἠπείρου κατάρξαι καί τινος μέ-	τάρξαντος,	μαίων, τρεῖς κασιγνήτους ἐκέκ-
	ρους τῆς χώρας ῥωμαίων,		τητο, τὸν κωνσταντῖνον καὶ μα-
	τρεῖς κασιγνήτους ἐκέκτητο, τὸν	τρεῖς αὐταδέλφους ἐκέκτητο, κων-	νουὴλ καὶ θεόδωρον, ὧν ὁ
	κωνσταντῖνον, τὸν θεόδωρον καὶ	σταντῖνον, θεόδωρον καὶ μα-	μὲν θεόδωρος τῷ βασιλεῖ ῥω-

1 ἰωάννην] τὸν ἰωάννην F | 2 ὄντα post ἔτι pos. A | ὡς εἰρήκειμεν post λαβὼν pos. O ἐπειρήκει ὡς A εἰρήκαμεν F | 3 τις] τίς A B | περὶ] ἐπὶ b | 4 κεχώρηκε] κεχώρηκεν b | 7 τὰ om. B U a b | μετὰ ταῦτα om. U | 8 οἰκείοις] ἰδίοις b | 9 δὲ post μιχαὴλ pos. F | 11 κατάρξαι] κατάρξας A | μέρους om. U | 14 καὶ om. F

1 τὸν μανουήλ, ὧν ὁ μὲν θεόδωρος τῷ βασιλεῖ ῥωμαίων συνῆν θεοδώρῳ τῷ λάσκαρι, ὑπηρετῶν αὐτῷ, ὡς καὶ οἱ λοιποὶ τῶν
5 ῥωμαίων. διὰ τοῦτο παρακαλεῖ τὸν βασιλέα θεόδωρον ὁ μιχαήλ, ἵνα τοῦτον πρὸς αὐτὸν ἐκπέμψῃ διὰ τὸ μὴ ἔτι ἔχειν παῖδα εἰς ἥβην ἐλθόντα, ἀλλ'
10 οὐδὲ γνήσιον — ὁ γὰρ αὐτῷ γεννηθεὶς μιχαὴλ ἐκ παλλακῆς ἐκείνῳ γεγέννηται, περὶ οὗ ἐροῦμεν ἐν τοῖς μετέπειτα — καὶ τοῦ θανάτου δὲ δεδιέναι τὸ
15 ἄωρον. τοὺς γὰρ λοιποὺς τῶν ἀδελφῶν ἀφνεῖς ἐγίνωσκεν εἰς ἀρχήν. τοῦτον δὲ τὸν θεόδω-

8 ἐκπέμψῃ] πέμψῃ U | ἔτι post ἔχειν pos. A om. U | 10 post γνήσιον add. τοῦ θανάτου δὲ δεδιέναι τὸ ἄωρον U | 11 γεννηθεὶς] γενηθεὶς b | 12 γεγέννηται] γεγένηται A G U γεγένητο b | 13 καὶ ἄωρον om. U | 16 ἀφνεῖς] ἀφνεῖς U

νουήλ, ὧν ὁ μὲν θεόδωρος τῷ βασιλεῖ ῥωμαίων συνῆν θεοδώρῳ τῷ λάσκαρι, ὑπηρετῶν ὡς καὶ οἱ λοιποὶ τῶν ῥωμαίων ὅνπερ ἐδέσποζε. δέεται οὖν τοῦ βασιλέως ὁ μιχαὴλ στεῖλαι πρὸς τοῦτον τὸν ἀδελφὸν θεόδωρον, ὅτι μὴ εἶχε παῖδα γνήσιον εἰς ἥβην ἐλθόντα, ἵν' εἴ τι τούτῳ συμβαίη, τῆς ἀρχῆς ἔσται διάδοχος — ὁ γὰρ μιχαὴλ ἐκ παλλακῆς τούτῳ γεγένηται, περὶ οὗ ἐροῦμεν κατὰ καιρόν — τοὺς γάρ τοι ἀδελφοὺς αὐτοῦ οὓς εἶχε μεθ' ἑαυτοῦ ἀφνεῖς εἰς ἀρχῆς διαγωγὴν ἔκρινεν. ἐκπέμπει τοι-

10 τούτῳ em. τοῦτο S

μαίων συνῆν θεοδώρῳ τῷ λάσκαρι, ὑπηρετῶν αὐτῷ ὡς καὶ οἱ λοιποὶ τῶν ῥωμαίων. διὰ τοῦτο παρακαλεῖ τὸν βασιλέα θεόδωρον ὁ μιχαήλ, ἵνα τοῦτον ἐκπέμψῃ πρὸς αὐτὸν διὰ τὸ μὴ τὸν τούτου παῖδα ἔτι ἐλθόντα πρὸς ἥβην, καίπερ οὐ γνήσιον ὄντα. ὁ γὰρ αὐτῷ γεννηθεὶς μιχαὴλ ἐκ παλλακίδος μέντοι γεγένηται, περὶ οὗ ἐροῦμεν ἐν τοῖς μετέπειτα, ἄλλως τε δὲ τὸ τοῦ θανάτου ἄωρον ἐδεδίει, καὶ τοὺς τῶν ἀδελφῶν λοιποὺς ἀφνεῖς εἰς ἀρχὴν ἐγίνωσκεν. ὁ γοῦν βασιλεὺς θεόδωρος ὅρκοις

7 ff. ist der Text sinnlos entstellt.

Akrop. ed. Bonn. 26, 20.

1 ρον ὁ βασιλεὺς ἐκπέμπει τῷ
ἀδελφῷ μιχαήλ, ὅρκοις πρῶτον
ἐμπεδωσάμενος πίστιν δουλείας
εἰς τοῦτον φυλάττειν καὶ εἰς
5 τοὺς μετ' αὐτὸν τῶν ῥωμαίων
κατάρξοντας. ὃς καὶ ἀφικόμε-
νος συνῆν τῷ ἀδελφῷ μι-
χαήλ. μετ' οὐ πολὺ καὶ φονεύε-
ται παρά του τῶν ὑπηρετῶν
10 ὁ μιχαὴλ νύκτωρ ἐπὶ τῆς κλίνης
συγκαθεύδων τῇ γυναικί. ῥω-
μαῖος δὲ ἦν τῷ φονευτῇ τοὔ-
νομα. ἐπιλαμβάνεται γοῦν τῆς
ἐξουσίας ἐκείνου ὁ ἀδελφὸς
15 θεόδωρος, ἔχων καὶ τοὺς ἀδελ-
φοὺς κωνσταντῖνον καὶ μανουήλ.

Cod. Marc. 407 (S)

γαροῦν τὸν θεόδωρον ὁ βα-
σιλεὺς πρὸς τὸν ἀδελφόν,
ὅρκοις ἐμπεδωσάμενος πρότε-
ρον πίστιν δουλείας φυλάττειν
καὶ εἰς αὐτὸν καὶ εἰς τοὺς μετ'
αὐτὸν τῶν ῥωμαίων κατάρξον-
τας. ὃς καὶ συνῆν τῷ ἀδελφῷ
μιχαὴλ ἀφικόμενος. καὶ μετ'
ὀλίγον φονεύεται ὁ μιχαὴλ νύκ-
τωρ τῇ γυναικὶ συγκαθεύδων
παρά του, ᾧ ῥωμαῖος ἡ κλῆ-
σις ἦν. ἐπιλαμβάνεται δὲ τῆς
ἐξουσίας ὁ ἀδελφὸς θεόδωρος,
ἔχων ὑφ' ἑαυτὸν καὶ τοὺς ἀδελ-
φοὺς κωνσταντῖνον καὶ μανουήλ.

Cod. Ambros. A 202 inf. (P)

τοῦτον ἐμπεδωσάμενος πρῶ-
τον πίστιν δουλείας φυλάττειν
καὶ εἰς τοὺς μετ' αὐτὸν ῥω-
μαίων κατάρξοντας, ἐκπέμ-
πει τῷ ἀδελφῷ μιχαήλ. ὃς
καὶ ἀφικόμενος τούτῳ συνῆν.
μετ' ὀλίγον δ' ὁ μιχαὴλ φο-
νεύεται νύκτωρ ἐπὶ τῆς κλίνης
τῇ γυναικὶ συγκαθεύδων παρά
του, ᾧ ῥωμαῖος ἡ κλῆσις
ὑπῆρχεν. ἐπιλαμβάνεται γοῦν
τῆς ἐξουσίας ἐκείνου ὁ αὐθο-
μαίμων θεόδωρος, κωνσταν-
τῖνον καὶ μανουὴλ τοὺς
ἀδελφοὺς ἔχων μεθ' ἑαυ-
τοῦ.

---

1 ἐκπέμπει] πέμπει B a b | 2 πρῶτον] πρότερον U | 5 τῶν om. B U a b | 6 κατάρξοντας] κατάρξαντος pr. m. B κατάρχοντος U | 8 καὶ] δὲ U b om. A | 12 τοὔνομα] τὸ ὄνομα U | 15 ἔχων] addend. ⟨ὑφ' ἑαυτὸν⟩

1 ἐμπεδωσάμενος em. ἐμπεδωσάμενον P | 12 αὐθομαίμων em. αὐθομαίνων P

Die Bearbeitungen in S und P unterscheiden sich zunächst darin, dass S den Text des Akropolites gekürzt hat, so Z. 7 ff. *ὁ λόγος — καιροῖς* om. S. und Z. 11 f. *καί τινος μέρους τῆς χώρας Ῥωμαίων* om. S. Diese Streichungen hat P nicht vorgenommen. Die erstere Bemerkung könnte dem Bearbeiter unwesentlich erschienen und dies der Grund gewesen sein, sie fortzulassen; die zweite Lücke aber ist nicht durch stilistische Erwägungen des Redaktors zu erklären, da sie ein historisches Faktum enthält, sondern wird erst recht verstanden, wenn man andere derartige Streichungen in S berücksichtigt, von denen ich sogleich sprechen werde. Sie haben nämlich fast alle als Motiv das patriotische, wenn man will chauvinistische Empfinden des Bearbeiters, dem es unwürdig erschien, etwas Nachteiliges oder Demütigendes über das Reich der Rhomäer zu berichten. Diese Thatsache spricht gegen die Annahme, in P etwa eine Vorarbeit des Bearbeiters von S zu erblicken; denn wenn bei einer zweiten Behandlung stilistische Erwägungen vielleicht den Text auch ganz umänderten, so ist es doch nicht wahrscheinlich, dass erst in der definitiven Bearbeitung ein psychologisches Motiv sich geltend gemacht hätte, das nicht bei der ersten schon mitgewirkt haben sollte. Im übrigen aber zeigt namentlich die zweite Hälfte dieses Abschnittes eine so weitgehende stilistische Verschiedenheit zwischen S und P, dass selbst für den Fall, es wären die Personen der Bearbeiter identisch, jede Redaktion doch für sich betrachtet werden müsste. Die in P vorliegende Bearbeitung wird nach ihrem Verhältnis zum Werke des Akropolites später noch genauer zu behandeln sein; ich habe hier die Frage nur gestreift, um es zu rechtfertigen, dass ich einstweilen S allein untersuche.

Da die Persönlichkeit des Redaktors der Synopsis Sathas uns aus anderen Quellen einstweilen nicht bekannt ist und wir über ihn nur aus den Zusätzen unterrichtet werden, die er selbst zum Geschichtswerke des Akropolites gemacht hat, so will ich zunächst alle diese Stellen und den Inhalt der Zusätze kurz angeben; diese Uebersicht ermöglicht zugleich ein

Urteil über den historischen Wert der Bearbeitung. Ich füge jedesmal hinzu, ob der Zusatz auch in P sich findet oder nicht, und teile zu mehreren grösseren Zusätzen die Varianten von P mit. Ausserdem gebe ich für diese Zusätze die von S abweichenden Lesarten des Cod. Taur. B V 13 (T), der ebenfalls die sog. Synopsis Sathas enthält. Näheres über diese Hs siehe unten S. 537 ff.

1. *τοῖς πολίταις—ἄξιον* Akr. 8, 19 ed. B. *βούλευμα—ἑαυτῶν* S 450, 10 f. ed. Sath. P = Akr. Vgl. unten S. 533 f.

2. *Ἰταλοὶ* Akr. 13, 15. *Ἰταλοὶ παραθηγόμενοι* S 452, 18 ff. S gibt neue Motive für den Feldzug der Lateiner. Der Zusatz auch in P.

3. *κρατήσας* Akr. 15, 21. *κρατήσας αὐτῆς* S 454, 3—4. Umfang der Herrschaft des Michael Dukas. Der Zusatz fehlt in P.

4. *ἀφικνεῖται* Akr. 16, 15. *εἰς τὸ Ἰκόνιον ἄπεισι* S *ἀφικνεῖται εἰς τὸ Ἰκόνιον* P. Vgl. unten S. 527.

5. *οὐδὲ γὰρ—πρόφασις* Akr. 19, 18 f. *καὶ σκυλεύει—ἔθνεσιν ἔδοξαν* S 456, 23—29. Der Zusatz auch in P. S malt den Sieg aus und streicht den einschränkenden Zusatz des Akropolites.

6. *καὶ τὰ εἰκότα—θνήσκει* Akr. 19, 24 ff. *ὁ δὲ τοῦτον—μονῇ* S. 457, 1—9. Erzählt von der Verurteilung und Blendung des Alexios, die auf Betreiben der Vornehmsten geschehen sei. Der Zusatz fehlt in P.

7. *περιθεώριον* Akr. 26, 2 *περιθεώριον, πόρους* S. 459, 25. Der Zusatz fehlt in P.

8. *τὸν δὲ λαὸν ἀπάρας* Akr. 26, 3 *τὸν δὲ περισωθέντα—ἀπάρας* S 459, 26 f. Macht die Verwüstung Makedoniens durch die Bulgaren noch ärger als Akropolites. Der Zusatz fehlt in P.

9. *ἴστρον* Akr. 26, 4. *εὖρον* S 459, 28. *ἴστρον* P.

10. *ἐπῆρχον—ἦν* Akr. 28, 15. *ἐπῆρχε—μαρία* S 461, 14. Weiss überhaupt nur von einer Tochter. P = Akr.

11. *ἠγάγετο—βασιλεὺς* Akr. 29, 16. *καὶ ἠγάγετο—λεβούνη* S 462, 5—6. Nennt den Namen des armenischen Fürsten.

ὁ βασιλεὺς τὴν ἐξ ἀρμενίων θυγατέρα τοῦ ἐκεῖσε ῥηγὸς λεβούνη ἠγάγετο εἰς γυναῖκα P.

12. οὕτω—τυγχάνον Akr. 30, 16. ὄρος δὲ τοῦτο περί που τοῦ κάστρου τῶν ὀχυρῶν, ὃ καὶ ἀχυράους παρά τισι λέγεται S 462, 24 f. P verbindet hier beide Lesarten und schreibt: οὕτω γὰρ τὸ τῆς ἀχυράους ἐγγὺς ὄρος καλεῖται, ὡς δ' ἄλλοι, τὸ περί που τοῦ κάστρου τῶν ὀχυρῶν, ὃ καὶ ἀχυράους καλεῖται.

13. hinter πράγματα Akr. 31, 3 hat S 463, 2—463, 24 ein umfangreiches Stück eingeschoben. Es ist eine für die echt orientalische, wahl- und zwecklose, ganz egoistische Wohlthätigkeit Theodoros' I charakteristische Anekdote. Sie findet sich an derselben Stelle in P eingeschoben und ist durch das oben erwähnte Sternchen und die Randbemerkung als Zusatz gekennzeichnet. In P finden sich folgende Varianten: 463, 3 δεδόσθω S δεδόσθω τοίνυν P τοῦτο S τούτῳ T 4 τὸν καιρὸν τοῦτον S τοῦτον τὸν χρόνον P 7 δι' ὀλίγου | δι' ὅλου T 8 καὶ εὐθὺς S εὐθὺς δ' P 9 ἀγώγιμος S ἀγωγιμένος T P | ἐς S εἰς P 10 ὁμολογεῖ post λέγειν pos. P 12 post αὐτὸς add. πρὸς τὸν βασιλέα P post μοί add. φησι P σὲ S σ' P 13 πάλιν S αὖθις P καὶ οὐ S καὶ P δίδομαί S δίδωμί P 14 μέχρι θανάτου om. T P 15 ὁ δὲ S καὶ ὁ T δὲ S δ' P καὶ ὁ S ὁ θ' P θερμαίνει καὶ φωτίζει post ἡμᾶς pos. P 16 ἔχομεν χάριν αὐτῷ S αὐτῷ χάριν ἔχομεν P ὃ γὰρ προσετάχθη, ἀποπληροῖ S ἀποπληροῦντι τὸ προσταχθέν P 17 καὶ σὺ γοῦν ὃ ὀφείλεις ἐργάζῃ, ὑπὲρ τῶν ὁμογενῶν ὡς εἴρηκας κοπιῶν καὶ μοχθῶν S καὐτὸς γοῦν ὡς εἰρήκεις ὑπὲρ τῶν ὁμογενῶν κοπιῶν καὶ μοχθῶν τοῦ ὀφειλομένου μηδὲν πλέον ἐργάζῃ P 18 καὶ ἐπὶ S ἐπὶ δὲ P 19 ἐπέφερεν S ἀνθυποφέρει τὸ τρίτον P δῶρά σοι S σοι δῶρά φησιν P 20 γε S γ' P καὶ εὐθὺς S εὐθὺς δ' οὖν P 21 καὶ S τε καὶ P 22 ἃ καὶ S ἅπερ P ἀρᾶσθαι ἤρξατο τὸν ἐπιζητοῦντα ἕτερον καλὸν βασιλέα S τὸν ἕτερον καλὸν βασιλέα ἐπιζητοῦντα ἀρᾶσθαι ἤρξατο P 23 τοῦτον τούτοις—βασιλεὺς S καλοκαγαθός τε χρηστὸς βασιλεὺς καὶ ὁλόχαρος, ὁ αὐτὸν τοῖς τοιούτοις δεξιωσάμενος P 24 ὁλόκαλος S ὁλόκαρος T

14. πολλὰ—οἰκήτορσι Akr. 32, 10 τοὺς ἐν—ἐκόλασεν S

161, 21, der von der Geistlichkeit berichtet, was Akropolites von der Bürgerschaft erzählt. P = Akr.

15. *ἐβίωσαν* Akr. 33, 13 *ἐβίωσαν—ἀνεβιβάσθησαν* S 465, 14: Zusatz über die spätere Laufbahn einiger Geistlichen. Der Zusatz auch in P.

16. *μηδ' ὅλως—συγκαταινεύοντος* Akr. 33, 23 *μηδ' ὅλως—ἡμῶν* S 465, 23—26; fügt zum Patriarchen noch die übrigen hohen Würdenträger der Kirche. P = Akr.

17. *ὃν γὰρ—προὔφθασεν* Akr. 34, 5 f. (*οὓς γὰρ δύο—ἄρρενας παῖδας* B G). *οὓς γὰρ—προαφήρπασεν* S 465, 30—466, 1; nennt statt eines Sohnes zwei und kennt auch deren Namen Nikolaos und Johannes. P = S.

18. Hinter *πλουτεῖν* Akr. 34, 18 erzählt S 466, 10—22 ausführlich, wie Theodoros I die dogmatischen Streitigkeiten innerhalb der orthodoxen Kirche unterdrückte. In P, wo sich Stern und Randbemerkung finden, liest man folgende Varianten: 466, 10 *δὲ* S *τε* P 11 *μάθοι τινὰς* S om. P 12 *λογίων* S *λογίων μάθοι τινὰς ἐξ ἡμῶν* P *προσαγομένων—λογομαχοῦντας* S *ὑπὲρ ἡμῶν προσαγομένων θείων λογομαχοῦντας δόγμων* P 13 *φθαρτὰ ἢ ἄφθαρτα* S *φθαρτὸς ἢ ἄφθαρτος* T P 16 *ὅρκον προσθεὶς εἰς πίστωσιν* S *εἰς πίστωσιν ὅρκον προσθεὶς* P *σιγῆσαι—γυμνάζειν* S *γυμνάζεσθαι τούτους περὶ τοιούτων σιγῆσαι* P 17 *ἐμμένειν ταῖς πατρικαῖς* S *ταῖς πατρικαῖς ἐμμένειν ὡς θεμιτὸν* P 18 *παραδόσεσιν* S *παραδίσωσι* T *ταῖς* S *μάλιστα* P 19 *ἀλλὰ* S *τοῦτο πάντως* P *καὶ πέρσας καὶ ἰταλοὺς καὶ ἄλλους πάντας ἐναντιουμένους* S *ἰταλούς τε καὶ πέρσας καὶ πάντας ἄλλους* P 21 *τέλεον ἐκτρίψῃ* S *αὐτοὺς παντελῶς ἀποτρίψῃ* P *οὕτως* S *οὕτω* P *ἄλογον ψυχοβλαβῆ* S ***ψυχοβλαβῆ καὶ ἄλογον ἔριν κατέστειλε*** **P**

19. Auch der Zusatz zu Akr. 35, 3, ed. Sath. 466, 28—467, 26 wird in P in der angegebenen Weise kenntlich gemacht; er enthält ein Enkomion auf Theodoros I Laskaris. P bietet an folgenden Stellen abweichende Lesarten: 466, 28 *ὅσα* S *ὅσαι* P *καὶ* S om. P *ἀγᾶσθαι* hinter *πάντων* P 29 *καὶ γεννάρχης* hinter 28 *πατὴρ* P 467, 1 *βασιλείας καὶ ἱερωσύνης* S *γε ἱερωσύνης καὶ βασιλείας* P 2 *ἐποιχομένων*

Sathas ἀποιχομένων S T P   καὶ βασιλείαν καὶ ἱερωσύνην S αὐτὸς μὲν ἱερωσύνην τε καὶ βασιλείαν P   4 ἐλέει μόνῳ S μόνῳ ἐλέει P   6 διὸ καὶ S ὅθεν δὴ P   7 ὁ S om. T P   βασιλεὺς μέγιστος S μέγιστος βασιλεὺς P   12 εἰς S ἐς P   13 καὶ ἀρχιερωσύνῃ S ἀρχιερωσύνῃ τε P   14 δὲ S γε μὴν P   καὶ S τε καὶ P   15 δυνάμεων hinter στρατιωτικῶν τε P   17 σπουδασμάτων hinter τετελεκὼς P   μικροῦ καὶ S καὶ μικροῦ T καὶ μικροῦ δεῖν P   19 τε S ἵλεῳ τῷ ὄμματι P   21 καὶ ἀναλόγως εὐηργέτει S ἀναλόγως τούτους εὐεργετῶν P   τῶν S τε τῶν P   22 καὶ S om. P   πᾶσιν hinter χειρ P   23 ἀπιδὼν S ἐπιδὼν T P   24 ἐδίδου—τοῦτο S αὐτῷ πρὸς τοῦτο ῥοπὴν παρεῖχε P

20. καὶ—ἀντεχόμενον Akr. 36, 17. καὶ ἐξορίᾳ—ἄμφια S 468, 26: gibt genauere Nachrichten über die Art der Strafe des Metropoliten. Der Zusatz auch in P.

21. δημήτριος Akr. 36, 18 δημήτριος, ᾧ χωματηνὸς ἦν ἡ ἐπίκλησις S 468, 28. Der Zusatz auch in P.

22. καὶ ἦν—πράγματα Akr. 39, 10 πόρους -διαταξάμενος S 470, 19 f. Fügt hinzu, dass es auf die italischen Kauffahrer abgesehen war. Der Zusatz auch in P.

23. φιλίας Akr. 55, 5 φιλίας—ἐλευθερίαν S 478, 21 f. Der Bulgarenzar versprach noch Beihilfe zur Befreiung von Konstantinopel. Der Zusatz auch in P.

24. χαρτουλάριος Akr. 63, 14 ἐταιρειάρχης S 482, 31. P = Akr.

25. ἐτίμα—ὑπερβαλλόντως Akr. 67, 20 ἀρετὴν—ἔστεργε S 485, 21 f.: fügt die Verehrung der Kaiserin Eirene für die Geistlichkeit und den Mönchsstand hinzu. Der Zusatz auch in P.

26. τὴν αὐτοῦ ποιμάναντα ποίμνην Akr. 77, 2 τὴν ποίμνην—ποιμάναντα S 490, 28: gibt genaue Zeitbestimmung. Der Zusatz auch in P.

27. Hinter ἀπέλυσεν Akr. 92, 14 ein grösserer, durch Stern- und Randbemerkung in P bezeichneter Zusatz 498, 27—499, 3, der erzählt, wie Kaiser Batatzes bei der Belagerung von Tzouroulos in Lebensgefahr geriet. P hat fol-

gende abweichende Lesarten: 498, 29 *ἐκινδύνευεν* Sath. *ἐκινδύνευσεν* S T P | *ὁ παμβασιλεὺς* hinter *αὐτὸν* P 499, 3 *ταύτην* S *ταύτην* P am Rande *τοῦτο* von erster Hand.

28. *τὸ ἐν αὐτῇ φρούριον τὸ ἐπονομαζόμενον φιλέρημον* Akr. 93, 6 (*τὰ . . . φρούρια τά τε ἐπονομαζόμενα φιλέρημον καὶ λιμὸν* (*Λιμῖτὸν* a b) *τὸ ἕτερον* B) *τὰ ἐν αὐτῇ φρούρια, τήν τε φιλέρημον καὶ τὴν λίνδον* S 499, 15. Der Zusatz auch in P.

29. *διά—ξηροῦ* Akr. 98, 20 *τόν τε—ξηρόν* S 502, 7: nennt den Namen Johannes Xeros. Der Zusatz auch in P.

30. *ἵν' ἐπ' αὐτῶν—ὀρέξεσι* Akr. 110, 19—111, 3. *ἐλεημοσύνην—πολλοὺς* S 505, 25 f. Lobt den Wohlthätigkeitssinn des Batatzes und streicht zugleich alle Mitteilungen über seine Sinnlichkeit. P = Akr. B G (s. o. S. 504), aber mit dem Zusatz des Wohlthätigkeitssinnes, der in S erwähnt wird.

31. Hinter *ξενέδραμεν* Akr. 111, 14 schiebt S ein ausführliches Enkomion des Batatzes ein 506, 6—509, 13. In P ist es als Zusatz in der üblichen Weise bezeichnet und hat dort folgende Variationen: 506, 6 *οὗτος* S *οὗτος δὴ ἔτι* P *βασιλεὺς* S *βασιλεὺς ἰωάννης* P 4 *ἀναφανήσεται* Sathas *ἀναφαίνεται* S T P 12 *διαφανεῖς* S *διαφανεῖς τούτων ἐπῆρχον* P 14 *καὶ τὴν—ἐνεδέδεντο* hinter *μοναχοὺς* P 15 *τοῖς* S om. P 17 *καθεωρᾶτο* Sathas *καθωρᾶτο* S T P 19 *προνοούμενος—πόλιν* S *καθ' ἑκάστην τῶν πόλεων ἦν προνοούμενος* P 21 *σμικρότητι* S *σμικρότητί γε* P 22 *φρούρια* S *φρούριά γε* P 23 *πρὸς σύστασιν* S *πρόστασιν* P 24 *κτίσμασι* S *κτίσματι* P 26 *ἀποθέσθαι* S *ἐπιθέσθαι* P *βέλη καὶ* S *βέλη* P 28 *ἐχθρῶν* S *ἐχθρῶν ἐτύγχανεν ἐπιτήδεια* P 29 *ἦσαν* S om. P 30 *ὅπλων* S *ὅπλων τεχνῖται ἦσαν* P 31 *εἰς* S *ἐς* P *οἴκους* hinter *ἀποτιθέντες* P 507, 2 *χρεία* S *γένηται χρεία* P 4 *εἰς* S om. T P 5 *ἀλλὰ* S *ἀλλά γε* P 6 *ἄλλως* S *ὅπως* P 8 *ἐνδέον* S *ἐνδεὲς* P 15 *χρήσομεν* S *χρήζουσι* T P *ἐκληρώσατο* S *ἐκπληρώσατο* P 19 *πόλεις* S *πόλιν* P 20 *τεχνῶν* S *τε χριστοῦ* P 26 *καὶ τῶν* S *τῶν τε* P 508, 1 *πολλοὺς* Sathas *πόλεων* STP 2 *καὶ δόξαν* Sath. *ἀλλὰ καὶ δόξαν* S T P *ἐλογίζετο—ὑπηκόους* S om. P 4 *εὐθηνοῦντας* S *εὐθενοῦντας* P 10 *ἔτρεφον* S *ἔτρεφεν* T P 17 *φιλοτιμιῶν* S *εὐεργεσιῶν* P 21 *δὲ* S om.

P 22 *μητρὸς* S om. P *Ἱερουσαλὴμ* S *Ἱερουσαλὴμ μητροπόλεως* P 23 *καὶ μέντοι* S *καὶ μέντοι* P *καὶ μοναὶ* S *πρὸς δέ γε τούτοις μοναὶ* P 509, 2 *αὐται* S *αὐτε* P 3 *ῥουφινιανῶν* S *ῥουφιανιῶν* T *ῥουφινῶν* P 6 *ἀνακτισθῆναι πεποίηκε* S *ἀνεγερθῆναι πεποιηκώς* P 8 *καὶ ὅσαι* S *ὅσαι τε* P 10 *πλουτοδότην* S *πλουτοδότιδα* P 12 *ἦν* S *δὲ ὂν* P 13 *καὶ οὕτω* S *οὕτω γε* P *διώκησεν* S *διώκησε καὶ πρὸς κύριον ἐξεδήμησεν* P

32. *πατρὶ* Akr. 111, 18 *πατρὶ—μονῇ* S 509, 16 f., Zusatz über die Bestattung des Batatzes im Kloster Sosandra. Der Zusatz auch in P.

33. *ἡ δόξα—ἐκτελέσαντες*, Akr. 112, 11—113, 14. *ἡ δέ τινων—εἴσοδον* S 509, 27—512, 11. Der Bearbeiter hat die Mitteilungen des Akropolites über die Wahl des Patriarchen Arsenios gestrichen und an ihrer Stelle einen ganz neuen Abschnitt eingeschoben, welcher die Wahl des Arsenios als gesetzmässig und gottgewollt darstellen soll. Zuletzt hat er eine Bemerkung über den Neubau der Kirche des hl. Tryphon angefügt. In P bietet der als Zusatz bezeichnete Text folgende Varianten: 510, 1 *ἠδημόνει οὖν ὁ βασιλεὺς* S *ἀδημονῶν δὲ* P 3 *τόνδε* S *ἕν* P *τῶν δὲ* om. T *ἕτερον* hinter *προκρινόντων* P *βουλευομένων* S *βουλομένων* T P 4 *ἀντίφωνα* S *ἀντίφωνα ἐφ' ἑτέρους καὶ ὁδὸν ἑτέραν ἐτράπετο* P *ἔφησε* S *φησι* P *πρὸς* S *πρὸς* T 5 *διεκρίνομεν* S *διεκρίναμεν* T P 6 *ἔνεστιν* S *ἔστιν* T P 10 *ἔστω οὗτος ὡς θεοπρόβλητος* S *ὡς θεοπρόβλητος οὗτος ἔστω* P *ἔδοξε* S *καλὸν ἔδοξε* P 11 *μετὰ* S *μετά γε* P 13 *βλεμμύδον* S (*Βλεμμίδου* ed. Sath., aber 509, 28 *Βλεμμύδη*) *βλεμμύδους* P *ἦν—χάρτης* S *ὁ χάρτης δι' ὅλου ἐτύγχανεν ἄγραφος* P 15 *δὲ ἦν* S *ἦν οὗτος* P 17 *τοῦ συμπνέγονται* S *τοῦτο συμπνέγονται* T P 19 *ἐκ* S *κἀκ* P *γραφομένων* S *ἀγραφομένων* T *ἐγγραφομένων* P 20 *ὥσπερ* S (*ὡς* ed. Sath.) *καθὰ* P 21 *ἀνέφκται* S *τὸ τρίτον ἠνέῳκται* P *τὸν* om. P 22 *ὁ* S *ὃς ὁ* P *δὲ* om. P 23 *καθηγούμενος* hinter *ἐτύγχανε* P *κυδώνης* S *κηδώνης ὀνομαζόμενος* P 25 *τίς* (*τὶς* ed. Sath.) S *εἴ τις* P 26 *ἐμῶν* S *ἡμῶν* T 27 *ἔφη* hinter *ἀρσενίου* P *ζητοῦσι* om. P 28 *τὸ δοκοῦν τῷ θεῷ* S *τὸ θεῷ ζητοῦσι δοκοῦν* P 29 *συντριβῆς* hinter *μεί-*

ζονος P 30 *εὐαγγελίων καὶ πάλιν* S *ἱερῶν καὶ αὖθις εὐαγγελίων* P *εὑρίσκουσιν* S *εὗρον* P 511, 5 *αὐτῷ* S *αὐτοῦ* P 6 *γένους* hinter *κατήγετο* P *καὶ* om. P 7 *σωζομένης τῆς* S *σωζόμενος τῆς* T *σωζόμενος τοῖς* P *μονῆς* S *μονῇ* P 9 *ἐπικληθέντα* vor *ὅτε* P 10 hinter *ἀρσένιος* add. *καὶ αὐτὸς* P 11 *δὲ* S *τε* P *μονῆς* hinter *ὀξείας* P 12 *καὶ ἐπὶ* S *κα' πὶ* P 14 *τῷ ἐν τῇ* S *τῶν ἐν τῇ* T *ἐνὶ τῶν ἐντὸς* P 15 *λίμνῃ σεμνείῳ* S *λίμνης σεμνείῳ* T *λίμνης σεμνείων* P 16 *ἑαυτὸν* hinter *παρασχὼν* add. P 17 *τὸ* S *τοῦ* P 18 *τὴν* S *τοῦ* P 20 *τοῦτον βουλόμενος* hinter *σκοπὸν* P 21 statt *τοῦτο* — 22 *εἴδησιν* S folgt P der ausführlicheren Darstellung des Akrop. ed. Bonn. 113, 7—14. T = S 23 *ἐφήψατο καὶ γὰρ* S *ἐφαψάμενος καὶ γὰρ ὁ προρρηθεὶς αὐτορειανὸς ἀρσένιος* P hinter *παιδείας* add. *ὡς εἰπεῖν ἔφθημεν* P *τῶν ἐγκυκλίων μαθημάτων ἐν πείρᾳ γέγονεν* S *τῆς ἐγκυκλίου μαθήσεως τοσοῦτον ἐγεγόνει ἐν πείρᾳ* P 24 *ἃ* S *ἅπερ* P *γινώσκειν* S fehlt in T P 26 *τὸν ζυγὸν τοῦ μονήρους βίον ἀράμενον καὶ μαρτυρούμενον ὑπὲρ πολλοὺς καὶ τῶν δοκούντων προκόπτειν ἐν ἀρεταῖς* S *δέ γε τὸν τοῦ μονήρους ζυγὸν βίον ἦν σωφρόνως ἀράμενος, τῶν τ' ἐν ἀρεταῖς δοκούντων προκόπτειν ὑπὲρ πολλοὺς μαρτυρούμενος* P 28 *ὡς* — 512, 2 *ἐκτελέσαντες* S fehlt in P 512, 3 *τότε* S *τότε δὴ τότε ὁ βασιλεὺς* P 4 *ὃ νῦν ὁρᾶται* S *ὃν ἦν ὁρᾶται* T *ὃ ἦν ὁρᾶσθαι* P 5 *ἔταξεν ἐν αὐτῷ* S *ἔταξ ἐν αὐτῷ* T *αὐτῷ ἐνέταξεν* P 7 *διορισάμενος* hinter *φιλοτίμως* P 8 *πλίνθων* hinter *ἐσκευασμένος* P 9 *κείμενος ὑπόγεως* S *ὑπόγαιος κείμενος* P *ὡς ἐλλιμνάζειν ἐν τῷ ἐδάφει τούτου καὶ ὕδωρ, καὶ διὰ τοῦτο ἀποτρέπεσθαι τοὺς πολλοὺς καὶ τὴν* (*τῆς* T) *ἐς αὐτὸν εἴσοδον* S *ὡς ἐν τῷ τούτου λιμνάζειν ἐδάφει ὕδωρ καὶ τούτου τοὺς πολλοὺς ἀποτρέπεσθαι τῆς τε εἰς αὐτὸν εἰσόδου* P

34. *ἄλλοι δὲ πάντες τὴν βασιλικὴν πεοαίωσιν συνεβούλευον καὶ ταύτην κατήπειγον* Akr. 116, 21 (*ὁ δὲ πλεῖστα πεποιθημένος αὐτῷ* (*αὐτῷ* om. G) *μουζάλων γεώργιος, τὴν τοῦ μεγάλου δομεστίκου δύναμιν περιεζωσμένος, τὴν βασιλικὴν πεοαίωσιν συνεβούλευε καὶ ταύτην κατήπειγε* B G und darnach ed. Bonn. *ὁ δὲ* — *συνεβούλευε* S 514, 3—5; weist wie B G dem Georgios Muzalon eine hervorragende Stelle zu. P folgt B G.

35. Hinter *κίνησιν* Akr. 117, 5 steht der Zusatz *ἡνίκα—προσηγορούμενον* S 514, 8—12, welcher über eine Erscheinung des hl. Tryphon handelt. P bietet folgende Varianten: 9 *προτρέποντα* S *προτρεπόμενον αὐτῷ* P 10 *κἂν* S *καὶ* P

36. *ἑλλήσποντον* Akr. 117, 9 (*ἑλλήσποντον, καταλιπὼν εἰς τὴν ἕω τὸν μέγαν δομέστικον* B G) *ἑλλήσποντον—δομέστικον* S 514, 14—15 = B G; ebenso P.

37. *καλῶς—λάμψακον* Akr. 132, 8—13. *ὁ δὲ περὶ—στρατιᾶς* S 522, 14—31. Anekdote vom Falken und Rebhuhn, bezogen auf die Tartaren und den Sultan von Ikonion. In P ist das von S gestrichene Stück ed. Bonn. 132, 8—13 beibehalten; in dem Zusatz bietet P folgende Varianten: 522, 14 *τοῦ μάμαντος λέγεται* S *καλεῖται τοῦ μάμαντος* P 15 *τῷ βασιλεῖ* vor *σκηνουμένῳ* P *παραδοῦναι γραφῇ* S *γραφῇ παραδοῦναι* T P 16 *ἦν* S *μὲν ἦν* P 17 *πρὸς τέλος ἦν* S *ἦν πρὸς τὸ τέλος* P 19 *ἔστησαν* S *ἕκαστος ἔστησαν* P 20 *εἰπεῖν τὸ* S *τὸ ἱερὸν* P *ἦν* vor *ὁ* P 21 *διωκόμενος παρὰ ἱέρακος* S *παρ' ἱέρακος σφοδρῶς διωκόμενος* P 22 *πόδας* hinter *βασιλέως* P 24 *ἔφη τοῦτον* S *τοῦτον* T *τοῦτον ἔφη* P 27 *οἰκείας* S *ἰδίας* T P 29 *ἐγένοντο* S *γέγονε* P *εἰς ἔργον ἐκβέβηκε τὸ ῥηθέν* S *τὸ ῥηθὲν ἐς ἔργον ἐτράπη* P

38. Hinter *σκέθαι* Akr. 133, 19. *εἴασε μὲν—ἡττήθησαν* S 523, 21—24. Erklärt die Niederlage durch Unbotmässigkeit der Feldherrn. Der Zusatz auch in P.

39. *ἔνθα—ἔλεγον* Akr. 133, 23. *καὶ γὰρ—ἐμέμνηντο* S 523, 28—31. Gibt Details über den Marsch des Gegners. Der Zusatz auch in P.

40. *ἀποτυχὼν—ταύτης* Akr. 134, 4. *ἀλλὰ καὶ—διανύσας ταῦτα* S 524, 5—12. Berichtet über den Sieg einer besonderen Heeresabteilung. Der Zusatz findet sich mit folgenden Varianten in P: 524, 7 *ἔπεμψεν* hinter *αὐτῶν* P 7 *ποταμὸν* S *τὸν ποταμὸν* P 8 *ὡς εἴρηται* hinter *τούτων* P 10 *οἴκοι ἐβάδισαν* S *οἴκαδε ἀνεχώρησαν* P *ὃ* Sathas *ἃ* S T *ἅπερ* P 11 *λείαν* hinter *ἀπέλιπον* P

41. Hinter *ἀπόλυσιν* Akr. 135, 10 *ἀφ' οὗ—παρέδραμε* S 525, 2—5. Genaue Angabe des Datums. Der Zusatz auch in P.

42. hinter *ἥπτετο* Akr. 141, 12 *ἤκουσε γὰρ—ἐγκαρτερήσαντες* S 526, 24—28. Genaue Angabe des Ortes. Der Verfasser war Zeuge dieser Begegnung des Kaisers mit der Gemahlin des Despoten von Epirus. Der Zusatz auch in P.

43. Hinter *ἐγένετο* Akr. 142, 15 *ἐγένετό τι τῷ τότε—ἔλεγον* S 526, 14—21. Teilt ein Prodigium mit. Der Zusatz auch in P mit folgenden Varianten: 526, 15 *διερχομένου* hinter *στρατόπεδον* P 17 *φέρεσθαι* S *προσφέρεσθαι*, am Rande von 1. H. *προπορεύεσθαι* P 19 *ὅσον* S *ὅσον ὡς* P

44. hinter *ἐκπεπλήρωκεν* Akr. 142, 18, *τοῦ πατριάρχου—τελέσαντος* S 527, 6—7. Ueber den Patriarchen Arsenios. Der Zusatz auch in P.

45. *ὁ μὲν—χωρεῖ* Akr. 153, 4—9, *ὁ δὲ βασιλεὺς—στρατόπεδον* S 530, 12—29. Anstatt der kurzen Mitteilungen des Akropolites gibt der Anonymus in S einen ausführlichen Bericht über den Marsch des Kaisers, in dessen Begleitung er sich befand. Der Zusatz auch in P mit folgenden Varianten: 530, 15 *συχνὰ μηνύματα πρὸς τοῦ περσάρχου δεχόμενος* S *συχνὰ γὰρ δεχόμενος ἦν πρὸς τοῦ περσάρχου μηνύματα* P 17 *ἤθελεν ἑνωθῆναι τούτῳ ἐκεῖ* S *τούτῳ ἤθελεν ἐκεῖ ἑνωθῆναι* P 18 *λεγόμενον* S *λεγόμενος* P *ἀμυρᾶς* S *ἀμυρᾶς τις* P 19 *ἐπιδημίαν* hinter *τρίπολιν* P 20 *καταλύσαντες* S *καταϊήσαντες* T *καταντήσαντες* P 21 *καὶ τῇ* S *τῇ δὲ* P *ἐκτελέσαντες* hinter *δεσποτικὴν* P 23 *κάμπον* hinter *μαγνησίας* P 24 *παραλαβὼν αὐτὸς εἰς τὰς σάρδεις ἀφίκετο* S *δὲ μεθ' ἑαυτοῦ παραλαβὼν τὰς σκηνὰς περὶ τὰς σάρδεις ἐπήξατο* P *ἀφίκετο* — 26 *αὐτοῦ* S: P folgt dem Akropolites 153, 6 *ὁ δὲ περσάρχης* — 10 *ἐδεξιώσατο* 26 *εἰς* S *λέγω δὴ εἰς* P 27 *πλῆθος* S *ἦν πλῆθος* T P 28 *λέγεται* S *καλεῖται* P 30 *ἐφ'* S *ἐν* P 31 *καὶ φιλοτίμως δεξιωσάμενος* S, fehlt in P

46. Hinter *ἀπεχαρίσατο* Akr. 153, 18 *καὶ τὸ—ὑψηλὴν* S 531, 5. Erzählt von der Abtretung noch anderer Orte als Laodikeia durch den Sultan. Der Zusatz auch in P.

47. *οὐδὲ φυλάττεσθαι* Akr. 154, 1—2. *τοῦ βασιλέως* —

αὐτῷ S 531,9. Streicht die Bemerkung des Akropolites über die Schwäche der Byzantiner und stellt die Preisgabe von Laodikeia als Freundschaftsbeweis für den Sultan hin. P kombiniert beide Lesarten.

48. *ἐν τῷ τέλει—ἐξομολόγησιν* Akr. 163, 2—5, *προσκαλεῖται—ἐξομολόγησιν* S 533, 30—534, 11. Bringt Details über die Beichte des Kaisers und über die Rolle, welche Arsenios dabei spielte. Der Zusatz auch in P mit folgenden Varianten: 533, 30 *προσκαλεῖται* S *προσκαλεσάμενος τοίνυν* P 31 *καί φησιν* S *ἔφη αὐτῷ* P 534, 5 *βούλει προστρέχω* S *μὲ βούλει προστρέχαι* P 6 *ἤρτηται* S *ἄρτηται* P

49. *τοῖς τῆς—ῥώσας καὶ* Akr. 163, 12—13, *ἐπεὶ δὲ καὶ —ἀθάνατον* S 534, 15—24. Einzelheiten über die letzten Tage des Kaisers Theodoros II auf Grund von mündlichen Mitteilungen des Patriarchen Arsenios an den Anonymus von S. Der Zusatz auch in P mit folgenden Varianten: 534, 16 *τὸν* S *τὸν τῆς* P 17 *αὐτὸν καὶ* (*καὶ* om. T) *τὸν πατριάρχην ἐλθεῖν πρὸς αὐτὸν κέκληκε* S *αὐτὸν κέκληκε τὸν πατριάρχην πρὸς αὐτόν* P 18 *κατὰ τὴν* S *καὶ τὰ* P *καὶ* S om. T *δὴ* P *ὡς* S *καθὼς αὐτὸς* P 19 *πρὸς αὐτὸν δράσας καὶ τῶν* S *δράσας καὶ πρὸς αὐτὸν ἅπερ καὶ πρὸς τὸν τῆς μνήμης, τῶν τε* P 21 *ἔβρεξεν* S *κατέβρεξε* P *οὕτω τε λαβὼν ἀφέσιμον γράμμα* S *οὕτω γοῦν παρ' αὐτοῦ ἀφέσιμον ἔλαβε γράμμα* P

50. Hinter *νοσήματι* Akr. 164, 12 *τούτου τοῦ βασιλέως— δῆτα κἀμοί* S 535, 5—536, 12. Ausführliches Enkomion des Kaisers Theodoros II Laskaris, zu dem der anonyme Verfasser in engen Beziehungen gestanden hat. In P bietet der Zusatz die folgenden Varianten: 535, 5 *τοῦ* S om. T *τοίνυν τοῦ* P 7 *δόκιμον* S *εὐδόκιμον* P 10 *σὺν* S *συνάμα* P 11 *ἑαυτοῦ* S *τὴν ἑαυτοῦ* P 11 *τιμίας* S *τίμιον* T P 13 *φήμης* S *φήμως* T 17 *ὑπεξαίρουσι* S *ὑπεραίρουσι* T P 19 *ἐπὶ πλέον* S om. P 22 *ἀνυμνῶν, καὶ ὅπως* S *ἀνυμνῶ, ὅπως τε* P 23 *ἐνδιαθέσεως* S *ἐνδιαθέτως* T P 25 hinter *βασιλείαν* add. *αὐτοῦ καὶ ἑτέρων* P 536, 4 *πλήθει* S *πλήθειν* T P 5 *πονουμένων* S *πολουμένων* T P 9 *πλὴν* Sath. *πολὺν* S P *πολὴν* T 10 *καταλελοιπός* S *ἦν καταλελοιπὸς* P

51. *ὥρμησε—τετίμητο* Akr. 166, 3—16 ist in dieser Fassung nur in B U überliefert, während die übrigen Codd. folgende ursprüngliche Gestalt zeigen: *συνάμα τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ Ἀνδρονίκῳ, ὃν καὶ μέγαν δομέστικον κατωνόμαζον, καὶ τῷ πρώτῳ αὐτοῦ ἀδελφῷ, ὃν καὶ πρωτοκυνηγὸν ἐκάλουν, ἐντὸς ἐγένοντο τοῦ ναοῦ.* S 537, 8—20 = B U. und derselbe Zusatz auch in P, wo sich andere Varianten ausser den in P üblichen Aenderungen der Wortstellung nicht finden.

52. Hinter *πατριάρχης* Akr. 167, 3 hat S *ἐκ τῆς νικαίας ἐλθὼν* hinzugefügt. Der Zusatz auch in P.

53. *βαπτίσματος—τελουμένον* Akr. 187, 9—11, *φωτίσματος —προσφερόμενοι* S 547, 30—548, 2. P kombiniert beide Lesarten.

54. 188, 4 *προπατριαρχεύσαντα* — 190, 3 *ἀρσενίῳ* Akr. Hier gibt der Anonymus S. 548, 14—550, 16 eine eigene für den Arsenios parteiische Darstellung der Händel, welche der Patriarch mit Michael VIII Palaiologos auszufechten hatte. Oben S. 482 ff. ist dieser Abschnitt ausführlich behandelt. P folgt im grossen und ganzen hier der Darstellung des Cod. G, nimmt aber einiges aus S herüber und wiederholt es in umgearbeiteter Form.

55. Statt des Schlusses im echten Werk des Akropolites, das mitten im Flusse der Erzählung abbricht, hat der Bearbeiter der Synopsis einen eigenen Schluss S. 555, 23—556, 7 gegeben und das jetzige Ende des echten Geschichtswerkes beseitigt. P folgt S mit folgenden Varianten:

555, 24 *ἐτελέσθησαν* S *ἐξετελέσθησαν* T P | 556, 2 *ἐπιτιθεμένην* S *ἐπιτιθεμένη* P | 7 *καθυπισχνούμενοι* S *καθυπισχνούμεθα* P

Ueber die Person des Bearbeiters erfahren wir aus diesen Zusätzen wenig. Sicher gehörte er dem geistlichen Stande an und war längere Zeit Begleiter des Arsenios, zu dessen Vertrauten er gehört zu haben scheint. Ausserdem stand er in nahen Beziehungen zum Kaiserhause der Laskares.[1] Wir

[1] Vgl. meine Dissertation S. 50.

wissen übrigens, worauf schon Sathas aufmerksam gemacht hat (Vorrede der Ausgabe *σμζ'*), dass der Anonymus mütterlicherseits aus der Familie der *Σεβαστειανοὶ* stammte. Er sagt nämlich S. 344, 5 ff. (=Niketas Akominatos ed. B. 384): *μετ' οὐ πολὺ δὲ καὶ τοὺς σεβαστειανούς, ὁμαίμονας δύο, ἀναρτᾷ εἰς ἀμφότερα τὰ τοῦ πορθμοῦ μέρη, τό τε ἑῷον καὶ τὸ δυτικόν, διὰ τὸ δῆθεν ἐπιβουλεύειν αὐτοῦ τῇ ζωῇ. ὁμαίμονες δ' οὗτοι τοῦ πρὸς μητρὸς ἐμοὶ πάππου, ὃς καὶ τὴν βρεφικὴν ἡλικίαν ἀνύων τὰ αὐτὰ παθεῖν ἐξέφυγε, τῷ κλήρῳ δὲ τῆς ἐκκλησίας ἐγκατελέγη ἀποκαρεὶς κληρικός.* (Vgl. auch Synops. Sath. 347, 10 *σεβαστειανούς—μητρόθειοι οὗτοί μοι, ὡς τοῦ πάππου αὐτάδελφοι.*) Da der Anonymus schon Theodoros II auf dem Feldzuge in Makedonien begleitete (Zusatz 42), so dürfen wir wohl annehmen, dass er damals mindestens zwanzigjährig war. Schreiben wir ihm ein hohes Alter zu, so dürfte er darnach doch das Jahr 1300 nicht lange überlebt haben, denn die Bearbeitung des Werkes des Akropolites fällt in seine letzten Lebensjahre (Zusatz 55). Er hat die von Akropolites erzählten Ereignisse z. T. als Augenzeuge miterlebt, und seine Zusätze können daher, wenn wir nicht eine bestimmte Tendenz zu erkennen vermögen, auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Es entsteht freilich die Frage, ob die oben angeführten Zusätze alle wirklich als solche zu behandeln sind, oder ob nicht in dieser Synopsis sich vielleicht hin und wieder eine Bemerkung des Akropolites erhalten hat, die im Archetypus aller übrigen Hss zu Grunde gegangen wäre. Denn es ist selbstverständlich, dass der Bearbeiter so kurze Zeit nach der Abfassung des Werkes ein relativ noch fehlerloses Exemplar des Akropolites benützte. Sicher scheint mir dies ed. B. 16, 15, wo in der Synops. Sath. (Zus. 4) steht *εἰς τὸ Ἰκόνιον ἀφικνεῖται* (so cod. Ambros. P *ἐ. τ. ἰ. ἄπεισι* S), *καὶ τοῖς αὐτοῦ καταστὰς γνώριμος πεσσάρχης ἐπιφημίζεται,* während in allen Hss des Akropolites *εἰς τὸ Ἰκόνιον* fehlt. Ohne diesen Namen aber ist *τοῖς αὐτοῦ* nicht zu verstehen, das doch wohl bedeutet „die dortigen Einwohner". Ebenso ist Akr. 98, 20 aus der Syn. Sath. wohl der Name des Metropoliten von Nau-

paktos zu ergänzen und zu schreiben *τοῦ μητροπολίτου ναυπάκτου ⟨ἰωάννου⟩ τοῦ ξηροῦ* (Zusatz 29). Bei keinem einzigen der übrigen Zusätze aber lässt sich der sichere Nachweis führen, dass schon Akropolites sie geschrieben habe; am ehesten möchte man es annehmen bei den Zusätzen 2, 7, 21, 32, 41. Viel entschiedener lässt sich bei den meisten Zusätzen sagen, dass sie nicht von Akropolites stammen können. Dahin gehören vor allem sämtliche Zusätze, die den geistlichen Verfasser verraten, aber auch diejenigen, in denen die Darstellung für die Byzantiner günstig gefärbt ist; ferner diejenigen Stücke, die zum Ruhme des Patriarchen Arsenios eingeschoben sind. Welche Absicht den Verfasser der Synopsis aber überhaupt zu seiner Arbeit veranlasst hat, lässt sich viel deutlicher aus den Streichungen erkennen, die er am Werke des Akropolites vorgenommen. In meiner Dissertation konnte ich nichts darüber sagen, denn die Bearbeitung im Cod. Ambr. P hat zwar die meisten Zusätze aus S aufgenommen, zeigt aber keine einzige der Lücken,[1]) die ich jetzt kurz zu besprechen habe.

1. Das 4. Kapitel des Akropolites S. 9, 8—10, 4 hat S 450, 19 gestrichen, da er die Eroberung der Stadt schon vorher im Anschlusse an Niketas Akominatos erzählt hatte.

2. 21, 5 *ἔχοντες* — 22, 20 *κατάρχοντος* om. S 457, 30. Es widerstrebte wohl dem patriotischen Sinne des Anonymus, von dieser schweren Niederlage des Kaisers Isaakios zu berichten. Vielleicht hat er mit Rücksicht auf diese Unterschlagung später Zusatz 53 eingeschoben, der von den dem Isaakios abgenommenen Feldzeichen handelt (s. o. S. 526).

3. Der gleiche Grund veranlasste vielleicht die Streichung der Stücke 26, 15 *τὸ γὰρ* — 18 *ῥωμαίων* (S 460, 8) und

4. 27, 1 *καί τινος—ῥωμαίων* (S 460, 15).

[1]) Nachdem ich selbst den Cod. Ambros. P öfter benützte, hat Herr Domenico Bassi auf meine Bitte nochmals eine Reihe von Stellen verglichen und konnte bestätigen, dass die Lücken von S sich in P nicht finden. Ich sage ihm für seine liebenswürdige Hilfe auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank.

5. 29, 12 fehlt in S 462, 1 hinter *ὁ δεσπότης παλαιολόγος θνήσκει* der Passus *ὥς μέν τινες ἔφασκον ἐξ ἐρωτικῶν διαθέσεων*. Als Grund für die Streichung könnte man höchstens annehmen, dass der geistliche Redaktor überhaupt an einer derartigen Bemerkung Anstoss genommen habe. Aber fast möchte man glauben, dass diese Bemerkung schon im Werke des Akropolites gefehlt habe, zu dessen Charakter es nicht recht stimmt, dass er derartiges von einem Vorfahren des Kaisers Michael VIII Palaiologos berichten sollte. Indessen fehlt dieser Satz gerade in B G, die nachweislich von S beeinflusst sind. So müsste man vielleicht annehmen, dass der Zusatz in der That unecht, aber von einem Gegner der Palaiologen in den Archetypus aller Hss gebracht worden sei, dann aus B G durch den Einfluss von S wieder herausredigiert. Das ist dann freilich recht kompliziert.

6. Den Freund des Hauses Laskaris verrät dagegen die Streichung des Satzes 34, 16 *θυμοῦ τε καὶ ἀφροδισίων ἡττώμενος* (Kaiser Theodoros I Laskaris). S 466, 9.

7. Die Bemerkung 35, 9 *ὃς καὶ κωπᾶς ὑπὸ τῶν πολλῶν ἐκαλεῖτο* hat S 467, 30 gestrichen. Der Grund ist nicht recht klar; vielleicht geschah es deshalb, weil der Bearbeiter einen Spitznamen überhaupt des Patriarchen unwürdig fand.

8. Die autobiographische Mitteilung 48, 11 ff. *ὥς—πλάτος* om. S 475, 30.

9. Kap. 29 autobiographischen Inhalts (50, 6—20) om. S 476, 30.

10. 52, 11—15, das Lob der hinterlistigen und doppelzüngigen Diplomatie des Batatzes, hat S 477, 25 gestrichen.

11. Das autobiographische Kapitel 32 (53, 4—54, 7) om. S 478, 3.

12. Die geographische Notiz über den Lauf und Namen des Hebros (Maritza) 58, 15—18 erschien S 480, 19 vielleicht überflüssig.

13. 74, 5—7, das Lob eines Muhamedaners om. S 489, 16, vielleicht aus religiösen und chauvinistischen Gründen.

14. Den Tadel des Patriarchen Methodios 77, 5 konnte der Geistliche nicht unbeanstandet lassen; om. S 491, 2.

15. Die autobiographischen Mitteilungen 83, 15—84, 9, denen Akropolites hinzufügt, dass auch das Glück dem Batatzes beigestanden habe, om. S 494, 18, und

16. ebenso das autobiographische Stück 84, 18—24 om. S 494, 30.

17. Hinter *βασιλεὺς* 89, 21 schreibt Akr. *οἷα ἐκείνης σχηματιζόμενος τὴν ταπείνωσιν.* Vielleicht erschien diese Galanterie dem Bearbeiter unwürdig, und er strich deshalb die Bemerkung 497, 14: durch den Einfluss von S ist sie dann auch in B G fortgeblieben.

18. Der Hass des Bearbeiters gegen das Haus der Palaiologen liess ihn das Lob des Andronikos Palaiologos 90, 9—11 streichen S 497, 21, und ebenso

19. 90, 19 f. die Bemerkung, dass Michael später Kaiser wurde S 497, 25.

20. Das Wort *καλῶς* 91, 6 mit Bezug auf den Vater Michaels VIII verwandelt S 498, 1 in *κακῶς*.

21. Die Greuel, welche die Genuesen auf Rhodos verübten, 93, 11—14, verschweigt S 499, 17 wohl aus patriotischen Gründen.

22. Die autobiographische Notiz 97, 20—98, 6 om. S 501, 23.

23. 99, 4 setzt S 502, 16 ff. statt *αὐτὸς ἐγὼ* den Namen *ἀκροπολίτης γεώργιος* ein und berichtet über die Gesandtschaft des Akropolites in der 3. Person. Es lag ihm also fern, das Andenken des Akropolites überhaupt zu tilgen; S unterdrückt nur die Thatsache, dass Akropolites der Verfasser ist.

24. 102, 4—107, 9, diese ganze für Michael VIII so parteiische Darstellung des über ihn verhängten Gerichtsverfahrens, hat S gestrichen 503, 26, wohl weil er sich an eine Umarbeitung nicht wagte. Natürlich sind auch die autobiographischen Mitteilungen des Akropolites beseitigt worden und die tadelnden Worte über den Patriarchen Manuel 107, 8 f.

25. Den Vorwurf der Sinnlichkeit und des Ehebruchs

gegen Batatzes 110, 19—111, 3 hat S 505, 27 natürlich verschwiegen.

26. Nicht durchsichtig ist mir der Grund, weshalb das Lob der Stadt Philadelpheia 111, 20—112, 4 von S 509, 20 gestrichen worden ist.

27. Die Anhänglichkeit an die Laskares hat 130, 5 wohl den Tadel des Manuel Laskaris, und persönliche Beziehungen vielleicht die gehässigen Worte 130, 7 f. über Konstantinos Margarites in S 521, 16 ausfallen lassen.

28. Die Muzalones, die Freunde der Laskares, waren auch die Freunde des Bearbeiters der Synopsis; daher fehlt der gegen sie 131, 16 ausgesprochene Tadel, dass sie die nichtswürdigsten Gesellen gewesen seien, in S 522, 3; durch den Einfluss von S ist auch in B G diese Notiz verloren gegangen.

29. Ebenso hat S 522, 3 eine nur in A erhaltene autobiographische Mitteilung (131, 15) gestrichen, wenn nicht vielleicht A hier von kundiger Hand interpoliert worden ist.

30. 135, 11—142, 15, die Erzählung, wie Theodoros II Laskaris im Jähzorn den Akropolites peitschen liess, hat S zwar nicht ganz gestrichen, aber sehr stark gekürzt und den Namen des Akropolites eingesetzt, S 525, 6—526, 13 (in den Worten 526, 10—13 ist der Text arg verdorben).

31. 143, 2—144, 13 hat S 527, 8 ff. die autobiographischen Mitteilungen mitsamt der Lobhudelei gegen Michael VIII gestrichen und nur die Thatsachen der Flucht Michaels kurz berichtet.

32. 146, 8 ff. Lob Michaels VIII om. S 527, 30.

33. Der ganze Bericht des Akropolites über seine Thätigkeit als Oberfeldherr in Makedonien 148, 18—153, 4 ist in S 529, 8 ff. in wenige Zeilen zusammengedrängt, und ganz summarisch ist direkt im Anschluss hieran das endliche Schicksal des Akropolites und seine Gefangennahme erzählt 158, 5—161, 14. Nur das Stück 149, 7—150, 17 ist auch von S 529, 11—530, 4 ausführlich wiedergegeben.

34. Die Bemerkung 154, 16 des Akropolites über die

geringe Streitmacht Michaels Palaiologos, welche den Misserfolg beschönigen soll, streicht S 531, 18 aus Hass gegen den Palaiologen, ebenso aus gleichem Grunde

35. 154, 21 f. = S 531, 22.

36. Der Vorwurf der Feigheit, den Akropolites dem Michael Laskaris macht 157, 16, fehlt aus dem bekannten Grunde in S 532, 29.

37. Aus Liebe zu Theodoros II streicht S 533, 24 die Bemerkung des Akropolites 162, 17—19 über den schmählichen Ehehandel mit dem Bulgarenfürsten Toichos.

38. Die autobiographischen Notizen 163, 4 und 163, 11 om. S 534, 14.

39. Nicht klar ist der Grund, weshalb die Bemerkung über die Gefangenschaft der vier Söhne des Protovestiarios Rhaoul, die übrigens auch in B G U fehlt, von S 537, 2 fortgelassen worden ist.

40. Selbstverständlich ist es dagegen, dass S 537, 27 von der Verhöhnung des Leichnams Theodoros' II 166, 20—23 nichts erzählt hat; die Nachricht fehlt auch in B G U.

41. 169, 8—11, das Lob Michaels VIII om. S 538, 27.

42. 169, 15—170, 1, der Bericht von der Krönung mit der *ταινία δεσποτικὴ* und von dem bescheidenen Widerstreben Michaels, die Regierung zu übernehmen, fehlt in S 538, 31.

43. Dagegen hat S 540, 4—9 die Bemerkung über die Freigebigkeit Michaels 172, 2—4 nicht gestrichen, wohl weil auch in den Worten des Akropolites der Tadel der Verschwendung versteckt liegt; die folgenden Schmeicheleien fehlen in S.

44. Eine Gewaltthat Theodoros' II 174, 9 verschweigt S 541, 12.

45. Die autobiographische Notiz 175, 10 setzt S 541, 27 mit Nennung des Namens in die 3. Person unter gleichzeitiger Kürzung.

46. Das Lob der Frömmigkeit Michaels VIII 177, 20 fehlt natürlich in S 543, 2.

47. Die autobiographische Mitteilung 183, 5—14 fehlt in S 545, 20.

48. Die Gesandtschaft des Akropolites zu den Bulgaren 187, 5 ff. wird mit Nennung des Namens in der 3. Person erzählt S 547, 28 ff.

49. Die autobiographische Notiz 195, 25 ff. wird von S mit Nennung des Akropolites wiedergegeben 554, 2 ff.

50. Ein nur in G überlieferter, aber sicher von Akropolites herrührender Tadel des Patriarchen Arsenios 169, 19 (vgl. o. S. 499), ist in S 554, 15 aus dem bekannten Grunde gestrichen.

Die Absichten des Bearbeiters lässt diese Zusammenstellung deutlich erkennen. Die Unterschiede der Synopsis von dem echten Werke des Akropolites bestehen nun aber nicht nur in diesen Zusätzen und Streichungen, sondern ihr Urheber hat ausserdem den Text des Akropolites nach eigenem Geschmacke umgearbeitet, sei es, dass er an der nicht immer gerade sehr sorgfältigen und auch nicht gerade sehr abwechselungsreichen Diktion des Akropolites Anstoss nahm, sei es, dass er überhaupt nur etwas scheinbar Selbständiges geben wollte.

Dass S indessen zu keiner der bekannten Hss des Akropolites nähere Beziehungen hat als zu irgend einer der anderen, geht aus dem bisher Gesagten deutlich genug hervor. Trotz der freien Textbearbeitung in S aber wird bei der Feststellung des Textes des Akropolites stets auf S zu achten sein, wie ich an einem einzigen Beispiel zeigen möchte.

Akr. 8, 19 ff.

1 *συνέβη δὲ καὶ ἕτερόν τι γενέσθαι τοῖς πολίταις βούλευμα ἐπαίνου ἄξιον. τοὺς γὰρ λατίνους, οὓς οἰκήτορας εἶχεν ἡ*
5 *κωνσταντίνου, οἱ προὔχοντες καὶ τῶν (?) ἐν τέλει συνεβουλεύσαντο ἀποπέμψαι τῆς πόλεως,*

1 *καὶ ἕτερόν τι* hinter *γενέσθαι* U
3 *ἐπαίνου*] *οὐκ ἐπαίνου* U

S 450, 10.

τότε συνέβη γενέσθαι καὶ ἕτερον βούλευμα τοῖς πολίταις, οὐκ οἶδα περὶ τούτου φάναι εἴτε καλῶς εἴτε καὶ τοῦτο καθ᾽ ἑαυτῶν. τοὺς γὰρ λατίνους, οἳ ἦσαν τὰς οἰκήσεις ἐν κωνσταντινουπόλει κεκτημέ-

1 ὡς μὴ ἐπιβούλους αὐτοὺς ἐντὸς ἔχοιεν. οἱ δὲ αὐτόμολοι πρὸς τοὺς πολεμίους χωροῦσι χιλιοστύες πολλαί, ὅρκοις ἀρρήκ-5 τοις τὸ πρῶτον τοὺς πολίτας πληροφοροῦντες μὴ ἄν ποτε μελετῆσαι κατ' αὐτῶν προδοσίαν, συναποθανεῖν δὲ εἰ συμβαίη αὐτοῖς ὡς ἰθαγενεῖς καὶ 10 αὐτόχθονες. καίτοι καὶ γυναῖκας καὶ παιδία διδόντες ἐν ἀσφαλεστέροις ταῦτα τόποις ἀπαγαγεῖν, οὐκ ἔπεισαν. ἐξελθόντες δὲ πολλὰ τοῖς ἐναντίοις 15 συνήραντο ἅτε πλῆθος πολὺ ὄντες καὶ εἰδήμονες τῶν πραγμάτων.

νοι, εἰς χιλιοστύας ἀριθμουμένους, τῆς πόλεως ἀπεπέμψαντο, τοσούτῳ πλήθει τοὺς ἐναντίους ἐπικρατεστέρους πεποιηκότες, καὶ ταῦτα ὅρκοις πληροφοροῦντας μή ποτε προδοσίαν κατ' αὐτῶν μελετῆσαι, συναποθανεῖν δὲ μᾶλλον αὐτοῖς, εἰ συμβαίη, μαχομένοις, ὡς ἰθαγενεῖς καὶ αὐτόχθονας, καὶ γυναῖκας καὶ παιδία διδόντας ἐ ν έ χ υ ρ α εἰς ἀσφαλεστέρους τόπους ἀπαγαγεῖν.

1 αὐτοὺς om. B U 7 μελετῆσαι μελετήσαιεν U 8 δὲ om. U 10 αὐτόχθονας O αὐτόχθονες U sicher mit Recht 12 ταῦτα om. F H 13 ἀπαγαγεῖν] ἐπαγαγεῖν A U

Der Zusatz *ἐνέχυρα* Z. 11 in S scheint mir, wenn nicht geradezu notwendig, so doch höchst angemessen, um das Verständnis des Satzes zu erleichtern, und ich halte ihn für Eigentum des Akropolites. Lehrreich ist aber die Variante Z. 3 in S *οὐκ οἶδα περὶ τούτου φάναι εἴτε καλῶς εἴτε καὶ τοῦτο καθ' ἑαυτῶν.* Wenn schon der Verfasser der Synopsis, dessen Chauvinismus zahlreiche Stellen bezeugen, einen leisen Tadel gegen seine Landsleute andeutet, so dürfen wir ohne weiteres annehmen, dass Akropolites sich noch deutlicher ausgedrückt hat. Bei ihm lesen wir aber *βούλευμα ἐπαίνου ἄξιον.* Wird diese Bemerkung nun schon zweifelhaft, so zeigt sich, dass sie auch gar nicht zu seinen eigenen Worten im Folgenden stimmt; denn was er berichtet, ist durchaus nicht lobenswert, sondern wird auch von ihm als grobe Ungeschicklichkeit dargestellt.

Zu emendieren ist also ⟨*οὐκ*⟩ *ἐπαίνου ἄξιον*, wie es in U steht, wo es freilich nur durch richtige Korrektur des Schreibers wieder entstanden sein kann, da es schon im Archetypus aller Hss gefehlt haben muss. Der Anonymus der Synopsis hat nach seiner Gewohnheit den harten Tadel des Akropolites, dem Engherzigkeit auch in nationalen Fragen fremd war, zu mildern gesucht. So kann die Synopsis bei der Textkritik des Akropolites wichtige Dienste leisten und ist überall zu beachten, freilich auch überall mit grösster Vorsicht zu verwerten.

Es erübrigt nun noch, ihr Verhältnis zum Cod. Ambros. A 202 inf. (P) zu prüfen. Schon oben S. 528 habe ich bemerkt, dass sich in P zwar fast alle Zusätze von S wiederfinden, nicht aber die Lücken. So sind z. B. alle autobiographischen Mitteilungen des Akropolites in P erhalten, was mit der Annahme, dass in P eine Art Vorarbeit des Verfassers der Synopsis zu erblicken wäre, schwer in Einklang zu bringen ist. Es ergeben sich auf diese Weise seltsame Widersprüche in P, so z. B. S. 153, 1 ff. ed. B. = P fol. 69ᵛ Z. 23 ff. P hat vorher die Schicksale des Akropolites in Makedonien und zuletzt seine Gefangenschaft in Prilapos erzählt. *ἡμεῖς δ' ἐγκεκλεισμένοι τῷ τοῦ πριλάπου ἄστει καὶ ὡς ἐν εἱρκτῇ γεγόναμεν. καὶ τὰ μὲν ἐν ἡμῖν οὕτω ξυνέβη, ὁ δὲ τῆς ἱστορίας λόγος τῶν ἐπὶ τὴν ἕω γεγενημένων ἐχέσθω. ὁ μὲν οὖν βασιλεὺς διαπεραιωθεὶς τὸν ἑλλήσποντον, ὡς εἶχε τάχους περὶ τοὺς τῆς λυδίας τόπους κεχώρηκε. * συχνὰ γὰρ δεχόμενος ἦν πρὸς τοῦ περσάρχου μηνύματα, ὡς ἔρχεται πρὸς αὐτόν, καὶ τούτῳ ἤθελεν ἐκεῖ ἑνωθῆναι. ὅτε οὖν εἰς τὸν κάλαμον ἤλθομεν κτλ.* Syn. Sath. 530, 18 ff. Kein unbefangener Leser von P könnte dies verstehen; denn während anfangs mit *ἡμεῖς* Akropolites gemeint ist, gilt *ἤλθομεν* von dem Bearbeiter der Synops. Sath. Diese Thatsache, die an anderen Stellen Parallelen findet, schliesst auch die Annahme aus, dass in P eine planvolle Einarbeitung der Zusätze aus S erfolgt wäre. Es bleibt nur die Erklärung übrig, dass irgend jemand die Zusätze der Synopsis in sein Exemplar des echten Akropolites

an den Rand schrieb; so erklärt es sich auch, dass er anfangs einige Zusätze (1. 3. 6. 7. 8. 9. 10) übersah, dass er dann aber aufmerksam wurde und nun sorgfältig verglich. Ein späterer Bearbeiter erst hat die Zusätze vom Rande in den Text gebracht. und derselbe. vielleicht ein noch jüngerer Bearbeiter, ist es dann gewesen, der den so entstandenen Text einer vollständigen Stilisierung nach seinem Geschmacke unterzog. Denn auch die Zusätze aus S haben sich, wie die oben S. 517 ff. angeführten Varianten zeigen, diese Bearbeitung gefallen lassen müssen. Jedenfalls aber benützte dieser Stilist die Synopsis Sath. nicht als Vorlage, sondern bearbeitete seinen ihm vorliegenden echten Text des Akropolites ganz nach eigenem Ermessen, und wie die Nebeneinanderstellung des Abschnittes ed. B. 26, 20 ff. zeigt (oben S. 512 f.), auch viel zurückhaltender und konservativer als der Verfasser der Synopsis. Wie oberflächlich jener Abschreiber, welcher die Zusätze durch einen * kennzeichnete, seine Sache gemacht hat, geht schon daraus hervor, dass er nur einen kleinen Teil derselben erkannt hat; umgekehrt hat er Akr. 180, 9—183, 4 und Akr. 189, 1—12 als fremde Zusätze bezeichnet, während hier in Wirklichkeit nur eine allerdings sehr freie Ueberarbeitung des echten Textes des Akropolites vorliegt.

Zum Schlusse ist die Frage zu beantworten, mit welcher der erhaltenen Hss des Akropolites diejenige Handschrift am nächsten verwandt war, die der Bearbeitung P zu Grunde liegt. Auf A kann P nicht zurückgehen, weil diese Bearbeitung die folgenden falschen Lesarten von A nicht hat: 6, 16 *συναθροίσας* A *ἀθροίσας* O P | *γεγόνασι τῆς πόλεως* A *τῆς πόλεως γεγόνασιν* O P | 16, 8 *ἀζατίνη* om. A *ἀζατίνη* O P | 19, 8 *τῇ βολῇ* om. A *τῇ βολῇ* O P. Eine Abhängigkeit von B schliessen folgende Varianten aus: 5, 3 *τῶν ἐνεργούντων γινωσκομένων* O P om. B | 24, 15 *καταστρατηγοῦνται καὶ νικῶνται* O P *καταστρατηγοῦνται* B. Die Annahme einer Verwandtschaft von P mit U wird durch folgende Stellen widerlegt: 8, 22 *αὐτοὺς* O P om. B U | 21, 16 *τὴν ἐπιοῦσαν* O P om. U | 21, 20 *ἐπί τινι στενωπῷ γενομένῳ* O P om. U. Dass endlich P von F H

nicht abstammen kann, zeigen folgende Varianten: 8,17 *τούτου* F H *τοῦ τοιούτου* O P 9,5 *ταῦτα* O P om. F H 17 *ἢ καὶ ὑπὸ χεῖρα ποιήσασθαι* O P om. F H 19,3 *αὐτῷ* O P om. F H. So bliebe nur die Möglichkeit einer nahen Beziehung zu G, und in der That finden sich in P alle Lesarten wieder, die uns allein in G begegnen, für den Abschnitt S. 3—31 ed. B. z. B. die Lesarten 5,6 *παραλήψεσθαι* O *παραλήψασθαι* A G P 10,20 *οὕτως* O *οὕτω* G P 14,21 *ἐπεγαμβρεύθη* O *ἀπεγαμβρεύθη* G P 17,10 *ξυροῦ* O *ξηροῦ* G P 22,16 *δὲ* O *δὴ* G P 29,18 *δὲ αὐτῷ* A *δὲ αὐτοῦ* F *δ' αὐτῷ* U *δ' ἑαυτῷ* B G P 30,17 *γένους* B F *μέρος* U *μέρους* A G P und für den Abschnitt S. 101—111 die Lesarten 101,3 *καὶ οἰκονόμος τῶν κοινῶν* O om. G P 101,16 *συνέλθῃ* A F *ξυνέλθῃ* H *ξυνέλθοι* B *συνέλθοι* G P 106,9 *τῷ διαπείρας* O *τῷ διὰ πείρας* G P 107,17 *ἰωάννης* O *μιχαὴλ* G P 110,2 *μικρὰν* O *σμικρὰν* G P 110,12 *ἀνακτορικὰς* O *ἀνακτορίας* G P 110,21 *καὶ πολλαῖς μὲν καὶ ἄλλαις εἰς φανερὰν ἐχρήσατο μῖξιν* A F H U om. B G P. Diese Beispiele mögen genügen. Die direkte Abhängigkeit des Cod. P von G geht ferner daraus hervor, dass der oben S. 483 ff. behandelte Abschnitt über den Patriarchen Arsenios, der in G eine von den anderen Hss ganz abweichende Fassung erhalten hat, auch der Bearbeitung in P zu Grunde liegt, wenngleich der Einfluss der Syn. Sath. auch hier manches anders werden liess. So verliert P jeden Wert für die Textkritik des Akropolites. Einige Bedeutung aber könnte dieser Codex immerhin für den Text der Zusätze aus der Syn. Sath. beanspruchen, wenn uns nicht die Handschrift erhalten wäre, aus der in direkter Abstammungslinie die Zusätze in P abgeschrieben sind. Diese Frage soll der nächste Abschnitt behandeln.

D. Die sog. Turiner Kompilation und die sog. Synopsis Sathas.

Im Cod. Taur. B V 13 (früher 189 b. II 45), der auf fol. 1—101 die Schriften des sog. Kodinos enthält, ist fol. 102—574 ein Geschichtswerk überliefert, welches nach

Jos. Pasini. Codices mss. bibl. regii Taur. Athenaei I (1749) 285 die Zeit von Alexios Komnenos bis auf Michael Palaiologos umfassen und ein Auszug aus Anna Komnena und Nikephoros Gregoras sein soll. Diese Angaben bezweifelte K. Krumbacher (Byz. Litt.[2] 297) und wies darauf hin, dass von ganz später Hand auf fol. 102 die Bemerkung *ὡς οἶμαι χωνιάτου* sich finde, und dass in der That als Bestandteile sicher noch Niketas Akominatos, vielleicht auch Kinnamos und Pachymeres angenommen werden müssten. Zugleich wies Krumbacher darauf hin, dass der Schluss des Werkes nicht von Michael VIII Palaiologos, sondern von den iberischen Wirren unter Konstantinos Monomachos handele, also von einer Zeit, die etwa 50 Jahre vor dem angeblichen Beginne des ganzen Werkes liege. Hauptquelle sei hier Kedrenos bezw. Skylitzes, und das Stück Kedrenos—Skylitzes II 572, 17—573, 15 (ed. Bonn.) finde sich mit unwesentlichen Abweichungen in der Turiner Hs fol. 572ᵛ—573ᵛ. Schliesslich vermutete Krumbacher, der Kompilator habe nicht den Skylitzes selbst, sondern eine verlorene oder verschollene Vorlage desselben benützt, und regte zur Untersuchung der Hs an.

Da vielleicht für die Textkritik des Akropolites diese Kompilation der Turiner Hs von Wert sein konnte, so fragte ich bei der Direktion der Universitätsbibliothek in Turin an, ob die Zeit des nikänischen Reiches, d. h. der Inhalt des Geschichtswerkes des Akropolites, darin verarbeitet sei, und erfuhr durch die Liebenswürdigkeit der Bibliotheksverwaltung, der ich auch an dieser Stelle dafür meinen Dank sage, dass dies in der That der Fall ist, denn es finden sich folgende Ueberschriften:

fol. 434ʳ *βασιλεία θεοδώρου τοῦ λασκάρεως*,

fol. 452ʳ *βασιλεία ἰωάννου δουκὸς τοῦ βατάτζη*,

fol. 499ᵛ *βασιλεία θεοδώρου υἱοῦ ἰωάννου βασιλέως δούκα τοῦ βατάτζη*,

fol. 534ᵛ *βασιλεία μιχαὴλ τοῦ παλαιολόγου*. Aus jedem dieser vier Abschnitte teilte mir sodann Herr Professor G. Fraccaroli die ersten Zeilen mit. Nachdem ich aus

diesen erkannt hatte, dass der Cod. Taur. die Zeit des Nikänischen Reiches nicht in der Gestalt des echten Akropoliteswerkes enthält, sondern in derjenigen der sog. Synopsis Sathas, hat Herr Prof. Fraccaroli auch weiterhin die Freundlichkeit gehabt, alle meine auf die Turiner Kompilation bezüglichen Anfragen zu beantworten. Wenn ich daher im folgenden über den Inhalt des Cod. Taur. (T) einigermassen Aufschluss geben kann, so ist das im wesentlichen der ausserordentlichen Güte des Herrn Prof. Fraccaroli zu verdanken.

1. Auf fol. 102^{r} beginnt eine neue Hand mit roter Initiale: *Ἀλέξιος ὁ κομνηνὸς σὺν τῇ μητρὶ ἄννῃ μοναχῇ τῇ δαμασκηνῇ ἰσαακίῳ ἀδελφῷ τῷ σεβαστοκράτορι καὶ νικηφόρῳ καίσαρι γαμβρῷ τῷ μελισσηνῷ ἔτη τριάκοντα πρὸς τοῖς ἑπτὰ καὶ μησὶ τέσσαρσιν ἐβασίλευσε. οὗτος εἶχε κτλ.* Mit denselben Worten[1]) beginnt nach einem Chrysobull des Alexios Komnenos *περὶ τῶν ἱερῶν* (S. 173—176) der zweite Teil der Synopsis Sathas S. 177. Im Cod. Taur. folgt alsdann die ganze Synopsis Sathas von S. 177 bis zum Schlusse S. 556 und schliesst auf fol. 554^{v} genau mit den gleichen Worten wie im Cod. Marcianus 407: *διὸ καὶ τῷ θεῷ εὐχαριστοῦντες ὑπὲρ ὧν διεξήλθομεν τὴν ἐπὶ πλέον ὁρμὴν ἀναστέλλομεν, εἴπερ ἐν τοῖς ζῶσιν εὑρεθῶμεν τοῦ ἔαρος ἐπιλάμψαντος καὶ τὸν καιρὸν οὐκ ἔχομεν ἀνθιστάμενον, καὶ τοῖς πρόσω βαδίσαι καθυπισχνούμενοι* (ed. Sath. 556).

2. fol. 554^{v} fährt die gleiche Hand und die gleiche Tinte fort, aber mit roter Initiale beginnt ein neues Stück unter dem Titel:

Περὶ τοῦ ἔθνους τῶν τούρκων mit den Worten:

Ἐπεὶ δὲ καί τινα τῶν ἐθνῶν κατὰ καιροὺς τῇ ῥωμαΐδι ἐπεισκώμασαν καὶ χείριστα τοὺς ἐν αὐτῇ κατειργάσατο (sic!), *οὔ μοι σκοποῦ τοῦ εἰκότος* (em. Fracc., Cod. *ἀκότος*) *ἄπο εἶναι δοκεῖ καὶ τῆς ἱστορίας μὴ προσηκόντως ἐχόμενον καὶ περὶ αὐτῶν συνοψίσαντα* (fol. 555^{r}) *παραδηλῶσαι, ὅθεν τε ἕκαστον καὶ πότε κεκινημένον τοῖς ἡμετέροις ὁρίοις ἐπεχωρίασεν. ἀρκτέον δὲ*

1) *δαμασκηνῇ* T *δαμασηνῇ* S | *μελισσηνῷ* T *μελισσηνῷ* S | *ἐβασίλευσε* T om. S |

ἀπὸ τοῦ τῶν τούρκων κτλ. Dieses Stück schliesst fol. 560v mit den Worten: κατὰ δὲ ῥωμαίων δύναμιν ἐκπέμπει ἑτέραν ἀμφὶ τὰς κ΄ χιλιάδας, στρατηγὸν ἐπιστήσας αὐτῇ ἀδελφόπαιδα ἀσὰν τὸν λεγόμενον κωφὸν ἐπισκήψας τὴν ταχίστην ἀφικέσθαι, καὶ εἰ προσχωροίη (fol. 561r) προσκτήσασθαι αὐτῷ τὴν μήδειαν. ἀλλὰ τὰ μὲν τῶν τούρκων ἄρχοντος δεδήλωται ἐν τοῖς τοῦ μακεδόνος βασιλείου τοῦ βασιλέως καθ᾽ ἡμῶν ἐκστρατευσαμένου. Mit roter Initiale fährt die gleiche Hand fort: περὶ δὲ τῶν πατζινάκων ἤδη λεκτέον. κατὰ (mit roter Initiale) τοὺς [τοὺς] χρόνους τῆς αὐτοκρατορίας τοῦ μονομάχου κωνσταντίνου κτλ. Dieses Stück und die ganze Hs endet fol. 574r mit den auch bei Krumbacher a. a. O. citierten Worten: ἀρχηγὸν πάσης τῆς ἰβηρίας καὶ ἀβασγίας, τὸν δ᾽ αὖ λιπαρίτην διὰ βίου ἄρχοντα τῆς μεσίας εἶναι, ὅτε καὶ ὁ βασιλεὺς τὸ τεβρέξιον καὶ τὸ λεγόμενον τιφλὴς καὶ τὴν βαασπρακανίαν καὶ τὴν τοῦ ἀνίου χώραν ὑφ᾽ ἑαυτὸν ἐποιήσατο τά τε κατὰ τὸν στράγγα τὸν ποταμὸν καὶ τὴν χώραν τοῦ ὄτρου λεγομένην καὶ τὰς ἐκεῖσε πόλεις τε καὶ τὰ φρούρια τό τε λεγόμενον ἄρτζε καὶ τὴν καστροκώμην καὶ τὸ ἰβὰν ἐκ τῆς τῶν τοσούτων ἰβήρων αὐθεντίας τυγχάνοντα. γεώργιός τε καὶ βαρασβατζὲ οἱ ἐν τῷ τοῦ ἄθωνος ὄρει τὴν περιφανῆ τῶν ἰβήρων μονὴν συστησάμενοι πρὸς βασιλέα προσέδραμον καὶ φιλοφρόνως ἐδέχθησαν.

Der weitaus grösste Teil der sog. Turiner Kompilation fol. 102r—554v ist also nichts anderes als ein Teil der sog. Synopsis Sathas. Ehe ich aber darauf eingehe und das Verhältnis zum Cod. Marcianus und zu den Zusätzen im Cod. Ambros. A 202 inf. untersuche, mögen einige Bemerkungen über den Schluss der Hs fol. 554v—574r hier Platz finden. Schon durch ihre Einkleidung geben sich diese Stücke als Excerpte zu erkennen, und Krumbacher hatte bereits darauf hingewiesen, dass auf fol. 572v—573v mit unwesentlichen Aenderungen sich das Stück Kedrenos—Skylitzes II 572, 17—573, 15 (ed. Bonn.) findet; in den eben mitgeteilten Schlussworten aber seien verschiedene Nachrichten erhalten, die sich bei Kedrenos und Skylitzes nicht fänden. Hoffentlich gelingt es mir später einmal, diese Stücke im Wort-

laut bekannt zu geben und nach ihrem Verhältnis zu ihren Quellen oder zu ihren Nachfolgern zu untersuchen: einstweilen kann ich nur nach dem eben mitgeteilten Incipit und Explicit urteilen, wonach sie mir lediglich ein Excerpt aus Kedrenos zu sein scheinen. Und zwar glaube ich, dass das erste Stück fol. 554ᵛ—561ʳ, welches über die Herkunft der Türken handelt, dem Abschnitt des Kedrenos II 566, 11—572, 15 entspricht, welcher beginnt: *καὶ ἡ μὲν ἀποστασία τοιοῦτον ἔσχε τὸ τέλος, ἄρχεται δὲ λοιπὸν τὰ ἀπὸ τῶν Τούρκων κακά. τίνες δὲ οἱ Τοῦρκοι καὶ τίνα τρόπον ἤρξαντο πολεμεῖν Ῥωμαίοις, ἄνωθεν ἀναλαβὼν διηγήσομαι. τὸ τῶν Τούρκων ἔθνος γένος μέν ἐστιν κτλ.* Denn dieser Abschnitt schliesst mit den gleichen Worten wie im Cod. Taur. *ἐπισκήψας τὴν ταχίστην ἀφικέσθαι καὶ εἰ προχωροίη προσκτήσασθαι αὐτῷ τὴν Μηδίαν.* Der zweite Abschnitt fol. 561ʳ—574ʳ über die Petschenegen scheint vom Kompilator etwas umständlicher zusammengesucht zu sein. Denn während sich das Stück fol. 572ᵛ—573ᵛ, wie oben erwähnt, bei Kedrenos II 572, 17 bis 573, 15, also als direkte Fortsetzung des eben genannten Excerptes über die Türken wiederfindet, erkenne ich den Anfang dieses zweiten Stückes in den Worten bei Kedrenos II 581, 17: *ἐν ᾧ δὲ ταῦτα ἐγένετο, καὶ ἡ τῶν Πατζινάκων ἐπισυνέβη κίνησις· πῶς δὲ καὶ τίνα τρόπον, λεκτέον. τὸ ἔθνος τῶν Πατζινάκων Σκυθικὸν ὑπάρχον ἀπὸ τῶν λεγομένων βασιλείων Σκυθῶν κτλ.* Genaueres über das Verhältnis dieser Stücke im Cod. Taur. zu Kedrenos vermag also auch ich vorläufig nicht festzustellen, doch ist durch die vorstehenden Ausführungen der Inhalt der bisher rätselhaften Turiner Kompilation bis auf einen geringen, aber vielleicht sehr bedeutungsvollen Rest klar gelegt.

Indem wir uns wieder dem Geschichtswerk des Georgios Akropolites zuwenden, begegnet uns sogleich die Frage, ob die Zusätze im Cod. Ambros. A 202 inf. mit dem Texte der Synopsis Sathas im Cod. Marc. 407 oder im Taur. B V 13 näher verwandt seien. Um die Untersuchung dieser Frage zu erleichtern, habe ich oben S. 516 ff. zu den Zusätzen in P ausser

den Lesarten dieses Cod. auch diejenigen des Taurinensis (T) mitgeteilt. Da erkennt man nun sofort, dass der Text der Zusätze in P so zahlreiche Abweichungen von ST enthält, dass gegen die auch aus andern Gründen abzuweisende Annahme, S oder T seien etwa unter dem Einflusse der Stücke in P entstanden, alle Lesarten sprechen. Andererseits bietet T nicht eine einzige von S abweichende Lesart, die sich nicht auch in P wiederfände oder deren Einfluss auf den Text der Zusätze in P wir nicht klar erkennen könnten. Dass P gelegentlich einen Schreibfehler in T verbessert, beweist nichts gegen die Annahme, welche durch alle Lesarten bestätigt wird, dass die Zusätze in P direkt aus T geflossen sind. Beweisend hierfür sind Lesarten wie im 13. Zusatz *ἀγώγιμος* S *ἀγωγιμένος* TP | *μέχρι θανάτου* S om. TP | im 18. Zusatz *φθαρτὰ ἢ ἄφθαρτα* S *φθαρτὸς ἢ ἄφθαρτος* TP | *μικροῦ καὶ* S *καὶ μικροῦ* T *καὶ μικροῦ δεῖν* P | im 19. Zusatz *ἀπιδὼν* S *ἐπιδὼν* TP | im 31. Zusatz *ἔτρεφον* S *ἔτρεφεν* TP | im 33. Zusatz *βουλευομένων* S *βουλομένων* TP. Das allmähliche Entstehen abweichender Lesarten zeigt das Beispiel im 33. Zusatz *λίμνῃ σεμνείῳ* S *λίμνης σεμνείῳ* T *λίμνης σεμνείων* P, wo die Lesart von P nur die Korrektur eines Schreibfehlers in T ist. Im 37. Zusatz *οἰκείας* S *ἰδίας* TP | im 45. Zusatz *πλῆθος* S *ἦν πλῆθος* TP. | Besonders zahlreich sind die Beweise im 50. Zusatz *τιμίας* S *τίμιον* TP | *ἐπεξαίρουσι* S *ἐπεραίρουσι* TP | *ἐνδιαθέσεως* S *ἐνδιαθέτως* TP | *πλήθει* S *πλήθειν* TP | *πονουμένων* S *πολουμένων* TP. Konnte also oben schon gezeigt werden, dass P in den echten Partieen des Akropolites für die Textkritik wertlos ist, da er direkt auf den erhaltenen Cod. G zurückgeht, so muss P nunmehr auch für den Text der Zusätze als wertlos erklärt werden und hat aus der Textkritik des Akropolites vollständig auszuscheiden. Das Verhältnis von S zu T vermag ich einstweilen nicht festzustellen, da mir für grössere Partieen, deren Vergleichung allein entscheiden könnte, die Kollationen fehlen. Immerhin scheint es nicht, als ob eine aus der andern direkt abstamme, wenngleich ich im ganzen S für die bessere Handschrift halte.

Auffallend ist der Umstand, dass in T nur ein Teil der Synopsis Sathas enthalten ist: er veranlasst dazu, die Komposition der sog. Synopsis etwas näher anzusehen. Es ist bekannt und oben öfter erwähnt worden, dass sie aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist: zu fragen bleibt daher, wann das geschehen sei, von wem und mit welcher Absicht. Sicher[1]) ist einstweilen nur das eine, dass Johannes Argyropoulos, der nach Sathas den Cod. Marc. 407 schrieb, hintereinander

1. eine Synopsis abschrieb (ed. Sath. 1—173), welche die Zeit von der Schöpfung bis auf Nikephoros Botaneiates umfasst,

2. ein Chrysobull des Kaisers Alexios I Komnenos (ed. Sath. 173—176),

3. ein Geschichtswerk, welches die Zeit von Alexios I Komnenos bis 1261 behandelt und nichts ist als eine Paraphrase des Niketas Akominatos und Georgios Akropolites mit einigen Zusätzen. Sathas hat diese drei Stücke, die in der Handschrift deutlich getrennt sind, als ein einziges Werk angesehen und als solches unter dem Gesamtnamen *Σύνοψις χρονική* veröffentlicht. Aber warum hat er dann das 4. Stück fortgelassen, das derselbe Johannes Argyropoulos fol. 138v—142r ebenfalls mitteilt?

Hier hat Sathas erkannt, dass dieses Stück nicht mehr mit dem Vorhergehenden zusammengehört, denn es sind dieselben Notizen über die Türken und Petschenegen, welche auch im Cod. Taur. B V 13 hinter der Paraphrase des Akominatos und Akropolites überliefert sind (vgl. Sathas prolegg. *σμέ*, der auch auf die Herkunft der Fragmente aus Kedrenos-Skylitzes hinweist). Hat also jemals die von Sath. S. 1—556 seiner Ausgabe veröffentlichte und von ihm *σύνοψις χρονική* genannte Reihe historischer Werke als ein Ganzes existiert? Wahrscheinlich ist die Frage zu verneinen und der Sachverhalt der, dass

---

[1]) Wenn man nämlich Sathas Glauben schenken darf, dass der ganze Cod. von einer Hand geschrieben ist, was mir allmählich immer zweifelhafter scheinen will.

hier drei verschiedene Teile vorliegen, eine *σύνοψις χρονική*, ein Chrysobull und eine Paraphrase des Akominatos und Akropolites. Ob diese drei Stücke schon in byzantinischer Zeit oder erst von dem modernen Herausgeber zu einem Ganzen zusammengefasst worden sind, lässt sich ohne genaues Studium der Hs nicht entscheiden.

E. Die verkürzte Bearbeitung.

Das Geschichtswerk des Akropolites ist nicht nur erweitert worden, sondern es hat auch das Schicksal einer Reihe byzantinischer Geschichtswerke geteilt und ist gekürzt worden wie die Werke von Theophanes, Georgios Monachos, Niketas Akominatos u. a.[1]) Eine vorläufige Beschreibung der Hss, welche diese Umarbeitung enthalten, und eine kurze Charakteristik der Paraphrase habe ich in meiner Dissertation S. 35—47 gegeben. Seitdem habe ich eine der Hss, den Vaticanus, vollständig collationieren können und die Hs, auf der die Ausgabe von Dousa beruhte, wiedergefunden; von diesem Cod. habe ich in meinem oben erwähnten Aufsatze: „Zwei wiedergefundene Handschriften des Georgios Akropolites“, Eranos 2 (1898) 117—119 eine kurze Mitteilung gemacht. Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob der Herausgeber des Akropolites sich überhaupt mit dieser Paraphrase zu beschäftigen habe, oder ob er sie nicht völlig beiseite lassen dürfe, vielleicht sogar müsse. Denkt man ausschliesslich an die Textkritik des echten Geschichtswerkes, so würde es methodisch richtig erscheinen, die Paraphrase überhaupt nicht zu berücksichtigen, wenn sich in der Ueberlieferungsgeschichte die Fäden nicht mehr nachweisen lassen, welche die Bearbeitung mit dem ursprünglichen Werke verbinden. Tritt dieser Fall ein, so wäre die Paraphrase als selbständiges Werk eines Anonymus zu betrachten und hätte im kritischen Apparate keine Berechtigung. Zugleich aber würde sie damit, wenn ihr auch jedes historische Interesse fehlte, zum selbständigen sprachlichen Denkmal; und Erwä-

[1]) Vgl. über diese Paraphrasen K. Krumbacher, Gesch. der byz. Litt.[2] 221.

gungen allgemeinerer Art, besonders aber praktische Rücksichten lassen es dann zweckmässig erscheinen, dass der Herausgeber desjenigen Werkes, auf welches die sprachliche Paraphrase in letzter Linie zurückgeht, die Mühe übernehme, auch die Bearbeitung in kritisch gesichtetem Texte dem sprachlichen Studium zugänglich zu machen. Erst wenn dies überall geschehen ist, wird es möglich sein, die Gründe und Absichten zu erkennen, welchen diese Paraphrasen ihre Entstehung verdankten. Die Rücksicht auf ein breites, nicht klassisch gebildetes Publikum, welche Krumbacher a. a. O. hervorhebt, war sicher der wichtigste Grund, aber wohl nicht der einzige. Denn nicht alle Bearbeitungen sind in der Vulgärsprache abgefasst; auch im Gebrauche der Kunstsprache waren Geschmack und Fähigkeit verschieden, und selbst abweichende Meinungen über den Inhalt konnten der Anlass zu einer Umarbeitung auch der Sprache eines Werkes werden. Ein allgemeines Urteil ist vorläufig nicht möglich; umsomehr aber hat der Herausgeber eines Geschichtswerkes das Recht und die Pflicht, auch diesen Bearbeitungen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Seine Aufgabe wird darin bestehen, erstens einen gesicherten Text herzustellen, zweitens zu untersuchen, auf welchem Zweige der Ueberlieferung des echten Geschichtswerkes die Paraphrase gewachsen ist, wobei dann zugleich die Frage entschieden werden muss, ob und in wieweit die Paraphrase für die Textkritik des ursprünglichen Werkes in Betracht kommt, drittens den sprachlichen Charakter und den historischen Wert der Paraphrase festzustellen und wenn möglich Zeit und Person des Bearbeiters zu erforschen.

Die Paraphrase des Geschichtswerkes des Akropolites ist uns in folgenden drei Hss überliefert:

1. Cod. Vatic. gr. 981 saec. XIV/XV (V)
2. Cod. Marc. gr. VII 38 (Nanian. 154) vom Jahre 1556 (M)
3. Cod. Lips. (Stadtbibliothek) gr. I 22 vom Jahre 1597 (L)

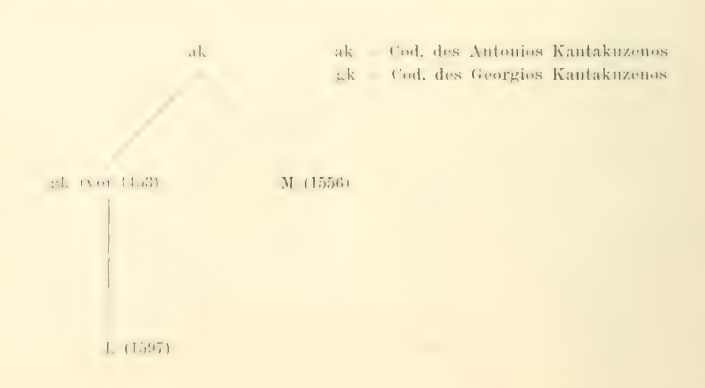
Nach dem Cod. Lips. L, den Georgius Dousa durch Theodosios Zygomalas aus einer Hs in der Bibliothek des Georgios Kantakuzenos in Galata 1597 hatte abschreiben lassen, edierte

Theodorus Dousa die Paraphrase im Jahre 1614. Als 1651 Leo Allatius das echte Werk des Akropolites zum ersten Male publizierte, fügte er auch diese Bearbeitung hinzu, legte aber den Cod. Vatic. V zu Grunde. Da in dieser Ausgabe die Einleitung der Paraphrase mit der in der Ausgabe Dousa's identisch ist, so musste ich früher annehmen, dass die im übrigen sehr freie Bearbeitung in L mit V näher verwandt sei als mit M. Dass diese Annahme ein Irrtum gewesen war, sah ich bei der Collation von V, denn die Einleitung stimmt durchaus mit der in M überein. Der Thatbestand ist nämlich folgender. Leo Allatius hat zwar im übrigen den Cod. V abgedruckt: da dessen Einleitung aber derjenigen des echten Geschichtswerkes sehr ähnlich sah, druckte er nicht sie, sondern die Einleitung aus der Dousa'schen Ausgabe. So muss die Frage, ob L mit M oder mit V näher verwandt sei, aufs neue untersucht werden; das Proömion bietet keinen Anhaltspunkt. Nun stimmt L mit M gegen V in einer Reihe von Fehlern überein, von denen ich folgende hervorhebe: ed. Bonn. 21, 4 *μέχρι καὶ τοῦ ἴστρου* V om. M L; 31, 21 *ὁ βασιλεὺς* V om. M L; 36, 12 *τῆς ῥωμαΐδος* V om. M L; 41, 18 *καμύτζης* V *καματηρὸς* M L; 44, 18 *εἶτα κατὰ* V *εἶτα διαλύσας ταύτας κατὰ* M L; 46, 6 *ἐπεὶ καὶ γὰρ κατ᾿ αὐτῶν κατόπιν ἐχώρει, πάντες ἀναιμωτὶ τούτῳ ὑπέπιπτον, καὶ γίνεται μὲν ὑπ᾿ αὐτὸν ἡ ἀδριανοῦ* V *ἐπεὶ καὶ γὰρ κατ᾿ αὐτὸν ἡ ἀδριανοῦ* M *ἐπεὶ γὰρ ἡ ἀδριανοῦ* L; 47, 21 *τὸν εὔριπον* — 49, 14 *βασιλεύς* V, diesen ganzen Abschnitt haben M L ausgelassen. Es ist überflüssig, noch mehr Beispiele anzuführen, aus denen aufs deutlichste hervorgeht, dass M und L gemeinsamen Ursprungs sind. Da nun zudem beide sich in derselben Bibliothek der Kantakuzenen in Galata befanden, so liegt die Vermutung nahe, dass L direkt aus M stamme, die ganz freie Behandlung des Textes in L also erst zwischen 1556—1597 entstanden sei. Eine derartige Vermutung wird indessen erstens dadurch widerlegt, dass M einige Lücken aufweist, die sich in L nicht finden, und die ich hier nur der Kürze wegen nicht mitteile, und zweitens durch folgenden Satz der Vorrede in L: *ἀρχὴ δὲ*

ἡμῖν γενέσθω τοῦ παρόντος συγγράμματος τῆς ἱστορίας ἁλώσεως λατίνων ἡ τῆς πασῶν μὲν πόλεων εὐτυχεστάτης, προκαθημένης καὶ βασιλίδος, τῆς κωνσταντίνου, τοῦ βύζαντός ποτε, νῦν δὲ δυστυχεστάτης, ὡς ἐμφυλίοις κακοῖς ἐντυχούσης καὶ πράγμασι γειτονικοῖς καθὰ εἰπεῖν κυκλομερῶς καὶ ἁπανταχόθεν πολιορκηθείσης, ἵνα τὴν ταύτης κάραν εἴπω τὴν κομόεσσαν καὶ χαρίτων συρμάδας τὰς παντοίας κλινοῦσι καὶ διαμεριοῦνται τὸν ταύτης πλουτισμόν. Es ist klar, dass nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 solche Worte nicht wohl geschrieben werden konnten; andererseits aber ist es höchst schwierig, sie auf irgend einen bestimmten Zeitraum zwischen 1282, dem Todesjahre des Akropolites, und 1453 zu beziehen. Es liessen sich Jahre genug nennen, in denen ein Bewohner der Stadt sich so hätte ausdrücken können. Eine Parallele zu den Worten unseres Anonymus enthalten folgende Sätze des Nikephoros Gregoras in seinem Enkomion auf die hl. Theophano[1] S. 14, 21 ed. E. Kurtz: *ὁρᾷς ὅσους ἐφίσταται πανταχόθεν χειμαζομένη τοὺς κλύδωνας καὶ ὅσοις περιαντλεῖται κύμασί τε καὶ λίαν ἐρροιζοῦσι πνεύμασι καθάπερ ναῦς ἐν πελάγει καὶ χειμῶνι συνειλημμένη. οὐ γὰρ μόνον βορρᾶς καὶ νότος ἀσία τε ἅμα καὶ εὐρώπη δυσμενῆ καὶ ἀνήμερον τὴν ὁρμὴν πεποίηνται κατ᾽ αὐτῆς πάλαι πολύν τινα χρόνον τοὺς τῆς αὐτῆς εὐδαιμονίας θεμελίους ὅλαις χερσὶ καὶ πόνοις ἀναμοχλεύοντες καὶ ὅλην τὴν ζωτικὴν κατὰ μικρὸν αὐτῆς ἐφαιροῦντες δύναμιν, ἀλλ᾽ ἤδη καὶ αὐτὴ πρὸς ἑαυτὴν σφόδρα ἐκπεπολέμωται καὶ ὅλην ὡς ἀλλοτρίαν τρυγᾷ καὶ θερίζει πικρῶς τῶν οἰκείων χαρίτων τὴν χλόην καὶ μαραίνεσθαι ποιεῖ τοὺς ὀφθαλμοὺς τῆς βλάστης τῶν καλῶν καὶ ἁπλῶς εἰπεῖν τοιοῦτον ὑπομένει τὸ δεινὸν ἐφ᾽ ἑαυτῆς αὐτή, ὁποῖον πεύκη καὶ κυπάριττος, ὁπότε δήπουθεν αὐτὰς ἀπογυμνοῖ τῆς κόμης ὑλοτόμου βρίθουσα παλάμη.* Dieser letzte Vergleich findet sich, wie E. Kurtz angemerkt hat, auch im Geschichts-

[1] Zwei griechische Texte über die hl. Theophano, die Gemahlin Kaisers Leo VI. Herausgegeben von Ed. Kurtz. Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg VIII. série (1898) vol. 3 Nr. 2.

werk des Gregoras II 901, 8 und ähnlich II 923, 14. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Stellen im Gedanken und in einzelnen Wendungen ist eine so grosse, dass man zu der Annahme einer direkten Abhängigkeit der einen von der anderen gedrängt wird. Liesse sich nun nachweisen, dass der Anonymus die Priorität besässe, so wäre die Entstehung der Einleitung von L und der Paraphrase überhaupt in willkommenster Weise zeitlich begrenzt; denn die Abfassung des Enkomions durch Nikephoros Gregoras ist zwar nicht deutlich datiert, E. Kurtz aber bezieht mit vieler Wahrscheinlichkeit die angeführte Stelle auf die Jahre 1328—29 (vgl. seine Ausgabe S. VIII). In Wirklichkeit aber scheint vielmehr der Anonymus die Stelle des Gregoras gekannt und benutzt zu haben. Denn die von Gregoras ausführlich ausgesprochenen Sentenzen und folgerichtig durchgeführten Vergleiche sind bei ihm excerpiert und z. T. wie in *χαρίτων στρωμάδας τὰς παντοίας* statt *χαρίτων τὴν χλόην* aufgegeben. So bleibt für die Entstehung der Paraphrase in L ein ganzes Jahrhundert Spielraum. Das Verwandtschaftsverhältnis der zwei Hs M und L aber lässt sich durch das folgende graphische Bild veranschaulichen, zu dessen Erläuterung ich beifüge, dass M, wie ich schon in der Dissertation S. 38 ausgeführt habe, die Abschrift eines bis jetzt verloren gegangenen Codex ist, der sich in der Bibliothek des Antonios Kantakuzenos befand.



In welchem Verhältnis steht nun Cod. V zu L und M? Ist etwa V eben jene Hs in der Bibliothek des Antonios Kantakuzenos, auf welche L und M beide zurückgehen? Ich lege der folgenden Untersuchung der Uebersichtlichkeit zu Liebe die zweite Hälfte der Paraphrase zu Grunde; denn in diesem Teile bieten die drei Hss nicht mehr blos eine im Texte stark abweichende Fassung des echten Geschichtswerkes des Akropolites, sondern die Kürzungen sind so stark, dass oft das Original nur mit Mühe noch zu erkennen ist. In diesem Abschnitte, den J. Bekker in extenso unter dem Texte seiner Ausgabe mitgeteilt hat, haben V und M folgende gemeinsame Fehler (die Lesarten von L füge ich hinzu): 99, 1 *βησαλτίαν* V M *βησαλτία* L, lies *βισαλτίαν*. 108, 8 *με* V *μαι* M *μου* L, lies *μου*. 117, 8 *διαμαθόντες* add. L om. V M, lies *διαμαθόντες* oder ein anderes Particip ähnlicher Bedeutung: Akropolites gibt keinen Anhaltspunkt zu einer sicheren Ergänzung. 158, 5 *ἡ τρίτος* V M *ἡ τρίτη* L, lies *ἡ τρίτη*. 171, 3 *ἀνοίας* V M *λέπης* L (*ἀθυμίας* Allatius) lies *ἀνίας*. 171, 11 *ἐκεῖ* om. V M L, Akropolites *ἐν αὐτῇ* (Allatius *ἐκεῖ*); lies *ἐν αὐτῇ*. 174, 4 *μαφραὶ* V M *μάφραι* L (Allatius *μαμφρὲ*), lies *μαφρέ*. 179, 29 *καριταίνης* V *καριτάχης* M *καρυτάχυς* L, lies *καριταινίας*. Ist die Zahl dieser Fehler gering, so geht daraus nur hervor, dass V einen sorgfältig geschriebenen Text bietet, denn M ist ausserdem durch eine ganze Reihe von Fehlern entstellt, die sich in V nicht finden. Bei der Wichtigkeit der Frage teile ich aus M für die zweite Hälfte der Paraphrase alle Varianten mit und füge jedesmal die Lesart von L hinzu. 99, 2 *μαγκλαβίτης* V *μαγλαβίτης* M *μεγκλαβίτης* L; Akr.[1]) *μαγκλαβίτης* 100, 10 *συνεβούλευε* V *συνεβούλευσε* M L; der Zusammenhang erfordert das Imperfekt 100, 14 *σαῖς* V om. M add. L; Akr. *σου* 100, 15 *ἐκπέρωσον* V *ἐμπέρωσον* M L. Akr. *ἐκπέρωσον* 100, 20 *παρῆκται* V *παρεῖκται* M *παρῆκται*

[1]) Akr. bedeutet die Uebereinstimmung aller derjenigen Codd. des echten Geschichtswerkes des Akropolites, die nicht ausdrücklich genannt sind. Die Lesarten in den Ausgaben von Dousa, Allatius und Bekker notiere ich nicht.

L: *παρεῖκται* ist unmöglich 100, 21 *γεγένημαι* V *γεγέννημαι* M *γεγένημαι* L; Akr. *γεγέννημαι* 107, 1 *τῷ μιχαὴλ κομνηνῷ* V *τῷ μιχαὴλ τῷ κομνηνῷ* M L 107, 3 *πατὴρ* V *πατὴρ αὐτῆς* M *πατὴρ* L; Akr. *πατὴρ αὐτῆς* 107, 4 *συνοῦσαν* V *συνούσας* M om. L; *συνούσας* ist sinnlos 107, 5 *τῇ θείᾳ τῶν στρατηγοπούλων* V *τῇ στρατηγοπουλίνᾳ* M om. L; fehlt bei Akr. 108, 4 *ἐνέβαλλον* V *ἐνέβαλον* M L; das Imperfektum wird gefordert durch das vorhergehende *ἐποίουν* 108, 6 *μόγις* V *μόλις* M L; Akr. *μόγις* 108, 11 *ἔφιππος ὁδὸν βαδίζων* V *βαδίζων ἔφιππος ἐν ὁδῷ* M L; Akr. *ἐφ' ἵππου βαίνων καὶ ὁδὸν βαδίζων*, wodurch die Priorität der Lesart in V bewiesen ist.

108, 19 *χείρονος* V *καὶ ἐπεὶ χείρονος* M L, wodurch die Satzkonstruktion zerrissen wird; Akr. *χείρονος* 108, 20 *πάθους* V *πείθει* M *πάθους* L; Akr. *πάθους* *καὶ καταλαμβάνει* V *καταλαμβάνει* M L, was durch die 108, 19 zerstörte Satzverbindung nötig wurde, 108, 22 *τῷ χρεὼν* V *τὸ χρεὼν* M L; Akr. *τῷ χρεὼν* 108, 25 *σύζυγος* V *σύμβιος* M L; Akr. *σύζυγος* 108, 27 *ταύτῃ* V *ταύτην* M om. L; Akr. *ταύτην* (*ταύτῃ* H)

111, 13 *καὶ περὶ τὴν βιθυνῶν χωρεῖ* V *περὶ τὴν βιθυνῶν χώραν* M *πρὸς τὴν βιθύνων χώραν ἦλθεν* L; Akr. *περὶ τὰ βιθυνῶν κεχώρηκε μέρη* 111, 4 *ἐχήρευεν* V *ἐχήρευσεν* M *ἐχήρευεν* L; Akr. *ἐχήρευε* 111, 6 *μονημέρως* V *μονήμερος* M; Akr. *ἐν μιᾷ ἡμέρᾳ* (*ἑβδομάδι* B) 113, 5 *κατεσχέθη* V *μετετέθη* M L; Akr. *κατεσχέθη* 113, 6 *μνιάκου* V *μνιάκης* M *μελενίκα* L; Akr. *μνειάκου* 113, 8 *κεκλημένον* V *κεκλημένος* M om. L; die Lesart von M ist grammatisch unmöglich 117, 1 *οὖν* V *γοῦν* M *οὖν* L; Akr. om. 117, 3 *τεθεαμένος* V *θεασάμενος* M *θεασόμενος* L; Akr. *τεθεαμένος* 117, 6 *δὲ καὶ* V *δὲ* om. M L 117, 12 *εἶλε* V *εἶχε* M L; Akr. *εἶλεν* 119, 2 *ἀχριδῷ* V *ἀχρειδῷ* M *ἀχριδὼν* L; Akr. *ἀρχιδῷ* 119, 4 *οὖν* V om. M V; Akr. *γοῦν* 120, 2 *μήτε* V *μήπω* M *μήτε* L; Akr. *μήτε* 121, 2 *δραγωτᾶς* V *δραγοτὰς* M L; Akr. *δραγωτᾶς*

121, 3 *μελενίκου* V *μελενίκῳ* M *μελένικον* L; Akr. *τὸ ἄστυ* (*τῷ ἄστει* A) 121, 4 *νεστόγγος* V *νοστόγγος* M L; Akr. *νεστόγγος* *γενναίως* V *γενναίων* M *γενναίως* L; die Lesart in M ist grammatisch unmöglich 121, 9 *ὑπὲρ κεφαλῆς* V *ὑπε-*

ρίφης M *ὑπὲρ τὸ ὄρος κατὰ* L: Akr. *ὑπὲρ κεφαλῆς* | 121, 15 *εἶχον* V *εἶχεν* M L; Akr. *εἶχεν* | 121, 19 *ἐς τὴν βουλγάρων* V *ἐκ τῶν βουλγάρων* M *βουλγάρων* L: Akr. *ἐς τὴν βουλγάρων* | 121, 19 *δραγωτᾶς* V *δραγότης* M L: Akr. *δραγωτᾶς* | 121, 20 *ἐξεφώνησεν* V *ἐξεφώναισαν* (so!) M *ἐξεφώνησεν* L: Akr. *ἐξεφώνησεν* | 124, 1 *ἐς* V *εἰς* M L; Akr. *ἐς* | 124, 3 *ἐκεῖθεν* V *ἐκεῖσαι* M *ἐκεῖ* L; Akr. *ἐκεῖσε* | 124, 6 *στρουμίτζης* V *στρουμπίτζης* M *στουμπί* L; Akr. *στρουμμίτζης* | 124, 8 *ταχαρίων* V *ταχάρων* M L: Akr. *ταχαρίων* | 124, 9 *ἐς* V *ὁ βασιλεὺς εἰς* M *εἰς* L: der Zusatz in M ist überflüssig, Akr. *ἐς* | 124, 9 *παρὰ* V *περὶ* M L: Akr. *παρὰ* | 124, 10 *ἐναπελέλειπτο* V *ἐναπέλειπτο* M *ἐναπολέλειπτο* L; Akr. *ἐναπολέλειπτο* | *φρουρίων σμικροτάτων* V *φρουρίου σμικροτάτου* M L; der Plural ist notwendig | 124, 11 *καλουμένων* V L *καλουμένου* M | 124, 12 *τζεπαίνης* V *τζεπάνης* M *τζεμπώνης* L: Akr. *τζεπαίνης* | *μᾶλλον* V *διὸ καὶ* M om. L: Akr. *μάλιστα* | 124, 14 *γέγονε* V *γεγονὼς* M *ἐγένετο* L: das Particip verbietet die Satzkonstruktion | 124, 15 *μακρολιβάδα φασὶ* V *μακροαιβάδι καλοῦσιν* M *μακροαιβάδας καλοῦσι* L: Akr. *μακρολιβάδα κατονομάζουσιν* | *σκηνοῦντι τῷ βασιλεῖ* V *σκηνοῦσι τῷ βασιλεῖ* M *καὶ σκηνοῦται ὁ βασιλεὺς* L: die Lesart von M ist sinnlos | 124, 18 *τὸν* V L om. M; Akr. *τὸν* | 130, 2 *βατκούνιον* V L *βουσκούνιον* M: Akr. *βατκούνιον* | 130, 3 *σκηνοῖ* V *χωρεῖ καὶ σκηνοῖ* M *χωρεῖ κἀκεῖ σκηνοῦται* L: Akr. *τὴν σκηνὴν ἔπηξε* | 130, 4 *πρωτοσεβαστὸν* V L *πρωτοσύγγελον* M: Akr. *πρωτοσεβαστὸν* | 130, 5 *αὐτοῦ* V om. M L: Akr. *αὐτοῦ* | 130, 6 *πρωτοβεστιαρίτην* V L *πρωτοβεστηάριον* M: Akr. *πρωτοβεστιαρίτην* | 130, 7 *καρυανίτην* V L *καριανίτην* M: Akr. *καρυανίτην* | 131, 1 *τῆς δυσμῆς* V L *τῆς δυσμῶν* M | 132, 2 *ἠρίθμηντο* V L *ἠρίθμητο* M; Akr. *ἠρίθμηντο* | 132, 3 *ἐληΐζοντο* V L *ἐλήιζον* M; Akr. *λείαν ἐποιοῦντο* | 132, 6 *κοῦφοι ὁπλῖται* V L *ὁπλῖται κοῦφοι* M; Akr. = V L | 132, 11 *περὶ τὸν* V L *τὸν περὶ* M: Akr. = V L | 132, 13 *ἔγνωσαν* V L *ἔγνων* M; Akr. *ἐμεμαθήκεσαν* | 141, 6 *συμπεφώνηκε* V *συνεφώνησε* M L: Akr. = V | 141, 7 *ὅρκοι* V L *ὅρκοις* M: Akr. = V L | 142, 5 *τούτοις* V L *τοῦτο* M; Akr. = V L | 145, 4 *γραφαὶ στέλλονται* V *γραφαὶ πέμπονται* M *γραφὰς ἔπεμψεν* L:

Akr. *γραφαὶ γεγένηνται* || *τὰ ἐσκυλευμένα* V L *τοὺς ἐσκυλευμένας* M: Akr. *τὰ πάντα* || 145, 11 *ἔφευγον* V L *ἔφυγον* M: Akr. = V L || 145, 12 *γοῦν* V *οὖν* M *δὲ* L; Akr. = V || 145, 13 *γοῦν* V *οὖν* M *μὲν οὖν* L: Akr. = V || 145, 19 *κατέδραμε* V L *κατέδραμον* M: Akr. = V L || 148, 2 *ἐπύθετο* V L *πύθετο* M: Akr. = V L || 148, 3 *ἐν θεσσαλονίκῃ* V L *ἐν τῇ θεσσαλονίκῃ* M: Akr. = M || 148, 5 *ἠριθμημμένου* V *ἀριθμημένους* M *ἠριθμημμένους* L: Akr. = V || 148, 6 *καὶ τῶν περὶ αὐτὸν στρατευμάτων τὸν ὃν εἶχε σκουτέριον ξυλέαν ὠνομασμένον, εἰς δὲ τὸν βελεσσὸν* V om. M L; Akr. = V || 148, 9 *χαβάρωνα* V *χαβάρων* M *χαβαρὰν* L: Akr. = V || 149, 4 *ἀχρίδαν* V L *ἀχρίδα* M [1]) || 153, 6 *τετρακοσίων ἐπιλέκτων* V *τετρακοσίους ἐπιλέκτους* M *ἄνδρας τε τετρακοσίους ἐπιλέκτους* L; die Lesart von M verstösst gegen die Grammatik || 153, 11 *πρὸς τοῦ βασιλέως* V *πρὸς βασιλέα* M *παρὰ τοῦ βασιλέως* L: Akr. = V || 158, 4 *γεγόνεισαν* V *γεγόνασι* M *γεγόνασαν* L || 158, 5 *ἠρέμα* V L *ἠρέμους* M; Akr. *ἠρέμησαν*: die Lesart von M ist sprachlich unmöglich || 161, 2 *αὐτοῦ* V *τοῦ αὐτοῦ* M *τοῦ* L; Akr. = V || 161, 5 *τὴν* V L om. M; Akr. = V L || 161, 7 *θυγατέρα* V L *θυγατέραν* M: Akr. = V L || 162, 2 *ἐν ταύτῃ* V *ἐνταῦθα* M *ἐν ᾗ* L: Akr. = V || *ἰατρῶν χεῖρες* V *ἰατρῶν παῖδες* M *νἀτρῶν ποῖδες* L: Akr. = V || 163, 3 *μεγαλόφρονος* V L *μεγαλοφρόνως* M: Akr. = V L .

Ich glaube, hier aufhören zu dürfen: die übrigen Varianten von M beweisen nur immer das Gleiche. An allen diesen Stellen bietet nämlich M mit wenigen Ausnahmen, die nichts beweisen können, stets die falsche Lesart. Aus dieser Thatsache muss der Schluss gezogen werden, dass M in direkter Linie auf V zurückgeht. Nun zeigte ich oben, dass L und M auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen müssten, und in den soeben angeführten Lesarten finden sich hierfür zahlreiche neue Be-

[1]) Der Name des Ortes schwankt und bedarf noch einer genaueren Untersuchung: die verschiedenen Hss des Akropol. geben bald *ἀχρὶς* und *ἀχρίδα*, bald *ἀχριδαί*. Es würde zu weit führen, die Frage hier zu untersuchen.

weise, wie 100, 10. 15. 107, 1. 108, 4. 108, 6. 11. 25. 113, 5. 117, 12, besonders auch 124, 15. Diese gemeinsame Vorlage von M und L, die ich oben S. 548 ak genannt habe, ist also eine direkte Abschrift aus V.

Für die Textkritik der Paraphrase kommt hiernach allein V in Betracht, M und L sind beiseite zu lassen. Trotzdem halte ich es für richtig in der Ausgabe die Lesarten von L im Apparate mitzuteilen, denn L bietet, wie schon oben bemerkt, wieder eine starke Umarbeitung der Paraphrase, und es kann von Interesse sein, die Sprache dieser Umarbeitung kennen zu lernen. Dieses Interesse kann M, der nur textliche Fehler bietet, nicht für sich geltend machen.

Wenn es gelingen soll, die Paraphrase für die Textkritik des echten Geschichtswerkes zu verwerten, so muss zunächst der Versuch gemacht werden festzustellen, welcher Gruppe diejenige Hs angehörte, die der Redaktor benutzte, und welche von den erhaltenen Hs am nächsten mit ihr verwandt, vielleicht sogar identisch ist.

Leider ist ein Urteil auf Grund so grosser Unterschiede in den Hss, wie sie sich z. B. in der Beurteilung des Patriarchen Arsenios zeigten, nicht möglich: denn in ihrer ganzen zweiten Hälfte ist die Paraphrase von so gedrängter Kürze, dass z. B. der oben S. 482 ff. ausführlich mitgeteilte Abschnitt über Arsenios (S. 188—190 ed. B.) lautet: *οὗ ἦξε καὶ ὁ σεβαστοκράτωρ τορνίκιος, καὶ δι᾽ ὄχλου γέγονε τῷ βασιλεῖ διὰ τὸν πατριαρχεύσαντα ἀρσένιον· ὁ γὰρ πατριαρχικὸς ἐχήρευε θρόνος, τοῦ πατριαρχεύσαντος νικηφόρου, ὃς ἀπὸ τῆς ἐφέσου εἰς τὸν πατριαρχικὸν μετετέθη θρόνον, ἀπάραντος τῶν ἐνθένδε μηδ᾽ ὅλον ἐνιαυτὸν διαρκέσαντος. ὁ δὲ ἀρσένιος προσεκλήθη ἀπὸ τοῦ βασιλέως θεοδώρου. ὃς ἔχθραν ἔσχε κατὰ τοῦ βασιλέως. καὶ ἀνήχθη αὖθις ἀρσένιος.* Dieser Thatbestand weist darauf hin, die Entscheidung lieber im ersten Teile der Paraphrase zu suchen, wo der Redaktor noch nicht so stark wie in späteren Abschnitten gekürzt hat. S. 478 ff. oben habe ich die enge Zusammengehörigkeit von B und U betont und dabei eine Reihe von Stellen angeführt,

wo BU gegen alle anderen Hss übereinstimmen. Sehen wir zu, wie sich dazu V verhält, — die Uebereinstimmung aller anderen Hss ist mit O bezeichnet. 8, 22 *αὐτοὺς* OV om. BU ‖ 9, 11 *ἐν* OV om. BU ‖ 12, 21 *σκοπὸν* OV *κοπὸν* BU ‖ 21, 14 *ἐπενδὺς* OV *ἐπενδυθεὶς* BU ‖ 23, 2, 23, 9, 24, 10 fehlt der betreffende ganze Satz in V ‖ 24, 10 *καταστρατηγοῦνται καὶ νικῶνται* O *καταστρατηγοῦνται* BUV ‖ 26, 9 *τῆς* add. BU om. OV ‖ 27, 2 und 27, 21 fehlt der betreffende Satz in V ‖ 34, 2 *βούλημα* OV *θέλημα* BU. Wie man sieht, stimmt V nicht mit BU, sondern mit den übrigen Hss überein; die scheinbare Uebereinstimmung mit BU 24, 10 erklärt sich aus dem Bestreben von V zu kürzen. Von den übrigen oben S. 478 ff. angeführten Lesarten hebe ich nur ein paar noch heraus. 54, 14 *ἀνασώσας* OV *διασώσας* BU ‖ 64, 5 *οὖν* OV om. BU ‖ 67, 4 *καὶ τῶν περὶ ταῦτα· εἶτα δὲ σπονδὰς ποιησάμενος* OV om. BU. Aus diesen Beispielen geht hervor, dass V zur Gruppe BU keine Beziehungen hat. Dass aber die Paraphrase auch nicht nach G gemacht worden ist, sondern näher mit A, F und H verwandt ist, zeigt die Stelle 34, 5 (s. oben S. 503), wo V übereinstimmend mit diesen nur von einem Sohne des Kaisers Theodoros II Laskaris erzählt, während B und G von zwei Söhnen wissen. Und ebenso bieten AFU mit V die Bemerkung 29, 12 *ὥς μέν τινες ἔφασκον, ἐξ ἐρωτικῶν διαθέσεων*, die in BG fehlt, und 89, 21 (s. oben S. 504) AF mit V den Satz *οἷα ἐκείνης σχηματιζόμενος τὴν ταπείνωσιν*, der in BG gestrichen ist. An diesem Urteil darf der Umstand nicht irre machen, dass V S. 110, 21 ff. in der Beurteilung des Kaisers Batatzes nicht mit AFU übereinstimmt, sondern mit BG, und wie diese sowohl die Bemerkung *καὶ πολλαῖς μὲν καὶ ἄλλαις εἰς φανερὰν ἐχρήσατο μίξιν* streicht, als auch den ganzen für Theodoros II so ungünstigen Abschnitt, den ich oben S. 505 mitgeteilt habe. Von welcher Gesinnung nämlich der Verfasser der Paraphrase gegen das Haus der Laskares beseelt war, geht aus einem Zusatz hervor, den er sich in der Charakteristik des Batatzes gestattet. S. 108, 34 *ἦν δὲ εὐσεβέστατος καὶ φιλόπτωχος, φιλοδίκαιός τε καὶ φιλόχριστος.*

Es bleibt zu untersuchen, zu welcher von den drei Hss A F und H die Paraphrase die nächsten Beziehungen aufweist. Dass dem Redaktor bei seiner Arbeit die Hs A nicht vorgelegen haben kann, geht aus einer Reihe von Lücken und falschen Lesarten hervor, die sich in V nicht finden, z. B. 6, 19 *δυσωπηθεὶς* A *καταδυσωπηθεὶς* O V | 8, 5 *καὶ γογγυσμὸν ἐν τῇ πόλει τούτου χάριν* A *καὶ τούτου χάριν γογγυσμὸν ἐν τῇ πόλει* O V | 13, 2 *τε* O V om. A | 16, 8 *ἀζατίνου* O V om. A | 17, 20 *κρατῆσαι* O V *κρατεῖν* A | 18, 17 *τάχους* O V om. A | 19, 8 *τῇ βολῇ* O V om. A | 30, 7 *ἀκηκοὼς ὁ ἐρῆς 'νενίκηται' ἔφη 'ὁ λάσκαρις, οὐ νενίκηκεν'* O V *νενίκηκεν* A | 30, 19 *μένειν ἄοικον, τὰ δ' ἐντεῦθεν παρὰ τοῦ βασιλέως θεοδώρου δεσπόζεσθαι* O V om. A. Mehr Stellen anzuführen ist überflüssig. Besser als in A ist die Ueberlieferung in F, aber auch zwischen F und V gibt es Differenzen, welche die Annahme ausschliessen, dass F dem Verfasser der Paraphrase V vorgelegen habe, so 19, 3 *αὐτῷ* O V om. F | 31, 13 *καὶ σκέπη* O V om. F | 36, 16 *θεσσαλονίκης* O V om. F | 58, 11 *ἐπῆρχον* O V om. F. Solcher Stellen finden sich noch einige, aber sie sind bei weitem nicht so zahlreich wie die Lücken in A. Für H kann ich nur nach den ersten Seiten urteilen, denn eine vollständige Kollation besitze ich, wie oben erwähnt, von dieser Hs noch nicht. Aber 6, 12 *τέχοι* O V *τάχα* H | 7, 4 *ἐπεὶ δὲ τῆς κωνσταντίνου προσώκειλαν* O V om. H führen zu dem gleichen Resultat, dass auch auf H die Paraphrase nicht direkt zurückgeht. Es scheint aber V näher mit F H als mit A verwandt zu sein. Denn den gleichen Fehler in A und V allein habe ich nur einmal gefunden, 16, 6 *ὃς* A V *οὗτος* O, während sich dieser Fall bei F und H öfter wiederholt, so 7, 10 *γε* O om. F H V | 7, 17 *ἰσαακίου* O *ἰσαακίου υἱὸς* F H V | 8, 17 *τοῦ τοιούτου* O *τούτου* F H V | 9, 5 *ταῦτα* O om. F H V. Für die folgenden Stellen kann ich die Lesart von H nicht mitteilen. 14, 5 *τε* O om. F V | 17, 9 *καταδραμεῖν καὶ καταληίσασθαι ἢ καὶ ὑπὸ χεῖρα γενέσθαι* O *καταδραμεῖν καὶ καταληίσασθαι* F *καταδραμεῖν* V | 35, 4 *καθὼς γοῦν εἰρήκειν, μετὰ τὴν τελευτὴν αὐτοῦ* O *καὶ* F

εἶτα V 35, 16 *καὶ αὖθις* O *αὖθις* F V und so noch eine Reihe von anderen. Durch diese Lesarten wird man genötigt, V in nächste Beziehung zu der Vorlage von F H zu setzen, die wir oben *Φ* genannt haben. Es stellt sich also der Wert von V für die Textkritik als ein relativ hoher heraus, doch wird die Paraphrase immer nur verwendet werden dürfen, um eine aus der Kritik der übrigen Hss gewonnene Lesart zu beglaubigen. Der Ueberlieferung in V aber zu folgen gegenüber der gemeinsamen Ueberlieferung aller übrigen Hss wäre nur dann erlaubt, wenn es sich nachweisen liesse, dass an irgend einer Stelle in V sich eine nachweislich richtige Lesart erhalten hätte, die im Archetypus aller übrigen Hss zu Grunde gegangen wäre. Die Beantwortung dieser Frage bildet einen Teil der umfassenderen nach dem Charakter der Paraphrase, d. h. nach den Absichten und Mitteln des Redaktors. In dieser Beziehung aber habe ich dem, was ich in meiner Dissertation S. 46 f. ausgeführt habe, wenig hinzuzufügen. Der Verfasser der Paraphrase hat das Werk des Akropolites in der ganzen ersten Hälfte stilisiert, ohne grössere Streichungen sich zu gestatten. Er hat alle autobiographischen Mitteilungen sorgfältig gestrichen und nur über die Thätigkeit des Akropolites als Feldherr in Makedonien ein paar dürftige Zeilen — übrigens in der ersten Person — übrig gelassen; sonst ist die ganze zweite Hälfte des Werkes fast in Regestenform zusammengezogen und ein Abschluss dadurch hergestellt worden, dass die Paraphrase mit der Wiedereroberung von Konstantinopel endet und alles bei Akropolites noch folgende gestrichen ist. Zu erwähnen sind ferner noch ein paar dürftige Zusätze, 9, 20 *ἰταλοὶ* O *ἰταλοὶ διὰ τὰς ἁμαρτίας, ὡς ἦσαν οἱ ἅγιοι τρεῖς παῖδές ποτε καὶ συνᾴδει καὶ πᾶσα ἡ θεία γραφή* V. 107, 19 *εὐδοκίᾳ τῇ θείᾳ τῶν στρατηγοπούλων* V *εὐδοκίᾳ* O, und die oben S. 555 schon erwähnte Bemerkung über Johannes Batatzes S. 108, 34 *ἦν δὲ εὐσεβέστατος καὶ φιλόπτωχος, φιλοδίκαιός τε καὶ φιλόχριστος.* Ueber seine eigene Person verrät der Bearbeiter der Paraphrase nichts; aus dem

allgemeinen Charakter seines Werkes aber lässt sich schliessen, dass er ein Geistlicher und eifriger Anhänger der romfeindlichen Orthodoxie war.

Den Stammbaum aller Hss des Geschichtswerkes des Akropolites möge die folgende Zeichnung veranschaulichen.



Inhalt.

Neue Denkmäler antiker Kunst

(Fortsetzung).

Von **A. Furtwängler.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 8. Juli 1899.)

Indem ich fortfahre[1]) aus der Menge neu auftauchender kleinerer Denkmäler, und zwar insbesondere derjenigen privaten Besitzes, die sich leicht der Beachtung entziehen, solche auszuwählen, die eine kunstgeschichtliche Bedeutung haben, beginne ich mit einem der so seltenen plastischen Rundwerke der mykenischen Epoche.

1. Mykenische Bronzestatuette aus Kleinasien.

Es ist ein sehr unscheinbares und doch sehr merkwürdiges Stück, das wir umstehend Fig. 1 in Zeichnung in drei Ansichten mitteilen. Es ward zuverlässiger Nachricht zufolge in der Gegend von Smyrna gefunden und war dort in einer Privatsammlung. Es ist das Bruchstück einer massiv gegossenen Statuette; die erhaltene Höhe beträgt $6^1/_2$ cm, die ursprüngliche vollständige Höhe wird etwa 14 cm betragen haben. Die Formen des Originales sind stumpf und abgerieben und überdies durch starke Oxydation entstellt. Der Körper ist gleich unter dem Gürtel gebrochen; ferner sind abgebrochen und fehlen der linke Unterarm und der rechte bis auf die Hand und den Oberarmansatz.

[1]) Vgl. Sitzungsberichte 1897, Bd. II, S. 109—145.

Dargestellt ist eine Frau, welche die Rechte zum Kopfe erhebt; sie scheint mit der Aussenfläche der geballten rechten Hand sich an die Stirne zu schlagen; der linke Arm ist gesenkt. Im Haare liegt ein strickförmig gewundener runder Reif. Besonders merkwürdig ist aber das Haar. Es fliesst an den Seiten lang in losen Windungen herab über die Brust bis auf den Gürtel; ebenso fällt es hinten in vollen Wellen über den Nacken in den Rücken bis an den Gürtel hinab. Auf dem Oberkopfe aber bildet es eine eigentümliche breite starke Schlinge.



Fig. 1. Bronze aus Smyrna

Auf der Brust scheint etwas wie ein Halsband angedeutet; am linken Oberarm sieht man einen Ring; um die enge Taille liegt der Gürtel, der wahrscheinlich einen nach unten sich ausweitenden und staffelförmig gezierten Rock festhielt, wie er von so zahlreichen Frauen darstellenden mykenischen Denkmälern bekannt ist. Halsband und Armringe, meist am linken Oberarm, kommen auch sonst bei diesen mykenischen Frauen vor (Halsbänder z. B. bei den Frauen des grossen Goldrings sowie denen eines anderen, meine Ant. Gemmen Taf. 2, 26; 6, 4; Armbänder auf der Gemme *'Εφημ. ἀρχ.* 1889, Taf. 10, 33 = meine Ant. Gemmen I, Taf. 2, 26; beides an der Elfenbeinfigur *'Εφημ. ἀρχ.* 1888, Taf. 8, 1, sowie auf dem Goldring in meinen

Ant. Gemmen Taf. 6, 3). Der Oberkörper ist wie auch sonst bei diesem Frauentypus nackt. Allerdings könnte man in dem, was wir als Halsband und Armring bezeichneten, die Ränder eines anliegenden Wamses erkennen wollen, wie denn die Frau der Gemme *Ἐφημ. ἀρχ.* 1889, Taf. 10, 34 (= meine Ant. Gemmen I, Taf. 2, 25) ein solches zu tragen scheint und wie die Frauen der Stucktafel *Ἐφημ. ἀρχ.* 1887, Taf. 10, 2 am Oberkörper bekleidet scheinen. Allein die überwiegende Zahl der Denkmäler lässt keine auf Gewand zu deutende Spur bei dieser mykenischen Frauentracht am Oberkörper erkennen, so dass dieser auch hier wohl als nackt zu denken ist. Dieser mykenische Frauentypus mit nackter Brust und nach unten weitem mit Streifen gezierten Rock, der bisher auf den Malereien der Thonvasen noch nicht beobachtet worden war, ist neuerdings auch auf solchen zu Tage gekommen (mykenischer Krater aus Kurium im British Museum, von mir in Antike Gemmen Bd. III, S. 23, Anm. 5 beschrieben).

Abweichend von den meisten mykenischen Frauenbildern ist die Brust an unserer Bronze ziemlich flach. Indess sind die Formen überhaupt, besonders auch die des Kopfes sehr wenig bestimmt ausgeprägt. Nur auf das wallende Haar hat der Künstler einige Sorgfalt verwendet; doch eine präcise Vollendung durch Ciselierung fehlt auch hier durchaus.

Dies offen und aufgelöst herabwallende Haar gehört zu den regelmässigen charakteristischen Zügen des mykenischen Frauentypus. Es erscheint besonders deutlich an der Bronze, die ich einst für Berlin erworben und im Jahrbuch d. Archäol. Instituts, archäol. Anzeiger 1889, S. 94 veröffentlicht habe; ferner verweise ich auf die Gemmen in meinen Ant. Gemmen Taf. II, 19. 20. 25. 26. 29; VI, 2. 3. 4. Die eigentümliche Haarschleife auf dem Oberkopfe, die wir an unserer Bronze konstatierten, erscheint ferner gerade so, nur verdoppelt auf jener anderen Bronze im Archäol. Anzeiger 1889, S. 94 (vgl. auch die Abbildung bei Perrot-Chipiez, hist. de l'art VI, fig. 349. 350). Dieselbe Schleife aber erscheint auch bei Frauen einiger Gemmen (Antike Gemmen Taf. II, 25. VI, 3) sowie bei einem

der Jünglinge der Vafiobecher; sie ist wahrscheinlich identisch mit den auf dem Oberkopfe sichtbaren aufgekrümmten Locken der Keftiu auf den ägyptischen Darstellungen der 18. Dynastie.

Wir haben durch diese Vergleichungen bereits den Kreis der Denkmäler genauer bezeichnet, in welchen die neue Bronze gehört. Das nächst verwandte Stück ist die oben genannte Berliner Bronze Arch. Anzeiger 1889, S. 94 (Perrot-Chipiez VI, fig. 349. 350), die in Gegenstand, Stil wie Technik die nächste Parallele bildet; sie ist jedoch von besserer Erhaltung wie auch sorgfältigerer Arbeit. Als ihr Fundort wurde mir von ihrem früheren Besitzer in Athen die Troas genannt, so dass also auch diese Bronze aus Kleinasien käme wie die neue aus der Gegend von Smyrna.

Beide Bronzen stellen offenbar Klageweiber dar. Die Berliner schlägt sich mit den Händen an Brust und Stirne; bei der neuen Bronze ist wenigstens letzteres Motiv deutlich. Sie mögen beide Votive an Verstorbene gewesen sein.

Beide Frauen haben das bis zum Gürtel herabfallende Haar; doch ist dies bei der Berliner Bronze nur teilweis aufgelöst, teilweis verschlungen. Die freie naturalistische Wiedergabe des Haares ist an beiden Bronzen dieselbe. Sie gehört zu den interessantesten Zügen dieser Stücke. Diese Haarbildung ist total verschieden von aller orientalischen immer streng stilisierenden Weise, und nicht minder verschieden ist sie von der auf der Basis orientalischer Stilisierung stehenden archaisch griechischen Art. Diese Haarwellen sind dermassen natürlich und frei, dass es fast begreiflich erscheinen könnte, wenn Unwissende die Berliner Bronze für falsch (!) erklärt haben (vgl. meine Bemerkung in Berliner philolog. Wochenschrift 1896, Sp. 1520). In diesem unbekümmert freien Naturalismus zeigt sich so recht die Eigenart der der orientalischen absolut selbständig gegenübertretenden mykenischen Kunst.

Nach der Berliner Bronze kommen als nächst verwandte mykenische Rundwerke in Betracht die grosse aber rohe Terrakottafigur eines Weibes mit dem weiten Rocke, die zu Sitia auf Kreta gefunden wurde und in Monumenti antichi dell' accad.

dei Lincei VI, p. 171. 173, fig. 3. 4 abgebildet ist (vgl. dazu Berl. philol. Wochenschrift 1896, Sp. 1519 f. und Antike Gemmen Bd. III, S. 23 Anm. 5); ferner die kleinere Terracotte aus Kreta, ebenfalls ein Weib mit dem Gurt um die enge Taille und dem weiten Rocke, ebenda p. 176, fig. 5, sowie die kleine Bronzefigur ebenda fig. 6. Ferner gehört hierher eine rohe kleine Bronze, die ich 1882 in einer athenischen Privatsammlung sah und die nach Angabe des Besitzers aus einer Höhle auf Kreta stammte; später fand ich dieselbe Figur im Museum des Louvre wieder (Photographie Giraudon, bronzes ant. du Louvre no. 96 links): eine Frau, die mit beiden Händen auf die Brust schlägt, trägt einen nach unten weiten und mit schrägen Linien versehenen Rock; ein Aufsatz auf dem Kopfe, der sehr roh gebildet ist.

Vielleicht stellen alle diese weiblichen Figuren Klageweiber dar; sicherlich ist dies die richtige Deutung für die Berliner und unsere neue Bronze. Das Schlagen von Kopf oder Brust mit den Händen ist das typische Trauermotiv.

Es giebt indess auch noch einige mykenische Rundfiguren, die Männer darstellen und nicht nur im Stil sondern auch im Motiv jenen Frauenstatuetten ähnlich sind. Zusammen mit der zuletzt erwähnten weiblichen Bronze aus einer Höhle auf Kreta ward nach der von mir 1882 notierten Angabe ihres Besitzers in Athen eine männliche Bronzestatuette gefunden von ebenfalls mykenischem Stil; die unbärtige Figur, auf einer kleinen ausgeschweiften Basis stehend, trug einen in der Mitte vorn länger als an den Seiten herabhängenden Schurz; die Linke war gesenkt, die Rechte zum Kopfe erhoben, die Hand berührte die Stirne. Eine sehr ähnliche Figur habe ich, ebenfalls 1882, beim damaligen Demarchen von Mykonos gesehen. Die Bewegung der rechten Hand an den Kopf, die mich an unsere Weise des militärischen Grusses erinnerte, war auch hier dieselbe. Gleiches Motiv und gleichen Stil, nur sehr rohe Ausführung zeigt eine Bronze von Praesos auf Kreta, die Monum. antichi dei Lincei VI, p. 179, fig. 15 abgebildet ist; trotz flüchtigster Roheit ist ein frei in den Nacken wallender Haarschopf

angedeutet. Jenes Motiv der rechten Hand ist aber dasselbe wie an der Berliner und an unserer neuen Bronze, die Frauen darstellen: es ist die Bewegung der Trauer, das Schlagen der Stirne; auch die Jünglinge sind wehklagende Leidtragende.

Hierher gehören auch noch zwei Bronzestatuetten aus Kreta, die in das Wiener Museum gelangt und im Jahrb. d. Instituts, archäol. Anzeiger 1892, S. 48 abgebildet sind. Sie sind, was dort hervorzuheben versäumt ist, von rein mykenischem Stile. Beide sind unbärtig; der eine Jüngling hat den vorne länger herabhängenden Schurz; hinten fällt sein Haar frei und lose auf den Rücken; er scheint mit beiden Händen sich die Brust zu schlagen. Der andere Jüngling trägt nur den Gurt ohne den Schurz; er erhebt die Rechte gegen die Stirne, zwar ohne sie zu berühren, doch ist der Sinn gewiss auch hier derselbe wie an den anderen Beispielen; sein Haar ist ungewöhnlicher Weise in Form der im mykenischen Stile so beliebten Spiralen stilisiert.

Alle diese Bronzestatuetten, die wir genannt, zeigen den mykenischen Stil ganz ausgeprägt; sie sind von den primitiven Bronzen der folgenden Epoche, der des geometrischen Stiles, völlig verschieden. Die reichen Funde primitiver Bronzen von Olympia haben nichts Aehnliches ergeben. Eigentümlich ist jenen mykenischen Bronzen aber nicht nur die Tracht von Gewand und Haar, sondern nicht minder auch die Fülle und Weichheit der Formen und die Freiheit der Bewegung. Diese ist am auffallendsten bei den beiden besten dieser Figuren, der Berliner und der neuen Bronze. Der Kopf der letzteren ist etwas nach vorne geneigt, der der ersteren ist nicht nur nach vorne sondern sogar etwas nach der einen (ihrer rechten) Seite geneigt. Solche Freiheit der Bewegung bei einer statuarischen Rundfigur geht ganz gegen das Gesetz der „Frontalität“, das, wie Jul. Lange nachgewiesen hat, die primitive Kunst aller Völker sowie die ganze orientalische und die griechische Kunst bis um circa 500 v. Chr. beherrscht. Die eigenartige isolierte hohe Stellung der mykenischen Kunst erhellt nicht zum wenigsten aus der hier zu konstatierenden Thatsache, dass sie

wenigstens in beschränktem Umfange schon im Stande war jenes Gesetz zu brechen.

Den besten Begriff aber von der schwellend kraftvollen Fülle, welche die mykenische Kunst der Muskulatur gab, bietet von Rundfiguren die schöne Bleistatuette von Kampos in Lakonien,[1]) die einen flötenblasenden Jüngling mit dem Schurze darstellt, dessen Körperformen ganz denen der Jünglinge der Becher von Vafio gleichen. Die damit zusammengefundene weibliche Figur[2]) war wahrscheinlich eine Klagefrau, die, nach der Musik des Mannes ihre traurige Weise singend, gedacht sein wird. Die Figuren fanden sich in einem tholos-förmigen mykenischen Grabe.

Vollständig verschieden von diesen ächt mykenischen Rundwerken sind einige Statuetten, die zwar auch aus mykenischen Fundschichten stammen, aber nicht einheimische, sondern fremde importierte Arbeit sind. Ich meine die von Tsuntas in der *Ἐφημερὶς ἀρχαιολ.* 1891, Taf. 2, 1. 4; S. 21 ff. publizierten Bronzestatuetten, deren eine von Tiryns, die andere von Mykenae stammt (die Abbildungen sind wiederholt bei Perrot-Chipiez, histoire de l'art VI, p. 757, fig. 353; p. 758, fig. 354 und bei Helbig, la question mycénienne, p. 18). Eine sehr ähnliche Figur befindet sich in Sammlung Trau in Wien. Diese Statuetten sind absolut unmykenisch: in jedem Zuge stehen sie gegenständlich wie stilistisch zu den mykenischen im Gegensatze. Es sind ägyptisierende syrische Arbeiten (vgl. in meinen Antiken Gemmen Bd. III, S. 18 Anm. 7 und S. 38, Anm. 3), fremde nach Griechenland importierte Stücke. Die Kopfbedeckung, der Schurz, die Stellung und Haltung, der Stil, alles ist rein ägyptisierend und vom Mykenischen total verschieden. Hier sieht man natürlich die übliche ägyptische Stellung mit dem vorgesetzten linken Beine, eine Stellung, die den mykenischen

[1]) Tsuntas in *Ἐφημ. ἀρχ.* 1891, p. 190; ders. *Μυκῆναι* Taf. 11; Tsuntas-Manatt pl. 17; Perrot-Chipiez, histoire de l'art VI p. 759, fig. 355. Vgl. Maxim. Mayer im Jahrbuch d. Inst. 1892, S. 192, Anm. 10.

[2]) *Ἐφημ. ἀρχ.* 1891, p. 192; sie ist leider unpubliciert.

Figuren ganz fremd ist. Hier sind die Arme in typischer konventioneller steifer Weise bewegt, und der Körper sowie der Kopf sind in ähnlich starrer Art gestaltet, nach ägyptischem Vorbilde. Die unbekümmerte Freiheit und Lebendigkeit, die schwellenden Muskeln, das weiche volle Gesicht, die wallenden Haare, kurz alles an den besprochenen mykenischen Rundfiguren Charakteristische steht in vollstem Gegensatze dazu und steht andrerseits in ebenso voller Uebereinstimmung mit den allgemeiner bekannten sicher mykenischen Arbeiten wie den Menschenfiguren auf den Bechern von Vafio und auf den Gemmen.

In dem bis jetzt noch ganz kleinen Kreise ächt mykenischer Rundfiguren nimmt die neue fragmentierte Statuette eine trotz ihrer Unscheinbarkeit nicht unbedeutende Stellung ein.

2. Arkadische Bronzestatuetten.

In den peloponnesischen Heiligtümern war Bronze seit alten Zeiten das Hauptmaterial aller Weihgeschenke. Das bedeutendste Beispiel eines bronzereichen peloponnesischen Heiligtums haben uns die Ausgrabungen zu Olympia kennen gelehrt. Daneben gab es aber noch manche andere. Ein besonders interessantes ist leider der privaten Ausbeutung der Umwohner verfallen: als österreichische Gelehrte 1897 das Heiligtum der Artemis bei Lusoi im nördlichen Arkadien auszugraben unternahmen, fanden sie die Stelle von heimlichen Nachgrabungen schon ausgeraubt.[1]) Zahlreiche Fundstücke von dort, Bronzen in der Art der olympischen, waren in den Kunsthandel gelangt. Der Wissenschaft war damit ein schwerer Schaden zugefügt worden. Es wäre zu wünschen, dass wenigstens, wer immer in der Lage ist über das jetzt zerstreute Material Mitteilungen machen zu können, dies thue. Ich will an meinem Teile beginnen und von einigen bedeutenderen Bronzestatuetten sprechen, die zum Teil sicher, zum Teil sehr wahrscheinlich aus jenem

[1]) Vgl. Jahrbuch d. arch. Instit., arch. Anzeiger 1898, S. 111. Journal of hellen. stud. XVIII, 1898, S. 334.

Heiligtum stammen und die uns einen ganz eigenartigen altarkadischen Stil kennen lehren.

Die Thatsache, dass die Städte in jenem nördlichen Winkel Arkadiens, die Kleitorier sowohl wie die Kynaitheer, beide kolossale Erzstatuen des Zeus in die Altis von Olympia gespendet haben (Pausan. V, 22, 1; 23, 7), lässt darauf schliessen, wie lebhaft der Eifer und der Ehrgeiz in jenen Gegenden entwickelt war, in den Heiligtümern eherne Votivfiguren der Gottheiten aufzustellen.



Fig. 2. Bronzestatuette von Lusoi



Fig. 3. Rückansicht derselben Bronze

Das schon durch seine Weihinschrift bedeutendste mir bekannt gewordene Stück aus jenem Artemis-Heiligtum von Lusoi ist ein in Paris in Privatbesitz befindliches, das beistehend Fig. 2. 3 abgebildet ist.

Es stellt diese Statuette nicht Artemis selbst, sondern ihren Bruder Apollon dar, welcher natürlich in ihrem Heiligtume auch geehrt ward. Dass die Figur aber eine Weihegabe an

Artemis, die Inhaberin des Heiligtums war, sagt die auf dem Rücken derselben eingegrabene Inschrift

ΤΑΣ ΑΡΤΑΜΙΤΟΣ : ΑΠΟΒΟ
ΣΑΡΕΜΕΗΣΑΤ ΝΟΙΜ

τᾶς Ἀρτάμιτος ἀποβόμιον τᾶς Ἡμέρας

Die Schrift ist die übliche der älteren arkadischen Inschriften. Speziell ähnlich ist sie der Inschrift des Bathrons des Praxiteles in Olympia (Inscr. gr. antiquiss. 95; Olympia Bd. V, die Inschriften Nr. 266); alle vorkommenden Buchstaben stimmen in ihren Formen mit den dort erscheinenden vollkommen überein. Das Praxiteles-Denkmal gehört in die Zeit vor 484 v. Chr. (vgl. Dittenberger, Olympia Bd. V S. 392), allein wahrscheinlich nur ganz kurz vor 484. In dieselbe Epoche wird unsere Bronze gehören.

Die Form *Ἄρταμις Ἀρτάμιτος* ist durch viele Inschriften dorischer wie äolischer Gegenden bezeugt (vgl. Pauly-Wissowa, Realencykl. II, 1336).[1] Als Beinamen der Göttin von Lusoi führt Pausanias (VIII, 18, 8) *Ἡμερασία* an; dagegen bei Kallimachos im Hymnos auf Artemis v. 236 heisst diese Göttin, der Proitos den Tempel stiftete, nur *Ἡμέρα*; darauf bezüglich heisst es dann im Lexikon des Hesychios *Ἡμέρα, Ἀρτέμιδος ἐπίθετον.* Bakchylides, der das Heiligtum von Lusoi erwähnt (10, 96 ff. Blass) nennt den Kultnamen der Göttin nicht und auch Polybios, bei dem das Heiligtum, das ein *ἄσυλον* und reich genug war, um der Plünderung wert zu erscheinen, öfter vorkommt (IV, 18, 10; 25, 4; IX, 34, 9) nennt die Göttin nur Artemis ohne den Beinamen des Kultus. Die Inschrift stimmt mit Kallimachos überein und bezeichnet die Göttin als *Ἡμέρα.* Man pflegt (vgl. Pauly-Wissowa II, 1386 f.) den Namen wohl richtig als Bezeichnung einer milden, beschwichtigenden, „zäh-

[1] Aus Kalavryta, also vermutlich aus dem Heiligtum von Lusoi stammt die archaische Inschrift eines Bronzekessels, der geweiht war *Ἀρτάμιτι*, Arch. Zeitg. 1882, S. 394; Collitz, Dialektinschr. II, 1600.

menden Heilgöttin zu fassen. In ihrem Heiligtume wurden die Proitiden von ihrer kranken Raserei geheilt.

Eine Merkwürdigkeit unserer Inschrift liegt in dem Worte *ἀποβώμιον*. Das Anathem wird hier als ein *ἀποβώμιον*, d. h. als ein Geschenk an die Gottheit bezeichnet, das nicht auf dem Altare dargebracht wird. Es ist das Wort hier offenbar als ein typischer Ausdruck für alle diejenigen Gaben gewählt, die nicht für den Altar bestimmt sind. Der Ausdruck setzt voraus, dass die regelmässigen Gaben in dem Kultus der Göttin von Lusoi auf ihren Altar gelegt wurden, weshalb denn alle von der Regel abweichenden nicht dem Altare geltenden Gaben unter den Begriff der *ἀποβώμια* zusammengefasst wurden. Eine Bronzestatuette gehörte natürlich in die Kategorie dieser ἀποβώμια, indem sie nicht auf den Altar gelegt, sondern irgendwo im Heiligtume aufgestellt oder aufgehängt wurde. Das Wort scheint indess zum ersten Male in diesem Sinne auf einer Inschrift zu erscheinen. Bei Eustathius p. 727, 18 und p. 1728, 28 heisst es *ἀποβώμια ἱερά· τὰ μὴ ἐπὶ βωμοῦ ἀλλ' ἐπ' ἐδάφους καθαγιζόμενα* und bei Hesych *βωμοὶ ἀποβώμιοι· οἱ μὴ ἐν τοῖς βωμοῖς*. Hier ist nur von Opfern die Rede, die nicht auf den Altären dargebracht wurden; eine andere weitere Bedeutung des Wortes als Bezeichnung für alle nicht dem Altare geltenden Gaben an die Gottheit, also auch für die Votivstatuetten, lehrt uns die Inschrift kennen.

Die der Artemis Hemera geweihte Figur stellt Apollon dar, ganz unbekleidet, mit dem Bogen in der gesenkten Linken; die abgebrochene etwas vorgestreckte Rechte hielt wohl entweder Pfeil oder Lorbeerzweig. Die Füsse sind mit der Basis abgebrochen. Die Stellung ist die, dass der rechte Fuss ein wenig entlastet ist und der linke das Hauptgewicht des Körpers trägt; es standen beide Sohlen eng nebeneinander stehend voll auf dem Boden auf. Die Figur ist sehr schlank; die Hüften sind schmal und die Brust relativ zu breit, wie dies bei Werken strengen Stiles häufig ist. Obwohl die Entlastung des einen Beines schon stattgefunden hat, sind doch die beiden Schultern gleich hoch und ist der Kopf doch nach alter Weise noch

ganz geradeaus gerichtet, und im Gesichte mit den etwas emporgezogenen Mundwinkeln offenbart sich noch ein Rest des archaischen lächelnden Typus. Das Haar zeigt indess keine archaischen Löckchen mehr, sondern ist ganz schlicht in die Stirne, an den Seiten und hinten herabgekämmt; es ist ganz ungelockt und vorne wie hinten rund geschnitten; es reicht hinten nur bis in die Mitte des Nackens. Ein einfaches Band ist der einzige Schmuck des Haares. Die Pubes ist nur durch einen plastischen Wulst angedeutet. Die flächige Ruhe in der Behandlung der Köperformen, die überbreite Brust, die starke Betonung der Mittellinie des Körpers vom Nabel zur Halsgrube und besonders die Bildung der Bauchmuskulatur und des Brustkorbrandes lassen den Künstler als der Richtung nahestehend erkennen, die ich als die altargivische, als die des Hagelaidas glaube nachgewiesen zu haben (50. Berliner Winckelmannsprogramm, „eine argivische Bronze"). Die Figur ist völlig verschieden von den zwei derselben Epoche angehörigen Bronzejünglingen, die ich in meiner ersten Abhandlung über „Neue Denkmäler antiker Kunst" in diesen Sitzungsberichten 1897, Bd. II S. 123—129, Taf. III—V besprochen habe; dagegen sie durch die Körperbildung der dritten der dort behandelten Jünglingsstatuetten (a. a. O. S. 129—131, Taf. VI) nahe verwandt ist, bei welcher wir ebenfalls argivischen Einfluss angenommen haben, während die anderen ganz der ionisch-attischen Reihe angehörten.

Wir erkennen sonach in dem Apollon von Lusoi ein Werk der Zeit um 480 vor Chr. oder wenig früher; dahin weisen uns die Inschrift sowohl wie der Stil der Figur, der noch Reste des Archaischen zeigt und den Anfang der Epoche bekundet, welche die Entlastung der einen Seite in der Körperstellung durchführte; wir erkennen ferner ein Werk, das unter dem Einflusse der damals in Argos herrschenden Schule steht. Sein Künstler war kein provinziell beschränkter Mann, sondern er stand mitten in den Strömungen der grossen Kunst seiner Zeit.

Anders die Künstler der folgenden Bronzen, in denen ein deutlicher ausgesprochener lokaler Charakter zu Tage tritt,

den wir auch sonst gerade an peloponnesischen und besonders arkadischen Bronzestatuetten beobachten können.

Das bedeutendste Stück dieser Art ist das auf beigefügter Tafel I in drei Ansichten in Zeichnung, ausserdem beistehend Fig. 4 im Profil nach Photographie abgebildete, eine vollgegossene und bis auf die linke Hand, die abgebrochen ist, vollständig erhaltene, 0,132 hohe Bronzefigur, in Privatbesitz in Paris, die zwar der Weihinschrift an Artemis Hemera entbehrt, allein nach zuverlässiger Fundangabe aus deren Heiligtum bei Lusoi stammt und entweder die Göttin selbst oder eine Weihende darstellt.



Fig. 4. Bronzestatuette von Lusoi

Das Interesse der Figur liegt in ihrem höchst eigentümlichen Stil sowie in ihrer merkwürdigen Tracht.

Es ist eine Frau dargestellt in langem rings geschlossenen Peplos oder Chiton, der über den Hüften von dickem rundem Gürtel zusammengehalten wird. Von dem Gürtel abwärts ist die Figur einem vierkantigen Pfeiler gleich; sie hat vier Seiten, die jeweils in scharfen Ecken umbiegen. Die vordere Seite ist ganz glatt wie ein Brett. Eine kleine Protuberanz an ihrer linken Seite, doch über der Stelle, wo das Knie sein müsste, ist offenbar nur zufällig; die beiden Beine stehen ganz parallel nebeneinander; die beiden Füsse springen gleich weit vor; von Entlastung eines Fusses ist noch keine Spur. An den drei anderen Seiten des Unterkörpers ist

das Gewand in vertikale parallele Falten gegliedert; die Faltenzüge sind kannelurenartig von oben bis unten ohne Unterbrechung durchgezogen; die Faltenrücken sind gerundet; man hat den Eindruck derber wulstiger Falten. Die Rückseite hat sieben solcher Faltenzüge, von denen der mittelste breiter als die anderen ist; die Nebenseiten je fünf. Das Gewand endet unten in gerader Linie etwas über den Füssen. Eine viereckige Plinthe ist mit den Füssen und der ganzen Figur in einem Stücke gegossen; sie ist ein wenig tiefer als breit (30 × 38 millim.). Sie hat eine Dicke von 5—6 millim.; diese dicke Basis genügte um die Figur feststehen zu machen; es befinden sich daher nicht, wie bei dünneren Plinthen oft, Nägel zur Befestigung auf einer Unterlage in den Ecken. Solche mit der Figur gegossene viereckige Basisplatten sind bei älteren archaischen Bronzen und besonders bei peloponnesischen nicht selten.[1]) Hier ist der vordere Rand der Plinthe mit einer Reihe eingeschlagener kleiner Kreise verziert.

Mit eben solchen eingeschlagenen Kreisen ist am Halse der Frau ein Halsband angedeutet; der mittlere Kreis ist grösser als die anderen.

Eine besondere Merkwürdigkeit der Tracht der Frau besteht aber in dem Umhange um die Schultern, den in gleicher Weise ich mich sonst nirgend gesehen zu haben erinnere. Es ist ein pellerinenartiger Umhang aus derbem warmem Stoffe (oder Leder?), an dem gar keine Falten angedeutet sind. Er bedeckt den ganzen Rücken bis zur Taille und beide Schultern; vorne in der Mitte in der Gegend unter der Halsgrube sind zwei Zipfel des Tuches zusammengesteckt und zwar so, dass der von der linken Schulter kommende Zipfel umgeschlagen ist und herabhängt bis etwas über den Gürtel. Die beiden

[1]) Vgl. z. B. de Ridder, bronzes de l'Acropole d'Athènes no. 774 ff. 731. 737 f.; Olympia IV, die Bronzen no. 42. 48. 244; vgl. Text S. 42. Vgl. ferner die Statuette aus Olympia, die ich in diesen Sitzungsberichten 1897. II, Taf. 2; S. 119 publiziert habe; dann die unten Fig. 5 abgebildete Figur; ferner Athen. Mittheil. III, Taf. 1, 1; Bull. de corr. hellén. XXI, 1897, pl. 10. 11; p. 172 fig. 2; 173, fig. 3; *'Εφημ. ἀρχ.* 1892, Taf. 2.

unteren Zipfel, die in der Gegend der Ellenbogen anliegen, sind mit stattlichen Quasten geziert, auch dies eine Eigentümlichkeit, die ich in dieser Weise sonst nirgend kenne; am nächsten vergleichbar sind die hochaltertümlichen Poros-Statuen, wo am Mantelzipfel zuweilen eine Quaste vorkommt (wie an der Sitzfigur aus Tegea, Bull. de corresp. hell. XIV, 1890, pl. 11, mit welcher ein Oberkörper aus Kreta so nahe verwandt ist, Rendiconti dell' accademia dei Lincei 1891, p. 602, wo jedoch die Quaste nicht erscheint). Die antike Bezeichnung für die Pellerine, wie sie unsere Bronzefigur trägt, wird wohl *χλανίς* oder *χλανίδιον* gewesen sein; es ist eine Art von kleiner *χλαῖνα*, ein wärmender Umhang wie diese, und mit der *περόνη* zusammengesteckt, wie diese es war. Speziell erinnert das Gewand aber an die Beschreibung der *αἰγέη* der libyschen Frauen bei Herodot 4, 189, die ein Umhang von weichem Ziegenleder war, der mit Quasten (*θύσανοι*) geschmückt war.

Die Unterarme unserer Statuette sind beide ganz parallel horizontal vorgestreckt; die erhaltene rechte Hand ist nach oben geöffnet; sie scheint etwas getragen zu haben, doch ist keine Spur mehr davon erhalten; die verlorene Linke war dem Arme nach zu urteilen so gehalten, dass die Handaussenfläche nach aussen sah; sie hat gewiss ein Attribut getragen; ich vermute, dass es der Bogen war. Aus einem anderen peloponnesischen Artemis-Heilgtume, einem in der Nähe von Olympia (beim Dorfe Mazi) belegenen stammt eine Bronzestatuette der Göttin mit dem Beinamen Daidaleia, die ebenfalls im gegürteten langen geschlossenen Gewande dasteht und nicht durch Köcher oder sonst etwas, sondern nur durch den Bogen in der Linken charakterisiert ist (umstehend Fig. 5).[1])

---

[1]) Fröhner, Auktionscatalog der Sammlung Tyszkiewicz, Paris 1898, no. 139, pl. XV; erworben vom Museum zu Boston, vgl. Robinson im Report der Trustees of the Museum of fine arts for 1898, Boston p. 26 f. no. 16; Jahrb. d. arch. Inst., arch. Anzeiger 1899, 136, 16. Nach der bei Fröhner wiedergegebenen Angabe des Verkäufers stammte die Bronze von Mazi, südöstlich von Olympia jenseits des Alpheios. Diese bestimmte Angabe eines relativ unbekannten unberühmten Ortes klingt



Fig. 5. Bronzestatuette von Mazi

Diese Artemisstatuete ist aber auch sonst der unsrigen verwandt: auch bei ihr ist der Körper unterhalb des Gürtels einem Pfeiler gleich, nur sind die Ecken nicht so scharfkantig sondern mehr gerundet. Auch hier stehen die Füsse genau parallel nebeneinander. Auch hier ist das Gewand vorne ganz glatt und faltenlos, dagegen hinten in derselben Weise wie an unserer Bronze sieben parallele kannelurenartige Falten angegeben sind; es fehlen hier nur die Falten an den Seiten, indem diese glatt sind wie die Vorderseite, von welcher sie nicht so scharf abgesetzt sind wie dort. Die merkwürdige Pellerine unserer Bronze fehlt dagegen jener, die nur einen kurzen faltenlosen Ueberschlag zeigt, der die Brust bedeckt.

Der Kopf der Daidaleia von Mazi ahmt mit den in die Stirne fallenden zierlichen Löckchen und den grossen Schulterlocken die Typen der entwickelt archaischen ionischen Kunst nach. Anders unsere Artemis von Lusoi: von ionischem Einflusse gänzlich frei zeigt

sehr glaubwürdig. Bei Mazi befinden sich die Ruinen eines stattlichen Tempels (vgl. Olympia und Umgegend, 1882, S. 9; Olympia Textband I, 1897, S. 12): wir dürfen ihn nach dem Funde jener Statuette wohl als einen der Artemis geweihten betrachten. Die Bronze giebt in ihrer Weihinschrift (*Χιμαρίδας τᾷ Δαιδαλείᾳ*) uns auch den Kultnamen der Göttin: diese Artemis hiess *Δαιδαλεία*, das mir Fröhner und Robinson nicht richtig gedeutet zu haben scheinen: die Artemis hatte diesen Beinamen wohl, weil sie mit *δαίδαλα* gefeiert wurde, d. h. so wie die Hera zu Platää, Pausan. 9, 3. — Hängen die noch unerklärten nicht seltenen griechischen weiblichen Götteridole von Terracotta in Puppenform, d. h. mit beweglichen Gliedern, mit solchen Kultbräuchen zusammen?

sie im Kopfe einen ächten altpeloponnesischen Typus. Wie der Körper ist auch der Kopf vierschrötig, breit und tief. Das schlichte Haar steht im vollsten Gegensatze zu jenem des ionischen Typus; es fällt nicht in Locken herab, sondern ist kurz geschnitten und ganz glatt. Es ist vorne um das Gesicht herum nach der heutzutage „altdeutsch" genannten Weise gerade abgeschnitten mit scharfen Ecken in der Schläfengegend; auch hinten herum ist es ganz gerade geschnitten und reicht nur bis zum Ansatze des Halses. Vom Wirbel aus sind dünne feine parallele Linien nach allen Seiten ganz gerade eingraviert — dies ist die ganze Charakterisierung des Haares. Das Gesicht bildet eine geschlossene Masse, an welcher die einzelnen Teile möglichst flach aufgelegt und weder tief eingesenkt noch stark vorspringend gebildet sind. Die Augen sind gross aber ganz flach, die Nase kurz und klein und auch der Mund ist flach und klein.

So ist das Ganze ein eminent eigenartiges charakteristisch peloponnesisches Werk, das in schroffem Gegensatze zu der archaisch ionischen Kunst steht.

Ehe wir weitere Schlüsse hieraus ziehen, betrachten wir noch zwei andere weibliche Bronzestatuetten, die höchst wahrscheinlich aus dem Heiligtum von Lusoi stammen. Sie kamen beide von Kalavryta, dem jenem Heiligtume nächst gelegenen grösseren Ort. Da kein anderer Bronzefundplatz in jener Gegend bekannt ist, so darf es als äusserst wahrscheinlich bezeichnet werden, dass die Figuren — die schon seit längerer Zeit gefunden sind — ebenfalls aus dem Heiligtum der Artemis Hemera stammen. Die eine (umstehend Fig. 6. 7 nach Photographieen) ist schon publiziert in der Archäolog. Zeitung 1881, Taf. 2, 2 (in Lithographie, mit kurzer Notiz von E. Curtius S. 24 f.); sie ward zuerst von F. von Duhn in Kalavryta gesehen und beschrieben in den Athenischen Mittheil. III, 1878, S. 71 f. von Duhn erkannte schon Artemis und vermutete auch, dass die Statuette von Lusoi stamme. Sie trägt in der Rechten eine Fackel, in der Linken einen seltsam derb gebildeten Mohnstengel. Gewiss mit Recht vermutete v. Duhn in diesem letzteren

Attribute eine Beziehung zu dem besänftigenden beruhigenden Wesen der Artemis Hemera: der schmerzstillende, Raserei bezwingende, Schlaf bringende Mohnsaft passt in der That vortrefflich zu dem Wesen jener Göttin von Lusoi.



Fig. 6. Bronzestatuette von Kalavryta in Berlin

Der Stil der Figur deutet auf eine im Verhältniss zur vorigen etwas spätere Entstehung. Der Körper ist nicht mehr so pfeilerförmig; die Falten gehen rings um den Körper herum; das ganze Gewand fällt in wirklichen Falten herab; auch zeigt es schon den im 5. Jahrhundert so gewöhnlichen Typus des Peplos mit dem in streng symmetrischen Falten fallenden Ueberschlag;

die Faltenlinien sind, obwohl im wesentlichen noch wie dort gestaltet, doch nicht mehr so ganz parallel und manche Linien sind nicht ganz herabgeführt; auch erscheint auf der Brust in der Mitte oben schon die Falte, die typisch ist bei den



Fig. 7. Profil derselben Statuette

Peplosfiguren des fünften Jahrhunderts. Von Entlastung eines Fusses ist indess auch hier noch keine Spur zu bemerken. Der Kopf zeigt ausgesprochen den lokal peloponnesischen Charakter. Die einzelnen Teile des Gesichts sind roh und flach auf der Masse angedeutet; das Haar, in dem eine Binde mit Schleife liegt, ist wieder kurz geschnitten sowie ganz schlicht und ungelockt.

Neben diese Berliner Bronze stellt sich noch eine zweite, die anfangs der achtziger Jahre im Kunsthandel in Kalavryta und dann in Athen auftauchte und die höchst wahrscheinlich wieder von demselben in der Nähe belegenen Bronzefundplatze, vom Heiligtum der Artemis Hemera stammt. Ich kann sie hier nach einer damals genommenen Photographie abbilden (Fig. 8); wo sie sich jetzt befindet, ist mir unbekannt. Sie ist 0,165 hoch und stellt wieder eine weibliche Figur im Peplos mit Ueberfall dar; die beiden Unterarme sind vorgestreckt und hielten Attribute. Wahrscheinlich ist auch hier die Herrin des Heiligtums, Artemis Hemera dargestellt. Im Gewande scheint die Figur noch etwas mehr entwickelt als die vorige. Die Falten fallen über die Füsse herab und sind auch natürlicher als dort. Es scheint der rechte Fuss etwas entlastet gedacht. Allein der Kopf hat den lokalen Typus besonders ausgesprochen: alle Gesichtsteile nur ganz flach angedeutet; die Nase kurz und wenig vorspringend; die Haare wieder kurz geschnitten; der einzige Fortschritt ist, dass die gravierten Haarlinien gewellt und die Enden der Haare etwas aufgebogen sind.



Fig. 8. Bronzestatuette aus Kalavryta

Die bekannte Statuette von Tegea in Athen (Athen. Mittheil. 1878, III, Taf. 1, 1; de Ridder, catal. des bronzes de la soc. archéol. d'Athènes no. 881, pl. 4) ist in Stellung und Gewandung der vorigen sehr ähnlich: ihr Kopf aber (mit nicht kurzem sondern hinten herabfallendem Haare) zeigt den ausgebildeten strengen Stil der grossen Kunst, so wie wir ihn im Kreise des Hagelaidas zu denken haben; der Kopf ist dem des argivischen Jünglings verwandt, den ich im 50. Berliner Winckelmannsprogramm veröffentlicht habe.

Indess jene eigentümliche rohe altpeloponnesische Kopfbildung findet sich noch an einigen anderen Bronzen, die wir deshalb hier nennen wollen; vor allem an der Figur des Hybrisstas, die bei Epidauros gefunden ward und einen ausschreitenden nackten unbärtigen Gott darstellt (beistehend Fig. 9 der Kopf der Figur):[1]) auch hier nur rohe flache Andeutung der Gesichtsteile und kurzgeschnittenes Haar. Die Bildung des nackten Körpers folgt in der Bauchmuskulatur der älter archaischen Weise mit Dreiteilung über dem Nabel, wodurch sie noch in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts gewiesen wird:[2]) die ganze Figur ist grob und ungeschickt. Die Inschrift, die den Künstler Hybrisstas nennt,[3]) beweist, dass die Arbeit eine einheimisch peloponnesische ist.



Fig. 9.

[1]) K. Wernicke in Röm. Mittheil. IV, 1889, S. 167 f. Fröhner, la collection Tyszkiewicz pl. 21; derselbe, Auktionscatalog der coll. Tyszkiewicz, Paris 1898, pl. 14, Nr. 135, p. 48. Die mir als zuverlässig bekannte Angabe des ersten Besitzers und Verkäufers der Bronze bezeichnete als Fundort die Gegend von Epidauros: ganz willkürlich und ohne jedes Fundament ist die Behauptung Fröhner's a. a. O., die Figur (die er als Zeus erklärt) stamme aus Olympia.

[2]) Vgl. Meisterwerke d. griech. Plastik S. 717 f.

[3]) Faksimile im Auktionskataloge a. a. O. Die offene Form des H warnt jedenfalls vor zu hoher Datierung (Fröhner setzt die Figur ins siebente Jahrhundert, was zu hoch ist).

Gleicher Art ist auch der Kopftypus einer an dem gleichen Orte wie die vorige gefundenen weiblichen Figur, die sehr mit Unrecht für italisch[1]) und nicht minder verkehrt für eine Athena[2]) gehalten worden ist. Sie ist das Fragment einer grösseren kreisförmig angeordneten Gruppe, eines Choros von Frauen, die sich mit ausgestreckten Armen an den Händen fassen und einen Reigen tanzen. Dergleichen war in alten Zeiten ein beliebtes Weihgeschenk in peloponnesischen und in cyprischen Heiligtümern (vgl. Olympia Bd. IV, die Bronzen S. 41 f.). — Ein charakteristisches Beispiel dieses altpeloponnesischen Kopftypus bietet ferner auch die Bronzestatuette in Berlin Misc. Inv. Nr. 6373. Unter den Bronzen von Olympia ist nur ein unbedeutendes Stück zu nennen (Nr. 53 auf Taf. 8 meiner Publikation Olympia Bd. IV).

Dagegen lassen uns die olympischen Bronzefunde einen Blick in die Geschichte der Entstehung jenes Typus thun. Hier sehen wir zunächst aus der Stufe der ganz rohen und primitiven, mit der übrigen alteuropäischen, der sog. Hallstatt-Epoche übereinstimmenden Menschenbildung sich allmählich eine bestimmte klare Typik herausbilden, die als gleichzeitig mit der Herrschaft des ausgebildeten geometrischen Dekorationsstiles in Olympia nachgewiesen werden kann (vgl. meine Ausführungen in Olympia Bd. IV, die Bronzen S. 42 f. 88 f.).[3]) Diese letzte Entwicklungsstufe der sog. primitiven Kunstart nun ist aber die Basis für den archaischen Stil der altpeloponnesischen Weise, wie wir ihn soeben kennen gelernt haben. Schon äusserlich schliessen sich diese Bronzen unmittelbar an jene an durch die mit der Figur gegossenen viereckigen Plinthen. Vor allem aber durch jene von der im Osten heimischen ägyptisierenden und der ionischen völlig abweichenden schematischen

---

[1]) K. Wernicke in Röm. Mittheil. IV, 1889, S. 166.

[2]) Fröhner im Auktion-katalog der coll. Tyszkiewicz, Paris 1898, p. 49, Nr. 136. Die Figur kam in die Sammlung Somzée in Brüssel.

[3]) Nach den im Bull. de corr. hell. XXI, 1897, p. 172 f. mitgeteilten Proben lässt sich dieselbe Entwicklung auch an den Bronzestatuetten von Delphi verfolgen.

Starrheit des Kopfes, wo die Gesichtsteile die unbewegte Fläche nur notdürftigst beleben und das schlichte kurze Haar nur durch flache parallele Linien bezeichnet ist.

Verschafft uns die Klasse der sog. primitiven Bronzen den Anschluss nach oben und lässt uns die Genesis des von uns beobachteten archaischen altpeloponnesischen Stiles erkennen, so gewährt uns eine andere Denkmälerklasse den Anschluss nach unten und lehrt uns, wie der Stil auch in Arkadien verschwand und aufgesogen ward von der ionisierenden Weise. Die ältesten arkadischen Münzen sind die Halbdrachmen äginäischen Gewichtes von Heraia mit der Beischrift ΕΡΑ und ΕΡ Sie zeigen einen hinten mit dem Schleier bedeckten Kopf einer Göttin in einem unter den Münzen vereinzelt dastehenden ganz eigentümlichen Stile — einem Stile, der uns erst jetzt verständlich wird, nachdem wir jene arkadischen Bronzen kennen gelernt haben. Auf dem starren flachen Gesichte sind die Teile nur flach und leblos angedeutet; alles ist hart und trocken; die Haare sind, soweit sichtbar, kurz geschnitten und ungelockt; sie sind nur durch parallele Striche bezeichnet, die einfach gerade enden.[1]) Dies sind alles dieselben Eigenschaften, die wir an den Köpfen jener arkadischen Bronzen bemerkten. Am Ende dieser Prägung aber, in der Epoche um 500 etwa, erscheinen vereinzelt[2]) Stücke in einem total anderen, in einem rein ionisierenden Stile, ein Kopf mit lebendigen runden vollen Formen und reichem gelocktem und zierlich hinten in einen „Krobylos“ aufgenommenen Haar. Hier sehen wir den ionischen Stil unmittelbar an Stelle des altpeloponnesischen treten.

Als Fortsetzung dieser Prägung von Heraia gelten seit Imhoof-Blumer's Nachweis die etwa zu Anfang des fünften Jahrhunderts beginnenden Halbdrachmen mit der teils ausgeschriebenen teils abgekürzten Inschrift *Ἀρκαδικόν* und dem Bilde des thronenden Zeus auf der einen und des Kopfes einer

[1]) Beispiele im British Museum, catal. of greek coins, Peloponnesus, pl. 34, 1—6.

[2]) Gutes Beispiel ebenda pl. 34, 7.

Göttin auf der anderen Seite. In der sehr reichlichen, den ersten Dezennien des fünften Jahrhunderts zuzuweisenden Prägung des strengen Stiles nun[1]) stellt dieser weibliche Kopf eine eigentümliche Mischung und Vereinigung des altpeloponnesischen und des fremden ionischen Typus dar. Des letzteren Einfluss ist in den lebensvolleren Formen und in dem langen in Krobylosform aufgenommenen oder zusammengebundenen Haare deutlich, während der alteinheimische Stil in einer gewissen herben Härte des Gesichtes und den gerade abgeschnittenen nicht gelockten Haarenden über der Stirne noch deutlich nachwirkt. Der Kopf ist ähnlich dem der oben S. 579 genannten Bronzefigur eines Mädchens im Peplos aus Tegea.

Es muss der Einfluss eines bedeutenden Künstlers hinter dieser Wandlung stecken, eines Peloponnesiers, dessen Wirkungskreis aber weithin reichte; denn wir finden denselben Typus und Stil wie auf den letztbesprochenen arkadischen Münzen nicht nur in Korinth,[2]) sondern auch im Osten in Knidos[3]) und im Westen in Syrakus[4]) wieder. Bei jenem peloponnesischen Künstler aber, der den ionischen Stil so umzugestalten und zu adaptieren wusste, darf man vielleicht an den viel und weithin beschäftigten Kanachos denken.

Dass im Peloponnes schon während der ganzen archaischen Epoche immer und immer wieder der Einfluss der so viel weiter vorgeschrittenen und so viel lebensvolleren reicheren ionischen Kunst sich geltend machte, ja dass die Thätigkeit der peloponnesischen Kunst des siebenten und sechsten Jahrhunderts wesentlich in dem Aufnehmen und Verarbeiten dessen bestand, was von Ionien kam, habe ich mehrfach hervorzuheben und an Beispielen zu erläutern Gelegenheit gehabt.[5]) Die hier behandelte kleine Gruppe peloponnesischer Bronzen

[1]) Vgl. den Katalog des British Museum a. a. O. pl. 31, 11—16.

[2]) Der Typus Percy Gardner, types pl. 3, 22.

[3]) Head, guide, 1881, pl. 2, 27.

[4]) Gardner, types 2, 6. 7.

[5]) Meisterwerke d. griech. Plastik S. 712; Sitzungsberichte 1897, II, S. 115 ff. 122.

hat uns gelehrt, dass neben der ionisierenden Richtung auch eine alteinheimische, die an die Traditionen der Epoche des sog. geometrischen Stiles anknüpfte, fortbestand, insbesondere in Arkadien, wo sie auf Münzen und in Bronzefiguren bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts sich nachweisen lässt.

Es ist diese peloponnesische Art eine derbe trockene nüchterne, die eines vollen freien Lebensgefühles, aller freudigen Freundlichkeit durchaus entbehrt und dagegen zu starrem Schematismus neigt.

Bei der weiblichen Gewandfigur liebt sie vierkantige pfeilerförmige Gestalt des Unterkörpers; das ägyptisierende Motiv des vorgesetzten linken Fusses, das die ionische Kunst einführte, verschmäht sie und lässt beide Füsse nach alter Weise parallel stehen. Die herabfallenden Falten des Peplos giebt sie, zunächst nur an Rück- und Nebenseiten, indem die Vorderseite noch glatt und faltenlos bleibt, später aber ringsherum, in der Weise gerader ununterbrochener derber paralleler Rillen an. Wir können aber auch erkennen, wie sich aus diesen Anfängen altpeloponnesischer Faltengebung, die von der an den altionischen Werken völlig verschieden ist, jener am Anfang des fünften Jahrhunderts so mächtig auftretende und weithin wirkende Typus der dorischen Peplosfigur mit den geraden Falten und dem symmetrisch geordneten Ueberschlag entwickelte, an dessen Ausbildung wahrscheinlich Hagelaidas vor allen beteiligt war.[1]) Weiterhin ist der weiblichen Gewandfigur, wie wir sahen, charakteristisch das kurzgeschnittene schlichte glatt anliegende Haar. Diese Tracht, die wir an den arkadischen Bronzen bemerkten, wirft übrigens ein neues Licht auf die Skulpturen des olympischen Zeustempels, an denen es auffallend und unverständlich schien, dass die Sterope sowohl wie die Hippodameia des Ostgiebels kurzgeschnittenes Haar haben. Die Künstler werden hier wie bei dem Typus des Herakles der Metopen, der ebenfalls im

[1]) Vgl. Meisterwerke d. griech. Plastik S. 37 f. und in „Archäolog. Studien“, H. Brunn dargebracht, 1893, S. 83 f.

Gegensatze zu der sonst in jener Epoche herrschenden Bildungsweise altpeloponnesischer Tradition folgt, unter direktem Einflusse ihrer Auftraggeber gestanden haben, die die alte Sitte an jenen Figuren dargestellt wollten.[1] Ja auch der Typus des Goldelfenbeinbildes der Hera des Polyklet zu Argos[2]) erscheint jetzt in anderem Lichte: der Künstler war wohl abhängig von einem alten Typus der Göttin mit kurzgeschnittenem anliegendem Haare.

Allein der Zusammenhang der polykletischen Kunst mit der von uns nachgewiesenen altpeloponnesischen liegt gewiss noch tiefer, und wir dürfen wohl sagen, dass ihre am meisten charakteristischen, sie von der ionisch-attischen unterscheidenden Eigenschaften ein Erbteil altpeloponnesischer Kunst sind: jene „quadrate“ Statur, die Vorliebe für die ruhigen scharf nach hinten umbiegenden Flächen, für die grossen viereckigen Schädel mit dem anliegenden schlichten Haare und die ganze nüchterne, von dem schwellenden Lebensgefühle der ionisch-attischen Werke entfernte Formenbildung.

In diesem Zusammenhange betrachtet wird der von uns Tafel I veröffentlichten Bronzestatuette der Artemis von Lusoi immer eine hervorragende Stelle in der Geschichte der älteren peloponnesischen Kunst zukommen. Sie zeigt am reinsten und unverfälschtesten den Charakter der heimisch peloponnesischen Kunst, wie sie etwa in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor dem Auftreten des grossen argivischen Künstlers Hagelaidas sich entwickelt hatte. Dagegen zeigt die Artemis

[1]) Vgl. in Archäol. Studien, H. Brunn dargebracht S. 84. und in Roscher's Lexikon d. Mythol. I, 2154, 28 ff.

[2]) Vgl. Meisterwerke d. griech. Plastik S. 413. 412. Der vorzügliche Künstler des elischen Münztypus schliesst sich an das polykletische Werk, wie es scheint, genauer an als der viel geringere des argivischen. Dass den elischen und den älteren der argivischen Münzen (Brit. Mus. catal. Pelop. pl. 27, 12. 13 geben schon eine spätere Variation mit veränderter Haartracht!) dasselbe Original zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft, indem die Abweichungen unwesentlich sind (falsch urteilt Wernicke, Archäol. Anzeiger 1898, 180).

von Mazi bei Olympia (oben Fig. 5) jenen Charakter schon gemildert in seiner Härte und von ionischem Einflusse berührt. Doch die arkadischen Bronzen Fig. 6—8 führen uns bis ins fünfte Jahrhundert hinein und lehren uns ein mit den Werken des Hagelaidas gleichzeitiges und von ihnen schon beeinflusstes Stadium lokalen Festhaltens starrer alter Weise kennen. Bald darauf muss diese auch in Arkadien verschwunden sein. Ihre guten und hohen Eigenschaften aber lebten weiter in der grossen Kunst der argivischen Schule des fünften Jahrhunderts.

3. Athenastatuette in Neapel, argivische Vorstufe der Athena Lemnia.

Eben dieser argivischen Kunst und zwar der Schule des Hagelaidas möchte ich die Bronzestatuette zuschreiben, die auf Taf. II gegeben ist und über die ich einen eigenen Abschnitt anfüge, weil sie mir eine besondere Bedeutung für eines der herrlichsten Werke des Altertums, die Athena Lemnia des Phidias zu haben scheint.

Sie ist offenbar eine Vorstufe zu dieser, eines der Werke, welche die Basis, das Fundament bilden, auf welchem jene einzige Schöpfung sich erhebt und durch dessen Kenntniss sie in ihrem Aufbau erst recht verständlich wird.

Die Statuette zeigt dieselbe Stellung und Haltung wie die Athena Lemnia, nur dass die Seiten vertauscht sind. Nach der in der älteren argivischen Kunst herrschenden Typik ist bei der Statuette die linke die tragende Seite, das rechte Bein ist etwas entlastet seitwärts gestellt. Der rechte Arm ist hoch erhoben, ebenso wie der linke der Lemnia; er stützte ohne Zweifel hier wie dort eine hohe Lanze auf. Der linke Unterarm ist vorgestreckt, ebenso wie bei der Lemnia der rechte. Ein Käuzchen sitzt hier auf der Hand, bei der Lemnia war es der Helm, der ebenso gehalten wurde.[1] Der Kopf ist ziemlich stark nach der Seite des Standbeins gewandt, hier wie bei der Lemnia.

[1] Vgl. zuletzt in diesen Sitzungsberichten 1897, Bd. I, S. 291 f.

Dass die Statuette die Göttin Athena darstellt, ist durch die Eule gesichert, die sie auf der Hand trägt; denn dieser Vogel kann keine andere Göttin charakterisieren. Das Motiv ist uns durch kleine Bronzen für Athena noch mehrfach bezeugt. Einst war der in der Rechten aufgestützte jetzt verlorene Speer ein zweites deutliches Attribut der Göttin. Allein die Aegis, welche die Lemnia schräg umgelegt trägt, fehlt hier ganz und ebenso fehlt vom Helme, den die Lemnia auf der Rechten hielt, jede Spur. Die Göttin entbehrt aller Schutzwaffen.

Besonders interessant ist aber, dass auch die Anordnung des Haares des vom Helme freien Kopfes hier wie dort im Wesentlichen völlig übereinstimmt. Eine Binde liegt im Haare, und dieses ist vorn über der Stirne gescheitelt und nach den Seiten zurückgestrichen; hinten aber ist es in einen einfachen knappen Wulst aufgenommen, — all dies ganz wie bei der Lemnia, nur dass hier bei der Statuette der trockene knappe nüchterne strenge Stil herrscht, wo dort die Hand des Phidias ein Meer von Schönheit schuf.

Die Gewandung endlich ist hier wie dort der dorische Peplos mit Ueberfall, nur dass der Peplos hier nach dem im älter-argivischen Kreise herschenden Typus ungegürtet, dort nach attischer Weise über dem Ueberschlag vom Gürtel umschlungen erscheint.

Die Statuette steht in innigstem Zusammenhange mit einer grossen Reihe von Figuren, welche dieselbe Gewandung und den strengen Stil auf verschiedenen Stufen zeigen. Wir haben dieses Typus schon oben (S. 583) Erwähnung gethan und daran erinnert, dass derselbe wahrscheinlich dem argivischen Altmeister Hagelaidas hauptsächlich seine Ausbildung dankt. Besonders charakteristisch ist dem Typus die symmetrische Anordnung der Falten des Ueberfalles an der vorderen wie der Rückseite.

Zur Vergleichung bieten sich insbesondere die zahlreichen Aphrodite darstellenden Stützfiguren der wahrscheinlich in Korinth gefertigten Spiegel dar. Diese haben zumeist ganz

dieselbe Gewandung: nur pflegt die Stellung bei ihnen noch etwas strenger und weniger entlastet zu sein; auch ist der Kopf dem tektonischen Zweck entsprechend immer gerade aus gerichtet. So wie unsere Athena die Eule, ebenso trägt jene Aphrodite nicht selten die Taube auf der Hand.[1])

Durch die stärkere Entlastung des einen Fusses und Seitwärtsneigung des Kopfes ist unserer Statuette näher eine wohl etwas jüngere Bronze aus Tegea in Athen, vielleicht eine Artemis.[2]) Sehr verwandt ist dieser eine Bronze aus Sicilien im British Museum,[3]) wo aber die strenge Symmetrie des Ueberwurfes schon gemildert ist.

Alle diese Bronzen[4]) haben aber auch die oben charakterisierte Haartracht, das vorne gescheitelt nach den Seiten zurückgestrichene und hinten in eine Rolle aufgenommene Haar, eine Tracht, die wir bei weiblichen Figuren im strengen Stile zu Anfang des fünften Jahrhunderts im Peloponnes aufkommen und von da sich verbreitend finden.[5])

Alle die genannten Bronzestatuetten ferner stellen Göttinnen als junge Mädchen im dorischen Peplos dar. Das gemeinsame, diesen Gestalten zu Grunde liegende Ideal ist das einer frischen Maid im derben dorischen Gewande mit knappem schlicht aufgenommenen Haar. Die Hände tragen irgend ein charakteristisches Attribut, und dies pflegt das einzige zu sein,

---

[1]) Schönes Exemplar in Berlin (Inv. 6376, von mir Olympia Bd. IV, die Bronzen S. 21 Anm. genannt). Ein anderes schönes im Kunsthandel. Ein geringes in Athen, de Ridder, bronzes de la soc. arch. no. 156; ein übereinstimmendes, aber nicht tektonisch verwendetes Stück aus Olympia s. Olympia Bd. IV, Taf. 9, no. 56; S. 21. Andere im British Museum, Walters, catal. of bronzes no. 239. 241. 242.

[2]) de Ridder, bronzes de la soc. arch. no. 885, pl. IV.

[3]) Walters, catal. of bronzes no. 199, pl. II; wohl auch Artemis.

[4]) Dazu füge namentlich auch noch die hübsche aus Athen stammende Bronze im British Mus., Walters, catal. no. 196, die den Sgiegelstützfiguren sehr verwandt ist; geringe Entlastung, symmetrischer Ueberfall.

[5]) Vgl. meine Ausführungen im 50. Berliner Winckelmannsprogramm S. 130 f.

das hier eine Aphrodite, eine Artemis und eine Athena unterscheidet.

Hier tritt uns schon voll ausgeprägt jene ächt peloponnesische, argivische Auffassung entgegen, die wir dann im polykletischen Kreise wiederfinden, und die nicht nach einer individuell charakterisierenden, sondern einer allgemein menschlichen Bildung der Götter strebt. Artemis, Aphrodite, Athena fallen für diese Kunst unter den einen Begriff der schönen frischen Jungfrau. Attribute bringt man nur an, soweit sie unumgänglich sind zur Unterscheidung, wählt aber solche, die jenen allgemein menschlichen Charakter möglichst wenig modifizieren. Drum muss die Aegis, drum der Helm bei Athena wegfallen; sie soll nicht anders aussehen wie die anderen olympischen Mädchen; nur das Käuzchen auf der Hand und die Lanze, die sie aufstützt, unterscheiden sie.

Solche Bildungen argivischer Kunst waren vorangegangen, ehe Phidias seine Lemnia schuf. Diese Auffassung der Göttinnen, diese Art der Tracht von Gewand und Haar, diese Art der Attribute, diese Art des Auftretens und der Haltung lernte er als Jüngling in der argivischen Kunstschule kennen, mit der er vertraut wurde und aus der er lernte, sei es nun, dass er direkter oder, was wahrscheinlicher, indirekter Schüler des Meisters Hagelaidas war.[1])

Allein ein Blick auf seine Schöpfung, die Athena Lemnia, wie sie uns aus den Trümmern der Kopieen wiedererstanden ist,[2]) lehrt uns erkennen, wie gewaltig doch die Eigenkraft

[1]) Vgl. Meisterwerke d. griech. Plastik S. 81 f. Die Bronze ist ein neuer Beweis für die Beziehungen des Phidias zum argivischen Kreis.

[2]) Den nichtigen, aus naivster Unkenntniss der Sache entsprungenen Einwänden des Herrn P. Jamot gegen meine Rekonstruktion der Lemnia habe ich wohl zu viel Ehre gethan, indem ich sie in der Berliner philolog. Wochenschrift 1895, Sp. 1242—1246 eingehend widerlegte. Und neuerdings hat Studniczka noch ein Uebriges gethan, indem er (Jahrb. d. Inst., arch. Anzeiger 1899, S. 134) jene Einwürfe noch einmal einer Widerlegung würdigte und meine Angaben bestätigte. Es fordert natürlich nur zu mitleidigem Bedauern heraus, wenn das Berliner Museum

des Phidias war, wie himmelhoch sein Werk über das vorangegangene emporragt. Es steigert nur unsere Bewunderung, wenn wir genauer erkennen, welcher Art die Vorbereitung des Bodens war, dem diese einzig herrliche Blume entspross. Welche Kraft, welcher Reichtum der Naturanschauung, welche Schönheit spricht hier, im Gegensatz zu jener argivischen Vorstufe, aus den Falten des Peplos, aus den Zügen des Gesichtes und den Formen des Haares! Doch dies gebührend zu schildern, würden wir nicht leicht ein Ende finden.

Drum zum Schlusse nur noch einige Worte über unsere Statuette; die Bronze befindet sich in der Sammlung Sant' Angelo des museo nazionale zu Neapel.[1]) Sie stammt also höchst wahrscheinlich aus Grossgriechenland oder Sicilien. Auch eine der vorhin als verwandt angeführten Bronzestatuetten stammt aus Sicilien.[2]) In diesen Sitzungsberichten 1897, Bd. II, S. 132 f., Taf. 7 habe ich einen Terrakottakopf eines Mädchens aus Tarent veröffentlicht, der dem Kopfe unserer Athena verwandt ist. Ich habe dabei daran erinnert, dass Hagelaidas mehrfach für Tarent gearbeitet und sein Stil dort Nachahmungen erzeugt hat. Auch an die Terrakottastatue von Catania, wieder ein Mädchen im Peplos, ist hier zu erinnern.[3]) Unsere Bronze möchte ich indess, wenn auch hiernach zuzugeben ist, dass sie im Westen entstanden sein kann, doch am liebsten als originales Werk der argivischen Schule der Zeit um 470—460 etwa ansehen. Bronzen, insbesondere kleine, sind, wie die neueren Funde immer mehr lehren (vgl.

---

von Gipsabgüssen immer noch meint dies herrliche Werk in meiner Zusammenfügung von Kopf und Körper ignorieren zu dürfen.

[1]) Die Photographieen verdanke ich der Gefälligkeit der Herren Sogliano und Patroni. Die Statuette scheint bisher fast gar nicht beachtet worden zu sein; ich kann nur eine flüchtige Erwähnung derselben von Mariani im Bull. communale di Roma 1897, 193, Anm. 2 finden.

[2]) Walters, catal. of bronzes, Brit. Mus., no. 199.

[3]) Sie ist immer noch unpubliziert; vgl. über sie meine Bemerkungen im 50. Berliner Winckelmannsprogr. S. 130 Anm. 22 und ausführlicher in Intermezzi S. 12, Anm.

Olympia), von ihren Ursprungsorten oft weit verbreitet worden. Mit der Schule von Argos bestanden aber allem Anschein nach gerade in der Epoche der Entstehung der Bronze lebhafte Beziehungen in Grossgriechenland.

4. Aphrodite Pandemos als Lichtgöttin.

Zu Elis befand sich ein Heiligtum der Aphrodite; in dem Tempel stand als Kultbild die Goldelfenbeinstatue des Phidias, die den Beinamen Urania führte; in dem zugehörigen umhegten Temenos aber stand unter freiem Himmel auf einer stufenförmigen Basis ein Erzbild der Göttin von Skopas, das sie auf einem Bocke sitzend darstellte; diese Aphrodite führte den Beinamen Pandemos (Paus. VI, 25, 2). Unter dem Einflusse der von der Reflexion des Zeitalters der Sophistik ausgegangenen, in der Litteratur seit Platons „Gastmahl“ (p. 180 d) nachweisbaren Scheidung einer Aphrodite Urania und Pandemos im Sinne einer „himmlischen“ und „irdischen“ Liebe hat man früher wohl jene Pandemos des Skopas sich als ein Werk recht lasciver Auffassung gedacht. Doch als allmählich erhaltene antike Darstellungen der auf dem Bocke reitenden Aphrodite hier und dort auftauchten, bemerkte man mit Ueberraschung, dass sie alle eine besonders ernste und züchtige Auffassung zeigten; die Göttin war teils ganz teils grösstenteils vom Gewande verhüllt und trug insbesondere immer den Mantel als Schleier über den Kopf gezogen. Dazu kamen dann auch Nachbildungen der Statue des Skopas, die auf elischen Münzen der Kaiserzeit zu Tage kamen; auch sie zeigten die Göttin im vollen Gewande, im Chiton und dem Mantel, der feierlich als Schleier vom Hinterkopfe herabwallt.[1])

---

[1]) Die Münzen: Imhoof-Blumer and Gardner, numism. comment. on Pausanias p. 72; pl. P XXIV; zuerst R. Weil in Histor.-philol. Aufsätze Ernst Curtius gewidmet, 1884. — Die sonstigen Denkmäler s. bei Böhm im Jahrbuch d. arch. Inst. IV, 1889, S. 208 ff.; Bethe, ebenda V, 1890, arch. Anzeiger S. 27; Collignon in Monuments et Mémoires, fondation E. Piot, I, 1894, S. 143 ff.

Andererseits hatte man aber auch längst erkannt, dass jene populär-philosophische Scheidung im wirklichen alten Glauben und Kultus gar kein Fundament hatte,[1] dass die Urania im Kultus genau so irdisch und niedrig wie die Pandemos, die Pandemos genau so himmlisch und erhaben wie die Urania war. Aus dem Heiligtume der Pandemos in Athen kam gar die Inschrift einer Weihung zu tage, wo eben diese Göttin, die Pandemos, als die grosse und hehre, als *μεγάλη* und *σεμνή* angerufen wird. Auch bewiesen die aus diesem Heiligtume stammenden Inschriften, dass Pandemos der offizielle Kultname der Göttin war und dass der Kult ein öffentlicher und in alte Zeit zurückreichender war.[2])

Schon im Altertume hat man den Namen der Pandemos in Athen auch in politischem Sinne gedeutet;[3]) Apollodoros *περὶ θεῶν* hatte erklärt, die in der Gegend der alten Agora zu Athen verehrte Pandemos habe so geheissen, weil hier in alter Zeit das ganze Volk, *πάντα τὸν δῆμον*, sich versammelt habe, und nach Pausanias hiess sie gar so, weil Theseus den Kultus stiftete, der die Athener aus den verstreuten Demen in eine Stadt vereinigt hatte. In der neueren Komödie behauptete man lustigerweise, der Name komme von den für das ganze Volk bestimmten öffentlichen Dirnen, die Solon organisiert habe; ja das Heiligtum der Pandemos sei von Solon gestiftet aus den Einkünften des von ihm ebenda begründeten Bordells. Eine politische Bedeutung des Namens haben nun die meisten neueren Gelehrten angenommen, indem sie die

[1]) Vgl. Preller-Robert, griech. Mythol. I, 355. So bekannt dies ist, so hatte es doch Reisch vergessen, unter dessen nichtigen Einwänden gegen meine Zurückführung eines bekannten Statuentypus auf die Aphrodite *ἐν κήποις* des Alkamenes besonders der figuriert, jene Statue sei nicht feierlich genug für eine Urania, wogegen ich mich in Meisterwerke d. griech. Plastik S. 741 wenden musste.

[2]) Lolling im *Δελτίον ἀρχαιολ.* 1889, S. 128. Foucart im Bull. de corr. hell. 1889, 156 ff. Preller-Robert, gr. Mythol. I, 508 Anm. 3. Ueber die Lage des Heiligtums Dörpfeld in Athen. Mittheil. 1895, S. 511.

[3]) Vgl. die Zeugnisse über den athenischen Kult bei Curtius-Milchhöfer, Stadtgeschichte von Athen S. XI.

Göttin, den Namen von *δῆμος* herleitend, als die vom ganzen Volke verehrte oder die Vereinigerin des Volkes dachten, oder, wie L. Stephani formulierte, als „Vorsteherin und Begünstigerin der kräftigen Fortpflanzung der zu politischen Gemeinden vereinigten Familien“.[1] Ein neuerdings im Heiligtume des Demos und der Chariten zu Athen gefundener Altar ist nach der vom Ende des dritten Jahrhunderts vor Chr. stammenden Inschrift geweiht *Ἀφροδίτῃ ἡγεμόνῃ τοῦ δήμου καὶ Χάρισιν*. Man glaubte diese *Ἡγεμόνῃ τοῦ δήμου*, die Führerin des Volkes, ohne weiteres mit der Pandemos gleichsetzen und daraus eine Bestätigung jener politischen Deutung der Pandemos entnehmen zu dürfen.[2]

Allein jener Beiname ist dort wahrscheinlich nur durch den Demos veranlasst, mit dem die Chariten zusammen verehrt wurden, und dieser Kult scheint ein relativ später gewesen zu sein. Für die ursprüngliche Bedeutung der Pandemos kann jene *Ἡγεμόνῃ τοῦ δήμου* nichts lehren. Ferner ist es doch gar zu seltsam und unverständlich, dass man die Pandemos, wenn jene politische Bedeutung des Namens die ursprüngliche war, gerade auf einem Bocke sitzend darstellte; denn dass dies nicht nur in Elis, sondern auch in Athen im vierten Jahrhundert der Typus der Pandemos war, geht aus einem bei den Grabungen am Südabhang der Akropolis gefundenen Votivrelief hervor, das die Göttin auf Bock oder Ziege reitend zeigt, wieder voll bekleidet in Chiton und mit dem Mantel, den sie wahrscheinlich mit der Rechten fasste und der den Hinterkopf verhüllte.[3] Als Opfertier der athenischen Pandemos bezeugt Lukian (*ἑταιρ.*

[1] Stephani, Compte rendu 1859, 126; 1869, 86; 1870/71, 184. O. Gruppe, griech. Mythologie I, 31. Farnell, the cults of the greek states II (1896), p. 658 ff. u. A.

[2] CIA IV, 2, 1161 b. Lolling im *Δελτίον ἀρχαιολ.* 1891, S. 126 ff.; derselbe in *Ἀθηνᾶ* III, 1891, S. 596 f. Vgl. Foucart im Bull. de corr. hell. 1891, 367.

[3] Kopf, rechte Schulter und Arm fehlen; rechts ist der Rand erhalten; gute Arbeit des vierten Jahrhunderts; vgl. v. Duhn in Archäol. Zeitung 1877, S. 159, Nr. 58. — Ueber die mit der Pandemos nicht identische *ἐπιτραγία* in Athen s. unten S. 601.

διάλ. 7, 1) eine weisse Ziege (*μηκάς*) und eine Inschrift von Kos bestimmt als Opfer für die Pandemos eine junge kleine Ziege (*Ἀφροδίτῃ Πανδάμῳ ἔριφον θήλειαν*, Paton-Hicks, inscr. of Cos 401). Ferner ist von einer politischen Bedeutung der Pandemos in ihren ausserattischen Kulten auch gar keine Spur: wohl aber zeigt sie sich als alte weit verbreitete Göttin. In Theben gab es drei uralte auf Harmonia zurückgeführte Holzbilder der Aphrodite Urania, Pandemos und Apostrophia (Paus. 9, 16, 3), und in Megalopolis hatte man, wohl in Nachahmung jener thebanischen, ebenfalls drei Bilder, der Urania, Pandemos und einer ungenannten Aphrodite (Paus. 8, 32, 2). Ausser den schon genannten Kulten in Elis und Kos ist die Pandemos auch von Naukratis, Erythrae und Mylasa bezeugt.

Es ist danach von vornherein wahrscheinlich, dass diese Göttin einst eine „jenseits der politischen Ausdeutung“ liegende ursprüngliche physikalische Bedeutung gehabt habe. Hatte man schon früher an eine Beziehung des Namens zu *Πανδία*, einer Bezeichnung der Mondgöttin (Tochter der Selene im homerischen Hymnus 32, 15) gedacht,[1] so hatte doch erst Usener in seinem Werke über Götternamen (S. 64 f.) Pandemos mit Entschiedenheit als Name einer Lichtgottheit gedeutet, ihn von der Wurzel *djer-* ableitend, und die Aphrodite *Πάνδημος* die allerleuchtende „als ionische Replik zu der nordgriechischen Aphrodite *Πασιφάεσσα* und der dorischen Pasiphae“ erklärt. Diese Deutung von Usener wird durch Kunstdenkmäler aufs glänzendste bestätigt.

Umstehend Fig. 10 ist eine Terrakottastatuette aus einem Grabe bei Theben abgebildet.[2] Sie ist 19 cm hoch und mit Einschluss der ursprünglichen Bemalung vortrefflich erhalten.[3]

---

[1] Vgl. Foucart in Bull. corr. hell. 1889, S. 156 ff. Foucart selbst vermutete hinter Pandemos einen gräcisierten semitischen Namen der Astarte.

[2] Die Statuette tauchte 1897 auf einer Versteigerung in München auf; vgl. Katalog einer Sammlung griechischer Vasen, Terrakotten etc., Auktion bei Helbing, München, Oktober 1897, Nr. 112.

[3] Nur das Horn des Tieres war abgebrochen, ist jedoch erhalten und angesetzt.

Sie ist aus einer Form gepresst. Die Rückseite ist nicht ausgearbeitet und mit einem grossen viereckigen Ausschnitt zur Erleichterung des Brandes, dem sog. Brennloch, versehen. Unten ist sie offen und ohne Basis. Es ist diese Art der Her-



Fig. 10. Terrakotta aus Theben

stellung der Terrakottafiguren der relativ älteren Zeit eigentümlich. Dargestellt ist ein emporspringender Bock oder richtiger wohl eine Ziege,[1]) an der sich eine weibliche Gestalt festhält,

[1]) Bei einem männlichen Tiere würde man die Spitze des Gliedes angedeutet erwarten, bei einem weiblichen die Zitzen; beides fehlt und was angegeben ist, lässt sich sowohl als Euter wie als Hoden deuten. Die Zicklein sowie das schwache Gehörn indess sprechen entschieden für ein weibliches Tier.

indem sie mit der Linken den Hals des Tieres umschlingt. Ueber dem weissen Malgrunde, mit dem die ganze Gruppe überzogen, ist das Tier rosa bemalt; seine Hörner sind blau, seine Hufe rotbraun. Die Göttin, die sich in schwebender Haltung an dem Tiere hält, hat nackten Oberkörper, doch einen grossen himmelblau bemalten Mantel, der nicht nur den Unterkörper verdeckt, sondern als Schleier über den Hinterkopf gezogen ist; die Göttin fasst mit der Rechten in diesen Schleier und zieht ihn empor, so dass er einen stattlichen Hintergrund für die Figur abgiebt; über dem Kopfe des Tieres erscheint ein Bausch von dem anderen Zipfel des Mantels. An den Füssen trägt die Göttin rote Schuhe. Ihr volles Haar ist gescheitelt und vom Kopfe abstehend in starken Wellen bewegt; hinter den Ohren fallen Locken auf die Schultern. Das Haar ist braunrot bemalt. Auf dem Oberkopfe aber ruht ein hohes grün bemaltes Diadem, auf dem sechs goldgelbe starke plastische Strahlen sich befinden. Das Tier schreitet nicht auf der Erde einher, sondern durch die Luft, die weiss gelassen ist. Zwei kleine Zicklein, die rosa bemalt sind wie das vermutliche Muttertier, laufen in gleicher emporspringender Bewegung mit durch die Luft. Auf dieser aber sind, um anzudeuten, dass das Ganze sich am Sternenhimmel bewegt, nicht weniger als vierzehn Sterne mit rotbrauner Farbe aufgemalt. Aufs deutlichste ist eine am gestirnten Himmel einherziehende Lichtgöttin charakterisiert.

Es ist Aphrodite Pandemos, die Allerleuchterin, so wie Usener den Sinn des Namens bestimmt hat.

Die Terrakotta lässt sich nach ihrem Stile in die Zeit gegen Ende des fünften oder in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts datieren; darauf weist, zusammen mit der schon oben erwähnten Technik, der Stil, der sich in der breiten Anlage der Brust und den schmalen Hüften der Göttin sowie in der schwungvollen Zeichnung des Gewandes, in dem Schwunge der Haltung und in der ganz in einer Fläche angeordneten Komposition kundgiebt.

Eine genaue Replik dieser Gruppe scheint sich im Museum zu Athen zu befinden, als 1886 auf der Akropolis von Mykenae gefunden. E. Bethe hat sie im Jahrb. d. arch. Inst. V, 1890, S. 27, Nr. 16 beschrieben, doch ohne die Bedeutung der Figur und ohne vor allem die Sterne zu erkennen, die er nur als rote „Rosetten“ beschreibt.

So war denn also in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts den Künstlern noch völlig bewusst, dass die Pandemos eine allerleuchtende, eine strahlende Lichtgöttin ist; am Sternenhimmel lassen sie sie einherziehen. Während in der alten Literatur nur die Deutungen der Pandemos zu finden sind, welche witzelnde, geistreiche Köpfe willkürlich sich aussannen, hat uns die Kunst treu bewahrt, was die wirkliche Religion, was Glaube und Kultus dem künstlerischen Gemüte boten, das auf sie zu lauschen gewohnt war. Der Fall ist typisch für so viele andere und verdient von jenen Philologen beherzigt zu werden, die noch immer die selbständige Bedeutung verkennen, die dem stummen Bildwerke neben dem geschriebenen Worte der Alten zukommt. Auch Erwin Rohde, um ein Beispiel zu nennen, hätte wesentliche Irrtümer seiner „Psyche“ durch richtige Benutzung jener zweiten selbständigen Quelle vermeiden können.

Indess diese Terrakotta-Komposition, obwohl bei weitem das deutlichste sicherste und früheste Zeugniss für die Lichtbedeutung der Pandemos ist doch nicht das einzige. Vielleicht trug auch die Statue des Skopas in Elis ein Strahlendiadem; denn auf der von Weil publizierten elischen Münze, auf der er zuerst die Nachbildung jener Statue nachwies, stehen Spitzen vom Kopfe empor — die Oxydation macht die Einzelheiten undeutlich —, die er als „Diadem oder schleifenartigen Kopfschmuck“ bezeichnete,[1]) die aber sehr wohl Strahlen sein könnten. Ferner darf das bei der auf dem Bocke (oder der Ziege) sitzenden Pandemos konstante Motiv des den Hinterkopf

[1]) Die Haarschleife, die Böhm (Jahrb. d. Inst. 1889, S. 214) darin sehen und zur Datierung verwenden wollte, ist es sicher nicht.

verhüllenden und zumeist von der Rechten gefassten und mehr oder weniger bogenförmig ausgebreiteten und geblähten Mantels als deutlicher Beweis dafür angeführt werden, dass die Künstler diese Göttin als ein himmlisches Licht- und Luftwesen ansahen: denn jene Art des Mantels ist typisch bei den weiblichen Licht- und Luftgottheiten und ist besonders bekannt von Selene;[1]) in älterer Zeit ist das Motiv einfacher und schlichter, späterhin mehr regelrecht bogenförmig gewölbt; es scheint eine leicht verständliche, anfangs nur dem Gefühl, später mehr bewusster Reflexion entsprungene Symbolik des Himmelsgewölbes zu Grunde zu liegen.

Besonders deutlich aber ist die Göttin als Lichtwesen charakterisiert auf einer hellenistischer Zeit angehörigen Komposition, die auf einigen Kameen erhalten ist:[2]) hier trägt die von Eros begleitete, auf dem Bocke (oder der Ziege) reitende Pandemos eine Fackel in der Linken, während die Rechte wieder in den bogenförmigen Schleier greift. Ferner ist interessant, dass das Tier hier nicht durch die Luft, sondern über das Wasser hin eilt.

Eine besondere Merkwürdigkeit unserer Terrakotta bilden die zwei Zicklein, die neben dem Bocke oder der Ziege in gleicher Bewegung einherspringen. Indess auch dies ist ein typischer Zug. Er findet sich noch an den folgenden Darstellungen der Aphrodite Pandemos: zunächst auf der attischen Hydria in Berlin Nr. 2635 (Jahrbuch d. archäol. Instituts 1889, S. 208), welche derselben Epoche angehört wie unsere Terrakotta. Unter dem springenden Tiere, das die Göttin trägt und das hier ganz deutlich eine Ziege ist und kein Bock,[3]) eilen

---

[1]) Vgl. W. H. Roscher, Selene und Verwandtes, 1890, S. 26 f.; ders., im Lexikon d. Mythol. II, 3133 f.

[2]) Kameo in Neapel, von zweifellosester Aechtheit, aus der alten mediceischen Sammlung, in meinen Antiken Gemmen Taf. 57, 22; genaue Replik, fragmentiert, im Britisch Museum, catal. of engraved gems pl. G, no. 809. Der Karneol in Paris Mariette I, 23 ist modern (vgl. Stephani, Compte rendu 1889, S. 85).

[3]) Es sind auch Zitzen an dem Euter angegeben. In meinem Vasenkataloge habe ich das Tier noch als Bock bezeichnet (ebenso Böhm u. A.).

zwei Zicklein hin. Ferner zeigt dasselbe Motiv die schöne Spiegelkapsel von griechischer, wahrscheinlich korinthischer Arbeit des vierten Jahrhunderts vor Chr., die sich im Louvre befindet;[1]) auch hier laufen zwei Zicklein mit, das eine vorne, das andere hinten; die Geschlechtsteile des Reittieres sind hier durch das Gewand der Göttin bedeckt; sie trägt hier auch den Chiton; die Rechte fasst wie gewöhnlich in den wehenden Mantel. Von roher und geringer Kunst, aber durch den Fundort Athen und durch die Bestimmung als Exvoto interessant ist ein auf einer runden zum Einzapfen eingerichteten Scheibe von Marmor befindliches Relief im Louvre,[2]) das wieder die vollbekleidete Göttin auf dem Bock oder der Ziege darstellt, begleitet von zwei Zicklein. So roh das Denkmal ist, so erkennt man doch eine besonders nahe Uebereinstimmung mit dem durch die Münzen wiedergegebenen Typus der Statue des Skopas. Da dies Votivbild dem athenischen Kulte der Pandemos entstammt, so dürfen wir daraus schliessen, dass das Kultbild in Athen der skopasischen Statue sehr ähnlich sah; das fragmentierte oben S. 592 genannte athenische Votivrelief stimmt ebenfalls hiezu. Das Motiv der zwei Zicklein scheint allerdings nicht für die monumentale statuarische Wiedergabe geeignet; doch ist die Vermutung von Collignon[3]) zu überlegen, ob nicht die kleinen Tiere von Skopas als Stütze unter dem emporspringenden grossen verwendet sein konnten. Dass aber das ganze Motiv etwa nur diesem vermuteten technischen Grunde entsprungen sei und weiter keine Bedeutung habe, wie Collignon annimmt, ist gewiss nicht richtig. Es muss vielmehr einer bestimmten im Kultus der Pandemos giltigen Vorstellung entstammen. Wir finden es ferner noch auf einem Denkmal des Kultus, einem

ward aber später auf den Sachverhalt aufmerksam gemacht, der indess schon von Fröhner, catal. Castellani, vente à Rome 1884, no. 68 richtig angegeben worden ist.

[1]) Monuments et mémoires, fondation Piot, vol. I, 1894, pl. 20; p. 143 ff. (Collignon). Der Spiegel soll in Praeneste gefunden sein, ist aber zweifellos griechischer Arbeit.

[2]) Ebenda S. 148 abgebildet. [3]) Ebenda S. 146.

Votivrelief aus der Gegend von Sparta, das später hellenistischer oder römischer Epoche angehört:[1] die voll bekleidete reitende Göttin ist nicht nur von zwei Eroten,[2] sondern auch von wenigstens einem Zicklein begleitet. Endlich sehen wir die verhüllte Göttin mit den zwei Zicklein auch auf einer in Südrussland gefundenen Terrakottaplatte,[3] die ebenfalls religiöser Kunst angehört: es ist ein oben abgerundeter Votiv-Pinax, zum Aufhängen bestimmt; die Göttin ist hier besonders feierlich und ruhig; ausser den Zicklein begleiten sie Eros und eine Taube.

Die Zicklein sprechen entschieden dafür, dass das Reittier, auch da wo das Geschlecht nicht sicher angedeutet erscheint, weiblich gemeint ist.

Was aber bedeutet diese Ziege mit ihren zwei Zicklein, die als Reittier der Aphrodite am gestirnten Himmel einherzieht? Es kann offenbar nicht zweifelhaft sein,[4] diese Ziege ist eine himmlische: sie ist die *οὐρανία αἴξ*, die mit ihren Zicklein, den zwei *ἔριφοι* am Sternenhimmel steht. Der helle Stern auf der linken Schulter des Fuhrmanns, des *ἡνίοχος*, hiess *αἴξ*, und die zwei kleineren Sterne an der linken Hand desselben waren die *ἔριφοι*. Fuhrmann und Ziege waren unabhängig von einander entstandene Benennungen, die erst später in jener Weise kombiniert wurden; während der Name *ἡνίοχος* wahrscheinlich aus der Gestalt des ganzen Sternbildes genommen ist, bedeutete der dem grössten seiner Sterne anhaftende Name *αἴξ* vielleicht ursprünglich nur den „Stürmer“, den Sturmstern;[5] denn sein Aufgang bedeutete nach alter

---

[1] Milchhöfer-Dressel in Athen. Mittheil. II, S. 420, Nr. 261. Der Marmor schien mir einheimischer zu sein.

[2] Der eine Eros in kühner Bewegung vom Rücken gesehen, herabstürzend. Die Leiter rechts daneben ist ganz dunkler Bedeutung.

[3] Stephani, Compte rendu de la comm. imp. 1859, pl. 4, 1; p. 126.

[4] Wie schon O. Rossbach, griech. Antiken des Museums in Breslau, 1889, S. 32 f. für einige der genannten Denkmäler erkannt hat.

[5] So Buttmann, über die Entstehung der Sternbilder auf der griechischen Sphäre in den Abhandl. d. Berliner Akademie 1826, S. 37 ff.

Wetterregel Sturm; vielleicht ist es einer der alten Tiernamen, die auch für einzelne Sterne vorkommen;[1] in jedem Falle wurde das Wort als Tiername „Ziege" verstanden und dann später diese mit der in der Mythologie wichtigsten Ziege identifiziert, die das Zeuskind auf Kreta genährt hatte; diese himmlische Ziege ward nun als Tochter des Helios bezeichnet; indem man weiter die *αἰγὶς* des Zeus aus ihr zu erklären suchte, machte man sie zu einem schrecklichen Wesen, das Zeus tödtete. Schon in Musaios Theogonie war die Sage von dieser Stern-Ziege erzählt,[2] und Epimenides benutzte den Musaios.[3] Zu der Ziege fanden sich leicht auch die Böckchen am Himmel in jenen zwei kleineren Sternen; sie sollten in des Kleostratos (ins sechste Jahrhundert gehörigen) astronomischem Gedicht zuerst erwähnt worden sein,[4] waren aber wahrscheinlich auch viel älter.

Dass man nun, wie die besprochenen Denkmäler lehren, wenigstens seit dem Ende des fünften und besonders während des vierten Jahrhunderts die Aphrodite als Licht- und Sterngöttin gerade auf dem von den *ἔριφοι* begleiteten Sterne *αἴξ* reiten liess, hat ohne Zweifel hauptsächlich[5] darin seinen Grund, dass die Ziege wie der Bock ein der Aphrodite ohnedies heiliges und ihr als Opfer genehmes Tier war; und gerade der Pandemos wurden in Athen weisse Ziegen geschlachtet und auf Kos war das Opfer der Pandemos ein weibliches Zicklein. Da es nun ein alter weitverbreiteter Typus der Kunst ist, die Gottheiten auf den ihnen heiligen Tieren reitend darzustellen, dürfen wir diesen auch bei jener Darstellung der

---

[1] Dies pflegt man in neuerer Zeit anzunehmen.

[2] Eratosth. catast. 13 p. 100 ff. Robert. Vgl. dazu Rehm, mythograph. Untersuchungen über griechische Sternsagen, München, 1896, S. 14 f.

[3] Vgl. Rehm a. a. O. 45.

[4] Hygin 2, 13; vgl. Robert. Eratosth. catast. reliquiae p. 224. 226.

[5] Mitgewirkt mag haben, dass die *οὐρανία αἴξ* als besonders glückverheissend galt (Suidas s. v. *αἴξ οὐρανία*; Photius lex. p. 361, 5; vgl. Kratinos frg. 21, Meineke II, p. 160) und Aphrodite ja spezielle Glücksgöttin ist.

Aphrodite zu Grunde liegend denken. Doch die Identifikation der Aphrodite als Reittier dienenden Ziege mit dem Sterne *αἴξ* konnte natürlich nur stattfinden, wenn die Göttin als himmlische Lichtspenderin galt wie die „allerleuchtende“ Pandemos.

Pausanias bezeichnet als Reittier der Pandemos des Skopas indess nicht die Ziege, sondern den Bock (*τράγος*). Allein bei nur etwas Unachtsamkeit war darin gar leicht ein Irrtum möglich, besonders da das Gewand um die Füsse der Göttin die für das Geschlecht charakteristischen Teile des Tieres grossenteils verdeckt haben wird. Auch hat vielleicht der Name *ἐπιτραγία*, den die Göttin in einem attischen Kulte führte,[1]) dazu beigetragen, so wie er es unter den Neueren wenigstens veranlasst hat, dass die Pandemos auf der Ziege gewöhnlich als *ἐπιτραγία* auf dem Bocke bezeichnet ward. Die *ἐπιτραγία* kann sehr wohl auf einem Bocke reitend dargestellt worden sein — obwohl der Name eigentlich nur die Bocksgöttin, die geile bedeutet[2]) — allein die von uns besprochenen erhaltenen Darstellungen beziehen sich offenbar alle auf die Pandemos auf der himmlischen Ziege.

Von diesen Bildwerken ist aber, wie die Kopieen auf den Münzen beweisen, die Pandemos des Skopas nicht zu trennen: denn der jener auf dem Sterne *αἴξ* reitenden Lichtgöttin Pandemos besonders charakteristische Zug, das über den Hinterkopf gezogene bauschende Gewand war der Pandemos des Skopas ebenso eigen wie jenen erhaltenen Denkmälern; auch der heftige Lauf des Tieres ist den meisten der letzteren ebenso

[1]) Nach der Inschrift eines Theatersessels CIA. III, 335. Aus der Legende bei Plut. Thes. 18 ist wohl zu schliessen, dass das gewöhnliche Opfertier auch dieser Göttin indess die Ziege, nicht der Bock war. Die Legende ist natürlich rein ätiologisch erfunden, um den Kultnamen zu erklären. Die richtige Deutung des Namens giebt Böhm im Jahrb. d. Inst. 1889, S. 210. Dass die *ἐπιτραγία* mit der Pandemos identisch gewesen sei, wie gewöhnlich angenommen wird, ist weder irgendwo überliefert noch irgend wahrscheinlich.

[2]) Vgl. Böhm a. a. O.

wie jener skopasischen Statue eigentümlich, und wir bemerkten oben (S. 598), dass gerade ein Votivrelief der attischen Pandemos diese der elischen Statue überaus ähnlich darstellt. Sind diese Werke unzertrennlich, so folgt daraus aber mit grösster Wahrscheinlichkeit, dass auch das Tier der elischen Pandemos die Ziege, nicht der Bock war.

Im späteren Altertum scheint man die Göttin auf der himmlischen Ziege auch als Selene aufgefasst zu haben (Hesych. s. v. *οὐρανία αἴξ . . . . κατ' ἐνίους ἡ Σελήνη τῇ αἰγὶ ἐποχεῖται· ταύτῃ δὲ τὰ γέραια ηὔχετο* . . .): die Frauen beteten zu ihr als Liebesgöttin;[1] Mondgöttin und Aphrodite sind hier verschmolzen, wovon es ja auch sonst Spuren giebt (vgl. Plut. Amat. 19; die kyprische mannweibliche Aphrodite erklärte Philochoros für Selene, frg. 15 Müll., Macrob., sat. 3, 8). Auf dem oben S. 599 erwähnten spartanischen Relief glaubten die Beschreiber den Rest einer Mondsichel auf dem Kopfe der auf der *οὐρανία αἴξ* reitenden Göttin zu erkennen; und bei der auffallenden Scheibenform des Pariser Reliefs aus Athen (oben S. 598) möchte man fast an eine Anspielung auf die Mondscheibe denken. Dass aber die herrschende Vorstellung bei unseren Denkmälern doch sicher die der Aphrodite ist, geht insbesondere aus dem häufig hinzugefügten Eros hervor. Auch die Strahlen, welche die Göttin auf unserer Terrakotta Fig. 10 hat, sind Strahlen, wie sie Helios und den Sternen, aber nicht der Selene zukommen, deren mildes Licht durch eine Scheibe oder Mondsichel, nicht durch Strahlen angedeutet wird.[2]

---

[1] Vgl. W. H. Roscher, Selene und Verwandtes S. 43. 105. Roscher's Lexikon d. Mythol. II. 3157 f. 3176 f.

[2] Vgl. die richtigen Bemerkungen von Rubensohn in Athen. Mittheil. 1895, S. 361. Auch auf dem von Savignoni kürzlich im Journ. of hellen. studies XIX, 1899, pl. 10 publizierten attischen Krater trägt Selene nur ein Diadem mit emporstehenden Spitzen, das auch sonst vorkommt, und keineswegs den Strahlenkranz. — Bei Aphrodite ist der Strahlenkranz sonst bis jetzt nicht nachgewiesen worden; denn die Münze Müller-Wieseler, Denkm. a. Kunst II³, 255 b, S. 189 ist eine ganz zweifel-

Hier ist der Ort auch eines Denkmals zu erwähnen, auf dem man Selene erkannt hat, wo ich lieber Aphrodite Pandemos dafür einsetzen möchte. Es ist das schöne Relief einer korinthischen Spiegelkapsel [1]) des vierten Jahrhunderts und zwar wohl der ersten Hälfte desselben, also ein Denkmal gleicher Art und Epoche wie die oben S. 598 besprochene Spiegelkapsel mit der Pandemos auf der Ziege. Hier wird eine vollbekleidete Göttin, die wieder den Mantel über den Hinterkopf gezogen hat *ἐν κοτύλῃ* getragen vom bocksbeinigen Pan; ein grosser Stern hinter dem Haupte der Göttin deutet auf ihre Lichtnatur und ist zugleich der Deutung auf die Mondgöttin ungünstig; [2]) dagegen alles zu Aphrodite passt, nicht zum wenigsten auch der voranschwebende Eros mit der Fackel. Man hat an die Sage von der Liebe des Pan zu Selene gedacht, die aber erst von Nikander aus dem Dunkel lokaler Existenz hervorgezogen zu sein scheint; solche abgelegene Lokalsagen pflegen aber erfahrungsgemäss auf jener Denkmälerklasse nicht zu erscheinen. Auch ist der Typus des Tragens der Göttin auf dem Rücken durchaus nicht für den Ausdruck eines Liebesverhältnisses geeignet. Ich vermute auch hier Aphrodite Pandemos; die Stelle der *αἴξ*, der Ziege als

---

hafte Aphrodite, und die von Stephani, Nimbus u. Strahlenkranz S. 54 genannten etruskischen Spiegel Gerhard, etr. Sp. 59, 3. 4. zeigen in elendester Ausführung eine ganz unbestimmte Figur.

[1]) Archäol. Zeitung 1873, Taf. 7, 1; S. 73 (Dilthey); Fröhner, bronzes ant. de la coll. Gréau 1885, p. 121, fig. 604; Roscher, Selene u. Verwandtes Taf. 1, 1; S. 4; ders., Nachträge zu meinem Buche über Selene, Wurzener Programm 1894/5 S. 2; Roscher's Lexikon d. Mythol. II, 3122; Preller-Robert, griech. Mythol. I, 455, Anm. 2.

[2]) Dies wird mit Recht auch von O. Rossbach, griech. Antiken in Breslau S. 34 betont; doch ist sein Gedanke, Pan vertrete hier den Capricornus, nicht glücklich; Eratosthenes catast. 27 vergleicht, offenbar von dem ähnlichen Namen ausgehend, die Gestalt des *Αἰγόκερως* mit der des *Αἰγίπαν*, indem auch bei jenem der Unterteil tierisch sei und auch er auf dem Kopfe Hörner trage; dass aber die Gestalt des *Αἰγόκερως* eine von der des Pan völlig verschiedene war, ist aus den Darstellungen bekannt.

Reittier vertritt der ziegenbeinige Pan (*αἰγιπόδης*) als Diener Aphrodites, der wohl hier auch als Lichtgott gefasst ist, Pan der *χρυσόκερως* (Kratinos frg. 22, Meineke II, 182); vielleicht ist gar auch eine Anspielung auf das Pan- in Pandemos beabsichtigt.

Eine offenbare Verwandtschaft und innige Beziehung aber verbindet die Darstellungen der Aphrodite, welche die Ziege, und diejenigen derselben Göttin, welche sie den Widder[1]) oder den Schwan als Reittier benutzen lassen. Hier wie dort geht der Ritt der Göttin teils durch die Luft teils über das Wasser dahin, und seit dem Ende des fünften Jahrhunderts findet sich hier wie dort das Motiv des bogenförmig sich blähenden Mantels hinter dem Kopfe; endlich erscheinen seit jener Epoche auch hier wie dort deutliche Anzeichen, dass die Göttin als Licht- und Sterngöttin gedacht ist. Eine getriebene Kupferplatte in Paris, die hellenistischer Zeit zugeschrieben wird,[2]) zeigt die Göttin halbnackt, in der Rechten einen Spiegel, neben sich die Taube, also ohne Zweifel Aphrodite, auf dem Widder, umgeben von sieben Sternen. Das Relief einer römischen Lampe[3]) stellt die Göttin mit der Fackel in der Hand, mit Strahlenkranz und Bogengewand auf dem eilenden Widder dar. Auf Denkmälern des strengen Stiles reitet die Göttin auf dem Widder über das Wasser oder sie hält sich schwebend an dem eilenden Tiere.[4]) Ebenso

[1]) Vgl. Bethe im Jahrb. d. Inst., arch. Anzeig. 1890, S. 27 f. Hinzuzufügen ist namentlich der etruskische Spiegel Fröhner, bronzes ant. de la coll. Gréau, 1885, no. 575, p. 114, wo die Göttin auf dem Widder durch das Wasser reitet, das Gewand bogenförmig über dem Kopfe emporziehend. Der Spiegel geht auf ein Vorbild des freien Stiles des fünften Jahrhunderts v. Chr. zurück.

[2]) Archäol. Zeitg. 1862, Taf. 166, 4; S. 304 (Gerhard). Babelon et Blanchet, catalogue des bronzes au cabinet des médailles no. 259. Vgl. Kalkmann im Jahr. d. arch. Instit. I, 1886, S. 246, Anm. 98.

[3]) Archäol. Zeitg. 1850, Taf. 15, 2; Roscher, Selene und Verwandtes Taf. 2, 3; Roscher's Lexikon d. Mythol. II, 3140.

[4]) Sog. melische Reliefs strengen Stiles, über die zuletzt Bethe im Jahrb. d. arch. Inst., arch. Anzeiger V, 1890, S. 27 gehandelt hat. Auch

reitet sie auf dem Schwane über das Wasser schon in strengerer Kunst.[1]) Auf einem schönen attischen Vasenbilde vom Ende des fünften Jahrhunderts geht der Flug des Schwanes über das Wasser hin, und die Göttin, der Eros voranschwebt, hält das als grosser runder Bogen hinter ihr bauschende Gewand, und dies an das Himmelsgewölbe erinnernde Gewand ist mit goldenen Punkten besät, die Sterne bedeuten, und oben am Himmel stehen gleiche goldene Sterne, die sich unten im Wasser spiegeln.[2]) Auf einem Relief aus Südrussland wird die Göttin auf dem Schwane durch beigefügte Inschrift als Aphrodite Urania bezeichnet.[3]) Es ist Aphrodite die Herrin des Himmels und der Sterne.

Nach der bei der Ziege gemachten Erfahrung werden wir es als sehr wahrscheinlich bezeichnen, dass die Künstler wenigstens seit Ende des fünften Jahrhunderts auch bei Schwan und Widder an die Sternbilder gleichen Namens gedacht haben, und dass die himmlische Göttin Aphrodite in jenen Bildern auf Sternen reitend gedacht ist, die aus dem Okeanos aufsteigen oder am Himmel einherziehen.[4])

Es gesellt sich aber noch ein weiteres Reittier gleichen Sinnes zu den genannten: das Pferd. Ein schöner Klapp-

---

das von Rossbach, griech. Antiken in Breslau Taf. 1, 1 publizierte Stück gehört hierher: denn der Pferdehals und Kopf ist, was Rossbach nicht bemerkt hat, angesetzt und nicht zugehörig: das Tier ist der Widder. Etwas strengen Stiles sind auch noch die cyprischen Münzen bei Luynes, numism. et inscr. cypr. pl. 5, 3; 6, 5: p. 28, die eine gewandete Frau neben dem eilenden Widder, den sie mit der Rechten umhalst, in schwebender Stellung zeigt. Die Deutung auf Aphrodite ist die einzig wahrscheinliche.

[1]) Auf sog. melischen Reliefs strengeren Stiles (Schöne, griech. Reliefs Taf. 32, 130).

[2]) So nach der wohl richtigen Auffassung von Kalkmann im Jahrb. d. Inst. I, 1886, S. 241.

[3]) Stephani, Compte rendu 1877, S. 246.

[4]) Auf Münzen der Kaiserzeit von Aphrodisias reitet Aphrodite, halbbekleidet, mit bogenförmigem Gewand, auch auf dem Sternbild des Capricornus, dem Ziegenbock mit Drachenschwanz, s. Imhoof-Blumer, griech. Münzen Taf. 9, 28: vgl. Berl. Numismat. Zeitschr. 1895, S. 130.

spiegel aus Eretria, der noch in die Epoche gegen Ende des fünften Jahrhunderts gehört,[1]) zeigt auf der einen Seite Aphrodite mit dem wehenden Schleier auf dem Schwane reitend, auf der anderen Seite eine in der Tracht und ihrem ganzen Aeusseren jener völlig gleiche Göttin, die auf einem Rosse über das Wasser hin reitet, das durch Wellen und einen Delphin angedeutet ist; auch ihr wallt der Mantel vom Hinterhaupte herab; es ist offenbar, dass beidemale dieselbe Göttin gemeint ist. Auch eine andere etwas jüngere Spiegelkapsel[2]) zeigt Aphrodite zu Ross; auch litterarisch ist Aphrodite *ἔφιππος* bezeugt.[3]) Es scheint mir nach jenem Relief von Eretria, wo das Bild als Gegenstück zur Schwanenreiterin erscheint und der Ritt über das Wasser hin geht, sehr wahrscheinlich, dass das Pferd das Sternbild *ἵππος* ist, das bekanntlich erst in späterer Zeit durch Uebertragung der Pegasossage Pegasos genannt ward, vorher aber ein einfaches Pferd war. Auch hier berührt sich indess die Bildung der himmlischen Aphrodite mit der der Selene; denn auch diese ward als Reiterin zu Ross gebildet.

Von diesen Typen nun sind am ältesten und weitesten verbreitet diejenigen der Aphrodite auf dem Widder und auf dem Schwane. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass diese Tiere von Anfang an schon die gleichnamigen Sternbilder bedeuteten. L. v. Schröder hat in seinen ergebnisreichen Untersuchungen über die Wurzeln des Begriffs der griechischen Aphrodite[4]) gezeigt, dass die Verbindung der Göttin mit Schwan und Widder auf uralte Vorstellungen zurückgeht, indem die indischen Apsaras, welche diejenige Dämonenklasse vertreten, aus der einst

[1]) *Ἐφημερὶς ἀρχαιολ.* 1893, Taf. 15; S. 214 (Mylonas).

[2]) Bull. d. Inst. 1870, S. 36.

[3]) Schol. Ven. Il. B 820; Serv. Verg. Aen. 1, 720; die von Stephani, Compte rendu 1867, S. 48 Anm. angeführte Stelle. Aeneas soll seine Mutter als *ἔφιππος* verehrt haben. Bei Sophokles Oed. Col. 693 heisst Aphrodite *χρυσάνιος*.

[4]) L. v. Schröder, griech. Götter u. Heroen, 1. Heft, Aphrodite, Eros u. Hephästos, 1887, S. 1 ff.

Aphrodite sich individualisiert haben muss, sowol in Schwanengestalt wie als Schaf (mit zwei jungen Widdern) erscheinen: Bock und Ziege aber sind wahrscheinlich nur alte Varianten vom Schaf, wie auf Bock oder Geis reitende germanische Elbinnen vermuten lassen.[1])

Die Verbindungen der Aphrodite mit jenen Tieren entstammen ursprünglich offenbar dem Begriffe einer mächtigen am Himmel waltenden Göttin, und die Tiere sind dämonische Gestaltungen der am Himmel ziehenden Wolken.

Als die Aphrodite der Griechen dann von diesen mit der Astarte der Phöniker, der Himmelsgöttin, der „Astarte des erhabenen Himmels“[2]) identificiert ward, drang der Einfluss dieser vornehmlich in den Sternen waltenden Göttin ein. Und diesem Einfluss ist es vermutlich zuzuschreiben, wenn jene alten Wolkentiere, auf denen Aphrodite am Himmel einherzog, zu Sternen umgedeutet wurden.[3]) Die in dem Namen Pandemos gefestigte alte Vorstellung der Himmels- und Lichtgöttin aber eignete sich ganz besonders den Typus des auf Sternen Einherreitens an. Pandemos und Urania waren sachlich nicht verschieden.

---

[1]) Vgl. ebenda S. 49.

[2]) Wie sie in der Grabinschrift des Eschmunʿazar heisst, vgl. Ed. Meyer in Roscher's Lexikon d. Mythol. I, S. 652. 2872. Auch die von den Griechen mit ihrer Urania identifizierte persische Anaitis ist Sterngöttin; sie erscheint von einem grossen Strahlenkranze umgeben auf einem griechisch-persischen Cylinder des vierten Jahrhunderts (bei Stephani, Compte rendu 1882/83, pl. 5, 3; in meinen Antiken Gemmen Bd. III, S. 120).

[3]) Vielleicht ging diese Umdeutung speziell von Korinth aus, wo der Einfluss der phönikischen Himmelsgöttin besonders stark gewesen zu sein scheint. Zu beachten ist, dass die wahrscheinlich korinthischen Spiegelkapselreliefs für die Typen der auf Sternen reitenden Göttin ein Hauptmaterial liefern; auch unsere Terrakotta Fig. 10 könnte nach Technik und Stil am ehesten in Korinth gefertigt sein; dazu würde der Fundort des einen wie des anderen Exemplares (Theben und Mykenä) sehr wohl passen.



Verzeichniss der eingelaufenen Druckschriften

Juli bis Dezember 1899.

Die verehrlichen Gesellschaften und Institute, mit welchen unsere Akademie in Tauschverkehr steht, werden gebeten, nachstehendes Verzeichniss zugleich als Empfangsbestätigung zu betrachten.

Von folgenden Gesellschaften und Instituten:

Geschichtsverein in Aachen:

Zeitschrift. Band XXI. 1899. 8⁰.

Observatory in Adelaide:

Meteorological Observations. Year 1896. 1899. Fol.

Südslavische Akademie der Wissenschaften in Agram:

Ljetopis za godinu. 1898. 1899. 8⁰.
Rad. Vol. 138. 139. 1899. 8⁰.
Stari pisci hrvatski Tom. 21. 1899. 8⁰.
Zbornik. Band IV, Heft 1.

Kroatisch.-slavon.-dalmatinisches Landesarchiv in Agram:

Vjestnik. Band I, Heft 3, 4. 1899. 4⁰.

University of the State of New-York in Albany:

New-York State Museum. 49th Annual Report. 1895. Vol. 2. 1898. 4⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

Verhandelingen. Afd. Natuurkunde I. Sectie, Deel VI, No. 6, 7; II. Sectie, Deel VI. No. 3–8. 1898–99. 4⁰.
Zittingsverslagen. Afd. Natuurkunde. Jaar 1898/99, Deel VII. 1899. gr. 8⁰.
Jaarboek voor 1898. 1899. gr. 8⁰.
Prijsvers Patris ad filium. 1899. 8⁰.

Peabody Institute in Baltimore:

32ᵈ annual Report. June 1. 1889. 8⁰.

Johns Hopkins University in Baltimore:

Studies in historical and political Science. Series XVI, No. 10–12; Series XVII, No. 1–5. 1898/99. 8⁰.
Circulars. Vol. XVIII, No. 141. 1899. 4⁰.
American Journal of Mathematics. Vol. 20, No. 4; Vol. 21, No. 1. 2. 1898/99. 4⁰.
The American Journal of Philology. Vol. 19, No. 2–4. 1898⁰.
American Chemical Journal. Vol. 20, No. 8–10; Vol. 21, No. 1–5. 1898/99. 8⁰.

Memoirs from the Biological Laboratory. Vol. IV, 3. 1899. 4⁰.
Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. IX, No. 93—97.
The Johns Hopkins Hospital Reports. Vol. VII, No. 4. 1898. 4.

Historischer Verein in Bamberg:

59. Bericht f. d. J. 1898. 1899. 8⁰.

Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Tijdschrift. Band 41, 1—6. 1899. 8⁰.
Notulen. Deel 36, afl. 4; Deel 37, afl. 3. 1898/99. 8⁰.
Dagh-Register int Casteel Batavia. Anno 1631—34. 1898. 4⁰.

Kgl. natuurkundige Vereeniging en Nederlandsch Indië zu Batavia:

Natuurkundig Tijdschrift. Deel 58. 1898. 8⁰.

K. Serbische Akademie in Belgrad:

Spomenik. No. XXXIV. 1898. Fol.
Godischnijak. XII, 1898. 1899. 8⁰.
Ragusa und das osmanische Reich von Lujo Knez Vojnović. 1. Buch. 1898. 8⁰. (In serb. Sprache.)

Museum in Bergen (Norwegen):

G. O. Sars. An account of the Crustacea of Norway. 1899. 4⁰.
Afhandlinger og Aarsberetning 1899. 8⁰.

K. preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Sitzungsberichte. 1899. No. XXIII—XXXVIII. 4⁰.
Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. Band XXV. 1899. 4⁰.

K. geolog. Landesanstalt und Bergakademie in Berlin:

Abhandlungen. Neue Folge. Heft 25 u. 29 in 8⁰; Atlas zu Heft 25 in Fol. 1898/1899.

Archäologische Gesellschaft in Berlin:

59. Programm zum Winckelmannsfeste. 1899. 4⁰.

Deutsche chemische Gesellschaft in Berlin:

Berichte. 32. Jahrg., No. 11—18. 1899. 8⁰.

Deutsche geologische Gesellschaft in Berlin:

Zeitschrift. Band 51, Heft 1. 2. 1899. 8⁰.

Physikalische Gesellschaft in Berlin:

Verhandlungen. Jahrg. I, No. 9—14. 1899. 4⁰.

Physiologische Gesellschaft in Berlin:

Centralblatt für Physiologie 1899. Register zu Band XII. 8⁰.
Verhandlungen 1899. No. 13—16. 8⁰.

K. technische Hochschule in Berlin:

A. Riedler, Die Technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. 1899. 4⁰.
Chronik der kgl. technischen Hochschule zu Berlin 1799—1899. 1899. 4⁰.
E. Lampe, Die reine Mathematik in den Jahren 1884—1899. 1899. 8⁰.

Kaiserlich deutsches archäologisches Institut in Berlin:

Jahresbericht über d. Jahr 1898/99. 1899. 4⁰.
Jahrbuch. Band XIV, 2. 3. 1899. 4⁰.

K. preuss. meteorologisches Institut in Berlin:

Deutsches meteorologisches Jahrbuch für 1898. Freie Hansestadt Bremen. Ergebnisse der meteorolog. Beobachtungen i. J. 1898. Bremen 1899. 4⁰.

Bericht über d. Jahr 1898. 1899. 8⁰.
Ergebnisse der magnet. Beobachtungen in Potsdam i. J. 1898. 1899. 4⁰.

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik in Berlin:

Jahrbuch. Band XXVIII, Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preuss. Staaten in Berlin:

Gartenflora. Jahrg. 1899, No. 14—24; 1900, No. 1. 8⁰.

Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Band XII, 2. Leipzig 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift in Berlin:

Wochenschrift. Band XIV, Heft 7—12. 1899. Fol.

Zeitschrift für Instrumentenkunde in Berlin:

Zeitschrift. 19. Jahrg., Heft 7—12. 1899. 4⁰.

Schweizerische naturforschende Gesellschaft in Bern:

Verhandlungen 1897 u. 1898 nebst französischem Auszuge. 1898. 8⁰.

Historischer Verein in Bern:

Archiv. Band XV, Heft 3. 1899. 8⁰.

Gewerbeschule in Bistritz:

XXIII. Jahresbericht für 1887/98. 1898.
XXIV. Jahresbericht für 1898/99. 1899. 8⁰.

R. Deputazione di storia patria per le Provincie di Romagna in Bologna:

Atti e Memorie. Serie III. Vol. XV, Fasc. 4—6.
„ XVI, „ 1—6. 1898.
„ XVII, „ 1—3. 1899. 4⁰.

Niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn:

Sitzungsberichte 1899, 1. Hälfte. 8⁰.

Universität in Bonn:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4 u. 8⁰.

Naturhistorischer Verein der preussischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. 56. Jahrg., 1. Hälfte. 1899. 8⁰.

Société de géographie commerciale in Bordeaux:

Bulletin. 1899, No. 13—24. 8⁰.

American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Proceedings. Vol. XXXIV, No. 21—23.
„ XXXV, No. 1—3. 1899. 8⁰.

Public Library in Boston:

47th annual Report for 1899. 8⁰.

Boston Society of natural History in Boston:

Proceedings. Vol. 28, No. 13—16. 1899. 8⁰.
Memoirs. Vol. V, No. 4, 5. 1899. 4⁰.

Verein für Naturwissenschaft in Braunschweig:

11. Jahresbericht 1897/98 u. 1898/99. 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Bremen:

Abhandlungen. Band XVI, 2. 1899. 8⁰.

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

76. Jahresbericht. 1898. 1899. 8⁰.

Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens in Brünn:

Zeitschrift. 3. Jahrg., Heft 3, 4. 1899. 8⁰.

Académie Royale de médecine in Brüssel:

Mémoires couronnées. Tom. 15, Fasc. 4. 1899. 8⁰.
Bulletin. IV. Série. Tom. XIII, No. 6—10. 1899. 8⁰.

Académie Royale des sciences in Brüssel:

Mémoires Tom. 53. 1898. 4⁰.
Mémoires couronnées in 4⁰. Tom. 55 u. 56. 1898. 4⁰.
Mémoires couronnées in 8⁰. Tom. 48, Vol. 2; 55 et 57. 1898. 8⁰.
Tables générales des Mémoires. 1772—1897. 1898. 8⁰.
Bulletin. a) Classe des Lettres 1899, No. 6—10; b) Classe des Sciences 1899, No. 6—10. 8⁰.
Collection des Chroniques belges. a) Chartes de l'Abbaye de St. Martin de Tournai. Tome 1. b) Cartulaire de l'église St. Lambert de Liège. Tome 3. 1898. 8⁰.
Biographie nationale. Tome XIV, 2, XV, 1. 1897—98. 8⁰.
Inventaire des Cartulaires conservés en Belgique. 1897. 8⁰.
Commentario del Coronel Francisco Verdugo de la guerra de Frisa, publié par Henri Lonchay. 1897. 8⁰.
Edouard Poncelet, Le livre des fiefs de l'église de Liège. 1898. 8⁰.
Charles Duvivier, Actes et documents anciens intéressant la Belgique. 1898. 8⁰.

Société des Bollandistes in Brüssel:

Analecta Bollandiana. Tome 18, 3, 4. 1899. 8⁰.

Société belge de géologie in Brüssel:

Bulletin. Tome X, Fasc. 4. 1899. 8⁰.

Société Royale malacologique de Belgique in Brüssel:

Bulletin. 1899, p. XXXIII—XCVI.
Annales. Tome 32. 1897, 1899. 8⁰.

Observatoire Royale in Brüssel:

Bulletin mensuel de magnetisme terrestre. Januar—März, Mai—August 1899. 8⁰.

K. ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest:

Almanach. 1899. 8⁰.
Nyelvtudományi Közlemények. (Sprachwissenschaftl. Mittheilungen.) Band 28, Heft 3, 4. Band 29, Heft 1, 2. 1898—99. 8⁰.
Történettud. Értekezések. (Historische Abhandlungen.) Band 17, Heft 9, 10; Band 18, Heft 1—6. 1898—99. 8⁰.
Monumenta Comitiorum Hungariae. Vol. XI. 1899. 8⁰.
Monumenta Comitiorum Transylvaniae. Vol. XXI 1899. 8⁰.
Archaeologiai Értesitö. Neue Folge. Band 18, Heft 4, 5; Band 19, Heft 1, 2. 1898/99. 4⁰.
Tarsadalmi Értekezések. (Staatswissensch. Abhandlungen.) Band 12, Heft 3. 1899. 8⁰.
Nyelvtudomán. Értekezések. (Sprachwissenschaftl. Abhandlungen.) Band 17, Heft 1, 2. 1898—99. 8⁰.
Monumenta Hungariae historica. Sectio I, Vol. 30. 1899. 8⁰.

Mathematikai Ertesitö. (Mathemat. Anzeiger.) Band 16, Heft 3–5; Band 17, Heft 1, 2. 1898/99. 8⁰.
Mathematikai Közlemenyek. (Mathem. Mittheilungen.) Band 27, Heft 3. 1899. 8⁰.
Mathematische und naturwissensch. Berichte aus Ungarn. Band 15. 1899. 8⁰.
Rapport. 1898. 1899. 8⁰.
Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Birós. 1899. 4⁰.

Museo nacional in Buenos Aires:

Comunicaciones. Tomo I, No. 3, 4. 1899. 8⁰.
Anales. Tomo VI. 1899. 8⁰.

Botanischer Garten in Buitenzorg (Java):

E. de Wildeman, Prodrome de la Flore Algologique des Indes Néerlandaises. Batavia 1899. 8⁰.
Mededeelingen. No. XXXI—XXXV. Batavia 1899. 4⁰.
Verslag over het jaar 1898. Batavia 1899. gr. 8⁰.
Bulletin No. I, II. 1898. 4⁰.

Academia Romana in Bukarest:

Publicatiunila. I—IV. 1899. 4⁰.
Publicatiunila. Octobre. 1899. 8⁰.
Analele. Ser. II. Tome 20. 1897/98 in 3 Voll. 1899. 4⁰.
Tome 21. Partea administrativa. 1899. 4⁰.
D. Brandza, Flora Dobrogei. 1898. 8⁰.
Sim. Fl. Marian Sĕrbătorile la Românĭ. 2 Voll. 1898. 8⁰.
Basarabia in sec. XIX. de Zamfir C. Arbure. 1899. 8⁰.

Meteorological Department of the Government of India in Calcutta:

Monthly Weather Review 1899. February—July and Annual Summary 1898. 1899. Fol.
Indian Meteorological Memoirs. Vol. VI, part 5; Vol. X, part 3, 4; Vol. XI, part 1. Simla 1899. Fol.
Report on the Administration. 1898/99. Fol.
Memorandum on the snowfall of 1899. Simla 1899. Fol.

Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. New Ser., No. 931—948, 951—955. 1898—99 in 4⁰ und 8⁰.
Journal. No. 377—379, 381 and Extra-Number 1. 1899. 8⁰.
Proceedings. No. IV—VII (April—July). 1899. 8⁰.
Catalogue of printed Books and Manuscripts in Sanskrit in the Library of the Asiatic Society of Bengal. Fasc. I. 1899. 4.

Geological Survey of India in Calcutta:

General-Raport 1898—99. 1899. 4⁰.

Museum of comparative Zoology at Harvard College in Cambridge, Mass:

Bulletin. Band 32, No. 10; Band 33, 34; Band 35, No. 1—7. 1899. 8⁰.
Annual Report for 1898—99. 1899. 8⁰.

Astronomical Observatory of Harvard College in Cambridge, Mass.:

Annals. Vol. 23, part. 2. 1899. 8⁰.

Philosophical Society in Cambridge:

Proceedings. Vol. X, part 3. 1899. 8⁰.

Accademia Gioenia di scienze naturali in Catania:

Bullettino mensile. Nuova Ser., Fasc. 59, Aprile 1899. 8⁰.

Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg:

Die Thätigkeit der physikalisch-technischen Reichsanstalt i. J. 1898. Berlin 1899. 4⁰.

K. sächsisches meteorologisches Institut in Chemnitz:

Jahrbuch 1896. Jahrg. XIV, Abth. III; 1897, Jahrg. XV, Abth. I, II. 1898/99. 4⁰.

Academy of sciences in Chicago:

40th annual Report for the year 1897. 1898. 8⁰.
Bulletin. No. 2. 1897. 8⁰.

Field Columbian Museum in Chicago:

Publications. No. 30—39. 1899. 8⁰.
The Birds of Eastern North America. Water Birds. Part I. By Charles B. Cory. 1899. 4⁰.

Zeitschrift „The Monist" in Chicago:

The Monist. Vol. 10, No. 1. 1899. 8⁰.

Zeitschrift „The Open Court" in Chicago:

The Open Court. Vol. XIII, No. 7—11. 1899. 8⁰.

University of Chicago:

Bulletin. No. 6–10. 1899. 8⁰.
Zeitschrift „The Astrophysical Journal". Vol. X, No. 1—5. 1899. gr. 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften in Christiania:

Forhandlinger 1898, No. 6. 1899, No. 1. 8⁰.
Skrifter. I. Mathem. Klasse 1898, No. 11, 12. 1899, No. 2—4; 6—7. II. Histor.-filos. Klasse 1898, No. 1, 6, 7. 1899, No. 1—4. 4⁰.
Oversigt 1898. 1899. 8⁰.
Schriften aus d. J. 1897/98 in 4⁰ u. 8⁰.

Historisch-antiquarische Gesellschaft für Graubünden in Chur:

XXVIII. Jahresbericht. Jahrg. 1898. 1899. 8⁰.

Naturforschende Gesellschaft Graubündens in Chur:

Jahresbericht. Neue Folge. Band 42. 1898/99. 1899. 8⁰.

Observatory in Cincinnati:

Publications. No. 14. 1898. 4⁰.

Academia nacional de ciencias in Cordoba (Republ. Argent.):

Boletin. Tomo XVI, 1. Buenos Aires 1899. 8⁰.

Franz-Josephs-Universität in Czernowitz:

Verzeichniss der Vorlesungen. Winter-Semester 1899/1900. 1899. 8⁰.
Uebersicht der akademischen Behörden i. J. 1899/1900. 1899. 8⁰.

Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig:

Zeitschrift. Heft 41. 1900. 8⁰.

Union géographique du Nord de la France in Douai:

Bulletin. Tom. 20, trimestre 2, 3. 1899. 8⁰.

K. sächsischer Alterthumsverein in Dresden:

Die Sammlung des k. sächs. Alterthumsvereins zu Dresden. Lief. II, III. 1899. 4⁰.

Jahresbericht 1898/99. 1899. 8⁰.
Neues Archiv für sächsische Geschichte 20. Band. 1899. 8⁰.

Generaldirektion der kgl. Sammlungen in Dresden:

Bericht während der Jahre 1896 u. 1897. 1898. Fol.

Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Ser. III, Vol. 5, No. 3. 1899. 8⁰.

Pollichia in Dürkheim:

Mittheilungen. Pollichia. 56. Jahrg. 1898. No. 12. 8⁰.

American Chemical Societx in Easton, Pa.:

The Journal. Vol. 21, No. 7—12. 1899. 8⁰.

Royal Society in Edinburgh:

Proceedings. Vol. XXII, part 441—536. 1899. 8⁰.

Geological Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. VII, part 4. 1899. 8⁰.

Verein für Geschichte der Grafschaft Mansfeld in Eisleben:

Mansfelder Blätter. XIII. Jahrg. 1899. 8⁰.

Gesellschaft f. bildende Kunst u. vaterländische Alterthümer in Emden:

Jahrbuch. Band XIII. Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt:

Jahrbücher. N. F. Heft XXV. 1899. 8⁰.

K. Universitätsbibliothek in Erlangen:

Schriften aus d. J. 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Reale Accademia dei Georgofili in Florenz:

Atti. IV. Serie, Vol. XXII. 2. 1899. 8⁰.

Società Asiatica Italiana in Florenz:

Giornale. Vol. XII. 1899. 8⁰.

Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a/M.:

Abhandlungen. Band XXI, 4. 1899. 4⁰.

Physikalischer Verein in Frankfurt a/M.:

Jahresbericht für 1897/98. 1899. 8⁰.
Walter König, Göthes optische Studien. 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein in Frankfurt a. O.:

Helios. Band 16. Berlin 1899. 8⁰.
Societatum Litterae. Jahrg. XII, 5—12. 1898. 8⁰.

Breisgau-Verein Schau-ins-Land in Freiburg i. Br.:

„Schau-ins-Land.“ Jahrlauf 26. 1899. Fol.

Kirchlich-historischer Verein in Freiburg i. Br.:

Freiburger Diöcesan-Archiv. 27. Band. 1899. 8⁰.

Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br.:

Schriften a. d. J. 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Universität Freiburg in der Schweiz:

Index lectionum. Discours prononcé à l'occasion de l'inauguration des cours de l'année 1899—1900. 1899. 8⁰.
Collectanea Friburgensia. Fasc. VIII. 1899. 4⁰.
Behörden, Lehrer und Studirende. Winter-Semester 1899—1900. 1899. 8⁰.

Bibliothèque publique in Genf:

Compte-rendu pour l'année 1898. 1899. 8⁰.

Observatoire in Genf:

Resumé météorologique de l'année 1897 et 1898. 1898/99. 8⁰.

Universität in Genf:

Schriften aus d. J. 1898/99.

Museo civico di storia naturale in Genua:

Annali. Serie II, Vol. 19. 1899. 8⁰.

Universität in Giessen:

Schriften aus d. J. 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1899, No. VII—X. Berlin 1899. 4⁰.
Nachrichten 1) Philol.-histor. Klasse 1899. Heft 2, 3. 4⁰.
2) Mathem.-phys. Klasse 1899. Heft 2. 4⁰.
Geschäftliche Mittheilungen 1899. Heft 1. 4⁰.
Abhandlungen. Philol.-histor. Klasse. Neue Folge. Band III, No. 1. Berlin 1899. 4⁰.

The Journal of Comparative Neurology in Granville (U. St. A.):

The Journal. Vol. IX, No. 2—4. 1899. 8⁰.

Scientific Laboratories of Denison University in Granville, Ohio:

Bulletin. Vol. XI, No. 4—8. 1898—99. 8⁰.

Universität in Graz:

Verzeichniss der Vorlesungen 1899/1900, 1899. 4⁰.

Historischer Verein für Steiermark in Graz:

Mittheilungen. Heft 46. 1898. 8⁰.
Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 29. Jahrgang. 1898. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark in Graz:

Mittheilungen. Jahrg. 1898. 1899. 8⁰.

Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein in Greifswald:

Th. Pyl, Nachträge zur Geschichte der Greifswalder Kirchen. 1900. 8⁰.

K. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië im Haag:

Bijdragen. VI. Reeks, Deel VI, aflev. 3 und 4. 1899. 8⁰.

Teyler's Genootschap in Haarlem:

Archives du Musée Teyler. Sér. II, Vol. VI, partie 3. 1899. 4⁰.

Société Hollandaise des Sciences in Haarlem:

Archives Néerlandaises des sciences exactes. Sér. II, Tom. 3, livre 1 u. 2. La Haye. 1899. 8⁰.
Oeuvres complètes de Christian Huygens. Vol. VIII. La Haye. 1899. 4⁰.

K. K. Obergymnasium zu Hall in Tyrol:

Programm für das Jahr 1898/99. Innsbruck 1899. 8⁰.

Kaiserlich. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher in Halle:

Leopoldina. Heft 35, No. 6—11. 1899. 4⁰.
Nova Acta. Tom. 72, 74. 1899. 4⁰.

Deutsche morgenländische Gesellschaft in Halle:

Zeitschrift. Band 53, Heft 2, 3 u. Register zu Band 41—50. Leipzig 1899. 8⁰.

Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes. Band XI, No. 2. Leipzig 1899. 8⁰.

Universität Halle:

Verzeichniss der Vorlesungen. Winter-Semester 1899/1900. 1899. 8⁰.

Schriften aus d. J. 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen in Halle:

Zeitschrift für Naturwissenschaften. Bd. 72, Heft 1, 2. Stuttgart 1899. 8⁰.

Thüring.-Sächs. Geschichts- und Alterthums-Verein in Halle:

Neue Mittheilungen. Band 20, Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Stadtbibliothek in Hamburg:

Schriften der Hamburgischen wissenschaftl. Anstalten für 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Sternwarte in Hamburg:

Mittheilungen No. 1—5. 1895—99. 8⁰.

Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau:

Bericht 1895/99. 1899. 8⁰

Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahrgang 1899. 8⁰.

Universität Heidelberg:

Schriften der Universität aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Historisch-philosophischer Verein in Heidelberg:

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrg. IX, Heft 1. 1899. 8⁰.

Naturhistorisch-medicinischer Verein zu Heidelberg:

Verhandlungen. N. F. Band VI, Heft 2. 1899. 8⁰.

Commission géologique de la Finlande in Helsingfors:

Bulletin. No. 6, 8. 1898/99. 8⁰.

Finländische Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Vol. XXIV. 1899. 4⁰.

Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk. Heft 57. 1898. 8⁰.

Société de géographie de Finlande in Helsingfors:

Atlas de Finlande. 1899. Fol.

Fennia. Vol. XIV, XV, XVII. 1899. 8⁰.

Universität Helsingfors:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

Archiv. N. F., Band 29, Heft 1. 1899. 8⁰.

Siebenbürgischer Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt:

Verhandlungen und Mittheilungen. 48. Band. Jahrg. 1898. 1899. 8⁰.

Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde in Hildburghausen:

Schriften. Heft 32, 33. 1899. 8⁰.

Voigtländischer Alterthumsverein in Hohenleuben:

67. u. 69. Jahresbericht. 1899. 8⁰.

Ungarischer Karpathen-Verein in Igló:

Jahrbuch. 26. Jahrg. 1899. 8⁰.

Historischer Verein in Ingolstadt:

Sammelblatt. XXIII. Heft. 1898. 8⁰.

Ferdinandeum in Innsbruck:

Zeitschrift. 3. Folge. Heft 43. 1899. 8⁰.

Naturwissenschaftlich-medicinischer Verein in Innsbruck:

Berichte. 24. Jahrg. 1897/98 u. 1898/99. 1899. 8⁰.

Journal of Physical Chemistry in Ithaca, N.Y.:

The Journal. Vol. 3, No. 5–8. 1899. 8⁰.

Ostsibirische Abtheilung der Kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft in Irkutsk:

Iswestija. Tom. 30, No. 1. 1899. 8⁰.

Medicinisch-naturwissenschaftliche Gesellschaft in Jena:

Denkschriften. Band IV, Lieferung 2. Text und Atlas.
Band VI, Lieferung 2. Text und Atlas.
Band VII, Lieferung 2. Text und Atlas. 1898. Fol.

Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Register zu Band 1—10. 1899. 8⁰.

Gelehrte Estnische Gesellschaft in Jurjew (Dorpat):

Sitzungsberichte 1898. Dorpat 1899. 8⁰.

Verhandlungen. Band XX, 1. Dorpat 1899. 8⁰.

Centralbureau für Meteorologie etc. in Karlsruhe:

Jahresbericht des Centralbureaus für das Jahr 1898. 1899. 4⁰.

Grossherzoglich technische Hochschule in Karlsruhe:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Grossh. badische Staats-Alterthümersammlung in Karlsruhe:

Veröffentlichungen der grossh. badischen Sammlungen. 2. Heft. 1899. 4⁰.

Universität Kasan:

Utschenia Sapiski. Band 66, No. 5—6. 1899. 8⁰.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. N. F. Band XXIV, 1. Hälfte. 1899. 8⁰.

Mittheilungen. Jahrgang 1898. 1899. 8⁰.

Quartalblätter 1895. 4. Vierteljahrsheft u. Register zu 1891/95. 1899. 8⁰.

Verein für Naturkunde in Kassel:

Abhandlungen und Bericht XLIII. 1899. 8⁰.

Société mathématique in Kharkow:

Communications. 2ᵉ Série, Tome VI. No. 5, 6. 1899. 8⁰.

Université Impériale in Kharkow:

Sapiski (Annales) 1899. Band 4. 1899. 8⁰.

Annales 1899. Heft 2. u. 3. 8⁰.

F. A. Maslow, Eine Dissertation in russ. Sprache. 1899. 8⁰.

Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte in Kiel:

Zeitschrift. Register zu Band 1—20. 1899. 8⁰.

Kommission zur wissenschaftl. Untersuchung der deutschen Meere in Kiel:

Wissenschaftliche Meeresuntersuchungen. N. F. Band III, IV. 1899. 4⁰.

Sternwarte in Kiel:

Publikation X. Leipzig 1899. 4⁰.

K. Universität in Kiel:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ und 8⁰.

Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein in Kiel:

Schriften. Band XI, Heft 2. 1898. 8⁰.

Physikal.-chemische Gesellschaft an der Universität in Kiew:

Schurnal. Vol. XXXI, 7. 1899. 8⁰.

Universität in Kiew:

Iswestija. Vol. 39, No. 3, 4, 6—8. 1899. 8⁰.

Geschichtsverein für Kärnten in Klagenfurt:

Jahresbericht für 1898. 1899. 8⁰.
Carinthia I. 89. Jahrg. No. 1–6. 1899. 8⁰.

Stadtarchiv in Köln:

Mittheilungen. 29. Heft. 1899. 8⁰.

Universität in Königsberg:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt. 1899. No. 2—5. 8⁰.
Skrifter. 6. Raekke, Naturvid. Afd. IX, 3. 1899. 4⁰.
Mémoires. a) Sections des Lettres. Tome 4, No. 6.
b) Sections des Sciences. Tome 9, No. 1, 2. Tome X, No. 1. 1899/1900. 4⁰.
Regesta diplomatica historiae Danicae. Series II, Tome II, 4. 1808/28. 1898. 4⁰.

Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Aarböger, II. Raekke. 14. Band, Heft 2, 3. 1899. 8⁰.
Mémoires. Nouv. Sér. 1898. 1899. 8⁰.

Genealogisk Institut in Kopenhagen:

Sofus Elvius, Bryllupper og Dödsfeld i Danmark 1898. 1899. 8⁰.
Bitrag til Frederiksborg Latinskoles historie af G. J. L. Feilberg og Sofus Elvius. Hilleröd. 1899. 8⁰.

Akademie der Wissenschaften in Krakau:

Anzeiger. 1899. Juni, Juli. 8⁰.
Biblioteka pisarzow polskich. No. 36. 1899. 8⁰.
Atlas geologiczny Galicyi. Liefrg. X. 1899. Fol.

Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. IV. Série, Vol. 35, No. 132. 1899. 8⁰.
Observations météorologiques. Année 1898, XIIᵉ année. 1899. 8⁰.

Kansas Academy of Science in Lawrence, Kansas:

Transactions. Vol. XVI. Topeka 1899. 8⁰.

Kansas University in Lawrence, Kansas:

The Kansas University Quarterly. Vol. VIII, 2, 3. 1899. 8⁰.

Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde in Leiden:

Tijdschrift. N. Serie, Deel XIII, aflev. 2, 3. 1899. 8⁰.
D. C. Hesseling, Het Afrikaansch. 1899. 8⁰.

Archiv der Mathematik und Physik in Leipzig:

Archiv. II. Reihe, II. Serie, Theil XVII, Heft 1. 2. 1899. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Abhandlungen der philol.-hist. Classe. Band XVIII, No. 5. 1899. 4⁰.

Abhandlungen der math.-phys. Classe. Band XXV, No. 3—5. 1899. 4⁰.
Berichte der philol.-hist. Classe. Band 51, No. II, III. 1899. 8⁰.
Berichte der mathem.-physik. Classe. Band 51. Mathematischer Theil. No. IV, V. 1899. 8⁰.

Journal für praktische Chemie in Leipzig:

Journal. N. F. Band 60, Heft 1—8. 1899. 8⁰.

Verein für Erdkunde in Leipzig:

Wissenschaftliche Veröffentlichungen. Band 4. 1899. 8⁰.

Verein für Geschichte des Bodensees in Lindau:

Der „Bodensee-Forschungen" X. Abschnitt. 1899. 4⁰.

Museum Francisco-Carolinum in Linz:

57. Jahresbericht. 1899. 8⁰.

Sociedade de geographia in Lissabon:

Boletin. 16ª Serie, No. 11. 1897. 8⁰.

Zeitschrift „La Cellule" in Loewen:

La Cellule. Tome XVI, 2. 1899. 4⁰.

Royal Institution of Great Britain in London:

Proceedings. Vol. 15, part 3. 1899. 8⁰.

The English Historical Review in London:

Historical Review. Vol. 14, No. 45, 46. 1899. 8⁰.

Royal Society in London:

Year-book 1899. 8⁰.
Proceedings. Vol. 65, No. 416—421. 1899. 8⁰.
Philosophical Transactions. Series A. Vol. 191; Series B. Vol. 190. 1898. 4⁰.
List of Members. 30th Nov. 1898. 4⁰.

R. Astronomical Society in London:

Monthly Notices. Vol. 59, No. 9, 10; Vol. 60, No. 1. 1899. 8⁰.
Memoirs. Vol. 52. 53. 1899. 8⁰.

Chemical Society in London:

Journal No. 441—446 (August 1899 — Januar 1900). 8⁰.
Proceedings. Vol. 15, No. 213—216. 1899. 8⁰.

Linnean Society in London:

Proceedings. Nov. 1897 to June 1898. Oct. 1899. 1898/99. 8⁰.
The Journal. a) Zoology. Vol. 26, No. 172; Vol. 27, No. 173—176, 178.
b) Botany. Vol. 33, No. 234; Vol. 34, No. 235—39. 1898/99. 8⁰.
The Transactions. a) Zoology. 2d Series, Vol. VII, part 5—8.
b) Botany. 2d Series, Vol. V, part 9, 10. 1899. 4⁰.
List 1898/99. 8⁰.

Medical and chirurgical Society in London:

Medico-chirurgical Transactions. Vol. 82. 1899. 8⁰.

R. Microscopical Society in London:

Journal 1899, part 4—6. 8⁰.

Zoological Society in London:

Proceedings. Vol. 1899, part 2, 3. 8⁰.
Transactions. Vol. XV, 2—4. 1899. 4⁰.
A List of the Fellows. 1899. 8⁰.

Zeitschrift „Nature" in London:

Nature. No. 1549—1574. 1899. 4⁰.

Academy of Science in St. Louis:

Transactions. Vol. VIII, No. 8—12; Vol. IX, No. 1—5, 7. 1899. 8⁰.

Missouri Botanical Garden in St. Louis:

10th annual Report. 1899. 8⁰.

Société géologique de Belgique in Lüttich:

Annales. Tome XXVI, 3. 1899. 8⁰.

Société Royale des Sciences in Lüttich:

Mémoires. Série III, Tome 1. Bruxelles 1899. 8⁰.

Section historique de l'Institut Royal Grand-Ducal in Luxemburg:

Publications. Vol. 46, 47, 49. 1898/1900. 8⁰.

Historischer Verein der fünf Orte in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Band 54. Stans 1899. 8⁰.

Université in Lyon:

Annales. Nouv. Série. I. Sciences, Médecine Fasc. 1, 2.
II. Droit, Lettres Fasc. 1, 2. Paris 1899. 8⁰.

Wisconsin Academy of Sciences in Madison:

Transactions. Vol. XII, 1. 1898. 8⁰.

The Government Observatory in Madras:

Report 1898/99. 1899. Fol.

R. Academia de la historia in Madrid:

Boletin. Tomo 35, cuad. 1—6. 1899. 8⁰.

Società Italiana di scienze naturali in Mailand:

Atti. Vol. 38, Fasc. 3. 1899. 8⁰.

Società Storica Lombarda in Mailand:

Archivio Storico Lombardo. Serie III, anno XXVI, Fasc. 22, 23. 1898. 8⁰.

Literary and philosophical Society in Manchester:

Memoirs and Proceedings. Vol. 43, part 4. 1899. 8⁰.

Universität in Marburg:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Royale Society of Victoria in Melbourne:

Proceedings. Vol. XI, part 2. 1899. 8⁰.

Rivista di Storia Antica in Messina:

Rivista. Anno IV, Fasc. 3. 1899. 8⁰.

Académie in Metz:

Mémoires. Année 78. 1896/97. 1899. 8⁰.

Gesellschaft für lothringische Geschichte in Metz:

Jahrbuch. X. Jahrgang 1898. 4⁰.

Observatorio meteorológico-magnético central in México:

Boletin mensual. 1899, Febrero—Junio. 4⁰.

Sociedad cientifica „Antonio Alzate" in Mexico:

Memorias y Revista. Tomo XII, No. 4—10. 1899. 8⁰.

Regia Accademia di scienze lettere ed arti in Modena:

Memorie. Serie III, Vol. 1. 1898. 4⁰.

Società dei naturalisti in Modena:

Atti. Ser. III, Vol 16, Año 31, Fasc. 3. 1899. 8⁰.

Numismatic and Antiquarian Society of Montreal:

The Canadian Antiquarian and Numismatic Journal. 3d Series, Vol. II, No 1. 1899. 8⁰.

Société Impériale des Naturalistes in Moskau:

Nouveaux Mémoires. Tome XVI, 2. 1899. gr. 4⁰.

Mathematische Gesellschaft in Moskau:

Matemat. Ibornik XX, 3. 1898. 8⁰.

Deutsche Gesellschaft für Anthropologie in Berlin und München:

Correspondenzblatt. 30. Jahrgang 1899, No. 7—9. 4⁰.

Generaldirektion der k. b. Posten und Telegraphen in München:

Preissverzeichniss der Zeitungen und Zeitschriften für 1900. I. und II. Abthlg. mit Nachträgen für 1899 und 1900. Fol.

Geographische Gesellschaft in München:

Aventins Karte von Bayern MDXXIII, hrsg. v. Hartmann. 1899. Fol.

K. bayer. technische Hochschule in München:

Personalstand. Winter-Semester 1899/1900. 1899. 8⁰.
Bericht für das Jahr 1898/99. 1899. 4⁰.

Metropolitan-Kapitel München-Freising in München:

Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising. 1899, No. 17—28. 8⁰.

Universität in München:

Schriften aus dem Jahre 1899 in 4⁰ und 8⁰.
Amtliches Verzeichniss des Personals. Winter-Semester 1899/1900.
Verzeichniss der Vorlesungen. Winter-Semester 1899/1900.
Jos. Bach, Ueber das Verhältniss von Arbeit und Bildung. 1899. 4⁰.

Historischer Verein in München:

Altbayerische Monatsschrift. Jahrg. I, Heft 3—6. 1899. 4⁰.

Landtags-Archivariat in München:

Die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern mit den hierauf bezüglichen Gesetzen. 1899. 8⁰.

Verlag der Hochschul-Nachrichten in München:

Hochschul-Nachrichten. 1899, No. 106—111. 4⁰.

Ausschuss der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München:

Festschrift. Die Entwickelung Münchens etc. 1899. 4⁰.

K. bayer. meteorologische Zentralstation in München:

Beobachtungen der meteorologischen Stationen des Königreichs Bayern. Jahrgang 20, No 2, 3. 1899. 4⁰.

Reale Accademia di scienze morali e politiche in Neapel:

Atti. Vol. 30. 1899. 8⁰.
Rendiconto. Anno 37. 1898. 8⁰.

Accademia delle scienze fisiche e matematiche in Neapel:

Rendiconto. Serie 3, Vol. 5, Fasc. 6, 7. 1899. 8⁰.

Historischer Verein in Neuburg a. D.:

Neuburger Kollektaneen-Blatt. 62 Jahrgang. 1898. 8⁰.

Connecticut Academy of Arts and Sciences in New-Haven:
Transactions. Vol. X, part 1. 1899. 8⁰.

The American Journal of Science in New-Haven:
Journal. IV. Serie, Vol. 8, No. 43—48. 1899. 8⁰.

Observatory of the Yale University in New-Haven:
Report for the year 1898/99. 1899. 8⁰.

Academy of Sciences in New-York:
Annals. Vol. XI, part 3. 1898; Vol. XII, part 1. 1899. 8⁰.

American Museum of Natural History in New-York:
Annual Report for the year 1898. 1899. 8⁰.

American Geographical Society in New-York:
Bulletin. Vol. XXXI, No. 3, 4. 1899. 8⁰.

Archaeological Institut of America in Norwood, Mass.:
American Journal of Archaeology. Vol. III, No. 2, 3. 1899. 8⁰.

Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg:
Abhandlungen. Band XII. 1899. 8⁰.

Neurussische naturforschende Gesellschaft in Odessa:
Sapiski. Tom. 22, Heft 2. 1898. 8⁰.
Sapiski (mathemat. Abthlg.). Tom. 16 u. 19. 1899. 8⁰.

Historischer Verein in Osnabrück:
Osnabrücker Urkundenbuch. Band III, Heft 2, 3. 1899. gr. 8⁰.

Geological Survey of Canada in Ottawa:
Contributions to Canadian Palaeontology. Vol. I, part 1 u 5. Ottawa 1885/98. 8⁰.

Royal Society of Canada in Ottawa:
Proceedings and Transactions. IId Series, Vol. 4. 1898. 8⁰.

Radcliffe Observatory in Oxford:
Observations, 1890/91. Vol. 47. 1899. 8⁰.

Società Veneto-Trentina di scienze naturali in Padua:
Bullettino. Tomo VI, 4. 1899. 8⁰.

Circolo matematico in Palermo:
Rendiconti. Tomo 13, Fasc. 5, 6. 1899. 8⁰.

Collegio degli Ingegneri in Palermo:
Atti. Anno 1899. Gennajo — Giugno. 1899. 4⁰.

Académie de médecine in Paris:
Bulletin. 1899, No. 27—45. 8⁰.

Académie des sciences in Paris:
Comptes rendus. Tome 129, No. 1—26; Tome 130, No. 1. 1899. 4⁰.

Comité international des poids et mesures in Paris:
Travaux et Mémoires. Tome IX. 1898. 4⁰.

Ministère de la Justice in Paris:
Le Bhâgavata Purâna. Tome V. 1898. Fol.

Moniteur Scientifique in Paris:
Moniteur. Livre 692—696, (Août — Déc.) 1899; 697 (Janvier 1900). 4⁰.

Société d'anthropologie in Paris:

Bulletins. IV. Série. Tome IX, Fasc. 6; Tome X, Fasc. 1. 1898. 8⁰.

Société des études historiques in Paris:

Revue. 65e année. Nouv. Sér., Tome 1. Août, Sept., Déc. 1899, Janvier 1900. 8⁰.

Société de géographie in Paris:

Comptes rendus. 1899. No. 5, 6. 8⁰.

Bulletin. VIIe Série, Tome 20, 2e et 3e trimestre 1899; Tome 18, 4e trimestre 1897. 1899. 8⁰.

Société mathématique de France in Paris:

Bulletin. Tome 27, Fasc. 2, 3. 1899. 8⁰.

Académie Impériale des sciences in St. Petersburg:

Byzantina Chronika. Tom. 6, Heft 1, 2. 1899. 8⁰.

Mémoires. a) Classe historico-phil. Série VIII, Tome III, 3—5.
b) Classe physico-mathém. Série VIII, Tome VII, 4; VIII, 1—5. 1898/99. 4⁰.

Bulletin. V. Série, Tome VIII, 5; IX, 1—5; X, 1—4. 1898/99. 4⁰.

Annuaire du Musée zoologique 1899. No. 1—3. 1899. 8⁰.

Kais. botanischer Garten in St. Petersburg:

Acta horti Petropolitani. Tom. XV, 2. 1898. 8⁰.

Historischer Abriss des kais. botan. Gartens 1873/98. 1899. 8⁰. (In russ. Sprache.)

Kais. Russische archäologische Gesellschaft in St. Petersburg:

Sapiski. Tom. 9, No. 1, 2; Tom. X, No. 1, 2. 1897/98. 4⁰.

Trudy. (Orientalische Abtheilung.) Band XXII. 1898. 4⁰.

Kaiserl. mineralogische Gesellschaft in St. Petersburg:

Verhandlungen. II. Serie, Band 36, Lfg. 2; Band 37, Lfg. 1. 1899. 8⁰.

Materialien zur Geologie Russlands. Band XIX. 1899. 8⁰.

Physikalisch-chemische Gesellschaft an der kaiserl. Universität in St. Petersburg:

Schurnal. Tom. 31, No. 5, 6. 1899. 8⁰.

Kaiserliche Universität in St. Petersburg:

Obosrenie 1899/1900. 1899. 8⁰.

Schriften aus d. J. 1898/99.

Nicolai-Hauptsternwarte in St. Petersburg:

Die Odessaer Abtheilung der Nicolai-Hauptsternwarte. 1899. 4⁰.

Academy of natural Sciences in Philadelphia:

Catalogue of duplicate books and pamphlets. 1899. 8⁰.

Journal. II. Series, Vol. XI, part 2. 1899. Fol.

Proceedings. 1899, part 1. 1899. 8⁰.

Historical Society of Pennsylvania in Philadelphia:

The Pennsylvania Magazine of History. Vol. 22, No. 4; 23, No. 1—3. 1899. 8⁰.

Alumni Association of the College of Pharmacy in Philadelphia:

Alumni Report. Vol. 35, No. 7—12. 1899. 8⁰.

American Philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. 38, No. 159. 1899. 8⁰.

Società Italiana di fisica in Pisa:

Il nuovo Cimento. Serie IV, Tomo 10, Giugno — Ottobre. 1899. 8⁰.

Centralbureau der internationalen Erdmessung in Potsdam:

Verhandlungen der 1898 in Stuttgart abgehaltenen XII. allgemeinen Conferenz. Berlin 1899. 4⁰.

A. Ferrero, Rapport sur les triangulations. Florence 1899. 4⁰.

K. geodätisches Institut in Potsdam:

Jahresbericht 1898/99. 1899. 8⁰.

Böhmische Kaiser Franz-Joseph-Akademie in Prag:

Rozprawy. Třída II. Ročník VII. 1898. 8⁰.
Historický Archiv. Číslo 13—15. 1898/99. 8⁰.
Věstník. Ročník VII. No. 1—9. 1898. 8⁰.
Bulletin international. No. 5 (2 Hefte). 1898. 8⁰.
Almanach. Ročník VIII, Almanach. Ročník IX. 1899. 8⁰.
Památník na jubilea Františka Josefa I. 1848—1898. 1898. 4⁰.
Památík na oslavu Frantíska Palackého. 1898. 8⁰.
Spisy Jana, Amosa Komenského Číslo I (Schlussheft). 1898. 8⁰.
Repertorium literatury geologické. Díl I. 1898. 8⁰.
Sbírka pramenu etc. II, 4. 1898. 8⁰.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag:

Rob. v. Weinzierl, Das La Tène-Grabfeld von Langugest in Böhmen. Braunschweig 1899. 4⁰.
Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag. 1899. 4⁰.
J. E. Hirsch, Geologische Karte des böhmischen Mittelgebirges. Blatt II. Wien 1899. 8⁰.
Rich. Batka, Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland. Abschnitt II (Sep.-Abdr.). Wien 1899. 8⁰.

Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag:

Bericht über das Jahr 1898. 1899. 8⁰.

Deutsche Carl-Ferdinands-Universität in Prag:

Personalstand 1899/1900. 1899. 8⁰.
Ordnung der Vorlesungen. Winter-Semester 1899/1900. 8⁰.

Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag:

Mittheilungen. Jahrgang 37, Heft 1—4. 1898/99. 8⁰.

Verein für Natur- und Heilkunde in Pressburg:

Közleményei. Neue Folge, Heft 10. 1899. 8⁰.

Historischer Verein in Regensburg:

Verhandlungen. Register zu Band 1—40. 1892. 8⁰.

Observatorio in Rio de Janeiro:

Annuario 1899. 8⁰.

R. Accademia dei Lincei in Rom:

Atti. Serie V. Rendiconti. Classe di scienze fisiche. Vol. 8. 1º semestre, Fasc. 12; 2º semestre, Fasc. 1—12. 1899. 4⁰.
Atti. Ser. V. Classe di scienze morali. Vol. 7, parte 2. Notizie degli scavi 1899. Febraio — Luglio 1899. 4⁰.
Rendiconti. Classe di scienze morali. Serie V, Vol. VIII, Fasc. 5—8. 1899. 4⁰.
Rendiconto dell' adunanza solenne del 4 Giugno 1899. 1899. 4⁰.

Biblioteca Apostolica Vaticana in Rom:

Studi e documenti di storia e diritto. Anno XIV—XIX. 1897/98. 4⁰.

I Codici Capponiani della Biblioteca Vaticana da Gius Salvo-Cozzo. 1897. 4⁰.

R. Comitato geologico d'Italia in Rom:

Bollettino. Anno 1898, No. 4; 1899, No. 1—3. 8⁰.

Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno 52, Sessione 5—7. 1899. 4⁰.

Kais. deutsches archäologisches Institut (röm. Abth.) in Rom:

Mittheilungen. Band XIV, 2. 1899. 8⁰.

Kgl. italienische Regierung in Rom:

Opere di Galilei. Vol. IX. Firenze 1899. 4⁰.

R. Società Romana di storia patria in Rom:

Archivio. Vol. XXII, Fasc. 1, 2. 1899. 8⁰.

Universität Rostock:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ und 8⁰.

Bataafsch Genootschap der Proefondervindelijke Wijsbegeerte in Rotterdam:

Catalogus van de Bibliotheek. 1899. 8⁰.

R. Accademia degli Agiati in Rovereto:

Atti. Serie III, Vol. 5, Fasc. 2. 1899. 8⁰.

Essex Institute in Salem:

Bulletin. Vol. 28, No. 7—12; Vol. 29, No. 7—12; Vol. 30, No. 1—12. 1896/98. 8⁰.

Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mittheilungen. 39. Vereinsjahr. 1899. 8⁰.

K. K. Staatsgymnasium in Salzburg:

Programm für das Jahr 1898/99. 1899. 8⁰.

Historischer Verein in St. Gallen:

Joh. Dierauer, Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798. 1899. 4⁰.
Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Theil IV, Liefg. 5; 1402—11. 1899. 4⁰.
Joh. Häne, Der Auflauf zu St. Gallen i. J. 1491. 1899. 8⁰.

Instituto y Observatorio de marina de San Fernando (Cadiz):

Anales. Sección 1ª. Observationes astronómicas Año 1893. Seccion 2ª, Anno 1898. 1899. Fol.
Almanaque náutico para 1901. 1899. 4⁰.

Californio Academy of Sciences in San Francisco:

Occasional Papers VI. 1899. 8⁰.
Proceedings. IIId Series. a) Zoology. Vol. 1, No. 11, 12. b) Botany. Vol. 1, No. 6—9. c) Geology. Vol. 1, No. 5—6. 1899. 4⁰.

Bosnisch-Herzegovinisches Landesmuseum in Sarajero:

Wissenschaftl. Mittheilungen. Band VI. Wien 1899. 4⁰.

Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresberichte. 64. Jahrg. 1899. 8⁰.
Mecklenburgisches Urkundenbuch. Band XIX. 1899. 4⁰.

China Branch of the R. Asiatic Society in Shangai:

Journal. N. S., Vol. 30. 1895/96. 1899. 8⁰.

K. K. archäologisches Museum in Spalato:

Bullettino di Archeologia. Anno 1899. No. 5—10. Mai—Oct. 8⁰.

K. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademie in Stockholm:

Antiquarisk Tidskrift för Sverige. Band XIV, Heft 1. 1899. 8⁰.

K. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Handlingar. N. F., Band 31. 1898/99. 4⁰.
Bihang til Handlingar. Band XXIV, afd. 1–4. 1899. 8⁰.

K. öffentliche Bibliothek in Stockholm:

Accessions-Katalog 1898. 1899. 8⁰.

Geologiska Förening in Stockholm:

Förhandlingar. Band 21, Heft 5, 6. 1899. 8⁰.

Institut Roal géologique in Stockholm:

Sveriges geologiska undersökning. Series Aa, No. 114; Ac, No. 34; Ba, No. 5; C, No. 162, 176—179, 181, 182. 1896/99. 4⁰ u. 8⁰.

Nordiska Museet in Stockholm:

Bidrag till Vår Odlings Häfder. No. 6, 7. 1899. 8⁰.

Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Strassburg:

Monatsbericht. Tome 33, Fasc. 6—9 (Juni—Okt.). 1899. 8⁰.

Kais. Universitäts-Sternwarte in Strassburg:

Annalen. Band II. Karlsruhe 1899. 4⁰.

Kais. Universität Strassburg:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Württembergische Kommission für Landesgeschichte in Stuttgart:

Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. N. F. Jahrg. VIII, Heft 1—4. 1899. 8⁰.

K. Württemberg. statistisches Landesamt in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landesgeschichte. Jahrg. 1898. Theil I, II und Ergänzungsband I. 1898/99. 4⁰.

Australasian Association for the advancement of science in Sydney:

Report of the 7th Meeting at Sydney 1898. 8⁰.

Royal Society of New-South-Wales in Sydney:

Journal and Proceedings. Vol. XXXII. 1898. 8⁰.

Department of Mines and Agriculture of New-South-Wales in Sydney:

Annual Report for the year 1898. 1899. Fol.
Records of the Geological Survey of New-South-Wales. Vol. VI, part 3. 1899. 4⁰.
Mineral Resources. No. VI. 1899. 8⁰.

Observatorio astronómico nacional in Tacubaya:

Boletín. Tomo 2. No. 5. 1899. Fol.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo:

Mittheilungen. Band VII, Heft 2. 1899. 8⁰.

Kaiserliche Universität Tokyo (Japan):

The Journal of the College of Science. Vol. XI, part 3. 1899. 4⁰.

Canadian Institute in Toronto:

Proceedings. New Ser., Vol. 2, part 2. 1899. 4⁰.

University of Toronto:

Studies. History, I[st] Series, Vol. 3. 1898. 8⁰.

Faculté des sciences in Toulose:

Annales. II. Série, Tome I, Fasc. 1. 1899. 4⁰.

Biblioteca e Museo comunale in Trient:

Archivio Trentino. Anno XIV, Fasc. 2. 1899. 8⁰.

Kaiser Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau:

Jahresbericht 1898. 1899. 8⁰.

Universität Tübingen:

Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ und 8⁰.

R. Accademia delle scienze in Turin:

Atti. Vol. 34, disp. 11—15. 1899. 8⁰.
Osservazioni meteorologiche 1898. 1899. 8⁰.

K. Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala:

Nova Acta. Ser. III, Vol. 18, Fasc. 1. 1899. 4⁰.

K. Universität in Upsala:

Eranos. Acta philologica Suecana. Vol. 3, No. 2—3. 1899. 8⁰.
Schriften der Universität aus d. J. 1898/99 in 4⁰ u. 8⁰.

Redaction der Prace matematyczno-fizyczne in Warschau:

Prace matemat.-fizyczne. Tom. X. 1899—1900. 4⁰.

American Academy of Arts and Sciences in Washington:

Proceedings. Vol. 34, No. 15—20. 1899. 8⁰.

Volta-Bureau in Washington:

Marriages of the Deaf in America, by Edw. Allen Fay. 1898. 8⁰.

U. S. Departement of Agriculture in Washington:

North American Fauna, No. 15. 1899. 8⁰.

U. S. Coast and Geodetic Survey in Washington:

Annual Report for the year 1897. Parts 1 und 2. 1898. 4⁰.
Bulletin No. 37—39. 1899. 4⁰.

Smithsonian Institution in Washington:

Smithsonian Miscellaneous Collections, No. 1171. 1899. 8⁰.

U. S. Naval Observatory in Washington:

Report of the Superintendent for the year ending june 30, 1899. 1899. 8⁰.

Surgeon General's Office, U. S. Army in Washington:

Index-Catalogue. II. Series, Vol. 4. 1899. 4⁰.

United States Geological Survey in Washington:

Monographs. No. XXIX, XXXI (Text u. Atlas) XXXV. 1898. 4⁰.
18[th] annual Report 1896/97. Part I, III, IV. 19[th] annual Report 1897/98. Part I, IV, VI and VI continuated. 1898. 4⁰.

Savigny-Stiftung in Weimar:

Zeitschrift für Rechtsgeschichte: a) Germanist. Abtheilung Band XX. b) Romanist. Abtheilung Band XX. 1899. 8⁰.

Harzverein für Geschichte in Wernigerode:

Zeitschrift. 32. Jahrg. 1899. 8⁰.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philos.-hist. Classe. Band 138—140. 1898/99. 8⁰.
Mathem.-naturwissensch. Classe. 1898. 8⁰.
Abth. I. Bd. 107, No. 6—10.
„ IIa. „ 107, „ 3—10.
„ IIb. „ 107, „ 4—10.
„ III. „ 107, „ 1—10.

Archiv für österreichische Geschichte. Band 85, 1, 2; 86, 1, 2. 1898. 8⁰.
Fontes rerum Austriacarum. Abtheilg. II, Band 50. 1898. 8⁰.
Almanach. 48. Jahrg. 1898. 8⁰.

K. K. geologische Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. Jahrgang 1898. Band 48, Heft 3 und 4; Jahrgang 1899. Band 49, Heft 1, 2. 1899. 4⁰.
Verhandlungen. 1899. No. 9, 10. 4⁰.
Geologische Karte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Lief. I, II. 1899. Fol.

Geographische Gesellschaft in Wien:

Verzeichniss der Bücher der Bibliothek. 1899. 8⁰.

K. K. Gradmessungs-Commission in Wien:

Protokolle über die Verhandlungen 1898. 1898. 8⁰.
Astronomische Arbeiten. Band X. 1898. 4⁰.

K. K. Gesellschaft der Aerzte in Wien:

Wiener klinische Wochenschrift. 1899, No. 28—52; 1900, No. 1. 4⁰.

Anthropologische Gesellschaft in Wien:

Mittheilungen. Band XXIX, Heft 3—5. 1899. 4⁰.

Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien:

Verhandlungen. Band 49, Heft 6—9. 1899. 8⁰.
Exhumirung Stephan Endlichers. 1899. 8⁰.
Enthüllung des Endlicher Denkmals. 1899. 8⁰.

K. K. militär-geographisches Institut in Wien:

Astronomisch-geodätische Arbeiten. Band XIII—XVI. 1899. 4⁰.

K. K. naturhistorisches Hofmuseum in Wien:

Annalen. Band XIII, 4; XIV, 1, 2. 1898/99. 8⁰.

v. Kuffner'sche Sternwarte in Wien:

Publikationen. Band V. 1900. 4⁰.

K. K. Universität in Wien:

Programm der volksthümlichen Universitätsvorträge (10 Stück). 1896/99. 8⁰.
Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge für d. J. 1898/99. 1899. 8⁰.
Oeffentliche Vorlesungen im Sommer-Semester 1899, Winter-Semester 1899/1900. 8⁰.
Uebersicht der akademischen Behörden für das Studienjahr 1899/1900 1899. 8⁰.
Die feierliche Inauguration des Rektors für 1899/1900. 1899. 8⁰.

K. K. Universitäts-Sternwarte in Wien:

Annalen. Band XIII. 1898. 4⁰.

Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien:
Schriften. 39. Band. Jahr 1898/99. 1899. 8⁰.

Verein für Nassauische Alterthumskunde etc. in Wiesbaden:
Jahrbücher. Jahrg. 52. 1899. 8⁰.

Oriental Nobility Institute in Woking:
Vidyodaya. Vol. 28, No. 4—9. Calcutta 1899. 8⁰.

Physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg:
Festschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens. 1899. 4⁰.

Physikalische Gesellschaft in Zürich:
10. Jahresbericht. 1898. Uster-Zürich 1899. 8⁰.

Zeitschrift: Astronomische Mittheilungen in Zürich:
Astronom. Mittheilungen. Jahrg. No. 90. 1899. 8⁰.

Schweizerisches Landesmuseum in Zürich:
Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde. Band I, Heft 1—3. 1899. 8⁰.

Sternwarte des eidgen. Politechnikums in Zürich:
Publikationen. Band II. 1899. 4⁰.

Universität in Zürich:
Schriften aus dem Jahre 1898/99 in 4⁰ und 8⁰.

Von folgenden Privatpersonen:

P. Bachmetjew in Sofia:

Ueber die Temperatur der Insekten nach Beobachtungen in Bulgarien. Leipzig 1899. 8⁰.

Léon Bollack in Paris:

Grammaire abregée de la langue bleue, bolak-langue internationale pratique. 1899. 8⁰.

W. Borchers in Aachen:

Jahrbuch der Elektrochemie. IV, V. 1897/98. Halle 1898/99. 8⁰.
Zeitschrift für Elektrochemie. Jahrg. IV, V. 1897/98 und 1898/99. Halle. 4⁰.

Jul. W. Brühl in Heideberg:

Roscoe-Schorlemmer's ausführliches Lehrbuch der Chemie von Jul. Wilh. Brühl. VII. Band. Bearbeitet in Gemeinschaft mit Ossian Aschan und Edw. Hjelt. Braunschweig 1899. 8⁰.

Domenico Carutti in Turin:

Bibliografia Carloalbertina. 1899. 4⁰.

Margaritis G. Dimitsas in Athen:

Ὁ Ἑλληνισμός. 1900. 8⁰.

Wilhelm Goering in Dresden:

Die Auffindung der rein geometrischen Quadratur des Kreises. 1899. 8⁰.

Antonio de Gordon y de Acosta in Habana:

Consideraciones sobre la voz humana. 1899. 8⁰.
Declaremos en Cuba guerra á la Tuberculosis. 1899. 8⁰.

Anton Hacklin in Luleå:

Olavus Laurelius 1585—1670. 1896. 8⁰.

Ernst Haeckel in Jena:

Kunstformen der Natur. Lief. III. Leipzig 1899. Fol.

J. M. Hulth in Stockholm:

Öfversikt af Litteratur rörande Nordens Fåglar 1899. 4⁰.

Albert Jahn in Bern:

Biographie von Carl Jahn, Professor der Philologie in Bern. 1898. 8⁰.
Michael Psellos über Platons Phaidros. Berlin 1898. 8⁰.
Glossarium sive Vocabularium ad Oracula Chaldaica. Paris 1899. 8⁰.

A. Karpinsky in St. Petersburg:

Ueber die Reste von Edestiden und die neue Gattung Helicropion. 1899. 8⁰ mit 1 Atlas 4⁰.

R. W. O. Kestel in Port Adelaide:

Radiant Energy, a Working Power in the Mechanism of the Universe. 1898. 8⁰.

Jos. von Körösy in Budapest:

Zur internationalen Nomenclatur der Todesursachen. Berlin 1899. 4⁰.

Karl Krumbacher in München:

Byzantinisches Archiv. Heft 2. Leipzig 1899. gr. 8⁰.
Byzantinische Zeitschrift. 8 Bd., 4. Heft. Leipzig 1899. 8⁰.

C. Mehlis in Neustadt a/H.:

Die Liguren-Frage. Braunschweig. 1899. 4⁰.

Gabriel Monod in Versailles:

Revue historique. Année 24. Tome 71, No. I—II. Sept.—Déc. 1899. Paris 1899. 8⁰.

D. H. Müller in Wien:

Die südarabische Expedition. 1899. 8⁰.

Alfred Nehring in Berlin:

Ueber Herberstain und Hirsfogel. 1897. 8⁰.

J. Praun in München:

Die Kaisergräber im Dome zu Speyer. Karlsruhe. 1899. 8⁰.

Verlagshandlung Dietrich Reimer in Berlin:

Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. 4. Jahrg., 4. Heft. 1898. 4⁰.

*

Verlag von Seitz und Schauer in München:

Deutsche Praxis. 1899. No. 12—24. 8⁰.

Friedrich Schmidt in Ludwigshafen:

Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher. Berlin 1892. 8⁰. I.
Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher. 1899. 8⁰. II.

Michele Stossich in Triest:

Strongylidae. Lavoro monografico. 1899. 8⁰.
La Sezione degli Echinostomi. 1899. 8⁰.
Appunti di elmintologia. 1899. 8⁰.
Lo smembramento dei Brachycoelium. 1899. 8⁰.

J. Schubert in Eberswalde:

Der jährliche Gang der Luft- und Bodentemperatur. Berlin 1900. 8⁰.

Wilhelm Thomsen in Kopenhagen:

Inscriptions de l'Orkhon. Helsingfors 1896. 8⁰.

Giacomo Tropea in Messina:

Studi sugli Scriptores historiae Augustae. No. I—III. 1899. gr. 8⁰.
La stele Arcaica del Foro Romano. 1899. gr. 8⁰.

Nicolaus Wecklein in München:

Euripidis fabulae. Vol. I, pars 1, 2. Editio altera. Lipsiae 1899. 8⁰.

Josef Weisz in Budapest:

Das 2000jährige Problem der Einschreibung des Siebeneckes. 1899. 8⁰.

Ed. v. Wölfflin in München:

Archiv für lateinische Lexikographie. 11. Bd, 3. Heft. Leipzig 1899. 8⁰.

Namen-Register.

Sach-Register.



Bronzestatuette aus Lusoi





Bronzestatuette in Neapel





CIRCULATE AS MONOGRAPH

